

M 1

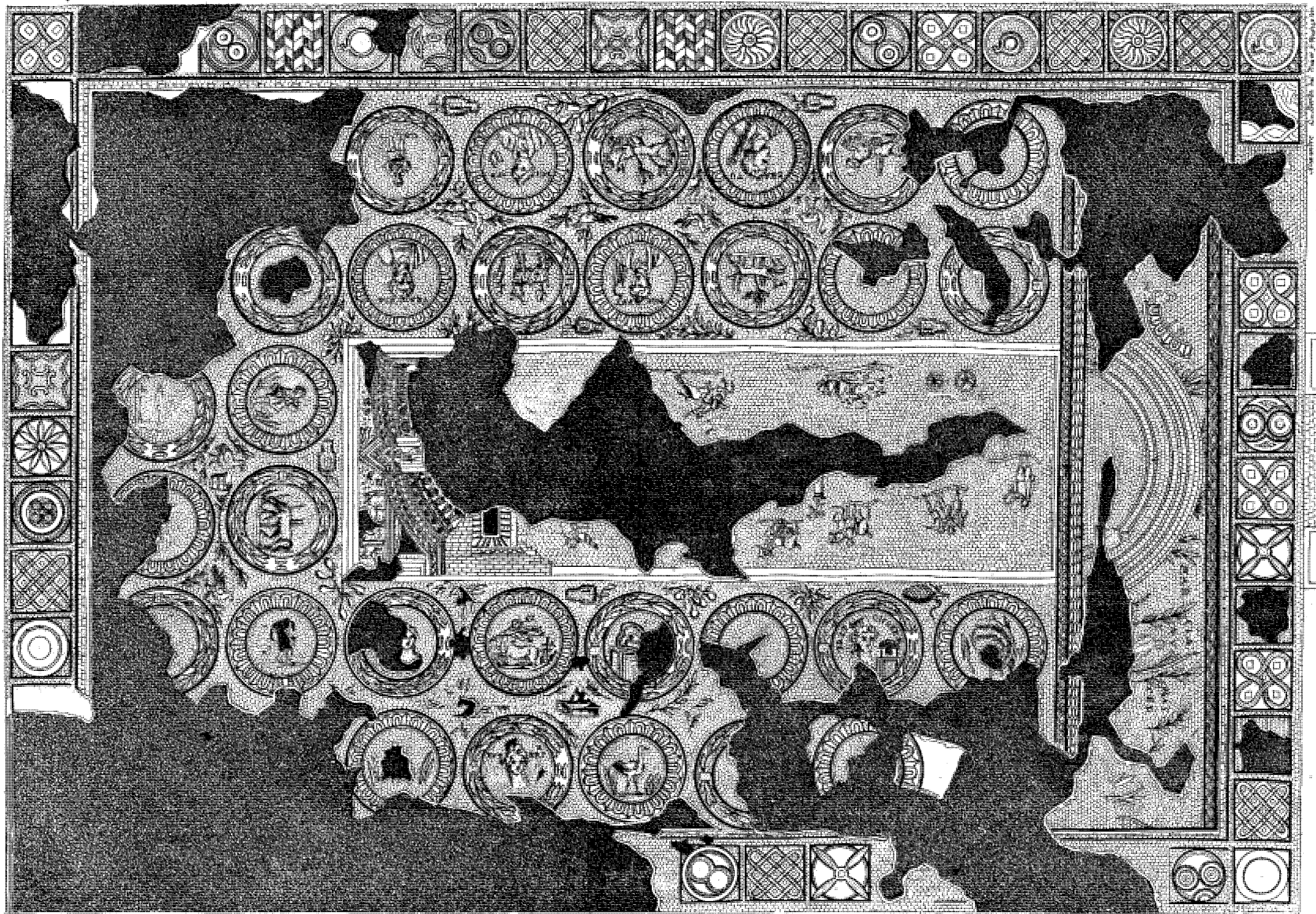




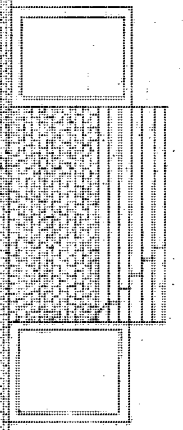








*Geblausche Elm.*



ALLGEMEINE  
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1802.



---

VIERTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

---

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

---

JENA,  
in der Expedition dieser Zeitung,  
und LEIPZIG,  
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

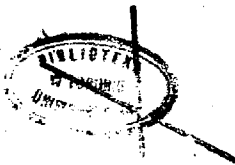
1802.



7400

1.11.11

012408



---

## Ueber die zu Rosette gefundene Stein-Polyglotte, besonders über die darauf befindliche Coptische Inschrift.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

---

Neben den Inscriptionen in der so räthselhaften Pfeil- oder Keilschrift, worüber ein deutscher Sprachforscher, Hr. Generalsuperintendent *Lichtenstein*, vorläufig (in *Braunschweigischen Magazin* 1802. Nr. 55. 56. 57.) die überraschendsten Aufschlüsse mitgetheilt und uns zu Erwartungen berechtigt hat, deren, wie es scheint, zuverlässige Erfüllung auf einmal alle sogenannte persepolitianische Amulette, babylonische Ziegelsteine und alle Steinschriften zu Tschelminhar völlig enträthseln wird, — hat neuerlich kein Denkmal des Alterthums die Aufmerksamkeit der Archäologen und Paläographen so sehr beschäftigt, als die zum Lobe des Königs Ptolemäus Epiphanes in drey verschiedenen Sprachen und Alphabeten geschriebene und in Stein eingegrabene Dankfügung, die von den Franzosen während ihrer Occupation von Aegypten in Rosette gefunden, den Findern aber in der Folge wieder von den Engländern abgenommen, von Capitain *Tumer* nach London gebracht, und an die Londoner Gesellschaft der Alterthümer vor kurzem eingeliefert wurde. Die eine Seite dieser Inschrift ist bekanntlich griechisch, und also am leichtesten, wie es scheint, zu entziffern. Auch wagte schon vor mehreren Monaten der Bürger *Ameilhon* dem Nationalinstitute, dessen Mitglied er ist, eine Uebersetzung und Erklärung derselben mitzutheilen, die hierauf in mehreren französischen Journalen, besonders im *Magazin Encyclopédique* mitgetheilt, und nun auch im 4ten Theil der *Memoires de l'Institut National; Literature et beaux Arts*, abgedruckt worden ist. Seitdem hat die *Societas Antiquariorum Londinensis* die griechische Inschrift in einen treuen *Fac simile* in Kupfer stechen lassen, und an mehrere auswärtige Archäologen versendet. Hr. *Millin* wird im neuesten Stück des *Magazin Encyclopédique* die ganze griechische Inschrift liefern. Hr. *Heyne* hat ganz neuerlich (am 4ten September) in der Göttinger Societät der Wissenschaften dieselbe griechische Inschrift mit großem Scharfsinn erklärt und seine Interpretation wird künftig bey der weitem Forschung in den collateralen Inschriften billig zum Grund gelegt werden müssen. (S. *Gött. Gel. Anz.* 1802. Nr. 148.) Indessen nimmt man wohl auch mit der von *Ameilhon* gegebenen Vorliebe, die noch neuerlich in den meisten englischen Zeitblättern mit dem pomphaften Zusatz in Absicht auf das Denkmal selbst aufgetischt wurde, das es die größte Seltenheit sey, die in den jetzigen Zeiten entdeckt wurde, und die vorzüglichste literarische Ausbeute, die der glorieiche ägyptische Krieg lieferte



(*the greatest curiosity discovered in the present age and the principal literary fruit of our glorious Egyptian war-fare.* St. James Chronicle vom 26. August.) — Allein nun gilt es auch den zwey andern collateralen Inschriften, und zwar fürs erste wohl der mit einheimischen (coptischen) Buchstaben geschriebenen, bis etwa *Zcega* und seine Geistesverwandten am Ende auch der Hieroglyphen mächtig werden. Proben von dieser coptischen Inschrift liefert die vorliegende Kupfertafel, und es ist der Zweck dieser Blätter, die Gedanken eines der scharffinnigsten Orientalisten in Paris darüber in einem, wo möglich, befriedigenden Auszuge mitzutheilen.

Man hat wohl oft (und mit Recht) im Auslande sich gewundert, warum die *Inscriptio trilinguis* von Rosette, auf welche jedermann so begierig wartete, noch zur Zeit nicht bekannt gemacht worden ist. Das natürlichste bey einer so schwer zu entziffernden Inschrift, als derjenige Theil ist, welcher ΕΙΧΩΡΑΙΟΙΣ ΓΡΑΜΜΑΣΙΝ, wie es in dem griechischen Theil der Inschrift heisst, geschrieben ist, wäre wohl gewesen, das Ganze in Kupfer stechen zu lassen, und es allen den Personen, welche sich damit beschäftigen wollen, zuzuschicken, oder diesen Kupferstich verkaufen, oder auch in ein oder einige literarische Journale, z. B. das *Mag. Encyclop.* einrücken zu lassen, damit jedermann sich nach Belieben an dem Deciffiren hätte üben können. Statt dessen hielt man die Abschriften so geheim wie möglich, weil man es sich zum Gesetz gemacht zu haben schien, die Inschrift selbst nicht eher bekannt zu machen, bis man zugleich etwas zu ihrer Erklärung würde sagen können. Unter den einheimischen Pariser Gelehrten ist unstreitig Hr. *Silvestre de Sacy* der einzige, von dem man erwarten konnte, er werde etwas davon entziffern können. Die Copieen, welche nach Frankreich gebracht worden sind, und worunter sich der von *Marcel* gemachte Abdruck am meisten Glauben erwarb, wurden ihm daher zugestellt. Da Hr. *Silvestre de Sacy* zu gelehrt und zu wahrheitsliebend ist, um sich auch nur in der grössten Entfernung einige Charlatanerie zu erlauben, so untersuchte er lange, fand aber endlich, dass es ihm nicht gelingen werde, die ganze Inschrift zu erklären. Schade war es, dass er den von *Raffenau de Lille* genommener en Schwefelabguss, als die genaueste Copie von allen, nicht vergleichen konnte. Er gab die ihm anvertrauten Copieen dem Minister wieder zurück, mit der Anzeige des unbefriedigenden Erfolgs seiner Untersuchungen. Dieser drang inzwischen in ihn, wenigstens diejenigen Resultate bekannt zu machen, auf welche er gekommen, und sodann die weitere Erklärung der Zeit und andern glücklichern Gelehrten zu überlassen.

Dieser Aufforderung zufolge liess Hr. *Silvestre de Sacy* einen Brief an den Minister drucken, unter folgendem Titel: „*Lettre au Citoyen Chaptal, Ministre de l'Intérieur, Membre de l'Institut national des*

„*Sciences et Arts, etc. au Sujet de l'Inscription Egyptienne du Monument trouvé à Rosette; par A. I. Silvestre de Sacy, ci-devant Associé de l'Académie des inscriptions et belles-lettres, de la Société Royale des sciences de Göttingue, et Professeur de Langue Arabe à l'École spéciale des langues Orientales vivantes.*“ Paris de l'Imprimerie de la République. an X. [1802. v. St.] 47 S. in 8. nebst 2 Kupfern, einem in 4. dem andern in 8. welche beide auf beyfolgender Kupfertafel zusammengefasst sind, in Commission bey *Treuttel und Würz* 2 Fr. 30 Cent.

Hr. *Silvestre de Sacy* fieng damit an, *Nomina propria* zu entziffern. Obgleich diese Worte über die Sprache selbst keine Aufklärung geben: so liessen sie doch hoffen, dass man mit ihrer Hülfe eine gewisse Anzahl von Buchstaben würde herausbringen können; und dass man so mit der Entzifferung endlich ins reine kommen würde. Hr. S. d. S. sagt zu Anfang des Briefs, dass er mit Hülfe dieser Eigennamen mehr als 15 Buchstaben herausgebracht. Er hoffte so zunächst die oft in der griechischen Inschrift vorkommenden Worte, Gott, König, Sohn, auch in der ägyptischen aufzufinden. „*Tels étoient les motifs*,“ sagt er, *de l'espoir que j'avois conçu au premier aspect de ce monument, et que je vous avois peut être un peu trop légèrement communiqué. Aujourd'hui que vous desirez, C. Ministre, connoître les résultats de mon travail, je suis obligé de vous avouer franchement qu'ils se réduisent à bien peu de chose; je n'aurois pas même pensé à fixer et à mettre par écrit le peu que je crois avoir découvert, si vous ne l'aviez exigé de moi.*“ Diese Erklärung des Hn. S. d. S. darf nicht übersehen werden, wenn man spätere Erklärungsversuche mit den seinigen vergleicht.

Er giebt hierauf einige Nachrichten über das Monument selbst, und die verschiedenen Abschriften oder Abdrücke, welche er davon in Händen hatte. Diese werden hier ebenfalls nicht am unrechten Orte stehen.

„Sie erinnern sich, B. Minister, sagt der Vf., dass dieses Monument, welches bey Raschid, dem heutigen Rosette gefunden worden, drey Inschriften



sten enthält, oder vielmehr eine und dieselbe Inschrift in dreyerley Charakteren. Die auf dem obern Theil ist in Hieroglyphen; sie enthält 14 Zeilen; der untere Theil des Steins enthält die Inschrift in griechischer Sprache und Schrift, sie hat 54 Linien. Zwischen diesen beiden ist die dritte, welche 32 Linien hat, und welche ich Aegyptisch nennen werde, ohne darum ausdrücklich zu behaupten, das der Charakter, in welcher sie geschrieben ist, ganz allgemein in ganz Aegypten angenommen war. Ein Theil des Steins ist zerbrochen: er ist besonders am obern Theil beschädigt, und dadurch ist sowohl links als rechts ein grosser Theil der hieroglyphischen Inschrift, von der keine Linie ganz unbeschädigt ist, verloren gegangen. Man kann rechnen, das im Ganzen mehr als ein Drittel dieser Inschrift fehlt. Der untere Theil des Monuments ist weit weniger beschädigt: nur zu Anfang der drey letzten Linien der griechischen Inschrift fehlen einige leicht zu ersetzende Buchstaben. Allein auf der linken Seite ist der untere Theil dieser Inschrift weit stärker beschädigt, und hier sind viel beträchtlichere Lücken als am Anfang der Zeilen. Sie fangen an der 28ten Zeile an, und werden immer grösser bis zur 34ten und letzten. Am Ende der letzten Linien fehlen wohl 30 bis 35 Buchstaben. Mehrere dieser Lücken sind leicht auszufüllen.“

Die ägyptische Inschrift ist die, welche am wenigsten gelitten hat. Nur zu Anfang der 14 ersten Zeilen ist ein unbeträchtlicher Theil beschädigt. Diesen Verlust sieht aber Hr. S. d. S. doch als ein grosses Hinderniß für diejenigen an, welche sich mit der Entzifferung der Inschrift beschäftigen werden. Hr. S. d. S. hatte drey Copieen dieses Monuments. Die beiden ersten waren dem National-Institut mitgetheilt, und schon seit länger als einem Jahr dem Hn. S. d. S. zugestellt worden. Die eine davon hatte der damalige Director der National-Druckerey zu Cairo, *Marcel*, durch typographisches Verfahren fertigen lassen. Die zweyte ist durch chalcographische Vorkehrungen gefertigt worden. Seit *Marcel's* Rückkunft nach Frankreich hat dieser Hn. S. d. S. noch eine dritte Copie zugestellt, welche der ersten gleich, allein in einigen Stellen besser ausgefallen ist. Ebenderfelbe befahl noch eine andere weit vollkommene Abschrift, welche er in dem Brand seines Hauses zu Cairo mit vielen andern Seltenheiten und kostbaren Sachen, die er in Aegypten gesammelt hat, verlor.

In der griechischen Inschrift sind nur wenige schwer zu lesende Stellen, und was man in der einen Copie nicht gut lesen kann, liest man besser in der andern. Aber in der Mitte des Steins, an dem Orte, wo sich die ägyptische Inschrift befindet, ist auf den verschiedenen Copieen, welche Hr. S. d. S. sah, nichts als ein undeutliches Gewirre von unbestimmten Strichen auf einem Theil des von der In-

schrift eingenommenen Platzes, es sey nun das das Monument an diesem Orte am meisten gelitten, oder das der Abdruck nicht recht gelungen.

Hr. S. d. S. läßt sich nicht auf die griechische Inschrift ein, um denjenigen Gelehrten (namentlich *Visconti*) die sich mit diesem Theil des Monuments beschäftigen, nicht vorzugreifen.

Es ist eine unstreitige Sache, das die drey Inschriften dieses Monuments nur eine und ebendieselbe Inschrift in drey verschiedenen Charakteren enthält; denn zu Ende der griechischen Inschrift liest man: ΣΤΕΡΕΟΥ ΑΙΘΟΥ ΤΟΙΣ ΤΕ ΙΕΡΟΙΣ ΚΑΙ ΕΠΙΧΩΡΙΟΙΣ ΚΑΙ ΕΛΛΗΝΙΚΟΙΣ ΓΡΑΜΜΑΣΙΝ; und diese Worte, obgleich der Anfang der Phrase fehlt, zeigen hinlänglich, das diese Inschrift in heiliger, örtlicher und griechischer Schrift sey geschrieben worden. Man würde sich indeffen irren, wenn man glaubte, jede der drey Inschriften sey eine wörtliche Uebersetzung der zwey andern.

Hr. *Silvestre de Sacy* hatte dies Anfangs auch geglaubt, und sich eingebildet, das er bloß mit Hülfe eines Zirkels und des Abzählens der Anzahl von Worten in der ägyptischen Inschrift den Ort finden würde, welchen jedes *Nomen proprium* in der griechischen Inschrift einnimmt. Der erste Versuch, den Hr. S. d. S. mit dieser Methode machte, schien auch wirklich seine Hoffnung zu rechtfertigen, er fand so die Namen *Alexander* und *Alexandria*. Andere Versuche gaben ihm indeffen nicht dieselben Resultate; ferneres Nachforschen und Probiren brachten ihn endlich auf die Spur mehrerer eigenen Namen. Folgendes ist nun das Resultat seiner Arbeit:

I. Der Name *Alexander* findet sich nur einmal in der griechischen Inschrift, und zwar in der vierten Zeile, wo man liest: ετους ευχτου εφ ιερως αστου του δε του αλεξανδρου και θεων πατηρων etc. Der Combination der Worte-Zahl zufolge sollte sich der Name *Alexander* zu Anfang der dritten Zeile der ägyptischen Inschrift finden. Er fand ihn zu Ende der zweyten, und man sieht ihn abgebildet unter Nr. 3.

Hr. S. d. S. macht bey diesem Anlafs, so wie bey den folgenden Worten, noch einzelne Bemerkungen, theils über die Worte, oder ihre Form, theils über die Buchstaben und Gestalt der Schrift. Es ist der Ort nicht, diese alle hier mitzutheilen; also heben wir nur einige derselben aus: Die 4 ersten Buchstaben ΑΑΕΕ sind Uncialbuchstaben. Der erste Buchstab dieses Namens ist ein hebräisches α (*Aleph*), mit dem Unterschied jedoch, das der schräge Strich nicht wie im hebräischen von der linken zur rechten, sondern von der rechten zur linken geht. Der 4te ist un widersprechlich das griechische ε, und allem Anscheine nach sogar aus dem Griechischen entlehnt, und bloß bey griechischen Namen gewöhnlich, wie dies noch jetzt bey den Kopten Statt hat.

II. Der Name *Alexandria* findet sich in der 17ten Zeile der griechischen Inschrift. Hr. S. d. S. berechnete,

nete, das er sich in der roten Zeile der ägyptischen finden müsse und fand ihn auch wirklich. Die große Ähnlichkeit desselben mit dem Namen *Alexander*, liefs desfalls keinen Zweifel stattfinden. Er ist unter Nr. 4. in Kupfer gestochen. — Auch hier sind die vier ersten Buchstaben ΑΑΕΞ Capital-Schrift, und sie gleichen denen des vorhergehenden Wortes so ziemlich. Das gerade bey diesen 2 Worten die vier ersten Buchstaben Uncialschrift sind, statt das bey den andern eigenen Namen blofs der erste Buchstab groß ist, verdient allerdings einige Aufmerksamkeit.

III. Der Name *Ptolemäus* kömmt oft in der griechischen Inschrift vor. Hr. S. d. S. glaubt ihn in einem Worte erkannt zu haben, welches mit einem großen Alef anfängt, und welches er *Astuolma* lieft. Diefs Wort findet sich wenigstens 12 mal in der ägyptischen Inschrift in der 2, 3, 4, 5, 21, 22, 24, 29 u. ff. Zeile. Unter Nr. 5. ist dieser Name nach demjenigen Orten der Inschrift abgebildet, wo er am deutlichsten war. Ueber die Form dieses ägyptisirten Namens bemerkt Hr. S. d. S., das die Aegypter und überhaupt die Orientaler fast bey allen ausländischen Namen, die mit 2 Consonanten anfangen, irgend einen Vocal dem Worte vorgesetzt oder zwischen die 2 Consonanten eingeschaltet haben. Aus εστ, σχήμα, πογγύλος haben die Syrier z. B. *estuo*, *eschimo*, *estranghelo* gemacht; die Araber sagen *Astutan*, statt *Alastan* und *ostum* hergeleitet von *allan* und *souk*. Die Araber suchen den Zusammenflufs der Consonanten so sehr zu vermeiden, das, als die Mauren in Spanien das Spanische mit Arabischen Charakteren schrieben, sie beständig *garan*, *pirimero*, *porovicion*, *taravajo*, *teres*, *balanco* schrieben, anstatt: *gran*, *primero*, *provision*, *travajo*, *tres*, *blanco*, wie diefs Hr. S. d. S. in der Notiz bemerkt hat, welche er über zwey arabisch-spanische Mscrpt. bekannt machte.

IV. Das große Alef der vorhergehenden Worte half Hr. S. d. S. auch den Namen *Arfinoë* erkennen, der sich in der 2, 3, 4, 6 u. 24 Zeile findet. Der Name *Ptolemäus* geht oft vor demselben her, und diefs aus dem guten Grunde, weil *Ptolemäus Philopator* und *Arfinoë*, hier als Vater und Mutter von *Ptolemäus Epiphanes* genannt werden, zu dessen Gunsten das Decret, welches auf diesem Monument enthalten ist, gegeben wurde. So lieft man z. B. in der 9ten Zeile der griechischen Inschrift: επειδη βασιλευς πτολεμαιος . . . επιφανης . . . ο εν βασιλευς πτολεμαίου και βασιλισσης αρσινόης; und eben diefs lieft man auch in der 41. Zeile. Der Name *Arfinoë* ist unter Nr. 6. abgebildet. Hr. S. d. S. bemerkt hier, das man in diesem Worte die wahre Gestalt des Reichs findet, welches aus einem perpendicularen und links daran einem halbzirkelförmigen Strich besteht. Vereinigt man diese beide, wie diefs wahrscheinlich im Schreiben geschah: so hat man das samaritanische und phöniciſche Reich, aus welchem das griechische  $\rho$  mit dem Unterschiede entstanden ist, das die gebogene Linie sich auf der entgegengesetzten Seite be-

findet. — Das  $\sigma$  in *Arfinoë* ist hier durch ein Schin ausgedrückt, welches an seinen drey perpendicularen Strichen erkenntlich ist, welche sich auch in dem Hebräischen  $\sigma$ , im Samaritanischen  $\sigma$ , im Phöniciſchen und Arabischen  $\sigma$ , und im Coptischen  $\sigma$  nur mit dem Unterschiede finden, das die 3 Striche unten zusammenhängen. Das diefs hier nicht der Fall ist, rührt vielleicht von dem unvollkommenen Verfahren bey dem Abdruck her, wie diefs auch bey andern Buchstaben zu bemerken ist. Ueberdies bemerkt Hr. S. d. S., das dieser Name wahrscheinlich *Arfinoia* ausgesprochen worden.

V. Anfangs hatte Hr. S. d. S. nicht geglaubt, das der Name *Epiphanes* in der ägyptischen Inschrift sich finden würde. Allein er fand ihn und zwar auf folgende Art. In einer Sprache, die wie die hebräische, syrische u. f. w. keinen Buchstaben hat, welcher dem griechischen  $\pi$  entspricht, mus das griechische  $\pi$  und  $\phi$  mit demselben Buchstaben ausgedrückt werden. Das Wort ΕΠΙΦΑΝΗΣ musste aus diesem Grunde zwey ähnliche Buchstaben haben. Eben so musste man im hebräischen  $\pi$  schreiben. Dieser Umstand machte ihm diesen Namen in dem Worte kenntlich, welches unter Nr. 7. abgebildet ist. Diefses Wort, welches sehr oft vorkömmt, z. B. in den Zeilen 2, 3, 5, 21, 22, 24, 25, 29, 30 u. 31. folgt immer unmittelbar oder in einer geringen Entfernung auf den Namen *Ptolemäus*, aber jedesmal, wenn auf diesen letztern Namen das Wort *Arfinoë* folgt, wo also von *Ptolemäus Philopator* die Rede ist, sieht man diese Charaktere nicht zum Vorschein kommen. Diefs bestärkt Hr. S. d. S. Meynung gar sehr. Man sieht es in der 2ten Zeile, in der 5ten verbunden, mit dem Anfange der 6ten und in der 24ten Zeile; an diesen 3 Orten findet man zuerst das Wort *Astuolma*, und unmittelbar darauf das Wort *Epiphanes*; einige Buchstaben weiterhin lieft man alsdann nochmals *Astuolma*, und nach demselben *Arfinoia*; diefs beweist hinlänglich, das an diesen 3 Stellen der Sinn der Inschrift ist: *Ptolemäus . . . Epiphanes . . . Sohn von Ptolemäus und Arfinoë*. Auf der Tafel Nr. 2. ist diese Reihe von Worten nach der 2ten Linie der Copie nachgebildet, welche dem Hr. S. d. S. von Marcel ist mitgetheilt worden. — Wir übergehen hier die Bemerkungen des Vfs. über die Buchstaben, mit denen das Wort *Epiphanes* geschrieben ist.

VI. Zwischen den Worten *Ptolemäus* und *Epiphanes* befindet sich an verschiedenen Orten der Inschrift, namentlich in der 2, 5 u. 21. Linie ein Wort, welches nach Hr. S. d. S. Meynung dem Worte: ΕΟΣ entspricht, und welches dieser Gelehrte eher für eine Abbreviatur als für ein ganzes Wort zu halten geneigt ist. Es ist unter Nr. 10. abgebildet. Hr. S. d. S. glaubt in diesen Charakteren ein Wort zu entdecken, welches die hebräischen Copten *abnudi* oder *abnuda* aussprechen, und welches *Gott* bedeutet. Diefses Wort wird in dem memphitischen Dialect immer abgekürzt

kürzt bloß mit dem ersten und letzten Buchstaben φ† geschrieben. Vielleicht war im alten Aegyptischen ehedem am Ende dieses Wort eine Aspiration; dies veranlaßte vielleicht die Griechen φθαὲ zu schreiben; und dieses φθαὲ oder φθᾶ ist vielleicht nichts anders als die Abkürzung von Abnouda oder Afnouda. Kircher schon hat die Bemerkung gemacht, daß abgekürzte Worte oft Ursache waren, daß die Pronunciation abgeändert wurde. So sagen z. B. die Juden *Ramban* statt *Rabi Mosché ben Maimün*, und *Ramben* statt *Rabi Mosché ben-Nahman*; weil sie diese Worte abgekürzt so schreiben: מרנר und רמנ. „Ich weiß, setzt Hr. S. d. S. hinzu, daß wenn man die gelehrten Vermuthungen von Jablonsky, über die Ableitung des Wortes φθαὲ annimmt, welche er in dem 2ten Kapitel des 1sten Buchs seines „*Pantheon Aegyptiorum*“ vorträgt: so sollte dieser Name nicht die Gottheit überhaupt, sondern eine Gottheit insbesondere bedeuten; ich weiß auch, daß das Zeugniß der Alten diese Meynung zu unterstützen scheint, weil die Griechen überhaupt den ägyptischen Namen φθαὲ mit Ἡφαίστος übersetzen; allein unsere Inschrift scheint sie gerade hierin eines Irrthums zu überführen, weil sie offenbar einen Unterschied macht zwischen φθαὲ und Ἡφαίστος. In der That ließt man diese zwey Namen in der griechischen Inschrift. In der 2ten Zeile wird *Ptolemæus Epiphanes* mit *Vulcan* und der Sonne verglichen. *κυριου τριακονταετηριδων καθαπερ ο ηφαιστος ο μεγας βασιλευς καθαπερ ο ηλιος μεγας βασιλευς των τε ανα και των κτω χωρων εκγονου Θεου Φιλισταριων εν ο ηφαιστος εδουμασαν οι ο ηλιος εδουαν την νικην.* Und etwas weiterhin ließt man den Namen φθαὲ: *πτολεμαίου κωνσταντινου ηρακληνου υπο του φθα;* was doch zu beweisen scheint, daß Ἡφαιστος und φθαὲ nicht mit einander verwechselt werden sollen. Jablonsky glaubte, daß in diesem Namen die Endung *Σ* zum ägyptischen Worte gehörte, allein ich glaube, daß er sich irrt, und daß es bloß die griechische Endung ist. *Cottelier* dürfte wohl also Unrecht gehabt haben, in der von Jablonsky angeführten Stelle φθαὲ statt φθᾶ zu lesen; und Jablonsky hatte ebenfalls Unrecht, wenn er im *Jamblichus* φθαὲ lesen will statt φθᾶ. Wenn diese Bemerkung richtig ist: so zerstört sie die ägyptische Etymologie von φθαὲ, welche *Lacroze* zuerst aufgestellt, und Jablonsky ebenfalls angenommen hat.“

VII. Die Namen *Isis* und *Osiris* finden sich in der 10 und 26. Zeile der griechischen Inschrift. Hr. S. d. S. dürfte also hoffen, sie auch in der ägyptischen Inschrift zu finden. Er glaubt sie wirklich beide zusammen zweymal in der 6 und einmal in der 12ten Zeile entdeckt zu haben; überdies erkennt er den Namen *Osiris* allein in der 7, 10, 11, 20, 21, 29 und 30. Zeile: auch den Namen *Isis* findet er mehrere male allein, ohne den Namen *Osiris*. Wenn die Entdeckung dieser Namen richtig ist: so hat er auch die Conjunction aufgefunden, wodurch dieselben verbunden sind. Er hat alles unter dem Nr. 8. ab-

hilden lassen, und zwar vorzüglich nach der 6ten Zeile der Inschrift, und indem er einige andere Stellen zu Hülfe nahm, wo diese Worte deutlich abgebildet waren. — Von S. 26 bis 34 trägt Hr. S. d. S. die Conjecturen vor, auf welche er seine Entdeckung dieser beiden Namen gegründet glaubt. Hier muß man ihn selbst nachlesen. Wir begnügen uns hier nur Weniges davon auszuheben. Der Vf. glaubt, man muß lesen *Isi uh Ornih*. Daß man 2 *Nomina propria* hier hat, sieht man daraus, daß jeder mit einem großen Buchstaben anfängt. Der 2te Buchstabe eines jeden dieser zwey Worte ist ein *Schin*, dessen Form man schon aus dem Namen *Arsinoë* kennt. In der 10ten Zeile der griechischen Inschrift steht *Isis* vor *Osiris*, *καθαπερ προς ο της ιτιος και οσιριος υιος;* eben dies findet sich auch in der 26ten Zeile. Es ist also natürlich, dieselbe Ordnung auch in der ägyptischen Inschrift zu finden. Die Form des Buchstabens, welchen Hr. S. d. S. für ein *Jod* nimmt, läßt sich gewissermaßen aus dem Samaritanischen Alphabet, einigen phöniciischen Monumenten und einer hasmoneischen Münze rechtfertigen. Die zwey Buchstaben nach *Isi* gehören nicht mehr zu diesem Namen, sondern machen die Conjunction aus, daher findet man sie oft in der übrigen Inschrift. Die erste dieser Buchstaben ist ein *Vau*, die Conjunction aller Orientalischen Sprachen. Ueber den 2ten Buchstaben hat Hr. S. d. S. nichts gewisses, er vermuthet aber, daß es nichts anderes als die Aspiration *hori* ist.

VIII. Da der Name *Aegypten* mehreremale in der griechischen Inschrift vorkommt: so läßt sich vermuthen, daß er sich auch in der ägyptischen Inschrift finden werde. Hr. S. d. S. glaubte den Namen *Misr* (welchen *Aegypten* bey mehreren orientalischen Völkern führt) lange Zeit in einem Worte zu erkennen, welches er unter Nr. 9. abbilden ließ. Er nahm an, daß der große Buchstabe, mit welchem das Wort anfängt, ein *Mem* sey; der zweyte ein *I* oder *E*, der dritte ein *Tsade* und der vierte ein *Resch*. Allein daß dieser letzte Buchstabe kein *Resch* seyn kann, sieht man daraus, weil die Form desselben aus dem Wort *Arsinoë* bekannt ist, und dort eine ganz andere Form hat. Der dritte Buchstabe könnte wohl allenfalls ein *Tsade* seyn; seine Form, verglichen mit dem hebräischen *Tsade* x und dem syrischen z, schien diese Vermuthung zu rechtfertigen; allein dies war für Hr. S. d. S. kein hinlänglicher Beweis, auch die übrigen Buchstaben zu vermuthen, daß *Aegypten* je von seinen eigenen Einwohnern sey *Misr* genannt worden. Dies und einige andere Bemerkungen brachten Hn. S. d. S. auf eine andere Vermuthung, die er schon zu seiner Zeit webrern gelehrten mittheilte, und welche er hier gerade aus dieser Ursache etwas umständlicher widerlegt, weil er sie seitdem als unstatthaft erkannt hat. „Ich erinnerte mich,“ bemerkt der Vf., daß ein Kirchenvater sagt, „daß man in mehreren Städten von Unter-Aegypten phönici-

„ge-

„gesprochen habe; da nun das Monument, von dem „hier die Rede ist, gerade diesem Theil von Aegypten angehört, so dachte ich die Inschrift, welche „ich ägyptisch nenne, könnte gar wohl phöniciſch „ſeyn. Dieſs war auch dem Texte des Decrets nicht „zuwider, indem dieſes der griechiſchen Inſchrift „zufolge verordnet, daß man ſie in dreyerley Cha- „rakteren, in heiligen, in örtlichen und griechiſchen „eingraben ſollte, und das Wort *εγχωριαις* alſo wohl „den in jeder Providenz üblichen Charakter bezeich- „nen könnte. Allein bey nochmaligen aufmerkſa- „men Durchleſen der Stelle des Cyrillus von Alexan- „drien, welches der angeführte Kirchenvater iſt, ſah „ich, daß er nicht ſagen wolle, daß die Sprache „von Unterägypten die phöniciſche geweſen, ſondern „bloß daß man in 5 Städten von Unter-Aegypten, „unter denen ſich auch *Rhinocorure* befanden, „phöniciſch und ägyptiſch zugleich geſprochen, „und daß man auf die Erlernung der erſten von „dieſen beiden Sprachen mehr Fleiß verwendet „habe. Cyrillus ſchreibt die Einführung der phöni- „ciſchen Sprache in dieſem Theil Aegyptens, der „Anſiedelung einer Colonie von Juden zu. Hier iſt „die Stelle: *ΑΙ ΠΡΟΣ ΤΟΙΣ ΠΕΡΑΣΙ ΤΗΣ ΑΙΓΥΠΤΟΥ ΠΟΛΕΙΣ, ΠΡΩΤΟΝ ΠΑΡΑΔΕΧΟΝΤΑΙ ΤΟ ΣΩΤΗΡΙΟΝ ΚΗΡΥΓΜΑ ΠΕΥΤΕΣ ΔΕ ΑΥΤΑΙ ΑΥ ΔΕ ΚΑΙ ΠΡΩΤΗΝ ΕΙΝΑΙ ΦΑΙΝΕΝ ΤΗΝ ΝΥΝ ΡΙΝΟΚΟΡΗΓΓΩΝ, ΛΑΛΗΣΙ ΜΕΝ ΚΑΙ ΤΗ ΓΛΩΣΣΗ ΚΑΝΑΝΙΤΙΔΙ. ΕΣΠΕΔΑΣΑΙ ΓΑΡ ΤΟΙΣ ΕΝ ΤΑΥΤΑΙΣ ΤΑΙΣ ΠΟΛΕΣΙΝ, ΕΧΙ ΤΗΣ ΑΙΓΥΠΤΙΑΝ ΦΩΝΗΣ ΜΕΤΑΠΟΙΕΪΘΑΙ ΤΟΤΕΤΟΝ, ΟΤΟΥ ΤΗ ΣΥΡΩΝ, d. h. die Städte, welche auf der ägyptiſchen Grenze liegen, erhalten die heilſame Lehre zuerſt. Fünf dieſer Städte, wo- runter die erſte *Rhinocorure* iſt, reden auch [nämlich „außer dem ägyptiſchen] die Sprache Kanaans: denn die Bewohner dieſer Städte bemühen ſich weniger die ägyptiſche als die ſyriſche Sprache zu erlernen. Aus dieſer Stelle kann man nichts zu Gunſten mei- ner erſten Vermuthung abnehmen; man muß alſo dabey bleiben, in dieſer Inſchrift einen ägyptiſchen Charakter zu erkennen, und wahrſcheinlich den- jenigen, welchen Herodot *δημοτικὰ γραμματὰ, Volks- Schrift, oder gemeine Schrift* nennt, um ihn von der heiligen, *ἱερά* zu unterſcheiden, ſo wie in unſerer Inſchrift *ἱεροῖς* den *εγχωριαις* entgegengeſetzt iſt. Ich habe ſchon geſagt, daß die ägyptiſche Schrift dieſer Inſcription von der rechten zur linken geht, wie die hebräiſche. Gerade dieſs ſagt auch Herodot II, 36: *Γράμματα γράφασι, καὶ λογίζονται ψήφοις, Ἕλληνες μὲν ἀπὸ τῶν ἀριστερῶν ἐπὶ τὰ δεξιὰ φέροντες τὴν χεῖρα, Αἰγύπτιοι δὲ ἀπὸ τῶν δεξιῶν ἐπὶ τὰ ἀριστερά*, die Griechen ſchreiben von der linken zur rechten, die Aegypter hingegen von der rechten zu linken. Unſere Inſchrift beweist demnach offenbar, daß *D. Wilkins* in ſeiner Schrift *de lingua Coptica*, wel- *J. Chamberlayne's Vater Unſer* beygedruckt iſt, mit „Unrecht (S. 85) die obige Aaſage Herodor's unter „die Fabeln verweißt, welche Diodor demſelben „vorwirft, zu leichtgläubig angenommen zu haben. „Noch gehört die Bemerkung hieher, daß, was He- „rodot hier ſagt, ſich auf ägyptiſche Schriftarten „bezieht; denn faſt unmittelbar nachher ſetzt er hin-*

„zu: *Δι' ὁμοίωσι δὲ γράμματι χρῆσονται. Καὶ τὰ μὲν αὐ- τῶν, ἱερά, τὰ δὲ, δημοτικὰ καλεῖται.* Clemens von „Alexandrien, in einer für dieſen Gegenſtand classi- „ſchen Stelle, ſchreibt den Aegyptern dreyerley ver- „ſchiedene Schriftarten zu. Diejenigen, ſagt er, wel- „che unter den Aegyptern erzogen und unterrichtet „werden, lernen vor allen Dingen das System der „ägyptiſchen Buchſtaben, welches man das *epistolo- „graphiſche* nennt; nachher erlernen ſie die ſogenann- „te *hieratiſche* Schrift, deren ſich die Hierogramma- „ten bedienen; zuletzt auch lernen ſie die hierogly- „phiſche. *Οἱ κατ' Αἰγυπτίαις παιδευόμενοι πρῶτον μὲν πάντων τὴν Αἰγυπτίαν γραμματῶν μέθωον ἐμαρθάνουσι τὴν ἐπιστολογραφικὴν καλεσμένην. δευτέραν δὲ τὴν ἱερατικὴν, ἣ χρῆσται οἱ ἱερογραμματεῖς, ἑσάτην δὲ καὶ ἑταίρ- ταιαν τὴν ἱερογλυφικὴν.* Wenn auch die Aaſage „dieſes Schriftſtellers dem, was Herodot und Diodor „ſagen, zuwider ſcheint, indem dieſe letztern nur „von zwey Schriftarten ſprechen: ſo iſt es indeſſen „doch ſehr leicht, dieſe verſchiedenen Zeugniſſe mit- „einander zu vereinigen. Man braucht darum nicht „gerade mit *D. Wilkins* anzunehmen, daß unter dem „Namen *epistolographiſche* Schrift, Clemens von Ale- „xandrien, die griechiſche Schrift verstanden hat; „dieſs ſcheint mir keineswegs wahrſcheinlich. Bef- „ſer iſt es den, Herodot und Diodor aus der ange- „führten Stelle dieſes Kirchenvaters zu erklären und „anzunehmen, daß dieſe Schriftſteller unter dem „Namen *gemeine Schrift*, im Gegenſatz von *heiliger „oder hieroglyphiſcher*, die beiden Schriftarten be- „griffen haben, welche Clemens *hieratiſche* und *epi- „stolographiſche* nennt. Dieſe zwey letztern Schrift- „arten hatten in der That dieſs gemein, daß man „ſie nicht als heilig anſah, und daß die Kenntniſs „derſelben nicht unter die Religions Geheimniſſe „gehörte (ſogar nach Diodor's Ausdruck *τὰ κοινότεραν ἔχοντα τὴν μάθησιν*) obgleich die eine allgemein ge- „braucht wurde, und die andere bloß den bey dem „öffentlichen Gottesdienſt angeſtellten Schreibern „diente. Man könnte auch glauben, daß dieſe Benen- „nungen einem ſpättern Jahrhunderte, als das von „Herodot, den Diodor abſchrieb, zugehören, wo die „Kenntniſs der Hieroglyphen ganz verloren war, und „annehmen, daß zu der Zeit, wo die hieroglyphi- „ſche Schrift außer Gewohnheit gekommen war, die „Priester, welche gewohnt waren, dem Volk die „Kenntniſs ihrer Geheimniſſe zu entziehen, eine al- „phabetiſche oder ſyllabiſche Schrift angenommen „haben, welche von derjenigen verſchieden war, „deren man ſich im täglichen Leben bediente, und „daß man deßwegen dieſe letztere die *hieratiſche* „Schrift nannte, während die gewöhnliche Cultiv- „Schrift den Namen der *epistolographiſchen* trug. „Die Einführung dieſer neuen ſo zu ſagen *halbheili- „gen* Schrift, dürfte wohl mit die Urfache geweſen „ſeyn, daß die hieroglyphiſche Schrift ſo ganz in „Vergeſſenheit gerieth; denn da ſie leichter zu ler- „nen und bequemer zu gebrauchen war: ſo darf man „ſich nicht wundern, daß ſie nach und nach jene al- „te heilige Schriftart verdrängte“

Man hat aus einer Stelle Plutarchs mit einer Art von Gewisheit den Schluss gezogen, dafs der gewöhnliche ägyptische Schriftcharakter aus 25 Buchstaben bestanden habe. Dieser Schriftsteller sagt, das Quadrat von 5 giebt gerade die Anzahl der ägyptischen Buchstaben, und die Zahl der Lebensjahre des Apis. Die Inschrift von Rosette scheint eine grössere Anzahl von Charakteren zu liefern; dies kömmt aber wahrscheinlich daher, weil bald der nämliche Buchstabe aus mehreren getrennten Strichen besteht, bald mehrere Buchstaben zusammengehängt sind. Hiezu kömmt noch, 1) dafs es grosse und kleine Buchstaben giebt, wodurch die Zahl der Charaktere verdoppelt wird; 2) dafs einige überzählige, nicht zum ägyptischen Alphabet gehörige Buchstaben sich in demselben befinden können, welche etwa von den Griechen entlehnt seyn können, wie z. B. das  $\xi$  in dem Wort Alexander, und die Vocale  $\epsilon$  und  $\eta$ ; 3) dafs mehrere Buchstaben auch eine verschiedene Figur haben können, je nachdem sie allein oder mit andern verbunden, am Ende oder Anfang eines Worts stehn, wie hievon die hebräische, syrische und arabische Sprache Exempel zur Genüge aufweisen, dafs endlich 4) auch einige Abbreviationen und Monogrammata sich in dieser Inschrift finden können. Hr. S. d. S. bemerkt überdies, dafs er die Charaktere dieser Inschrift sorgfältig mit denjenigen verglichen hat, welche man auf den Mumien-Bandeletten sieht, die *Montfaucon* und *Coylus* bekannt gemacht haben, und welche sich jetzt in dem Antikenkabinet der Nationalbibliothek befinden. Er fand zwischen den Schriftzügen der Inscription und denen der Bandelette sehr wenig oder vielmehr keinen Unterschied; diese letztern schienen ihm sogar viel ähnliches mit den Hieroglyphen zu haben. „Vielleicht,“ setzt er hinzu, „wäre es keine so absurde Meynung, anzunehmen, dafs diese Monumente uns die hieratische Schrift zeigen, von welcher Clemens von Alexandria spricht, und dafs die Inschrift von Rosette hingegen ein Beyspiel der epistolographischen Schriftzüge aufweist.“

Außerdem, dafs die von Hn. S. d. S. aufgefundenen Worte *Alexander*, *Alexandria*, *Ptolemäus*, *Arfinoë* und *Epiphanes* eine ziemliche Anzahl von Buchstaben kennen lehren, beweisen sie noch überdies, dafs die ägyptische Inschrift nicht die wörtliche Uebersetzung der griechischen Inschrift ist; denn die Namen *Ptolemäus* und *Arfinoë* kommen häufiger in der ägyptischen als in der griechischen Schrift vor; und die Stellen, wo diese Namen sich in beiden Inschriften befinden, scheinen nicht ganz mit einander zu correspondiren. Wenn man auf die Menge von Titeln und Ehrennamen Achtung giebt, welche in der griechischen Inschrift dem Ptolemäus Epiphanes gegeben werden, welcher in derselben ΑΙΩΝΟΒΙΟΣ ηγούμενος υπο του Θεου επαναης ευχαριστος genannt wird, und wenn man den Raum misst, welcher in der ägyptischen Inschrift sich zwischen dem Namen von *Ptolemäus*, *Epiphanes* und dem seines Vaters

*Ptolemäus* und seiner Mutter *Arfinoë* befindet, so wird man geneigt seyn zu glauben, dafs der Stil dieser Inschrift weniger emphatisch ist als derjenige der griechischen Inschrift. Ein Beyspiel dieser Phrase giebt No. 2.

In der griechischen Inschrift sind noch viele andere eigene Namen als diejenigen, welche Hr. S. d. S. in der ägyptischen Inscription gefunden hat; dergleichen sind die Namen des Oberpriesters, der über *Alexander's* und der *Ptolemäer* Cultus gesetzt war, und die der Priesterinnen; welche dem Cultus der Königinnen *Arfinoë*, Gemahlin von Philadelphus, *Arfinoë*, Gemahlin von Philopator, und *Berenice*, Gemahlin von Evergetes, vorstuden, welche man in der vierten und fünften Zeile der griechischen Inschrift liest:  $\epsilon\phi$  ιερεις αυτου του δε του αλεξανδρα και θεων σωτηρων και θεων αδελφων και θεων ευεργετων και θεων φιλοπατορων και θεων επιφανους ευχαριστου αβλοφορου βερενινης ευεργετιδος πυρρας της φιλιου και ηφορου αρτινοης φιλαδελφου αρειας της διογενους ιερεις αρτινοης φιλοπατορος ειρηνης της πτολεμαίου. In dem Theil der ägyptischen Inschrift, welcher dem angeführten Stücke zu entsprechen scheint, entdeckte Hr. S. d. S. auch mehrere eigene Namen; allein diese griechische Namen erkannte er nicht in demselben. Hr. S. d. S. vermuthet, dafs diese Priester und Priesterinnen zweyerley Nomina propria hatten, einen ägyptischen nämlich und einen griechischen.

Hr. S. d. S. glaubte in der dritten Zeile den Namen des Monats *Xandicus*, der sich in der griechischen Inschrift befindet, und dem ägyptischen Namen *Mechir* beygefügt ist, zu erkennen; hier ist die Stelle:  $\mu\eta\sigma\varsigma$   $\xi\alpha\lambda\delta\iota\mu\iota$   $\tau\epsilon\tau\alpha\rho\delta\iota$   $\alpha\iota\gamma\upsilon\pi\tau\iota\omega\upsilon$   $\delta\epsilon$   $\mu\epsilon\chi\epsilon\iota\upsilon$   $\sigma\iota\tau\omega$   $\kappa\alpha\iota$   $\delta\epsilon\mu\alpha\tau\eta\iota$ ; allein unglücklicher Weise ist der Marmor auf der Stelle wo sich das Wort MEXEIP befinden soll, verflümmelt.

Um unterdeffen, bis das ganze Monument wird in Kupfer gestochen seyn, die Gelehrten in Stand zu setzen, sich von den ägyptischen Schrift Charakteren eine genauere Vorstellung zu machen, als einzelne Worte geben können, liess Hr. S. d. S. unter No. 1. aus der ihm von Hn. *Marcel* mitgetheilten Copie ein grosses Fragment aus demjenigen Theil der Inschrift nachbilden, wo die Schriftzüge am deutlichsten und vollkommensten ausgebildet sind. Dies ist auf vorstehender Kupfertafel aufs genaueste nachkopirt worden.

Der gelehrte Schwede Hr. *Åcherblad*, welcher einer von den Wenigen ist, welche eine genaue Kenntniss der koptischen Sprache besitzen, wird ebenfalls eine Abhandlung über diese Inschrift drucken lassen. Er glaubt schon jetzt versichern zu können, dafs er sie ganz entziffern kann. Schon längst hatte er um die Mittheilung einer Copie dieser Inschrift angefleht, allein sie nicht erhalten. Wenn er sich indeffes lieber geradezu an den Minister gewendet hätte,

so wäre ihm wohl sein Gesuch nicht abgeschlagen worden \*).

Hr. Åkerblad ist besonders damit nicht zufrieden, daß Hr. S. d. S. nur ein Stück aus der Inschrift herausgeschnitten, und nicht einige ganze Zeilen mitgetheilt hat.

Die Leser des *Mag. Encyclopédique* wissen, daß sich dieser gelehrte Orientalist gegenwärtig in Paris damit beschäftigt, die coptischen Manuscripte der Nat. Bibl. zu durchsuchen, um alles dasjenige daraus zu sammeln, was auf die Geschichte und Geographie dieses Landes Bezug haben kann. In dem gedach-

ten Journale (Jahrgang VII. Bd. V. S. 490) liefs er eine Probe einer coptischen Curfschrift einrücken, die er bey seinen Arbeiten entdeckte, und deren Erklärung er zugleich fand. Er läßt jetzt in der Druckerey der Republik eine lateinische Abhandlung drucken, in welcher er eine neue Erklärung der Oxfordischen phönizischen Inschrift giebt.

Es ist zu wünschen, daß die Londner Gesellschaft der Alterthumsforscher, welche jetzt im Besitz des Original-Monuments ist, nicht lange zaudern möge, dasselbe vollständig und genau in Kupfer stechen zu lassen.

\* ) Hr. Åkerblad erhielt seitdem alles, was er wünschte, und es ist wirklich schon seine scharfsinnige Erklärung unter dem Titel: *Lettre sur l'Inscription Egyptienne, adressée au C. Silvestre de Sacy*. Paris, Imprimerie de la République 70 S. 8. erschienen, wovon nächstens in diesen Blättern eine ausführliche Anzeige gegeben werden soll.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 1. October 1802.

## LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann Georg Gefsner. Zweyter Band. 1802. 423 S. 8. aufser der Vorrede und Inhalt. m. r. K. (1 Rthlr. 12 gr.)*

Der erste Theil dieser Biographie war, nach S. IV. der Vorrede, „nicht ohne Segen;“ und am Ende der Vorrede äufsert der Vf. abermals die Hoffnung, „der Segen des Herrn werde diese Schrift „nicht unbegleitet lassen.“ Sollten wir nicht eilen auch die Leser unserer Blätter zur Theilnahme an dem Segen auch dieses zweyten Bandes einzuladen? Wir unterscheiden auch hier das *Subject* und das *Object*, den Lebensbeschreiber und seinen Helden. Von jenem müssen wir wiederholen, was in der Anzeige des ersten Theils bemerkt worden ist: der Vf. erinnert überall an sich; oben und unten, beynahe auf jedem Blatte zeigt er sich selbst dem Leser, der ihn doch als Biographen nur in so fern schätzen kann, als er sich in seinem Werke persönlich unsichtbar zu machen weifs; selbst das Auge wird beleidigt, dem er sich, wo man auch auffchlage, nur zu oft aufdringt. Auch sollte man nicht denken, das Hr. G. eine Reihe von Jahren täglich mit Lavater umgegangen wäre, und ihn so oft erzählen gehört hätte. Mit welcher Delicateffe wufste L. auszuheben oder zu verbergen, was er zum Vortheile eines Menschen beleuchten oder in den Schatten stellen wollte! Wie lebendig waren seine Darstellungen! Wie lieblich flossen seine Erzählungen dahin! Wer hing nicht, sich selbst vergeffend, mit Wohlgefallen an seinen Lippen! Hier ist kein Hauch dieser Delicateffe; hier vermißt man Lavaters Feinheit, Kunst, Lebendigkeit ganz. Doch kömmt in diesem Theile nichts so Lächerliches vor, wie manches in dem ersten Theile ist; nur das *Witzeln* sollte der Vf. ganz unterlassen, weil es ihm immer mißglückt, und zuweilen mit dem *Predigerton* des übrigen so sonderbar amalgamirt ist, das man nicht weifs, wie einem dabey zu Muth seyn soll. Eine Stelle reicht hin, um dies Urtheil zu belegen. „Immer, heift es S. 380, blieb L. sich gleich, und liefs sich nicht stören in dem, was er für Wahrheit, „Recht und Pflicht hielt. In allem, gerade so wie „er es einmal machte, da, während das er auf seiner Kanzel stand und predigte, eine Katze neben „ihm auf die Kanzel sprang; er stiefs sie weg, ohne „im allermindesten aus der Fassung gebracht zu werden.“

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

„den, oder sich stören zu lassen. So kam ihm sein „Leben durch manche Katze in die Queere, die andere würde irre gemacht haben, und die er, ohne sich stören zu lassen, sich nur von der Seite „schaffte.“ (Dieses sey zugleich wieder eine Probe des Stils.) Auch zeigt diese Stelle zugleich, wie der Vf. lobt; die feinen Schattirungen fehlen nämlich, die einem Gemälde Ausdruck und Aehnlichkeit geben; er lobt immer aus allen Prädicamenten; schreibt er seinem Schwiegervater eine Tugend zu, so geschieht es immer ohne Maafs. L. blieb z. B. so wenig als ein anderer Mensch in seinem Charakter sich immer gleich, und man darf nur manche Aeußerung des Verewigten, die Hr. G. selbst anführt, lesen, um sich zu überzeugen, das er sich diese göttliche *Immergleichheit* keineswegs zuschrieb. Seine Toleranz war ferner nichts weniger als „schwankenlos,“ und wir werden weiter unten einen starken Beweis des Gegentheils anführen. Und wie unüberlegt wird S. IX. „der Vorrede von ihm gerühmt, „das, wenn er einmal einen Entschluß gefasst habe, kein Mensch ihn davon habe abbringen können!“ Dies würde ja nur dann Beyfall verdienen, wenn seine Entschlüsse immer die *weisesten* gewesen wären; L. hatte aber viel zu starke Leidenschaften, als das er immer das Beste gewählt hätte. Manches jedoch, was Hr. G. von ihm sagt, unterschreibt Rec. und bezeugt die völlige Wahrheit davon. Bewunderungswürdig war unter andern die Leichtigkeit, mit welcher L. von einem Geschäfte zum andern übergehen, und die *Heiterkeit* und *Geistesgegenwart*, mit welcher er Fremde empfangen und unterhalten konnte, nachdem er einen Augenblick vorher noch in einer peinlichen Gemüthsverfassung gewesen war; seine Mäßigkeit im Essen und Trinken war musterhaft; seine gute Laune machte ihn sehr lebenswürdig; seine Humanität gegen Unbekannte, gegen Arme, gegen Kranke hatte kaum ihres gleichen. Mit Vergnügen und Beystimmung hat Rec. alles, was sich hierauf bezieht, in diesem Theile der Gefsnerschen Schrift gelesen; auch sind die vielen Materialien zu einer guten Biographie Lavaters, die man hier findet, sehr schätzbar, und ein künstiger *Herder* wird in fünfzig Jahren in einer neuen *Adrastra* diese Materialien trefflich nutzen können. Abgesehen also von der *Darstellung*, an welcher der gute Geschmack sehr vieles auszusetzen hat, wird auch dieser Theil wegen vieler, zum Theil wenig bekannten, Nachrichten von den Lebensumständen dieses merkwürdigen Mannes dem Leser eine anziehende Unterhaltung gewähren, und alles, was aus

A Hand.



Handschriften *Lavaters* ausgezogen ist, zeigt uns ihn von mehrern Seiten ganz, wie er war. Wir wollen das Wichtigste ausziehen, und mit mehrern Bemerkungen begleiten. — Ausnehmend fein benahm sich *Mendelssohn* gegen *Lavater*, als dieser ihn auffoderte, entweder *Bonnet* zu widerlegen, oder ein Christ zu werden. „Sie erinnern sich, schrieb er ihm, „der vertraulichen Unterredung, die ich mit Ihnen „auf meiner Stube zu halten das Vergnügen hatte; „wenn ich nicht irre, so sind *Versicherungen* vor- „hergegangen, das von den Worten, die bey der „Gelegenheit vorkamen würden, *niemals* öffentlich „Gebrauch gemacht werden sollte! Jedoch ich will „mich lieber irren, als Ihnen eine Uebertretung die- „ses Versprechens Schuld geben.“ Und in einer öffentlichen Erklärung *M.* heisst es: „das *Alizudrin-* „gende, wie es *Hr. L.* nennt, und Fehlerhafte in sei- „ner Zueignungsschrift kann höchstens einer zu vor- „eiligen Wahrheitsliebe zugeschrieben werden, und „diese führt ihre Verzeihung mit sich.“ — Dafs die alte Geschichte von Frau *Kathrine* und *Hn. Weiss*, (jetzt *Canonicus* in *Zürich*) vorkommt, kann, überhaupt betrachtet, nicht getadelt werden; *Hr. G.* konnte sie nicht übergehen, wenn er eine Biographie *Lavaters* liefern wollte; aber kürzer sich zu fassen, rietten collegialische Verhältnisse; übrigens hat *Hr. W.* damals die *Lavater*schen Meynungen vom Glauben und Gebete nur greller ausgedrückt, und *L.* sagte sich von der Frau *K.* und ihm natürlich darum los, weil sie ihn lächerlich machten; aber ihre Schwärmeren gingen aus seinen Hypothesen hervor, und sie betrachteten deswegen seine Trennung von ihnen als eine Folge des *Neides* über ihre Celebrität. „Gelt, „sagte Frau *K.* zu *L.* in einem Augenblicke der Erbitterung, gelt, es thut *Euerm Hochmuthli* wehe, „dafs die Seelen bey Hunderten zu uns kommen.“ — Sehr ernstlich verdient hingegen die Art, wie *Hr. G.* von seinem gelehrten Mitbürger, *Hn. Hottinger*, spricht, gerügt zu werden, und zuverlässig würde *Lavater* selbst, wenn er noch lebte, mehrere hierauf sich beziehende Stellen tadeln. Wahrlich *Hr. G.* sollte über die *Zuneigung* eines Mannes wie *H.* suchen, von dem er noch so sehr viel zu lernen hätte, nicht eine solche Stellung gegen ihn annehmen, die, wenn er bedenken will, was ein *H.* gegen ihn ist, ihm keineswegs geziemt. Er spricht *S. 167.* von einem „malhonnetten“ Streite, den *H.* mit *L.* gehabt habe, und den *L.* auf eine honnette Art habe endigen wollen; er sagt *S. 155.* alles, was *L.* gethan habe, um sich mit *H.* zu versöhnen, sey *missverstanden* worden, und doch muß er selbst *S. 311.* erzählen, dafs *Hott.* sich im *J. 1784.* auf eine edelmüthige Weise in einem vertrauten Briefe an den gefährlich kranken *L.* gewandt habe, damit dieser feinehalten mit frohen Emplindungen in die Ewigkeit gebe. Und was anders als die äusserst *indiscrete* Weise, mit welcher *Lav.* ein zartes Geheimniß preis gab, und *Hott.* in unangenehme Verlegenheiten setzte, hatten jene Erklärungen in der *Berlin. Mon.* zur Folge, die *Lav.* kränkten? Mußte sich nicht *H.* nach solchen Er-

fahrungen auf immer von einem Manne wieder entfernen, dem er in einer schönen Stunde sein Herz geöffnet hatte? — Nach *S. 177. 178.* erklärte sich *Zollikofer* (1777.) wie uns *Hr. G.* versichern will, in einer Unterredung mit *Lav.* ausdrücklich dahin, dafs er glaube, „die Schrift lehre, dafs Christus unser „Herr und Gott sey, durch den uns Leben und Unsterblichkeit zu Theil werde.“ Allein aus dem eingerückten Fragmente des Gesprächs zwischen *Z.* und *L.* ergiebt sich, wie jeder unbefangene Leser selbst finden wird, gerade das Gegentheil; auch hat sich bekanntlich *Z.* nirgends in seinen Schriften zu diesem Punkte des *Lavater*schen Systems bekannt. So unrichtig faßt *Hr. G.* die Aeußerungen anderer Theologen auf. — Von einer Rede, die *L.* im Jahr 1779 in der Frühlings-Synode zu *Zürich* hielt, müssen wir etwas ausführlicher referiren. *L.* denuntiirte in dieser Synode der ganzen Geistlichkeit des Cantons *Zürich* den feinem *Deismus Steinbarts, Tellers, Semlers*, der sich auch in dem Schoofse der *Zürcher*schen Kirche verbreite. „Er ist, sprach er, die in „Busen genährte, schmeichelnde Schlange, gleisend „mit mannigfaltigen Farben des Christenthums, aus- „geschmückt mit dem theuern Namen *Jesus Christi*, „Evangelium, Anbetung Gottes im Geist und „in der Wahrheit, System der reinen Philosophie „und Glückseligkeitslehre des Christenthums.“ (O die gleisende Schlange der Verläumdung!) „Den Christus „der Apostel machen diese Gelehrten zu einem *local-* „len Christus, zu einem Christus bloß der damaligen „Zeit,“ (ganz falsch; sie machen ihn wie die Apostel zum Heilande der Welt). Von *Semlers* Widerlegung des Zwecks *Jesus* und seiner Jünger heisst es: „Dies kommt mir vor, wie wenn ein blöder Haus- „freund, um nicht zu sagen, ein schlauer Haus- „dieb, über einen gewaltigen, hausbestürmenden „Räuber, mit dem er sonst, wo nicht gemeine Sache „machte, doch in gutem Vernelmen stünde, jämmer- „liche Grimassen machte, und ihm alle Scheltworte „anhängen würde, inzwischen ihm nicht nur ein „kostbares Geräthe nach dem andern, sondern einen „losgeriffenen Fußboden nach dem andern, durch „das Fenster hinaus zu würfe, unter beständigem, „zornigem Zurufen: Es ist doch keine Manier, mit „ehrlichen Leuten so umzugehen, so arg hats uns noch „niemand gemacht, — und dabey die Hausgenossen „freundlich versicherte, alle diese Mobilien, insbe- „sondere die Bodenstücke seyen entbehrlich, und wenn „man sie nicht preisgebe, sey das Haus nicht zu re- „ten.“ Ich entfage, heisst es weiter, allem Anspruch auf gesunden Menschenverstand, wenn „das „Steinbartsche, Tellersche, Semlersche Christenthum „dem Lessingschen Antichristenthum“ (als wenn *Lessing* Vf. des Zwecks *Jesus* und seiner Jünger gewesen wäre!) „nicht näher sind als dem apostolischen Chri- „stenthum.“ Eigenmächtige Verdreher des Christenthums und antichristliche Lehrer, nennt *L.* sie weiter unten. Ist dies die „schrankenlose Toleranz“ des guten und frommen *Lavaters*! dies seine Billigkeit, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigung, und vor allem



allem seine Genauigkeit in Beurtheilung andersdenkender Theologen, neben denen er an gründlicher theologischer Gelehrsamkeit gar nicht einmal genannt werden kann! Sonderbar: L. war im persönlichen Umgange gegen Fremde der artigste, der toleranteste, der honneteste Mann; selbst der, dener für den *leibhaftigen Antichrist* gehalten hätte, würde als Fremder von ihm mit einer Humanität, um die man ihn hätte küssen mögen, behandelt worden seyn; wenn er aber als *Geistlicher* redend auftrat, seine Feder als *ascetischer Schriftsteller*, oder als *Correspondent seiner Gläubigen* ansetzte, urtheilte er nicht selten über gelehrte Theologen, neben denen er, wie er selbst ehrlich gestand, der grösste Ignorant war, mit einer Dreistigkeit, mit einer Härte und mit einer Ungezogenheit, die eines Capuziners würdig gewesen wäre. Und warum hat Lavater diese schon vor mehr als 23 Jahren gehaltene Rede *nie drucken lassen*, ob er gleich sonst so vieles drucken liess, das nach S. 251. ein Censor ihm sagen liess, „ob er glaube, man habe sonst nichts zu thun, als „seine Sachen zu lesen?“ Warum hat er die „*antichristlichen Lehrer und eigenmächtigen Verdreher des Christenthums*,“ welche nach seiner Versicherung auf Kanzeln, auf Kathedern und in Confessorialstößen so viele hundert und tausend Seelen von Christus und der ewigen Seligkeit abführten und abzuziehen fortführen, nur in einer Synode seines Vaterlandes, wo die dem Mittagessen entgegenstehenden Mitglieder seine Rede mit Stillschweigen übergingen, und nicht vielmehr ihrer Obrigkeit, oder doch dem ganzen Publicum denunciirt, damit man diese reisenden Wölfe im Schafspelz kennen lerne und sich vor ihnen hüte? Offenbar war L., so sehr er sich das Ansehen des *Tapfern* geben wollte, im Grunde hier nur eine Memme; denn verloren wäre er vor dem Publicum gewesen, wenn er *Semlern, Tellern, Steinbarten* auf eine solche Weise öffentlich angegriffen hätte; verlassen von der Wahrheit wäre er als falscher Ankläger, und Injuriant erschienen, und er wäre angehalten worden, die angeklagten Männer öffentlich um Verzeihung zu bitten. Uebrigens ist hier in Hn. G. Erzählung manches zu berichtigen. Er sagt, L. habe diese Männer *nicht in Predigten* bestritten wollen, weil ihre Schriften damals noch in dem Kreise von Gelehrten geblieben seyen; darum habe er es zweckmäßiger gefunden, seine *Amisbrüder* auf diese Verfälscher des Christenthums aufmerksam zu machen. Allein L. hat insbesondere gegen *Steinbart* mehrere Male öffentlich gepredigt, und Rec. weiß, das verschiedene Zuhörer *Steinbarts Glückseligkeitstheorie* des Christenthums auf diese Lavaterischen Kanzel Declamationen angelegentlich aufsuchten, und die Schrift nachher so vortrefflich fanden, das es sie nicht nur bestimmte, künftig alle solche Schriften selbst zu lesen, sondern sie auch auf den Gedanken führte, das L. solchen Männern in seinem Eifer oft großes Unrecht thue. Hr. G. sagt ferner, des *Anstands* wegen habe L. dem *Antistes Ulrich* vorher angezeigt, das er eine solche Re-

de gegen die *deutschen Deisten* halten wolle. Allein es ist in jeder beratenden Versammlung Sitte und Gesetz, das wer eine besondere Motion machen will, dies in der Regel vorher dem Präsidenten anzeige. So ward es gewis auch vormals in der Schweiz bey den Versammlungen des großen und kleinen Rathes gehalten, und die Natur der Sache bringt es so mit sich. *Grundfalsch* ist es endlich, das L. in der nächsten Synode, also in der Herbstsynode von 1779 wieder eine, zwar kürzere und in eine Parabel eingekleidete Rede gehalten habe. Und was soll aus der *historischen Wahrheit* einer Biographie werden, wenn Ereignisse aus dem Zeitalter, in welchem wir selbst leben, von demjenigen, der doch die Präsumtion für sich hat, das er die Sache wissen müsse, und der alle Papiere, die ein Berichterstatter vor sich haben muß, besitzt, so wahrheitwidrig erzählt werden? *Rec. ist erbötig den Beweis zu führen*, das L. in der auf jene Synode, in welcher er Steinbart, Teller und Semler als antichristliche Lehrer geschildert hatte, zunächst folgenden Synodalversammlung (November 1779.) die S. 249. erwähnte, und in ein Gleichniß eingekleidete Rede *nicht gehalten hat*, wie es doch S. 248. ausdrücklich heisst, das sie auch nicht in den Jahren 1780. 1781. 1782. 1783. 1784. gehalten worden ist, sondern das L. sie erst am 26. April 1785. und zwar unter ganz andern Umständen, *auch nicht so kurz*, wie Hr. G. sie angiebt, sondern so ausführlich, das die Rede etwa 6 Seiten der Gessnerischen Schrift ausmachen würde, vorgetragen hat. Das Tagebuch über den unglücklichen *Waser* hat Lav. freylich nicht selbst drucken lassen, aber allen Bekannten ohne Vorzicht mitgetheilt, und noch während des Verhaftes dieses Gelehrten äufserte er gegen mehrere die schreckliche Vermuthung, das *W.* im J. 1776. das *Abendmahl* in der Münsterkirche zu Zürich *vergiftet* habe, (an welche Vergiftung jetzt niemand mehr in dieser Stadt glaubt,) und zwar äufserte er sie so laut und bestimmt, das allgemein davon gesprochen, und das ohnehin gegen diesen politischen Verbrecher erbitterte Publicum noch heftiger gegen ihn aufgereizt wurde. Diese leichtsinnige Klatscherey, die noch auf die Entscheidung des *Schicksals des Gefangenen wirken konnte*, wird Hr. G. nicht rechtfertigen können; sie gehört zu Lav. häufigen Unbesonnenheiten, die er gewöhnlich nachher, wann sie ihre Wirkung gethan hatten, sehr bereute.

(Der Beschluss folgt.)

LEIPZIG, b. Weigel: *Anleitung zur französischen Bücherkenntniß für diejenigen, welche diese Sprache lehren oder lernen wollen; von C. A. Fevrier.* 1802. 144 S. 8. (8 gr.)

Da die französische Sprache ein Hauptstück der feinen Erziehung bey allen gebildeten Personen ausmacht, oder vielmehr ausmachen sollte: so bleibt es ein verdienstvolles Unternehmen, die zu ihrer Erlernung gehörigen Bücher, hauptsächlich aus den neuesten Zeiten, systematisch zusammenzustellen, und durch

durch Anzeige ihres Inhalts, ihrer Einrichtung, ihrer Mängel und Vollkommenheiten, die Vergleichung und Auswahl zu erleichtern. Zwar findet man diese Schriften grösstentheils in gelehrten Blättern und Journalen angezeigt; allein nicht jeder hat Gelegenheit, oder Mafse, die in ihnen zerstreueten Recensionen der Art aufzufuchen, und darnach seine Wahl zu bestimmen. An vorliegende *Anleitung* wendet sich daher der Candidat oder Hofmeister, die Gouvernante, und überhaupt jeder Lehrer, welcher zweckmäßigen Unterricht im Französischen zu geben wünscht. Selbst diejenigen, welche von ihren bisher gebrauchten Lehrbüchern nicht abgehen wollen, dürften hier die Anzeige der neuesten Auflagen nebst den etwa gemachten Verbesserungen nicht ungern sehen. Endlich auch der Wifsbegierige, der, aus Mangel an Lehrern, sich selbst in dieser so nützlichen und nothwendigen Sprache zu unterrichten hofft, wird in diesem Büchlein die Mittel angeführt finden, welche seinen Endzweck befördern können.

Aber nicht blofs in Rücklicht auf Wahl der zum Unterricht vorzüglich dienenden Bücher, sondern auch in Ansehung der Aussprache, Rechtschreibung und Bedeutung mancher Wörter, werden diese Bogen Nutzen stiften. Der Anhänger der Voltairischen Orthographie z. B. wird lernen, dafs sie weder bey der *Académie françoise* Beyfall, noch auch sonst viel Eingang gefunden. Da übrigens Hr. *Février* nur eine kurze Uebersicht der vornehmsten Wörterbücher, Sprachlehren und Lesebücher liefern wollte, so bleibt es jedem Liebhaber unbenommen, die weitläuftigern Recensionen derselben theils in *Debonale's* Schriften, theils in gelehrten Zeitungen nachzulesen.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PENIE, in d. Buch- und Oekonomiehandl.: *Allgemeiner Heyrathstempel* für Verehlichte und Unverehlichte beiderley Geschlechts. 1801. Nr. 1—4. 274 S. gr. 8. (Das Stück 8 gr.)

Ein Bureau der Ehen, wie der Herausg. unternommen hat, ist eine Idee, für und wider welche sich manches sagen liefs. So viel kann man aus verschiedenen Indicationen, Eheanfragen und Eheausbietungen in öffentlichen Blättern, z. B. dem unpartheyischen Correspondenten und dem Reichsanzeiger, so wie insonderheit aus dem Fortgange des Heyrathstempels vermuthen, dafs wir Deutsche uns allmählig an die britische Sitte, Gatten und Gattinnen durch den Weg öffentlicher Blätter zu fuchen, gewöhnen werden. Ob der Heyrathstempel immer treuen und unpartheyischen Bericht über den Erfolg so geschlossener Ehen geben wird, mufs die Zukunft lehren, wenn anders das ganze Unternehmen Bestand hat. Von dem Hauptzwecke dieser Zeitschrift abgesehen, kann der Inhalt dem Stoff und der Form nach Ehe lustigen und Verehlichten Unterhaltung und Belehrung gewähren, und wir finden die Aufsätze, insonderheit die prosaischen, welche Schilderungen aus dem häuslichen und ehelichen Leben enthalten und mehr als Dichtung zu feyn scheinen, im Ganzen sehr zweckmässig. Mittelgut läuft mit unter, besonders da, wo es am wenigsten zu dulden ist, in der Poesie. Mit der übrigen Anständigkeit der behandelten Gegenstände und mit dem Begriff eines Tempels, in welchen nur das Reine eingehen sollte, ist doch der Beytrag zu einem Ehestands-Kalender S. 22. ff. nicht ganz zu vereinigen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Plutopolis: Minos Gericht über die Libellisten in und um Hamburg.* Schauspiel aus der Unterwelt in vier Aufzügen. 1801. 88 S. 8. (10 gr.) *Minos, Aeacus und Rhadamanthus* verhören die Seelen der Schreiblustigen, welche über die bekannte *Befetzung Hamburgs durch die Dänen* glosirten und radorirten. Vier Furien schaffen *das politische Journal, den alten Hamburger, den Freund Hamburgs, den Hamburger, den freyen Bürger, den Weltbürger, den Holsteiner Apologiten, die reine Wahrheit, die Befetzung Hamburgs, und den Nichttheuchler* herbey. Jedem wird nach dem Maafse der Vergehungen das Urtheil gesprochen. Ein *Geschwindmaler* conterfeyt alle mit charakteristischen Attributen ab, und sie kehren, *sidiis placet*, beiehrzt zur Oberwelt zurück.

Diese in ein Schauspiel eingekleidete Recension der genannten Schriften und Flugblätter ist mit Witz und Laune geschrie-

ben, und auch für solche, denen keins jener ephemeren Producte zu Gesichte kam (Rec. befindet sich in diesem Falle) verständlich und unterhaltend. Sie empfiehlt sich durch reinen Stil, (das „im Duffel“ weggerechnet) leichten Dialog, und Wahrheitsliebe. An komischen Zügen ist kein Mangel. So spricht z. B. das politische Journal allein vom *Herrn von Minos*, sieht das Verhör im Erebus für eine *Reichs-Commission* an, meynt, „da dürft ich denn doch wohl mein Haupt emporheben, denn „mit dem Reiche hab' ich es nie verdorben,“ und nennt seine *Widerprüche* politisch *nur Abarten der Ueberzeugung*. Der Geschwindmaler antwortet auf die Frage des freyen Bürgers: Warum umgiebst du denn das politische Journal mit blasenden Engelsköpfen? — „Er kann sie zu *Winden* oder zu *Postillonnen* umschaffen“ u. s. w. Auch unsere Arsitfichtigen Autoren dürften hier manche heilsame *Gnome* zur Beherzigung finden.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 2. October 1802.

## LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner; *Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung* von G. Gessner. Zweyter Band. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dafs L. im J. 1777. nach Waldshut kam, wo er den Kaiser Joseph sprach, der als Graf von Falkenstein reiste, hatte noch eine andere Veranlassung als die Begleitung *Zollikofers*; und Hr. G. kann sie bey der Familie seines Schwiegervaters leicht erfahren. Wenn aber *Zollikofer* mit Lav. zu Waldshut war, als Joseph dahin kam, wie konnte Lav. es unterlassen, den Kaiser mit seinem Reisegefährten, dem berühmtesten Prediger der reformirten Kirche, bekannt zu machen, und die Ehre der Audienz bey Joseph mit seinem christlichen Mitbruder, der wahrlich derselben nicht minder werth war, zu theilen? Man ertauet, in der Erzählung zu sehen, dafs der würdige *Zoll.* sogleich vor *Lav.* verschwindet, sobald von dem Kaiser die Rede ist; wirklich erfahren wir nicht einmal, wie und wo Z. und L. von einander sich trennen; wie könnte dies auch nun noch wichtig seyn, nachdem L. den Kaiser gesprochen hat?! — S. 192. wird bemerkt, dafs Lav. in den Brelocken an das *Allerley* flagellirt worden sey. Allein flagellirte Lav. nicht auch in dem *Allerley* aus Reden und Schriften kleiner und grosser Männer, wenn er *Steinbrücheln* ein Mönchsgesicht, *Leonhard Meistern* einen Harlekin, noch einen andern Gegner ein *flaches Schulmeistergesicht* nannte? — Von S. 199. an, kommen einige *Gessners* betreffende Nachrichten vor. Bey einer Baronesse von *Erbs* sing der Pater seine Beschwörungen damit an, dafs er sprach: „Ich gebiete dir in dem Namen Jesu, dafs du in *Raserey* und *Convulsion* des Haupts verfallst, ohne dafs der übrige Körper angegriffen werde.“ In dem Namen Jesu in *Raserey* verfallen!? Welche Ideen zusammenfassung! Hr. G. bemerkt nichts dabey. Uebrigens gereicht es ihm zur Ehre, dafs er weiter unten sagt: „Irrthum und Wahrheit seyen durch die feinsten Gränzlinien von einander abgefondert, und es sey oft selbst dem scharfen Blicke des gegenwärtigen Beobachters kaum bemerkbar, ob kein Irrthum und Betrug sich in solche angebliche Wunder einmische.“ — Nach S. 369. soll *Lav. Herders* Ideen zur *Geschichte der Menschheit* sehr gepriesen, und den *Vf.* den *Professor der Erde*, und den *Propheten der Menschheit* (!) genannt haben. Allein dies gilt nur von dem ersten Theile; A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

die folgenden beurtheilte L. ganz anders, und konnte nach seinen Grundsätzen manches darin nicht loben. Hr. G. nehme sich nur die Mühe, dies Buch einmal selbst zu lesen, dessen ganzer Inhalt ihm noch nicht bekannt zu seyn scheint, und er wird dem Rechte geben. Zwar las L. vielleicht keinen der neuern Theologen so fleissig wie *Herdern*; aber immer seufzte er doch über seine spätern Schriften aus tiefstem Herzensgrunde. S. 377. geht Hr. G., als ein Zürcher, sehr säuberlich mit dem vormaligen Magistrat um, unter dessen Mitgliedern *Lav.* doch viel Widerstand fand, als er die heillose Organisation des *Ehegerichts*, von welchem er alternirender Beysitzer war, verbessern wollte. Obgleich in diesem Gerichte nach S. 375. Dinge vorgiengen, die „*Lavaters* Gewissen kränkten, sein sittliches Gefühl beleidigten, und ihm mit der Würde seines Standes unvereinbar schienen,“ so ist doch keine Grundverbesserung der gerügten Mißbräuche zu Stande gekommen; die Berathschlagungen, ob die Mißbräuche abgeschafft oder beybehalten werden sollten, wurden, wie Hr. G. selbst sagen muß, zu langsam geführt; mit andern Worten: man wollte nicht reformiren; darum kam es dann auch zuletzt zu Revolutionen. — Von dem animalischen Magnetismus erwartete L. nach S. 414. zu viel; er verband nämlich religiöse Erwartungen damit, durch deren Erfüllung sein System von den Wundern bestätigt werden sollte. Und wenn er einmal eine solche Idee ergriffen hatte, so war es schwer, mit ihm fortzukommen; alle seine Freunde und Nichtfreunde, mit welchen er glaubte sich darüber einlassen zu können, wollte er zu Profelyten seiner Meynungen machen; keinem, mit dem er in Verbindungen stand, erlaubte er *neutral* oder *gleichgültig* zu seyn; alle sollten sich dafür interessiren, alle die Sache so wichtig als er — alle das darin finden, was er gerade in demselben Zeitpunkte darin fand; mit einer gewissen Gewaltfameit drang er andern seine Phantasien auf. Hiervon giebt Hr. G. ein merkwürdiges Beyspiel in diesem Abschnitte. Selbst den *Hn. Joh. Jakob Hess*, dessen theologisches System schon längst geschlossen ist, und der schwerlich mehr für neue Ansichten empfänglich seyn wird, wollte L., als der thierische Magnetismus seine ganze Seele füllte, in das Interesse seiner theologischen Hypothesen über die Erscheinungen desselben ziehen, und wenig fehlte, dafs nicht deswegen eine Trennung zwischen beiden Freunden entstand. Und der friedliche *Hess* würde doch gewifs gerne dem zu raschen *Lav.* auf diesem Wege ausgewichen seyn, wenn ihm nicht die Theilnehmung an dieser *Lavaterschen* Theosophie gleich-

gleichsam wäre *aufgedrungen* worden. „Die Rück-  
 „erinnerung, schrieb Hr. *Hefs* Lavatern, an so man-  
 „ches gemeinschaftliche Wahrheitforschen, wobey  
 „wir einander oft auf einem Wege angetroffen, oft  
 „auch einander merklich weit begleitet haben, macht  
 „es mir etwas schwer, deiner Aufforderung zu ent-  
 „sprechen. Wie viel lieber wollte ich mich mit mei-  
 „nem Reisegefährten nun allgemein von dem sich  
 „nähenden Ziele der Reise besprechen, und unter-  
 „deßs an seiner Seite sicher fortwandern, als mit Ein-  
 „mal bey einem Scheidwege stehen bleiben, wo der  
 „eine die Bahn für gefährlich hält, die der andere  
 „schon so hurtig betreten hat!“ Gewiß eine sehr  
 edelmüthige und preiswürdige Art, seine Verschie-  
 denheit in der Denkart zu äußern. — Noch eine  
 Bemerkung kann Rec. nicht unterdrücken. Große  
 Männer erheben sich über ihr Zeitalter, eilen dem-  
 selben voraus. Nun lese man aber Lavaters frühere  
 Reflexionen z. B. *beym Tode seiner Mutter*, über *Er-  
 ziehung*, über *Einwirkungen des Teufels* u. a. m. wel-  
 che in mehrern Abschnitten dieses Bandes einge-  
 rückt sind; wird man nicht sagen müssen: Lava-  
 ter hielt mit seinem Zeitalter immer nur *glei-  
 chen Schritt*; seine Ideen haben immer die Farbe des  
 Jahrzehends, in welchem er schrieb? Wie ganz an-  
 ders verhält es sich diesfalls z. B. mit *Semler*, oder  
 um einen Nichttheologen zu nennen, mit *Johann  
 Jakob Rousseau*, und andern hervorragenden Män-  
 nern. Und doch hatte Lavater unfreudig große An-  
 lagen; sollte aber nicht die slavische Erziehung, die  
 er von seiner Mutter erhielt, seinen Geist etwas nieder-  
 gedrückt haben? — Einige Vorfälle aus L. früherm  
 Leben scheinen Hn. G. nicht bekannt gewesen zu  
 seyn. So scheint er nicht zu wissen, daß L. in jün-  
 gern Jahren einmal einem Landprediger des Can-  
 tons Zürich, Namens *Abegg*, von welchem es hieß,  
 daß er sich hart gegen seinen Vater betrage, in *der  
 Manier des Propheten Nathan* eine Parabel schriftlich  
 zusandte, die ihm seine Härte in sehr starken Aus-  
 drücken vorwarf, und daß dieser ihm hernach in  
 seiner Antwort, bey welcher man glaubte, daß der  
 Chorherr *Breitinger* die Feder geführt habe, wegen  
 seiner unbescheidenen und anmaßungsvollen *νοτιο-  
 πραγματοσυνή* schneidende Vorstellungen machte. — Mit  
 adelichen und fürstlichen Personen hat Hr. G. und  
 sein sel. Schwiegervater viel zu thun; dies erinnert  
 an *Pütter's* Autobiographie. Um so mehr muß man  
 sich verwundern, daß die Gräfin *Branconi* fehlt,  
 mit der L. in genauer Verbindung stand, auch Hr.  
 von *Brabeck* zu *Söder* u. a. m. — Ein dritter Theil,  
 der bald nachfolgt, macht den Beschluß dieser durch  
 die Person, deren Leben beschrieben wird, inte-  
 ressanten Biographie. So bald er erschienen ist, soll  
 er angezeit werden.

## GESCHICHTE.

NÜRNBERG, in d. neuen akad. Buchh.: *Aufklärungen  
 in der Geschichte des deutschen Reichsgrafen-  
 standes, aus ungedruckten Quellen*, von *J. Arnol-*

*di*, Fürstl. Oranien - Nassauischen Regierungs-  
 Rathe. 1802. 248 S. 8. (22 gr.)

Wir haben dem thätigen Eifer des Vf. für die Er-  
 weiterung der Geschichtskunde schon manche brauch-  
 bare Schrift zu verdanken, und auch die gegenwär-  
 tige Frucht seines, für diesen Zweck wirksamen,  
 Fleißes verdienet die Erkenntlichkeit aller derer, de-  
 nen es um genauere Kenntniß der noch so sparfam  
 bearbeiteten Geschichte des deutschen Reichsgrafen-  
 standes zu thun ist. Dieser Stand war im mittlern  
 Zeitalter, wegen der großen Zahl der alten, jetzt  
 meist erloschenen, gräflichen Häuser, wegen seiner  
 beträchtlichen Besitzungen und seines damaligen Ein-  
 flusses auf die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs,  
 der wichtigste Theil des deutschen Staatskörpers, so  
 daß eine pragmatische Darstellung seines ehemaligen  
 Glanzes und seines allmäligen Verfalls, mit einer  
 Entwicklung der Ursache des letztern, für den Ge-  
 schichtskenner ungemein viel Interesse haben würde.  
 Die vorliegende Schrift liefert hierzu eine Sammlung  
 brauchbarer Materialien, woraus noch manche Auf-  
 klärung für die allgemeine Reichsgeschichte hervor-  
 gehet, und welche gewissermassen als ein Supple-  
 ment zu *Lünigs Thes. jur.* der Grafen und Herrn, zu  
*Mosers Staatsrecht* Th. 37. 38, und 39. und zu *Kopps*  
*Discurs* von den Reichsgräflichen *Votis curiatis*, an-  
 zusehen ist. Die Urkunden, welche hier mitgetheilt  
 werden, bestehen in merkwürdigen Grafenvereinen  
 des 15ten und 16ten Jahrhunderts, welche dem Vf.  
 Gelegenheit gaben, von den Grafenvereinen, den  
 Reichsgräflichen Collegien und den gräflichen Cu-  
 riatstimmen auf Reichstagen eine besondere Abhand-  
 lung zu liefern, und diese staatsrechtlichen Gegen-  
 stände in näheres Licht zu setzen. Auf Beantwortung  
 der Streitfrage: ob jeder Graf und Dynast vor  
 dem 16ten Jahrhundert Sitz und Stimme in den deut-  
 schen Reichsversammlungen gehabt habe? läßt sich  
 der Vf. nicht ein; dahingegen behauptet er (§. 2.)  
 mit diplomatischer Gewißheit, daß die ehemaligen  
 Grafenvereine nicht, wie *Kopp* vorgegeben, zuerst  
 im J. 1512, sondern schon in der Mitte des 15ten  
 Jahrhunderts ihren Anfang genommen haben. Der  
 Hauptzweck derselben war die Erhaltung des Land-  
 friedens und die wechselseitige Hülfe, zugleich aber  
 auch die, zu Schlichtung der vorfallenden Streitig-  
 keiten, zum voraus bestimmten Austrägalgerichte,  
 wodurch man der Einmischung fremder Gerichte in  
 die Streitfachen der Grafen und Herren unter sich,  
 und in die Prozesse ihrer Unterthanen vorbeugen woll-  
 te. Bey dem Mißtrauen der Grafen gegen den Fürsten  
 stand fanden erstere sehr bedenklich, mit Fürsten der-  
 gleichen Einigungen zu errichten, daher diese ins-  
 gemein davon ausgeschlossen blieben. Aehnliche  
 Verhältnisse entstanden zwischen den Grafen und  
 dem niedern Adel. Erstere stritten für die Erhaltung  
 ihrer althergebrachten Rechte und Vorzüge, der letz-  
 tere hingegen strebte nach Unmittelbarkeit und such-  
 te seine herkömmliche Abhängigkeit vom hohen Adel  
 oder seine Landfälligkeit abzuschütteln. Eine Ein-  
 gung zwischen den Grafen und der Ritterchaft passte  
 also

also nicht in diese Verhältnisse, und der Vf. vermuthet, daß eben deswegen bey einer erneuerten Verbindung, welche einige Wetteraufche Grafen 1511 unter sich abschlossen, die Ritterchaft nicht wieder, wie vormals geschehen war, in dieselbe aufgenommen wurde.

Diese Urkunde (Beyl. Nr. 6.) war die erste, welche gewisse jährliche Versammlungstage, zur Berathschlagung über gemeinschaftliche Angelegenheiten und Aufnahme neuer Glieder, festsetzte, und dem Namen: *Grafentag*, seinen Ursprung gab. In der nachherigen Vereinigung war auch dies eine neue Vorschrift, daß die Austrägalrichter nöthigen Falls sich bey den Rechtsverhandlungen und Cölln, Lüttich, Aachen u. a. m. Rathsholen sollten, und daß der Nebenabschied die Errichtung einer gemeinschaftlichen Casse bezweckte, und die jährlichen Beyträge der Bundsgenossen bestimmte. Auf einem zu Andernach 1519 gehaltenen Grafentag, kamen auch gemeine Reichsangelegenheiten, besonders die neue Kaiserwahl zur Sprache; auch erhellt aus der Beylage Nr. 13. daß schon 1520 bey dem Grafentage die Beforgnis vorgewaltet habe, aus dem Besitz ihres Stimmrechts auf Reichstagen verdrängt zu werden. Der Vf. giebt über die ehemalige Beschaffenheit dieses Stimmrechts einige Erläuterung und zeigt, daß die vormalige Gleichgültigkeit der Grafen nach und nach für sie die schädliche Folge hervorgebracht habe, daß man sämtliche Grafen nur als *eine* Person ansah, welcher nicht mehr als *eine* Stimme in den Reichsversammlungen zustehe. Auffallend ist es, daß die Wetterauer Grafen nach der Beylage Nr. 14. zwar 1542 beschlossen hatten, auf den Reichstag dahin zu dringen, daß dem Grafentage, wie vor Alters, *mehr als zwey* Stimmen, im Reichsrathe vergönnet werden möchten, gleichwohl aber bald darauf (1543) den Satz als unzweifelhaft aufstellten, daß der ganze Grafentag *mehr nicht als zwey Stimmen* habe, deren eine von den Wetteraufchen, die andere von den Oberländischen oder Schwäbischen geführt werden sollte. Damit über den Vorsitz der einen oder andern kein Streit entstehen möchte, wurde die Alternation desselben festgesetzt, und zwar mit der Bestimmung, daß ein Gesandter einen, etwa persönlich erscheinenden, Grafen den Vorsitz zugehen, und nur mit dessen Gesandten alterniren solle. Zuletzt bemerkt noch der Vf. daß die Wetteraufchen Grafen 1566 befürchteten, sie möchten durch die Fränkischen, in ihrem Sitz- und Stimmrechte beeinträchtigt werden, weswegen sie ihren Gesandten instruirten, darauf bedacht zu seyn, daß sie von andern besonders den Fränkischen Grafen in *Sessione* nicht präveniret würden; auch ward ihnen untersagt, sich mit denselben in eine Unterhandlung wegen Stimmrechts einzulassen. Am Schluß dieser Schrift befinden sich noch zwey kurze Aufsätze, die für die Kirchengeschichte nicht unwichtig sind. Der *eine* (S. 219.) führt die Aufschrift: *Versuche der deutschen Reichsgrafen, wegen der Aufhebung des geistlichen Vorbehalts*; und der *zweyte* enthält eine acten-

mäßige Nachricht von dem Einflusse, den die protestantischen Wetterauer Grafen im Jahre 1577 auf die Cöllnische Erzbischofs-Wahl hatten.

Wenn man (wie der Vf. S. 247.) sagt, die darin vorkommende Umstände mit einander vergleicht: so darf man wohl nicht zweifeln, daß die Erhebung des *Gebhards Truchseßs* auf den Erzbischöflichen Stuhl hauptsächlich das Werk der Wetterauer und der mit ihnen verbundenen Weltphälischen Grafen gewesen sey. Durch ihn mochten sie ihre Absicht wegen Freystellung der Religion am ersten erreichen, und in seiner Person einstens einen Protestanten im Besitz eines Erzstiftes und einer geistlichen Kurwürde zu sehen hoffen. Daß sie sich in ihrer Erwartung von der Denkart des neuen Kurfürsten nicht irrten, zeigt die bekannte Geschichte *Gebhards* und seiner geliebten *Agnes von Mansfeld*, die sich aber freylich mit der Vertreibung Gebhards aus seinem Stifte endigte.

BERLIN, in d. Vofs. Buchh.: *Abriss einer Geschichte des Vaterlandes*. Ein Leitfaden für den Unterricht. Von *Friedrich Rambach*, Prof. und Prorector des Friedrichs-Gymnasiums etc. 1802. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter dem weder auf dem Titel noch in der Vorrede bestimmt genannten *Vaterland*, dessen Geschichte hier bearbeitet worden, sind die sämmtlichen Staaten der Preussischen Monarchie zu verstehen. Der Vf. bestimmte diesen Leitfaden für Vorlesungen, einem gemischten *Auditorio* gebildeter Geschäftsmänner gehalten, die in einer Wiederholung der Geschichte eine lehrreiche Unterhaltung suchen. Für solche Männer mußte das Handbuch so eingerichtet werden, daß es weniger die einzeln Facta mit chronologischer Aengstlichkeit aufzählte, als vielmehr unter große pragmatische Gesichtspunkte brächte. In der vorangehenden *Einleitung* bezeichnet der Vf. sehr richtig die Gränzlinien zwischen der Weltgeschichte und der Geschichte des Vaterlandes, welche nur die Schicksale der Heymath und ihrer Bewohner gleichsam in ein Familiengemälde zusammenstellt, woraus die gegenwärtige politische Verfassung wahr und gründlich hervorleuchtet. Er geht hierauf zur *historischen Uebersicht der sämmtlichen Staaten der Preussischen Monarchie* über, und liefert ein chronologisches Verzeichniß aller deracquirirten Länder und Provinzen, durch welche sich diese Monarchie seit 1417 bis 1797 zu ihrer gegenwärtigen Gröfse empor geschwungen hat. Die Geschichte derselben wird in folgende Perioden eingetheilt: I. *Dunkle Urgeschichte des Vaterlandes von . . . bis 1156*. Sie geht bis in die Zeiten der Römer hinauf, und giebt zusammengedrängte Nachrichten von den Semnonen, Longobarden, Sueven und Wenden, welche letztere die ersten Bewohner des Vaterlandes oder der Brandenburgischen Lande waren, und 1156 von Marggraf Albrechten dem Bär besiegt wurden. II. *Vorgeschichte des Vaterlandes von 1156 bis 1417*. Enthält die Begebenheiten der Markgrafen von Brandenburg, aus dem Anhaltischen-Bay-

Bayerischen- und Luxemburgischen Hause, und schildert den Geist des damaligen Ritterthums. III. Hohenzollerische Periode der Kurwürde; von 1415 bis 1653. IV. Preussen ein Souveränes Königreich; oder Welthistorische Periode der vaterländischen Geschichte von 1653 bis 1797. Nach diesem Plan hat der Vf. die Geschichte der Preussischen Monarchie, in gedrängter Kürze und mit zweckmäßiger Auswahl der merkwürdigsten Thatfachen, eben so angenehm als lehrreich vorgetragen, und es ist nicht zu zweifeln, daß dieses Lehrbuch bey dem Unterricht in der Brandenburgischen Geschichte eine sehr brauchbare Anleitung abgeben werde.

LONDON, b. Debrett: *The Life, Adventures and Opinions of Colonel George Hanger*. Written by himself. Mit dem Motto aus dem Horaz: *Nudus agris, nudus nummis*. 1801. 2. Vol. 339 u. 474 S. gr. 8. (16 Sch.)

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Leben und Abentheuer des Obristen Georg Hanger*. Von ihm selbst beschrieben. Aus dem Englischen übersetzt von D. W. A. 1802. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Oberste Hanger, der uns in diesen Memoiren mit seiner eigenen Lebensbeschreibung eine gar seltsame Olla aufgetischt hat, gehört zu den sogenannten Sonderlingen auf jener Insel, wo diese Menschenart von jeher und aus schon begreiflichen Ursachen am besten gedieh. Als ein subalterner Haasfreund und Gesellschaftler des Prinzen von Wallis kann er sogar unter die Personen gezählt werden, die man in England mit der Benennung *public Characters* im Guten und Bösen aufstellt, und wirklich findet man ihn auch auf mehreren politischen Caricaturen im Gefolge seines vormaligen Schutz- und Brodherrn, des Prinzen von Wallis. Die vorliegende Selbstbiographie hat ihren Ursprung eigentlich der bekannten *King's bench prison*, einem der berühmten Londner Gefängnisse, zu danken, wo der aufs äußerste verschuldete Verfasser aus seinem eigenen Leben noch Gold zu münzen, oder wie er durch den auf dem zweyten Blatte von vorn herein in Kupfer gestochenen Maleficanten, der am Galgen hängt, zu verstehen geben will, sich bey lebendigem Leibe seiner eigenen Anatomie zu überliefern suchte. In der That muß man gerade so in die Enge gerieben seyn, um, wie hier Hanger thut, sich vor dem ganzen ehrbaren Publicum so in *puris naturalibus* zu zeigen. Kaum ein Drittel dieser zwey Bände ist wirkliche Lebensbeschreibung. Alles übrige sind Homilien von einer ganz eigenen Art, Vertheidigungen der *Venus Vulviva* und ihrer Priesterinnen, volltönende Lobreden auf Vielweiberey und Strafpredigten ge-

gen den Ehestandszwinger u. dgl. die den Vf. als den ausschweifendsten Wüfling bezeichnen würden, wenn man nicht gute Gründe zu der Vermuthung fände, daß er nach Art solcher Gefellen, die der Engländer mit dem vielsagenden Titel *Bucks* bezeichnet, in der Schande selbst eine Ehre suche und schlimmer scheinen wolle, als er im Grunde ist. Immer bleibt dies Product zur Kenntniß der jetzigen Verdorbenheit der englischen Sitten in den obersten Ständen ein merkwürdiges Actenstück. Denn man kann sich darauf verlassen, daß Colonel Hanger hier ganz in der Sprache jener auch sonst wohl gekannten Zirkel spricht. Menschen seines Gelichters haben oft ganze große Erzählungen erdichteter Abentheuer in Bereitschaft, mit deren vielfach aufgeschmücktem Vortrag sie ihre erhabenen Gönner bey Tisch zu unterhalten, oder, wie Shakspeare sagt, die Tafel in Aufruhr zu setzen pflegen. Eine solche bis zum Ekel ausgepönnene Geschichte ist unfeilhaftig der Liebeshandel mit der schönen Pamela von Norfolk, einem gefälligen Zigeunermädchen, mit welcher der Vf. eine Zeitlang ein Vagabundenleben in wilder Ehe geführt haben will, bis sie endlich mit einem wandernden Kesselflicker davon lief. Diese Episode aus der *Beggar's Opera* nimmt fast ein Viertel des ganzen Buches ein, und mag zu ihrer Zeit für Hn. Hanger's nähere Bekannten einen besondern Reiz gehabt haben, ist aber jetzt nichts als eine schaaale übernachtliche Schüssel, die man so schnell als möglich vorübergehn läßt. Eine deutsche Uebersetzung mit allen diesen üppigen Wasserschöflingen wäre eine unverzeihliche Sünde gegen Geschmack und Sittlichkeit gewesen. Aber einzelnen Partheyen fehlt es gar nicht an Interesse. So enthalten z. B. die Geschichten von honetten Strafsenräubern im Anfange des zweyten Theils sehr unterhaltende Beyträge zur Kenntniß der englischen Sitten und Denkart, und das Gemälde der englischen Gefängnisse von *King's bench* und *Fleet prison* ist vielleicht seit Fielding's Zeiten nicht kräftiger und wahrer entworfen worden, als von dem Vf. hier aus eigener Erfahrung geschieht. Ein verständiger Auszug in einem Bändchen kann also wohl auch deutschen Lesern eine angenehme Unterhaltung gewähren, und dieser ist in der oben angezeigten Uebersetzung die daher allen Beyfall verdient, geliefert worden.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanischens W.: *Handbibliothek für Kinder und ihre Lehrer*. 3tes Bändch. Ausführlicher Katechismus der christlichen Sitten- oder Pflichten-Lehre. 2te Abth. Von G. J. L. Reufs. 1802. 260 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. Nr. 206.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 4. October 1802.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HAARLEM, b. Loosjes: *Hugonis Grotii, Batavi, Parallelon rerum publicarum liber tertius: De moribus ingenioque Populorum Atheniensium, Romanorum, Batavorum.* — Vergelyking der Gemeenebesten door *Hugo de Groot*. Derde Boek: enz. — Uit een echt Handschrift uitgegeeven, in 't Nederduitsch vertaald, en met Aanmerkingen opgeheldert door *Mr. Johan Meerman*, Heer van Dalem en Vuren. *Eerste Deel*. 1801. LXIV. und 114 S. Vorr. u. Original. 410 S. Ueberf. u. Anmerk. gr. 8. (4 Fl.) — *Tweede Deel*. 1802. VIII. u. 100 S. Vorr. u. Orig. und 524 S. gr. 8. (4 Fl. 10 St.)

Verfasser und Commentator dieses Werks müssen Aufmerksamkeit darauf erwecken; jener hat seit beynabe 200 Jahren im Staats- Natur- und Völkerrechte eine bedeutende Rolle gespielt; und dieser, Hr. v. M. (seit dem 15. Juny 1802, Mitglied der holländischen Staatsverwaltung im Departement Holland; eine Würde, die mit dem Wesen und der Form der ehemaligen Staaten der Provinz Holland völlig übereinstimmt) ist durch seine Schriften ebenfalls als ein Mann bekannt, der ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einem tiefforschenden philosophischen Geiste verbindet, folglich im Stande ist, die Maximen der Republiken des Alterthums, mit denen der neuern Zeit historisch und statisch zu vergleichen. Um dazu auf einem schicklichen Wege gelangen zu können, giebt er in der 62 S. langen Vorrede des I. Theils eine allgemeine Ueberficht von dem Zustande der Wissenschaften im gegenwärtigen Europa, wobey er vorzüglich den großen Verlust der berühmtesten Männer und Gelehrten bedauert, die der Tod in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts von der Schaubühne ihres Wirkungskreises rief, und wovon der Ersatz nicht so reich sey, als Mancher sich vieler Vorredner S. X. fg. seine Landsleute auf ihren längst verstorbenen *Hugo de Groot* aufmerksam zu machen, der seit *Erasmus* bis auf den gegenwärtigen Augenblick, alle seine Landsleute sowohl in literarischer, als mehrern anderen Hinsichten weit übertroffen habe, und daher den Niederländern gleichsam zu einem Muster dienen müsse, indem seine Schriften, besonders die über Staatswissenschaft und republikanische Regierungs-Verfassung, noch immer die besten und weisesten Maximen enthalten, wonach die Bürger eines Staats in ihrem Verein glücklich leben

A. L. Z. 1802. *Vierter Band*.

könnten. — Hierauf giebt Hr. v. M. S. XVIII. fg. Nachricht von der Veranlassung der Herausgabe des ungedruckten *de Groot'schen* Mißts, erwähnt die Mittel, die er angewandt, um zu dieser Jugendarbeit *de Groot's* zu gelangen; und zeigt die Verschiedenheit der vorliegenden Schrift von der, die *de Groot* unter dem Titel: *De antiquitate Reip. Bat.* (Leid. 1610. 4.) herausgab, welches Einige für einen Auszug von jenem ansehen möchten, die aber in keiner Beziehung mit einander die Mindeste gemein hätten. S. XLVII. wird versichert, daß man alle Ursachen habe zu vermuthen, die Vollendung dieses 3ten Buchs der *Vergleichung* etc. könnte nicht über den 13. July 1602 hinaus gehen, welches aus historischen Gründen erwiesen wird. Der übrige Theil der *Vorrede* erklärt sich über die äußere Beschaffenheit der Handschrift und die darin enthaltene lateinische Schreibart, wovon die letztere durch den Herausg. kritisch beleuchtet und verbessert wird. — Jetzt kommen wir zum Inhalt selbst: S. 3. fg. *Comendat suam Patriae pietatem*. Ein Gedicht, worin *de Groot* seiner ächten Vaterlandsliebe Wehrauch streut. S. 5—II. *Breviarium libri tertii*. In dieser kurzen Ueberficht wird eine anschauliche Darstellung geliefert, was man sich von dieser *Vergleichung* der atheniensischen, römischen und batavischen Republik zu versprechen habe. *Capita*. S. 12. Hier sieht man, daß das ganze Buch in 26 Kapitel getheilt sey, wovon der gegenwärtige *erste Theil* nur *sieben* enthält, die übrigen aber (zufolge der *Vorrede*) in *zwey* nachfolgenden Bänden nach und nach geliefert werden sollen. — *Cap. I. Esse sua gentibus, ut corpora, ita mores atque ingenia*. *De Groot* sucht durch historische Beyspiele aus der Völkergeschichte zu beweisen, daß die Nationen einen ganz verschiedenen, von einander abweichenden Charakter hätten, und sich sowohl dadurch, als durch ihre körperlichen Eigenschaften und Gewandheit vor andern auszeichneten. Diese Verschiedenheit sey im Allgemeinen, so wie bey Athenern, Römern und Batavern im Besondern auffallend. — *Cap. II. Quae gentes inter se conferantur*. — In diesem wird von den Sitten auf den Zustand der Verfassung der drey hier verglichenen Völker geschlossen. — *Cap. III. De libertate et servitute in factis dictisque*. Der Vf. sucht zu beweisen, daß die wahre Freyheit den Individuis der Staaten ein ganz anderes intellectuelles Vermögen im Denken, Reden und Handeln als denjenigen verschaffe, die im Zustand der Sklaverey lebten. — *Cap. IV. De fortitudine et magnanimitate*. Durch Muth und Treue, so wie durch Standhaftigkeit



keit und Großmuth, hätten die Niederländer von jeher, wie die Athenienser sich ausgezeichnet; nur Rom's Treue wäre, wie bekannt, nicht immer zu verlässig gewesen. — *Cap. V. De humanitate et ferocia.* Menschlichkeit und Wildheit werden hier, wie Sanftmuth und Zügellosigkeit in dem Charakter der Völker untersucht, die der Gegenstand dieser Schrift sind. — *Cap. VI. De fide et perfidia.* Glaube, Treue und Worrhalten wird den Atheniensen und Römern durchgängig abgesprochen, dagegen aber den Niederländern als vorzügliche Eigenschaften ihres Charakters zugeschrieben. — (Wer sieht hier nicht offenbar den Widerspruch, dessen sich der damals junge Schriftsteller gegen das IV. Kap. schuldig macht? — Mehrere der Art kommen bisweilen vor, die aber Hr. v. M. auf eine bescheidene Art zu heben weifs). *Cap. VII. De justitia injustitiaque.* Eine jede Nation hat gerechte und ungerechte Staatsbürger aufzuweisen, wovon man nicht immer auf den Geist und den Charakter des ganzen Volks schliessen darf; *de Groot* behauptet aber, daß Gerechtigkeitsliebe seinen Landesleuten durchgängig eigen sey, welches man von Athenern und Römern nicht so allgemein sagen könne, weil die Geschichte entgegengesetzte Beyspiele liefert.

Dies ist der wesentliche Inhalt aller Capitel des ersten Theils der *de Groot'schen* Handschrift, die im Ganzen uns nicht diejenige Befriedigung gegeben haben, die von einem solchen Geiste sich erwarten liefs. Dies vermuthet auch der Herausg. S. LXI. unt. u. fg.: aber, setzt Rec. hinzu, wenn man die Jünglingsjahre des Vfs. und die Zeiten bedenkt, in denen ihm damals noch so wenige Hülfsmittel zu Gebote standen: so ist es noch immer zu bewundern, daß er so viel Richtiges über diesen Gegenstand in historischer, moralischer und statistischer Hinsicht darstellte. Daß *de Groot* diese *Parallelen* etc. nicht zu den vollgültigsten seiner Schriften gezählt zu haben scheint, geht auch daraus hervor, daß er, so viel sich Rec. zu erinnern weifs, dieser Handschrift, oder ihrer baldigen Erscheinung, in keinem seiner Werke mit einer Sylbe gedenkt. Im Gegentheil hat er das Mspt dieser *Vergleichung* etc. einem seiner Freunde und Zeitgenossen, dem *Janus Doufs* (d. ä. eigentlich *van der Does*, Hr. v. Nordwik genannt); mit einem batavischen Gedichte unter dem Titel zugesandt: *Pro sua Republica Batava, Atheniensium atque Romana comparata*, welches Hr. v. M. S. XXXII bis XXXI. im Original mit einer holländischen Uebersetzung und Noten liefert, so daß also der Vf. dasselbe entweder für unwürdig zum Druck geachtet, oder es als eine Handschrift für Freunde der Literatur zum Geschenk etc. gemacht hat. Ganz, der jetzige Herausg. ersetzt alle die Lücken sorgfältig und giebt zuerst von der Urschrift eine getreue und schöne Uebersetzung, die mit einem neuen Druckalphabeth und einer zweyten Seitenbezeichnung anfängt, die man als eine zweyte Abtheilung dieses Bandes ansehen kann. Die Uebersetzung geht hier von S. 1 — 162; auf sie folgen S. 164 — 410. die ge-

lehrten, mitunter sehr lehrreichen Anmerkungen des Herausg., worin wir jedoch nicht allenthalben seiner Meynung beypflichten können, und wovon wir einige ausheben wollten, um den Vf. derselben zu überzeugen, daß wir auch diese sorgfältig gelesen und geprüft haben. S. 164 — 169. wird wider *Mannert*, *Robertson*, und die bisherige Meynung: *Taprobane* sey das jetzige *Ceylon*, behauptet: man müßte darunter *Sumatra* verstehen, welches auch *de Groot* dafür gehalten. Dies thut aber nichts zur Sache; *Grotius* irrte, und konnte, wie er mehrmals that, in diesem und mehr andern Punkten irren; nichts desto weniger ist und bleibt *Taprobane* deswegen *Ceylon*, wie *d'Anville*, *Rennet*, *Sprengel*, *Goffelin* u. m. a. bis zur Evidenz erwiesen haben (s. auch *Renaudot's Ancient account of India and China, Remarks* p. 7. Lond. 1733 8.). — S. 169 — 178. hätte zu der Untersuchung über die fabelhafte Gegenwart vom *Bafris* in Aegypten, die lehrreiche Abhandlung, oder ein Auszug aus *H. Zoega Numi Aegyptii Imperatorii* in *Lychfens* und *Heereus* *Bibl. der alt. Lit. und Kunst*; 7tes Stück gebraucht werden sollen. Dagegen ist die gelehrte Excurſion S. 178 — 186. über den Einfluß von Klima und Boden auf Sitten und Gebräuche eines Volks trefflich gerathen. Von dieser Seite betrachtet, hat auch die *Anmerk.* S. 190 — 194. unsern ganzen Beyfall. Diesen können wir aber der *Anmerk.* S. 194 — 198., in Ansehung des Wohnsitzes der alten Bataver, Capineſaten und Friesen nicht verſtatten. Woher will es der Vf. beweisen, daß der Rhein (S. 195.) sich im Alterthume, und zur Zeit der Ankunft der römischen Kriegesheere in den Niederlanden, bey der jetzigen Schenkenschanze getheilt, der nördliche Arm davon, neben Wyk bey Duderſtede, über Utrecht und Leiden, nach Catwyk den Nordsee zugeeilet, — der südliche Arm dagegen unter dem Namen der *Wahl* bekannt, sich demnächst mit der Maas vereinigt, seinen Namen abgegeben, und sonach die den Alten bekannt gewesene Insel *Batavorum* gebildet habe? — Daß diese Insel, den eigentliche Wohnitz der Batavi, ein kleines und ursprünglich deutsches Volk, vom Geschlechte der Catten, gegen Süd-Osten ihren Anfang da genommen, wo der Rhein sich zuerst in zwey Hauptarme theilt, ist keinem Zweifel unterworfen; daß aber diese Theilung gerade bey Schenkenschauz geschehen sey, (wie auch Hr. *Wiebeking* in der *Allgem. auf Gesch. und Erfahr. gegründeten Wasserbauk.* 2r Th. S. 41. fg. behauptet), das bezweifeln wir aus vielen Gründen. Einmal war der Lauf des Rheins in jenen Zeiten, wo man weder Deiche, Ableitungsgraben, noch Wasserbau kannte, durch seine jährlichen Ueberschwenmen an der beständigen Willkür ausgeſetzt, und neigte sich in dieser sogenannten Niedrigung, wo er so zu sagen von Honneſau, gleichsam vom Fusse der Siebengebirge oberhalb Siegburg bey Bonn, bis zu den bey den *Vorgebirgen* des, seit Jahrtausenden allmählig zurückgetretenen deutschen Meers, dem jetzigen Clevschen und Eltenberge, zwey sehr hohe Sandgebirge, eine groſse Ebene durchströmte, und je



je niedriger er kam, desto mehr jährliche Irrungen erzeugte und sein Strombette änderte, bald nach der östlichen, bald nach der westlichen Seite der Gebirge, welche dies große Rheinthal begründen, und aus lauter Sandfichten bestehen, die eine übermäßige Revolution oder Erdüberschwenkung dahin gelagert zu haben scheint. Vor der Eindeichung und Stromrichtung (Strombau dürfen wir es nicht nennen) des Rheins, war diese fruchtbar gewordene Ebene größtentheils Sumpf, wovon hin und wieder noch Spuren angetroffen werden. Zum andern kann man aus den dunkeln Nachrichten der Alten, selbst aus den Reiseverzeichnissen des Antonins keinen bestimmten Schluss ziehen, daß die Theilung des Rheins zuverlässig bey Schenkenschau geschehen sey. Wer, wie Rec., diesen Theil des Niederrheins häufig zu bereisen, und die vorhandenen Nachrichten mit dem Lokale an Ort und Stelle oft zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat, wird sich überzeugen, daß der Rhein, der zwar immer sich zwischen dem Elten- und Clevischen-Berge seit dem frühesten Alterthume der Geschichte getheilt haben mag, vor dem J. 1000, als zur Zeit der Stiftung der Abtey Elten, bald nach dieser, bald nach jener Seite beider Sündgebirge sich geneiget, und daselbst die Scheidung oder Theilung des Flusses in Rhein und Wahl wird veranstaltet haben. Hr. von Späen zu Bellevue hat darüber eine gelehrte und mit vieler Sachkenntniß abgefaßte ExcurSION geliefert in seiner *Oordelkund. Inleid. tot de Geschied. van Gelderland*, Ite Deel. p. 10 bis 21. §. 4—6. incl., die Hr. v. H. dabey hätte zu Rathe ziehen sollen, um dadurch seine gedaußerte Meynung über diesen Punkt zu berichtigen. — Uebrigens wurde die Bataver Insel, die jetzige Betuwe, schon frühe der Schauplatz des römischen Krieges, wie man aus den lateinischen Schriftstellern, besonders aus *Dio-Cassius* (Lib. LIV. p. 333. und L. LV. p. 345. ed. Xyl.), *Tacitus* (Hist. L. IV. c. 12—37; auch c. 54—79. und L. V. c. 14.), *Ammianus Marcellianus* (L. XVII. c. 8.) u. m. A. abnehmen kann. Auch halt Rec. dafür, daß ein Arm des Rheins, in den frühesten Zeiten von Wyk bey Duderstede, über Utrecht und Amersfort, unter dem Namen der Flevo, wovon schon *Cäsar* hatte reden hören (f. Bel. Gal. L. IV. c. 10.), dem deutschen Meere zuffloss, und wovon *Pomp. Mela* versichert: er sey (in beinahe allen Gegenden) der Fläche wegen, einem See ähnlich (f. *Mela*, L. III. c. 2. am Ende). — Die Anmerkung über die Freyheit der Völker enthält viele Wahrheiten, welche Geschichte und Erfahrung bestätigen. — Nicht weniger merkwürdig sind die folgenden in acht patriotischem Geiste, und nicht aus Vorliebe für irgend einen fremden Einfluß, oder für ausländischen Partheygeist mit vieler Einsicht geschriebenen Noten. Dazwischen gehört auch die S. 266 bis 265., wo der V. die de Grootsehen Stelle vortritt, daß die batavische Republik, wie die Nation selbst, von jeher durch die ansehnlichsten und einsichtsvollsten Staatsglieder wäre beherrscht worden. (Eine laicte Demokratie, wo bisweilen — in

Zustände der Revolution — verlaufene Banquerottirer und verschuldete Ränkefüchtige Advokaten, die schreyenden Volks-Demagogen sind, kann, wie die Geschichte der jüngst verwichenen 12 Jahre bestätigt, unmöglich lange bestehen, indem sie zu Anarchie, Bürgerkriegen und Verfolgungen Anlaß giebt, und alle nur mögliche Greuel herbey führt, welche die Humanität, die Moral, und selbst die Gefühle für Religion auslöschten). In der Anmerkung über den *vermehrten Rahm der Bataver nach Tacitus etc.*, die im Ganzen trefflich gerathen ist, wäre noch einiges zu berichtigen. — S. 318. sgt. hätte erinnert werden sollen, daß die Hauptstadt der Caninefaten im nordwestlichen Theil der Betuwe, *Lugdunum Batavorum*, das heutige *Leysden* gewesen sey (vgl. *Tacit. Hist. IV. 15. 16.*), und daß der Name des *Caninefatescher* Volkstammes, sich mit der Zeit in den Namen des größern Volks der *Bataver* verloren habe, und zur Zeit des *Ptolemäus* des Erdbeschreibers, der sie gar nicht kennt, schon erloschen sey. Auch ist der Wohnsitz der *Friesen* und ihre allmähliche Ausbreitung bis auf *Karl den Großen* nicht ganz richtig bestimmt. — (Der Beschlufs folgt.)

KÖLN a. Rh., b. Oedenkoven u. Thierriot: *Grundlage zu einem vollkommenen Staate von Christian Sommer*, Advocat in Köln. 1802. 1 Alph. gr. 8. (20 gt.)

Der Vf. dieses Werkes hat, wie schon eine frühere Schrift zeigte, nicht die mindeste Anlage zu einem praktischen Staatsmanne: allenthalben geht er von Principien aus, die offenkundigen Mangel staatswissenschaftlicher Theorie und Erfahrung verrathen. Um dies zu beweisen, wollen wir unserm Lesern, den Inhalt desselben vorlegen, und dabey gelegentlich einige Bemerkungen einschalten.

Das Buch zerfällt in sechs Abschnitte. Im ersten wird über die Bestimmung des Menschen; im zweyten über den Zweck und die Entstehung des Gesellschaftsvertrags, so wie im dritten über den des Bürgervertrags, und im vierten von der Religion gehandelt wird. In allen vier finden wir nichts Neues, wohl aber häufige Declamationen über die Uebel, welche in der menschlichen, so wie in der Staatsgesellschaft, bisweilen herrschen, und deren Grund der Vf. zwar immer in der verstorbenen Moral antrifft, nur nicht überzeugend die Mittel anzeigt, wie diesem Hauptübel abzuhelfen sey. Wir übergehen daher die Vorschriften zu den Ur-Primar und Sections-Versammlungen des Volks, aus welchen die Repräsentanten erwählt werden sollen, als bekannte Dinge und zwar jetzt um so mehr, da die französische Mutter-Republik (wie alle ihre Töchter), dergleichen Volks-Majors jetzt aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet. Mit seinem Raisonement über Religion kommt der Vf. ohnehin zu spät, da das Concordat zwischen Frankreich und dem Papste, alle die gesetzlichen Vorschriften und Bestimmungen für den Cultus, sowohl für den Catholicismus als Protestantismus, ent-

enthält, die in jeder Hinsicht ein Meisterstück der tiefen Weisheit derjenigen sind, die den Vertrag des Staats und der Kirche unterhandelten. Um aber auch eine Probe von der Declamationsfucht des Vfs. zu geben, wollen wir die erste die beste, und zwar die S. 97. von der Ankunft der Religion in Frankreich wählen: „Willkomm uns, Vertraute des Himmels“ — ruft der Vf. aus — „willkomm du Freundin der Menschen, Religion! Wir haben dich gefunden, ohne dich neugierig zu suchen. Du hast dich von deinem hohen Sitze herabgelassen, und bist bey uns eingekehrt, nachdem wir dir eine, deiner himmlischen Abkunft würdige Wohnung zubereitet haben. Wir werden dich nimmermehr aus unserer Gesellschaft verstoßen, göttliche Trösterin! Auf allen unsern Wegen, bey allen unsern Untersuchungen sollst du die vertraueste Begleiterin seyn“ u. s. w. — Der fünfte Abschn. S. 129 — 246. liefert eine praktische Recapitulation einiger aufgestellten Grundsätze und Regierungs-Maximen, nach welchen die fränkische Republik sich zu einem vollkommenen Staat erheben soll, und im sechsten die Mittel, wie diese Grundsätze und Maximen in der fränkischen (französischen) Republik auszuführen sind. Gerade das letztere ist das schwerste, wiewohl auch die Theorie der Regierungs-Maximen hin und wieder gar nichts taugt, wie z. B. S. 129. fg. Frankreich soll sein Territorium gegen jeden auswärtigen Handel verschließen, weil es an allen erforderlichen Producten zu reichhaltig ist, als das es anderer Länder bedürfe. Der Vf. beschließt diesen Satz mit dem Ausdruck: „Frankreich bedarf (der Regel nach) der übrigen Welt nicht: vielweniger wird es sich durch ein üppiges Gelüsten nach auswärtigen Producten, einem andern Volke zinsbar machen.“ Das letztere wohl nicht; aber man sieht es dem ganzen Raisonnement an, daß Hr. S. Frankreichs Charakter so wenig, wie den innern Bedarf seiner Natural-Producte kennt. Welchem statistischen Schriftsteller ist es unbekannt, daß Frankreich einen großen Theil seines Getraides, besonders Waizen, da der Franzose äußerst gern Brod isst, — seines Schlachtviehes, — einen beträchtlichen Theil Eisen und Hauf zur Marine, — und vorzüglich wegen seiner, durch die Revolution und den Krieg fast durchgängig verwüsteten Wälder, das meiste Schiff- und Nutzholz aus der Fremde einführen muß! Wäre die Republik an Getraide überall so reich, als unser Vf. sie glaubt: so würde sie nicht unter dem Vorwande, daß das Getraide, wenn es auch gleich auf dem östlichen Rheinufer gewachsen, gekauft, und im Septbr. und Octbr. 1801. eingeschifft war, nach England ginge, zu den unerhörten Mitteln gegriffen haben, mit Gewalt wegnehmen zu lassen, was den Rhein hinun-

ter schiffte, nicht sogar Schiffe vom rechten Rheinufer durch die Douanerie mit Gewalt aufzufangen, und in Maynz, Coblenz, Cöln, selbst preussische Schiffe, die zu Ruhrort bey Duisburg im Clevschen geladen hatten, zu Orsoy am linken Rheinufer im Clevschen anzuhalten und zu confisciren. Das Gewäch über die *Sittenrichter* S. 176. fg. verdient um so weniger Erwähnung, da man sich von einem Volke, bey dem die Sitten so ganz verderben sind, und das von Staatswegen wohl mit Worten und Vorschläge auftritt, in der That aber auf die öffentliche Erziehung der Jugend fast nichts, wenigstens etwas ganz unbedeutendes unternimmt, und alles den Communen und Mairien zu veranstalten überläßt, noch zur Zeit nichts reelles versprechen kann. — Herzerhebend wird der Gedanke des Vf. S. 247., wenn er von der französischen Regierung spricht, wie sie seyn soll: „Unsichtbar wie die Natur im Weltall regiert, und Gott in der Natur: so soll auch die Regierung unter ihrem Volke herrschen, gerecht, wohlwollend und allbeglückend.“

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG U. ELBERFELD, im Comtoir für Literatur:  
*Elisas, des Weibes, wie es seyn sollte, Vermächtniß für ihre Tochter Henriette.* 1801. 224 S. 8.  
 Mit 1 Kupf. (1 Rthlr.)

Maximen und Vorschriften der Weisheit und Tugend, um die Mädchen über ihre künftigen Lebensperioden, als *Gattinnen, Mütter und Erzieherinnen* zu belehren, und so zu bilden, daß sie ihrer Bestimmung volle Genüge leisten, und ihr eignes und anderer Glück möglichst gründen. Der Ton ist natürlich und ernst. Die gesammelten Verhaltensregeln sind weder neu, noch neugefagt. — Im Abschnitte: „*Bestimmung und gegenseitige Pflichten des Mannes und Weibes*“ wäre die Bemerkung: „Selbst die *erfindsame Koketterie*, die in der galanten Welt gegen eitle Liebhaber zu kindischem Spielwerke mißbraucht wird, kann die Gattin bey dem Gatten zu *nützlichen und wichtigen Zwecken* verwenden“, wohl besser weggeblieben; denn die Nacherinnerung, sich dieses Stratagemis nie zur Unzeit, nie zu unumoralischer Erniedrigung des Gatten oder ihrer selbst zu bedienen, fruchtet zu wenig, wenn *Koketterie* als erfpriesslich und hilfreich gerühmt wird. — Das Kapitel: „*Eheliche Untreue*“ ist zu kurz. — Möchte doch, was in Ansehung des *Religions-Unterrichts bey Kindern* gesagt wird, von Aeltern und Lehrern innig beherzigt, und genau befolgt werden!

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. October 1802.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HAARLEM, b. Loosjes: *Hugonis Grotii, Batavi, Parallelon rerum publicarum liber tertius etc.* uitg. door Mr. J. Meerman etc. I—IIde Deel.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Theil liefert die 15 folgenden Hauptstücke, VIII—XXII.; Cap. VIII. *De ambitione et contrario.* Cap. IX. *De avaritia et questu.* Cap. X. *De beneficentia et liberalitate.* Der Vf. setzt die wahre und falsche Ehrsucht, der Ungerechtigkeit und Rechtshaffenheit entgegen, findet beide widersprechende Eigenschaften in vielen griechischen und römischen Staatsmännern vereinigt, und sucht zu beweisen, dass dergleichen Charakterzüge einem wahren Holländer fremd seyen. Denn dieser verabscheue Staatsämter, die der Geitz und die Gewinnssucht auf Kosten der Bürger, wie bey Athenern und Römern der Fall gewesen, zu erhalten, oder durch allerley Mittel, welche in den Augen des verblendeten grossen Haufens Wohlthätigkeit und Milde genannt würde, im Grunde aber nichts anders als Bestechung sey, an sich zu bringen wisse. Der Herausg. nimmt daher Gelegenheit, in den Anmerkungen darüber S. 147—206. manchen trefflichen Beweis zu führen, der über die Begebenheiten der Vergangenheit und Gegenwart manches Licht verbreitet. Cap. XI. *De venere.* Cap. XII. *De victu.* Cap. XIII. *De ebrietate.* Die Wohlthat, wie die stärkenden Nahrungsmittel und die Neigung zur Trunkenheit, waren bey den Griechen, und später auch bey Römern ganz ausgezeichnete Charakterzüge, wodurch sie sich von den Niederländern in mehreren Hinsichten unterschieden. Denn der leichtsinnige Athenienser flatterte um die aufkeimende Blume der Unschuld sowohl, als der Römer, zur Zeit des Verfalls der römischen Sitten, sich an jedem Orte einsand, wo Freudenmädchen den Männern ihre Kräfte entlockten, und sonach mit der Generation auch die Enthaltbarkeit schwächten. Der Holländer machte hievon eine glückliche Ausnahme. Seine Speisen, und die Mässigung in geistigen Getränken, die er nie leidenschaftlich liebte, liessen den Geschlechtstrieb nicht leicht in zügellose Ausschweifungen übergehn. Cap. XIV. *De vestitu.* Cap. XV. *De aedibus et supellectilibus.* Cap. XVI. *De cultu corporis.* In der Kleidung, Wohnung, den Hausgeräthen, auch der Pflege und Warnung des Körpers, trifft man einen grossen Unterschied bey den gedachten Republikanern an. Was das erste betrifft: so ist die Mode in jenen Zeiten von der im de Groot'schen Zeitalter merklich verschieden. Denn die spanischen Kleidungsstücke der Holländer, die mit mancher Eigenheit des Nationalgeschmacks vermischt waren, stachen gegen die der Griechen und Römer merklich ab. So war es auch in Ansehung der Häuser und deren Geräthe beschaffen. In Athen und Korinth, in Rom und in manchen italiänischen Städten zeichnete sich die Pracht der Paläste der Grossen, gegen die der Kaufleute und übrigen Bürger, die man nicht zum grossen Haufen zählen durfte, merklich aus. In Holland und dessen vorzüglichsten Städten war dieser Unterschied, zur Zeit des Grotius, nicht so beträchtlich. Die grösste Verschiedenheit dieser Völker besteht wohl eigentlich in der Körperpflege, worin es die Vornehmen in Athen und Rom, zur Zeit ihres Wohlstandes, allen abendländischen Völkern, besonders den Niederländern zuvorthaten. Cap. XVII. *De lusionibus.* Cap. XVIII. *De constantia.* Cap. XIX. *De ingenio et prudentia.* Die Spiele der Griechen und Römer bestanden, wie bekannt, meistens in Leibesübungen; die Holländer, zur Zeit des de Groot, hatten zwar auch Gefallen an letztern, und wurden durch den Drang der damaligen politischen Verhältnisse zu letztern genöthiget; aber sie liebten bey weitem dergleichen Lustbarkeiten nicht so leidenschaftlich wie jene Völker. Desto mehr waren unsere Nachbarn, und noch selbst im 17ten Jahrhundert, wie Hr. v. M. in seinen lehrreichen Anmerkungen zu diesem Gegenstande S. 379—420. ausführlich darstellt, dem Tanzen, Ballschlagen und andern Beschäftigungen der Art ergeben. Auffallend ist auch die grosse Verschiedenheit der Griechen und Niederländer, in Absicht der Standhaftigkeit des Charakters. Jene, zumal die Athenienser, waren, wie die Franzosen, leichtsinnig und wankelmüthig; diese dagegen sind sehr beharrlich und standhaft in Allem, was sie versprechen. Durch Verstand und Klugheit haben sich dagegen die niederländischen Völker, wie die Griechen und Römer ausgezeichnet. Sind sie minder vorschnell wie die Athenienser in Beschlüssen, und langsamer in Unternehmungen, die Einsichten und Ueberlegungen erfordern, wenn sie der gehoffte Erfolg krönen soll: so zeigt doch schon die römische und die spätere Geschichte des batavischen Staats, dass der Holländer, wie die Menge ihrer hervorstechenden Köpfe in allen Zeitaltern beweiset, keiner der europäischen Nationen nachsteht. — Cap. XX. *De re militari.* Cap. XXI. *De re maritima;* und Cap. XXII. *De omni vita.* In der Kriegskunst

und

und dem *Seewesen* stößt man oft auf eine eben so große Verschiedenheit, als im *täglichen Leben* der Griechen, Römer und Niederländer. *Grotius* verbreitet sich hier in Absicht des Kriegswesens, mit ungewöhnlichem Lobe über die Bataver, deren militärische Geschichte er, bis zur Wiederholung dessen, was er im *ersten Theil* schon darüber gesagt hat, hier auseinander setzt. Doch ist er in soferne gewissermaßen zu entschuldigen, da er die Begebenheiten der Griechen und Römer in diesem Punkte als bekannt voraussetzt, dagegen aber der militärische Zustand und das Kriegswesen der Niederländer, zumal unter den Grafen, weniger bekannt ist. Dafs der Vf. den Athenienfern bisweilen das Verdienst der Tapferkeit abspricht, hat der gelehrte Herausg. in seiner trefflichen Anmerkung ganz richtig auseinander gesetzt, auch den Punkt, wo *Grotius* die Schwimmkunst der Niederländer rühmt, durch spätere Beispiele erläutert. — In Rücksicht des Seewesens, theilt *de Groot* dessen Zweck in Fischerey, Seehandel und Seekriegskunst ein, und geht jeden dieser Marinzweige bey Griechen, Römern und Niederländern durch. Anfanglich war uns die Stelle des *de Groot*'schen Textes S. 86. Lin. 14. fg. v. unt.: *Romam ab his omnibus arcet loci situs, qui procul a mari* unverständlich, wenigstens konnten wir uns nicht vorstellen, dafs dieser Gelehrte einen solchen geographischen Schnitzer hätte machen können; und doch ist es so. Vermuthlich dachte *Grotius* an Ostia nicht, dessen Hafen, mittelst der Tiber, Rom mit dem mittelländischen Meere, wie London, Hamburg, Bremen u. s. w. mit der Nordsee verbindet. Vielleicht fand er in dieser Entlegenheit vom Meere, auch einen *unzeitigen* Grund, dafs der Seehandel der Römer, bekanntlich so unbedeutend geblieben sey. Dies alles erklärt aber der Herausg. in einer gelehrten und gründlichen Anmerkung. Eben so belehrend ist der historische Beytrag zur Geschichte der Häringe. Nicht so befriedigend aber ist die Anmerkung über das Seewesen und den Zustand der Marine bey den Alten, zumal die der *Ptolemäer* in Aegypten, die vorzüglich nach dem *Athenäus* geschildert wird. Hierüber hätten Hn. v. M. mehrere Landsleute Auskunft geben können. Was endlich die Verschiedenheit der *Lebensart* im täglichen Leben der drey hier verglichenen Völker betrifft: so ist dieselbe zu bekannt, als dafs sie nähere Erwähnung verdiente. Das Merkwürdigste für die Holländer davon in Ansehung der Jagd und des Vogelfangs, hat der Herausg. in einer belehrenden Anmerkung gezeigt, und in einem *Anhange* S. 503 bis 524. berichtigende Zusätze geliefert, die, wie die Verbesserungen in der *Vorrede* S. III—V. allen Dank verdienen. — Dem *dritten Theil* sehen wir mit Vergnügen entgegen, und wünschen dann ein vollständiges Wort- und Sachregister über das Ganze der Uebersetzung und der Anmerkungen, damit die große Mannichfaltigkeit der hier vorkommenden Gegenstände desto bequemer aufgesucht und wieder benutzt werden könne.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) SALZBURG, b. Duyle: *Sittenschrift. Erstes und zweytes Bändchen.* 1800. 451 S. 8. (1 Rthlr.)
- 2) HALLE, b. Hendel: *Hallischer Kinderfreund.* Ein angenehmes und nützlichcs Lesebuch für die heranwachsende Jugend, von *Friedr. Manitius*, Collaborator am luther. Gymnas. zu Halle. 1801. *Erstes Bändchen.* 163 S. *Zweytes Bändchen* VIII. und 168 S. gr. 8. (1 Rthlr.)
- 3) FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Die Rothkehlchen.* Eine Geschichte für Kinder. Zur Beförderung der Menschlichkeit gegen Thiere. Nach dem Engl. der *Mistress Trimmer*, frey bearbeitet. *Erster Theil.* 1801. 120 S. *Zweyter Theil.* 1802. 124 S. gr. 8. (18 gr.)
- 4) FRANKFURT u. LEIPZIG: *Briefe eines Großvaters an seine Enkelin über die Ausbildung des Verstandes und Herzens, und einige Punkte der weiblichen Bestimmung.* *Erstes Bändchen.* 1802. VIII. und 196 S. gr. 8. (16 gr.)
- 5) BERLIN, b. Braun: *Neujahrs-Angebilde für gute Kinder* auf das J. 1802. von A. N. F. Seemann. XII. u. 193 S. kl. 8. (20 gr.)

Beförderung der Sittlichkeit, vorzüglich durch Bekanntmachung nachahmungswürdiger Handlungen, ist der Zweck der *Wochenschrift* Nr. 1., in welcher wir mit Antheil und Rührung so manchen schönen und edeln Zug der bessern Menschheit gelesen haben. Des wirklich guten und wohlthätigen Inhalts eines großen Theils dieser Blätter wegen übersehen wir manches nicht ganz Zweckmäßige und manche Mängel in der Darstellung und Sprache. Die Aufsätze sind zum Theil aus andern Zeitschriften, wie der *National-Zeitung der Deutschen*, entlehnt, aber sehr viele erscheinen auch zuerst in diesem Wochenblatt gedruckt. Die Geschichte des letzten Krieges hat manchen Charakterzug dargeboten.

Der Vf. von Nr. 2. ist der tändelnden *Rassfchen* Manier noch zu wenig entwachsen, wiewohl wir ihn gar nicht die Anlage absprechen, sich in die Seele kleiner Kinder zu versetzen, und ihrer Beschaffenheit gemäß kindlich, einfach, verständlich und herzlich zu sprechen. Dies kann aber ohne kindische Tändelei und Empfindelei geschehen. Die ganze Anlage und Einrichtung des Buchs erinnert an Dassel's Reife der *Gutmannschen* Familie; in dieser reist ein Vater mit seinen Kleinen durch die halbe Welt; in unserm *Kinderfreund* ein Lehrer. Beide wollen durch das Vehikel einer Reife Belehrungen aller Art an den Mann oder vielmehr an das Kind bringen. Der *Kinderfreund* verweilt in beiden Bänden insonderheit bey Leipzig, Lützen, Meissen und Dresden. Man urtheile danach, wie bänderreich das Werk zu werden drohe, da das kleine Völkchen mit seinem Lehrer mehr als Einen Welttheil durchstreifen will!

Die Urchrift von Nr. 3, ist nicht mehr neu, verdiente aber noch jetzt in einer freyen Bearbeitung ins Andenken zurückgerufen und unsrer Jugend in die Hände gegeben zu werden, da eine humane und milde Behandlung der Thiere noch immer zu wenig im Codex unsrer Kiadernerziehung in Anschlag gebracht wird. Der kleine Roman, in welchem freylich die märchenhafte Einkleidung der Erzählung von den Rothkeblchen, die sich ganz menschlich gebärden und benehmen, an das Possirliche streift, ist gegen zwey Fehler, der Härte und Gefühllosigkeit gegen die Thiere und den der übertriebenen Zärtlichkeit für dieselben, gerichtet, und hat in der freyern und etwas abgekürzten deutschen Bearbeitung vielleicht eher gewonnen als verloren.

Das Buch Nr. 4. hat eine ähnliche, wiewohl noch weiter gehende, Bestimmung mit Campe's väterlichem Rath an seine Tochter, auf den es auch eine beständige prüfende Rücksicht nimmt. Der Inhalt zeigt von Nachdenken, Verstand und Erfahrung in Angelegenheiten der Erziehung, der Vortrag ist körnig und nachdrucksvoll, vielleicht aber nicht durchaus gewählt, keusch und vorsichtig genug für ein Buch, das für Mädchen in den Jahren des Nachdenkens bestimmt ist. Der warme, lebhafte und herzliche Ton scheint uns die Wahrheit der Aussage in der Vorrede des Herausg. zu verbürgen, das die Schrift von einem alten schwäbischen Krieger zum Besten seiner Enkelin aufgesetzt worden, als deren Gatten sich der Herausg. ankündigt. Wie überhaupt über die Angelegenheiten der Erziehung und der weiblichen insbesondere, so wird auch viel Wahres und Gutes über das Campische Buch darin gesagt, das Schöne und Vortreffliche desselben erhoben, aber das Paradoxe, Einseitige, Schiefe und Oberflächliche gerügt. In diesen Rügen hält der Vf. vielleicht nicht immer das rechte Maas, und tadelt auch wohl, was sich rechtfertigen ließe, oder verfällt selbst zuweilen in übertriebne oder einseitige Behauptungen. Wenn auch die Ehe, nach dem zehnten Brief, nicht durchs Naturrecht begründet wird, so muß man sie doch auch nicht bloß als eine bürgerliche und conventionelle Einrichtung, sondern als ein sitzliches Gesetz ansehen. Wir wünschen, das der Herausg. die noch rückständigen Briefe bald abdrucken lasse.

Das zierliche Neujahrs-Geschenk Nr. 5. mit dem schönen Titelkupfer und Vignette enthält in Erzählungen und Liedern, Charaden und Räthseln Stoff zu einer angenehmen Unterhaltung und zur Weckung guter Gefühle. „Seine Absicht, sagt der Herausg. von sich sehr gut, ist minder, den jungen Leser zu belehren, als die *Reizbarkeit seines Gefühls zu erhöhen*; ihn durch Beyspiele von mancherley Tugenden, die ihm Beyfall abgewinnen sollen, selbst zu ihnen hinzulenken, seine Aufmerksamkeit zu beleben, und sein eigenes Nachdenken zu beschäftigen. Frohsinn, der die Begierde nach lauten, so leicht ausartenden Freuden dämpft, indem er sowohl schon für sich allein befriedigt, als auch weit weniger vom

Aeußern abhängt; *Liebe für die Natur*, welche sanft macht, wollte er einflößen. Nur in eine ruhige Gemüthsstimmung sollte sein Leser verletzt werden; daher ist alles vermieden, was die *Einbildungskraft zu sehr beschäftigt*, und den Hang zum Wunderbaren zu Hülfe nimmt, um anzulocken.“

BERLIN, b. Vofs: *Nachlass über weibliche Bildung*, von T. G. v. Hippel. 1801. IV. und 159 S. 8. (12 gr.)

Man weiß aus Schlichtegrolls Nekrolog, wie reich Hippels Nachlass an literarischen Aufsätzen und Bruchstücken war, aus denen die Freunde seines verklärten Genius gewiß eine schätzbare Sammlung, etwa unter dem Titel von Miscellen, veranstalten könnten. Wir sind nicht so reich an Erzeugnissen solcher Genieen, das wir auch nur die Reliquien der Wenigen verschmähen dürften. In den Händen der Vossischen Buchhandlung sind namentlich eine Menge Zusätze zu einer künftigen neuen Ausgabe der Kreuz- und Querzüge und des Buchs über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Da das letzte noch keinen solchen Absatz gefunden, das die Verlagsbandlung eine neue Ausgabe wagen könnte: so hat sie die erheblichsten Zusätze und Verbesserungen hier abdrucken lassen und diese unter gewisse Rubriken gebracht, z. B. Verbesserung der Weiber; Schönheit; was sind unsere Weiber; Erziehung derselben; Seelentärke; Freundschaften; Unterdrückung; Vereinigung zwischen Herz und Kopf; weibliche Beredsamkeit, Kunst, Handlungsweise der Weiber u. s. w. Die Besitzer der Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Weiber würden es doch gern gesehen haben, wenn die Seitenzahl jedesmal angegeben wäre, zu welcher jeder Zusatz gehört. Die Bemerkungen in dieser kleinen Gedankenlese beziehen sich eben so wohl auf das männliche als auf das weibliche Geschlecht; aber sie stützen und kräftigen insonderheit die eigenthümlichen Ansichten Hippels über die gegründeten Ansprüche der Weiber auf alle Rechte und Würden der Männer im Staate, mit welchen paradoxen Sätzen es dem Vf. völliger Ernst war, und sie sind bestimmt eine Opposition gegen die gesetzlichen und besonders die römisch-gesetzlichen Härten gegen das andre Geschlecht zu bilden. Allerdings hätte dieses Geschlecht alle Ursache, erkenntlich gegen den Vf. zu seyn, wie er ihnen dies selbst S. 70. vorhält: „Die Weiber sollten meinem Buche danken, das ihnen hier und da Entdeckungen macht; sie sollten manches, was zu ihrem Frieden, zum wahren, zum Frieden Gottes gehört, in ihrem Herzen erwägen, um ihre Stärke recht beurtheilen zu lernen, die sich oft auf ihre angebliche Schwachheit gründet, oder wie! ist es eine Wollust, keine Wollust zu genießen? Ist es ein Göttermahl, zu fasten? Ist bloß Sterben unsre Tugend, und Hoffnung jenseit des Grabes unser Glück? Haben Weiber diesseits in diesem Erden- oder Männerleben nichts zu erwarten, und ist ihnen bloß vorbehalten, nachdem sie hier

hier von Rechtswegen ihre Kräfte im Schweistuche vergraben, in einer bessern Welt einen erweitertern und günstigeren Wirkungskreis zu finden, und wenns Glück gut ist, zur Belohnung für ihren disseitigen Gehorsam — aus Weibern Männer zu werden!" Die Discussionen in dieser kleinen Schrift sind nicht mit jenen Witzspielen und Flittern überladen, in denen sich der Vf. sonst gefiel, aber sie gehen auch selten in jene seelen- und herzvolle Wärme über, durch welche der Vf. so viele gefühlvolle Leser eroberte. Eine Stelle der letztern Art können wir nicht umhin hieher zu setzen. S. 72.: „Die Menschheit kommt gewiss einmal, wenn nicht über kurz, doch über lang, zum Hauptprincip des Lebens: Sey vernünftig! Die Vernunft konnte im Allgemeinen nie herabgewürdigt werden, vielmehr gab es von jeher Menschen, getrieben vom heiligen Geiste, die vor den Riffs Standen, den Schaden Josephs beherzigten und als wahrhaft göttliche Gesandte sprachen: Es werde Licht, und es ward Licht; und schon dies läßt eine bessere Zukunft erwarten. Nicht immer und ewig wird die Sinnlichkeit mehr als die moralische Vernunft und das Sittengesetz gelten, vielmehr wird der Mensch sich dereinst so weit erheben, daß er würdig einer geistigen Natur die Sinnlichkeit, die mit ihr in so genauer Verbindung lebt, hei-

lige, und, wenn ich so sagen darf, zum Sacrament einweibe. Es giebt außer der Temperamentsneigung (die, wenn sie geläutert wird, eine Herzensneigung heißen könnte) eine Geistesneigung, so wie es ein Geistesvergnügen giebt, und sollte es nicht endlich dahin kommen, daß die Vernunft, wo nicht an allen Orten und Enden, zu aller Zeit und bey aller Gelegenheit, so doch in der Regel, Herr und Meister der Wahrheit werde? Ich glaube, ja, und mein Beweis? Für nichts, was in die Sinne fällt, hat der stolze Mensch in die Länge Achtung. Je höher die Spannung war, je schneller läßt sie nach, und so wie Gott, der ein Geist ist, nur im Geist und Wahrheit angebetet seyn will: so kann auch der Mensch, Gottes Ebenbild, nur durch den in ihm wohnenden und wirkenden Geist auf Achtung Anspruch machen. Dieser Geist bekämpft die Sinnlichkeit, bis er endlich den Sieg erhält, die Menschheit die Kinderschube auszieht, würdig auftritt und zu jenem Grade der Vollständigkeit gedeihet, den sie sich vorstellen kann. Heil ihr, wenn sie jene Tugend üben kann, die ihr im Ideal so viel Freude macht!" Dem Druck fehlt es an Correctheit, welches wahrscheinlich von der sehr unleserlichen Handschrift Hippels herrührt. So steht S. 120. *Psychodocheum* für *Psychodocheum*.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**ERBAUUNGSSCHRIFTEN.** Erlangen, b. Palm: *Zwey Predigten zur Feuer des neuen Jahrhunderts* in der Universitäts-Kirche zu Göttingen gehalten von D. *Christoph. Friedr. Ammon*, ord. Lehrer der Theol., erstem Universitätsprediger und Director des königl. Predigerseminariums. 1801. 54 S. gr. 8. (3 gr.) Der Werth und das Charakteristische der Ammonischen Predigten ist zu bekannt, um hier herausgehoben zu werden. Wir begnügen uns also mit folgender Inhaltsanzeige. — Die 1. *Pred.* (am Neujahrstage 1801.) Redet dar den *Geist des verfloßenen Jahrhunderts*, über Hiob 8, 8—10. Durch diesen Geist erinnert 1) die Vorzeit an ihre Verdienste, gesteht 2) ihre Schwachheiten und Verirrungen, und giebt 3) Ermahnungen für die Zukunft; der 1. Theil erinnert demnach an die Verdienste, der 2te an die Gebrechen des vorigen Jahrhunderts, in Abticht auf die kirchliche, bürgerliche und städtische Verfassung des Zeitalters, der 3te ermahnt zu einer reinern und geläutertem Erkenntniß Gottes, zum Frieden und zur Eintracht zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, und zum immer reinern und edieren Dienste der Wahrheit, in besondrerer Anwendung auf die Freunde der Wissenschaften. — Die 2te *Pred.* (am ersten Advent 1800.) erörtert die Frage: *Was uns obliegt, den Endzweck zu erreichen, der eine kirchliche Gesellschaft auszeichnet?* Der Endzweck wird also bestimmt: Wir wollen in diesem ehrwürdigen Kreise unsere Kenntniß Gottes bilden und beleben, wollen die Welt

als eine von ihm geleitete Ordnung der Dinge betrachten, wollen uns überzeugen, daß die Annäherung unsers Geistes und Herzens an ihn unsere einzige und selige Bestimmung sey, wollen das kühne Laster durch die heilige Stimme der Wahrheit zu entwaffnen suchen, wollen endlich in jeder unserer Versammlungen, als Brüder und Kinder einer großen Gottesfamilie, das Band der Eintracht und der Liebe und des gemeinschaftlichen Wertheifers im Guten knüpfen. Um diese großen Absichten zu erreichen, müssen wir aus dem Zustande der Unentschlossenheit über kirchliche Angelegenheiten herausreten, der den Charakter so vieler von unsern Brüdern in einem so zweydeutigen Lichte darstellt, müssen uns zweyten durch den unvermeidlichen Wechsel kirchlicher Lehrmeynungen und Gebräuche nicht in dem Glauben an die eigentlichen Wahrheiten der Religion irre machen lassen, und es muß endlich der frohe, heilige, und selige Gedanke an Gott mit den Grundsätzen aller unsrer Handlungen in die genaueste Verbindung treten. — Wenn der ersten Predigt in Hinsicht auf die schöne, männliche Beredsamkeit (nur die Haupteintheilung scheint zu precios gedrückt) der Vorzug gebührt: so möchte sie der zweyten in der festen Bestimmtheit der Begriffe nachsehen, die freylich mit dem Rednerischen des Vortrags nicht immer sich vereinigen läßt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. October 1802.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

KÖLN, b. Keil: *Neue Organisation des Religionswesens in Frankreich*. Herausgegeben von Ph. Chr. Reinhard, Mitgl. des Arrondiff. Rath(s) von Köln, und Prof. der Geich. an der Central-Schule im Ruhrdepartement. 10. J. der Republ. (1802.) in 3 Heften zusammen 39r S. gr. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Es war allerdings zu vermuthen, daß die neue Ordnung des Religionswesens in Frankreich sowohl für als wider diese wohlthätige Maafsregeln mehrere Schriften hervorbringen würde, welche den Zustand der kirchlichen Verfassung entweder genehmigten oder bestritten. Die gegenwärtige erfüllt jene Erwartung von einer günstigen Seite, indem sie auf den einzigen Gesichtspunkt reducirt ist, alle Actenstücke und Bemerkungen über dieselben darzustellen, welche das zwischen Frankreich und dem Papste am 23. Fruct. 9. J. (d. 10. Sept. 1801.) in Paris ausgewechselte Religions-Concordat veranlaßt hat. In dem *ersten Hefte* findet man I. das Concordat selbst; II. die organischen Artikel der katholischen und protestantischen Kirchenordnung, etc. nach dem Gesetz vom 18. Germinal X. J. (d. 8. April 1802.); III. die von dem Staatsrath Portalis vor dem gesetzgebenden Körper gehaltene Rede in einer gutgerathenen deutschen Uebersetzung. (Diese ist zu Paris in fünf besondern Druckereyen einzeln, mit und ohne Noten, in gr. 8. im May 1802, auch an mehreren Orten in den entlegenen Theilen der Republik, in deutscher, holländischer, italiänischer und spanischer Sprache erschienen); IV. *zwey Berichte* von Ebendenselben an den Staatsrath über die Organisation der gallicanischen und protestantischen Kirchenpolizey, nebst einer Analyse zur bessern Verständlichkeit dieser letzten drey Actenstücke; V. einen Theil des von Simeon vor dem Tribunate erstatteten Berichts, der im *zweyten Hefte* geendigt wird, bis zum Schlusse. Darauf folgt der Bericht von Lucian Bonaparte, den er im Namen des Tribunats, in der Sitzung des gesetzgebenden Corps am 18. Germinal X. J. (d. 8. April 1802.) erstattete. — Der nächste Abschnitt enthält die apostolischen Briefe, Bulden und Breven des römischen Stuhls, wovon die *Bulle*, durch welche die Convention zwischen der französischen Regierung und dem heiligen Vater ratificirt wird, den Eingang eröffnet, in der Ursprache und Uebersetzung lateinisch und deutsch. Merkwürdig auch für den Statistiker ist das Decret und die Bulle, nach welchen die neue Diöceseneintheilung

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

von Frankreich und der damit incorporirten Länder vorgenommen wird, S. 212. ff. findet man deshalb ein Verzeichniß der Erz- und Bisstümer, nebst den Namen der heiligen Patronen, unter deren Anrufung in jedem Erz- oder Bissthum die Hauptkirche genannt werden soll, so wie die Namen der Provinzen oder Departemente, deren Größe, Umfang und Grenzen die zu jedem Bissthum gehörigen Kirchsprengel bezeichnen. — S. 230. ff. das apostolische Schreiben des Papstes vom 4ten Sept. 1801., worin der Cardinal Caprara, zum Legat à latere ernannt wird. — S. 238. ff. das Creditiv des Papstes für den römischen Legaten, worin bekanntlich Pius VII. den französischen Groß-Consul Napoleon seinen liebsten Sohn in Christo nennet. Den Beschluß dieses Hefts macht das Breve, wodurch dem Cardinal-Legaten die Macht ertheilt wird, die neuen Bischofe einzusetzen. Der *dritte Hest*, der das Ganze beschließt, enthält die übrigen Materien, und besonders den Indult, wegen eines vollkommenen Ablasses in Form eines Jubiläi, den der päpstliche Legat à latere Cardinal Caprara in Frankreich, am 9. April 1802. zu Paris bekannt gemacht hat. Dieser, so wie der Indult zu Verminderung der Festtage ist deutsch und lateinisch geliefert. — Nr. VI. enthält die Acte der Regierung, als eine Folge des neuen Gesetzes über den Cultus, worauf der Regierungsbefchluß über die Annahme und die Functionen des Legaten, dessen Audienz und Eid, die Proclamation der Consuln über die neue Organisation des katholischen und protestantischen Cultus, der Aufruf des Ministers vom Innern an die Künstler, und die feyerliche Promulgirung des Cultusgesetzes am Ofterfeste 1802. folgen. — Nr. VII. liefert die Acte des Conistorii der Cardinäle und das Dankfest, welches wegen des, mit Frankreich geschlossenen Concordates zu Rom gehalten worden, dem die Rede des Papstes Pius VII. an die Cardinäle beygefügt ist, die jener am 24. May 1802. gehalten hat. Nr. VIII. der Beschluß der Consuln vom 20. Prair. X. J. (d. 9. Junius 1802.) in Betreff der Aufhebung aller Klöster und Stifter in den vier vereinigten Departementern des linken Rheinufers, hat schon zum Theil, und wird noch vor dem Winter 1802 $\frac{1}{2}$ , viele Tausend Ordens-Geistliche, und solche Personen beiderley Geschlechts, zum Theil Protestanten, die in irgend einer Beziehung, mittel- oder unmittelbar, für ihr eigen Geld mit einer geistlichen Corporation lebten, in eine traurige Lage versetzen. Die unter Nr. IX. enthaltenen historisch-politischen Bemerkungen über das Concordat und die organischen Gesetz-Artikel in Betreff des



des Cultus in Frankreich, sind trefflich und mit vieler Schonung und Würde abgefafst. Angehängt ist der lateinische Text des Concordats.

HAAG, b. Wynants W.: *Bedenkingen en Aanmerkingen over den Waterstaat van Rhymland, en over eene Uitwatering te Catwyk; door A. P. Twent. 1802. 79 S. gr. 8. (16 St.)*

Ueber diesen Gegenstand sind in Deutschland wenige Werke der Holländer, höchstens nur einige Winke in *Cornel. Redelykheid Rivierkund. Aanmerking. op de Revierkund. Waarneemingen etc. van de Heer Barneveld; s Gravenh. 1773. gr. 8. und in J. Muntjewerff tegenwoord. en voormal. Staat van den Hondsbosche en Duinen te Petten. Alkmaar 1795. gr. 8., zu welchen man C. Brunings Verhandeling over de onschadelykheid der Paalwerken voor de Sluizen op Halfwegen, met betrekking tot de Ontlasting van Rhylands boezemwater, — Haarlem 1795. 33 S. gr. 8. mit 1. Kupf. zählen kann, in neuern Zeiten bekannt geworden; alles was dahin gehört, liegt theils bey der Land - Wasserbau - Commission und den einzeln Deich- und Wasserchau - Behörden handschriftlich in den Archiven, theils ist es in den in Deutschland wenig oder gar nicht bekannten *Verzaamelingen van Raporten, Verhaalen en Memorien, nopens den Waterstaat van Holland, enz. 3. Deel. 1798 und 1799. Fol. abgedruckt, so dafs es dem Publico, das die Existenz dieses Werks grösstentheils nur dem Namen nach kennt, äusserst wenig nutzt. Destomehr Dank verdient daher Hr. T., dafs er nicht nur seinen Landsleuten, sondern auch auswärtigen Verehrern des holländischen Wasserbaues, mit diesen wenigen Bogen, die ein grosses Interesse für die Bewohner des innern Departements von Holland haben, beschenkt. Zuerst untersucht der Vf. die verschiedenen Mittel, die zwar seit mehreren Jahrhunderten, besonders aber seit 1772 zur Ableitung des Wassers in Rhymland angewandt sind, um dieses oft grossen Schaden verursachenden Elements los zu werden. Bekanntlich bestehen die bisher dieserhalb geschehenen Vorschläge: 1) in Vermehrung der Schleusen zu *Halbwegen*, zwischen Amsterdam und Haarlem, wo die Ableitung des Rhylandschen Binnenwassers ins Y, noch zur Zeit geschieht; 2) in Vielfältigen der Wasserablenkungs - Mühlen (*Stoo - Maschinen*), die Ableitung des Wassers ins Y dadurch zu befördern; und 3) in Grabung eines Abführungs - Canal durch die Duynen zu Catwyk an der Nordsee. Nachdem der Vf. dieser und der so oft projectirten Austrocknung des sogenannten Haarlemer - Meers mit vieler Einsicht und Sachkenntnisse gedacht, und die Vor- und Nachteile hinlänglich erwogen hat, zeigt er S. 22. ff., dafs kein anderes und sicheres Mittel vorhanden sey, den beabsichtigten Zweck zu erreichen, als den Durchstich zu Katwyk, an dem Orte, der noch jetzt in der holländischen See- und Ufersprache das *Mallegat* (verkehrte Loch) genannt wurde, zu unternehmen, und dafelbst eine zweck-**

mässige Schleuse gegen die äussere Gefahr von der Seeseite, anzulegen. Dafs dieser Versuch dafelbst mehrmals, und in den Jahren 1537, 1570 bis 1572, 1629, 1662, 1708, 1738 bis 1740, 1766 und 1767. geprüft, auch 1572 dergestalt zu Stande gebracht worden sey, dafs durch diese Oeffnung, der Rhein mit einer solchen Gewalt sich in die Nordsee gestürzt habe, dafs ein Kahn (*Schuit*) auf dem Graben, nur mit allen Kräften gegen die Gefahr ins Meer weggeschwemmt zu werden, zu widerstehen im Stande gewesen, wird bis S. 27. erzählt; indess aber dieser Canal, der nachher, ohne dafs man die Zeit und die wahre Ursache bestimmen könne, von der Nordsee wieder verstopft worden, nicht wieder aufgedigelt worden, davon glaubt er den Grund in verschiedenen politischen und staatsökonomischen Ursachen zu finden. (Dieses letztere ist auch ganz natürlich; denn wer aus der Geschichte der vereinigten Niederlande, sich der mannigfaltigen Begebenheiten erinnert, die in den Jahren 1590 bis 1625 den vom spanischen Joche sich frey sechtenden Batavern begegnet; wer die erstaunlichen Geldaufopferungen überblickt, die die Generalstaaten damals anwenden mussten, um den vorhabenden Zweck zu realisiren; und wer endlich mit den Hindernissen bekannt ist, die in jenen Zeiten sich der niederländischen Wasserbaukunst widersetzten, — der wird es sich leicht erklären können, warum jene Arbeit zu Catwyk nicht wieder erneuert wurde.) Im J. 1767. wurde das so oft bezweifelte Project, das Haarlemer Meer auszutrocknen, von Neuem erwogen. In der Hauptsache, dafs dieses, ohne den Durchstich zu Catwyk zu erneuern, nicht geschehen könne, war man eins; nur die Beweggründe (und das Interesse, die nicht unbeträchtliche Fischerey im Haarlemer Meer zu verlieren, die der Vf. entfernt hier im Auge zu haben scheint) waren verschieden, und so nach unterblieb der heilsame Entwurf, der, wenn er ausgeführt würde, der Landwirthschaft überhaupt, und dem Feldbau in Rhylands - Quartier der Provinz Holland, erstaunlichen Vortheil stiftete. Der Vf. nimmt daher Gelegenheit, alle Hindernisse zu prüfen, die jenem Entwurf entgegen stehen, und schlägt die dazu dienlichen Mittel vor, seinen Plan zu realisiren; dadurch würden, wie er versichert, 80,000 Morgen Acker- und Weideland, (der ganze District von Rhymland wird auf 95,000 Morgen geschätzt), jeder zu 600 rheinländischen Ruthen von dem der Landwirthschaft so schädlichen Binnenwasser befreyt, das auf keine bequemere Weise ab- und der Nordsee zugeführt werden kann, als den Durchstich zu Catwyk, und das Anlegen einer grossen, und jeder Gefahr widerstehenden Schleuse dafelbst zu unternehmen. Rhymland würde, nach einer mässigen Berechnung, um acht Millionen Gulden mehr Territorialwerth erhalten, und jährlich wenigstens 240,000 Gul. grösserer Einkünfte rendiren. Ein anderes Mittel, wie z. B. das Binnenwasser des Rheins, bey *Halbwegen* wie bisher geschehen, durch Erhöhung des Deichbusens und Vielfältigung der Schleusen und *Stoo - Maschinen*, in



in das Y abzuleiten, könne aus dem Grunde nicht practicabel werden, da, nach *Gravesande's* Verliche- rung (S. 13. und 78.), das Bette des Y- Stroms sich zu sehr erhöhet habe. — Rec. ist in allen Stücken der Meynung des Vfs., und hält dafür, dafs die Schleuse zu Catwyk eben so dauerhaft und fest ange- legt und unterhalten werden könne, wie das grofse Werk zu Muyden; die Ableitung und Ausmahlung des Wassers könne demnach mit der, von Hn. *Blan- ke* erfundenen neuen Stoo- Maschine von vier Rä- dern geschehen, die alle bisherige Erfindungen der Art, bekanntermassen, übertrifft.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer, und PHILADELPHIA, b. Cist: *Guatimozin über die Welt, die Erde und den Men- schen.* Kosmologisches Lehrbuch zum Unter- richt seines Sohnes. Aus dem Mexicanischen von *Heinrich Rittner*. Mit einer Vorrede von *Joh. Ebert Bode*, u. f. w. 1801. XVI. u. 420 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die Vorrede des Hn. *Rittner* ist von Norfolk in Vir- ginien den 12. Jul. 1800. datirt. Nach derselben will er *Guatimozin*, den Vf. des Originals, der aus Buca- nora gebürtig, und in Mexico erzogen seyn soll, auf seinen Reisen durch die Spanisch- Amerikanischen Besitzungen kennen gelernt haben. Er erzählt von ihm, dafs er europäische Sprachen geredet habe, von seinem 17ten bis zum 30sten Jahre auf dem östlichen Continente gereiset, in allen grossen Ländern Euro- pa's, in Afrika und Asien, auf vielen Inseln in We- stindien und im Südmere gewesen sey, und Nord- und Südamerika fast von einem Ende zum andern durchzogen habe. Nähere Umstände, und beson- ders, wie Hr. R. zur Kenntnifs der mexicanischen Sprache gekommen, die ihn in den Stand setzte, das Original, das der Vf. ihm in das Deutsche zu über- setzen erlaubte, zu verstehen; in welcher Sprache er sich mit *Guatimozin* unterhalten, welche europäi- schen Sprachen dieser geredet habe, u. f. w. sind nicht angegeben. Diese Unterlassung, die Einerleyheit des Namens des vorgeblichen Vfs. mit dem eines aus der mexicanischen Geschichte bekannten Königes und in der Beschaffenheit des Werks selbst liegende Merk- male, machen es sehr wahrscheinlich, dafs Hr. R. die Erzählung von dem Ursprunge seines Buches er- dichtet habe, um demselben dadurch bey seinen ame- rikanischen Landsleuten mehr Aufmerksamkeit und Eingang zu verschaffen. Spuren von Originalität und Individualität in Gedanken, Ansichten und Dar- stellung haben wir nirgend gefunden; durchaus er- kennt man den deutschen Schriftsteller, dessen geo- graphische, astronomische und philosophische Bele- hrungen, auf keinem fremden Boden, sondern aus uns ganz bekannten Quellen entsprungen sind. Auch die ganze äufsere Form des Buchs, und seine Ein- theilung in Bücher und Capitel, ist die unter uns ge- wöhnliche. Das Buch selbst ist zum Unterrichte ei- nes Jünglings bestimmt, und kann auch allerdings,

wie Hr. Prof. *Bode* in seiner Vorrede sagt, nicht al- lein als Lehrbuch für junge Leute, sondern auch als Lesebuch für Erwachsene nützlich seyn. „In An- sehung geographischer und astronomischer Angaben und Berechnungen hat er (der Vf.) da diefs Buch nun in Deutschland erscheint, den Berlinischen Meridian angenommen, und aus den neuern, bey uns bekann- testen Schriften geschöpft; auch habe ich dabey, wo es mir durchaus nothwendig schien, einiges ver- bessert.“ Ein vollständiges kosmologisches Lehrbuch ist inzwischen dieses Buch gar nicht, und es bleibt sowohl in Ansehung der Zweckmäßigkeit, als der Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Behandlung der Materien hinter den *kosmologischen Unterhaltun- gen* von *Wünsch* weit zurück. Sein Inhalt läfst sich füglich in drey Theile einteilen, in den kosmogra- phischen oder astronomischen, den geographischen und dem anthropologischen. Die beiden ersten lie- fert das erste Buch, in welchem, nach einer Einlei- tung, über die Entstehung und den Fortgang der astro- nomischen Wissenschaften, im ersten Capitel, eine ge- ographische Uebersicht der Erde, und im zweyten, eine astronomische Uebersicht der Welt gegeben wird. Das dritte Kap. enthält freye Gedanken über die Welt und die Erde, und das vierte betrachtet die Welt als ein vollkommenes Ganzes, und unsere Erde als ein Glied dieses Ganzen, zieht Folgen aus dieser Betrachtung, und beantwortet die Frage; ob wir von der Schöp- fung der Welt und der Menschen, oder von ihrer Dauer, etwas wissen können. Im geographischen Theile sind die drey alten Erdtheile nur dem äufser- sten Umrisse nach, gezeichnet; und sie würden noch einen engern Raum ausfüllen, wenn nicht der Vf. auch vieles Historische mit vorgetragen hätte, wel- ches wir aber dem ungeachtet nicht mißbilligen. Am weitläufigsten sind Amerika und die Südfce- In- seln abgehandelt, wo uns besonders die Classifica- tion und Schilderung der amerikanischen nördlichen und südlichen Stammvölker sehr wohl gefallen hat, welche auch bey Europa, Asien und Afrika, so weit die einzelnen Völkerschaften derselben, besonders der beiden letztern, bekannt sind, hätte gegeben werden können. — Der Mensch ist der Gegenstand des zweyten und dritten Buchs. Alles ist hier plan- los unter einander geworfen; von physiologischer Menschenkenntnifs kommt gar nichts vor, und was in empirische Seelenlehre und praktische Anthro- pologie einschlägt, ist äufserst mangelhaft. Philosophi- ren ist überhaupt die Sache des Vfs. gar nicht, wie er denn auch Philosophie, — welches doch zu ei- nem Werke dieser Art ein nothwendiges Erföler- nifs ist, nicht wissenschaftlich studirt zu haben scheint. Uebrigens läfst sich das Buch gut lesen, der Vortrag ist edel, gefällig, leicht und sprachrichtig; doch ist das Wort *Treiben* statt *Stämme, Tribus*, das oft vor- kommt, undeutlich.

LEIPZIG, b. Barth: *Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, nebst praktischer An-*

Anweisung, dieselben dem Bedürfnisse unserer Zeiten gemäß, zu gebrauchen. Herausgegeben von einigen Freunden der praktischen Theolo-

gie. 6ter B. 4tes H. von S. 385—506. 7ter B. 1tes H. 228 S. 1802. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. Nr. 259.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ARZNEYGELEHRTHEIT.** Braunschweig, b. Culemann: *Ueber einige wahre und scheinbare Verschiedenheiten des älttern und neuern Heilverfahrens.* Ein Antrittsprogramm von K. Himly, o. ö. I. zu Jena. 1801. 24 S. 8. (2 gr.) Diese kleine Schrift enthält eigentlich nur einige *Wörter* über die große Differenz der Systeme in Absicht der (auf die) Nothwendigkeit, in denselben (scheinbar euerley) Krankheiten Reize zu entziehen, oder zu vermehren. Vor Brown entzweyten sich die Aerzte nur über die antigalvische, oder antiphlogistische Behandlung; beide trafen aber darin zusammen, daß sie schwächend heilten. Jetzt liegen die Partheyen viel weiter auseinander, da die eine Ueberflus zu finden glaubt, wo die andere Mangel findet, und so die eine nehmen will, wo die andere geben zu müssen glaubt. Betrachtet man indess das Verfahren der antiphlogistischen Schule genauer, so findet man, daß sehr viel (aber doch gewiss nicht alles) des Widerspruchs nur in der Erklärung liegt. Man verfolge nur den Gang ihres Heilverfahrens bey Fiebern (d. h. Fiebern nach älterem Sprachgebrauche.) Den Gebrauch des Salpeters in wirkfamen (das heißt?) Gaben fand auch diese Schule schon längst selten noch passend, unsere Constitution zu sehr gesunken. (Hr. H. hätte, dem Publicum zu Gefallen, diese Angaben mit Stellen aus Schriftstellern belegen sollen. Man denke nur an *Brookesby* und *Alexander!* Auch *Selle* und *Vogel* rathen ziemlich große Gaben.) An seine Stelle traten mäßige Gaben des Salmiaks. Diefs Mittel soll freylich schwächend wirken, thut es aber so wenig, als unser Kochsalz, sondern wird ein gelindes Reizmittel seyn. (Das ist ein Beweis, daß wir selbst nicht wissen, was wir eigentlich unter Stärken und Schwächen, Reizmittel u. s. w. verstehen.) Ferner wendet auch diese Schule, um Ausdünstung zu fördern und Hautkrampf zu heben, wahre Reizmittel an, warme Aufgüsse von Flieder, Chamillen, so wie noch mehr, der jetzt so häufig seyn sollenden kramphichten Complication (man merkt wohl, worauf Hr. H. hiermit deutet!) wegen, einen Aufguss des Baldrians mit Mittelalzen, häufig mit Naphthe (durch die Annahme der häufigen und vielfachen Complicationen und die daraus entspringende Zusammenmischung vielerley, leider zum Theil sich widersprechender Arzneyen, berührt z. B. die Hufelandische Behandlungsart die Brownische, welche letztere vor jener nur in der einfachern und natürlichern Ansicht ihren Vorzug hat.) Oertliche (auch wohl äthenische angenommene) Entzündungen und die Theorie von Gegenreizen führen warme Fomentationen von Chamillen- und Bilsenkraut, flüchtige Einreibungen, Seuf- und Blasenpflaster etc. herbey, rheumatische Ursache und Complication führt zu Kampher und Opium, und endlich kommt die stärkende Nachkur von China u. dgl. So überwog die Menge bedeutender Reizmittel meistens die zugleich angewandten schwächenden. Und so spricht diese Behandlung nicht gegen, sondern für die neue Theorie. Auch klagen die Aerzte täglich mehr über zunehmenden nervösen Charakter aller Krankheiten. (Die Gegner finden in diesem ein glückliches Schicksal für die Brownische Medicin und hoffen, daß sie mit demselben wieder fallen werde. Und wer wird die Möglichkeit dieser Ahnung läugnen? Könnte nicht in diesem

wechselnden Charakter der Krankheiten, *Stoll's Febris statica*, das wechselnde Glück so vieler medicinischen Theorien und Heilarten zu suchen (seyn?) Zugleich zeigt sich die neuere Schule consequenter. (Nur kommt für das Wohl oder Wehe der Kranken hierbey viel auf den ersten, richtig oder falsch aufgefaßten Punkt an, ob diese Consequenz zu loben oder zu tadeln seyn soll?) Sie behandelt meistens die Krankheit vom Anfange bis zu Ende nach einem Curplane; bey der älttern müßte er in der Regel völlig verwechselt werden. (Es mag und muß diefs doch auch manchmal bey der neuern statt finden, zumal bey Krankheiten der Kinder; aber die neuere Heilkunst ist fürchtloser z. B. in Absicht auf überhandnehmende Galle und Fäulnis, foiglich auch energischer) sie vereinigt die pharmaceutischen und diätetischen Mittel richtiger mit einander (ein Hauptpunkt!). Der Vorwurf eines gewalthätigen Verfahrens trifft weniger die neue Praktik, als die Praktiker. Genauere Betrachtung der Behandlung sehr vieler chronischen Krankheiten giebt ganz dasselbe Resultat. (In diesem Fache hat die Brownische Medicin nach des Rec. Urtheil durch vervielfachte Ansicht des Oertlichen vielen Nutzen geschafft.) Auf der andern Seite ist nicht zu läugnen, daß die neuere Schule in denselben Fehler verfallen möchte, gerade das Gegenheil von demjenigen bewirkt zu glauben, was wirklich bewirkt worden ist, wenn sie nämlich Reizmittel in soichem, allgemeinen oder individuellen (?) Uebermaasse anwendet, daß Ueberreizung entsteht, und zu dieser relativen Minderung der Summe reizender Potenzen auch wohl noch, durch bewirkte starke Ausleerungen, Erbrechen, Schweiß etc. absolute hinzukommt. In Absicht auf den Erfolg und die Zeit der Heilung steht die neuere Heilart der älttern auch vor. Sie schneidet das erste Stadium der Kühlung, Auflösung, Reinigung ganz ab. Doch kann man nicht leicht über Curarten nach dem Ausgange urtheilen, da so leicht mitwirkende Umstände übersehen, und die Wirkungen derselben den erkannten beygemessen werden. Besonders nimmt man zu wenig Rücksicht auf Zeit und Dauer, binnen welcher die äußern Eindrücke wirken. Jede schnelle Veränderung in der Organisation wirkt Anfangs als Reiz, auch plötzliche Entziehung des Wärmestoffs aus einzelnen Theilen, Gelegenheit zu Sireitigkeiten über die Nothwendigkeit, die Summe der reizenden Potenzen zu mehrern, oder zu mindern, geben noch die örtlichen Krankheiten. Häufig liegt der Grund davon darin, daß bey diesen Krankheiten ein gestörtes Gleichgewicht wieder herzustellen ist, was auf ganz entgegengesetzte Art geschehen kann, durch Entziehen auf einer, oder Verstärkung auf der andern Seite. Doch hat hierin auch die neuere Heilmethode den Vorzug, da bey ihr der Zeitraum der Reconvaleszenz besonders kurz zu seyn pflegt.

Wir haben hiemit das Wesentlichste dieser kleinen Schrift ausgezogen, was uns der Wichtigkeit der Sachen nothwendig schien. Wir bedauern, daß der Vf. einen so reichhaltigen Gegenstand nicht weitläufiger abhandeln konnte und wollte!

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. October 1802.

## SCHÖNE KÜNSTE.

STOCKHOLM: Skaldestrycken af Axel Gabriel Silverstolpe. 1801. 247 S. ohne die Vorrede. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. ist einer von den achtzehn Mitgliedern der Schwedischen Akademie, und hat sich unter den Dichtern seines Vaterlandes einen nicht unbedeutenden Namen erworben. Der grösste Theil der hier zusammengedruckten Poesieen ist schon vorher in Zeitschriften bekannt worden. Die meisten derselben sind didactischen Inhalts; auch scheint das Lehrgedicht die eigentliche Sphäre für Silverstolpe's Genius zu seyn. Die Epistel an diejenigen, die einen unsterblichen Namen suchen, (Skaldebref till dem, som söka ett odödligt namn) hat im J. 1792. den grossen Preis bey der Schwedischen Akademie gewonnen. Sie zeichnet sich auch durch einen hohen Grad von Correctheit aus; selbst gewöhnliche Ideen erhalten durch den Glanz der Sprache einen Anstrich von Neuheit und Interesse; die Philosophie des Dichters ist aber weder tief, noch originell; sinkt doch indess nie zur Plattheit oder Trivialität hinab. Der Form nach sind diese Gedichte Oden, Episteln, Lieder, Erzählungen, Satiren und Fabeln. In den lyrischen Gesängen höherer Art herrscht ein edler, starker Charakter, auch findet man hin und wieder glänzende Stellen; aber nicht die Glat und die Fülle der Begeisterung, die den Dichter über die Schranken der Menschheit reißt und nur das Ideale zum Ziel seines Strebens macht. Ein grosser Theil der in dieser Sammlung befindlichen Stücke ist Pope'n, Voltaire'n, Shenstone'n, Thomases, Lafontaine'n und andern englischen und französischen Dichtern, die auf die Bildung und den Geschmack Silverstolpe's einen grossen und sichtbaren Einfluss gehabt haben, nachgebildet. Zu den gelungensten Werken zählen auch wir die, in Schweden sehr gerühmte Erzählung: der Thierkreis, (Djurkretsen, Sagan.) Der Dichter erzählt, in einem wahrhaft launigten Ton, die Reise, die er, träumend, in Begleitung Apolls, durch den Zodiakus vollendet hat: es begegnen ihm, unter der Gestalt der himmlischen Zeichen, die Ungeheuer, die auch auf der Erde ihre Heimat haben, der Aberglaube, die Dummheit, die Zwillinge, Unwissenheit und Barbarey u. s. w. Doch scheint Rec. der Werth dieses Stücks nicht sowohl in der Anlage und der Erfindung, als in der Schönheit des Details zu liegen.

A. L. Z. 1802, Viertes Band,

LEIPZIG, b. Wolff u. C.: *Meimun und Leila, oder der arabische Petrarch und Laura.* Nach dem Englischen des J. D'Israeli. Mit einem Kupfer.

Auch unter dem Titel:

*Romantische Erzählungen, von J. D'Israeli.* Aus dem Englischen. Mit einem Kupfer. Erster Theil. 1802. 342 S. 8. (1 Rthlr.)

Dem Rec. gewährte dies Buch, was einen bessern Druck und ein gefälligeres Format verdient hätte, wahren geistigen Genuss. Kais, der Sohn Ahmed, eines reichen Scheicks der Beduinen, und ein würdiger Schüler des Effendi Lebid, eines Persischen Gelehrten, liebt und besingt die lebenswürdige Leila (Tulpe) die einzige Tochter eines Kalzen Emirs. Ganz Arabien wiederholt seine erotischen Gesänge, und Leilas Herz schlägt nur für ihn. Umsonst! Ihr Vater weist ihn mit Verachtung zurück. Kais Gemüth wird der Zerrüttung zur Beute. In einem Augenblicke ruhiger Verzweiflung, flieht er in die steinigste Wüste. Nur Antelope, seine Lieblingsgazelle, folgte ihm. Er ist ganz Meimun, (Magnan, Wahnsinniger) sucht Pfade auf, wo nur Adler nisten, wird immer unempfindlicher gegen die schreckenden Elemente, und bricht dann und wann in Verse aus, die sein Elend schildern. Beduinen ergreifen ihn. Er geneßt allmählig im väterlichen Hause. Ahmed selbst bewirbt sich für ihn um Leilas Hand. Neue Zurückweisung, neue Flucht, neuer fürchterlicher Wahnsinn. Leila besucht ihn heimlich. Nufel, Iman von Sana, besiegt ihren Vater, liebt sie, ordnet das Vermählungsfest an, trinkt Gift, was er für Kais bestimmt hatte, und stirbt. Ebnistan erhält sie zur Gemahlin. Der Gram tödtet sie. Meimun überlebt die Todesbotschaft nicht lange. Das Grab vereint die Liebenden.

Von der Manier des Vortrags, die zwar oft durch Simplicität gefällt und rührt, zuweilen aber auch weniger gedehnt, und weniger affectirt seyn sollte, mögen folgende Stellen eine Probe geben:

S. 118. Du kannst meine Neigung für Leila nicht taeln. Sie nahm mein junges Herz in ihre Hand, und hauchte ihm ihren Geist ein, und ihre Seele schuf meine Seele. Um mich ihrer selbst würdig zu machen, lehrte sie mich zuerst die Liebe zum Ruhm. Als ich einst badete, gab man mir ein Stück wohlriechenden Thaussein Duft war unbeschreiblich süß, und ich fragte ihn: Bist du ganz Bisam oder Ambra? Er antwortete: Ich war bloß gemeine Erde, bis ich in Gesellschaft meiner Rasse kam; dann ward ich von Tage zu Tage lieblicher, bis

ihr ganzer aromatischer Geist in den meinen überging. — Oh, hätte ich nicht an der Seite *meiner Rose* gelebt; ich wäre noch immer ein bloßer Klumpen Erde.

S. 157. Sie waren nun in die fürchterlichen Massen von Felsen eingetreten, und hatten verschiedene Stunden in diesen unbehauenen Tempeln der Natur zugebracht, als ein Beduine auf einer Höhe eine Art von Felsenbrücke bemerkte, die aus einem Baumstamme bestand, der über die kaum sichtbaren Spitzen zweyer Abgründe leicht hingeworfen war, und in der Luft zu schweben schien. Er wollte sie dem Effendi zeigen, aber die schwachen Augen des letztern konnten sie nicht erkennen. Ehrwürdiger Effendi, sagte der Beduine, du wirst sie sehn, wenn du nur gerade gen Himmel aufblicken willst. Die Brücke ist diesem ganz nahe. — „Ich sehe sie. Das ist eine fürchterliche Höhe! Dort oben eine Brücke? Nur die Verzweiflung kann ihr Baumeister gewesen seyn etc.“

S. 241. Wir treffen uns nicht mehr, wie vormals; doch nie klangen deine Töne süßler, als in dieser Wüste. Vormals traten wir auf einen sanften Teppich, und saßen in einer lieblichen Gartenlaube, wo Jasmin und Rosen verschwenderisch ihre aromatischen Geister in die Luft aushauchten. — O hatten wir damals vergessen, daß wir Väter hatten! Wir hätten in dieser Wüste leben und glücklich leben können. Nein, ich will nicht an Glückseligkeit denken, es möchte mich rasend machen! Um meinethwillen also hast du diesen brennenden Sandboden betreten? — Romantisches Mädchen, ich danke dir. Gefällt dir diese gefährliche Zusammenkunft? Sey vorsichtig, Mädchen! Dein Versuch ist alizugewagt! Ich habe das Auge des wüthenden Löwen funkeln gesehen, als er vorüber ging. Doch fürchte nichts! *Hier sind keine Väter!* etc.

BERN, b. Stämpfli: *Bürkli's unzerlesene Gedichte, zum Besten der verunglückten Schweizer.* 1800. 319 S. gr. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

Nicht Ruhmgier, Patriotismus, inniger Wunsch, seine leidenden Brüder zu unterstützen, bewog Hr. B. zur Herausgabe dieser Gedichte. Die Namen von zweytausend Prämumeranten sind vorgedruckt. Auch unser Pfeffel und Gleim wirkten menschenfreundlich. Jener sammelte in seiner Vaterstadt eine Liebessteuer von mehr als 900 Livres.

Hr. *Bürkli's* freymüthige Vorrede macht seinem Herzen Ehre. Wahrheit gilt ihm mehr als der Gewalthaber wohlwollendes Lächeln. Auch in seinen poetischen Ergüssen ist er hochachtungswerth. Ueberall zeichnet sich sein Zartgefühl für's Wahre und Gute, seine Vaterlandsliebe, sein Haß gegen Schurken aus. Im *Lehrgedicht* und in *reimlosen* Liedern scheint er dem Rec. glücklich. Den Zwang des Reims aber weiß er nicht genug zu verbergen, und lyrischer Schwung gelingt ihm da selten. Reime, wie *irret, führet, Retten, treten, Gothen, auszurotten*, sind falsch. *Elichtet* ist ungewöhnlich, und *slicht* Sprachgebrauch. Auch bedient sich Hr. B. kurzer Sylben oft lang, und umgekehrt, z. E.

lodert vielleicht *Catilina*. Je länger, je lieber.

Die Zeile S. 188:

In unsrer Welt? Oft schweigen, fürchten viel und wenig hoffen,

ist unscandirbar. S. 209 gefällt es unmöglich, wenn von *Bürgers* Laute gerühmt wird, ihr Ton sey

„so lungerschütternd, so anschaulich“

und S. 307 mißfällt's nothwendig, wenn der schweizerische Soldat singt:

„Doch komm' ich als zerlumpter Held  
„Auf einem Bettelwagen,  
„Mit Einem Auge, lahm, entstellt,  
„Was wird Schönlichen sagen?  
„Es zählt die Wunden stolz auf mich,  
„Und sagt: Freund, mehr noch lieb ich dich.“

Der *Weise* S. 44. An *Cimenen*, bey Uebersendung einer *Rosenknospe*, S. 100 der gewöhnliche Irrthum S. 126. Auf den reichen *Orgon* S. 155 und *seltene Vergleichung* S. 234 sind Nachbildungen französischer Epigrammen.

Hier einige Strophen aus einem der gelungensten gereimten Gedichte: „Abschied eines Schweizers aus der Schweiz.“

— Statt des Felsstroms hört man Waffen rauschen,  
Und von Heerden sind die Weiden leer.  
Wie der Geyer auf die Taube, lauschen  
Räuber mit dem blanken Mordgewehr etc.  
— Schweizerblut färbt euch, ihr Alpenhöhen,  
Wo der Abendsonne Glut erlarb.  
Blutig seyd ihr, Wellen jener Seen,  
Deren Schönheit so viel Neid erwarb.  
Wohnen denn statt Hirten wilde Sieger  
In Helvetiens Eilium?  
Gleich der Circe schaffen fremde Krieger  
Dies Arcadien zum Chaos um! etc.

## PHILOGOLOGIE.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Praktische Anweisung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische*, nach dem Regulativ meiner lateinischen Grammatik in Beyspielen und Aufsätzen. Von M. Joh. Gottl. Gräffe, Conr. des Lyceums und Adj. d. philos. Facultät in Wittenberg. *Erster Theil*. Die Syntaxis der Nomina für Anfänger. 1800. XII und 146 S. *Zweiter Theil*. Die Syntaxis der Verba und Partikeln. 1801. XII und 194 S. gr. 8. (Beide Theile 18 gr.)

2) JENA, b. Frommann: *Lateinischer Sprachmeister*, oder wahrhaft elementarische und regelmäßige Uebungen im Lesen, Uebersetzen, Sprechen und Schreiben der lat. Sprache. Für den allerersten Unterricht, besonders der beiden untern Classen lateinischer Schulen. 1801. XVI u. 160 S. gr. 8. (10 gr.)

3) LEIPZIG, b. Lincke: *Erstes Vorbereitungsbuch der lateinischen Sprache*, in kurzen Sätzen nach der Stufenfolge des Syntax. Zur Beiderordnung eines

eines zweckmäßigen Gebrauchs des Gedickeschen lateinischen Lesebuchs. 1801. VIII und 116 S. gr. 8. (6 gr.)

4) RONNEBURG, b. Schumann: *Leichte, und nach einer neuen Methode eingerichtete Uebungen zum Uebersetzen in die lateinische Sprache*, für die ersten Anfänger in derselben. Von Joh. Gottfr. Haas. 1801. 72 S. 8. (4 gr.)

5) FRANKFURT a. M., b. Andrea: *Sammlung von 250 nützlichen Aufgaben zum Uebersetzen ins Latein*, vorzüglich um die Schüler in den Regeln des Syntaxis zu üben. Zusammengetragen und zu diesem Zwecke eingerichtet, von Jos. Uihlein, Lehrer der lat. Domschule zu Mainz. 1801. XIV und 138 S. gr. 8. (8 gr.)

6) TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Chrestomathia latina in usum scholarum trivialium congesta ab Just. Andr. Leppichler*. 1801. 216 S. gr. 8. (16 gr.)

7) FRANKFURT u. LEIPZIG: *Kleines lateinisches Sittenbuch*. Ein Geschenk für Jünglinge, und als eine Uebung zum Uebersetzen ins Deutsche. 1801. 72 S. 8.

Sämmtliche, hier anzuzeigende Schriften haben die Erleichterung des lateinischen Sprachstudiums zur Absicht und suchen diese, jede auf ihre Weise, zu erreichen. Der Vf. von N. 1. legt seine Sprachlehre zum Grunde und folgt ihr in der Ordnung der Regeln, die, wie bey Werner u. a., bey jedem Abschnitt vorangeschickt und mit einer Anzahl Beyspiele, denen die lateinische Phraseologie untergelegt ist, zum Uebersetzen ins Lateinische begleitet werden. Bey einem solchen Uebungsbuch für Anfänger, glaubt der Vf., müsse man vornehmlich auf zwey Dinge achten: 1) das die syntactischen Regeln möglichst bestimmt, deutlich und richtig nach ihrem Fassungsvermögen angegeben werden; 2) das die Beyspiele zum Uebersetzen auch Sachen enthalten, die zu ihrer Sphäre gehören. Man erkennt in dem Vf. den aufmerksamen Grammatiker, der sich die Erreichung dieser Zwecke angelegen seyn läßt, wenn er gleich nicht durchaus in der Anordnung und Stufenfolge vom Leichtern zum Schwern, in der Verdeutlichung und Vereinfachung der Regeln und in der Wahl der Beyspiele glücklich gewesen zu seyn scheint. Unter den bemerkenswerthen Ansichten des Vf. zeichnen wir die aus, das nicht die Partikeln *ut, ne, quo, quin* die Ursachen des Subjunctivs sind, sondern das dann, wenn dieser Modus zu gebrauchen ist, schon das Urtheil selbst so beschaffen sey, das er stehen muß.

No. 2. ist eine erweiterte Umarbeitung der vom Vf. 1780 herausgegebenen lateinischen Bibel. Der Anfänger soll dadurch auf das Lesen der Elementarbücher vom Gedicke, Brüder u. s. w. vorbereitet werden. Die Grundsätze des Vfs., welche die Vor-

rede entwickelt, sind aus eigem Nachdenken und eigner Erfahrung abgezogen, und tragen den Stempel der Eigenthümlichkeit an sich. Manche Sonderbarkeit, Künsteley und Tändeleley, läuft wohl mit unter, aber vieles verdient gewis benutzt und nachgeahmt zu werden. Das ganze Buch ist auf die Voraussetzung und das Herkommen gebaut, die lateinische Sprache Knaben zu lehren, die kaum deutsch lesen und sich erträglich in der Muttersprache ausdrücken können. Mit diesen muß man vom lateinischen ABC anfangen. Die einzige zweckmäßige Methode — der Vf. möchte sie die katechetische Uebungsmethode nennen — sey, welche den Schüler lehre, bald in der fremden Sprache zu denken. Das geschähe, wenn man fleißig und richtig in einem lateinischen Elementarbuch lesen, auswendig lernen, das Gelesene niederschreiben lasse und mit den Schülern über die gelesenen und übersetzten Pensa lateinisch spreche, so das sie die erlernten Worte und Redensarten als Antworten auf die Fragen wieder anbringen müssen u. s. w. Das Werkchen zerfällt in drey Theile. Die Absicht des ersten ist, durch Vorübungen und stufenweise Uebung des Lesens, Vocabelbehaltens, Uebersetzens, Antwortens und Schreibens viel Beyspiele zu den grammatischen Regeln des folgenden Theils einsammeln zu lassen, der die Absicht hat, durch möglichste Abwechslung der Uebungen und sehr viele Beyspiele die grammatischen Regeln der Flexion der Substantiven und Verben erlernen zu lassen, und von den dabey vorkommenden grammatischen Kunstworten und Formen die für dieses Alter möglichst deutlichen Vorstellungen zu geben. Des dritten Theils Absicht ist, die erlernten Regeln der Flexion in der Anwendung auf Uebersetzen und Auslegen, Lesen und Verstehen, Sprechen und Schreiben wiederholen zu lassen.

Auch der Vf. von No. 3. ging von dem Bedürfnis aus, ein Buch für die ersten Anfänger zu haben, das auf Gedicke's Lesebuch vorbereitete. Es enthält lauter kurze Sätze, geordnet nach der Stufenfolge der syntactischen Regeln. Bey jedem Abschnitt steht die Regel mit Verweisung auf einige der gewöhnlichsten Sprachlehren, erläutert durch eine Menge lateinischer Beyspiele, über welche der Vf. S. VI. folgenden sonderbaren Grundsatz aufstellt. „Je schwerer und unverständlicher der Satz dem Inhalte nach für die Kinder ist, desto besser und geschwinder wird die Regel, nach welcher er geformt ist, gefast.“ Desselben Glaubens ist der Vf. von No. 2. Wie viel besonnener nimmt No. 1. an, die Beyspiele müßten aus der Kindersphäre entlehnt werden und der Jugend verständlich seyn! Die Wörter jedes Abschnittes sind in einem angehängten kleinen Wörterbuch verzeichnet.

Das Neue in der Methode von N. 4. ist nicht neu oder enthält wenigstens nichts Wesentliches. Der Vf. beruft sich dabey auf mehr als 40jährige Erfahrung. Die lateinischen Wörter, die mitten in den deutschen Text hineingesetzt sind, hätten wenigstens

stems eingeklammert werden sollen. Die Regeln sind zum Theil zu schwerfällig ausgedrückt.

Die Sammlung von deutschen Texten No. 5. ward dem Druck übergeben, um in der Schule des zeitfressenden Dictirens überhoben zu seyn. Der Vf. geht theils die kleinen deutschen Aufsätze, denen keine Regeln, keine Phrasen beygesetzt sind, mit den weniger Geübten unter seinen Schülern durch, erklärt ihnen die zum Grunde liegenden Regeln, verweist sie auf die Grammatik und läßt sie dann die mit ihnen in der Schule durchgegangnen zu Hauße niederschreiben und darauf zur Correctur einreichen. Den geübtern Schülern weist er jederzeit eine von den Aufgaben im Buche bloß an, die sie, ohne vorhergegangne Erklärung, mit Hülfe des kleinen Schellerschen Wörterbuchs für sich übersetzen müssen. Sollte in dem Buch kein Mangel an solchen Aufgaben seyn, die leicht und einfach genug für die ersten Anfänger wären?

Die Sammlung No. 6. begreift lateinische Stücke aus den Clafikern unter folgenden Abtheilungen: *Dicta, narratiunculae, fabulae, epistolae* (manchen darunter können die jungen Leser kein Interesse abgewinnen), *philosophica*, (das populäre) *historica, physica, oratoria, comica, poetica*. In der letztern Rubrik findet man ganz kurze abgecißne Stellen aus Virgil, Horaz, Ovid, Martial und Juvenal. Das Ganze ist eine artige und anziehende Sammlung. Nach der Aeußerung des Vorredners, des Superint. M. Gaum zu Calw im Württembergischen, finden hier Knaben von sieben und noch weniger Jahren bis zum vierzehnten Stoff, ihre Kenntniß der lateinischen Sprache und der Realien zu vermehren. Wer aber so früh mit dem Lateinischen anfängt, wird wohl mit dieser kleinen Catechomathie nicht bis zum vierzehnten Jahre ausreichen.

No. 7. ist ein lehrreiches Sittenbüchlein, ungefähr in der Art von Knigge's Umgang mit Menschen. Es soll von der Jugend zum Uebersetzen gebraucht werden und die guten Lehren sollten sich dabey ihrem Verstand und Herzen einprägen. Allein bey der Bestimmung zu einem Lese- oder Uebersetzungsbuch für junge Leute mußte billig für eine besre Correctur geforgt werden, als dem Werkchen zu Theil worden ist, welches auf allen Blättern so häßliche Fehler entstellen, daß es fast schwer wird, sie alle bloß auf der Nachlässigkeit des Setzers und Correctors zuzurechnen. Nur Ein Beyspiel S. 15: „*Speramus, — lectores de opera in hoc scribendo libello praestita liberaliter esse benigneque iudicatos: ita quidem, ut simul, hocce [huncce] libellum esse tantum specimen sive probationem uberioris accuratiorisque libri in posterum, si*

*diis placet, edendi optima [optime?] teneant. Mihi enim huncce librum scribenti — nihil aliud consilium erat, quam [quam] usui juventutis scholasticae quam [eum?] maxime commendare. spe quidem fretus [fretus] fore, ut scholarum etiam magistrum in tradendis morum decorique praeceptis, huiusce quoque libelli, si dignum certe iudicaverint, habeant rationem etc.* Deutlich ist an dem Büchlein nichts als sein Titel.

## KINDERSCHRIFTEN.

LONDON: *Abstract of the improved System of the Art of teaching, or communicating instruction to the young, as far as it respects Reading, Grammar, Writing, Arithmetic and the leading principles of Religion: calculated as an aid to the Masters and Mistresses of the Subordinate Day Schools and Charity Schools of the united kingdom; and designed as a Charity Book, to be distributed by Societies and affluent individuals for the benefit of the children of the poor.* By David Morrice. Ohne Jahreszahl. 108 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. erklärt in der Vorrede, daß sein Werk: *The Art of Teaching* sowohl aufgenommen worden, daß er hoffte, das vor uns liegende kleine, welches vermuthlich ein Auszug von jenem ist, werde ebenfalls Beyfall erhalten. Bey dem noch immer sehr vernachlässigten Unterrichte der niedern Stände in Großbritannien und mehr noch in Irland, kann dieses Werkchen in der That für die Lehrer und Lehrerinnen dieser Volksklassen sehr nützlich seyn; auch könnten wirklich alle diejenigen, die sich mit dem Unterrichte der frühen Jugend abgeben, vieles daraus sehr wohl brauchen, indem es so manche Winke enthält, an denen man den geübten und erfahrenen Lehrer erkennt. Aber wie es dem Vf. einfallen konnte, diesen hauptsächlich für Lehrer geschriebenen Aufsatz als ein Buch zu empfehlen, das die Reichen unter arme Kinder vertheilen sollten, ist unbegreiflich, man müßte es denn für nützlich halten, daß die Kinder die Mängel, die oft verkehrte Lehr- und Verfahrensart ihrer Lehrer daraus kennen und beurtheilen und so über diese rasoniren lernen. Gegen seine Art, ganz kleinen Kindern die ersten Begriffe von Gott bezubringen, möchte sich wohl manches einwenden lassen. S. 6: „Gott wohnt im Himmel, und da wohnen Engel, oder gute Wesen mit ihm, die ihm aufwarten, ihm lobsingeln, und seine Befehle ausrichten; sie sind mit weißen Kleidern angethan, und haben goldene Harfen in ihren Händen. An diesen Ort gehen die Seelen der guten Menschen und Kinder, wenn der Körper stirbt und begraben wird.“

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 7. October 1802.

## NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Gott-  
helfs Fischer's*, Prof. u. Bibliothekars der Univer-  
sität zu Mainz u. s. w. *Naturhistorische Fragmente.*  
Erster Bd. 1801. 256 S. 4. mit 4 Kupf. (4 Rthlr.)

„Diese naturhistorischen Fragmente, welche in be-  
sonderer Hinsicht auf die innere Structur  
der Thiere und Gewächse entworfen sind, haben  
den Hauptzweck, Materialien zu liefern, aus wel-  
chen endlich eine Wissenschaft bearbeitet werden  
kann, von welcher die gewöhnlich fogenannte Na-  
turgeschichte gleichsam nur die Hülle, die äußere  
Schale, zu nennen ist, und die nicht bloß auf spe-  
culative Kenntniß gebaut, sondern auf wahre That-  
sachen gegründet seyn muß. — Ich werde mich  
bey diesen Fragmenten genau an die Natur halten,  
dieselbe genau ohne vorgefasste Meynung unter-  
suchen, sie mit eben den lebhaften Farben schildern,  
als sie sich mir zeigt, ohne jedoch mir das Recht  
zu versagen, Verbindungen zu entwickeln, welche  
sich aus dem Gesagten für diese oder jene Wissen-  
schaft ergeben, auf Resultate hinzudeuten, die  
von den aufgestellten Thatfachen entlehnt, ein merk-  
würdiges Interesse für die Natur- oder eine andere  
Wissenschaft haben.“ So giebt der Vf. in der Vor-  
erinnerung den Plan und Zweck dieser Fragmente  
an. Gewiß wird jeder gründliche Naturforscher mit  
ihm darin übereinstimmen, daß vergleichende Ana-  
tomie und Physiologie die einzige haltbare Stütze eines  
naturgemäßen Systems der organischen Körper, der  
wichtigste Grund des Studiums derselben sey, und  
die bisherige wissenschaftliche Bearbeitung derselben  
noch nicht vielmehr wie Hülle und Schale geliefert  
habe, und ihm wird daher jeder Beytrag zu dem  
großen noch erst aufzurichtenden Gebäude äußerst  
willkommen seyn; nur die Sprache, deren sich der  
Vf. schon hier in der Vorerinnerung bedient, wird  
ihm mißtraulich gegen den Vf. selbst machen; denn  
der gründliche Forscher der Natur redet einfach wie  
sie, und Ziererey ist ihm so fremd wie ihr. Eine  
gewisse deutsche Schule von Naturforschern, deren  
scharfsinniger aber gewiß nicht tief sinniger Stifter  
durch äußere Umstände sich mehr als durch gründ-  
liche, wichtige Untersuchungen großen Beyfall er-  
worben hat, sucht zwar durch Kraftwörter und frey-  
lich oft bloß durch Wörter, sich auszuzeichnen;  
Rec. thut es aber immer wehe, wenn er Männer,  
die, wie Hr. F. viel leisten können, viel leisten, und  
bey kaltem Forschen, kaltem Erzählen des Beobach-  
teten noch mehr leisten würden, in ihre Fußstapfen  
A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

treten sieht. In der That hat Rec. einen reichen  
Schatz neuer Kenntnisse aus diesen Fragmenten ge-  
sammelt, die weit mehr enthalten, als ihre Aufschrift  
verspricht, und wenn er auch mit den von Hn. F. geäu-  
serten Grundsätzen nicht immer aufs vollkommenste  
übereinstimmt: so findet er doch auch fast keine, wo-  
für sich nicht viel sagen ließe. Er würde daher diese  
Werk unbedingt loben, wenn nicht gerade das Ge-  
suchte, Gekünstelte, der Wortschwall in der Schreib-  
art des Vfs. ihn nicht oft, besonders in der ersten  
Abhandlung: *Ueber die auf dem Erdball verbreitete  
Fülle des Lebens und das Streben der Naturforscher  
dieselbe zu erschöpfen*, deren Titel selbst schon Bom-  
bast ist, zu einem gerechten Unwillen gereizt hätte.  
Das viele Falsche und Schiefe, welches diese erste Ab-  
handlung enthält, die noch dazu eine Vorlesung ist,  
welche der Vf. bey dem Antritte seiner Lehrstühle hielt,  
wo er doch durch Deutlichkeit im Vortrage sich sei-  
nen Zuhörern hätte empfehlen sollen, rührt unstreitig  
daher, daß der Vf. sich schön, prächtig ausdrücken  
wollte, ohne zu bedenken, daß man sich nie schö-  
ner ausdrücken kann, als wenn man einen schönen  
Gedanken so richtig, einfach und deutlich wie mög-  
lich vorträgt. Wir wollen daher, um den verdien-  
ten Ruhm des Hn. F. nicht zu schmälern, diese erste  
Abhandlung als gar nicht vorhanden ansehen, und  
nur die übrigen anzeigen.

II. *Ueber die Methode in der vergleichenden Ana-  
tomie und Physiologie. Nebst Beschreibung einer zoo-  
tomisch-literarischen Seltenheit.* Bey der Behandlung  
anatomisch-physiologischer Gegenstände betrachte  
man entweder ein Thier oder einen Theil desselben  
an sich, oder in Vergleichung mit andern. Die erste  
Methode könne man die *monographische* oder *sub-  
jective*, die andre die *comparative* nennen. Der er-  
sten werde zwar auch eine Einheit der Vergleichung  
zum Grunde gelegt, nämlich die menschliche Structur,  
und eben deswegen sey sie sehr schwierig, weil es  
oft sehr schwer sey, dem Theile eines Thieres den  
Namen zu geben, der demselben Theile bey den Men-  
schen entspräche. Die vergleichende Methode sey  
leichter, weil hier Thiere gegen Thiere gehalten  
würden. Hierin kann Rec. Hn. F. nicht ganz bey-  
stimmen. Die subjective Beschreibung der innern  
sowohl wie der äußeren Theile eines Thieres setzt  
nicht mehr zur Einheit der Vergleichung den mensch-  
lichen, wie jeden andern Körper; und wenn der  
menschliche Körper als Gegenstand der Vergleichung  
angenommen wird: so handelt man offenbar schon  
nach der comparativen Methode. Es muß Namen  
geben, womit der Zergliederer der Menschen, der  
Thie.



Thiere und der Pflanzen die gleichartigen Dinge in allen dreyen bezeichnet. Ein großer Theil dieser Dinge, die wir im Innern der Thiere und Menschen antreffen, lernten die Menschen zuverlässig früher durch Schlachten der Thiere an diesen, als durch Zergliederung des Menschen im Menschen kennen, und die Benennungen Lunge, Herz, Leber, Magen u. s. w. wurden viel wahrscheinlicher von diesen Theilen der Thiere auf die gleichartigen im Menschen übertragen, als umgekehrt vom Menschen auf die Thiere; so wie weiterhin unstreitig aus der feinern Zergliederung des Menschen viele Benennungen vom Zootomen angewandt wurden. Der subjectiv ein Thier oder eine Pflanze nach ihrer äußern und innern Gestalt beschreibende Naturforscher entlehnt, und muß allerdings die Namen der Theile daher entlehnen, wo er einen gleichartigen Theil bey einem Gegenstand andrer Art bereits damit bezeichnet findet, der Mensch ist aber kein *tertium comparationis* nicht mehr und nicht weniger, wie die Maus, oder der Adler, oder die Auster. Er erkennt bey Amphibien und Vögeln ein gemeinschaftliches Kieferbein, bey Fischen und Muscheln Kiemen, bey Käfern und Schmetterlingen Fühlhörner, obgleich der Mensch nichts dem ähnliches hat, ohne sich darum zu bekümmern, daß er es nicht hat, so wenig wie er sich darum bekümmert, daß auch der Bandwurm das alles besitzt. Gebrauch er aber den Namen: gemeinschaftliches Kieferbein bey einer Eidechse, den: Kiemen bey einer Muschel, so zeigt er damit stillschweigend an, daß er damit einen Theil anzeige, der in seiner Beschaffenheit und nach seinem Nutzen mit einem gleichartigen Theile in den Vögeln oder Fischen übereinstimme. Die vergleichende Methode ist der Grund der Systematik, der Charakteristik, oder der eigentlichen Naturbeschreibung (?); die subjective hingegen macht die Basis der Naturgeschichte im reinsten Sinne des Wortes aus. Der Vf. führt nun als Beyspiele mehrere Naturforscher an, die sich der einen oder der andern dieser Methoden bedienten, und bey dieser Gelegenheit beschreibt er ein sehr seltnes Werk des *Theodoro Filippo d'Liagno* in Octav, welches in Holz geschnittene Abbildungen von Thiergerippen mit lateinischen Epigrammen enthält. Zuletzt schließt der Vf. mit folgenden Sätzen über die Methode in Zeichnungen anatomischer Gegenstände: „1) da, wo es auf geometrische Richtigkeit ankommt, sollte man sich aller Perspective enthalten; 2) perspectivische Zeichnung schadet sogar der anatomischen Richtigkeit (?); 3) Zeichnungen von einzelnen Theilen müssen, wo möglich, im Zusammenhange mit ihren übrigen, (soll wohl heißen, mit den daran gränzenden) Theilen dargestellt werden.“

III. *Ueber das Pariser Museum der Naturgeschichte. Besonders über das Cabinet der vergleichenden Anatomie.* Eigentlich über das letztere allein. Zuerst eine kurze Geschichte der vergleichenden Anatomie in Frankreich, größtentheils aus des Vfs. Brief an Blumenbach über denselben Gegenstand in Reil's Ar-

chiv gezogen; dann ein Verzeichniß der osteologischen Präparate des Museums, nach Cuviers System geordnet.

IV. *Ueber die verschiedene Form der Affenschädel, mit Original-Zeichnungen.* Der ausführlichste und zugleich lehrreichste Aufsatz in diesem Bande. „Wenn Wissenschaften in so genauer Verbindung stehen wie Naturgeschichte und vergleichende Anatomie (so fängt dieser Aufsatz an), denn Naturgeschichte und vergleichende Anatomie, oder Thierbeschreibung und Zergliederung verhalten sich genau wie Mittel und Zweck (so wie hier die Worte stehen, kann man unmöglich anders schliessen, als daß Hr. F. Naturgeschichte und Thierbeschreibung, oder um es mit den Worten nicht so genau zu nehmen, Naturbeschreibung für einerley, und Naturgeschichte für das Mittel, Thierzergliederung für den Zweck halte; beides ist aber zuverlässig nicht der Fall, und Naturbeschreibung oder Thierbeschreibung nicht einerley mit Naturgeschichte, sondern bloß ein Theil derselben, und eben so ist sie auch nicht das Mittel zur vergleichenden Anatomie, sondern diese bloß ein Theil von ihr, und in sofern ein Mittel zum Zwecke); „dann kann die eine keine Sätze aufstellen, ohne die Gründe derselben von der andern herzuholen; dann kann die eine keine Aufseerungen wagen, ohne von der andern die bestätigende Bekräftigung derselben zu erbitten. (Dies ist wieder unrichtig. Zur Aufstellung der Sätze: „daß die Thiere Triebe haben, daß die Form der Crystalle regelmäßig sey, ist es nicht nöthig, ist es selbst unnöthig, die Gründe aus der Thierzergliederung zu holen). „Der Naturforscher, gewohnt seine Kennzeichen von den äußern Theilen herzunehmen, bedarf dieser Gründlichkeit nicht immer. (Zu den äußern Unterscheidungsmerkmalen freylich nicht, zur Kenntniß und zu Eintheilungsgründen aber, sind ihm bey den organischen Körpern die Zergliederung, bey den unorganischen die chemische Zerfetzung unumgänglich nothwendig). „Allein, wenn er Kennzeichen vorschlägt, welche etwas außerordentlich ausgezeichnetes andeuten, das der allgemeinen Normalnorm, ich will nicht sagen, zuwiderläuft — „denn man kann in der bildenden Natur Alles als möglich sich denken — aber wenigstens nicht entspreche; dann kann er nur, gestützt auf Grundsätze „der vergleichenden Anatomie, seine Benennungen „vertheidigen“ (Rec. sieht gar nicht ein, wozu diese Vertheidigung dienen solle; denn Kennzeichen, welche der allgemeinen Normalnorm nicht entsprechen, sind entweder von Ausnahmen von dem Gewöhnlichen, dies ist aber doch nicht das Allgemeine — entlehnt, und warum sollten die einer Vertheidigung bedürfen? oder sie können gar nicht stattfinden, gar nicht angewandt werden, und dann sind sie Undinge). „Diese allgemeine Normalnorm findet sich bey der „auffallendsten Anomalie wieder“ u. s. w. Diesen letzten Satz wendet nun Hr. F. auf die bis jetzt angegebenen Unterscheidungskeunzeichen der Affen, und zwar zuerst auf ihre Hände an. Er zeigt, daß man

man an den Vorderhänden des Craita (*Simia Parisicus*) und an den Hinterhänden des asiatischen Beutelthiers durch die Zergliederung den scheinbar mangelnden Daumen entdeckte. Dafs die Affen bey dem Angreifen von Sachen den Daumen nicht den andern Fingern entgegensetzen, erkläre Darwin fälschlich aus einer Nachlässigkeit derselben, da es von der Muskelanzetzung herrühre. Diefs führt nun der Vf. auf die Untersuchung: ob den Affen und Maki's der Name *Quadrumanen* zukomme, und er glaubt, diefs nur in sofern zugehört zu können, als blofs von den Fingern die Rede sey. Rec. hält dafür, dafs auch allein die Lage und Biegung der Glieder des ersten Zehen in Vergleichung mit der Lage und Biegung der andern Zehen, dasjenige sey, warum man jenen einen Daumen, diese Finger, den Fuß, eine Hand nenne, nicht aber die Beschaffenheit und Lage der Vor- und Mittelfußknochen. Die Untersuchungen über die Form der Hände, will Hr. F. im zweyten Bande fortsetzen. Nun geht der Vf. die übrigen von den Naturforschern angegebenen Kennzeichen der Affen, so wie ihre Eintheilungsgründe der Säugthiere überhaupt, und zwar die von Linné, Brisson, Klein, Storr, Buffon, besonders aber diejenigen durch, welche in neuern Zeiten von der Gestalt des Kopfes entlehnt sind. *Pineks* Vorschlag, das Kennzeichen in der Gelenkverbindung des Unterkiefers mit dem oberen zu suchen, wobey der Jochbogen die Basis ausmacht, gefällt Hr. F. nicht, und eben so wenig *Daubentons* Bestimmung des Hinterhauptloches; dagegen scheint ihm *Camper's* Gesichtslinie, gegen welche *Blumenbach* wichtige Einwendungen, die hier mit seiner Scheitelnorm angeführt werden, machte, nach *Cuviers* Verbesserung, und so wie es von diesem und *Geoffroy* geschehen ist, in Verbindung mit dem Gaumenwinkel angewandt, die Geschlechter (Gattungen, *genera*, meynt Hr. F., nicht *sexus*) oder Unterabtheilungen zu bestimmen, zu Eintheilungen deshalb vorzüglich zu empfehlen, weil sie den natürlichen Ordnungen dieser Thiere nicht widersprechen (der wahre Naturforscher wird und darf aber nie von einem einzelnen, auf die ganze Bildung und Lebensweise des Thieres keinen entscheidenden Einfluß habenden Theil die Gründe seiner Eintheilung hernehmen, die Vergleichung aller äußerer und innerer Theile muß ihn leiten, die Verschiedenheiten in den wichtigsten zur Erhaltung des Lebens nöthigsten, nach ihrer Größe oder Zahl muß ihn bestimmen, seine Eintheilungen zu machen; und dann, wann diese festgesetzt sind, kann er zur Erleichterung des Nachschlagens von einem willkürlich gewählten, aber keinen, oder den wenigsten individuellen Veränderungen unterworfenen Theile Kennzeichen entlehnen, ihn aber nie als Bestimmungsgrund gebrauchen. Dinge aber, welche, wie die Gesichtslinie, Gesichtswinkel, und der Gaumenwinkel individuellen Abänderungen unterworfen sind, die von Klima, Lebensart, Nahrungsmitteln u. s. w. abhängen, wie diefs die Thierart, Mensch, beweist, bey dem der Gesichtswinkel von 70° bis

100° beträgt, können keine Unterscheidungskennzeichen und noch vielweniger Unterscheidungsgründe liefern.

(Der Beschluß folgt.)

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Götschen: Ueber nützliche Verwaltung des Predigamts, Schulunterricht, Bildung der Gemeinden und Lebensgenuss auf dem Lande. Nebst einem Anhange über das Verbauern der Landprediger. Von M. Chsti. Vict. Kindervater, Prediger zu Pedelwitz unweit Pegau. 1802. VI. und 308 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

So manche Schrift verwandten Inhalts das Publicum schon besitzt: so wird die gegenwärtige doch keinesweges dadurch überflüssig gemacht. Von einem durch gelehrte Kenntniß der Theologie, Philosophie und classischen Literatur so gebildeten, und durch mehrjährige Amtserfahrungen bereicherten Mann wird man nichts Alltägliches erwarten, und man wird sich in seiner Erwartung nicht betrogen finden. Der Vf. schrieb zunächst für Candidaten und angehende Prediger, aber auch Männer, die schon lange in Aemtern stehen, werden dadurch zu fernern Nachdenken veranlaßt werden. Denn wenn gleich eine Schrift der Art ihrer Natur nach nicht gerade auf Neuheit des Inhalts Anspruch machen kann: so giebt ihr doch die Art, wie das Bekanntere gesagt ist, das gesunde, nüchterne Urtheil über alle hier in Frage kommende Punkte, das Eigenthümliche mancher Ansichten und die fruchtbare Behandlung des Ganzen, verbunden mit einem gefälligen und lebhaften Vortrag, einen mehr als vorübergehenden Werth. Der Vf. kleidet seine Bemerkungen und Rathschläge in Briefe an einen jungen Theologen ein, der im Begriff ist, eine Predigerstelle auf dem Lande anzutreten. Die Hauptmomente lassen sich hier nur andeuten, nicht ausführen oder ausziehen. Vor allem sucht er den Candidaten auf den rechten Standpunkt zu versetzen, aus welchem er seinen künftigen Wirkungskreis und seine Lage betrachten muß, welches vorzüglich durch eine getreue Schilderung der Landleute geschieht. Dann geht er zu Rathschlägen über das Betragen des Predigers bey dem ersten Eintritt in sein Dorf über. Diefs führt ihn auf die Antrittspredigt und überhaupt auf die beste Einrichtung der Predigten. Die Beredsamkeit im Sinne der Griechen und Römer wird von der Kanzel verwiesen, und die verkehrten Vorstellungen von der Beschaffenheit der Demosthenischen Beredsamkeit werden beseitigt. [Eine lesenswerthe Würdigung des letztern findet sich in *Jenisch's* Parallele des Demosthenes und Cicero Berl. 1801. Lesf, der den Demosthenes studierte, nachahmte und Kanzelrednern zur Nachahmung empfahl, hatte eine ganz irrige Vorstellung von ihm, und seine eigne Kanzelberedsamkeit war von der Demosthenischen so verschieden wie Tag und Nacht]. Strafpredigten mis-

billigt der Vf. nicht unbedingt, der Ironie räumt er keine Stelle auf der Kanzel ein. Er verbreitet sich weiter über Leichen und andre Casualpredigten. Homilien, d. h. Zergliederungen von Pericopen oder andern biblischen Texten, hält er nicht für die vorzüglichste und empfehlungswertheste Form für Kanzelvorträge, sondern ist der Meynung, eine lichtvolle, wohlgeordnete Rede über einen einzigen Hauptsatz nütze und gefalle im Ganzen mehr. Er empfiehlt das sorgfältige Concipiren und Memoriren der Predigten. Den möglichen Mißbrauch und Nachtheil aus der Unterlassung desselben gehen wir ein, glauben aber dennoch, daß dem Prediger sein Geschäft durch freyere, nicht genau concipirte Vorträge nicht nur erleichtert werden, sondern auch glücklicher von statten gehen würde, wenn er sich nur von Jugend auf, wie die Griechen und Römer, durch häufige Stil- und Redeübungen, durch vorbereitetes und unvorberichtetes Sprechen über einen Gegenstand, die dazu erforderliche Bildung und Fertigkeit erworben hätte. Niemand verlangt von dem Professor, daß seine Vorträge, die doch für *Studierende* bestimmt sind, wörtlich niedergeschrieben seyn sollen, und wir wollten dieses Joch dem Landprediger auflegen, der zu dem einfältigen Bauersmann ohne oratorische Kunst, schlecht und recht, reden soll? Der Vf. berührt weiterhin die Frage: ob man sich andre Kanzelredner zum Muster nehmen soll? Darauf handelt er von der Einrichtung der Exordien, den Anfangsgebeten und liturgischen Veränderungen. Seine Apologie der Privatbeichte hat uns gefreut. Der Einführung neuer Gesangbücher wird mit Recht das Wort geredet; nur hätte mit Nachdruck gegen den Abweg des Zeitalters gewarnt werden sollen, welches so viele unschuldige, herzliche, dem Volke theure alte Kernlieder oft bloß wegen einzelner ver-

alteter oder nicht reinphilosophischer Ausdrücke umschmelzt oder gar verdrängt und mit kalten, trocknen philosophischen Liedern vertauscht! Viele untrer Gesangbücher leuchten nur, sie wärmen nicht. Ueber die Schullehrer und deren Behandlung faßt sich der Vf. kurz, weil er diesen Gegenstand anderswo *ex professo* abzuhandeln denkt. Er wendet sich darauf zu den Pöfuralgeschäften, spricht von dem Verhältniß zu den Personen, mit denen der Landprediger in nothwendige Verbindung kommt, als seinem Epheorus u. s. w., und von seinem Umgang mit den Bauern. Ueber das Fortstudiren des Landpredigers in seinem Fach, in der Philosophie, in der classischen Literatur, über die Art, wie er studiren soll und die Hülfsmittel, wird viel Gutes gesagt. Darauf kommt er auf die Wahl einer Gattin, sodann auf die Bewirthschaftung der Pfarrgüter, welche er dem Prediger selbst zu übernehmen empfiehlt. Noch widmet er dem Umgang, dem gesellschaftlichen Betragen und der Kleidung der Prediger einen Brief, und das Ganze beschließt er mit einem Gemälde des Landpredigerstandes von seiner angenehmen und von seiner beschwerlichen Seite. In dem beherzigenswerthen Nachtrag beschäftigt sich der Vf. mit einem sehr gewöhnlichen Gebrechen der Landprediger, dem Verbauern, welches sehr nahe an das Verfauern gränzt. Er zeigt, worin es bestehe, theilt es in physisches, moralisches und topisches, und entwickelt die Ursachen davon.

\* \* \*

GOTHA, b. Perthes: *Christliches Gebetbuch für Bürger und Bauersleute*. Herausgegeben von Heinrich Ludwig Pfaff. Neue Auflage. 1802. 176 S. 8. (4 gr.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Magdeburg u. Leipzig: *Der Nachtwächter des 19ten Jahrhunderts*. 1801, 36 S. 8. (4 gr.) Die Absicht, dem Volke durch den Nachwächter nützliche Kenntnisse, Grundsätze und Erinnerungen in kurzen Versen zuzufügen zu lassen, ist lobenswerth. Möcht' es allgemein werden! Rec. z. B. erinnert sich mit Vergnügen, daß die *Stuttgarter* Nachtwächter in der Neujahrsnacht gute Verse nach einer schönen neuen Melodie abfangen. Die vorliegenden Quatrains, Denkprüche, Gnomon, oder Gedächtnisreime sind artig und belehrend, aber nicht selten doch zu prosaisch. Einiges ist zu individuell, z. B. am 6. May.

Heut floß bey Prag der Väter Blut.

oder am 24. Jänner:

Dies ist der Tag, der den gebahr,  
Der groß uns macht, und groß uns war;  
Noch lebet Friedrich u. s. w.

oder:

Mein Sohn, an deinem frühen Grab etc.

Die Zeilen:

„Gott!

— „gieb mir, wenn es nöthig that,  
„Auch, Menschen zu beleid'gen, Muth.

könnten vom Volke leicht mißverstanden werden.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. October 1802.

## NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Gott-helf Fischer's — Naturhistorische Fragmente. Er-ster Band etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach dieser Einleitung wendet sich Hr. F. zu den Affenschädeln, und betrachtet zuörderst ihre Form im Allgemeinen. Der Intermaxillarknochen verlängert den Kopf, und bringt dadurch die Verschiedenheit zwischen Menschenschädel und Affenschädel hervor. „So wie der Oberkiefer hervortritt, sagt der Vf., so wie die Muskelkräfte stärker seyn müssen, denselben (den Oberkiefer?) zu bewegen, desto mehr wird der Schädel nach hinten gebogen und zusammengedrückt, in dem höchsten Grade des Zusammenrückens schiebt sich die Knochenmasse so nach oben, dass eine merkwürdige Erhabenheit längst des Obertheils des Schädels — die Gräte — entsteht.“ Der Vf. geht die Affengattungen nach dieser allgemeinen Betrachtung, und dem Verhältniss der Schnauze zum Schädel durch, und gründet darauf die folgende Eintheilung der Affen in 6 Gattungen: .I. Orange. Affen mit rundem Kopfe, deren Kopflinie von dem obern Augenhöhlenrande bis an das Hinterhauptbein einen wahren Zirkelabschnitt bildet; die Schnauze kurz, der Gesichtswinkel 60°, weder Schwanz noch Backentaschen. .Orange, Schimpansee, Wauwau. II. Sapa-schu's Affen mit langlich rundem, mehr plattem Kopfe, deren Kopflinie von dem obern Augenhöhlenrande bis an das Hinterbein eine elliptische oder Korblinie (ein vom Vf. vermuthlich aus *Anse de pa-nier* neugemachtes Wort) bildet; die Schnauze kurz, wie in den Orangen 60°, oft schnell abgestumpft, wie abgeschnitten; das Hinterhauptbein nach hinten vortretend, langem Schwanz; keine Backentaschen; sehr weite, an der Nase geöffnete Nasenlöcher. Die Sapa-schu's und Saguinchen des Buffon. III. Cercopithecen. Affen, deren Augenhöhlenränder den Schädel ungefähr in zwey gleiche Halften theilen, oder deren Gesichtswinkel ungefähr 50° enthält; sie haben einen langen, aber nicht Rollschwanz, Backentaschen und Callositäten am Hintern. Diese Bestimmung umfasst also die Guenons und Macaco's zugleich, die aber gleichsam zwey neue Ordnungen dieser Unterabtheilung geben, nachdem a) der Augenhöhlenrand eine verticale Richtung gegen die Schnauze hat, Cuvier's

„Cercopithecii; oder nachdem b) der Augenhöhlenrand mit der Schnauze einen stumpfen Winkel macht, oder mehr nach hinten geleget ist. — Die „Macaco's (Pithecus) Cuvier's. IV. Magots. Affen, deren Schnauze länger ist als der Hinterkopf, der „Gesichtswinkel hat 40°, die Augenhöhlenränder ma-chen mit der Richtung der Schnauze rechte Win-„kel, sind nach hinten sehr aufgetrieben, so dass „ihre Ränder eine Leiste bilden; sie haben Schwänze, „Backentaschen und Callositäten — die Mago's, die „Cynocephalen, die Hamadrias u. a. V. Paviane. „Affen, deren Schnauze ohne Vergleich (beynahe „zweymal) länger ist, als der Schädel; der Gesichts-„winkel hat 30°, eine starke Leiste über den Augenrän-„dern, kurzer Schwanz, Backentaschen und Callo-„sitäten. Hierher gehören die Mandrile, die Choras, „der Pongo. V. Aluaten. Affen mit pyramidalen Kö-„pfen, deren Schädel ganz nach oben geschoben ist, „der Gesichtswinkel ungefähr 30°, ein langer Roll-„schwanz, keine Backentaschen, auch keine Callo-„sitäten.“ Rec. vermist hier den Gibbon, so wie in dem Verzeichnisse der Skelette des Pariser Museums in welchem sein Gerippe doch nach Daubenton's Verzeichnisse seyn muss. Sollte Hr. F. ihn mit dem Orang-Utang für einerley halten? oder vielleicht mit dem Wauwau? In beiden Fällen würde er irren, da sich der Gibbon von beiden wesentlich unterscheidet. Auch kann Rec. weder in den hier, noch von andern angegebenen Kennzeichen und Beschreibungen, noch durch die Zergliederung keine wesentliche Unterschiede zwischen den Cercopithecen, Magots und Pavianen finden, da sie nach den hier aufgestellten nicht einmal mehr wie ein Mohr vom Europäer verschieden sind. Eben dies ist der Fall mit den Aluaten und Sapa-schu, so wie der Vf. ihre Unterschiede darstellt, aber freylich sind Sapa-schu und Sagoins durch die Beschaffenheit und Zahl der Rippen, der Zähne, des Magens u. s. w. unter sich wesentlicher, wie es hier ist, verschieden. Den allgemeinen folgen nun besondere Beobachtungen über die Form der einzelnen Theile der Affenschädel, und zwar macht Hr. F. hierbey mit ihrer Verbindung unter einander den Anfang. Er fand bald bey derselben Art die Knochen verwachsen, bald durch Harmonien, bald durch sehr deutliche Nähte getrennt. Dass die letztern bey den Thieren so oft minder deutlich, wie bey den Menschen, so oft in Harmonien ausgeartet, oder auch ihre Spur selbst verschwinden ist, schreibt Hr. F. theils der frühen bey den Thieren wirkenden Muskelkraft, theils der Art und Weise zu, wie bey der Knochenbildung die

die Knochenstrahlen sich begegnen, und hält deswegen dafür, daß die Verwachsung der Nähte gar nicht mit dem Alter des Kopfes im Verhältnisse stehe. Rec., ob er gleich an einem Schädel eines fetten fünf und dreißigjährigen Mannes alle Nähte verwachsen, und zugleich die Knochen so spröde fand, daß sie durch einen unglücklichen Fall dieses Menschen ganz zerprengt waren, kann doch nicht leugnen, daß er glaube Hn. F.'s Behauptung sey der gewöhnlichern Erfahrung zuwider. Wir dürfen dem Vf. in seinen vergleichenden Untersuchungen über den Zwischenkiefer die Oberkiefer, die Zähne, die Gaumenbeine, die Jochbeine, die Nasenbeine, die Augenhöhlen, die Unterkiefer, das Stirnbein, die Scheitelbeine, das Grundbein und die Schläfenbeine, wobey er sich als einen genauen und trefflichen Beobachter zeigt, nicht folgen, um die Grenzen dieser Recension nicht zu überschreiten; wir bemerken nur, daß Hr. F. aus Josephi's Anatomie der Säugethiere die Tabellen über das Verhältniß der Länge der Nasenknochen zur Länge des Kopfes und über die Verhältnisse der Augenhöhlen zur Breite des Kopfes habe abdrucken lassen. Wir können in diesem Augenblicke Hn. Josephi's Werk nicht vergleichen, und daher über die Richtigkeit des Abdrucks gar nicht urtheilen, so aber, wie hier die Tabellen sehen, haben sie bloß durch die Angaben der Maasse einigen Werth, denn die Verhältnisse sind größtentheils falsch angegeben. Z. B. die Breite der Augenhöhlen bey dem Menschen ist nach denselben 1" 8", die seines Kopfes 5" und die Verhältniß von jener zu dieser soll seyn 3:7, sie ist aber darnach = 1:3; die Verhältniß ihrer Höhe zur Breite des Kopfes soll = 1:2 seyn, sie ist aber = 1:3, 75; bey dem Verhältniß ihrer Höhe zu ihrer Breite steht gar eine 1 ohne zweytes Verhältnißglied, und dies ist in der ganzen Columne der Verhältnisse der Höhe der Augenhöhlen zu ihrer Breite der Fall, außer bey dem Saimiri, wo dieselbe 1:0, d. h. die Augenhöhle gar keine Breite haben soll. Die Thränenbeine, die Muschelbeine, die Pflugschaar, und alle noch übrige Höhlen des Kopfes werden der Gegenstand einer besondern Abhandlung über den Bau und die Gestalt der innern Form der Affenschädel seyn. Den Schluss dieser wichtigen Abhandlung macht ein Rückblick auf die angeführten Beobachtungen in besondrer Hinsicht auf die abgebildeten Affenschädel, nämlich des Schimpansee (dessen Ausmessungen die des Schädels vom Orang-Utang beygefügt sind), des Craita (wobey Bemerkungen über das ganze Skelett und Ausmessungen desselben besonders der Hand und Fußknochen, wie auch eines andern leider nicht genannten Sapaschu's), des Cynocephalus, des Magot's, der Aluate und des Pongo nach Campers von Hn. Hofr. Sömmerring mitgetheilte Zeichnung.

V. Ueber die außerordentlich feine Vertheilung der Blutgefäße in den Kiemen der Fische, nebst einigen Bemerkungen über die Leber und den Luftbehälter derselben als Beytragsorgane des Athmens. Obgleich diese Abhandlung in Vergleichung mit der vorigen

nur kurz ist (denn sie hält nur 26, die vorige 124 Seiten), obgleich sie manches Bekannte enthält, welches man in ihr nicht suchen würde: so ist sie doch eine eben so schätzbare Sammlung merkwürdiger Beobachtungen, und liefert, weil sie sich mit einem minder bearbeiteten Gegenstand beschäftigt, noch reichern Stoff zum Untersuchen und Nachdenken, als sie. Nach der Bemerkung, mit wie großen Schwierigkeiten die Osteologie der Fische verknüpft sey, und daß die Gesichtsknochen derselben am längsten abgefondert bleiben, die Scheitelknochen am frühesten verwachsen, lehrt Hr. F. als Zusatz zu seiner Schrift über den Intermaxillarknochen, daß derselbe ihnen nicht fehle, in mehreren Fischen aber beweglich, in andern zwischen dem Oberkiefer eingeschoben, auf demselben, oder an den Seiten desselben mit ihm verwachsen sey. Die Eintheilung der Fische nach den Zähnen hält er nicht weiter, als zur Bestimmung der Untergeschlechter (Familien) und der Geschlechter (Gattungen) für anwendbar, weil die Verschiedenheiten zu mannichfaltig und selbst nicht gleichbleibend seyen. Ohne Uebergang kommt jetzt der Vf. nach einigen größtentheils bekannten Bemerkungen über das Herz der Fische zu den Kiemen derselben, und liefert die Abbildung eines vom Hn. Prof. Barth in Wien ausgeprägten und unter dessen Aufsicht von Ponheimer gezeichneten Stückes der Kiemen eines Hechtes, um die erstaunliche Vertheilung der Blutgefäße in denselben zu zeigen. Hr. F. hält es für wahrscheinlich, daß das Blut, welches ein Theil der Blargefäße des Kopfes wieder in den Venensack ergießet, kein dem Kopfe aus den Kiemen zugeführtes Blut sey, und also bey den Fischen ein doppelter Kreislauf statt finde; Rec. ist fast mit Gewißheit davon überzeugt. Als Ergänzung von des Vfs. Versuch über die Schwimmblase sind hier die des *Ostracion quadricornis*, des *Diodon Atingi*, und aus *Parrs Description de différentes parties de l'hist. nat.* die eines noch unbekanntem Fisches *Macubi* abgebildet. Mit Recht war es dem Vf. auffallend, daß mit der Vergrößerung der Schwimmblase in Haiischen die Gefäße verhältnißmäßig nicht zunehmen. In der innersten Haut derselben konnte er gar keine Gefäße entdecken. Gleichwohl scheint sie ihm höhere Zwecke zu haben, als die Beförderung der Bewegung im Wasser. Die Verschiedenheit des Gases, welches man in ihr gefunden haben will, gab ihm, so wie der Proceß des Athemholens zu Versuchen Anlaß, wobey er theils verhindert wurde, sie gehörig anzustellen, und die theils seiner Absicht nicht entsprachen; Fragen darüber, und ein sehr interessanter Brief des Hn. *Minnigerode* in Gießen über diesen Gegenstand machen daher den Schluss dieser trefflichen Abhandlung.

VI. Ueber die Ausdünstungsgefäße einer neuen Gattung (Art) *Carthamus*. Diese Abhandlung soll die Einleitung zu einer vollständign Darstellung dieses Gegenstandes und über den Umlauf der Säfte in den Pflanzen im zweyten Bande seyn. Wir liefern daher keinen Auszug derselben, sondern bemerken nur, daß

dafs Hr. F. diese neue Art *Carthamus* so bestimme: *Carthamus argenteus foliis sessilibus angustis-linearolatis, spinis canis mucosis mutuo ascendentes et decurrentibus, caule ramoso nitide abescenti.*

VII. Ueber fossile Palmen in den Umbergruben zu Liblar. In den Umbergruben bey Brühl, zu Liblar bey Cölln, welche die sogenannte Cöllnische Erde liefern, findet man 2 bis 4 Fufs lange, 7 bis 8 Zoll breite, 4 bis 5 Zoll dicke Stücke fossiles Holz, selbst Baumstämme von etwas mehr als 2 Zoll im Durchmesser, und 12 bis 15 Schuh Länge, die stets ohne Aeste und Wurzeln sind, und die Faujas der Früchte wegen, die nach ihm hier beschrieben und abgebildet sind, welche man in eben diesen Gruben findet, für Palmen hielt. Die Beschaffenheit und Lage des Holzes ist hier kurz beschrieben.

Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung dieser lehrreichen Fragmente entgegen.

### KINDERSCHRIFTEN.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Der deutsche Kinderfreund*. Ein Lesebuch für Volksschulen von J. P. Wilmsen, Prediger an der Parochialkirche zu Berlin. 1802. 244 S. X Vorr. und Inhaltsanzeige. 8.

Der vor einem Jahre erschienene *Brandenburgische Kinderfreund* hat mit diesem große Aehnlichkeit. Beide enthalten eine und eben dieselbe Encyclopädie der gemeinnützigsten Kenntnisse, und sind sich gleich in Rücksicht der Materie, der Form und des Zwecks. Doch ist die Ordnung der auf einander folgenden Materien, welche wir in dem *Brandenburgischen* natürlicher, zusammenhängender und auf das Folgende vorbereitender, wie aus der Inhaltsanzeige erhellet. I. Kurze Sätze zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens (sehr gut und ganz umgearbeitet!). II. Erzählungen zur Beförderung guter Gefinnungen und zur Schärfung des Verstandes (der grössere Theil derselben ist der Form nach ganz zweckmäfsig verändert). III. Von der Welt (sehr dürftig). IV. Von der Erde und ihren Bewohnern (mehrentheils aus Gaspari entlehnt). V. Producte der Erde. VI. Von dem Menschen. VII. Gesundheitslehre (Fausts Katechismus und Hildebrands Taschenbuch sind zum Grunde gelegt). VIII. Von der Zeitrechnung und dem Kalender. IX. Merkwürdige Naturerscheinungen (ist hier hinzugekommen). X. Europa. XI. Deutschland (sehr mager. Der Vf. hätte in einem solchen Buche wohl mehr auf deutsche Bürger und Handwerker Rücksicht nehmen sollen). XII. Von den Rechten und Pflichten der Untertanen in wohl eingerichteten Staaten (ist mehrentheils aus Tittmann und aus dem Versuche eines fasslichen Grundrisses der Rechts- und Pflichtenlehre Königsberg 1796. nach dem eignen Bekenntnisse des Vf. entlehnt). Eine Aeußerung des Vfs. in der Vorrede: „Was den Inhalt dieses Buchs betrifft: so ist darin nur Weniges von Andern entlehnt“ möchte wohl nicht wörtlich zu nehmen seyn;

da der Vf. ja selbst Vorr. S. III. gesteht, dafs er z. B. die Erzählungen aus dem *Funkischen* (Funk'schen) Lesebuche, aus *Herrmanns* Erzählungen, aus *Beckers* Erholungen, aus *Thieme's*, *Salzmanns* und *Götzens* Schriften hergenommen und nur umgearbeitet hätte. Ob aber dieses Buch eine *Encyclopädie der gemeinnützlichsten Kenntnisse, mit der erforderlichen Reichhaltigkeit*, zu nennen sey, daran werden mit Recht alle Pädagogen zweifeln, welche in einem solchen Volksbuche das Gemeinnützlichste aus der *Geschichte der Weltbegebenheiten*, aus der moralischen Klugheitslehre etc. vermissen werden. Und warum gab der Vf. nicht im Anhang, anstatt der unbedeutenden Denksprüche, lieber einen kurzen und doch gründlichen *Leitfaden der Pflichtenlehre*? Vernünftige Lehrer würden ihn gewifs mit Dank aufgenommen und benutzt haben, zumal da der oft sehr dürftige Landeskatechismus das einzige Büchelchen ist, was die Kinder der untern Stände allenfalls noch von ihren Aeltern bekommen oder ererben. Auch hätte ein kurzer fasslicher Entwurf des Vorzüglichsten aus der Rechenkunst für das bürgerliche Leben und anderer nöthigen schriftlichen Aufsätze für den Bürger und Landmann hier gewifs nicht am unrechten Orte gestanden, da solches doch auch zu den *gemeinnützlichsten* Kenntnissen gehört.

LÜBBEN, b. Gotsch: *Leitfaden zum Unterricht in der Anthropologie und in der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern*, für Schulen entworfen von F. G. H. Fieltz d. J. 1802. IV. u. 166 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. nahm bey Ausarbeitung dieses Leitfadens ausschliessend auf sogenannte Bürger Schulen Rücksicht. Dadurch unterscheidet sich sein Plan von dem, welchen Hr. Lehmann in seinem Abrifs der Naturlehre des menschlichen Körpers befolgte, welcher auch zugleich die gelehrten Schulen ins Auge fafst. Als erster Versuch einer populären Anthropologie ist diese Schrift nicht ohne Verdienst, und der Vf. kann auf den Dank der Jugendlehrer Anspruch machen, obgleich in seiner Arbeit noch Manches zu berichtigen bleibt. In zwey Abtheilungen des ersten Abschnitts liefert Hr. F. eine Naturbeschreibung des menschlichen Körpers und eine kurze Psychologie; im zweyten Abschnitt eine Anweisung zur Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens. Der 6. und 21 §. im 1. Abschnitt scheinen uns nicht an ihrem rechten Orte zu stehen. Der erste, welcher von der Fortpflanzung handelt, hätte erst nach Erwähnung mehrerer andern Functionen seinen Platz finden, der letzte aber: *von dem Gehirn und den Nerven*, vor einigen andern vorausgeschickt werden sollen. Die Lebenskraft erklärt Hr. F. nach der Reil'schen Hypothese; und in Bestimmung des Begriffs, Reizbarkeit folgt er Haller'n und Blumenbach. Nicht in jeder Zahnlade (S. 30.) stehen 8 Schneidezähne, sondern in beiden sind ihrer nur so viele. Gegen den (S. 47. u. 61.) angenommenen Unterschied zwischen

sehen Milch- und Lymphgefäßen dürfte dem Vf. manche Bedenklichkeit entgegengesetzt werden. Die Bereitung des Blutes geschieht auch nicht (S. 63.) in den Lungen allein, sondern durch den ganzen Körper. Dafs der Nervengeist in dem Gehirn abgefondert werde (S. 70.) dürfte sich schwer erweisen lassen, da das Gehirn nicht die Bedingungen eines Abfondrungswerkzeugs in sich vereinigt. — Da man unter Grundbestandtheilen diejenigen Bestandtheile versteht, die sich nicht in mehrere ungleichartige zertheilen lassen: so ist es unrichtig, wenn S. 8. Salz, Oel, Wasser, Luft und Erde Grundbestandtheile der thierischen Masse genannt werden.

HALBERSTADT, b. Groß; *Die Winterabende. Zur Unterhaltung für Kinder.* Ohne Jahrzahl. 171 S. 12. (16 gr.)

Der anonyme Vf. hat diese Unterhaltungen nicht dem wissenschaftlichen Ernste, nur der frohen und angenehmen Unterhaltung gewidmet, und wünscht durch dieselben die Wissbegierde seiner kleinen Leser auf manchen nützlichen Gegenstand zu leiten, und zur Schärfung ihres Verstandes Etwas beyzutragen. Rec., welcher aus vielen Gründen das jetzt wieder Mode werdende häufige Lesen der Kinderschriften, welche die lieben Kleinen gleich von Jugend auf entweder mit bloßen kindischen Possen oder doch mit süßlich spasshaften Geschichtchen amüßiren sollen, nicht billigen, noch vielweniger die ganz unberufenen Messfabrikanten solcher Brochüren in Schutz nehmen will, muß doch diesem Büchelchen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es vor sehr vielen Schriften dieser Art sich vortheilhaft auszeichnet. Es stellt auf eine praktische und interessante

Weise in Dialogen dar, wie Aeltern oder Erzieher in den langen Winterabenden muntere Kinder durch lehrreiche Unterhaltungen über Gegenstände aus der Natur und Menschenwelt zweckmäßig beschäftigen und dadurch unvermerkt und mehr gelegentlich auf ihren Verstand und Herz wirken können. Form und Materie sind ganz auf die Fähigkeit der Kinder berechnet, und nähern sich dem beliebten *Weißeschen Kinderfreunde*.

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Geschichten für Kinder zur Besserung des Herzens und Beförderung eines rechtschaffenen Lebenswandels*, 1802. IV. u. 169 S. 8. (12 gr.)

Dreysig Geschichten, welche moralische Lehren in Beyspielen enthalten. Da sie alle, zwey angenommen, als der Beckerschen deutschen und National-Zeitung unverändert genommen und fastsam bekannt sind: so enthält sich Rec. aller Beurtheilung. Der Sammler glaubt durch dieselben Knaben (?) Geschmack an nützlicher Lectüre einzulösen, andere die Phantastie und das Herz vergiftende Bücher dadurch den Händen der Mädchen (?) zu entwenden, und Jugendlehrern einen nicht unangenehmen encyklopädischen Vorrath von Geschichten, zur Benutzung nach dem Vortrage moralischer Wahrheiten zu ihrer Bestätigung und tiefem Wirksamkeit auf die jungen Herzen zu verschaffen. Sollten sie sich dazu eignen: so hätten selbige wenigstens unter allgemeine Rubriken gebracht, und mehr solche ausgehoben werden müssen, welche für Kinder einen moralischen Zweck haben. Auch hätte der Sammler mehr Fleiß auf Diction und Darstellung verwenden müssen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. St. Gallen, b. Hausknecht: *Ueber das Kirchenregiment des reformirten Theils in dem neuen Canton Appenzell.* 1801. 36 S. 8. S. 7. „In den Oertern, die den neuen Canton Appenzell ausmachen, zeigt sich eine große Verschiedenheit der ehemaligen kirchlichen Verfassung. Hier hatte das Kirchenregiment eine Aehnlichkeit mit der monarchischen, da mit der aristokratischen, dort mit der demokratischen, an vielen Orten mit einer gemischten.“ — Der Vf. dringt darum auf ein gleichartiges Kirchenregiment, untersucht die Vortheile und Nachteile der verschiedenen kirchlichen Regierungsarten, und entscheidet sich für die aristokratische, im griechischen Sinne, für eine Regierung der Besten (αριστων) (welches dann im Grunde wenig mehr, als ein frommer Wunsch ist). Zu diesem Zwecke schlägt er vor, die Regierung solle alle reformirte Geistliche des Cantons versammeln (vermuthlich, damit sie sich wacker

mit einander streiten sollen?) und zugleich aus ihrer eigenen Mitte weltliche Deputirte zu dieser Versammlung schicken. Diese weltlichen Deputirten sollen einige der *erleuchtetesten, edelsten und angesehensten* Vorsteher dieser oder jener Gemeinde seyn. Bey Organisation dieser Synode sollte die vorige Verfassung der Auser-Rhodischen und der St. Gallischen Synode zum Grunde gelegt werden. Diese erste allgemeine Synode soll nun einen Cantonskirchenrath organisiren, und die Gethäfte und Pflichten desselben festsetzen. Die Zahl seiner Mitglieder soll, nicht unter 12 und nicht über 20 seyn, und in jedem Falle aus  $\frac{1}{4}$  Pfarren, und  $\frac{1}{4}$  weltlicher Mitglieder bestehen. Die Synode wählt hierauf 5 politische und 10 geistliche Wahlmänner; die 5 politischen wählen aus der gesammten Geistlichkeit 7 und die 10 geistlichen Wahlmänner wählen aus den politischen Mitgliedern der Synode  $\frac{1}{4}$ .



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 9. October 1802.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

PRESBURG, b. Landerer: *Merkantilsche Bemerkungen und Vorstellungen in Bezug auf das Königreich Ungarn mit den angrenzenden österreichischen Staaten betrachtet.* Einer hochlöblichen in Commerzweesen angeordneten Reichstagsdeputation durch den ungarischen Handelsstand der Presburger, Pesther, Ofner, und Raaber-Handelsleute im Monat Jun. 1802. unterthänigst eingereicht. 1802. 216 S. 8.

Diese Bemerkungen sind aus dem Tagebuch des ungarischen Reichstags vom J. 1802. besonders abgedruckt. Als nämlich der König von Ungarn von den Reichsständen eine Erhöhung der Contribution und des Salzpreises forderte, die ihm zwey Millionen Gulden neuer Einkünfte tragen sollte, verlangten im Gegentheil die Stände die Eröffnung neuer Nahrungsquellen für die Steuerpflichtigen durch Hingewehrung der jetzt den ungarischen Handel drückenden Hindernisse. Hierauf wünschte der Hof selbst, diesen allgemeinen Wunsch der Stände zergliedert, und im Detail vorgestellt zu sehen. Die Reichsstände ordneten diesem zu Folge einen Ausschuss in Handelsangelegenheiten an, und um diesen Ausschuss mit allen nöthigen Kenntnissen zu versehen, gesellten sie ihm mehrere zu diesem Zwecke einberufene Kaufleute aus den auf dem Titel genannten Städten bey. Das Resultat von allem war eine ständische Vorstellung nach Hofe, welcher vorliegende Bemerkungen im Original beygeschloffen wurden.

Es kann manchmal der Fall seyn, das der erleuchtete Staatsmann in Handelsfachen anders und zwar richtiger, mit dem aufs Ganze gerichteten Blicke sieht, als ein sein Privatinteresse vor Augen habender einzelner Kaufmann, oder eine ganze Handlungsgilde; indessen ist es dem Staatsmanne selbst höchst wichtig und nöthig, die Stimme mehrerer erfahrenen Kaufleute zu vernehmen, und vorzüglich auf jene Punkte zu achten, in welchen diese Stimme einhellig zusammen trifft. Vorliegende Bemerkungen, besonders die des Pesther Handelsstandes, sind überall bescheiden, und meistens gründlich verfaßt. Sie lassen sich füglich unter zwey Classen bringen: zu der ersten gehören diejenigen, welche solche Mängel und Gebrechen der innern ungarischen Verwaltung aufdecken, die dem Handel drückend und lästig sind: zu der andern jene, welche das in den andern österreichischen Erbländern jetzt zum Nachtheile des ungarischen Handels bestehende, Zoll- und Mono-

polien-System betreffen. Von der ersten Classe sind z. B. die Wünsche wegen Regulirung der Juden, — Errichtung von Beschau-Aemtern; wegen Strassen- und Canalbau, — wegen Polizey der Fuhrleute, wegen Abschaffung willkürlicher Transito-Aufläge in einigen ungarischen Städten, — wegen Regulirung der Brücken- und Weggelder, — wegen besserer Bestellung der Posten und Errichtung mehrerer Postwagen-Course, — wegen Einführung des Wechselgerichts, wegen Errichtung eines eigenen Commerzcollegiums u. s. w. Die nützlichen Wahrheiten, welche über sämmtliche diese Gegenstände gesagt werden, kommen nun durch diesen ungarischen Reichstag in größerem Umlauf; und es war gewiß sehr zu wünschen, sie im ganzen Zusammenhange den Ständen und den Gerichtsbarkeiten des Reichs vorzulegen, welche zu deren Realisirung viel beytragen können. Doch kann man von der andern Seite nicht verkennen, das in einer jeden, zumal aber in der monarchischen Regierungsform, die Hauptanregung zu allem Guten, und die oberste zweckmäßige Leitung aller dahin einschlagenden Geschäfte und Unternehmungen der executiven Gewalt zukommt, und von ihr mit Recht erwartet wird. Es steht daher zu erwarten, das der König, seine Hofkanzley und Statthalterey von gleichem Geiste belebt, sich jene Gegenstände besonders werden angelegen seyn lassen. So und nur so kann Ungarn zu einem Reiche werden, das seinem Könige für die Erhaltung der Monarchie nicht nur zwey, sondern mehrere Millionen Gulden neuer Einkünfte auf künftigen Reichstagen votiren wird. Ein Hauptumstand ist unberührt geblieben, der nämlich, das zur Aufnahme des Handels der ungarische Unterthan als Hauptproducent einen höhern Grad des Eigenthums auf den von ihm bebauten Grund und Boden erhalten, und seine Roboten oder Fröhndienste loskäuflich gemacht werden müßten.

By der zweyten Classe von Beschwerden hängt die Hülfe ganz allein und unmittelbar von dem Könige, als Souverain der österreichischen Monarchie ab. Die Vorstellungen des ungarischen Handelsstandes mußten hier eine doppelte Klippe meiden, die sich auf ihren Wege fand. Zuerst liefs sich nicht begehren, das der Monarch auf sehr ansehnliche Staatseinkünfte ohne Ersatz Verzicht thun sollte, welche er z. B. aus dem Tobaksmonopol bezieht. Dann aber liefs sich billigerweise nicht verlangen, das der Souverain die Einfuhr z. B. des ungarischen Weins so sehr auf immer und auf einmal freylaffen möge, das dadurch der Weinbau in Oesterreich, und

der daraus jetzt seine Steuer bestreitende Contribuent zu Grunde gerichtet würde. In Rücksicht auf den ersten Punkt läßt sich hoffen: daß mit der Zeit der höchste Hof zur Aufhebung des lästigen Monopols, (dessen Ertrag durch das Meer der dabey angestellten Beamten größtentheils aufgezehrt wird) die Hände bieten, die hieraus gewonnene Summe auf seine Staaten (auch auf Ungarn nach einem billigen Accord mit den Ständen) vertheilen, Ersatz dafür begehren, und so den Tabaksbau in Ungarn, Galizien, Mähren u. s. w. frey lassen werde, wodurch der innere Wohlstand dieser Länder und die Beliebtheit des Monarchen gleich sehr gewönne. In Rücksicht des zweyten Punkts geschähe den österreichischen deutschen Erbländern gar kein Unrecht, wenn bey der anerkannten Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit ihrer Fabriken, worüber auch hier z. B. S. 124 fg. geklagt wird, die jetzt zu viel mit Weinbau und Feldarbeit beschäftigten Hände allmählig mehr und mehr zu den Fabriken gezogen, die Wohlfeilheit des Materials und des Arbeitslohns durch immer mehr begünstigte Einfuhr ungarischer Producte erzielt, den wohlfeilen österreichischen Fabrikaten der Ausweg in den Welthandel gebahnt, und Oesterreich ein eigentliches Fabrikenland, Ungarn aber dessen Kornkammer würde.

Die Vorstellungen der ungarischen Handelsleute haben jedoch auch nicht einmal diese Punkte berührt, sondern sich in noch engere Gränzen zurückgezogen, um obige beide Klippen zu meiden. Destomehr Rücksicht verdienen einige ihrer Klagen, wovon Rec. hier mit ihren eigenen Worten ein paar Proben anführt. So z. B. heist es S. 121. Der ungarische Handelsmann hat zwar die Freyheit, seine Waaren von auswärtigen Handelsplätzen und Seehäfen zu verschreiben; allein in Rücksicht der Abmauthung dieser Waaren unterliegt er dem ungewöhnlichen Druck, daß er diese Waaren in Hauptstädten der kaiserlichen deutschen Erbländer verzollen muß, daß er sie nur verzollt schon nach Ungarn mauthfrey einführen darf, und daß er daher des Vortheils beraubt ist, den der deutsch-erbländische Unterthan genießt, den Consumo-Zoll ersparen, und die Waaren per Transito expediren zu können, wenn sich ihm ein Ausweg darauf zur Versendung in fremde Staaten darbietet. — S. 85. Waaren, die von Wien aus nach Galizien versandt werden, unterliegen keiner weitem Zollabnahme, weil sie von Wien dahin per Transito gehen: sobald sie jedoch diesen Weg aus Ungarn machen, müssen sie an der galizischen Gränze von neuem denselben Zoll entrichten, als kämen sie, indem sie aus Ungarn kommen, aus einem Auslande. S. 155. Wir sind unendlichen kostspieligen Verdrüsslichkeiten dadurch ausgesetzt, daß das Gewicht unserer z. B. über Böhmen nach Sachsen gehenden Tobaksblätter gerade mit unsern Angaben, oder besser gesagt, mit den in unsern Magazinen gehaltenen Gewicht genau eintreffen soll. — Sind nicht (S. 186.) die Strafgesetze, im Fall der Tabak durch feuchte Witterung während seines

Durchzugs durch die deutschen Erbländer im Gewicht zunimmt, oder durch Hitze und Dürre abnimmt, wahrhaftige Abschreckungsmittel für den ungarischen Handel? S. 91. Die tiefsten Wunden schlagen dem ungarischen Ausfuhrhandel die Handelsverbote, wenn die von den Privaten der deutschen erbländischen Staaten bey wohlfeiler Zeit, (und verfügtem Handelsverbot) aufgehäuften Vorräthe den Speculationsgeist der ungarischen Kaufleute alsdann hindern, wann bey aufgehobenem Verbot die Preise davon im Lande durch öfttere Nachfragen zu steigen anfangen, wie dies ein bekannter Fall bey den Knopfern war.

Rec. kann nicht alles, was in diesem Buche für den Statistiker und Handlungskundigen lehrreich ist, ausheben; er muß nur noch aufmerksam darauf machen, daß fast alle Aeußerungen dieser Kaufleute sich wider die Aufhebung einer für jede Stadt bestimmten Zahl von Handwerks-Meistern und Kaufleuten, und wider die diesfällige freye Concurrenz, gegen die Wünsche der 1791 angeordneten Reichsdeputation erheben; und daß sie eben so einhellig um Wiederherstellung des Umlaufs der Conventionsmünze bitten; wie denn auch wirklich der österreichischen Monarchie nichts so sehr geschadet hat, als die im J. 1796 u. fg. vorgegangenen Münzänderungen und Einführung auch kleinerer Bancozettel in großer Menge.

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zur Polizey-Camerall- und Finanz Praxis*, für angehende praktische Staatsbeamten, von D. Heinrich Bensen, Professor in Erlangen. *Ersten Bandes*. 1—3 Heft. 1800. 612 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Aug. Ludw. Schotts, weil. Hofrath und Prof. auf der Friedrich. Alexanders Universität etc. *Vorbereitung zur juristischen Praxis*, besonders in Rücksicht auf die Schreibart in rechtlichen Geschäften. Neue ganz umgearbeitete Ausgabe von D. H. Bensen, Prof. in Erlangen etc.

Die in diesem Werke enthaltenen Vorschriften für angehende Cameralisten, wie Berichte, Rescripte, Deductionen etc. angefertigt werden sollen, sind an sich zwar größtentheils gut und zweckmäfsig, aber so unerhört weitläufig, und gehen so sehr in das Detail, daß in der That viel Geduld dazu gehört, um sie mit Aufmerksamkeit zu lesen, und durch die häufigen Wiederholungen, und durch den trockenen Vortrag sich nicht abschrecken zu lassen. Wer Logik studirt hat, und die Sprache, in der er schreiben soll, versteht, der wird, wenn er bey einem Collegio ange stellt ist, sehr bald lernen, wie die verschiedenen Aufsätze in der Finanz Praxis angefertigt werden müssen; um so mehr, da, in dem preussischen Staate wenigstens, nicht mit Peinlichkeit auf die Beobachtung der kleinlichen Formen gesehen wird. Die Hauptregel bey Aufsätzen aller Art, ist die

die Horazische *dicat debentia dici, pleraque differat, et praesens in tempus omittat*. Will man indeß besondere Regeln wegen der Formen geben: so müssen sie wenigstens kurz und bündig seyn. Vorchriften aber wie z. B. S. 20. das die Buchstaben weder zu groß noch zu klein seyn sollen, oder S. 22. wie man sich des Komma, des Semicolons, des Punktums etc. bedienen müsse, gehören in die untersten Schulclassen und nicht hierher. — Die Schemata zu Rescripten, Berichten, Recessen, Protocollen etc. sind recht gut, nur in den letztern vermisst man die Angabe des Alters und der Religion des zu Protocoll Vernommenen, welches bey gerichtlichen Protocollen sehr häufig erforderlich ist; desgleichen der Beweis, das man der sey, für den man sich ausgiebt; kennt der Protocollant aber den zu Vernehmenden, so wird besonders bemerkt: erschien der, Unterschriebenen von Person wohlbekannte N. N. etc. — Rec. hat der Abschnitt von dem historischen belehrenden Geschäftsstil vorzüglich gefallen. Es wäre zu wünschen, das die darin aufgestellten Regeln von allen Geschäftsmännern beherzigt würden, damit die Pleonasmen, die Einschaltung der Zwischensätze, das Zusammendrängen mehrerer Sätze in eine Periode u. a. Fehler sorgfältiger vermieden würden. Auch die Schemata zu den Berichten sind in Ansehung der Form recht gut; der Inhalt betrifft Erörterungen wichtiger Gegenstände als z. B. des Zunftzwanges, der Aufhebung der Gemeinheiten und Frohdienste, u. a. m. worüber zum Theil die Meynungen noch verschiedene sind, ein Rec. also, ohne absprechend zu seyn, nicht darf entscheiden wollen. Der S. 202. angegebene Grund, weswegen der Referent eines Berichts, der Wahrheit getreu bleiben müsse, ist sehr *naïv*, weil die obere Behörde, die Acten selbst nachlesen, und das Bemänteln eines Factums, für den Vf. von nachtheiligen Folgen seyn könnte. — S. 460. Giebt der Vf. eine Anleitung, wie jemand, der in seinen Gerechtsamen durch einen Oberrn dadurch gekränkt ist, das ein Anderer vor ihm begünstigt worden, seine Vorstellung an diesen Oberrn richten müsse, um Recht zu erlangen. Er soll nämlich eingestehen „(NB. wider seine Ueberzeugung) das die dem andern vor mehreren Jahren ertheilten Vorrechte, aus den triftigen Gründen wären verliehen worden, und das das Publicum unftreitig dabey gewonnen, (dazu gehört viel Selbstverläugnung) aber die Lage der Sache habe sich geändert“ etc. Dieses sey nöthig, behauptet der Vf., weil der Obere doch schwerlich eingestehen würde, das er die Grenzen seiner Gewalt überschritten habe. Man sieht hieraus, das man auch in diesem Buche Gewandtheit lernen könne.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG, b. Calve: *Libussa*. Eine vaterländische Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von *J. G. Meinert*. Ersten Bandes, erstes Stück. 1802. 100 S. 8. m. K. (16 gr.)  
*Libussa*, eine Herzogin der Böhmen, die böhmische Dido, wie der Vf. sie nennt, deren Geschichte

in den Zeiten der Fabel sich verliert, und die das Andenken einer Wohlthäterin ihres Volkes hinterlassen hat, giebt dieser Zeitschrift den Namen. Ueber den Zweck und Inhalt derselben erklärt sich der Vf. in der Einleitung auf folgende Weise: „Irgend eine schlummernde Geisteskraft geweckt — irgend ein verborgenes Verdienst in das Licht der Oeffentlichkeit gestellt — manche gemeinnützige Erfindung verbreitet — eine und die andere treffliche Anstalt, wenn nicht zur augenblicklichen Ausübung gefördert, doch zum Gegenstande uneingemessener Prüfung erhoben — allem Guten in unserm Vaterlande seine Palme zuerkannt — mit bescheidener Freymüthigkeit die Mängel zergliedert zu haben, die zu verschweigen, Verbrechen gegen eine weise Regierung wäre — nach diesem Ruhme strebt *Libussa*.“ — Das erste Stück enthält 1) eine sogenannte Ode, die bey dem Friedensfeste, das Hr. *Jablonsky* veranstaltete, gesungen ward, 2) Geschichte des Entwurfes zu einer Holzflößung aus einem Theile des Böhmerwaldes nach der Hauptstadt Prag. Nahe am Ursprunge der Wottawa, unweit der Städte Berg- und Unter-Reichenstein giebt es große, jetzt fast unbenutzte Waldungen, die vermittelt der Wottawa und der Moldau auf einer 36 Meilen langen Wasserreise nach Prag gelöst werden sollen. Man hat, nach genauen Untersuchungen und Berechnungen gefunden, das die Districte Stubenbach, Bergreichenstein und Kammerwald im Verlaufe von 130 Jahren 3,522,058 Klaftern abliefern können. Schon im J. 1797 wurden mehrere Berichte an den Hof darüber eingegeben; allein der Krieg erlaubte nicht, das der Staat einen Aufwand machte, welchen der Vf. auf 163,932 Gul. berechnete. Indessen erklärte der Kaiser 1798, das er aus seinem eigenen Vermögen beytragen, und der Gesellschaft, welche dieses Geschäft unternehmen würde, beytreten wolle. Hauptsächlich beförderte das Werk der Fürst von Schwarzenberg, indem er das Gut Stubenbach erkaufte. Hr. *Rosenauer*, ein bekannter Ingenieur, führte einen Canal von 9000 Klaftern, und das in einem so kurzem Zeitraume, das er bereits in diesem Jahre Holz nach Prag abflößte. Diese Unternehmung ist um so wichtiger und wohlthätiger, da man schon seit einiger Zeit berechnet hatte, das das Holz in dieser Stadt in weniger als 10 Jahren einen Preis erreichen müsse, den kein Armer mehr erschwingen könne. 3) Bruchstücke aus dem Vermächtnisse einer verlobten Komödiantin an ihre Tochter; ein 18 Seiten langes Gedicht, wovon der Janus schon im J. 1800. Probestücke geliefert hat, von welchem aber Rec. schlechterdings nicht absehen kann, wie es mit den angezeigten Zwecken der *Libussa* zusammenhängt. Ueberhaupt befremdet es ihn, in dieser Zeitschrift so viele Gedichte zu finden, die übrigens größtentheils nicht schlecht sind. 4) Einige Gedanken über die willkürliche Antstellung und Abdankung der Beamten durch die Grundbesitzer. — Die eigentlichen Justizbeamten hängen in den österreichischen Staaten nicht mehr von der absoluten Will-

kür der Güterbesitzer ab, und die Regierung hat schon längst mancherley Verordnungen und Einschränkungen darüber gemacht; allein der Vf. dieses Aufsatzes wünscht, daß diese Verordnungen auch auf die Wirthschaftsbeamten ausgedehnt werden möchten, theils, weil diese in Böhmen doch immer auch eine Art von Gerichtsbarkeit ausüben, theils, weil es mehrentheils schlecht um sie bestellt ist, und endlich weil es für die Güterbesitzer sowohl als für den Staat vortheilhaft seyn würde. 5) Erläuternde Winke über die wasserdichten Stoffe der Hn. Ackermann, Suardy und Comp. ist nichts weiter als eine Uebersetzung der Analytical Hints etc. die diese Fabrikanten vor einiger Zeit über ihre jetzt schon allgemein bekannte Erfindung herausgaben. — Aber gehört das in die Libussa? — 6) Geschichte und Beschreibung der gräßlich waldsteinischen Tuchfabrik in Oberlautensdorf. Sehr interessant. Diese Fabrik nährt jetzt 800 Menschen, und liefert jährlich 1000 bis 1400 Stück gewebte Tücher, die auf zwey Walkmühlen gewalkt und auf 5 bis 6 Rauböcken geräut werden. Sie liefert Halbtücher, wovon die Wiener Elle von 2 Gul. 36 Kr. bis 3 Gul. 15 Kr. kostet, und feine Tücher, von 5 bis 8 Gul. die böhmische Elle. Dieses Städtchen, das unweit Föplitz liegt, und jetzt 300 Häuser hat, war vor hundert und einigen Jahren das elendeste Dorf des Leutmeritzer Kreises von 13 armeligen Hütten. 7) D. Johann Brown und sein neues Lehrgebäude der Arzney; ist eine Ehrenret-

tung des schottischen Arztes und Anpreisung seines Systems. — Nach dieser umständlichen Anzeige des ersten Stückes der Libussa wird der Leser hinlänglich in Stande seyn, selbst davon zu urtheilen.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Neue Mannigfaltigkeiten zu einer nützlichen Unterhaltung für die Jugend.* Zwey Theile. 1801. Erster Theil. 234 S. Zweyter Theil. 195 S. 8. (1 Rthl.)

Für junge Menschen, deren Seelenkräfte bereits zweckmäßig ausgebildet worden, und welche sich die übrigen erforderlichen geographischen, historischen und physikalischen Vorkenntnisse erworben haben, wird diese ernsthafte Lectüre gewiß nicht ohne Nutzen seyn. Denn solche Leser erfordert eine Sammlung, welche fruchtbare Auszüge aus den Reisebeschreibungen eines *de Luc*, *William Bligh's*, *Falkonbridges Nachrichten*, eines *v. Saussure* liefert, welche nicht alltägliche physikalische Versuche z. B. Th. II. S. 41. über die *Verbrennlichkeit des Diamanten* von Hn. *Maquer* mittheilt, welche interessante Beobachtungen aus der Menschen- und Thierwelt aufstellt, welche überdies noch ihren jungen Lesern, mehrere gute moralische Erzählungen als z. B. *Tobias Witt*, aus *Engels* Philos. für d. Welt, und eine nicht unebene Auswahl von Gedichten und Fabeln als geistiges Dessert zum Besten giebt. Für die gewöhnliche Jugend aber dürfte sie, wosern der Sammler auf sie gerechnet hätte, wohl ganz ungenießbar seyn.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Göttingen, b. Dieterich: *Von der unfehlbaren Erhöhung des Gebetes im Geiste Jesu.* Zwey Predigten über Joh. 16, 23. 24. von Nicol. Heinr. Ruete aus Hamburg, des Gött. Predigerseminariums ordentlichen (m) Mitglieder (und) Joh. Horn aus Verden, Mitglieder des homiletischen Seminariums und der herz. deutschen Gesellschaft zu Helmstädt, wovon der ersten die ausgesetzte königliche Prämie, der zweyten das Accessit von der theol. Fac. zu Gött. am 4. Jun. 1801. zuerkannt wurde. 56 u. 40 S. gr. 8. (6 gr.)

Die zweyte hat noch den besondern Titel:

*Predigt über die unfehlbare Erhöhung des Gebetes im Geiste Jesu.* Bearbeitung der von der th. Fac. zu Gött. für das J. 1801. aufgegebenen homiletischen Preisaufgabe von Joh. Horn etc.

Als Rede betrachtet, verdient die erste wohl unstreitig den erhaltenen Vorzug. Sie ist klar gedacht, wohl verbunden, und mit ruhiger Würde ausgesprochen, im Geiste *Spalding's*, der von keinem unserer angehenden Kanzelredner vernachlässigt werden sollte. Der zweyten fehlen zwar diese Vorzüge nicht; aber sie ist nicht frey von dem Fehler, glänzen, und bloß angenehm unterhalten zu wollen, und durch diesen Fehler wird sich der Vortrag zu ungleich. So paßt der schlechte Ausdruck (S. 6.): „manche — wännen, es sey einerley, ob man bete oder nicht“ nicht zu dem Anfang: „Jehovah nannte dich den Allgegenwärtigen, dem wir jetzt unsere Kniee beugen, nach der Sprache des Donners der Stif-

ter der Religion der Juden.“ Wir finden diese Erinnerung um so nöthiger, da Hr. Horn unläugbar eine schätzbare Anlage zum eigentlichen Redner hat. — In Hinsicht auf die Theorie vom Gebete hingegen stehen wir nicht an, die zweyte Predigt der ersten vorzuziehen. Hr. Ruete erkennt nur den lebhaften Wunsch, vollkommen sittliche Wesen zu werden, für das wahre und ächte Gebet (S. 9.). „Die Stellen der Schrift, in welchen jedes Gebet, es habe zur Absicht, zum Gegenstande, was es wolle,“ [versteht sich, die um unmögliche und unerlaubte Dinge weggerechnet] empfohlen zu werden scheint, werden nur durch Scheingründe so verstanden“ (S. 17.). Die Bitte um das tägliche Brod steht freylich im V. U., aber sie ist auch die einzige bescheidene Bitte um das nothwendige Erdederniß unsers Daseyns. Die Bitte Jesu: Nimm diesen Kelch von mir, wird (S. 21.) zwar angeführt, aber es wird ihr, um das Anstößige zu entfernen, sogleich diese beygesetzt: Vater vergieb ihnen. Bitten um irdische Güter haben also gar keine eigentliche Erhöhung zu hoffen. Wir begreifen nur nicht, wie sie dann der Fürbitte zugesagt werden kann, die S. 20. u. 46. empfohlen wird, ohne die für die irdischen Güter auszusprechen. — Weit gemäßigter urtheilt hierüber Hr. Horn. Er verwirft nur das unbedingte Gebet um zeitliches Wohl (S. 14.) und erklärt (S. 16.), es sey an sich nicht unerlaubt, auch um irdische Güter zu Gott zu beten. Durch das Gebet eine Veränderung in dem von Ewigkeit her gefassten Plane des Ewigen hervorbringen zu wollen (S. 39.), fällt ohnehin keinem vernünftigen Beter ein.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. October 1802.

## SCHÖNE KÜNSTE.

GÖRLITZ, b. Anton: *Torquato Tasso's befreytes Jerusalem.* — Uebersetzt von A. W. Hauswald, kurf. k. Hof. geh. Secretär. Erster Band. 1802. 351 S. Zweyter Band. 355 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die noch Hr. Gries seine treffliche Uebersetzung des Tassianischen Gedichts ganz beendigen konnte, erscheint diese anderweitige, die alle zwanzig Gefänge umfasst, und wie wir zum Vergnügen der Leser, und zur Aufmunterung des Vfs. sagen müssen, wirklich viel Verdienst hat, ob sie gleich, da Hr. Gries ungleich mehr Schwierigkeiten zu überwinden hatte, seiner Arbeit unstreitig die Palme des Vorzugs überlassen muss. Hr. Hauswald nämlich hat sich von dem Sylbenmaße der Ottave rime mit dreymal wiederkehrenden Reime dispensirt, und sich außerdem viele, obgleich meist nicht unglückliche Freyheiten erlaubt; seine Manier nähert sich daher mehr der Manösischen, und kann daher, so fern man bey übrigens gleichen Vorzügen, die treuere Copie für die schönere halten muss, unmöglich Ansprüche machen, der Griechischen Uebersetzung im Range gleich gesetzt, geschweige denn ihr vorgezogen zu werden. Auch macht der bescheidene Vf. solche Ansprüche selbst nicht, wie schon das auf dem Titel aus Livius entlehnte Motto bezeugt: *et si in tanta scriptorum turba mea fama in obscuro sit, nobilitate ac magnitudine eorum, meo qui nomini officium, me consolatur.* Aber der wackere Mann kann sich noch besser trösten; er darf nicht fürchten verdunkelt zu werden; seine Uebersetzung zeigt so viel poetisches Gefühl, Eleganz des Ausdrucks, und Anmuth der Verifikation, dass ihm mit vollem Rechte Cicero's Ausspruch zu Statte kommt: *Prima sequentibus honestum est in secundis tertiisque consistere.*

Geht man endlich von dem Gesichtspunkte aus, dass eine freyere Uebersetzung eines Dichterwerks in ihrer Art eben so schön seyn kann, als die genauere und treuere Copie in der ihrigen: so muss man gestehn, dass Hr. Hauswald in jener Art etwas geliefert hat, was man den besten Arbeiten an die Seite stellen kann. Seine Stanzas, wenn gleich keine Ottave Rime, sind melodisch, voll Abwechslung, und schön gerundet; seine Reime meistens ganz ungezwungen, und richtig; die Beschreibungen Tasso's haben, wenn auch der Uebersetzer oft andre Züge wählt, doch in den meisten Fällen nichts an ihrer Pracht, die Erzählungen nichts an lebendiger

A. L. Z. 1802. Viertes Band.

Fortschreitung, die Reden nichts an Kraft und Feuer, der Wortausdruck nichts von seinem Adel verloren; und nur selten hat sich ein unpoetisches Wort eingeschlichen, wie das beynah nur gerichtsfällmässige *unangesehn*, das in drey Stanzas hinter einander vorkömmt.

Man lese die Beschreibung von Reinald's Jugend I, 58.

Doch mehr als alle ward mit Staunen angeblickt  
 Der junge Reinald. An der Jugend Grenze  
 Mehr Knab' als Jüngling noch war in dem ersten Lenze  
 Er schon durch Herz und Geist zum Mann hinaufgerückt.

Wo Blüten sonst kaum sichtbar sind, da lachten  
 Hier der Erfahrung reife Früchte schon,  
 Im blanken Helm schien er der Gott der Schlachten,  
 Und ohne Helm Cytherens schöner Sohn.

Oder die vorzüglich schön gearbeitete Erzählung von Oken und Saphronia, im zweyten Gefange, wo wir nur aus der Charakterfchilderung Klorindens diese Stanze ausheben:

Früh zähmte sie ihr Ross mit scharfem Wolfsgebisse  
 Schwang früh den Speer, warf früh den Wurfspieß  
 weit  
 Sprang über Klüfte, schwamm durch breite Flüsse  
 Und stärkte sich für Thaten künftger Zeit.  
 Nichts war bey einem Muth, der immer kalt  
 Und ruhig blieb, zu schwer für sie zu wagen.  
 Sie schien ein Mann, wenn's Löwen gab zu jagen,  
 Ein Löwe, wenn es Mämmern galt.

Oder das Porträt des Fürsten der Hölle, das, ungeachtet manche Pinselstriche von Tasso's Originale abweichen, doch schönen Ton und Haltung hat. IV. 7.

Es überzieht die Wuth, die ihn erhitzt,  
 Sein prächtliches Gesicht mit Feuerrothe,  
 Aus seinen blutgefärbten Auge blitzt  
 Der Neid des Hundes und das Gift der Kröte.  
 Das Kinn umwallt ein Bart von ungeheurer Länge  
 Der nieder bis zum Gürtel steigt.  
 Nicht Zähne sind es, sondern Fänge  
 Des Ebers, was sein offner Rachen zeigt.

So könnten wir, wenn uns der Raum erlaubte, viele *locos eclogarios* auszuheben, sie aus allen Gefängen wählen. Doch vor allen würden wir fast die Hälfte des sechzehnten Gefanges abschreiben müssen, worin

worin der Ueberf. in der Beschreibung des Aufenthalts Rinaldo's bey Armiden wahre Dichterkraft aufgeboten hat, um nach seinem Originale zu ringen.

Jetzt gehn wir zu einigen Stellen über, wo sich unfers Bedünkens die Kritik erlauben darf, Verbesserungen vorzuschlagen. Wir wählen dazu gerade solche, die wir nach Hn. Gries Uebersetzung (A. L. Z. 1801. Nr. 222. u. f.) ausgehoben haben. Zuerst den Eingang des Gedichts.

## I.

Die Waffen singt mein Lied, die Gott geweihten,  
Den Feldherrn sing ich, der nach Morgen zog,  
Um mit dem Muth, den oft das Unglück bog,  
Doch nie bezwang, das Grab des Heilands zu er-  
streiten:

Wie sein nach langem Kampf der Sieg geworden,  
Wie fruchtlos ihm die Hölle widerstand.  
Und Aſien und Libyen viel Horden  
Umsonst, ihn zu verhindern, ausgesandt.

## 2.

Die du mit Lorbeern dich nicht kränzeſt,  
Wie man am Fuſs des Helikons ſie bricht;  
O Muſe die du unvergänglich glänzeſt  
Von Sternendiadem, das deine Schläf' umflieht,  
Von deiner Glut laß meine Bruſt entglühn,  
Laß rein mein Lied ertönen, und verzeihe,  
Wenn Blümchen ich, die nur im Land der Dichtung  
blühn,

Zu deiner Wahrheit heiligen Perlen reihe.

In der zweyten Stanze iſt bey unſerm Ueberſetzer die Muſe der heiligen Geſchichte nicht ſo deutlich bezeichnet, hingegen die zwey letzten Verſe poetiſcher als im Originale.

Im vierten Gefange lauten die 30. 31. 32. Stanze, die Armidens Schönheit beſchreiben, bey Hn. Hauswald alſo:

## 30.

Es wallt ihr Haar mit Nardenöl getränket  
Den Nacken ſauft hinab. Ihr Auge, ſchön geſpalten,  
Iſt wenn es ſchonend nicht den Blick zur Erde ſenket,  
So wenig als das Licht des Tages auszuhalten.  
Die Wangen gleichen friſchen Blumenbeeten  
Auf welchen Roſen unter Lilien blühn,  
Weil ihre Lippen von Rubin  
Die Roſen mit erhöhtem Purpur röthen.

## 31.

Es deckt die Alabaſterbruſt,  
Die zierlicher die Hand der Liebe nie geründet,  
Ein lockrer Schnee, an dem geheime Luſt  
Nur heißer ſich und heftiger entzündet.  
Vergeblich birgt ein neidiſches Gewand  
Zur Hälfte dieſe ſchönen Marmorhügel  
Die Phantaſie geräth nur mehr in Brand,  
Und löſt verborgner Schätze Siegel.

## 32.

So wie der Sperling am Gelfänder  
Nach der vom Netz umhangnen Traube pickt,  
So ſchiebt die Phantaſie die Hüllen weg, und blickt,  
Durch alle Falten der Gewänder,  
Wühlt ungeſtraft mit frecher Hand,  
Verliert ſich in geheimer Luſt Genüſſen  
Und ſchweigt, den Becher bis zum Rand  
Gefüllt, wo andre darben mühen.

In dieſen Strophen bemerkt man leicht, wie viel edler und regelmäßiger Hr. Gries, ungeachtet der Feſſeln eines ſchweren Sylbenmaßes ſich zu bewegen verſtand. Die Abweichungen, die ſich hier Hr. H. vom Original erlaubt, ſind keinesweges Verſchönerungen, nicht einmal Erſatz für das, was er verloren gehen lieſt. Das Gleichniß vom Sperling, das an einer andern Stelle recht gut wäre, hat hier das weit edlere Taſſoſche vom Lichtſtral, der durch Waſſer und Kryſtall dringt, ohne ſie zu ſpalten, ungebührlich verdrängt, und die ganze 32te Strophe ſcheint es bey Hn. H. recht darauf anzulegen, dieſeinen Züge des italiäniſchen Urbildes einer lüſternen Phantaſie zu vergrößern.

Auch in den drey Strophen 75 — 77 bleibt Hr. Hauswald weiter, als man ihm nachſehn kann, hinter Hn. Gries zurück.

## 75.

Das Schmerzgefühl als Königin  
Umſonſt geweint zu eines Mannes Füßen  
Zu haben, riß ſie mächtig hin,  
Und lieſt von neuem ihre Thränen fließen,  
Die Thränen, die wie Perlen niedertieſen,  
Den Tropfen gleich, die, wenn der Tag erwacht,  
Auf Saat und Halm in aller Pracht  
Der reinſten Diamanten ſpielen.

## 76.

Zu jedem wohlgeuognen Triebe]  
Iſt von dem Mitleid bald der Schritt gethan,  
Und ihre Fackel zündet leicht die Liebe  
An ſchöner Augen Thränen an.  
Was ſonſt gemeine Flammen dämpft,  
Dient nur der Liebe Glut zu mehren,  
Und mehr als menſchlich muß ſich wehren,  
Wer mit betrübter Schönheit kämpft.

## 77.

Armide weint und aufgeſchloſſen  
Fühlt plötzlich ſich dem Mitleid jedes Herz,  
Und unwillkürlich lockt ihr Schmerz  
Aus Augen Thränen, die ſie nie vergeſſen.  
Den hat ein Tigerthier gefängt  
Und eine Wö ſin den getragen.  
Seufzt mancher heimlich, der bey ſolchen Klagen,  
Bey ſolchen Thränen ſüßlos ſchweigt.

Die Abweichungen vom Originaltexte, dem Hr. Gries ſo ſchön getreu blieb, ſind auch hier keine ſchönen Va-

Varianten. Taffo sagt, den Grausamen muß eine Tigrin gefängt, ein grauer Fels, eine schäumende Meereswelle muß ihn geboren haben. Eine solche poetische Schöpfung kann die Phantasie wohl fassen; nicht aber, daß ein Mensch von einer Wölfin geboren und dann von einer Tigrin gefängt sey. Auch ist die 77te Strophe durch den verkehrten Ausdruck der letzten Verse, und dadurch, daß das Subject, Gottfried, ganz ausgelassen ist, dunkel geworden. Wie viel größere Klarheit hat die Stanze bey Hn. Gries:

Und manches Auge weint in ihre Klagen  
Und selbst das rauheste Herz wird ihr geneigt,  
Und kühl mit ihr und muß sich heimlich sagen:  
Wenn itzt nicht Gottfried seinen Starrsinn beugt,  
So hat ihn wohl ein harter Fels geiragen  
Und eine wilde Tigrin ihn gefängt,  
So hat ihn wohl das kalte Meer geboren,  
Dem solcher Schönheit Thränen sind verloren.

Wir haben bey der Anzeige des ersten Theils der Griechischen Uebersetzung das treffliche Gemälde von Arnidens schlaun Buhlerkünsten IV, 86. u. f. ausgestellt; hier ist es nun auch nach Hn. Hauswald's Copie, die sich nicht scheuen darf, neben jenem sich sehen zu lassen:

## 86.

Sie eilt indessen, weil der Wind  
So günstig weht, Gebrauch davon zu machen,  
Und Funken die bereits im Glimmen sind,  
Zu vollen Flammen anzufachen.  
Auf ihre Reize stolz, und stolz auf Künste  
Durch die Medea Herzen sich gewann,  
Hofft sie so glücklich das Gespinste  
Hinaus zu führen, als sie es begann.

## 87.

Sie zeigt sich allen so verschieden,  
Als sie verschieden Herz und Geist erblickt;  
Und jeder findet in Arnidens  
Das Ideal, das ihn schon längst entzückt.  
Dem Blöden macht sie Muth, dem Trägen Flügel,  
Die so zu dringend federn, hält ihr Blick  
In Achtung und in Furcht zurück  
Und wechselnd braucht sie Sporn und Zügel.

## 88.

Merkt sie, daß einer sich in weiten Kreisen  
Misträuisch um sie dreht, und Zweifel hegt,  
So weiß sie sich so gülig zu erweisen,  
Daß flugs in seiner Brust Vertraun sich regt  
Indem sie immer freundlich och und heiter  
Ihm zeigt, ihn immer näher an sich kirrt,  
Bringt sie unmerklich fast ihn immer weiter  
Bis sich zuletzt Verstand und Herz verirrt.

## 89.

Und wieder, wenn ein andrer nach dem Hafen  
Zu rasch mit ausgepannten Segeln läuft,  
So weiß sie ihn durch einen Stolz zu strafen,  
*Der seine Blüthe knickt bevor sie reift.*  
Doch nie beschneidet sie so ganz der Liebe  
Die Flügel, löschet so gänzlich nie die Glut  
Der Sehnsucht aus, daß dem erkrankten Muth  
Nicht immer noch ein Stral von Hoffnung bliebe.

## 90.

Zuweilen scheint sie Tag und Licht zu hassen,  
Begiebt sich traurig in die Einsamkeit,  
Und scheint in stiller Abgezogenheit,  
Sich einzig ihrem Gram zu überlassen.  
Und wenn sie bey der Sterne Flimmern  
Nach den Gezelten hin schwermüthig sich verfügt,  
Sieht sie die *Throne, die sie lagt*,  
In manchen Auge treu und wahrhaft schimmern.

## 91.

Auf einmal ist's, als ob die Hoffnung besrer Zeit  
In ihrem Herzen wieder Wurzel schlug,  
Und jugendliche Heiterkeit  
Entfaltet ihre Stirn, erheitert ihre Züge.  
Aus ihren Augen strahlt die Sonne  
Mit *neuem Doppelglanz* hervor,  
Und wer mit ihr in Wehmuth sich verlor,  
Verliert sich jetzt mit ihr in Wonne.

## 92.

Doch weil sie lächelt, weil sie redet,  
Doch weil sie wechselnd scherzt und weint,  
Brennet sie dem Herzen Gift, und tödtet  
Den, welchen sie zu heilen scheint.  
So ist denn nimmer ohne Pein  
Was du mit uns versuchst, o Liebe, zu ertragen?  
Du magst als Feind uns Wunden schlagen,  
Als Arzt besitzen sie zu heilen seyn?

## 93.

So wechselt unaufhörlich Frost und Hitze  
So Furcht und Hoffnung, Sturm und Sonnenschein.  
Sie spoutet nur mit der Verliebten Pein,  
Und tiefe Wunden sind ihr leichte Ritze.  
Und wenn dann zitternd einer von dem Triebe  
Iht merken laßt, der ihn verzehrt,  
So stellt sie sich als hätte sie die Liebe,  
Niemals gekannt, ja nie von ihr gehört.

## 94.

Und wenn ihr Widerstand nur grössre Glut erregt,  
Und j-ner nun noch heftiger ihn wieder  
Zu heben stent, und in sie dringt; so schlägt  
Unmuthig sie die schönen Augen nieder,  
Mit einem Blick, der jede Hoffnung tödtet  
Sieht sie auf ihn herab, und dennoch dient ihr *Zorn*



Der ihre Wangen noch mit höhrem Purpur röthet,  
Nur der Begierde mehr zum Sporn,

95.

Der Arme weiß nie ganz woran er ist,  
Indem sie bald ihn fürchten läßt, bald hoffen,  
Und in dem Augenblick, in dem er offen  
Das Herz ihr legen will, den Mund ihm schließt.  
Sie wechselt, wie ein Proteus, die Gestalten,  
Verändert öfter sich als der Aprill,  
Steht wie ein scheues Wild dem Jäger nimmer still,  
Und läßt so wenig als ein Aal sich halten.

96.

Durch solche Künfte wußte sie  
Sich täglich mehr Bewunderer zu verschaffen.  
So allgewaltig liegte sie durch Waffen,  
Die Amor ihren Reizen lieh.  
Was Wunder noch, daß seinem Bogen  
Alkmenens Sohn, Achill und Theseus unterlag,  
Wenn ihm zu widerstehn nicht der vermag,  
Der für des Heilands Grab das Schwert gezogen?

Allerdings hat sich auch hier Hr. Hauswald viel  
Freyheiten erlaubt, doch sind es meist unschädliche  
genialische Freyheiten, wobey nur in einigen Stellen  
die Schönheit der Urschrift verloren hat. So ist St.  
83. der letzte Vers

Bis sich zuletzt Verstand und Herz verirrt  
hier ohne Bedeutung; und das Original

*Ed infiammando le amorose voglie  
Sgombra quel gel che la pania accoglie*

war hier buchstäblich auszudrücken. In der 88sten  
Stanze möchten wir die erste Metapher, ob sie wohl  
Tasso nicht hat, die der Uebersetzer von einem weit  
aufgespannten Segeln dem Hafen zufließenden Schiffe  
entlehnt hat, uns gefallen lassen, wenn nur nicht  
die Allegorie durch den vierten Vers zu rasch abge-  
brochen, und der Uebergang in diese neue

Der seine Blüthe knickt, bevor sie reift

zu grell wäre. Statt der *Blüthe*, die eigentlich nicht  
reift, hätte es überdem die *Frucht seiner Hoffnung*  
heissen müssen. In der 89sten Stanze giebt die *Thra-  
ne die sie lügt*, ein falsches Bild. Eine wirklich ge-  
weinte Thräne kann man nicht lügen; es folgte da-  
für etwa gesetzt seyn:

Sieht sie den Schmerz, den sie durch falsche Thränen  
lügt,  
In manchem Auge treu und wahrhaft schwimmern.

Wiewohl auch diese Strophe im Ganzen durch die  
Entfernung vom Original verloren hat. In der 91sten  
macht das *Heiterkeit erheitert ihre Züge* eine unange-  
nehme Tautologie. *Aus ihren Augen strahlt die Sonne  
mit neuem Doppelglanz hervor*, ist unendlich, und

die letzten Verse weichen ohne Noth von dem schö-  
nen Urbilde ab:

*E'lam peggier fa quasi un doppio sole  
Il chiavos guardo, e 'l bel viso celeste  
Su le nebbie del duolo oscur' e folte  
E avea lor prima intorno al petto accolte.*

Wir möchten diese Stanze so übersetzen:

Bald wird von ihr, als sey ihr Gram entflohen,  
Und frohe Hoffnung bey ihr aufgelebt,  
Der Liebende neukräftig angezogen,  
Da sie Gespräch und Antlitz neu belebt.  
Es glänzt, zwey Sonnen gleich am Himmelsbogen.  
Ihr Augenpaar, und heitres Lächeln schwebt  
Auf ihren Wangen, die in düstren Faltten  
Des Kammers Nebel eben erst umwallten.

Uebrigens gereicht dieser Uebersetzung, die  
wir neben und zunächst der Griechischen in allen Le-  
sezirkeln von gutem Geschmacke studirt, und in je-  
der Bibliothek der schönen Literatur aufgestellt zu  
sehn wünschen, ausser ein paar schönen Titeltupfern  
noch folgende schöne Ode an dem verdienstvollen  
Helden Erzherzog Karl zur Zierde, die als Zueig-  
nung dem ersten Bande voransteht:

Torquato's Lied, gespielt auf deutscher Leyer,  
Wem könnt' ich es mit größerm Anstand weihen,  
Als Dir? mein Fürst! Germaniens Befreyer  
Vom Glück bestimmt zu einer Zeit zu seyn,  
Da minder fest in seinem alten Bunde  
Bedreht auf allen Seiten von Ruin,  
Und halb bereits vorheert, die letzte Stunde  
Der deutschen Majestät zu schlagen schien.

Wie Du, in dieser Noth, von Großmuth angefeuert,  
Dahin gerissen von erhabnem Drang  
Das lecke Schiff durch eine Flut gesteuert,  
Die alles, was uns heilig war, verschlang, —  
b Enkel selten ganz nach Würd' ermessen,  
Das, was sie nicht mit eignen Augen sahn,  
Nein! nimmer wird die Nachwelt das vergessen,  
Was Du, erhabner Fürst, für uns gethan.

Groß durch Geburt, und groß durch eignen Adel,  
Von Feinden selbst bewundert und geehrt.  
Der goldnen Zeiten eines Bayards werth.  
Wie jener ohne Furcht und ohne Tadel,  
Geneuß nunmehr bis in die spätle Zeit,  
Nicht schöner weiß das Vaterland zu lohnem, —  
Des Danks, den die Amphictyonen  
Germaniens dir öffentlich geweiht.

Hier könnte, um der fehlerhaften Construction  
der Participien in der ersten Strophe, die sich auf  
Germanien beziehen sollen, und sich der Wortstellung  
nach auf *Stände* beziehen würden, abzuhelfen, der  
fünfte Vers leicht so verbessert werden:

*Da ihm, erschittert schon im alten Bunde u. s. w.*

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 12. October 1802.

## SCHÖNE KÜNSTE.

JENA, h. Frommann: *Torquato Tasso's befreytes Jerusalem.* Uebersetzt von I. D. Gries. Dritter Theil. 1802. 155 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Anfang des elften Gesangs, der den religiösen Aufzug des Heers und die Gebete der Priester beschreibt, läßt, zumal protestantische Leser, etwas kalt; desto feuriger ist die folgende Beschreibung des Hauptsturms auf Jerusalem. Der Uebers. folgt mit Glück allen Nüancen seines Originals. Das Heer wird vor Tages Anbruch zum Sturme aufgerufen:

Noch wollte sich kein Tag in Osten zeigen,  
Und selbst das Frühlicht blickte dämmernd nur,  
Noch lag das Feld versenkt in tiefes Schweigen,  
Der harte Pflug verschonte noch die Flur,  
Die Vögel ruhten sicher auf den Zweigen,  
Kein Jagdgetöse erscholl auf Wildes Spur;  
Als schmetternd schon die Frühtrommete schallte  
Vom Waffenruf der Himmel widerhallte.

Hn. Hauswald, dessen Uebersetzung wir im vorigen Stücke angezeigt haben, ist diese Stanze nicht minder gut gelungen:

Noch war es zweifelhaft das Licht der Morgenröthe,  
Und zwischen Tag und Nacht noch ungewiß  
Der Sieg; des Pfluges Zahn zerriß  
Den Acker nicht, und keines Hirten Flöte  
Erklang im Thal, der Chor der Vögel schlief  
Noch im Gebüsch, das Wild noch in der Heide,  
Als schmetternd zu des Kriegers Freude  
Zum *Waffen*, die Trompete rief.

nur hätte er statt des Sprachfehlers: *Zum Waffen*, lieber zum *Angriff* setzen sollen.

Die 34te Stanze, wo Adrast die Sturmleiter ergreift, und die Mauer hinaufsteigt, schließt sich bey Hn. Gries also:

Kein siedend Pech, kein harter Steineregen  
Hält ihn zurück, er steigt hinan, verwegen.

Der Schluss ermattet hier, indem das *verwegen* so nachschleppt; im italiänischen schließt das Hauptwort in *e su vi poggia* nachdrücklicher. Auch steht das *dura in dura gragnuola* nicht so müßig, wie das Beywort in: *kein harter Steineregen*. Wir schlagen also vor:

Und unbesorgt steigt aufwärts der Verwegne,  
Ob's heißes Pech, ob's Felsenstücke regne.  
A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

In der 61sten Stanze, wo Argant die Feinde wegen des zurückgeschlagenen Sturms verhöhnt, und wo Tasso das homerische *'Αχαιοὺς οὐκ ἔτι Ἀχαιοὶ* schön nachgeahmt hat,

*Che si tosto cessate e sete stanche  
Per breve assalto? o Franchi, no, ma Franche!*

hat sich Hr. Hauswald nicht gut benommen, indem er übersetzte:

Ist das der Muth, den man an Franken lobt?  
Nicht Männer seyd ihr, sondern feige Memmen.

Hr. Gries hingegen hat die Pointe ganz ungeschwächt wiedergegeben:

Schon seyd ihr matt vom rühmlichen Beginnen  
Nach kurzem Sturm, ihr — Franken? Nein, Fränkinnen!

Im zwölften Gesange, wo die tapfre Klorinde sich vorwirft, daß sie nur vom sichern Thurme herab freite, und unter andern sagt:

Wie besser wär's dem Wilde nachzujagen-  
Mit Pfeil und Spiess, im Wald, auf Bergeshöhn,  
Als, wo sich Männer an das Kühnste wagen,  
Hier unter Rittern als ein Weib bestehn!  
Warum nicht auch den Frauenschleyer tragen?  
Warum, verdien ich's, das Gemach verschmähn?

hier haben die letzten Verse eine Dunkelheit, die das Italiänische

*Che non riprendo la femminea vesta  
S'io ne son degna, e non mi chiudo in cella!*

nicht hat, und die sich folgendermassen vermeiden läßt:

Was will ich, mehr nicht werth, mich anders tragen,  
Als mein Geschlecht, und Weiberracht verschmähn?

Die rührende Erzählung von Klorindens Geburt und Erziehung hat Hr. G. mit aller ihrer süßen Naivetät nachgebildet. Nicht minder hat er das dichterische Feuer in der Geschichte ihres Kampfs mit Tancred in voller Kraft erhalten. Nur folgender Strophe, die ihr Verschleiden malt, möchten wir noch mehr Füglichkeit und Ungezwungenheit des Ausdrucks wünschen:

Wie Lilien sich vermischt mit Veilchen zeigen,  
So ist das Weiss, das ihre Wangen schmückt,  
Die Sonne, scheint es, und der Himmel neigen  
Sich sanft herab, indem sie aufwärts blickt.

Als Pfand des Friedens, reichet sie mit Schweigen  
Dem

Dem Ritter, den des Grames Last erdrückt,  
Die kalte Hand. So scheidet ohne Kummer  
Die schöne Jungfrau hin. Ihr Tod ist Schlummer.

Dafür hat Hr. Hauswald zwar auch eine recht artige Stanze, nur größtentheils ganz etwas anders, als was Tasso hat, gegeben:

Noch sterbend bleibt ihr Antlitz schön,  
Als blühten Lilien bey Violen,  
Den Himmel, dem sie gläubig sich empfohlen,  
Glaubt sie geöffnet über sich zu sehn.  
Mitleidig eilt der Tod ihr Herz zu brechen,  
Und gleich der Blume, die der Pflug verdirbt  
Neigt sie ihr Haupt, und reicht, nicht fähig mehr  
zu sprechen

Dem Freund die kalte Hand, und stirbt.

Man vergleiche das Original um zu sehn, wie viel Freyheiten sich hier Hr. H. erlaubt hat:

*D'un bel pallore ha il bianco volto asperso  
Come à gigli favian misse viole;  
E gli occhi al cielo affissa, e in lei converso.  
Sembra, per la pietate, il cielo e 'l sole  
E la man nuda e fredda aizando verso  
Il cavaliere, in vece di parole  
Gli dà pegno di pace: in questa forma  
Passa la bella donna, e par che dorma.*

Tasso vergleicht das natürliche Weiss des schönen Gesichts mit der Lilie, die Todtenblässe aber, die dieses Weiss durchstreift, mit der *viola flava*, die man unter Lilien menge. Von einem Himmel, den die Sterbende geöffnet zu sehn glaube, ist bey Tasso die Rede nicht. Wir versuchen es auf gut Glück die Stanze so zu übertragen:

Wie Lilien unter Veilchen, so erleuchtet  
Von schöner Blässh' ihr weisses Angesicht,  
Ihr Auge strebt zur Sonne, und es zeigt  
Mitleidig ihr die Sonne mildres Licht;  
Als Unterpfand des Friedensbundes reichet  
Sie, da zu sprechen ihr die Kraft gebricht,  
Die kalte Hand dem Ritter, und ihr Leben  
Scheint wie in sanften Schlummer zu verschweben.

Tamreds Klagen über der schönen Leiche fließen, bey Hr. Gries in eben so sanfter und rührender Melodie dahin, wie in Tasso's Versen. Auch sind im 13ten Ges. die romantisch wunderbaren Scenen des Waldes, aus dem die Christen Holz zu ihren Kriegs-Maschinen holen wollen, die Wirkungen der schrecklichen Hitze und die Erquickung des endlich darauf folgenden Regens, von ihm untadellich copirt. Und so bleibt sich auch, die beiden letzten Gesänge dieses Theils hindurch, unser verdienstvoller Uebersetzer immer selbst gleich, indem er Treue und Wahrheit seiner Nachbildung mit schönem poetischen Ausdruck, und reizenden Wohlklang mit den größten Schwierigkeiten seines Versmaßes verbindet. Wie sehr muß man unsrer Sprache zu dieser Eroberung Glück wünschen, wie sehr sich freuen,

dass Hr. Gries nun sein Werk mit dem vierten Bande, den das neueste Melsverzeichnis ankündigt, so glücklich vollendet hat.

PARIS, b. Pougens, und BERLIN, b. Unger: *Enéide*, Livre Quatrième traduit en vers français par F. Lombard, Conseiller intime du Roi de Prusse. 1802. 32 S. gr. 4.

Die Franzosen haben noch keine poetische Uebersetzung der Aeneide. Die hier gelieferte Probe, deren Urheber zwar der Sohn eines gebornen Franzosen, selbst aber in Deutschland geboren und erzogen ist, ist so schön ausgefallen, dass er sich durch die vom Abbé Delille versprochene Uebersetzung der Aeneide nicht von der Vollendung des Ganzen darf abschrecken lassen. Ein fleißiges und geschmackvolles Studium des Originals, eine große Gewandtheit in der französischen Sprache, und dem ihr möglichen Versbau (wobey einige von alzu ängstlichen Grammatikern etwa nicht ganz rein befundene Reime gar nicht in Anschlag kommen), und eine schöne Mitgabe poetischen Geistes haben den Uebersetzer in Stand gesetzt, mitten in Deutschland eine so schwere Aufgabe so glücklich zu lösen, dass er das Urtheil parisischer Kunstrichter, denen er in dem Vorberichte seine Achtung bezeugt, nicht fürchten darf. Wir wollen einige Stellen von verschiedenem Charakter ausheben, und ersuchen unsere Leser, Virgils Aeneide im Original damit zu vergleichen.

Gleich nach dem 6—8 Verse, welche der VL. unübersetzt gelassen, folgt die Rede der Dido, worin sie ihrer Schwester den Eindruck gesteht, den Aeneas auf sie gemacht hat:

*Ma focus, dit-elle, où suis-je, et quel Dieu me pour-  
suis?*

*D'où vient que le sommeil m'épouvante ou me suit?  
Que veut cet étranger? Quel regard! quel langage!  
Il est du sang des Dieux, si j'en crois son courage,  
Quels destins étonnans! quel front contre leurs coups!  
Vous avez mes sermens, mânes de mon époux  
Et, fidèle à la foi que je vous ai donnée,  
Je n'allumerai plus les flambeaux d'hyménée;  
Mais si j'osois la rompre, et former d'autres nœuds  
Lui seul auroit peut-être emporté tous mes vœux.  
Ma sœur, depuis qu'à Tyr une trame cachée,  
A dispersé la cendre et les Dieux de Sychée,  
Nul mortel n'a porté ce trouble dans mes sens,  
Je reconnois l'amour, et ses feux réunissans.  
Mais que plutôt la terre, entr'ouvrant ses abîmes  
Engloutisse avec moi mon amour et mes crimes!  
Tonnez, Dieux immortels, qui jugez les ingrats  
Et plongez-moi vivante au séjour du trépas,  
Si d'un premier hymen oubliant la mémoire  
Didon pouvoit trahir sa pudeur et sa gloire!  
Mon époux eut mon cœur, est mon premier serment,  
Que mon époux aussi l'emporte au monument.*

In dieser sonst so wohlgefügten Uebersetzung können wir nur den Sinn der Worte Virgils

*Miseri post fata Sychaei  
Conjugis et sparfos fraterna cuede Penateis.*

nicht wiederfinden. Was Hr. L. dafür gesetzt hat, giebt einen ganz andern Sinn. Nun die allegorische Charakteristik der Fama:

*Alors la renommée étend ses larges ailes,  
Et court dans la Lybie en semer des nouvelles;  
Fléau qu'un jour la terre enfanta dans ses flancs,  
Pour venger sur les Dieux le meurtre des Titans.  
Monstre, de tous les maux, ou l'organe ou la source,  
Qui s'agite sans cesse, et s'accroît dans sa course,  
Et qui foible d'abord, bientôt audacieux  
A le pied sur la terre, et le front dans les cieus.  
Sous chaque plume il cache une langue, une oreille  
Une bouche qui tonne, un oeil qui toujours veille;  
Sentinelle farouche assis au haut des tours  
Le jour il fait trembler les peuples et les cours;  
La nuit il fend les airs, terrible, infatigable  
Et sans choix mêle au vrai le mensonge et la fable.*

Kein Zug ist hier verloren gegangen, und das ganze Gemälde gleicht an Leben, Fülle und Rundung seinem Urbilde vollkommen. Nur für *Moyre* (*meurtre*) der Titanen sollte bloß Gefängnisstrafe stehen.

Endlich die Anrede der Dido an den Aeneas, nachdem sie seinen Entschluß abzureifen erfahren:

*Perfide, espérais-tu dissimuler ton crime?  
Tu fuir: tu vœux en traitre abandonner ces lieux.  
Rien n'a pu l'arrêter, les sermens, ni les Dieux  
Ni les dangers nouveaux où tu te précipites,  
Ni ton amante enfn, qui meurt, si tu la quittes,  
Que fais-ta? L'Aquilon régné encor sur les flots,  
L'hiver présume au loin la mort aux matelots:  
Il n'est point de périls, ingrat, que tu n'essuies,  
Rien, qui coûte à ton coeur pourvu que tu me fuies!  
Pour qui? tu vas chercher, sous un climat lointain  
Des peuples inconnus, un asile incertain.  
Encor si c'étoit Troie et des rives plus chères!  
Si tu me préférois la cendre de tes pères!  
Je t'en conjure au nom d'un hymen commencé  
Par mes premiers bienfaits, par mon bonheur passé,  
Par tout ce qui m'en reste aujourd'hui, par mes larmes.  
Si jamais mon amour eut pour toi quelques charmes,  
Prends pitié de ma gloire, Enée, et que mon front  
Du moins n'ait pas rougi de ce dernier affront.  
C'est pour toi qu'on me hait, pour toi que le Numide  
Insulte aux vains travaux d'une femme timide.  
Cruel, étoit-ce là le prix, qui m'étoit dû?  
Gloire, bonheur, amis, pour toi j'ai tout perdu.  
Songe à mon abandon, hôte cher et funeste,  
Hélas de nous si doux c'est le sent qui te reste.  
Que pourrai-je sans toi? Qu'espérer si tu pars?  
Ou qu'un Meunre insolent enhardi par ta fuite  
Mourante, m'ait traînée en esclave à sa suite?*

*Ah! si dans ce palais, par le deuil habité  
Un gage de nos feux du moins m'étoit resté!  
Et eût séché mes pleurs, consolé mon veuvage  
Et je t'aurais encor chéri dans ton image.*

Den nächsten beiden Versen 331. 332. hat Hr. L. beynahe den entgegengesetzten Sinn untergelegt. Beym Virgil ist Aeneas fest und widersteht der Liebe: bey dem Uebersetzer ist er erweicht, sucht seinen Muth, und zittert zu reden. Die darauf folgenden Reden des Aeneas und der Dido, sind untadelich übersetzt; nur die selbst im Original von Kritikern und Interpreten auf mannichfältige Weise angefochtne Stelle IV. 455. f. thut uns keine Gnüge. Dido versucht es noch durch ihre Schwester Anna den Aeneas wenigstens zum Aufschub seiner Abreise zu bewegen; und trägt ihr auf, was sie ihm in ihrem Namen sagen soll.

*Quo ruit? extremum hoc miserae det manus amanti;  
Respectet facilemque jugam ventosque ferentes  
Non jam conjugium antiquum, quod perdidit, oro;  
Nec pulcro ut Latio careat regnumque relinquat,  
Tempus inane peto, requiem spatiumque furori,  
Dum mea me victam doceat fortuna dolere.*

Und nun folgen nach der gewöhnlichen Lesart diese beiden Verse:

*Extremam hanc oro veniam (miserere sororis)  
Quam mihi cum dederis, cumulatam morte remittam.*

Hr. Lombard übersetzt diese letzten Verse

*Prends pitié de ta soeur, et pour prix de ton zèle  
Tu n'auras pas long-tems à pleurer avec elle.*

Aber dieser Sinn läßt sich aus den lateinischen Worten nicht heraus bringen, und enthält überdies einen gegen die Schwester nicht schweferlichen Gedanken. Unser Schiller übersetzte in der neuen Thalia:

*Noch diesen Dienst laß in das Grab mich nehmen,  
Der deiner Liebe Maals an mir vollenden mag.*

Dies ist allerdings schweferlicher gedacht, läßt sich aber eben so wenig aus dem Originaltexte heraus erklären. Hr. Heyne hat sogar noch in der neuesten Ausgabe den letzten Vers so erklärt: *cumulatissime usque ad mortem gratiam referam*. Aber wie kann *morte* jemals *usque ad mortem* heißen? Wir halten uns überzeugt, daß man die alte Lesart des Apronianus, die auch der Medic. Cod. hat (*dederit*), vorziehen müsse, so, daß die ganze Stelle mit Ausschluß der Worte: (*miserere sororis*) noch auf den Aeneas geht

*Extremam hanc oro veniam. (Miserere sororis!)  
Quam mihi quum dederit, cumulatam morte remittam,*

So hängen die Worte: *extremum hoc munus — non jam — oro — tempus inane peto — extremam hanc oro veniam*, sehr genau zusammen, und der Schluss bekommt folgenden sehr passenden und rührenden Sinn: *Um diese letzte Gefälligkeit nur bitte ich ihn (beklage deine Schwester!), und wenn er sie mir erweist, will*

will ich sie ihm mit Wucher, auch durch meinen Tod erwiedern. Hierin liegt noch zuletzt ein schmerzender Vorwurf für den Aeneas, indem der Tod der verlassnen Geliebten als eine Gefälligkeit für ihn dargestellt wird.

BERLIN, b. Braun: *Weibliches Ehrgefühl*. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nebst aufgehängtem Briefwechsel zwischen dem Hn. Director Island und dem Verfasser. 1801. 258 S. 8. (18 gr.)

Die Heldin des Stücks, deren Gatte bald nach ihrer Trauung plötzlich verschwand, wird von der Besorglichkeit, für ein gefallenes Mädchen geachtet zu werden, so beunruhigt, daß ihr Bruder, um sie vor dem Verdacht eines Fehltritts zu sichern, sie mit ihrer Tochter Julie zu sich nimmt, und für sein Weib ausgiebt. Ein Opfer, was um so merkwürdiger ist, da er zugleich seiner Geliebten, einem trefflichen Mädchen entsagen muß. So verliebt er sich zehn Jahre mit ihr, und dennoch jammert sie noch: Mir schlug die Liebe eine Wunde, die nie heilen soll, heilen kann. Wer mich erblickt, sieht und verdammt in mir eine Verworfenen, die es wagte, ihre keusche Hülle zu entweihen etc. — Island hat, nach des Rec. Gefühle, Recht. Ein so feines, reges, so sehr lange nagendes weibliches Ehrgefühl ist eine Seltenheit, und nicht für die Bühne geeignet. Selbst ihrem Bruder legt ja der Vf. den Ausruf: „Grille! Schwärmerey!“ in den Mund. Wie manche Wege standen offen, ihren untadelichen Ruf zu erhalten, ohne jenes sonderbare Mittel zu ergreifen, was ihrem Bruder sein Liebchen raubt, und ihre nie zu befänftigende Bekümmerniß dennoch nur halb beschwichtigt. Wie konnte sie z. B. in einem fremden Lande Vorwürfe besorgen, wenn sie mit Danvall, als seine verwitwete Schwester, ankam? Konnte sie nöthigenfalls nicht den Trauungschein vorweisen? die Zeugen aufrufen? u. s. w. — Aber freylich befassen wir dann dieses Schauspiel nicht, in welchem das langgetrennte Ehepaar sich schuldlos und neu wiederfindet. — Professor Vollfinns Rolle ist zu uninteressant, als daß Rec. darüber ein Wort verlieren möchte. *Vollfinns* muß't er heißen, wenn nicht auch seine *Schurkerey* in Betracht käme. — Im Ganzen ist dem achtungswürdigen Verfasser mehr Gedrängtheit des Stils und Kürze zu empfehlen. Eine Person, nicht 2, 3, gar 5 Seiten lang sprechen zu lassen, ist auf der Bühne doppelt nothig. Schade fürwahr, daß der talentvolle Apologet der Helene Danvall keinen Herz und Geist aufsprechender'n und für theatralische Wirkung geeigneter'n Stoff wählte! Manche Scenen und Situationen sind übrigens interessant.

BERLIN: *Der Klostersraub, oder der Graf von Sittbach*. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 1801. 140 S. 8. (12 gr.)

Zu schlecht für den armfeligsten Dratpuppenregierer! Edelleute fluchen und schimpfen hier, wie Fuhrknechte, und die englische Maria scherzt, wie eine Marketenderin. Neun Bediente vollenden das geschmacklose Unding. Jeder ist ein Ideal der reinsten Gemeinheit. „Ha, ha, ha!“ ruft Don Carasko. „Weib, und Kinder! Gott behüte mich für solch tie-, schmeiß!“ — Corbelli, ein adelicher Bandit, rühmt Marias glühende Augen, und will sie umarmen. „Laffen sie mir die Augen! lispelt die Schäkerin. Sie haben noch niemals geglüht; aber ich habe einige Kaninchen, die haben recht glühente Augen, oh, die sind so roth, so roth!“ — Don Baratto erzählt von seinem „Rudelgesinde.“ Das geht, heda, hast du nicht gesehen, da raus, da rein, da wieder raus! etc. Corbelli. Edler Herr! Man führt sie und mich am Narrenseil etc. Diego. Nichtswürdiger Buhe. (Er giebt ihm eine Mausechelle. Don Baratto. Still, still! Mäsigigen sie sich. Maria, die Liebende, versichert: Alles, alles zu verlassen, wenn Diego will, ist mir ein Spass. — Eine Stadt könnt' ich anstecken, um Diego zu retten etc. — Unbegreiflich, wenn auch 1801. ein Druckfehler, und 1701 zu setzen wäre!

BERLIN, im Verl. der königl. preussischen Akad. Kunst- und Buchh.: *Sebastiano, der Verkannte*. Von dem Vf. des Rinaldo Rinaldini. 1801. 279 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

O Wunder und o Glück! Nur Ein Theil! Auch ging der Verfasser diesmal von seinem Schlendrian, den Haupt- und Staatshelden in Liebesabentheuer zu verwickeln, ab. König Sebastian spielt nur eine kümmerliche Rolle. Hingegen ist alle Liebenswürdigkeit auf den Grafen *Delfino Mascaregnus*, einen enthusiastischen Anhänger des verkannten Portugiesen Königs, ausgeschüttet; denn Mädchen und Weiber, Zofen und Herrinnen, fesselt er *subitamente*. Noch am Schlusse des langweilig-frivolen Buchs giebt ihm die berühmte *Anna Mendoza* mit den verblühten Worten: „Ich gebe aber nichts umsonst“ einen Ring, der ihm den Kerker, wo Sebastian leider, öffnen soll. Bewahre! Noch verblühter: „Sie warf, indem sie dieses sprach, und die Gardinen zurück-, zog, den Ring auf die *Estrade*. Dort erhielt *Delfino* den Ring.“ — Nie gelungts doch dem Vf. (was er von Alexandern reimt), den *Ruhm* mit beglückter Hand aus gold'nen Schachten zu schlagen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. October 1802.

## PHILOGOLOGIE.

STOCKHOLM, b. Delén u. Forsgren: *Svenska Akademien's Handlingar ifrån År 1796*. Första Delen. (Abhandlungen der schwedischen Akademie für d. J. 1796. *Erster Theil*). 1801. I. Alph. gr. 8.

Schon lange hat man gehofft, von der schwedischen Akademie zu Stockholm, die von ihrem Stifter, K. Gustav III. gewissermassen nach dem Muster der *Academie françoise* errichtet, und der besonders auch die Cultur der schwedischen Sprache empfohlen war, etwas von ihren Arbeiten über dieselbe zu Gesicht zu bekommen. Mit dem Wörterbuch, das sie unter den Händen hat, wird es freylich so geschwinde nicht gehen; allein einer guten schwedischen Grammatik, die uns noch fast ganz fehlt, sieht man doch mit Verlangen entgegen. Hier erhalten wir den ersten Beytrag dazu, der eigentlich nur einen Theil der Orthographie, die Buchstabierart, enthält. Bey der grossen Verschiedenheit, die darin in Schweden herrschte, und noch herrscht, war es allerdings nöthig, dieselbe einmal nicht nach Willkür, noch nach dem Herkommen, sondern nach gewissen richtigen Sprachgrundfätzen zu bestimmen. Diese Schrift ist im Namen der Akademie ausgefertigt, und alle 18 Mitglieder derselben, die Hr. *Adlerbeth*, *Gyllenborg*, v. *Rosenstein*, *Gyldenstolpe*, *Edelcrantz*, *Tingstadius*, *Flemming*, *Lehnberg*, *Vingård*, *Silverstolpe*, *Oxenstjerna*, *Zibet*, *Biom*, *Ramel*, *Nordin*, *Leopold*, *Murberg* und *Sjöberg* haben sich in der Zufchrift an den König namentlich unterschrieben. In einer ausführlichen Vorrede von 86 Seiten wird zuerst untersucht, woher eine so grosse Verschiedenheit in der Rechtschreibung in Schweden entstanden sey. Eigentlich sollte billig kein Zweig der Erkenntniß einfacher, leichter und sicherer seyn, als der der Rechtschreibung einer Sprache. Und doch zeigt die Erfahrung das Gegentheil. Die Buchstaben sind eigentlich Zeichen des Lauts, woraus die Wörter zusammengesetzt sind. Dieser Zeichen sollten also eben so viele seyn, als es besondere Grundlaute giebt, keines müßte mehr als einen Laut bezeichnen, und jedes beständig seinen eigenen Laut behalten. Allein die Alphabete waren Anfangs sehr unvollkommen. Dazu kamen Verschiedenheiten und Veränderungen in der Rede und Aussprache, ein überflüssiger, unrichtiger und verschiedener Gebrauch der Buchstaben, die Verdopplung der Vocalen, um eine langsamere, und der Consonanten, um einen geschwindern Laut zu bezeichnen, die grammatikali-

sche Beschaffenheit und Construction der schwedischen Sprache, fremde Wörter- und Buchstabierart, und endlich die wenige Hinsicht bey dem Unterrichte auf die Muttersprache. Und dies giebt zweyten Anlaß, hier eine kurze literarische Geschichte dessen zu liefern, was für schwedische Sprache und Orthographie und ihre Bestimmung gethan und geschrieben worden. In den katholischen Zeiten waren Mönche und Priester die einzigen Scribenten, die sich zu sehr nach der lateinischen Sprache richteten. Die Isländer, die das Verdienst haben, daß die nordische Literatur allgemein bekannt ist, hielten sich weit genauer an die Natur der Stammsprache. In Schweden fing man an, Deutsche und Dänen zu Muster zu nehmen, und so konnte die Sprache weder Ordnung noch Festigkeit erhalten. Der erste, der sich mit Eifer der schwedischen Sprache annahm, war der Erzbischof *Jakob Ulfson*. Die Bibelübersetzung zur Zeit *Gustav I.* gab Gelegenheit, mehr auf die Sprache, ihre Grammatik, und den Silbenbau zu denken. *Johann Buræus* war der erste, der etwas über die schwedische Sprache in Druck gegeben hat. Diesem folgten *Stjernhielm*, *Verekius*, *Andr. Arvidson*, *Vallenius*, *Örnhielm*, *Hjerne*, *Aurivillius*, *Lagerlöf*, *Tjällman*, *Svedberg*, *Pfeiff*, *Iserhielm*, *Spiegel*, *Celsius*, *Alstrin*, *Tessin*, *Rudenschöld*, *Liljestråle*, *Sotberg*, *Dalin*, *Björner*, *Broman*, *Laurel*, *Hof*, *Ljungberg*, *Eckholm*, *Sahlstedt*, *Ihre*, *Botin* u. a. m. Die neueste Schrift über die schwedische Orthographie hat *Moberg* 1796 herausgegeben. Die schwedische Akademie nimmt nun diese Sache nach der Vorschrift ihres selbst so sprachkundigen Sifters aufs neue vor, und zwar im Zusammenhang mit dem Genie der Sprache, ihrer schon erhaltenen Cultur, und der noch nöthigen Verbesserung derselben. Sie hat dabey ihre Aufmerksamkeit auf folgende drey Hauptgegenstände gerichtet: 1) das nicht zu ändern, was der Gebrauch einmal festgestellt hat; 2) auf den Sprachlaut, und 3) auf den Zuwachs und die Bereicherung der Sprache. — Und nun folgen die Abhandlungen derselben selbst. Die Akademie hat die Resultate ihrer Untersuchungen auf die Natur einer philosophischen Sprachlehre sowohl als die der schwedischen Sprache besonders gegründet. Sie verdient den Dank jedes Sprachforschers, wenn auch freylich manches noch nicht genau genug bestimmt ist, noch schon bestimmt werden können, manches aber, da es so sehr vom bisherigen Gebrauch abgeht, schwerlich allgemein angenommen werden dürfte. Da sich in diesen Abhandlungen das meiste nur auf die schwedische Sprache bezieht, und Kenntniß derselben

felben voraussetzt, die wir von dem größten Theil unserer Leser nicht erwarten können: so begnügen wir uns bloß; den Hauptinhalt kurz anzuzeigen. Dieser erste Band hat folgende Abtheilungen: 1) Ueber die Grundsätze, denen man bey dem Buchstabieren und Schreiben folgt oder folgen sollte, wo besonders Gebrauch und Etymologie in Betrachtung kommen, wovon doch immer der erste der sicherste Grund ist. 2) Von der Verdoppelung der Konsonanten, wenn der vor ihnen hergehende Vocal kurz auszusprechen ist. Die Akademie ist sehr für diese Verdoppelung, findet aber doch selbst einige Ausnahmen nöthig. (Sollte aber doch das nach den gegebenen Regeln bisweilen eintreffende Zusammenstoßen von 3 bis 4 Konsonanten, das man sonst so gerne vermeidet, auch wohl nicht Ausnahmen erfordern? z. B. in *borrt-sköldt* u. d. m.) Auch über die richtige Sylbentheilung sind hier Regeln gegeben, und, sowohl wie geschrieben als gelesen werden müsse, wird bestimmt. 3) Von der Verwechselung des *Å* mit *O* (micron) des *Ä* und *E*, und des *Ğ* mit *J* und *K*. 4) Vermischte Anmerkungen. Sie sind mehr grammatikalisch als eigentlich orthographisch. Das wichtigste aber ist das Bedenken der Akademie über die Buchstabierung der fremden in die schwedische Sprache aufzunehmenden Wörter. Die Akademie will, dafs solche alsdann schwedische Biegungen und Endigungen gegeben werden; man soll also nicht *Actrice* sondern *Aktris*, nicht *talent* sondern *talang* in Pl. *talanger*, *Anarkirisk*, *aptit*, *arkif*, *balansera*, *choklad*, nicht *Dame* sondern *Dam*, nicht *Phoebus* sondern *Febus*, *Filosof*, *Jurnal*, *Löjtnant*, *Massaker*, *nuans* st. *nance*, *oblik* u. dgl. m. schreiben, und es ist ein 20 S. langes alphabetisches Verzeichniß solcher Wörter und wie sie geschrieben werden müssen, beygefügt. Hier wird sich doch schwerlich die Akademie eines allgemeinen Beyfalls versichert halten können, besonders was viele der französischen Wörter anbetrifft, die sie, wenn gleich nicht in die höhere Sprache, doch in die Sprache des Umgangs aufgenommen wissen will. Die Hoffsprache ist das freylich; allein, wenn gleich sich für manche französische Wörter kein ganz genau gleichgeltendes in der schwedischen Sprache finden sollte: so kommen doch auch hier mitunter manche vor, wo sich schwerlich ein Unterschied des Sinns wird entdecken lassen. Sollte z. B. *blifva* Konungen *presenterad*, etwas anders sagen, als *blifva* Konungen *föreställd*, dem Könige vorgestellt werden u. dgl. m.

Uebrigens sind diese Abhandlungen mit außerordentlich vieler Mühe und Genauigkeit, und einer seltenen philosophischen Sprachkenntniß ausgearbeitet. Möchten wir nur bald von eben dieser geschickten Feder die Fortsetzung erhalten!

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lind: Vetenskaps Academiens Handlingar Tom. XXII. för år 1802. för månaderne

*Julius, Augustus, September.* (Abhandlungen der Akad. der Wissenschaften. XXII. Th. für das Jahr 1802. Drittes Quartal.)

Dieses dritte Quartal enthält folgende Abhandlungen: I. *Versuche zu einer Beschreibung und Bestimmung aller in Schweden sich findenden Arten von Falken*, von H. Wachtmeister. Ein ausführlicher hier erst angefangener Beytrag zur Bereicherung der Ornithologie. Der Vf. hat alle in Schweden bekannte Arten von Falken hier aufgenommen und beschrieben, bis auf drey in der *Fauna Suecica* vorkommende, nämlich *Falco Chrysaetos*, *Rusticulus* und *Lanius*, die er ungeachtet aller Bemühungen nicht zu Gesicht erhalten können. *Briffets Chrysaetos* scheint ihm doch nur eine Abart von *F. Fulvus* zu seyn. Nach angegebenen allgemeinen Charakteren aller Falkenarten, folgt die Synonymie und besondere Beschreibung von folgenden besondern Arten: 1) *F. Albicilla cere pedibusque semilunatis luteis, rostro flavescente, cauda alba*; den er mit *F. Leucocephalus* und *Albicaudus* unter eine Art bringt. Dieser Vogel bekommt erst seine bestimmte gewisse Farbe, wenn er drey Jahr alt ist: daher so viele Verschiedenheit in seiner Beschreibung. 2) *F. Fulvus, cere lutea, pedibus lanatis luteis rectricibus albis apice fuscis, capite colloque supra-fulvis, subtus saturate fuscis, iridibus rostroque caerulecente nigris*, mit einer besondern Abart desselben aus Lappland. 3) *Falco pedibus lanatis luteis, cauda nigricante fusca, subtus fuscis binis albicantibus*; gehört vielleicht mit *F. Naevius* zu einer Art. 4) *F. Haliaetus, cere caerulea, corpore subtus capiteque albis, macula fusca ab utroque oculo per colli latera ad dorsum descendente, digitis subtus rugosissimis*, die bekannte Fischhaar. 5) *F. Lagopus, cere pedibusque lanatis luteis, corpore albo fuscoque vario, capite colloque albis, striis fuscis*. 6) *F. Islandicus, albus dorso nigro-maculato, cere pedibusque caerulecentibus*. 7) *F. Gyrfalco, cere rostro pedibusque caerulecentibus, corpore supra cinereo-fusco, albicante maculato, subtus albo, maculis fuscis*. 8) *F. Milvus, cere pedibus luteis, cauda forficata ferruginea, capite albicante*. 9) *F. Buteo, supra saturate fuscus, cauda obscure cinereo fuscoque transversim lineata, cere flava, pedibus luteis*. 10) *F. Apivorus, lorix plumosus, capite supra cinereo, dorso fusco, corpore subtus albo, maculis copiosis fuscis, pedibus luteis, unguibus rectiusculis*. 11) *F. Aeruginosus, cere virescente, pedibus luteis, gula verticeque testaceis, corpore fusco*. 12) *F. Rufus, cere virescente, iridibus croceis, pedibus luteis, dorso fusco, ventre ferrugineo-fusco longitudinaliter maculato, cauda remigibusque secundariis cineris*. (Diese Abhandlung wird künftig fortgesetzt.) II. *Versuche, aus den mehresten Flechtenarten Farbstoffe zu hohen und schönen Farben auf Seide und Wolle zu bereiten*. Siebente Abtheilung *Lichenes Scyphiferi*, von J. P. Westring. Diese Versuche sind besonders angestellt mit *L. cocciferus*, *digitatus*, *deformis*, *filiformis*, *bellidiflorus*, *ventricosus*, *tubulatus*, *imbriatus*, *gracilis*, *tarbinatus*, *cornutus*, *radiatus*, *alcicornis*, *parechus*, und



und *pteolepis*. Der *L. cocciferus* gab getrocknet und pulverisirt mit etwas Lavgenfals in kaltem Flußwasser, binnen einer Minute eine schöne starke violette Farbe, und dürfte bey dem Färben mit Cochenille diese kostbare Farbe sehr verstärken. III. Eine neue Methode, die Aequationen in ihre Wurzeln aufzulösen von E. S. Bring, mit Anmerkungen von P. Tengmann. Schon Euler wies in seiner Analysis auf eine allgemeine Formel hin, wodurch zwey Glieder aus einer Gleichung weggebracht werden können. Hr. T. hat diese Methode bey cubischen Aequationen mit Cardani Regel verglichen, und gefunden, daß erstere vor letzterer keine besondere Vorzüge habe, welches aber doch bey höhern Aequationen der Fall seyn dürfte, wie er künftig zeigen will. IV. Zusätze zu Hn. E. G. Adlersbergs Beobachtungen über die Auerhähne, sowohl in ihrem wilden als zahmen Zustande mitgetheilt von Joh. Julin. Die Farbe dieses Vogels ist hoch im Norden eben so schwarz als weiter in Süden; fällt sie mehr ins Weiße, so ist das eher ein Zeichen einer Krankheit des Vogels. Der Auerhahn lebt aufser der Balzzeit mehrentheils einsam, und nährt sich von allerhand Beeren und den Nadeln der Fichten, die, da sie sehr hitzig sind, ihn vielleicht vor der Winterkälte bewahren. Während der Balz giebt er drey ganz verschiedene Töne von sich. Der eine, womit der Hahn die Hennen zusammenlockt, ist eine Art Klunkeln oder Pickern, und dann ist er sehr scheu, und ist ihm nicht gut anzukommen. Der andere ist ein knirschender schneidender Ton, wobey er weder hört noch sieht, und den der Jäger in Acht nimmt, um ihm näher zu kommen. Der dritte ist eine Art Kakeln, womit er seinen Verdruss anzeigt, wenn ihm die jüngern Hähne bey der Balz zu nahe kommen, oder ihm gar den Preis abgewinnen. Sie finden sich gewöhnlich zur Balzzeit auf einer und derselben Stelle, besonders in Fichtenbrüchern ein. Nach der Balz bekümmert sich der Hahn nicht weiter um die Henne, die ihr Nest in den nächsten Busch baut, und darin höchstens 12 bis 15 Eyer legt, noch fast kleiner als Hühnereyer, weiß mit braunen Flecken, die sie vier Wochen bebrütet, und sie dann selbst aufpickert, daß die Jungen heraaskriechen. Im zahmen Zustand paaren sie sich zwar, und legen Eyer, verlassen sie aber gleich, ohne sie zu bebrüten. Die erste Nahrung der Jungen besteht aus Ameiseneyern und Insekten, daher man auch gemeinlich ihr Nest in der Nähe eines Ameisenbaues gebauet findet. Bisweilen paart sich eine dergleichen Henne mit einem Birkhahn, die davon fallenden Hähne unterscheiden sich doch etwas an Farbe und Stimme, sowohl vom Auerhahn als Birkhahn. Der Auerhahnjäger muß sich im Walde eine eigene Hütte von Tannenzweigen und Reisern bauen, wo der Vogel theils geschossen, theils in Sprekeln gefangen wird. V. Fortsetzung der Abhandlung über eine Art von Lichtschein, den das Wasser in der Ostsee von sich giebt (Mareld) nebst andern Vorboten eines bevorstehenden Ost- und Nordwindes, von Olof Wasström. Jener Lichtschein kommt bey Ver-

änderung des Wetters von der Bewegung der elektrischen Materie, wenn sich die Witterung von Dürre und Wärme zu Nässe und Kälte verändert, wie gewöhnlich bey dem Ostwinde zu geschehen pflegt. So wie in der Atmosphäre bey den darin vorkommenden Veränderungen die wärmere und leichtere Luft den höhern Raum einnimmt, so auch bey der Bewegung des Wassers, da sich dann auch die leuchtende elektrische Feuermaterie, besonders auf der Wasserfläche anhäuft. Außerdem kann auch schon das Reiben der elastischen Luft auf der nicht weniger elastischen Wasserfläche ein dergleichen elektrisches Leuchten hervorbringen. Die Luftveränderungen haben aber auch auf das Wogen des Meers (*dyning*) und selbst die Empfindungen der Thiere Einfluß, und dadurch können sie auch Vorboten bevorstehender Ost- und Nordostwinde werden.

BERLIN, b. Braun: *National-Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe in den preussischen Staaten*, nebst einem Correspondenz-Blatte. 1801. Zweyter Band. Julius bis December. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Diese Zeitschrift, deren ersten Band wir bereits in der A. L. Z. (1801. Nr. 326.) angezeigt haben, wird mit diesem Jahrgange geschlossen. Unter den Aufsätzen zeichnen sich folgende aus: 1) die Fortsetzung der Abhandlung über den Zustand des preussischen Kriegswesens, die der Vf. in dem Journal Brennus, welches an die Stelle der National-Zeitschrift tritt, zu beendigen versprochen hat. 2) *Würdigung einiger Einflüsse auf die Charakter-Bildung der Berlinischen Jugend*; enthält viel Wahres über den unter die niedern Stände eingewirkten Hang zu Privattheatern. 3) *Versuch über das Steigen der Preise von allen Grundstücken besonders der Landgüter in Hinter-Pommern*; ein mit Bescheidenheit und Sachkenntnis geschriebener Aufsatz, der viel Wahres und Beherzigungswerthes enthält, vorzüglich was in Ansehung der Gemeinheiten, des Gefinde-Lohns etc. gesagt wird. Was die Erhöhung der landschaftlichen Taxen betrifft: so verdient dieser Gegenstand wohl die genaueste Prüfung; der Ertrag der letzten zehn Jahre kann, ohne Gefahr, zur Richtschnur nicht genommen werden. Der Vf. rechnet zu sehr auf den sichern Absatz der Producte in Hinter-Pommern. Allein auch die Ströme, die er anführt, gehen nicht tief genug in das Land, sind zum Theil nicht schiffbar, und befördern nicht hinlänglich die Communication; daher, wenn auch die Cultur, wie nicht zu bezweifeln ist, in der Provinz mit der Zeit immer mehr steigen sollte, es dennoch nicht in dem Grade seyn könnte, als in den Gegenden an der Weichsel, Elbe, Havel, Oder, Warthe etc. — Der Aufsatz über Dittersdorffs Aufenthalt in Berlin, die Lebensbeschreibungen von Fasch und von Menken, sind sehr interessant; auch findet man in den Correspondenzblättern mehrere nicht unwichtige Nachrichten aus den verschiedenen preussischen Provinzen.

ZÜLLICHAU, b. Darnmann: *Die Vorzüge der Königl. Preussischen Staatsverfassung und Regierungsverwaltung am Krönungsjubelfest in einer Kanzelrede ins Licht gestellt* von D. G. S. Steinbart, Königl. Preuss. Ober-Schul- und Consistorialrath, auch Professor zu Frankfurt an der Oder. 1801. 127 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. behauptet mit Recht, daß Patriotismus nur durch die ausführliche Kenntniß der Vorzüge der Regierung und Staatsverwaltung des Vaterlandes entstehe; wenn er aber glaubt, daß durch gegenwärtige Rede der Zweck, diese ausführliche Kenntniß zu verbreiten, erreicht werde: so irrt er höchst wahrscheinlich. Die Vorzüge der Preussischen Verfassung sind so groß, und die Vortrefflichkeit der gegenwärtigen Regierung ist so hervorleuchtend, daß die Belege zu beiden sehr leicht aufzufinden sind. Dadurch aber, daß der Vf. den Gegenstand einseitig behandelt, und zu beweisen sucht, daß alles ohne Ausnahme

unverbesserlich, und unendlich vorzüglicher als in jedem andern Staate sey, kann er leicht Zweifel auch gegen das erregen, was er mit allem Recht, von den Vorzügen der Preussischen Verfassung sagt; um so mehr da er Dinge behauptet, wovon das Gegenheil bekannt ist. Z. B. S. 12. daß keine betrügerische Aderärzte im Lande herunziehen, und daß keine Mutter durch eine unwissende Hebamme verwarhlost werde. S. 21. Daß Geld im Preussischen Staate, mit der Post gegen geringes Porto versendet werden könne. S. 84. Daß Lebensmittel, wie sie die ärmere Classe bedarf, mit einer unbedeutenden Abgabe belegt wären; (der Vf. berechne die Abgaben vom Biere und vom Fleische); daß Spandienste wohlthätig wären, u. s. w. Auf die Art, wie der Vf. seine Beweise führt, würde es jedem europäischen Bürger eben so leicht werden, zu beweisen, daß seine Verfassung die beste sey. Um die Vorzüge des Preussischen Staats in das Licht zu stellen, bedarf man dieser Mittel nicht,

### KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELEHRTHEIT. Osnabrück, b. Blothe: C. A. Kortum über die Unschädlichkeit der Kirchhöfe und Begräbnisse in Städten und Dörfern. 1801. 62 S. 8. (6 gr.) Die schlechte Sache der Kirchhöfe in bewohnten Oertern hat bekanntlich schon vor mehreren Jahren einen sündreichen Vertheidiger an Hn. Wurzer gefunden, dem neuerlich auch Hr. Tromsdorf beygepflichtet hat. Der Vf. der vorliegenden Schrift schließt sich gleichfalls an ihn an, und wiederholt, nachdem er aus Fuhrmann's Untersuchung über die Begräbnisplätze der Alten eine hier sehr überflüssige Gelehrsamkeit gehäuft hat, Hr. Wurzer's bekannte Gründe für die Behauptung, daß hochgelegene, geräumige, nicht überfüllte und nicht eingeschlossene, mit Bäumen und andern Pflanzen besetzte Kirchhöfe, in denen die Leichen tief genug in der Erde begraben liegen, unschädlich seyen. Das Begraben in den Kirchen billigt auch er nicht. Von den meisten Gründen, die Hr. K. selbst hinzugefügt hat, dürfte er sich schwerlich vielen Eingang versprechen können. So z. B. sagt er S. 16.: „daß das tägliche und stündliche Anschauen der Gräber, welche man auf den Kirchhöfen in Städten vor Augen hat, die Furcht vor dem Tode mindere, an der gewissen (die gewisse) Sterblichkeit erinnere, und also physischen und moralischen Nutzen habe, kann auch nicht gelengnet werden.“ (Bekanntlich giebt es kein sicheres Mittel, den Eindruck von Gegenständen, wie Kirchhöfe u. dgl., zu schwächen, als den täglichen Anblick derselben. Von Tausenden, die in einer Stadt an einem Kirchhofe vorübergehen, denkt gewiß kaum einer an den Tod.) — Oder S. 18. „Begräbnisse in Städten und bewohnten andern Oertern waren also schon seit den ältesten Zeiten nicht ungewöhnlich, und hatten den Beyfall mehrerer für ihr Zeitalter aufgeklärten Völker; seit dem vierten Jahrhundert wurden sie auch in der Christenheit durchgehends eingeführt, indem man die Gräber nahe bey den Kirchen wählte, und deswegen diese Plätze Kirchhöfe oder auch Gottesäcker nannte. Ich ziehe nun daraus die Folge: daß ein solches Begraben in Städten und bewohnten Oertern auf

Kirchhöfen nicht so ungesund und gefährlich für die Lebendigen, (Ist denn je behauptet worden, es sey für die Todten gefährlich und ungesund?) seyn müsse, als man in unsern Zeiten glauben will; denn sonst würde man diese Art der Begräbnung längst abgeschafft haben. (Diese Schlußfolge, mit welcher der Haufe jeden verjährten Mißbrauch zu beschönigen sucht, sollte sich am wenigsten ein medicinischer Volkschriftsteller erlauben. Um ganz ein Beyspiel aus der Nähe des Gegenstandes herzunchmen, so ist durch jenes Deräsonnement auch das doch so anerkannt häufig schädliche, Taufen der Kinder in den Kirchen entschuldigt.) Doch genug! Das Hauptargument für die Unschädlichkeit der Kirchhöfe bezieht sich auf Hn. Wurzer's eudiometrische Versuche, durch welche bewiesen werden soll, daß die Luft auf den Kirchhöfen nicht schlechter sey, als in andern Gegenden. Allein bey der bekanntlich so sehr mangelhaften Beschaffenheit unserer Eudiometer, und bey unserer anerkannt noch so mangelhaften Kenntniß dessen, was die Atmosphäre der Gesundheit nachtheilig machen kann, ohne sich auf das Verhältniß der Gasarten, aus denen sie bestet, zurückführen zu lassen, ist dies Argument von wenigem Gehalt. Oder würde Hr. K. daraus, daß einer der zuverlässigsten Experimentatoren (Hr. v. Humboldt) fand, daß Stubenluft, nach den vielfältigen Versuchen, die er mit dem Fontanachen, Rebrüfchen, Morveauschen und Scheelchen Eudiometer anstellte, nicht 0.001 weniger Sauerstoff als die Luft im freyen Felde am heitersten Frühlingsmorgen hatte, schließen wollen: folglich sey die heitere Morgenluft im freyen Felde der Stubenluft fast gar nicht vorzuziehen? — Und wenn auch nur die Mißbräuche enger, eingeschlossener, überfüllter Kirchhöfe mit nicht hinlänglich tiefen Gräbern, und besonders das abcheuliche Begraben von Leichen in den Kirchen (das beynahe unvermeidlich eine Folge des Begrabens neben den Kirchen ist) durch das Entfernen der Kirchhöfe aus den Städten und Dörfern zu erreichen stände, wäre denn nicht der Gewinn schon groß genug?

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. October 1802.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Perthes: *Beyträge zur Kritik der Feuerbachischen Theorie über die Grundbegriffe des peinlichen Rechts*, von Anton Friedrich Julius Thibaut, ordentlichem Professor des Rechts in Kiel. (jetzt zu Jena.) 1802. 104 S. 8. (10 gr.)

Zwei nur wenige Bogen! — doch wufste Rec. zum Voraus, daß in denselben nichts Gemeines enthalten seyn könne. Dafür bürgte ihm der Namen des Vf. und der Namen dessen, welchem sich der Vf. vor dem Publikum gegenüber stellte. In diesen nicht geringen Erwartungen hat Rec. sich keineswegs getäuscht gefunden, und aus voller Ueberzeugung kann er das Urtheil fällen, daß unter allen literarischen Erzeugnissen, welche die vergangene Oster Messe dem Criminalisten geliefert hat, keines an Wichtigkeit und Interesse für die Wissenschaft mit diesen wenigen Bogen verglichen werden könne.

Was Rec. am meisten auffiel, ist, daß Hr. T. in dem Hauptgrundsatz der Nöthigung durch psychologischen Zwang ganz mit Hn. F. übereinstimmt und mit diesem annimmt, daß ein vernünftiges Criminalrecht nur allein von jenem Grundsatz ausgehen könne, und eine Strafe zur Praevention etwas widersprechendes sey. Nach dieser Voraussetzung hätte Rec. das Urtheil über die F. Theorie keineswegs erwartet, welches Hr. T. durch die Worte ausspricht: „Nach meiner Ueberzeugung hebt sich diese Theorie, wie sie itzt von Hn. F. entwickelt ist, in manchen Theilen durch sich selbst auf; sie widerspricht in andern Punkten den Vorschriften des positiven Rechts, und leidet, wenn sie mit voller Consequenz durchgeführt wird, zu manchen Resultaten, denen eine weise Gesetzgebung, welche die wirkliche Welt und den Zweck des Ganzen nicht aus dem Auge verliert, nie unbedingt ihren Beyfall wird ertheilen können.“

Um dieses Urtheil zu belegen, unterwirft der Vf. zuerst den von Hn. F. aufgestellten Begriff der bürgerlichen Strafe seiner Kritik. Er tadelt es, daß Hr. F. die *Androhung des Strafübels durch das Strafgesetz* und die *Richtung des Strafgesetzes gegen eine Rechtsverletzung* als nothwendige Merkmale dieses Begriffs angegeben habe, da doch dieses nur Merkmale der gerechten bürgerlichen Strafe, nicht Merkmale der bürgerlichen Strafe überhaupt seyen; und der Gesetzgeber bekanntlich auch Hanlungen, welche gar keine Rechtsverletzungen enthielten, verpö-

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

nen könne. Nach dem Titel der Schrift hätte man wohl dergleichen Ausstellungen, welche im Grunde die Feuerbachische Strafrechtstheorie, wenn sie auch gegründet wären, in ihren wesentlichen Bestimmungen gar nicht berühren, nicht erwarten sollen, Rec. glaubt aber überdies, daß Hr. F. hier sich sehr wohl gegen den Tadel des Vf. rechtfertigen könne. In einer Rechtslehre, sey sie allgemein oder positiv, kann jeder Begriff nur insofern er für die Rechtslehre Realität hat, aufgestellt werden, und es kann daher in einer Theorie, der alles Strafrecht aus der, zum Schutze des Rechts nothwendigen Verbindung der Illegalitäten durch psychologische Nöthigung hervorgeht, der Begriff der Strafe nicht anders gebildet werden, als wie ihn Hr. F. gebildet hat. Daß die nicht für die Rechtslehre allein gebildete, Sprache eine weitere Bedeutung des Begriffes kennt, kann den Rechtslehrer nicht kümmern, wenn nur der von ihm aufgestellte Begriff kein Merkmal enthält, welches den durch den Sprachgebrauch bestimmten Merkmalen dieses Begriffes widerspricht. Uebrigens wird Hr. F. gerne Hn. T. zugeben, daß in dem Staate manche Handlung bey Strafe verboten werden könne, welche nicht als Verletzung der Rechte der Menschen, wie sie außer dem Staate gedacht werden müssen, betrachtet werden könne; allein er wird behaupten, daß dann diese Handlungen als einem, durch die Begründung des Staats entstandenen Rechte desselben widersprechend und daher doch als Rechtsverletzungen betrachtet werden müßten.

Dem Gefagten zufolge kann Rec. keineswegs Hn. T. beystimmen, wenn er die Feuerbachschen Behauptungen: *ein homicidium in volentem commissum ist als Verbrechen eben so undenkbar, als eine injuria in volentem commissa*; — an einem Infamen kann keine Injurie, an einem Menschen, der zum Tode verdammt ist, kein Mord begangen werden; — für Deutschland kann kein Verbrechen begangen werden an denjenigen, die keine Reichsbürger sind, und außerhalb Deutschlands Grenzen verletzt werden, — verwirft. Zwar giebt Rec. gerne zu, daß wenn man unter dem Infamen, mit Hn. Hübner, nicht den ganz Ehrlosen versteht (wie es doch Hr. F. sicher verstanden hat), der Infame allerdings injuriert werden könne, weil er dann noch Rechte auf Ehre hat; auch ist Rec der Meynung, daß allerdings ein homicidium an dem Einwilligenden begangen werden könne, weil, wie Hr. T. sehr richtig sagt, die Einwilligung zur Aufhebung aller Rechte = 0 ist; allein eben dieser von Hn. T. gebrauchte Grund hätte ihn überzeugen sollen,

N

len, daß bey *veräußerlichen* Rechten, wo jene Einwilligung nicht = ist, nicht dasselbe behauptet werden könne; — denn würde er den Grund, warum das *invito domino* zum Begriffe des Diebstahls gehört, gefunden und eingesehen haben, daß das: *volenti non fit injuria* nicht, wie er glaubt, Folge des bey Injurien statt findenden *accusatorischen* Verfahrens, sondern vielmehr Folge der unerschütterlichen Wahrheit sey, daß der Staat, der durch Strafen veräußerliche Rechte, auch wider Willen der Berechtigten, schützen wollte, sich an dem wesentlichen Charakter des Rechts, daßs er und seine ganze Existenz der Willkür des Berechtigten unterworfen sey, veründigen würde — Der Grundsatz: daß an einem Fremden außer Deutschland kein Verbrechen für Deutschland begangen werden könne, ist, wenn gleich Rec. darum, weil er überhaupt nicht von Hn. F. Strafrechtstheorie ausgeht, denselben für unrichtig hält, doch in der Feuerbachischen Theorie unumstößlich und ein Beweis von F. bekannter Consequenz. Denn so wenig Deutschlands Gesetzgeber die Rechte des Chinesen in China anerkennen und bestimmen können: so wenig kann ihre, zur Verhinderung der Verletzungen von ihnen anerkannter Rechte bestimmte Strafdrohung auf eine, gegen den Chinesen in China vorgenommene Handlung gerichtet seyn. Nur Chinas Strafgesetze können in China Verletzungen des Chinesen verhindern sollen und nur Chinas executive Staatsgewalt hat das Ansehen verletzter chinesischer Gesetze gegen den Uebertreter aufrecht zu erhalten.

Weit treffender, als dasjenige, was Hr. T. gegen den Feuerbachischen Begriff der Strafe erinnert hat, scheint Rec. die darauf folgende Kritik der von Hn. F. aufgestellten Gründe der absoluten und relativen Strafbarkeit. So sehr es auch, wie Hr. T. nicht abläugnet, zu Feuerbachs bleibenden Verdiensten um das Criminalrecht gerechnet werden muß, daß er die moralische Imputationslehre mit dem glücklichsten Erfolge aus dieser Wissenschaft verbannt hat: so hat es doch Rec. von jeher gesehenen, als ob Hr. F. in der Bekämpfung der sogenannten Freyheitstheorie zu weit gegangen sey, und als ob die Freyheit, wie sie in dem Bewußtseyn des gemeinen Lebens erscheint — nämlich als das Vermögen der Wahl zwischen entgegengesetzten Willensbestimmungen (Willkür) — in Ewigkeit an der Spitze aller Zurechnungstheorien stehen müsse. Rec. muß daher auch ganz mit Hn. T. übereinstimmen, wenn dieser behauptet, daß in der Feuerbachischen Theorie, welche den Menschen als bloßes Naturwesen betrachtet, aller Begriff von eigentlicher *Schuld* hinwegfallen und jeder Delinquent, welcher gestraft werde, als Märtyrer betrachtet werden müsse; denn jedes begangene Verbrechen ist, von den Voraussetzungen dieser Theorie consequent weiter gefolgert, Beweis, daß der Verbrecher den stärkeren Antrieben zu dem Verbrechen habe folgen müssen, und zwar darum habe folgen müssen, weil der Staat geirrt, und, vermöge

eines falschen Calculs, einen Gegenreiz gegen das Verbrechen gesetzt habe, welcher in Vergleichung mit dem nun wirklich statt gefundenen Reize zur Begehung desselben als unbeträchtlich und daher als nicht bestimmend zu betrachten sey.

Das Scharffinnigste in dieser Kritik ist, nach Rec. Urtheil, dasjenige, was der Vf. über die Gründe der relativen Strafbarkeit und vorzüglich über die Anwendung derselben bey unbestimmten Strafgesetzen sagt. Rec. meynt indessen hier nicht dasjenige, was der Vf., um zu beweisen, daß F. sich durch Philosphie am positiven Rechte veründigt habe, vorbringt; denn hier mag wohl F. — was auch von einzelnen Behauptungen scheinbar entgegenstehen mag — im Allgemeinen nicht so sehr abweichend von dem Vf. denken (wie der §. 113. des Feuerbachischen Lehrbuchs Rec. anzudeuten scheint); dagegen aber glaubt Rec. mit Recht, jenes Urtheil von demjenigen fallen zu müssen, was Hr. T. sagt, um darzutun, daß Hr. F. die Rücksicht auf das positive Recht bestimmt habe, in der philosophischen Entwicklung seiner Theorie mitunter inconsequent zu werden. So ist es allerdings sehr scharffinnig, wenn Hr. T. sagt, daß in der Feuerbachischen Theorie keineswegs geradezu eine grössere Strafbarkeit der *dolosen* als der *culpösen* That, und eine grössere Strafbarkeit der *grossen*, als der *geringeren culpa* behauptet werden könne, weil derjenige, welcher nur einigermaßen zur Nachlässigkeit inclinire, weit leichter eine einzelne gesetzwidrige Begierde niederschlagen, als in der steten Spannung leben könne, welche dazu gehöre, um die unendliche Menge von Neigungen, welche seine *Besonnenheit* stören und ihn, zumal zur Begehung nicht leicht vorauszufehender Illegalitäten führen könnten, beherrschen zu lernen. Weniger treffend scheint es Rec., wenn H. T. behauptet, daß Hr. F., insoferne er *subjective* Gründe der Strafbarkeit annehme, den *objectiven* Maassstab für die Strafbarkeit ganz und gar aufgeben müsse, weil Abschreckung nur zur Befiegung der Impulse zum Verbrechen nothwendig sey, diese Impulse aber in der *Schädlichkeit* der Handlung — als dem Princip für den *objectiven* Maassstab — keineswegs lägen. Hier hat wohl der Vf. Hn. F. bloß missverstanden; denn, wenn gleich in der Schädlichkeit der That freylich nicht die Impulse zum Verbrechen liegen: so ist es doch diese Schädlichkeit ganz vorzüglich, welche, nach psychologisch richtigen Grundsätzen, über die Grösse der, äußerlich selten erkennbaren Impulse zu dem Verbrechen Aufschluß zu geben vermag, da, wenn auch für den rohesten Menschen in der Grösse des Andern zu stiftenden Schadens natürliche Abhaltungsgründe von der Bestimmung zur That liegen, die Neigung zu dem Verbrechen nur so grösser seyn muß, je stärker diese Abhaltungsgründe sind, welche bey der dennoch statt findenden Bestimmung zu der That nicht geachtet werden.

Ganz aus des Rec. Seele dagegen geschrieben ist das, was Hr. T. am Ende seiner Abhandlung noch gegen Hn. F.'s Theorie erinnert, daß nämlich diese Theorie, consequent ausgeponnen, nothwendig zu *Dracos* Sytem hinführen müße, — daß nach ihr der Regent die *größten* Strafen auf *jedes* Verbrechen setzen *müße*; denn wozu Modificationen der Strafe nach der Verschiedenheit der Impulse, da der rechtliche Mann, der kein Verbrechen begehen will, durch das härteste Strafgesetz — welches ja mit ihm nichts zu thun hat — nicht beleidigt wird, der wirkliche Verbrecher aber durch die begangene That, und wenn sie auch noch so gering ist, zeigt, daß selbst die stärkste, im Gesetz angedrohte Strafe für ihm kein Abhaltungsgrund seyn könnte, seine Impulse zu dem Verbrechen also stärker, als der höchste mögliche Gegenreiz durch Strafe, waren, folglich dasselbe diese stärkste Strafe — wenn nur in dieser Theorie überhaupt von Schuld geredet werden könnte — gewiß reichlich verschuldet habe? — Man sollte denken, daß diese für jedes Gefühl schneidenden Resultate, auf welche eine consequente Folgerung aus dem *Feuerbach'schen* Strafrechtsprincipe, nach Hn. T. Ueberzeugung, hinführen muß, den Vf. zu einem Mißtrauen gegen die Wahrheit und rechtliche Realität dieses Princips hüten bestimmen müssen. Allein dies ist nicht geschehen! Der Vf. erkennt vielmehr das *Draconische* System als das völlig rechtliche an und behauptet, daß alle nothwendigen Beschränkungen desselben nur von außen — durch die nothwendige Rücksicht nämlich, nicht durch die Ausbildung des einen Gewaltzweiges im Staate den andern Eintrag zu thun — gegeben würden. War etwas im Staate, den Genuß zu verbittern, welchen Rec. die Lectüre dieser Blätter gewährte: so war es dieser Schluss. Dem Rechte dienen alle Staatsgewalten; das Recht kann keiner dienen und um keiner willen auch nur das geringste von seinen Forderungen nachlassen. Rec. ist aber überzeugt, daß der wahren Rechtstheorie das *Draconische* System eben so fremd sey, als ein System, welches durch die Vernichtung aller Freyheit die Störungen der Freyheit aufzuheben suchen wollte, — er ist überzeugt, daß sich allerdings ein Strafrecht ableiten lässe, in welchem die Modificationen der Strafen durch die rechtliche Ableitung selbst begründet, nicht von außen erborgt werden; — er darf indessen nicht vergessen, daß hier der Ort nicht ist, diese Behauptung durch den wirklichen Versuch zu erweisen.

LIPZIG, b. Tauchnitz: *Ueber die Grenzen des Philosophirens in einem Systeme der Strafrechtswissenschaft und Strafgesetzkunde.* Gegen Herrn Professor Feuerbach, von D. Karl August Tittmann, kurfürstl. sächsischem Ober-Consistorial-Rathe in Dresden, 1802. 84 S. 8. (7 gr.)

Dieses Schriftchen ist gegen dasjenige gerichtet, was Hr. Feuerbach in seiner *Revision* etc. S. 176 ff. über die Grenzen des Philosophirens in der positiven

Rechtswissenschaft gesagt und zum Theile Hn. Tittmanns Behauptungen in dem *Versuche über die wissenschaftliche Behandlung des peinlichen Rechts* S. 54 ff. entgegengesetzt hatte.

Daß nur der Rechtsphilosoph im Stande sey, das positive Recht mit Glück zu bearbeiten, darüber ist kein Streit, und kann keiner seyn; denn da alles positive Recht im Grunde nichts anders, als ein individualisiertes Naturrecht — eine objectiv dargestellte, mehr oder minder einseitige Ansicht des Allgemeingültigen ist, so ist es von selbst klar, daß der Geist des positiven Rechts von demjenigen nicht ergriffen werden könne, welchem das verborgen ist, was allem Positiven zum Grunde liegt, und was durch dasselbe objectiv dargestellt werden soll. Allein darüber, ob dem positiven Rechtslehrer seine Kenntniss des Allgemeingültigen nur zur Auffassung des Geistes des positiven Rechtes dienen, oder ob derselbe durch seine Ansicht des Allgemeingültigen sich berechtigt fühlen dürfe, über das positive Recht zu herrschen, und der Wissenschaft zu Liebe Theile der Ansicht des positiven Gesetzgebers wegzulassen, weil seine Ansicht nicht zu gleichen Bestimmungen ihn leitet, — dies ist die Streitfrage. Hr. T. scheint das Letztere zu glauben, denn sonst könnte er nicht S. 50 behaupten, „daß der Bearbeiter der Strafrechtswissenschaft Missethaten im Systeme übergehen dürfe, sobald sie nach dem Begriffe der Wissenschaft als Gegenstand derselben nicht angesehen werden könnten, und daß ihn der Umstand, daß diese Missethaten in den positiven Gesetzen aufgeführt würden, keineswegs binden könne.“ Hierin nun hat Hr. T., nach Rec. Meynung, offenbar Unrecht. So wie der Historiker zwar nur dann pragmatischer Geschichtschreiber werden kann, wenn er den Geist der Geschichte aufzufassen vermag, wenn er mithin die Ideale kennt, welche die Tendenzen des Strebens der Menschheit bestimmen, diese Kenntniss aber denselben nicht verleiten darf, uns die, durch minder glückliche Auffassungen des Zweckes misgeleiteten Versuche der Menschheit vorzuenthalten; so muß auch der positive Jurist, welcher durchaus pragmatischer Geschichtschreiber seyn soll, uns die ganze Ansicht des positiven Gesetzgebers *vollständig* und *rein* mittheilen — und seine Rechtsphilosophie — die im Grunde *idealistisch-positives* Recht ist — darf ihm nur *dienen*, um jene Ansicht *lauter* aufzufassen, keineswegs aber, um dieselbe gewalthätig zu *modern*.

Dies scheint Rec. die eigentliche Divergenz zwischen Hn. Feuerbach und Hn. Tittmann zu seyn, und in Ansehung dieser muß Rec., nach dem Gesagten, sich für ersteren erklären; — alles Uebrige, worin Hn. T. noch anderer Meynung, als Hr. F. zu seyn glaubt, scheint Rec. nur die Methode der Bearbeitung des positiven Rechts zu betreffen. Hier lassen sich allerdings zwey sehr verschiedene Methoden denken. Man kann die einzelnen positiven Bestimmungen hinstellen und aus ihnen den Geist, welcher in ihnen lebt, entwickeln — also von dem Einzelnen

nen zu dem Allgemeinen hinaufsteigen; — man kann aber auch umgekehrt verfahren, die einzelnen positiven Gesetze entstehen lassen und dadurch dieselben genetisch erklären. Die letztere Methode scheint Rec. diejenige zu seyn, welcher Hr. T. den Vorzug einräumt. Sie empfiehlt sich auch dem Lehrer vorzüglich, obgleich derselbe, um sie mit Glück anwenden zu können, wohl erst den andern Weg wird eingeschlagen haben müssen.

Ehrenvolle Erwähnung verdient es übrigens, daß Hr. T. durchaus ruhig und ohne Ausfälle und Persönlichkeiten streitet, welches eine um so angenehmere Erscheinung ist, je mehr man sich schon daran hat gewöhnen müssen, bey literarischen Streitigkeiten zu bemerken, daß die Kämpfer, bey hoher einseitigen Bildung, dennoch in gar mancher Hinsicht nur *gemeine Menschen* sind.

### KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, in d. Dykischen Buchh.: *Allwin und Theodor*. Ein Lesebuch für Kinder. 1802. 167 S. kl. 8. (14 gr.)

„Um Kinder zu Männern zu bilden, sagt der ungenannte Vf. in dem für erwachsene Leser geschriebenen Vorbericht, um sie der Geistesstärke zu entreißen, die schon darum erniedriget, weil sie nicht erhebt, muß man mit ihnen männlich sprechen. Man muß ihre Einbildungskraft zu beleben, man muß die Selbstthätigkeit ihres Gemüths zu erwecken suchen, und, indem man ihnen die Natur und den Menschen in heiteren und gefälligen Gestalten zeigt, oder indem man sie zur Anschauung des Unendlichen führt, worauf die ganze Menschheit ruht, muß man die reinen Quellen eröffnen, aus denen Religion und Andacht entspringt.“ Diesen schönen Zweck auf diese Weise zu befördern, ist vorliegendes Buch bestimmt. Wir wüßten seit langer Zeit keine Kinderschrift, welche wir mit so vieler Befriedigung gelesen, und einer ausgezeichneten Empfehlung so würdig geachtet hätten, wie die gegenwärtige. Ueberall sieht man ein warmes, für Humanität, Religion und Menschenwohl höchst empfängliches Herz mit einem reinen, einfachen und wahrhaft kindlichen Sinne gepaart; überall zeigt sich in der Darstellung ein so zartes Gefühl fürs Schickliche, eine so natürliche und lebendige Anmuth, daß man, obgleich der bescheidene Vf. seinen Namen verschwieg, doch leicht ein sehr vorzügliches Talent wahrnimmt, welches in der Schule der Griechen gepflegt und ausgebildet wurde. Tägliche Erscheinungen der Sinnenwelt, auffallendere Natur- und Weltbegebenheiten, oft auch schlichte Geschichten des Tages, welche zu einem kleinen,

gefälligen Ganzen geordnet sind, geben den Stoff zu mannichfaltigen Belehrungen her, die ein gutdenkender Vater seinen beiden Söhnen, Allwin und Theodor, ertheilt. Kräftig wird darauf hingearbeitet, daß das Streben nach dem Idealischen befördert, der kindlichen Einbildungskraft eine schickliche Nahrung dargeboten werde, daß das Kind das Bedürfnis fühlen lerne, in sich selbst hinaufzusteigen, und sich durch eigenes freyes Denken, Träumen und Dichten über die enge Sphäre zu erheben, mit der es die Sorgfalt seiner oft allzu beschränkten Erzieher umspannt hat. Wie der Inhalt, so ist auch die Form mannichfaltig, und schützt, selbst bey alltäglichen Gegenständen, vor Ermüdung, der lästigen Gefährtin jeder Eintönigkeit. Gespräche, Erzählungen, Gedichte, Bruchstücke aus Tagebüchern, kurze moralische Reden u. s. w. wechseln in anmuthiger Varietät mit einander ab, verbunden unter sich durch Einen leichten Faden, welcher den kleinen Roman zusammenhält, und harmonisch durch die gleiche Tendenz, das Gemüth zu einem reinen und uneigennützigigen Wohlgefallen zu erheben. — Eine ausgehobene Stelle wird, was wir vorhin über das Einzelne urtheilten, dem unbefochenen Sinne deutlicher machen. „In Oken erhob sich der Mond und schwamm, wie ein leichter Nachen, in dem Widerscheine des Abendroths. Die Kinder zeigten ihn ihrem Vater. „Wie schön und zart ist er, sagte Allwin; so sieht er nicht immer aus.“ „Er ist in seiner Kindheit, erwiederte der Vater. Mit jedem Tage wird er wachsen, und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken, und er wird sein Angesicht, gleichsam trauernd verbüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen, und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden.“ „Ich verstehe nicht, was du meynst“, sagte Theodor. „O ja! sieh Allwin ein; ich weiß, was du sagen willst. Der Mensch nimmt auch zu und ab; er glänzt eine Zeitlang über der Erde, dann verschwindet er, und wird im Grabe verborgen.“ „Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?“ sagte der Vater. „Diese weiß ich nicht zu deuten.“ „Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen, fuhr der Vater fort; kein Leben ist noch glänzend und heiter über die Erde hinweggezogen; jedes hat seine trüben und düstern Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen diese Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich.“ — Auch das Außere der Schrift ist sehr empfehlend.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 14. October 1802.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, b. Perthes: *Versuch einer theoretisch-praktischen Anleitung zur Bergzeichnung mit besonderer Hinsicht auf richtigen Zusammenhang der Höhen, Thäler und Ebenen. Nebst einer kleinen Abhandlung über Karten und Situationspläne.* Von dem Königl. Dänischen Generalquartiermeister, Generalmajor von Binzer. 1802. 52 S. 4. Mit fünf Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Beide Abhandlungen sind zunächst zum Leitfaden bey militärischen Vorlesungen entworfen. Der Vf. geht, wie sehr natürlich, von der Beschaffenheit der Erdoberfläche aus, und findet Berge, Thäler und Ebenen; und da die Berge theils Erdberge, theils Felsenberge, theils aber auch aus beiden vermischet sind: so zerfällt alle Bergzeichnung in Erdbergzeichnung, Felsenbergzeichnung und vermischte Bergzeichnung; von diesen aber handelt er nur vorzüglich die erste Gattung ab, und die Felsenbergzeichnung wird für eine andere Gelegenheit aufgespart. — Die Theorie der Bergzeichnung des Vfs. im ersten Abschnitte, gründet sich auf folgende Annahmen: durch die Länge der Striche, oder vielmehr durch die Breite der mit Strichen bezeichneter Fläche wird die Horizontalbreite der Abdachung bestimmt, und durch die Stärke und Schwäche der Striche bezeichnet man die Stärke (Größe) der Abdachung oder vielmehr den Winkel derselben, so daß Länge und Stärke der Striche zusammen genommen, den Ausdruck für die Höhe und Abdachung eines Berges geben. Hierauf geht der Vf. alle Stufen von Erhöhungen und Vertiefungen durch, und erläutert alle angenommenen Fälle durch Zeichnung. Schatten und Licht im malerischen Verstande (eigentlich Schlaglichtern) wird deswegen durchaus vermieden, weil sonst eine flache Abdachung, welche nach der Schattenseite hinliegt (gegen das hier angenommene System) leicht ein steiles Ansehen erhalten könnte. — Das was der Vf. durch Stärke und Schwäche der Striche zu erreichen sucht, und was in der Wirklichkeit schwer zu erreichen ist, suchen andere durch Stärke und Schwäche der Tiefen leichter zu erreichen. Alles was übrigens von der Bergzeichnung gesagt wird, ist wahr und gut, und verdient von Seiten der Situationszeichner alle Beherzigung. Nichts kann wohl wahrer seyn, als die Behauptung, daß man nach einer richtigen Bergzeichnung im Stande seyn muß, die wahrscheinliche Beschaffenheit einer Gegend durch Profilinien auszudrücken; auch ist ge-

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

gen die zur Prüfung einer gezeichneten Situation angeführten Grundsätze nichts einzuwenden, da sie aus der natürlichen Beschaffenheit der Erdoberfläche selbst hergenommen sind. Nach diesen Grundätzen sind eine Menge Profile aus den mitgetheilten Situationen entworfen.

Der zweyte Abschnitt enthält einen sehr bestimmten und deutlichen Unterricht über den Begriff der verschiedenen Arten von Karten und über die Situationspläne, worin man zugleich über die sogenannten Croquis, ihre Absicht, den Entwurf etc. viel Lehrreiches findet.

So viel Genugthuung übrigens der schriftliche Unterricht des Vfs. Rec. gewährt hat, so wenig Befriedigung hat er in den Kupfertafeln gefunden. Ueberhaupt scheint sich der Vf. bey seiner Theorie der Zeichnung der Berge zu viel Gewalt angethan zu haben, denn die Darstellung fällt zu schwer aus; einem fertigen Zeichner aber ist es möglich, mehr Gefälligkeit in die Striche zu bringen, als es dem Kupferstecher (C. Jättnig in Berlin) möglich gewesen ist. Dies einzige abgerechnet, gehört dieser Versuch des bescheidenen und gelehrten Vfs. unter die besten und lehrreichsten Producte des topographischen Faches. Wenn der Vf. das militärische Publicum mit der versprochenen Felsenbergzeichnung beschenkt: so bittet Rec. (der ihr mit vielem Verlangen entgegen siehet), wenn es irgend möglich ist, meist Copieen aus der Natur zu liefern, weil diese weit besser unterrichten, als die schönsten eigenen Erfindungen.

BERLIN, im Verlage d. Vfs.: *Vorschriften zur militärischen Situations-Zeichnung.* Zum Gebrauche der Königl. Preussischen Militär-Erziehungsanstalten, entworfen von Marschall von Bieberstein, Major bey dem adelichen Cadetten-Corps. 1801. 12 Bl. 4. (1 Rthlr. 2 gr.)

Diese Sammlung von Vorschriften scheint der Bestimmung gemäß, und im Allgemeinen sehr zweckmäßig zu seyn, obgleich der schon geübte Situationszeichner manche seiner Wünsche nicht ganz befriedigt finden wird.

Von Pl. I. bis IV. findet man Zeichen oder Charaktere zu Wegen, Strassen, etc. Bächen, Flüssen, Seen, etc. zu Häusern, Dörfern, Städten und zu allgemeinen oder geographischen Kartenbezeichnungen; ferner einige Charaktere zu eigentlichen militärischen Gegenständen, als Palisaden, Wolfsgruben, Fladderminen etc. wie sie auf Situationskarten vor-

zu-



zukommen pflegen, und Truppenzeichnungen. Mit Pl. V. fängt die Bergzeichnung an. Eine allgemeine Figur vermittelst die Begriffe von Grundlinie, Fuß, Abdachung, Krone und Fläche der Berge, und enthält die Grundstriche von sanft bis senkrecht (lothrecht) mit den wichtigsten Zwischenstufen der Bergabdachungen, dann Muster, wornach sanfte Vertiefungen, Gründe, Zungen, Schluchten und Erdberge gezeichnet werden sollen. Pl. VI. giebt Vorschriften zu Abfätzen, Hängen, Kuppen, (abermaals) Gründen, Hohlwegen, Gräben und Tellen für die Erdbergzeichnung. Pl. VII. enthält die Vorzeichnung (Skizze) des Plans von Landeshut (in Schlesien) mit unterlegtem quadratischen Netze; die Situation selbst findet man auf Pl. VIII., nebst dem dazu gehörigen Maassstabe. Pl. IX. zeigt einen förmlichen Angriff einer Festung. Pl. X. gehört zur Felsengebirgszeichnung, und faßt theils einzelne Charaktere, theils eine ausgeführte Zeichnung des Felsengebirges unweit des Luciensteiges. Auf Pl. XI. sind Vorschriften zum Beschreiben und zum Auszeichnen eines Plans enthalten.

Da nirgends etwas von einer eigenen Theorie des Vfs, das Terrain zu charakterisiren vorkommt: so muß man sie ganz allein in der Stärke, Schwäche und Form der Striche suchen, was aber wohl nicht durchgängig Stich halten dürfte. Auch hat es der Vf. nicht für gut gefunden, überall Maassstäbe unter die Pläne zu zeichnen, was doch zur Beurtheilung der Zweckmäßigkeit und Proportionalität der Charaktere, besonders der Charaktere der Gradation, wesentlich erforderlich ist. Wie würden sich wohl die misgetheilten Bergcharaktere in sehr grossen Maassstäben ausnehmen? dürfte man wohl von ihrem Gebrauche die richtige Physiognomie der Erhöhungen und Vertiefungen über dem angenommenen Horizonte, in Absicht ihrer Neigung oder Abdachung, und die richtigen Entfernungen der verschiedenen Horizontalebenen über einander, vom Haupthorizonte, mit Zuverlässigkeit erwarten? Auch fallen in dieser Manier die Berge zu zeichnen, die schiefen Bergflächen zu glatt und folglich widernatürlich aus.

Mit Pl. IX. oder mit demjenigen, was über den förmlichen Angriff einer Festung gesagt wird, kann man keineswegs zufrieden seyn. Die Anordnung der Parallelen ist nach LeFebure oder LeFebvre. Warum man wohl nicht einsehen lernt, daß die LeFebvresche Methode des Angriffs nur für solche Werke paßt, welche vor das Hauptwerk der Festung vorpringen, wie etwa ein Hornwerk oder eine detafchirte Lunette, so daß also diese ganze Manier nichts anders ist, als eine Anwendung der Vauban'schen Form des Angriffs, auf einen besondern Fall? Die Communicationen (auf Pl. IX.) liegen zum Theil in Gründen oder Schluchten, und machen also Vertiefungen in Vertiefungen. Treffen sie in der Wirklichkeit auf Gründe oder Schluchten, welche nicht einfilirt werden können: so hören sie in diesen auf,

weil man eben durch sie schon gedeckt ist. Das Epaulement A ist von der Festung aus einfilirt, und überhaupt taugt die ganze Anordnung nicht viel. Schlechte Muster aber schaden, wenn auch nur darnach gezeichnet wird.

Musterhaft schön ist Papier, Zeichnung und Stich, und für den Unterricht das Vorzeichnen oder Skizziren der Plans, wie auf Pl. VII. nachahmungswerth.

Einiger gerügter Mängel ungeachtet, gehören diese Vorschriften zu den schönsten, die wir gegenwärtig besitzen; durch treue Nachzeichnung derselben, und durch einen damit verbundenen gründlichen Unterricht über die wahre Terraingestalt, kann der angehende Infanterie- und Kavallerieoffizier ein recht brauchbarer Situationszeichner werden.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Gemälde nach der Natur*, von C. W. Frölich. 1802. VI. u. 130 S. 8. (12gr.)

In dem ersten Versuche des selbstdenkenden Vfs. „über den Menschen und seine Verhältnisse“ Berlin 1792, erkannte man schon, bey aller Paradoxie, ein edles Streben nach dem Höchsten, nach dem Unendlichen. Dort war es auf Menschenbildung im Allgemeinen angelegt; in den Aufsätzen der vorliegenden Sammlung wird der Mensch größtentheils unter bestimmten Verhältnissen gedacht. Den Titel griff der Vf., wie er selbst gesteht, zufällig auf, vermuthlich nach dem ersten Aufsatz: *Ueber Gemälde nach der Natur*. Wahrheit der Darstellung ist ihr höchstes Gesetz. *Wodurch kann der Deutsche von seiner Vorliebe für ausländische Producte zurückgebracht werden?* Wir werden dahin gelangen, die Vollkommenheit des Auslandes auf ihren wahren Werth herabzusetzen, wenn wir unsere Denkkraft bilden, die Kräfte der Natur, welche bey der Bearbeitung ihrer rohen Producte angewendet und modificirt werden, erkennen, und so uns selbst die Fähigkeit verschaffen, ähnliche Producte zu liefern; also durch Nationalbildung, die von der Jugend ausgehen muß. Die schon gemachten Menschen aber, wie sich der Vf. ausdrückt, welche durch Wahrheit nicht zu leiten sind, müssen durch Gesetze (wir möchten die Anwendbarkeit und Güte der vom Vf. vorgeschlagenen nicht verbürgen) abgehalten werden, sich ausländischer Erzeugnisse zu bedienen, bis die von Vorurtheilen geblendete, Volksmenge der zur Mündigkeit im Urtheilen verholtenen, sorgfamer ausgebildeten Jugend Platz gemacht haben wird. Auf eine solche Jugendbildung soll nun ein theoretisches und praktisches Handwerksinstitut hinarbeiten, dessen schöner Plan in dem folgenden Aufsätze verzeichnet ist, welcher die Ueberschrift hat: *Was verursacht den Verfall des Handwerksbetriebes? und welches sind die Mittel zu dessen Aufhülfe?* Der nächste Aufsatz über *Sonntagschulen* spricht diesen das Urtheil, nach

nach den Zwecken des Sonntags, an welchem der Mensch durch leichte, freye, selbstgewählte Thätigkeit, des Thieres oder Geistes, seine Erholung Vorzugsweise erwartet. Auch der Knabe will sich seyn, und hast am Sonntag eine Sammlung seiner Gedanken in dem ernstlichen Schulhause. Sehr wahr! Aber der Vf. erwägt nicht die Umstände, Einschränkungen und Einrichtungen, unter welchen und durch welche solche Anstalten empfehlungswerth seyn können. Sie sind theils für junge Leute bestimmt, die in der Woche keinen ordentlichen Unterricht erhalten, oder ehemals nicht erhalten haben, und nun etwa in der Lehre das Versäumte nachholen müssen, und um der höhern Zwecke willen wohl etwas von ihrem Vergnügen aufopfern können; sie sind gewöhnlich, auf ein paar Stunden, am besten des Vormittags, eingeschränkt, die man ja auch wohl sonst zum Besuchen der Kirchen anwendet, ohne daß noch jemand aufgetreten wäre, der die sonntäglichen Gottesverehrungen als dem Zweck der Erholung zuwiderlaufend verrufen hätte; sie lassen sich endlich auch wohl so einrichten, daß sie im Ganzen mehr vergnügen als lästig sind. *Ein Resultat quengelnder (tändelnder) Erziehung.* Die Folgen der Verzärtelung an einem warnenden Beyspiel gezeigt, mit der Anwendung: Aeltern, die sich nicht geschickt fühlen, ihre Kinder zu erziehen, sollen sie nach dem achten Jahre dem Staat übergeben, und für jedes Kind eine Erziehungssteuer nach ihrem Vermögen entrichten. Diejenigen aber, welche ihre Kinder selbst erziehen, sollen für die Handlungen derselben in Rücksicht ihrer Fähigkeit zur Gesetzmäßigkeit bis zum 24sten Jahre, in Rücksicht aber auf die Angewöhnung, ihre Kräfte zu nützlichen Zwecken zu verwenden, zeitlich verantwortlich bleiben! *Der Säuger und sein Hund.* Anwendung vom Dressiren der Jagdhunde auf die Menschen, nicht ohne Bitterkeit. *Der Bauer an die Gelehrten.* Den letztern wird der Text gelesen, daß sie den Landmann *einfältig* nennen. *Giebt der Geizige gern?* Sehr gern, um sich und andere zu überreden, er sey nicht geizig, freylich nicht oft und nicht viel, aber doch gern. Dies kann doch nur in bessern Momenten geschehen, wo er sich selbst seines Geizes vor sich und andern schämt. *Nur eine schöne Seele darf sich einer schönen Kunst weihen.* Ein gemeiner Mensch, der Maler werden will, wird zurecht gewiesen und belehrt, daß er nur zum Copisten der Natur taue. Mißfallen hat uns folgende Stelle S. 106. „Ihr (Bürgerlichen!) seyd alle Kaufleute, treibt mit der Natur Handel, wollt, nein! wollt nicht, müßt immer von ihr baar und blank gewinnen!“ *Darf die Freyheit der Akademisten beschränkt werden?* Die Negativa wird einem Studenten in den Mund gelegt. Wissenschaft laße sich überall erwerben, nirgends aber sey wieder ein Ort, wo der Mensch, aller Vernunftschäften entledigt, sich frey auslegen, zu dem Gefühl seiner Selbstständigkeit gelangen, was er als Natur und Wahrheit anerkennt, ungeschmeichelt üben, und so sich einen bestimmten Charakter, und mit dielem eine gewisse Oberge-

walt über die Umstände zum Vortheil der Wahrheit aneignen dürfe. Die äußerste Gränzlinie der hier gebietenden Gewalt sey Recht und Unrecht und öffentliche Sicherheit; jede weitere Beschränkung sey vom Uebel. *Ueber den Einfluss der Geberdensprache auf gesellschaftlichen Frohsinn.* Zur guten Laune in einer Gesellschaft gehört, daß man sich sehe, vorzüglich ins Gesicht sehe, weil die Mimik zur Belebung der Gesellschaft so viel beyträgt. Dies wird angewendet auf das Fahren in Postwägen und auf eckigte Tafeln. *Antwort eines Fürsten auf die Klagen der Schullehrer über geringes Gehalt.* Gäben sich nicht die Menschen zu den elendesten Schullehrerstellen her, so müßte der Staat wohl von seiner Sparsamkeit lassen. *Klage eines Dienstboten über schlechte Herrschaften.* Sehr naiv! *Zur Idylle fehlt ihm das veine Ideal.* Unterhandlungen der Menschen mit den Thieren, wodurch letztere zur Abtretung ihrer Freyheit an die erkern bewogen werden, welches sie nachher zu spät bereuen. Die schlaue Ziege hatte das, was da kommen würde, richtig vorausgesagt: „Glaubt mirs, ich kenne den Menschen. Er allein hat Rechte; aufser ihm ist Pflicht; und ich erleb es noch, er eignet sich am Ende die ganze Erde an, uns mit, und was in und um der Erde ist, und noch an Erde entdeckt werden möchte. Auf Erde ist er sehr erhitzt. Und wir, was weiß ichs, wir sind dann Mierhlinge, Fremdlinge auf dieser unser aller Erde, verkauft, verlosset, wie ihr wollt, kurz ohne Recht.“

LEIPZIG, b. Barth: *Vorlegeblätter, oder methodischer Unterricht im Schönschreiben*, sowohl in der deutschen Current- und Kanzley- als auch der französischen und englischen Schrift. Zum Gebrauche für öffentliche Schulen und bey dem häuslichen Unterrichte entworfen und gestochen von Adolph Bergmann. *Erster Cursus.* 31. Blatt. 1801. *Zweyter Cursus.* 31. Bl. 1802. (2 Rthlr. 8 gr.)

In vieler Rücksicht zeichnen sich diese Vorlegeblätter vor mehreren andern calligraphischen Modellen zu ihrem Vortheile aus. Sie empfehlen sich nicht nur durch einen gemeinützigen und verständlichen Inhalt, durch deutliche und einfache Schriftzeichen, sondern auch durch den darin beobachteten Stufenangang vom Leichtern zum Schwerern, und vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Jedes Blatt des ersten Cursus enthält sechs, und späterhin vier einzelne, besonders numerirte kleinere Vorschriften, von welchen jede besonders auf Papp gezo-gen, als Vorlegeblatt gebraucht werden kann. Von Haar- und Grundstrichen wird zu einzelnen Buchstaben, welche nach ihrer Ableitung geordnet sind, und sodann zu kurzen Sätzen übergegangen, deren jeder einen für sich bestehenden nützlichen Gedanken, bald eine gute moralische Sentenz, bald eine historische oder naturhistorische Notiz etc., in eine, höchstens zwey Zeilen zusammengedrängt, enthält. Im zweyten Cur-

Aus nimmt jedes einzelne Vorlegeblättchen einen Raum von 4—7 Zeilen ein, deren Inhalt meistens aus der Tugend- und Anstandslehre genom-  
mene Sätze sind. In den Schriftzeichen des Hn. Bs. ist Deutlichkeit und Einfachheit unverkennbar; und nur zuweilen stößt man auf einen verunglückten oder gezierten Buchstaben. Musterhaft und wirklich elegant ist besonders die englische Schrift. Zwischen den Zügen im ersten und zweyten Cursus findet zwar eine Verschiedenheit statt: doch ist der Unterschied nicht so bedeutend, daß nicht beide nebeneinander bestehen könnten. Rec. hat zwey Exemplare von diesen Vorschriften vor sich liegen. In dem einen finden sich einige unangenehme Schreibfehler, als Ochse (Ochse), Zepra (Zebra), Nährgen (Märchen), Unmöchliches (Unmögliches), Messen st. Messer. In dem andern Exemplare aber herrscht eine richtigere Schreibart. Jeder, welcher den Unterricht im Schreiben zu leiten hat, und nicht selbst Schreibmeister und Calligraph von Profession ist, wird sich dieser Vorlegeblätter mit Nutzen bedienen können.

ster und eine Freundin, die nachher seine Gattin wurde, und er hat in gewissem Sinne recht, daß nichts geschickter ist auf mehrere zu wirken, als was recht genau auf Einzelne berechnet ist. Der Vf. schöpft aus mehreren neuen Büchern über die von ihm abgehandelten Gegenstände und auch aus dem Buche der Erfahrung. Was er giebt, wird zwar die Gattung von Leserinnen, welche an eine sehr gewählte und piquante Lectüre unserer besten Schriftsteller gewöhnt sind, in diesem Vortrage vielleicht nicht genug anziehen; aber Mädchen und Frauen von einer gewöhnlichen, schlichten Bildung werden, wenn sie Interesse für die wichtigsten Angelegenheiten ihres Geschlechts mitbringen, auch hier ihre Rechnung finden, wenn gleich die Einkleidung und der Vortrag nichts Glänzendes und Hervorstechendes hat. Wie in den meisten Büchern für Frauenzimmer, so finden wir auch hier S. 7. ff. die Anforderung der Natur an das Weib herausgehoben, daß es ändern zu gefallen suchen soll. Wozu man aber unmittelbare Neigung hat, dazu braucht es keiner besondern Anreizungen, die nur zu leicht zu Mißbrauch führen. Wenn sich das weibliche Geschlecht die Tugend erwirbt, die es liebenswürdig machen, so wird das Gefallen als Folge und Lohn des Guten nachkommen; es soll aber nicht das Ziel seyn, wornach man strebt, und warum man gut ist. Die Ausführung des Satzes S. 101. ff. „die Weiber sind nicht falsch, aber verschlagen“ hat uns sehr mißfallen. Das angehängte Verzeichniß von Büchern zur Bildung des weiblichen Geschlechts kann sehr vermehrt werden. Am meisten vermiffen wir Ewalds Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden, 2te Aufl. Bremen 1801, welche gleiche Tendenz mit der vor uns liegenden Schrift hat.

HANNOVER, b. Ritscher: *Väterliche Winke an junge Frauenzimmer* über ihre Bestimmung als Mädchen, Gattinnen, Hausfrauen und Mütter; allen edlen Töchtern Deutschlands gewidmet von Karl Rose. 1802. XIV. u. 230 S. gr. 8. (20 gr.)

Die Vorrede überzeugte uns von dem guten, wohlwollenden Herzen des Vfs. in höhern Grade als von seinen Schriftsteller Gaben. So gedehnt und schleppend ist der Vortrag. „Es sey, sagt der Vf., dieses Buch ein Handbuch, d. i. ein Buch, das man oft in die Hand nimmt, um daraus Belehrung und Ermunterung zum Guten, und Rath und Trost für sich zu schöpfen.“ Er schrieb es zunächst für eine Schwe-

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELEHRTHEIT. Schwalbach, (ohne Angabe des Verlegers): *Ueber Schwalbachs heilsame Quellen*; ein Versuch von Heinrich Fenner, Brunnenarzte zu L. Schwalbach. Der Stahlbrunnen. 1800. 78 S. 8. (4 gr.) Der Vf hat diese Abhandlung mehr für Layen, als für Aerzte, bestimmt, und sich daher sehr kurz gefaßt. Nach einigen vorläufigen Nachrichten von der Lage der Stadt Schwalbach, von den daselbst zur Bequemlichkeit der Curgäste getroffenen Einrichtungen, u. s. w. theilt er nur noch die wissenschaftlichen Notizen über den Gebrauch, die Anwendung und den Nutzen des dasigen Stahlwassers mit, verspricht aber zugleich, sich an einem andern Orte hierüber sowohl, als über die Bestandtheile dieses Mineralwassers, weitläufiger auszubreiten. Wir halten dafür, daß eine vollständige, beides mit einer guten

Analyse dieses martialischen Wassers, (das, außer kohlen-saurem Eisen, auch freye Kohlen-säure, Schwefel-säure, geschwefeltes Wasserstoffgas, Sauerstoffgas, Naron und Gyps in sich hat) und mit Beschreibungen der Heilkräfte und der Gebrauchsart desselben versehen, Schrift mehrerer Lesern sehr willkommen seyn wird, und wir ersuchen den Vf., das Versprechen, das er uns, in Hinficht eines solchen Werks, gemacht hat, zu erfüllen; aber wir setzen den Wunsch hinzu, daß er sich bey der Ausarbeitung derselben einer Schreibart bedienen möge, die dem Gegenstande, den er behandelt, angemessener, und weniger geziert ist, als die, in welcher er das vor uns liegende Werkchen verfaßt hat; denn Ausdrücke und Perioden, wie S. 19, 35, 53, 73. u. s. w., gereichen demselben gewiß nicht zur Empfehlung.

In der Recension von Hauswald's Tasso Nr. 287. sind folgende Druckfehler zu verbessern: S. 73. Zeile 19. ist nach *nähert* sich das Wort *daher* auszustreichen. Z. 35. st. *endlich* l. *nämlich*. S. 74. von. unter Z. 10. *seinen* l. *seinem*. S. 75. Z. 3. st. *nach seinem* l. *mit seinem*. Z. 21. st. *von Sternendiadem* l. *Im Sternendiadem*. S. 76. Z. 23. st. *vergrößern* l. *vergrößern*. S. 79. Z. 29. st. *pania* l. *paura*. S. 80. Z. 3. l. *E lampeggiar*. Z. 4. *chiaro sguardo*. Z. 6. *Ch'avea*.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. October 1802.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

**BRAUNSCHWEIG, b. Culemann: Kritische Geschichte der Operationen, welche die Englisch-combinirte Armee zur Vertheidigung von Holland in den Jahren 1794 und 1795 ausgeführt hat, von H. P. R. v. Porbeck, Premier-Lieutenant im Hochfürstlich Heft. Casselschen Garde-Grenadeir Regiment, und Quartiermeister-Lieutenant im Generalstabe. 1802. 8. (3 Rthlr.)**

Der Vf. hat sich vorgenommen, die Operationen der englischen Armee zur Vertheidigung von Holland kritisch darzustellen; er thut aber in Absicht des Materiellen mehr; er geht den ganzen Feldzug summarisch durch, und läßt sich selbst in den Operationen, welche auf die Vertheidigung von Holland keinen Bezug haben, zu Zeiten in das größte Detail, auf die unbedeutendsten Postengefächte ein; ein Umstand, der eine Folge einer zu großen Reichhaltigkeit seiner Materialien zu seyn scheint. Im Allgemeinen glaubt Rec. zwar nicht, daß man die Operationen der coalisirten Armeen im J. 1794 zur Nachahmung aufstellen könne; er hält sich aber fest überzeugt, daß der Rückzug der Englischen Armee weniger Vorwürfe, als der der übrigen, verdiene. Auch beweiset dieß der Erfolg. Sie war auf dem großen Rückzuge aus den Niederlanden bis hinter den Rhein immer die letzte, und litt dennoch am wenigsten. Das Gefecht bey Boxtel, bey weitem das größte, kostete außer einigen 100 Gefangenen, keine 150 Mann an Todten und Verwundenen. Wie groß war dagegen nicht der Verlust der Kaiserlichen an der Ourte und in andern Gegenden! Es ist sehr natürlich, daß man den unglücklichen Ausgang des Krieges den Heerführern zuschrieb, und daß man vorzüglich den Grund in der Unerfahrenheit der jüngern zu finden glaubte. Daß aber das Alter es hier nicht ausmacht, beweisen die französischen Generale, und dann waren ja auch die ältern der coalisirten Armeen nicht glücklicher, als die jüngern. Niemand wurde mehr getadelt als der Herzog von York. Daß er aber diesen Tadel nicht verdiente, glaubt Rec., der nie mit ihm im Verbindung stand, beweisen zu können. So lange er in den österreichischen Niederlanden war, stand er unzer der Curatel des kaiserlichen Haupt-Quartiers; er war eigentlich nichts mehr, als ein General eines abgeforderten Corps, welches durch die Führung des Ganzen seine Bestimmung erhielt. Er hatte überdem den Graf Meerfeld vom kaiserlichen General-Stabe bey sich,

A. L. Z. 1802. Vierter Band,

der selbst bey der Ausführung der Operationen seines Corps, in mancher Hinsicht Einfluß hatte. Das Unglück, welches ihn am 18ten May traf, war dem General Kinski, dem kaiserlichen Haupt-Quartiere und dem General Clairfayt zuzuschreiben. Dieß ist in den darüber publicirten zum Theil officiellen Berichten, jetzt der ganzen Welt vor Augen gelegt. Als er sich von der kaiserlichen Armee nachher trennte und nunmehr ein eigenes Commando hatte, litt er weiter keinen bedeutenden Verlust. Daß er mit der englischen Armee allein den Franzosen keine Schlacht lieferte, darüber wird ihm Niemand Vorwürfe machen, der es weiß, daß man dieser schon damals auswich, als noch die englische und kaiserliche Armee vereinigt war. Wie konnte er jetzt abgefordert eine Schlacht liefern, bey der leicht die Nord-, Samber- und Maafs-Armee sich zum großen Theil gegen ihn vereinigt seyn konnte. Selbst die holländischen Truppen vereinigten sich nicht mit ihm, und gingen immer früher, als die englische Armee, zurück. In dieser Lage konnte er nichts thun, als dem Feind sich entgegenstellen, so lange es, ohne die Armee zu compromittiren, möglich war, und dieß ist wirklich geschehen. Er befand sich noch an der Neethe, als die kaiserlichen Armeen schon die Maas passirt waren, und er vertheidigte noch die letzte, als die Kaiserlichen schon lange an dem rechten Ufer des Rheins sich befanden. Waren seine Positionen nicht sehr ausgefacht: so war doch das Ganze so combinirt, daß der Armee kein großes Unglück zustoßen konnte.

Dem Hn. Lieut. v. P. geht es wie den meisten jungen Schriftstellern unserer Zeit; sie fangen da an, wo man sonst aufhörte; sie eröffnen ihre literarische Laufbahn mit Kritiken von Feldzügen, welche den Beschluß machen sollten. Werden sie dadurch veranlaßt, nun die höheren Theile des Krieges zu studiren: so führt diese verkehrte Methode dennoch am Ende zum Zweck; ist dieß aber nicht der Fall: so ist denn auch nicht viel von ihnen für die Zukunft zu erwarten. Wir glauben dieß hier um so mehr sagen zu müssen, da der Hr. v. P. in dem gegenwärtigen Werke nicht gemeine Fähigkeiten und Kenntnisse verräth. — Ein Haupt-Fehler bey der Beurtheilung der Operationen der englischen Armee, ist aber hier dadurch entstanden, daß der Vf. nicht selten vergißt, daß der Feind das nicht wußte, was ihm im hessischen Generalquartier von der Stellung der englischen Armee und dem Terrain, auf dem sie sich befand, bekannt seyn konnte. Bey dem Calcul der Operationen ist es ein sehr großer Fehler, wenn

man immer glaubt, der Feind wisse die Lage, in der man sich befindet. Turenne macht in seinen Memoiren die Bemerkung, daß derjenige, der diesem Fehler sehr unterworfen wäre, nie Etwas Großes thun könnte. Die Beurtheilung und umständliche Beschreibung der Operationen der englischen Armee fängt von dem Zeitpunkte an, wo sie in das Lager bey Conticq rückt. Der Vf. tadelt hier die Stellung der verschiedenen Corps und der Haupt-Armee, und findet es unerklärbar, fehlerhaft und höchst gefährlich, daß die Armee hier so lange zubrachte, ehe sie gegen Holland ihren weitem Rückzug antrat. Allein das Verfahren des Herzogs von York erscheint in einem ganz andern Lichte, wenn man die nähern Umstände in Erwägung zieht. Die allgemeine Disposition des Rückzugs von kaiserlicher Seite entworfen, gieng nur bis hinter den Canal von Löwen. Der Herzog von York glaubte ohne Zweifel, hier wieder in Verbindung mit der kaiserlichen Armee zu treten, und höchstwahrscheinlich war seine Absicht die, mit dem Prinzen von Coburg die weitem Operationen zu concertiren, als er zu diesem zu reisen von der Armee gieng, aber ohne ihn zu treffen, wieder zurückkam. — Dieser Umstand machte, daß einige Tage in Ungewißheit verstrichen. Gleich von Anfang an waren Veranstaltungen getroffen, die Magazine von Antwerpen wegzuschaffen; aber es häufte sich jetzt hier alles, das Lazareth, ein großer Vorrath von Lebensmitteln und Fourage, und die erwarteten Schiffe kamen nicht zu rechter Zeit an. — Man weiß jetzt, daß die französische Parthey in Holland sie zurück hielt. Diefs war die Ursache, daß die Armee sich in dem Lager bey Conticq und an der Neethe bey Lior so lange aufhalten mußte. So gefährlich, wie der Vf. glaubt, war ihre Lage hier nicht. Sie war vom Feinde durch einen zwar nicht bedeutenden, aber doch immer nicht ohne Brücken zu passirenden Fluß getrennt. Das Terrain war durchschnitten, die Vorposten standen 2 bis 3 Stunden vor ihr, sie konnte sich also immer, ohne sich in ein Gefecht einzulassen, zurückziehen, wenn der Feind sie mit einem Angriff bedrohte. — Die vermeyntliche große Gefahr, welche durch das Umgehen des linken Flügels entstehen konnte, fand nur dann statt, wenn der Feind diefs zu thun im Stande war, ohne daß es die Armee erfahren konnte. Diefs war aber nicht der Fall. Die Corps und Detachements waren auf mehr als 6 Stunden links zur Beobachtung an der kleinen Neethe hinauf gestellt, und so lange sie nicht vertrieben wurden, konnte die Armee von dieser Seite her auf keine Weise in Gefahr kommen, sich schlagen zu müssen. Wäre es nicht von dem Herzog von York unverantwortlich gewesen, seine Krieges- und Mundbedürfnisse und seine Kranken dem Feinde in Antwerpen zu überlassen, ohne daß dazu ein zureichender Grund vorhanden war?

Bey der Erzählung der weitem Operationen fährt der Vf. auf die angefangene Weise fort; er findet allerwärts Etwas zu verbessern, und es scheint, als wenn er nur bloß Thatfachen erzählte, um sich Gelegen-

heit zu einer meistens sehr eigenen Art von Kritik zu geben. Er legt unter andern dem Herzog von York es zum Nachtheil aus, daß ihn in dem Lager bey Rosendal (das ist, wo die unter seinem Commando gestandenen Corps sich mit der Armee vereinigten) die Soldaten nicht alle gekannt haben. Ein anderer Vorwurf besteht darin, daß der Herzog, so wie auch die kaiserlichen Heerführer, nicht in Lagern campirten. Nicht selten tadelt er bitter und mildert hernach den Tadel wieder. Eine vorzügliche Kritik trifft die Vorposten. Um sowohl hierüber, als über die Operationen der englischen Armee überhaupt, richtig zu urtheilen, muß man einen Blick auf das Ganze werfen. Als der Herzog von York bey Mecheln seine Armee sammelte, war, wie schon erwähnt, sein Plan, nur dann eine Schlacht zu liefern, wenn es in Verbindung mit den Kaiserlichen geschehen könnte. Er hatte dazu die größte Hoffnung, wie wir jetzt aus den nachher bekannt gewordenen Verhandlungen wissen. Was blieb ihm bis dahin zu thun übrig? Holland bis zu dieser Vereinigung zu decken. Wie aber konnte diefs geschehen? Zerstreute er die Truppen in den nicht verproviantirten ungesunden Festungen: so war er außer Stand gesetzt, in der Folge den vorgesetzten großen Plan auszuführen, anderer Nachtheile nicht zu gedenken; stellte er die Armee hinter die Uberschwemmung in einer unangreifbaren Stellung: so wendete der Feind sich gegen nebenliegende unverfugte Festungen. Kein anderes Mittel blieb übrig, als sich dem Feinde entgegenzustellen, dabey aber eine Schlacht, so viel als möglich war, zu vermeiden. Diefs konnte aber nicht ohne weit vorgeschobene Vorposten geschehen. Hieraus läßt sich sehr wohl erklären, daß der Herzog dem Vorposten-Commandeur, dem General v. Hammerstein im Lager bey Breda den Befehl gab, mit den Vorposten weiter vorzugehen. Dieser General errieth auch sogleich den Plan des Herzogs, und traf in der Folge Anordnungen, welche demselben angemessen waren. Die Gefahr weit vorgeschobener Vorposten ist übrigens in der That nicht so groß, als der Vf. sich dieselbe vorstellt, wenn sonst die Anordnung nur gut ist, und ein Soutien von 10 bis 20 Esquadronen Cavalerie und einige Batterien reitender Artillerie nahe hinter denselben sind, wie es bey der englischen Armee der Fall war. Unbegreiflich ist es uns, wie diefs dem Vf. (nach seinen bestimmten Aeußerungen) unbekannt seyn konnte. Man kommt bey mehreren Stellen auf den Gedanken, der Vf. habe mehr im heftigen General Quartier Materialien zur Geschichte des Feldzugs gesammelt, als selbst die Stellungen und das Terrain, welche er beschreibt, gesehen. Auch viele Kritiken desselben hörte Rec. schon in der Armee von jungen Officieren, die nicht von den besondern Verhältnissen derselben unterrichtet waren, und nur nach Elementarbegriffen urtheilten. Der Verlust des Postens bey Boxtel war, wie schon erwähnt, fürs Ganze unbedeutend, und hatte überdem seinen Grund in Neben-Umständen, welche

in jeder Lage Unglücksfälle der Art herbeiführen können. Der General von Büding, ein junger, braver Mann, der vor Begierde, sich auszuzeichnen brannte, wollte an diesem Tage mehr thun als die Umstände, in denen er sich befand, gestatteten. Er nahm seine für einen Vorposten sehr zahlreiche Cavalerie zusammen, um mit ihr einen Streich gegen den, den Posten angreifenden, Feind auszuführen; der Plan war zwar wohl überlegt, aber er hatte bey demselben nicht darauf gerechnet, daß er mit der ganzen französischen Armee zu thun bekommen könnte, und dann hatte er den Fehler gemacht, bey der Infanterie in Boxtel keine hinlängliche Cavalerie zu lassen, um sie bey ihrem Rückzuge aufzunehmen. Die zurückgelassene bestand dazu aus den eben angeworbenen Emigranten Husaren, welche sich bey dem Rückzuge in die Infanterie stürzten. Dafs diese Fehler nicht von dem patriotischen über alle kleinen Verhältnisse erhabenen General von Hammerstein gerügt wurden, lag in der persönlichen Schätzung des General von Büding. Er glaubte, daß aus diesem ein wichtiger Mann für die Armee werden könnte, wenn der Krieg fort dauerte, und daß man Fehler, die aus Ruhmbegierde gemacht werden, so viel als möglich übersehen müßte.

Die Ideen, welche der Vf. über die Vorposten äußert, zeigen nur gar zu deutlich, daß ihm die mancherley Combinationen, welche die Umstände im Kriege nothwendig machen, nicht geläufig sind, und daß er auch selbst die Anordnungen bey der englischen Armee nicht immer kannte, indem zu Zeiten das, was er tadelt, auch wirklich nicht statt fand, wie z. B. S. 347, 377, 404 u. a. O. m.

Sehr viel verspricht sich der Vf. von den Nachrichten der Spione; erscheint zu glauben, ein commandirender General müßte durch seine Spione immer von der feindlichen Armee sichere und bestimmte Nachrichten haben können. Rec. hörte in seinen ersten Dienstjahren von einer gewissen Classe alter Officiere, über die Nachrichten Friedrichs II. oder des Herzogs Ferdinand zwar auch so Etwas; — aber er berichtigte sich hierüber, als er das Detail eines Feldzugs studierte. Wir empfehlen dem Vf. in dieser Hinsicht die *Vie du Prince Ferdinand* von Schaeper zu lesen. Mit den strategischen Manövern der Pichegru'schen Armee, von welchen der Vf. im 6ten Abschnitt verschiedenes erzählt, hat es nicht viel zu bedeuten. — Sie folgte ohne viele Kunst den Allirten. — Unter die auffallenden Behauptungen des Vf. gehört auch diese: daß die coalisirten Armeen im Revolutions-Kriege sich nicht genug verschanzt hätten, und daß nur allein die preussische hierin eine Ausnahme gemacht habe. Sah der Vf. die Gegend von Valenciennes, Dünkirchen, von dem Gehölz von Morinal, von Menin, Mouscron, Courtray, Denain, Brügge, Tournay, Gent, Breda und die vielen Batterien an der Maas und Waal nicht? Lagen hier nicht mehr Werke, als vielleicht je in ein Paar Feldzügen aufgeworfen sind, von aller Art jedem vor

Augen? Der Vf. eifert außerordentlich gegen das Cordon-System. Uns ist es fast unbegreiflich, wie er dazu bey der englischen Armee Stoff finden konnte. Die Corps dieser Armee waren, nachdem sie sich einmal vereinigt hatten, so nahe bey einander, als es die gegenseitige Unterstützung erforderte, oder standen in einer unzertrennten Linie; nur hinter der Maas und Waal waren sie, wie es hier nicht anders seyn konnte, von einander abgefondert. Man würde sich sehr irren, wenn man in der permanenten Concentrirung der Massen, den höchsten Grad der Taktik suchte; eine vorsichtige, geschickte Vertheilung und unerwartete Vereinigung, war bey den Ferdinand's, Broglie's, Moreau's, ein höherer Punkt der Kunst. — Und wie stimmt die Concentrirung mit den Aeußerungen des Vis. in Breda, Bergenopzohab? — Ueberhaupt ist er sehr freygebig in der Stärke der Besatzung. In Herzogenbusch (diese Festung ist bis auf einen kleinen Fleck mit Wasser umgeben) will er wenigstens 10,000 Mann haben.

Es finden sich überall viele Unrichtigkeiten in der Darstellung des Theils, welcher die Geschichte der Operationen betrifft. Das vorzüglichste ist, was das hessische Corps insbesondere und die Vorposten der Armee in der Zeit-Periode angeht, wo der General von Hammerstein sie allein commandirte, und es scheint, daß das Journal dieses Generals seine vornehmste Quelle ist; volier Fehler ist dagegen die Beschreibung des Uebergangs der Franzosen über die Maas, der Vorgänge zwischen der Maas und Waal u. s. w. Ueberall fehlte es dem Vf. an der Kenntniß der wahren Beweggründe der Operationen und der besondern Lage, in der die Armeen, Festungen und der Feldherr sich befand.

Das ganze Werk wird in zwey Theilen bestehen, der gegenwärtige gehet vom 25ten July bis 11ten Decemb. 1794. Diesem Theile sind zwey Plane beygefügt; der erste enthält die Schlachtordnung der englischen Armee, welche aber nicht ganz richtig ist, und der zweyte eine Karte von der holländischen Gränze von Bergenopzohab bis Nimwegen, und von der Bommelwaard. — In der letztern sind die Stellungen der gegenseitigen Armeen eingezeichnet; sie unterscheidet sich aber übrigens in Nichts von den bekanntesten Karten dieser Gegend; beide sind schlecht gezeichnet.

Der Vf. dieses Werks gehört, wir wiederholen es hier, zu der Classe von jungen, lebhaften und talentvollen Officieren, die durch die Ueberlegenheit ihrer Kenntniß und Beurtheilungskraft gegen ihre weniger wissenschaftlich unterrichteten Cameraden, geführt werden, sich eine Zeitlang unrichtig zu schätzen, aber gewöhnlich durch fortgesetztes Studium und durch kälteres Blut wieder zu den angemessenern Verhältnissen zurückkehren, und dann Bekanntheit mit gründlichen Kenntnissen zu verbinden pflegen.

## KINDERSCHRIFTEN.

**KÖTHEN, b. Aue:** *Die biblische Geschichte mit praktischen Anmerkungen.* Zum Schulgebrauch entworfen von C. F. Hartmann, Rector der evang. luth. Schule und Adjunct des Ministeriums zu Köthen. 1802. 204 S. 8. (9 gr.)

Weil Hübner's biblische Historien nicht mehr für Schulen passend sind, und ein Lehrbuch der biblischen Geschichte gleichwohl für die Schuljugend ein Bedürfnis seyn soll: so entschloß sich Hr. H., der vermuthlich Rosenmüller's, Scherers, Förster's u. a. biblische Geschichtsbücher nicht kannte, oder nicht kennen wollte, zur Ausarbeitung dieser Schrift. Er versichert zwar, in Ansehung der Erklärungen sich an die neuesten und anerkannt besten Schriftausleger angegeschlossen zu haben. Aber wir haben von diesen neuesten Schriftauslegungen im ganzen Buche wenig oder gar nichts entdecken können. Hr. H. läßt noch die ersten Menschen vor dem sogenannten Falle, ihrer ganzen Natur nach unsterblich seyn: läßt sie noch S. 21 durch den Teufel verführt werden; und behauptet noch S. 42, daß einer von den Reisenden, die den Abraham besuchten, Gott selbst oder ein Bote Gottes war. — Viele von den biblischen Erzählungen des A. T. sind überhaupt, wenn man ohne Vorurtheil des Alerthums und Ansehens urtheilen will, für die Jugend ohne praktische Interesse. Wird es nun aber einmal noch für nothwendig geachtet, biblische Geschichte in Schulen zu lehren: so ist ein in diesem Geiste geschriebenes Lehrbuch eben so wenig als Hübners den Bedürfnis-

sen des Zeitalters angemessen. Die jeder Erzählung beygesetzten praktischen Anmerkungen, deren Richtigkeit wir nicht in Zweifel ziehen, geben dem Buche ebenfalls keinen sonderlichen Werth; weil nur ein geringes Maas von Geisteskraft erforderlich ist, aus jeder nicht ganz inhaltsleeren Erzählung mehrere Dutzend näher oder entfernter liegende Bemerkungen herzuleiten.

**LEIPZIG, b. Benj. Fleischer:** *Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal, oder Erzählungen für die zartere Jugend.* Auch als Lesebuch in den Lehrstunden zu gebrauchen. Von Jacob Glatz. Drittes Bändchen. Mit Kpf. 1801. 310 S. 8. (1 Rthl.)

Bev diesem Bande dachte sich Hr. G. Kinder von zehn Jahren als seine Leser. Die beiden ersten Bändchen, welche in diesen Blättern 1801. Nr. 192. angezeigt worden sind, waren auf ein früheres Alter berechnet. — Erzählungen, welche eine moralische Tendenz haben, wechseln mit allerhand nützlichen Belehrungen, die großentheils aus dem Gebiete der Naturkunde entlehnt sind, mit Anekdoten, Stammbuchversen etc. ab. Die meisten von den hier wiedererzählten Anekdoten sind mehr belustigend, als in irgend einer Rücksicht belehrend. Indessen läßt sich ihre Aufnahme in ein *Unterhaltungsbuch* wohl entschuldigen. Nach den, seit Erscheinung dieses Buchs, über die sogenannten Kuhpocken angestellten Beobachtungen bedürfen nun die Aeußerungen des Vfs. über das Einimpfen der Menschenpocken (S. 164.) einer Berichtigung.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**HANDELUNGSWISSENSCHAFTEN.** Stuttgart, (ohne Namen des Verlegers): *Ausführliche Vergleichung des französischen Geldes mit dem deutschen Gelde, und des deutschen Geldes mit dem französischen Gelde, sowohl nach dem alteren als neuern französischen Münzfuß.* 1801. 36 S. 4. (4 gr.) Diese Vergleichungstafeln sind bloß für den deutschen 2ter Conventionsfuß in Fl., Kr. und Hell., gegen Livr., Sol., Den. und Francs, Decimen und Centimen. Zuerst eine kurze Geschichte der Reichs- und französischen Münzen, die in Absicht der letztern Münzstädten und ihrer successiven Verminderung bis auf die neuesten Zeiten merkwürdig ist. Denn vor dem Jahr 1772 waren in Frankreich 20 Münzstädte, die 1772 auf 18, am 22. Vendim. III. J. (d. 14. Oct. 1795) auf 10 reducirt und für die Zukunft festgesetzt wurden. Richtig sagt der Vfs.: daß nach einem Regierungs-Beschlusse vom 21. Sept. 1795 der Livre auf 99 Centimen, und der Franc auf 10 Decim. oder 100 Centimen gesetzt worden sey; er vergißt aber S. 9 zu bemerken: daß nach einem Gesetz vom 28. Thermid. III. J. (d. 16. Aug. 1796), der Gehalt dieser neuen republikanischen Silbermünze, auf 9 Theile fein und 1 Theil Zusatz Kupfer bestimmt, folglich die Toleranz auf  $\frac{1}{100}$  Theil bestimmt worden, so daß 1 Franc 5 Gram-

men neues Normalgewicht, oder 94  $\frac{1}{100}$  Gran altes Pariser Königs-Gewicht enthalten müßte, folglich auf 22.5 Grammen, oder 423  $\frac{1}{100}$  Gran fein Silber valut sey. Verzeicht man diesen Gehalt mit dem des 6 Livrestück (Doppelhaler oder Laubthaler), welcher 10 Den. 21 Gran beträgt; so bekommt man zur Parität 20  $\frac{1}{2}$  Den., oder 10 Den. 19  $\frac{1}{2}$  Gran nach dem vorigen französischen Münzfußdrucks; also hat sich der Gehalt der neuen Münze, gegen die königliche, um  $\frac{1}{2}$  Gran vermindert, und doch hat die jetzige Regierung, durch einen Contular-Beschlus vom 13 Brüm. IX. J. (d. 4 Novbr. 1800), den neuen Franc = 1 Liv. 0 Sous, 2  $\frac{1}{100}$  Den. Tournois, und also über 1 Proc. besser, als den vorigen Livre gesetzt; daher dann das Verhältniß von 1 Franc = 99 Centimen, das aus dieser Erläuterung hätte technologisch erwiesen werden sollen. — Der Vergleichungstafeln sind übrigens drey, wovon I. die ältere französische Münze mit der neuern und dem 24 Fl. Fuß; die II. den Franc mit den Livr. und Gulden, und die III. den Gulden mit den Livr. und Francs enthält. Alle fangen sie mit 1 Den., Heller oder Centime an, und gehen bis auf 10 Millionen Livr., Gulden und Francs, so daß diese Tafeln sehr bequem zu gebrauchen sind.



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. October 1802.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Mylius: D. Wilh. Abr. Teller, über die neuere Schriftauslegung, in Antwort auf die an ihn gerichteten Briefe des Hn. de Luc. 1801. 126 S. 8. (12 gr.)

Hr. de Luc, dem niemand seine Verdienste im Fache der Geologie absprechen wird, der aber als Theolog weit zurückgeblieben ist, fühlte sich berufen, in einer Reihe von in Paragraphen eingetheilten Briefen, den verdienstvollen Teller über mehrere seiner Urtheile in der Beantwortung des bekannten Sendschreibens einiger jüdischer Hausväter, wie auch in seiner Schrift die Zeichen der Zeit zurecht zu weisen. Da antwortet dann Hr. T. in der vor uns liegenden Schrift erst S. 1 — 40. auf einige einzelne Einwürfe desselben, z. B. das die 10 Gebote nicht, wie Hr. T. glaube, Civilgesetz wären, sondern das ganze Moralgesetz enthielten; das die von Hn. T. für gleichgültig ausgegebene Frage: ob Christus das Judenthum nur habe verbessert oder ganz aufheben wollen, das von selbst habe aufhören müssen, je mehr die höhere Moralität des Christenthums anerkannt sey, vielmehr sehr wichtig wäre, indem Juden und Christenthum in genauester Beziehung auf einander ständen, ohne deren Anerkennung Hr. T. kein Christ seyn könne (!); das er den Ausdruck Gottesdienst geflissentlich zu vermeiden scheine, der doch in der heiligen Schrift so oft vorkomme u. s. w. Und weil dann Hr. de Luc seine Behauptungen allenthalben mit der Auctorität des Baco zu verbrämen sucht, den er einen großen Mann nennet, und für einen bedeutenden Theologen und Exegeten ausgiebt: so zeigt ihm Hr. T. beyläufig aus dem Leben und den Schriften dieses Mannes, das er alles dieses nicht gewesen sey. — Doch auf dies alles würde Hr. T. geschwiegen haben; und das mit Recht, da es jeder sachverständige Leser mit einem Achselzucken, und jeder geschmackvolle Schriftsteller, der es zu berühren sich genöthigt gesehen hätte, es mit einigen Ausrufungszeichen beantwortet haben würde. Allein Hr. de Luc hatte auch in gewissem Betrachte des Vfs. moralischen Charakter angetastet. Er redet viel und oft von einer neuen Exegese, wie von Theologen, die sie eingeführt hätten, und die dadurch der Schrift ein neues Licht anzünden wollten. Er erzählt von einem Gerichtshofe der Auslegung (tribunal d'interpretation), welchen diese errichtet, von Winkelversammlungen, welche sie hielten. Auch am Schlusse der Einleitung des Baco tel qu'il est hatte er schon vorläufig von einer Secte der Theologen ge-

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

sprochen, die seit einiger Zeit in Ansehung der heiligen Schrift, den Plan der Encyclopädisten, das Christenthum auszurotten, befolgten, und ein Auslegungssystem in Ansehung der Bibel auszubreiten suchten, worüber man den Bacon ganz vergessen, oder doch seine Werke ganz entstellen müßte. Ja Hr. de Luc schreibt ihnen sogar Bubenstücke zu u. s. w. Dies alles konnte in mehr als einer Hinsicht auf Hn. T. mitbezogen, und seinem Privat- und Amtscharakter nachtheilig werden. Deswegen hält er eine öffentliche Vertheidigung besonders für nöthig. Zunächst versichert er dann mit der ihm so eignen Treuerichtigkeit, das er von eben erwähnter Secte und ihren Winkelversammlungen etc. gar nichts wisse, das er sich aber allerdings zu der von Hn. de Luc sogenannten neuen Exegese bekenne, die, wie er beyläufig zeigt, schon so alt sey, als die Reformation. Hiernächst entwickelt der Vf. das Wesen dieser Exegese, und macht davon beyläufig die nöthigen Anwendungen zur Erhärtung seiner in den oben genannten Schriften gegebenen Erklärungen, so wie zur Widerlegung der von Hn. de Luc und seinem Waffenbruder Baco aufgestellten Behauptungen. S. 43. bis 126. Diese Entwicklung, auf welche auch der Titel zunächst hinweist, macht den interessantesten Theil dieser Schrift aus, der sie vor dem gewöhnlichen Schicksale der Gelegenheits- und zumal Streit-schriften, das auch die de Luc'schen Briefe treffen wird, bald vergessen zu werden, sichert. Erst erklärt sich Hr. T. über die neue Kritik. (Wenn er aber bey dieser Gelegenheit S. 51. den Namen höhere Kritik bloß daher erklärt, das diese nicht bloß einzelne Worte und Verse, sondern auch ganze Abschnitte und Bücher umfasse: so möchte dies wohl eine zu enge Gränzbefimmung derselben seyn). Dann aber verweilt er vorzüglich bey der neuen Exegetik, welcher Hr. de Luc vorwirft, sie verwerfe den sens littéral, und erkläre alles à l'arbitraire, da doch allein diejenigen Theologen wahre Ehrfurcht für die Schrift hätten: qui maintiennent la lettre de l'écriture sainte. Nachdem Hr. T. nun vorläufig Hn. de Luc gefragt, wie er z. B. mit dem sens littéral bey dem Befehle Christi Luc. 10. 4. „ihr sollet niemand auf eurer Wanderschaft grüßen“ durchkommen wolle, wenn der Spötling ihm zu hören gäbe: „nun, das war auch etwas grob gesagt!“ nachdem er im Scherze (denn auch diese Laune hat ihn noch nicht verlassen), gesagt: „es komme ihm vor mit den Auslegern nach den Worten in Vergleichung mit den Auslegern nach dem oft sehr verborgen liegenden Sinne, wie mit den kleinen Krämern im Einzelnen, deren Waare oft sehr

Q

an-

untauglich sey, verglichen mit den Großhändlern im Ganzen, welche ihre Waare aus der ersten Hand nähmen: so stellt er den Satz auf, daß die neue Exegetik nur den *gesunden Menschenverstand* oder *Gemeinsinn* für die höchste Regel der Auslegung anerkenne. Dieser verweise dann auf den *Sprachgebrauch*, wie auch er selbst ihn gebildet habe, der wiederum ein *allgemeiner Sprachgebrauch* aller Völker, und ein *besonderer* jedes Volks, und ein *eigner* jedes Schriftstellers sey. Es gebe also auch nach dem Gemeinsinne nur Einen aus Einem Worte oder einer Redart hervorgehenden, d. i. den *buchstäblichen Sinn*, der nun aber wieder, je nachdem der Schriftsteller den *eigentlichen Sinn* eines Wortes beybehalte, oder ihm einen andern Begriff unterlege, zu verstehen sey. Man solle also nicht einmal diesen buchstäblichen Sinn wieder eintheilen in *sensum proprium* und *tropicum*, wie es noch von manchen neuerlich geschehen ist, sondern sagen: jener sey mit *eigentlichen* oder *uneigentlichen* Worten ausgedruckt. — Wie nun aber der Gemeinsinn auch Sprachen mit Sprachen vergleichen lehre: so habe er auch den Auslegern des N. T. gezeigt, daß die griechische Sprache des N. T. ganz nach der hebräischen in dem Gebrauche der kleinen Redtheile, einzelner Worte, ganzer Redarten und selbst der Denkweise gebildet sey. — Endlich lehre der Gemeinsinn zur Erklärung des besondern Sprachgebrauchs eines Schriftstellers den *Context* zu Hülfe zu nehmen, andere Stellen damit zu vergleichen, in welchen er sich selbst deutlicher erklärte, oder aus unbestrittenen allgemeinen Grundsätzen, wie aus der Natur der Sache, die eigentliche Meynung desselben gleichsam zu postuliren. Aus allem *folgert* dann der Vf. 1) was die *Erklärung* und *Auslegung* betrifft, a) daß alles, was im A. und N. T. *menschlicher Weise* von Gott gesagt ist, auf eine *Gottgemäße* Weise erklärt werden müsse, S. 69—83. b) daß der Gemeinsinn auch allein lehren müsse, was *ohne alle Erklärung* und *geradezu* vom Schriftsteller gesagt werde, und wobey also der Ausleger stehen bleiben müsse, S. 83—93. c) daß der Gemeinsinn zuweilen auch die *Denkungsweise* des Redenden in einem besondern Falle aus den Umständen errathen müsse, um der Sache Genüge zu thun, S. 93—97. 2) Die Folgerungen aber für eine gereinigte *Religionslehre*, bey welchen man jedoch nicht vergeßen muß, daß sie gegen die *de Lucschen* Behauptungen gerichtet wurden, sind: a) daß durch die neue Exegese das (vom Hn. de Luc sehr falsch verstandene) Ganze (*Ensemble*) des A. und N. T. in das hellste Licht gesetzt werde, S. 97—108. b) daß sie nichts von dem (von Hn. de Luc so sehr urgirten) Unterschiede zwischen *providencia speciale* et *generale* wisse, S. 108—112. c) daß sie vieles nur von der *Mehrheit* verstehe, was die Schrift von *Allen* sage, und Hr. de Luc auch wörtlich von *Allen* verstehe, S. 112—120. d) daß sie den Vf. in der Meynung befestigt habe: daß die *Taufe* noch ganz zarter Kinder in ihrer Stiftung von Christus selbst nicht gemeint gewesen sey, sondern nur die der *Erwachsenen*, S. 120—126. Die von

dem Allen gemachten Anwendungen auf die Behauptungen des Hn. de Luc mag der Leser als Erläuterungen der eben aufgestellten Sätze durch *flüchtige* Beyspiele, vom Gegentheile entlehnt, betrachten, um sie desto verdrufsloser lesen zu können. Uebrigens hat sich Hr. de Luc zu gratuliren, daß er es mit einem so sanftmüthigen Gegner zu thun hat, der ihn, für seine oft derben Ausfälle, höchstens nur hin und wieder leise ritzt, wobin Rec. auch diejenigen Stellen mit rechnet, in welchen Hr. T. seinem Gegner zeigt, daß er bald sich selbst, bald der ihm so theuren Autorität des Baco, widersprochen habe, mit dem er nun die Sache ausmachen möge. Kurz, Hr. de Luc wird sich überzeugen, „daß seine Bemühungen. Hn. T. „zur alten Exegese zurückzubringen, an diesem alten Manne *tout perdues* sind“ S. 88. — Zum Schlusse heben wir nur noch zwey neue Erklärungen für unsre Leser aus, ohne uns, bey dem Mangel des Raums, auf eine nähere Prüfung hier einzulassen: die eine betrifft Luc. 12. 1. coll. Matth. 16. 6. ff. wo er das Mißverständniß der Jünger in Ansehung der Warnung Jesu vor dem Sauerteige der Pharisäer dargelegt, daß sie gemeint hätten, er wolle sie warnen, kein Brod von einem pharisäischen Becker zu kaufen, weil der Sauerteig von diesem mit Gift vermischt seyn könne S. 94. (Nur warum gerade der *Sauerteig*, und nicht das *Brod* selbst?). Die andre besteht darin, daß der Vf. eine besondere Schönheit von Pauli Vortrage darin findet, daß er in Briefe an die Römer, die Völker, die gegen das ewige Vernunft- und Sittengesetz gehandelt, schlechthin *verloren* gehen läßt; hingegen die, wider das geschriebene Gesetz handelnden, Juden *verurtheilt* werden, weil das *Gewissen* in jedem Gesetzgeber, Ankläger und Urtheilssprecher zugleich an Gottes Statt sey; hingegen wenn der Jude gegen das geschriebene Gesetz handelte, der weltliche Richter nach diesem Gesetze das Urtheil über ihn sprechen mußte: (wenn sich anders wirklich aus Vergleichen mehrerer Stellen ergeben sollte, daß *Paulus selbst* diesen Unterschied zwischen *απολλυεσθαι* und *κατακρινεσθαι* gemacht habe).

#### NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Ueber die sogenannten Seemäuse oder hornartigen Fischweyer, nebst anatomisch - physiologischen Bemerkungen über die Fortpflanzungsweise der Rochen und Hayfische*, von W. G. Tilesius, der Weltweisheit, Arzneywissenschaft u. Wunderarzneykunst Doctor u. s. w. 1802. 1 Alph. 2 Bog. kl. 4. Mit 5 ausgemalten Abbildungen. (1 Rthr. 16 gr.)

Die Schrift besteht aus 11 Abschnitten. Der erste enthält ein literarisches Verzeichniß, derjenigen Schriftsteller, welche über den Ursprung der Seemäuse und über die Fortpflanzungsweise der Rochen und Hayfische geschrieben haben, nebst einer präsenden Uebersicht ihrer Schriften und Nachrichten über diesen Gegenstand. Der zweyte, allgemeine

naturhistorische Bemerkungen über das Geschlecht der Rochen, nebst Abbildung und Beschreibung einer neuen Gattung (*Art*) des Rochengeschlechts (*der Rochengattung*) aus dem portugiesischen Ozean. Der dritte, allgemein anatomische und physiologische Bemerkungen über das Geschlecht (*die Gattung*) der Rochen. Der vierte, naturhistorische Bemerkungen über das Geschlecht (*die Gattung*) der Hayfische. Der fünfte, anatomische und physiologische Bemerkungen über den Hayfisch. Der sechste, naturhistorische Bemerkungen über das Geschlecht (*die Gattung*) der Hayfische. Der 7te handelt von den verschiedenen hartschaligen Eiern der Fische, ihrer Anwendung und Benutzung. Der 8te über die Gestalt, Farbe, Substanz und Gröfse der Rocheneyer. Der 9te über die Gestalt, Gröfse, Farbe und Substanz der Hayeneyer. Der 10te enthält chemische Versuche über die Auflösbarkeit der hartschaligen Fischeyer, über ihr Verhalten gegen die Auflösungsmittel und ihre übrigen Eigenschaften. Der 11te über die Begattung und Fortpflanzungsweise der Rochen und Hayen insbesondere. Den Beschluss macht die Erklärung der Abbildungen. Man wird in dieser Liste sogleich wahrnehmen, daß die Ordnung der Abschnitte natürlicher hätte seyn können; und beyrn Lesen derselben findet man, daß der Vf. über alle die Gegenstände, welche er in der Natur zu beobachten nicht Gelegenheit hatte, oder damals, als er sie zu sehn Gelegenheit hatte, nach seinem eignen Geständnisse nicht gehörig zur Beobachtung und Untersuchung derselben vorbereitet war, sich um sehr vieles hätte kürzer fassen und auf die bereits vorhandenen Beobachtungen und Schriften verweisen müssen. Indessen ist das, was er liefert, dankenswerth. Die von dem Vf. S. 77 — 80. beschriebene und auf der ersten Kupfertafel abgebildete portugiesische Rochenart ist allerdings neu, und befindet sich noch nicht in dem neuen Werke von Bloch (*Systema Ichthyologiae*), welches zu vergleichen der Vf. nicht Gelegenheit hatte. Er versichert wohl 10 Exemplare untersucht und alle gleichförmig gefunden zu haben, ein einziges ausgenommen, welches noch 2 Stacheln auf jeder Seite neben der Reihe auf dem Rücken, einen Finger breit hinter den Augen hatte. Die Beschreibung selbst ist nicht ganz vollständig, denn der Vf. beschreibt bloß die obere Seite des Fisches, und erwähnt nicht des Geschlechts oder der Zähne; gleichwohl reicht sie zu, um die Art darnach zu bestimmen, und die folgenden Tafeln lehren noch deutlicher als die erste Platte, daß der Vf. ein Weibchen vor sich hatte. Ob alle die übrigen Exemplare auch weiblich waren, läßt sich nicht bestimmen, aber doch vermuthen. Er nennt sie *rhomboidalis*, von der rautenförmigen Gestalt des Körpers, und giebt mehrere Kennzeichen an, wovon der rautenförmige glatte Körper, der mit Borsten und 3 kleinen Flossen besetzte Schwanz und die einfache Reihe von gebogenen Stacheln auf der Mitte des gefleckten Rückens bis ans Ende des Schwanzes schon hinreichen. Ueber die Seemaufe selbst giebt der Vf. so viel Auskunft,

als ihm seine Erfahrung erlaubte, nicht aber eine vollständige befriedigende physiologische Beschreibung nach dem verschiedenen Zustande des Eyes in und auferhalb des Leibes. Er fand und zerlegte einmal ein trächtiges Weibchen von der abgebildeten Rochenart (S. 131.), und liefert davon zwey Zeichnungen nach verschiedenen Ansichten. Ein Hayeney mit der Frucht sah er in einer Sammlung, und bildete es ab; die übrigen Abbildungen sind von leeren Eiern, wie sie der Vf. vom Meer ausgeworfen am Strande fand. Die Beschreibung davon ist, so wie die Abbildung, sehr genau, so daß man den Unterschied der Rochen und Hayeneyer vollkommen darin erkennt. Auch die Art und Weise, wie das Ey auf der einen Seite zwischen den langen Ecken sich von selbst im Meere öffnet, um die reife Frucht auszulassen, und dann sich wieder vermittelst einer Art von Leim verschließt, hat der Vf. genauer als *Vicq. d'Azur* erklärt. Nur hat Rec. einige beyläufige Dunkelheiten bemerkt, welche auch andre Leser zweifelhaft machen können. So will der Vf. S. 122. unter den Seemäusen in den Apotheken nicht nur Rochen- und Hayeneyer, sondern auch noch eine dritte von jenen verschiedene Gattung gefunden haben, die er nicht kannte, und die nach seiner Vermuthung vielleicht Eyer vom Froschfische waren. Gleichwohl erwähnt er ihrer Gestalt nirgends weiter, ob er gleich vom Froschfische einen eignen Abschnitt hat. S. 165. sagt er, daß eine jede Rochenart eine eigne Gestalt in der Bildung ihrer Eyerhüllen zu beobachten und bezubehalten scheine, so, daß man aus der Gestalt, Gröfse und Farbe der Eyerfschale die Art der Roche, die sie gelegt, bestimmen könne; und dann beschreibt er drey verschiedene Rocheneyer, welche auch Taf. 4. abgebildet sind, von *Raia batis* und *oxyrynchus* Lin. Das dritte soll von der Krampfroche oder von der neuen Art seyn. Wenn die Kennzeichen der Art so deutlich und untrüglich sind: so wundert sich Rec., wie der Vf. das Ey der von ihm untersuchten Rochenart, welche ein hartes Ey im Leibe hatte, erkennen konnte? Und dann sieht er nirgends bemerkt, wie der Vf. zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die von ihm beschriebenen 2 andern Eyer den beiden genannten Rochenarten wirklich gehören. — Die chemischen Versuche über die Auflösbarkeit der Rocheneyer enthalten ihr Verhalten gegen die Auflösungsmittel der Maceration im süßen und salzigen Wasser, der Digestionswärme, der Vitriolssäure, der Salpetersäure, der Salzsäure, der kaulischen Lauge, des Terpentineoiles, des rectificirten Weingeistes, der Vitriolnaphra, des Kochens und der Destillation. Sie geben alle ein anderes Resultat als Bohadich von seinem gekochten Hayeney erhielt, und diesen Unterschied leitet der Vf. von dem verschiedenen Zustande dieser Eyer her. Er hatte lauter alte, leere, eingetrocknete Schalen zum Gebrauche, dahingegen Bohadich ein frisches aus Mutterleibe geschnittenes Ey behandelte. Gleich Anfangs vermuthete der Vf. aus der glänzenden Consistenz und Elasticität derselben,

daß

dafs der Hauptbestandtheil ein verdickter thierischer Leim oder eine geronnene Lymphe seyn möchte. Die beiden ersten angewendeten Mittel machten sie nur härter und spröder, wenn sie an der Luft wieder trockneten. Hieraus schlofs der Vf., dafs der Leim hier durch eine innige Mischung mit öligen und harzigen Theilen festgebunden, und gegen seine sonstigen Auflösungsmittel unauflöslich erhärtet seyn müsse. Am stärksten wirkten die Säuren auf die Schalen, indem sie den meisten Färbstoff auszogen, die Schalen geschmeidig, wie Häute machten, und die Substanz und Bindungsmittel gänzlich trennten; verbrannt rochen sie wie Haare oder Horn. Nach der Destillation gaben sie einen sauern flüchtigen Spiritus, viel empyreumatisches und stinkendes Oel, und eine sehr harte Kohle. Etwas verschieden gab vorher der Vf. das Resultat in der Note S. 124. an, wo es hiefs: *Schwefel ist gar nicht darin, und Erdharz so wenig, wenn es ja darin wäre, dafs man sein Daseyn bey der Zerlegung nicht beweisen kann: und wie will man dieses endlich aus der Farbe erkennen? Bey der Zerlegung verhält es sich wie Horn, es giebt nämlich ein brenzliches oder empyreumatisches Oel, und ein dem Hirschnohrnsalze ähnliches flüchtiges Laugensalz und flüchtigen Geist.* In der Orthographie sind dem Rec. S. 123. die Trochisten statt Droguisten oder Drogisten, und einige andre Worte aufgefallen. Die

Abbildungen sind von dem Vf. selbst gezeichnet und gestochen, beweisen sein großes Talent für die Kunst, und versprechen bey dem vorzüglichen Eifer des Vfs. für diese Art von Kenntnissen, auch der Naturgeschichte, viele Erläuterungen, dergleichen sie schon in einzelnen medicinischen und naturhistorischen Abhandlungen desselben erhalten hat.

## KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, in d. Sommer. Buchh.: *Gesellschaftliche Spiele für Kinder und junge Leute*, bestehend in einem zwölffachen und dreysig andern unterhaltenden Spielen, wodurch eine Menge nützlicher Kenntnisse auf eine angenehme Art beygebracht werden kann. (Ohne Jahrzahl, XVI. und 208 S. 12. (gebunden 1 Rthlr. 12 gr.)

Diese gesellschaftlichen Spiele sind nichts anders, als das in diesen Blättern Jahrgang 1801. Nr. 335. nach Würden angezeigte: *Zwölfaches Unterhaltungsspiel, nebst einem Anhang von dreysig verschiedenen Gesellschaftsspielen*, zum Nutzen und Vergnügen für Kinder und junge Leute, um ihnen auf eine angenehme Weise eine Menge nützlicher Kenntnisse beyzubringen, mit einem andern Titel versehen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. Berlin, im Verl. d. Vfs.: *Coup d'oeil militaire*, oder kurze Anweisung zur Erlernung eines sichern militärischen Augenmaasses, das Terrain vermöge desselben gehörig beurtheilen, und alle vorkommende Karten richtig verstehen zu können. Nebst einem Versuche, ohne Lehrer einen Situationsplan zeichnen zu lernen. Von J. F. Schneider, Seconde-Lieutenant in dem königl. preussischen Feld-Artillerie-Corps. 1802. 78 S. 8. m. V. Kupft. (18 gr.) Wenn Rec. nicht ganz irrt, wie dies bey der Beurtheilung vorliegender Schrift wohl verzeihlich wäre: so bezweckt der Vf. durch diese kurze Anweisung nicht allein die Terrainkenntnis mittelst eines sichern militärischen Augenmaasses, die Beurtheilung aller Karten und die Zeichnung eines brauchbaren Situationsplans, sondern auch die Aufnahme oder das Croqui einer Situation. — Dafs es eine sehr gute und für den militärischen Felddienst unentbehrliche Sache sey, wenn Officiere im Stande sind, nicht nur mit einem Blicke eine gegebene (nicht zu weit ausgedehnte) Gegend zu übersehen und zu beurtheilen, sondern wenn sie auch die Fertigkeit besitzen, ein Bild davon zu entwerfen, welches dem Originale so nahe gebracht wird, als es Zeit und andere Umstände erlauben, ist gewifs. Eine solche Arbeit aber kann nicht die Sache eines Anfängers seyn, sondern es ist die Arbeit eines lange geübten und mit der schulgerechten Theorie des Aufnehmens bekannten Feldingenieurs, wobey es gleich-

viel ist, ob er diesen Charakter wirklich bekleidet, oder Officier von irgend einer andern Classe ist. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist es verdienstlich, die dazu nöthigen Regeln zu sammeln; ein solches Ganze kann sodann mit Recht, ein Theil des militärischen *Coup d'oeil* genannt werden. Dafs der Vf. nicht von diesem Gesichtspunkte ausgegangen ist, sondern sich einzubilden scheint, dafs derjenige, der seine Anweisung befolgt, im Stande seyn werde, nicht nur das Terrain überhaupt zu beurtheilen, sondern auch brauchbare Croquis von Gegenden zu entwerfen, findet man auf dem ersten Blick. Wolte er seine Anweisung für Anfänger nutzbar schreiben: so müste er sie so abfassen, dafs weder Doppeltina noch offenbare Unrichtigkeiten den Leser irren leiten könnten; diese trifft man aber fast auf allen Seiten an. Wer kann den Begriff vom *Coup d'oeil* und vom Orientiren ohne Widerwillen und den herzlichsten Wunsch lesen, dafs es dem Vf. gefallen haben möchte, nicht nur diese, sondern jede schriftliche Belehrung einem andern zu überlassen. Was die mitgetheilten Charaktere zu Situationsplänen betrifft: so stehen sie, wie der Vf. selbst bekennen wird, den neuerlich erschienenen an Vollständigkeit und Schönheit nach.

Rec. giebt dem Vf. den wohlgemeyneten Rath, nicht eher wieder als Schriftsteller aufzutreten, bis er richtig denken und correct schreiben gelernt hat.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 18. October 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Meine Fußreise durch Schweden und Norwegen von de la Focnaye.* Ein Seitenstück zu der Fußreise des Verfassers durch die brittischen Königreiche. Mit Anmerkungen und Zusätzen eines Deutschen. *Erster Theil.* 1802. 352 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. fängt seine Reisebeschreibung in Irland an, das er vor dem Ausbruche des großen Aufruhrs verläßt, geht von da (S. 10.) nach Schottland, und schiffet sich (S. 16.) nach Gothenburg ein. Von hier aus geht er über Trollhätta, Janköping, Nyköping und Nordköping nach Stockholm. Von dieser Stadt aus macht er, mitten im Winter, eine Reise nach Gripswald, Strengnäs, Eskiltstuna, Arboga, Dulta, Örebro, Wederåg, Westerås, Eckholmsund, Upsala, und kehrt wieder nach Stockholm zurück. Im folgenden Frühjahr besucht er Sala, Fahlun, die Porphyrfabrik bey Elfdal, und geht so weiter in Dalecarlien hinauf bis an die Nähe der Gränze von Norwegen, wo dieser Theil sich schließt.

Dadurch, daß der Vf. an mehreren Orten sich einige Zeit lang aufhielt, und ganz unter Schweden lebte, lernte er die Sprache und wurde mit dem Volke und seinen Sitten bekannt. Daher ist ihm auch dieses Werk im Ganzen besser gerathen, als das, welches er über Irland herausgab. Freylich läßt er sich auch in dem gegenwärtigen, durch eine seiner Nation eigene Anmaßlichkeit, zu manchem schiefen Urtheile verleiten; indessen ist das Buch angenehm geschrieben, und hin und wieder finden sich auch einige interessante Nachrichten. — S. 22. In guten Jahren verkauft man zu Gothenburg an 500,000 Tonnen gefalzene Heringe, und 30,000 Tonnen Thran. Zu einer Tonne Thran gehören 10—12 Tonnen frischer Heringe. Wenn der Fischfang ergiebig ist, wird die Tonne gefalzener Heringe, die zwischen 1000 und 1200 Stück enthält, zu 2 bis 3 Rthlr. verkauft. In schlechten Jahren ist der Preis von beiden oft zweymal so hoch. — S. 167. Zu Wederåg ist die vornehmste Stahlfabrik in Schweden. 300 Arbeiter sind immer in Thätigkeit. Man verfertigt hier Küchengeräthe, Messer, Scheeren, Schlosser etc. — S. 196. ff. liefert der Vf. Bemerkungen über die Religion Thors; Schwedische Alterthümer, Geschichte, über Odin, Thor, Freya, einiges aus der Edda etc. und S. 226. ff. über Sitten, Geschichte, Sprache der alten Bewohner, die Gothische Sprache und ihre Mundarten, Fäländische Sprache und Runische Schriftzeichen. Die-  
A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

se Bemerkungen sind mager und nichts weniger, als neu; auch ist es sonderbar, daß der Vf. dieß und jenes ausschreibt, und sich doch an mehreren Orten über die Reisenden, die dieses thun, lustig macht, und dabey besonders Ausfälle auf die Deutschen thut. Sonst machten die Runischen Schriftzeichen den Gelehrten viel zu schaffen; jetzt sind sie bekannt genug. Sie sind in der Alt-Gothischen Sprache geschrieben. Man hat in Schweden 1060 Steine mit solchen Inschriften, die aber mehrtheils höchst unbedeutend sind. S. 283. „Ein Knabe und ein Pferd sind hinreichend, einen Weg durch den Schnee zu bahnen.“ — Dieß mag in gewissen Fällen möglich seyn; hätte aber der Vf. auf die sehr großen Schneepflüge Achtung gegeben, die man im Sommer hin und wieder an den Straßsen liegen sieht, so würde er begriffen haben, daß oft sechs, acht und zehn Pferde erfordert werden, um eine Bahn in gewissen Fällen zu brechen. — Die Renntiere, die der Vf. zu Eckholmsund sahe, müssen sehr klein gewesen seyn; (S. 285.) die ausgestopften, die er zu Upsala hätte sehen können, sind doch von einer Größe, daß ein Mann ohne Waffen es gewiß nicht mit sechs aufnehmen würde. — Wenn der Vf. (S. 291.) sagt: „Ich glaube nicht, daß es in ganz Europa ein Bergwerk giebt, dessen Arbeiten interessanter wären, als die zu Sala“ etc. so beweist das bloß, daß er sehr wenig Bergwerke gesehen hat. — Ueber Dalecarlien findet man S. 301. ff. interessante Nachrichten; doch irrt sich der Vf. gewaltig, wenn er diese Provinz für die bevölkertste in Europa hält. Manche Striche sind freylich außerordentlich mit Menschen angefüllt; dafür giebt es aber andere in Menge, die völlig wüst sind. — S. 330. Die Werkstätte, wo man den Porphyr bearbeitet, liegt  $\frac{1}{2}$  Stunde von Elfdal. Die Einrichtung ist noch ganz neu, und setzt 70 Personen in Arbeit. Der ganze Fond besteht nur in 15,000 Rthlr. Hier werden Vasen gemacht, die 2 bis 300 Rthlr. kosten. Die Maschinen, den Porphyr zu sägen und zu polieren, werden vom Wasser getrieben. Hier hört die Bevölkerung gänzlich auf, und der nächste Ort ist sechs Meilen weit entfernt in Herjedalen. — S. 339. „Die Streifereyen der Lappländer erstrecken sich bis auf diese Gegenden (nämlich in Dalecarlien,) vorzüglich im Winter, da sie auf die Märkte ziehen, und bis nach Fahlun kommen. Zu Stockholm sah ich mehrere male ganze Haufen von Lappländern.“ — Diese ganze Bemerkung führt den Leser irre, welcher an die ächten nomadischen Lappländer im Norden denken wird, wovon selten einer sein Land verläßt. Wofern der Vf. nicht eine gänzliche Verwech-  
B  
selung

selung begangen hat: so kann er mit den Menschen, von denen er redet, nichts anders meynen, als jene sogenannten Lappländer, die in der Gegend von Raroas und weiter hinauf wohnen, und ganze Heerden von Rennthieren besitzen, aber sonst von dem nördlichen, nomadischen Lappen sehr verschieden sind. — S. 73. sagt der Vf., das man das Kupfer, das in Menge in der Gegend von Nordköping gefunden wird, in einer großen Fabrike bearbeite. Wäre er hineingegangen: so würde er die weitläufigen Gebäude dieser Fabrik leer gefunden haben. Zu der Zeit, da er dieses schrieb, arbeiteten da kaum zehn Menschen. — Wenn der Vf. sagt (S. 46.) das der Wennersee 13 Meilen lang sey: so meynt er schwedische Meilen, welches er oder der Uebersetzer hätte anzeigen sollen. Aber dann ist es falsch, das der Wetteren 15 Meilen lang sey. und ist hier von einer andern Art Meilen die Rede. Ueberhaupt sollten die Schriftsteller, wenn von Meilen, Schuhen und Gewicht die Rede ist, allemal anzeigen, was sie meynen. Aus dieser Vernachlässigung ist unendlich viel Irrthum in die Welt gekommen. So wird auch in diesem Werke von Gewicht geredet, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Tonnen und Pfunde in Schweden.

Die Uebersetzung lieft sich leicht und angenehm; doch haben wir über einige Stellen Bemerkungen zu machen. Das Land der *cakes* (S. 10.), und an einem andern Orte „*the land of cakes*“ was nicht übersetzt worden ist, heißt das Land der Kuchen. Es ist in England eine scherzhafte Benennung von Schotland, wo viel Häferbrot gegeben wird, welches man *cakes* nennt. S. 28. und 29. *Watchmen* sind Nachtwächter. S. 34. steht *Woolstoncraft*, für *Welstonecraft*, S. 74. *Finsgöng*, für *Finsping*, S. 90. *Guislehamm*, st. *Grislehamm*. Für *Sahla* und *Fahlan*, welche zu wiederholten Malen vorkommen, muß *Sala* und *Fahlan* gelesen werden. — Der Vf. schreibt das Schwedische durch ein Französisches ö, als *Westerös*, statt *Westerås*, *Wedwög*, statt *Wedwäg*, und der Uebersetzer behält diese Schreibart bey, und vertheidiget sie, weil sie der Aussprache gemäß sey. Dieser Grundsatz würde aber große Verwirrung in die Geographie bringen, weil dann jede Nation nach ihrer Aussprache schreiben könnte; so z. B. der Engländer *Obou* oder Franzose *Obou*, oder *Aubou*, und der Deutsche *Ohbu* statt *Abo*, weil die Schweden dieses Wort wirklich so aussprechen.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, (ohne Angabe des Verlegers): *Auszüge aus meinen Tagebüchern und andern Handschriften physisch-technisch-chemischen Inhalts von Max. Joseph Freyherrn von Linden*, K. K. Administrationsrath. 1800. 227 S. 8. u. 1. Kupfertafel. (16 gr.)

Die vielen technisch-chemischen Arbeiten und Versuche, die Hr. v. L. seit einer ansehnlichen Reihe

von Jahren angeestellt, und die zum Theil wichtigen Bemerkungen, die er dabey gemacht hat, haben ihn veranlaßt, durch diese Schrift seine Entdeckungen dem Publicum zur Prüfung, und wenn sie, wie er nicht zweifelt, diese bestehen, zur Benutzung mitzutheilen. Er macht in dem angezeigten Bande, dem er von Zeit zu Zeit mehrere Hefte nachfolgen lassen will, die Leser zuerst mit einigen Vorschriften zur Bereitung guter Schmelztiegel bekannt, dann handelt er von der Zurichtung einiger Farben, Oele und Firnisse, ferner von der Verfertigung verschiedener Schönheitsmittel und wohlriechender Geister, von der Veredlung der Weine u. s. w. und giebt zuletzt noch von einigen fremden Erfahrungen, Vorschlägen, Speculationen, Vermuthungen u. s. w. Nachricht. Wir gestehen zwar, das nicht alle Versuche und Beobachtungen, die der Vf. erzählt, gleichen Werth haben; aber mehrere derselben sind in der That wichtig und nutzbar, und selbst einige von denen, die, in Hinsicht auf die Ausübung der technischen Chemie, keine großen Vortheile erwarten lassen, sind in gewissem Betracht merkwürdig und verdienten daher wohl bekannt gemacht zu werden. — Die Arbeiten, die der Vf. in Ansehung der Bereitung guter Schmelzgefäße unternommen hat, haben ihn gelehrt, das nur Thon zu dieser Absicht brauchbar ist, der weder Eisentheile in sich hat, noch mit Säuren braust, der ferner im Feuer nicht auseinander fällt, an der Luft und im Feuer keine tiefe Ritze bekommt und nur wenig eingeht, auch im Feuer sich unschmelzbar verhält, und bey dem Schlämmen die wenigsten fremdartigen Theile absetzt. Mit solchem Thone vermenget man einen halben Theil gebrannten und zerfloßenen Thon, (der aber nur gröblich pulverisirt seyn darf, so das die einzelnen Körner desselben die Größe von Nadelköpfen haben,) und etwas klar zerriebenes Federweiss (oder Glimmer), macht aus diesem Gemische mit Wasser einen Teig, und brennt die daraus gebildeten Gefäße, die vorher in eine Mischung aus Wasser und Thon getaucht worden sind, damit sie eine glatte Oberfläche erhalten, zweymal in einem Töpferofen; die so erhaltenen Tiegel sind, sagt der Vf., besser als die, die man aus mehreren Schmelztiegelabriken bekommt; man kann Bleyglas ziemlich lange darin im Flusse erhalten, und sie zu allen Versuchen, die einen starken Feuersgrad erfordern, mit Nutzen gebrauchen. — Um aus dem Bleyweisse eine beständigere weisse Farbe zu erhalten, schlägt der Vf. vor, dasselbe mit etwas Mehlöl abzureiben, dann in ein leinenes Tuch zu thun und mit Regenwasser zu kochen; es lasse, meynt er, auf die Art seine Essigsäure fahren und verliere die Eigenschaft, eine dunklere Farbe anzunehmen. Wir wollen gern glauben, das das Bleyweiss, auf diese Art vorbereitet, eine bessere Farbe giebt, als wenn man es roh anwendet; aber die Essigsäure kann wohl nicht an der Veränderung Schuld seyn, die das zur Oelmalerey benutzte Bleyweiss mit der Zeit erfährt; denn dieses metallische Product ist bekanntlich kein

effigsaures, sondern ein kohlenfaures Bley. Das sogenannte Wiener Grün, das sich vor andern grünen Farben sehr vortheilhaft auszeichnet, ist eigentlich, wie das Scheelische Grün, ein aus Schwefelsäure durch feuerbekändiges Kali gefällter und durch Arsenik in seiner Farbe erhöhter Kupferkalk; der Vf. hat mehrere Versuche angestellt, um die Bereitungsart desselben zu verbessern; er macht daher seine Leser mit den Resultaten derselben bekannt, und erinnert zugleich, daß man sehr Unrecht thue, wenn man dieses Grün für eine Erfindung des Hn. Scheele hält; denn im Oesterreichischen habe man es lange vor Scheelen bereitet und Gebrauch davon gemacht. Die Meynung einiger Naturforscher, daß sich das Wasser in Erde verwandeln lasse, dünkt dem Vf. bey weitem nicht so unwahrscheinlich, wie sie andern Chemikern vorgekommen ist; er habe, versichert er, aus Schnee, Thau und Regen, so wie aus andern atmosphärischen und gemeinen Wässern sowohl vor, als nach der Destillation, immer, wenn er sie auch mehrere Male bearbeitete, eine vollkommene Erde erhalten, die ihre Entstehung nicht den Gefäßen verdankt habe; diese Erde sey zwar der Kalkerde in einigem Betrachte ganz ähnlich gewesen, aber sie habe auch Eigenschaften besessen, die man an dieser nicht gewahr wird, und sie zeichne sich besonders durch mehrere Tugenden, die sie zu medicinischen und alchemischen Zwecken sehr geschickt machen, vortheilhaft aus. Hr. von L. glaubt, daß eine weitere Untersuchung dieser Erde eben keine unwürdige Beschäftigung für genaue Scheidekünstler abgeben könne; wir stimmen ihm hierin gern bey, wunden uns aber, daß er nicht selbst diesem Gegenstande alle die Aufmerksamkeit gewidmet hat, die er verdient; denn ihm müßte es, da er, wie es scheint, eine ziemliche Menge solcher *Wasserverde* besessen hat, leichter geworden seyn, die wahre Natur und die Tugenden derselben zu entdecken, als es, aus nicht schwer zu begreifenden Ursachen, andern Chemikern werden möchte. — Die Vorschriften, die der Vf. zur Verfertigung einiger Schönheitsmittel und verschiedener Farben und Firnisse, auch des ächten Lacmartin, ferner zur Veredlung der Weine u. s. w. giebt, so wie die Vorschläge zu besserer Einrichtung der Salpeterplantagen, zur bessern Benutzung der Quercitronrinde zum Färben, Drucken u. s. w. haben wir mit Beyfall gelesen, wir empfehlen sie daher den Lesern, die sich mit diesen Gegenständen beschäftigen, und wir zweifeln nicht, daß sie von mehreren Winken und Bemerkungen, die Hr. von L. mittheilt, mit Vortheile Gebrauch machen werden.

1) HAMBURG, b. Nestler: *Blumen aus der alten Geschichte*. Ein Lesebuch für diejenigen, welche Verstand und Herz bilden wollen. 1802. VIII. u. 272 S. 8. (20 gr.)

2) LEIPZIG, b. Müller: *Kleines Lesebuch für die Jugend*, herausgegeben von F. W. D. und C. W. Snell. *Erster Theil*. 1802. 142 S. *Zweyter Theil*. 72 S. 8. Mit Kupfern. (1 Rthlr.)

3) HAMBURG, b. Nestler: *Aesops des jüngern Fabeln und Erzählungen für die Jugend*. Von J. H. Ehlers. Pakt. in Oppeln im Herzogthum Breiten. 1802. 120 S. 8. (12 gr.)

4) HAMBURG, b. Mayn u. Mahncke: *Hamburgischer Kinderfreund*. Herausgegeben von J. O. Thiefs, Dr. u. Prof. *Erstes Bändchen*. 1802. VIII. u. 104 S. 12. (20 gr.)

5) BERLIN, b. Maurer: *Contes moraux pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse*. suivis d'une pastorale en un acte, à l'usage des écoles. Ouvrage imité de l'allemand. *Second cahier*. 1803. 125 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. vermifste ein Lesebuch, welches durchaus und bestimmt, die Erlangung der so nothwendigen Fertigkeit, mit lateinischen Lettern lesen zu können, zum Zweck hätte, und dieser vermeynte Mangel gab seiner Blumenlese ihr Dafeyn. Wenn wir den Vf. recht verstehen, so will er nichts weiter sagen, als, er vermifste ein aus lateinischer Schrift gesetztes Lesebuch für die Jugend, woran es uns doch schwerlich fehlen möchte. Er will, daß man vorzüglich in den Bürgerschulen Uebungen im Lesen der lateinischen Schrift anstelle, weil ein beträchtlicher Theil der Bücher, die zur weitem Fortbildung gebraucht werden können, mit lateinischen Lettern gedruckt sey! Für solche Uebungen ist auch sein Büchlein bestimmt, welches uns darum nicht sehr glücklich aus dem Gebiet der alten Geschichte gewählt zu seyn scheint, da für Bürgerschulen wohl ein nützlicherer Stoff aufzufinden gewesen wäre. Denn was kann und soll der Jugend dieser Classe mit Erzählungen aus der speciellsten alten Geschichte, der Mythologie, Anekdoten von Philosophen u. s. w. gedient seyn? Mit mehr Nutzen wird die Sammlung von Knaben, die studieren wollen oder eine feinere Bildung bekommen sollen, gelesen werden, wiewohl sie auch da der gehörigen Auswahl ermangelt.

Nr. 2. ist ohne Vorrede in die Welt geschickt, und enthält ein Gemisch von Aufsätzen aus der Geschichte, Naturgeschichte, Lebensweisheit, Anekdoten, Verse u. s. w. Unter andern Erzählungen, die eben so geschickt sind, die Aufmerksamkeit der Jugend zu reizen als sie zu belehren, bemerken wir die Schiffbruchs Geschichte des englischen Schiffslieutenant Mackay. Die Kupfer stehen zwar auf dem Titel angezeigt, aber in Natura finden sie sich, wenigstens in unserm Exemplare, nicht.

Der Vf. von Nr. 3. hat den einfachen, kindlichen Ton der Erzählung getroffen, und sollte auch der Aesthetiker seinen Fabeln keinen sonderlichen Werth beylegen, so wird sie doch der Pädagog brauchbar nennen. Wenn aber der Vf. nach S. 6. bemerkt hat, daß es Kinder schon lächerlich finden, „Thiere reden zu hören:“ sollte er nicht mit noch mehr Recht dasselbe z. B. von seiner Fabel von der bellenden Katze



Katze zu fürchten haben? S. 14. sollte es heißen: „Freylieh werden nicht alle boshaften Spasmacher von Katzen gefressen“ oder: „Die boshaften Spasmacher werden freylieh nicht“ u. s. w. statt: „Alle boshaften Spasmacher werden freylieh nicht“ u. s. f. Druck und Papier nehmen sich sehr gut aus.

Nr. 4. scheint vorzüglich für kleinere Kinder berechnet zu seyn. Der kindliche Ton streift hier und da an das Kindische und Tändelnde. Mit Antheil lasen wir die Unterredungen des Vaters mit seinen Kleinen, in welchen eine sentimentale Stimmung vorwaltet. Unzweckmäfsig ist es, dass mitten unter den Aufsätzen für Kinder auch Aufsätze für Aeltern stehen (mit grösserer Schrift gedruckt) über Fehler der modernen Erziehung, u. s. w. die in einer andern abhandelnden Schrift an ihrem Ort wären. Der Vf. macht S. V. seine Kinder auf die *schönen Bilder* in diesem Büchlein aufmerksam. Kinder von unverdorbenem Geschmack dürften sich aber schwerlich durch dieses Urtheil bestechen lassen.

Bey dem zweyten Heft von Nr. 5. haben wir nichts zu dem Urtheil hinzuzufügen, welches wir in der A. L. Z. Nr. 156. S. 470. ff. über den ersten Heft gefällt haben.

NÜRNBERG, in der Steinischen Buchh.: *Europens vorzüglichere Bedürfnisse des Auslandes und deren Surrogate*, botanisch und chemisch betrachtet, und mit besonderer Hinsicht auf ihren diätetisch-medicinischen Gebrauch nach der Erregungslehre bearbeitet von D. Karl Wilhelm Fuch, der naturforschenden Gesellschaft und der mineralogischen Societät zu Jena Mitglied u. s. w. *Erstes Heft. Kaffee und dessen Surrogate*. 1800. 118 S. 8. (12gr.)

Die einheimischen Producte des Pflanzenreichs, die man hier und da statt des ausländischen Kaffees zu benutzen versucht hat, haben sich, bey den damit angestellten Beobachtungen, nicht ganz so, wie man wünschte und erwartete, verhalten; denn kein einziges derselben hat mit Wasser einen Aufguss oder eine Abkochung geliefert, welche, in allem Betrachte, den Absichten, welchen der von ächtem Kaffee bereitete Aufguss entspricht, vollkommen Gnüge zu thun im Stande gewesen wäre. Indessen giebt es doch allerdings unter jenen Surrogaten eins und das andere, welches sich dem wahren Kaffee ziemlich nähert, und wenn man es regelmäfsig behandelt, mit siedendem Wasser eine Brühe macht, die, in Rücksicht auf den Geschmack sowohl, als in Ansehung anderer Eigenschaften, dem Kaffeeaufgusse fast gleich

kommt. Der Vf. dieser Schrift empfiehlt unter diesen vorzüglich die Cichorienwurzel, und glaubt durch chemische und andere Erfahrungen zu dieser Empfehlung berechtigt zu seyn. Man muss aber, setzt er hinzu, wenn man eben das von der genannten Wurzel erwarten will, was man von dem ächten Kaffee zu erwarten berechtigt ist, sie, wenn sie vorher gewaschen und zerschnitten worden ist, etwas wek werden lassen, sie dann einige Tage in kaltem Wasser weichen, um ihr einen Theil ihrer unangenehmen Bitterkeit zu entziehen, hierauf abtrocknen und in einem Backofen so lange rösten, bis sie eine hellbraune Farbe angenommen hat. Diese so vorbereitete Wurzel giebt, den Versuchen des Vfs. zufolge, mit siedendem Wasser eine Flüssigkeit, die fast wie ächter Kaffeeaufguss schmeckt, und einen durchdringenden wohlthätigen Reiz auf unsere Erregbarkeit äussert, der zwar nicht so bald bemerklich ist, als der, welchen ächter Kaffee hervorbringt, dagegen aber eine längere Zeit fortwirkt. Unindessen das Cichorienwurzelgetränk dem wahren Kaffeeaufgusse ähnlicher zu machen, kann man, nach dem Rathe des Vfs., die auf die oben beschriebene Art vorbereitete Wurzel mit geröstetem Kaffee, in dem Verhältnisse wie 6 zu 3 oder 4, vermischen, 9 bis 10 Drachmen eines solchen Pulvers gegen ein Maass siedendes Wasser nehmen und so einen Aufguss verfertigen, der tafsenweise genossen werden kann, und dessen Gebrauch besonders für Menschen, die sich in ihrem stehenden Lebensalter befinden, sehr zuträglich zu seyn scheint u. s. w. Die Scorzonerwurzel kommt, als Kaffeesurrogat betrachtet, der Cichorie am nächsten, und sie kann auf eben die Art, wie diese, benutzt werden, die Erdmandeln aber und die Runkelrübe, und noch mehr die Samen, Früchte und Kerne, durch die einige Neuere den wahren Kaffee entbehrlich zu machen versucht haben, sind, den hier beschriebenen Erfahrungen zufolge, zu Erreichung mancher andern Absicht weit brauchbarer, als zur Bereitung eines dem Kaffeeaufgusse ähnlichen Getränkes, und der Vf. rath daher, dass man diese Dinge lieber zur Fütterung anwende, oder auf Oel u. s. w. benutze. Die Versuche, auf welche sich die angeführten und andere mit denselben mehr oder weniger in Verbindung stehende Behauptungen, die in dieser Schrift vorkommen, stützen, sind mir Sorgfalt angestellt, und sie verdienen der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen zu werden; aber der Stil des Vfs. könnte besser seyn; wir wünschen daher, dass Hr. F. in der Folge mehr Fleiss auf denselben wenden, und solche fehlerhafte Ausdrücke und Constructionen, wie uns hier und da aufgestossen sind, vermeiden, auch sich schaal-er Witzeleyen, dergleichen er an einigen Orten, z. B. S. 16, 79, 92. u. s. w. angebracht hat, enthalten möge.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 19. October 1802.

## CHEMIE.

AMSTERDAM, b. Holtrop: *Nieuwe Scheikundige Bibliotheek*. XI. u. XII. Stück, oder des IIIten Bandes IIItes u. IVtes Stück. 1802. 134 S. gr. 8. (10 Stüb.)

Das IX. u. X. Stück, oder das 1ste und 2te des 3ten, und, wie wir mit Bedauern hören, letzten Bandes, zeigten wir in Nr. 200. der A. L. Z. 1802. an. An Originalaufätzen enthalten diese beiden Stücke: I. *Nachrichten von dem Leben des Wolter Forsten Verschuiv*, weil. Prof. der Heilkunde zu Gröningen. Von J. R. Deimann, M. D. zu Amsterd. Verschuiv war d. 4. Oct. 1739 zu Sleen, einem Dorfe in Drenthe, geboren. Nach Vollendung seiner Studien hielt er sich, um sich in seiner Wissenschaft weiter auszubilden, eine Zeitlang in Frankreich, England und Schottland auf. Nach seiner Rückkehr lebte er, mit Ruhm und Glück, als ausübender Arzt in Amsterdam, bis er im J. 1789 nach Gröningen berufen wurde. Dasselbst starb er den 17. Oct. 1793. Hr. D. macht folgende Schilderung von ihm: „Verschuiv hatte sich um die gelehrte Welt große Verdienste erworben; aber — sein Charakter als Mensch, als Glied der bürgerlichen Gesellschaft, als Gatte, und Hausvater war nicht weniger schätzbar. — „Strandhaftigkeit bey allen Vorfällen des Lebens; „Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten; Behutsamkeit in der Wahl der Freunde;gefühlvolle Theilnahme an den Schicksalen seiner „Nebennmenschen; Edelrauth im Innern seines Herzens — das waren die Hauptzüge seines Charakters, die alle seine Unternehmungen und Handlungen „auszeichnen.“ — II. *Schreiben des Hn. van Marum an den Hn. Volta*; Prof. zu Pavia, betreffend die von ihm, gemeinschaftlich mit dem Prof. Pfaff in dem Teyler'schen Laboratorium zu Haarlem im November 1801 angestellten Versuche mit der Galvanischen Saule. Aus deutschen Zeitschriften hinlänglich bekannt. — III. G. Vvotik über das Athemholen und die thierische Wärme, nebst erläuternden Versuchen. Eine Vorlesung, gehalten in der Amsterdamer Gesellschaft: Felix Meritis. Die Folgerungen, welche der Vf. aus den vorgetragenen Sätzen herleitet, sind diese: 1) Man hat nicht nöthig, den thierischen Dunst, der mit der, aus den Lungen ausgeathmeten Luft frey wird, aus einer chemischen Verbindung des Wasserstoffes aus dem Blute mit dem Sauerstoffe des Luftkreises abzuleiten, sondern er ist als ein Erzeugniß der Schlagadern zu betrachten, die in den Lungen diese Flüchtig-

A. L. Z. 1802. Viertes Band.

keit eben so absondern, wie in andern Hölen unfres Körpers. 2) Man muß die Lungen nicht für den Feuerheerd der thierischen Wärme halten, sondern der, bey dem Athemholen frey werdende Wärme stoff fixirt sich in dem Blute, macht sich, während des Blutumlaufes, von Stelle zu Stelle los, und verbreitet sich gleichmäÙig durch den ganzen Körper. 3) Des Blutes reizende Eigenschaft wird erhöht, sobald es sich in den Lungen nicht in Schlagaderblut verwandelt. 4) Diefem Fehler ist es zuzuschreiben, wenn der Blutumlauf aus Mangel an Lebensluft stockt. 5) Bey Erstickten, Erhängten und Ertrunkenen muß deennach unsere erste Sorge dahin gerichtet seyn, einen neuen Zuflus von Luft zu veranstalten, und, im Nothfalle dieselbe in die Lungen einzublasen. 6) Luftzüge in Krankenzimmern, Hörsälen etc. dürfen (aus den bekannten Gründen) nicht in der Höhe angelegt werden. 7) Es kann nützlich seyn, Fasser mit Wasser in Krankenzimmer zu setzen. 8) Diefie müssen aber von Zeit zu Zeit erneuert werden, damit die feste oder Kohlenstoffluft desto begieriger von dem Wasser aufgenommen werde. 9) Man kann dieses Aufnehmen durch Kalkwasser oder ätzendes Laugefalz beschleunigen. — IV. *Nachricht von dem medicinischen und chirurgischen Unterrichte, welcher gegenwärtig in Amsterdam gegeben wird*. Dieser Unterrichts ist, auf einen Vorschlag der aus den Ergänzt. Bl. d. A. L. Z. bekannten Gesundheitscommission, der von der Municipalität der Stadt genehmigt wurde, seit dem Monate October 1800 im Gange.

UTRECHT, b. van Paddenburg: *Nieuwe Chemische en Physische Oefeningen. Voor de Beminnaars der Schei - en Natuurkunde* etc. Door Pieter van Werkhoven, Apotheker te Utrecht. Xde Saak (oder des IIten Bandes 5tes). 1802. 67 S. gr. 8. (12 Stüb.)

Die ersten IX Stücke sind angezeigt A. L. Z. 1801 Nr. 221. Am Ende des X. St. verpricht zwar der Herausg. diese Zeitschrift fortzusetzen; er hat aber hernach seinen Voratz geändert, und sie für geschlossen erklärt. Der Inhalt des X. St. ist: 1) *Fourcroy's Abh. über die Anwendung der Lufschemie auf die Heilkunde* etc. Schluss von Nr. 6, des IX. St. 2) *Ueber den Mohnsaft und dessen Bestandtheile, nebst Darstellung verschiedener Methoden, ihn aus den Köpfen des weissen Mohns (Papaver somniferum Linn.) zu erhalten*. Von Dubuc dem ältern, Apotheker zu Rouen. Aus den *Annal. de Chimie*, T. XXXVIII. 3) *Felix über die, in Griechenland gewöhnliche Weise, baum-*

S

baumwollen Garn türkisch roth zu färben, nebst den darüber erstatteten Berichten der Bürger Darcey, Demarest und Chaptal. Im Auszuge aus den *Annal. de Chim.* 4) Zustand der Chemie am Ende des siebenzehnhundertens; verglichen mit ihrem Zustande am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Vom Hofr. Gmelin in Göttingen. Aus v. Crell's *Annal.* 1801. St. I. S. 3. 5) Ueber das Glas des Spiegels, in Rücksicht auf die bisherige sehr fehlerhafte Bereitung des Brechweinsteins. Von Fauquelin. Nebst v. Crell's Anmerkungen aus dessen *Annalen* 1801. St. I. S. 63.

### PHILOLOGIE.

LONDON, b. Phillips: *Pièn (of lateral) Hse (lines) Yè (an Interpretation) or An explanation of the Elementary Characters of the Chinese with an Analysis of their ancient Symbols and Hieroglyphics.* By Joseph Hager, D. D. 1801. 76 und 44 S. Fol. (14 Rthlr. 12 gr.)

Der sprachkundige Hr. Hager, welcher den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse schon durch Verbesserungen des Vergleichungswörterbuchs von Pallas und Entlarvung der Vella'schen Betrügerey mit den arabischen Handschriften zu Palermo bewiesen hat, tritt hier in einem ganz neuen Fache auf. Nach vorläufigen Nachrichten ward das Werk bald für eine chinesische Sprachlehre und bald wieder für ein Wörterbuch ausgegeben. In der That aber ist es nur Vorläufer dazu, eine Abhandlung, dergleichen Deutschland ohne das schöne Papier und den übergroßen Druck auf wenigen Bogen für so viel Groschen, als jene Thaler kostet, zu erhalten gewohnt ist.

Die Vorrede, welche den größern Theil und das eigenthümliche der gelehrten Untersuchung des Vfs. ausmacht, soll eine Erklärung von dem Ursprung der chinesischen Schriftzüge enthalten. Dazu aber geht er von dem Kaiser Fohi, und den ganzen und gebrochenen Strichen im Buche Yekingaus, spricht von den acht Grundstoffen, dem Rechenbret, den Pythagorischen Zahlengeheimnissen, der Ueberkunft der sieben Wochentage u. dgl. Seine Abweichung von dem Wege der ächten Sprachvergleichung geht hier so weit, daß er das chinesische Zahlwort yè eins mit dem Römischen I, und fünf mit dem V und xè (sich) zehn mit dem X und Griechischen E für verwandt und einerley hält. Darauf folgt eine Menge alter Schriftzüge aus einer Sammlung des Kaiser Kienlong und einem von Hn. Titsingh aus Japan mitgebrachten Buche, welche Drachen, Schlangen, Kornähren, Regenbogen, Armbändern und Weiberkopfsparz gleichen, die er aber selbst nicht für zuverlässig acht hält. Nur erst um die Mitte der ganzen Abhandlung berührt er kürzlich mit wenigen Beyspielen den schon von Kircher versuchten richtigen Weg der Erklärung des Ursprungs aus grober Bilderschrift, welche allmählig durch Kunst,

Bequemlichkeit und Abkürzung verändert worden. Auch erzählt er die eingebildeten Vergleichungen von Kircher, Hyde, Nedham und Deguignes mit den ägyptischen Hieroglyphen, von Raspe mit den altperthischen Keilschriften, von Fallancey mit den Irländischen Oghams oder Geheimschriften, von Clavigero mit den mexicanischen Bilderschriften und von Meiners mit den in Sibirien am Irtsich gefundenen Felsenschriften bey dem Strahlenberg, den er aber mit Spangenberg verwechselt. Ferner spricht er von dem Unterschied der neuen und alten, besonders auch in Siegeln verzogenen Schriftzeichen, ihrer großen Anzahl, die auf 80.000 angegeben wird, davon aber 9 bis 10,000 hinreichen, alle Bücher zu verstehen und eine gelehrte Würde zu erlangen, indem es so viel gleichbedeutende giebt, daß Parenin für Alter und ein anderer zu einem Glückwunsch für Glückseligkeit 100 gesammelt hat. In Absicht der Sprache wird auch hier das gemeine Vorurtheil aufgestellt, daß sie nur 350 einfylbige Wörter habe, zu deren Unterscheidung in der Aussprache und Bedeutung Pantoja fünf Tonzeichen erfunden habe, welche durch Musiknoten erklärt und noch durch beygefügte Punkte und Hauchzeichen vervielfältiget sind. Hievon ist doch manches schon von Bayern widerlegt und berichtigt, besonders aber muß die größere Anzahl und Mehrsybligkeit der Wörter in den Beugungen sowohl als Zusammensetzungen jedem unbefangenen Forscher einleuchten. Eben so allgemein und oberflächlich urtheilt der Vf. über die Zusammenstellung der Zeichen in senkrechte Zeilen von oben herunter, und ihren Gebrauch zur allgemeinen Sprache, ferner über die Verwandtschaft der chinesischen Sprache mit der in Tibet und Tunkin und ihre gänzliche Verschiedenheit von der Japanischen, welche eine weit größere Menge Wörter auch vielsylbige, und Beugungen der Nenn- und Zeitwörter habe, welche doch in den chinesischen Sprachlehren von Bayer und Tourmont ebenfalls klar vor Augen liegen. Neben den chinesischen Schriftzeichen werden noch eigene Buchstaben oder Sylbenschriften in Corea, Tunkin und Japan, auch zu Bezeichnung der Aussprache selbst in China gebraucht. Dieses ist, wie der Vf. bemerkt, ein deutliches Beyspiel des natürlichen Fortganges von der Zeichen- zur Buchstabenchrift, welches er aber doch näher ins Licht zu setzen ganz verabsäumt hat. Zuletzt kommt er endlich auf den Hauptgegenstand des Werks, nämlich die bey den Chinesen sogenannten Pü, Richterstücke, Schlüssel d. i. einfachen Grund- oder Wurzelzeichen, aus welchen alle übrige zusammengesetzt werden. Ueber diese macht er zuvörderst allgemeine Bemerkungen in Absicht des Ursprungs, der Uebereinkunft, Anzahl und willkürlichen Verbindung der Züge, welche sehr von richtiger Beurtheilung, Scharfsinn und eindringendem Kunsttrichterblick zeugen. Gleichwohl aber folgt er in Aufstellung des Verzeichnisses der Grundzeichen, selbst bloß der Leitung eines Chinesen Mäy — yn in seinem Wörterbuche Cü — lüy (Sammlung der Schriftzeichen), welches unter der Regie-

zung des Kaisers Kambüi gedruckt und in *Fourmonts* Verzeichniß zuerst aufgeführt ist. Danach sind nun der Grundzeichen überhaupt 214 nach der Anzahl der Striche in 17 Classen, z. B. 6 von einem, 23 von 2, 34 von 4, 9 von 8, 1 von 15 Strichen angenommen, deren jedes denn durch das beygesetzte chinesische Wort nach der portugiesischen Schreibart und eine englische Uebersetzung ganz kurz und einfach erklärt wird. Es läßt sich also davon weiter gar kein Gebrauch machen, als um die eine Lehrart kennen zu lernen, welche aber nur ganz willkürlich und in mancher Abtheilung sehr fehlerhaft ist. Denn so nehmen z. B. andere chinesische Sprachlehrer, welchen *Bayer* in seinem kleinen Wörterbuche gefolgt ist, gleich in der ersten Classe 9 einfache Grundzüge an, in der zweyten 37, in der achten 25, in der funfzehnten 3 Hauptstrichzeichen, deren Ordnung auch nicht mit jener übereinstimmt. Vornämlich aber sind unter diesen sogenannten Pü manche einander vollkommen gleich und doch von ganz verschiedener Bedeutung, wovon der Vf. selbst Beispiele giebt, und viele augenscheinlich schon aus mehreren Schriftzeichen zusammengesetzt. Auch zählen die Chineser, weil sie mit dem Pinsel schreiben, zwey Striche, die einen Winkel ausmachen, oft nur für einen. Dieses alles macht denn natürlich sehr große Schwierigkeiten bey Auffuchung der Schriftzeichen in ihren Wörterbüchern, wenn man auch die große Anzahl vorgegeblicher Grundzüge, auf welche sie die andern nicht nach dem wahren Ursprung, sondern bloß zufälliger Aehnlichkeit zurückgeführt haben, dem Gedächtniß eingepägt hat, welches gleichwohl schon eiserne Mühe erfordert. Daher wäre es nun wohl am besten, daß unsere Gelehrten ihre Lehrart lieber ganz verlassen und die Schriftzeichen in dem Wörterbuche nach der Entstehung aus einfachen, geraden, senkrechten und rechts oder links schiefen Zügen mit weniger oder mehrern Ansätzen und Zusammenfügungen deutlicher und leichter ordnen möchten; dieses versuchte schon *Müller*, *Bayer* wünschte und lobte es auch und der Vf. giebt ihm Beyfall. Wie kann er es denn also darum für unnützlich oder unmöglich halten, weil die chinesische Sprache selbst und ihre Wörterbücher unverändert bleiben? Möchte er doch vielmehr bey der ihm in Paris zu Theil gewordenen so vorzüglichen Unterstützung den Entwurf ausführen, und dadurch sein Wörterbuch vollkommener als die bisherigen darstellen!

SCHLESWIG und KOPENHAGEN, b. Röhfs u. Brummer: *Neues Dänisch-Deutsches Wörterbuch zum Gebrauch für Deutsche*, welche diese Sprache erlernen wollen, samt einer kurzgefaßten dänischen Sprachlehre für die Anfänger, von G. H. Müller. Erster Band: 1800. 592 S. und 1 Bog. Zweyter Band. 644 S. 8r. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Mit Ueberzeugung kann Rec. dieses Wörterbuch allen Deutschen empfehlen, die es der Mühe werth halten, die wahrhaft schöne dänische Sprache, und

die vielfachen Geisteswerke der Dänen, bey welchen die Morgenröthe des Geschmacks und Genies etwas weiter als angebrochen ist, sich bekannt zu machen. Elend mußte sich bisher der entfernteste Deutsche, wenn ihm nicht *Aphelen's Wörterbuch*, das längst in Buchläden nicht mehr zu haben war, zu Gebote stand, mit dem kleinen Wörterbuche zu Langens Chrestomathie, mit den beiden Heften A. und B. (mehr als diese erhielt wenigstens Rec. nicht) des schätzbaren Anfangs eines Etymologicons von Prof. *Ehler*, und mit dem dänisch-lateinischen Theile von dem lateinischen Lexicon des Prof. *Baden* behelfen: denn *Reisler's* dänisch-deutsches Handlexicon. Kopenh. 1799. gr. 8. scheint nicht in den deutschen Buchhandel gekommen zu seyn. Hn. *Müllers* Wörterbuch hilft auf einmal diesem langgefühlten Bedürfniß ab, und ist besonders in den jetzt gebräuchlichen Redensarten und Bedeutungen sehr reichhaltig. Ohne eine genaue Abzählung, welches kein Vernünftiger dem Rec. zamuthen wird, vorgenommen zu haben, glaubt Rec. doch nach der geringen angestellten Vergleichung, daß es von dem Vf. nichts weniger als eine Rodomontade ist, wenn er behauptet, er habe mehrere tausend Wörter in die Sammlung *Aphelen's*, den er zum Grunde legt, und *Baden's*, welchem er in der Rechtschreibung folgt, eingeschaltet. Ja, Rec. hat gefunden, daß dies nicht bloß mit den Wörtern selbst, sondern auch mit der nähern und vielfältigeren Bestimmung ihrer Bedeutung und Beyspielen ihres Gebrauchs geschehen ist. Unter solchen Umständen wäre es unbillig, dem Vf. es zum Vorwurf anzurechnen, daß sein Werk noch gleichwohl auf Vollständigkeit keinen Anspruch zu machen habe. Genug, wer die neuesten Geisteswerke der Dänen zu lesen wünscht, wird sich in diesem Wörterbuche selten verlassen sehen. Mehr also, um zu beweisen, daß der Rec. sich Mühe gegeben hat, die Reichhaltigkeit dieses Wörterbuchs, den Werth der angegebenen Bedeutungen und seine Brauchbarkeit überhaupt zu prüfen, fügt Rec. zum Schlusse noch einige Ausstellungen bey, die ihm bey der Lectüre verschiedener Schriften aufgetrossen sind. S. 33 fehlt *Aaring*, annona. S. 34 das oft schwer zu gebende *ad*, S. 39 *af og til* von — an bis — S. 40 *af bøde for*, auspariren. 43. *afgive sig*, sich enteiben. 47. *afslake en Fiende*, einen Feind zurückschlagen. 53. *Afster*, ein Rindvieh. Ebend. bey *Alt* fehlen die Ausdrücke *i alt*, *alt i alt*, *alt saa* u. s. w. 62. *Arveöl* Leichtrunk. 70. *Barnagtighed*, heißt nicht Kindheit, sondern eine Kinderey. 104. *Dyffe*, dasselbe, was *Dyng*. 185. *Fader* oder *Farsfader*, Großvater. 188. *Faetalien*, Victualien, vorzüglich Vorrath an Schlachtvieh. 196. *Feiltagelse*, Mißgriff, Versehen. 193. *Fluere*, *illuvies*, ein von der Fluth überschwemmtes Land. 214. *Folkefaerd* hat auch die Bedeutung *Volksflam*, Volksart. S. 257. fehlt *fravise*, abweisen u. s. w. S. 304. *grangivelig*, deutlich. 309. *Grundt* (z. B. *Haveler* gr.) leicht. 317. *Handfaestning*, Handtette. 322. *Haendig*, gewiegt. 395. *ihieljtange*, zu Tode Rossen, und *ihieljselte* soviel als *ihieljsulte*, welches

ches angeführt ist. S. 381. fehlt *hvorum* ganz, also auch die für Deutsche sehr schwer verstehbare Redensart: *hvorum altinger*, wie es aber auch immer sey. S. 422. *i veiret*, in die Höhe, in die Luft. S. 483. das zusammengesetzte *laenge siden*, seit langer Zeit, lange her etc. S. 520. *Luse-sot* eben so viel als *Luse syge*. II. Th. S. 5. fehlt *Naeringsveie*, Nahrungsweg, Nahrungszweig. S. 115. *pinsom*, peinvoll. S. 170. *reevise*, gerecht u. s. w. S. 259. *Skjals Aar*. — Noch bemerkt Rec., dafs der Anfang des Etymol. Wörterb. von Ehlert dem Vf. des gegenwärtigen gar nicht bekannt zu seyn scheint; denn blofs in den Buchstaben A. u. B. befinden sich eine ziemliche Anzahl Wörter und Redensarten, die hier nicht aufgenommen sind, und doch keineswegs unter die obsoleten gehören. Von dem voran geschickten kurzen grammatischen Unterricht für Anfänger, der die ersten 30 Seiten einnimmt, ist wenig zu sagen. Für diejenigen, die *Lange's Ekkards*, und welche die vorzüglichsten Stellen unter allen dänischen Sprachlehren für Deutsche einnehmen, *Tode's Anweisungen*, und *Abrahamson's* verbesserten *Lange* nicht kennen oder besitzen, mag immerhin diese kurze Anleitung von Nutzen und Interesse seyn, und Rec. will ihr also auch ihren relativen Werth keineswegs streitig machen.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Barth: *Neues Lesebuch zur leichtern Erlernung der griechischen Sprache*, von Ch. Stolzenburg, Rector in Anclam. Mit Anwendung der Hemsterhuys-Valkenär-Lenneppischen Grundsätze und einem vollständigen Wortregister nach der neuen Theorie der griechischen Conjugation eingerichtet. *Erste Abtheilung*. 1800. (Vorrede, Text und Wortregister, jedes mit

neuen Seitenzahlen; zusammen 9 Bogen.) gr. 8. (9 gr.)

Das Buch verdient vor anderen dieser Art eine Empfehlung. Noch in keinem Lesebuch für Anfänger ist die Anwendung der neuen Theorie von dem griechischen Verbum so praktisch gezeigt worden, als hier. Indefs hat der Vf. in dem erklärenden Wortregister, welches nicht alphabetisch, sondern den einzelnen Stücken der Sammlung angefaßt ist, die neue Derivationstheorie so befolgt, dafs nicht nur die Freunde der neuen, sondern auch die Anhänger der alten Methode davon Gebrauch machen können. Den zu veralteten Formen, als  $\lambda\lambda\beta\omega$ ,  $\lambda\eta\beta\alpha$ ,  $\lambda\alpha\beta\omega$ ,  $\lambda\eta\phi\theta\eta\omega$ ,  $\lambda\eta\phi\theta\eta\mu$ , ist immer auch die übliche, als  $\lambda\alpha\mu\beta\acute{\alpha}\nu\omega$ , hinzugefügt worden, so, dafs mithin auch von dieser die Tempora nach der alten Methode abgeleitet werden können. Die ausgewählten Stücke dieser ersten Abtheilung, welche der Herausgeb. alle selbst bis auf einige aus *Hörhel's* griechischem grammatischen Lesebuch entlehnte Sentenzen aus griechischen Schriftstellern gezogen hat, haben Interesse und Nutzen für die Anfänger. Eine gut gefasste Uebersicht des griechischen Verbi macht den Beschluss. Die zweyte Abtheilung aber soll eine möglichst zusammenhängende Geschichte der Griechen, nach Herodotus, nebst Scenen und Gemälden aus Homer, und Unterhaltungen aus Xenophon enthalten.

WEIMAR, b. den Gebrüdern Gädicke: *Reisen und Abenteuer Rolando's und seiner Gefährten*. Ein Robinson für Kinder zur Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse. Nach dem Französischen des *Jaufret*. Viertes Heft von S. 491 — 658. 1802. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. N. 39.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Barth: *Todesfeyer des verewigten Hn. Geh. Kriegsraths Müller in der Rathsschule zu Leipzig*, am 8. März 1801. Nebst einem Auszuge aus einer, bey diesem Todesfalle von dem Hn. Domherrn D. Rosenmüller in der Thomaskirche gehaltenen Predigt. 1801. 46 S. gr. 8. (4 gr.) Diese Todesfeyer war würdig des Verewigten, würdig der Lehrer an einer so wohl eingerichteten Schule, welche jenem ihre Gründung und zum Theil auch ihren feitherigen Flor verdankt. In einer kurzen, aber herzlichen *Einleitungsrede*, bereitete Hr. Director Plato auf die

lehrreiche religiöse Unterredung vor, welche Hr. Vicedirector Dolz darauf folgen liess. Diese *Katechisation* über Sp. Sai. X. 7., nebst einem passenden Prolog und Epilog, ist unstreitig das Schönste und Auserlesenste in dieser kleinen Sammlung. Am Ende ist noch ein *Gebet* beygefügt, von Hn. M. Döring gesprochen, und ein Auszug und Schluss der von dem würdigen *Rosenmüller* am Sonntage *Reminiscere* 1801 gehaltenen Predigt, worin mit warmem, gefühlvollem Herzen von einem Freunde der Charakter des Verewigten und seine Verdienste am Leipzig kurz dargestellt werden.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 20. October 1802.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CHEMNITZ, b. Tasché: *Politisch - arithmetisches Jahrbuch, zur Geschichte des menschlichen Lebens und der Fortpflanzung der Menschen, wie auch zur Erweiterung der Naturkunde, der Staatswirthschaft, der Geographie, der Geschichte und der Philosophie: besonders in Hinsicht auf das Kurfürstenthum Sachsen und seine Nebenländer.* Von Christ. Gotth. Fir. & Th. I. B. 1801. 247 S. 4. (20 gr.)

Die Naturgeschichte des Menschen, heisst es im Vorbericht, hatte bekanntermassen gar wenig nutzbares in den vormaligen Zeiten, aber in den neuern Zeiten sind wir mit uns vertrauter geworden. Denn nicht viel höher als etwa 100 Jahre datirt sich die Arithmetik des wahrscheinlichen Lebens des Menschen: sie hat aber ein sehr schnelles Wachstum bekommen. Diese Arithmetik, die man von ihrem vornehmsten Endzwecke die politische genannt hat, liegt nicht nur auf den Gränzen der Naturkunde und der Staatswirthschaft, sondern ist auch eine Zierde der Geographie, der Geschichte und der Philosophie. Sie liefert theils wichtige Betrachtungen und Folgerungen, wenn man sie aus verschiedenen Kreisen, Aemtern und Städten nimmt, theils wird sie auch um so viel wichtiger, je mehr sie natürlich ist. Derowegen sind die Listen der Gebornen, der Konfirmirten und Kopulirten, besonders der Gestorbenen aus kleinen Städten und Dörfern immer die richtigsten, natürlichsten und wichtigsten. Alles lebt hier ländlich und arbeitet ländlich; alles ist hier, was Leben, Sterben und Fortpflanzung anbetrifft, grösstentheils ein Werk der ungestörten Natur. Es geben aber auch dergleichen Listen aus grossen und Mittelstädten wichtige Betrachtungen und lehrreiche Folgerungen. Bey solchen Betrachtungen und daraus geleiteten Folgerungen müssen hauptsächlich dergleichen Listen von Lebenden und von den Familien, sonderlich aber der Hauptstuhl, oder der jedesmalige Hauptstamm aller Lebenden nach folgenden drey Absichten betrachtet werden: 1) wie ist eine gegebene Strecke Land bevölkert und besetzt? — Diefs giebt denn Landlisten; eine Art Geographie des Staats. 2) Wie steht es mit den Heyrathen? Was giebt denn Ehelisten, durch welche alle übrige Listen der Gebornen, Heyrathenden, und Gestorbenen erst recht beweisend werden: und 3) womit beschäftigen sich die Glieder des Staats, und ist jeder Zweig der Beschäftigung der Natur, der Lage und den Absichten des Staats gemäss? Das

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

giebt denn Standlisten, woraus die Erwerber des Staats oder die Nährstände und die Köstlinge zu ersehen sind.“

Wir ersehen aus diesem Raisonnement, dass Hr. F. sich an einen Gegenstand gewagt hat, von dem er auch nicht einen richtigen und klaren Begriff hat; dass er unfähig ist, auch nur ein paar Begriffe an einander zu reihen; dass sein Vortrag höchst kläglich ist; und dass er zu den allerarmeligsten unserer statistischen Rechenmeister gehört; was denn doch fürwahr nicht wenig sagen will. Die ganze, anderthalb Bogen lange Vorrede enthält zu diesem Urtheil fast so viele Belege als Zeilen. — Sollte man glauben, dass man noch in unsern Zeiten über die Diener des Staats das niederschreiben könnte, was wir S. 5. lesen. „Die sogenannten Köstlinge, heisst es da, sind den Nährständen entgegengesetzt: sie beschweren die Nährstände allemal, sobald der Staat über das, was derselbe leiden kann, vermehrt wird. (?) Denn jede neue Bedienung in einem Lande legt gewisse Procente dem Ackerbau und dem Kunstfleisse auf. Befolget der Staat den neuen Bedienten hinreichend: so leidet der öffentliche Schatz Abgang; befolget er ihn nicht hinlänglich: so muss der Bediente sich Mittel schaffen und der Staat zu Sporteln und Erpressungen durch die Finger sehen.“ Man sieht wohl, was Hr. F. hier durch einander warf. Er hat von einem Verhältnisse der Dienerschaft zu der productiven Classe gehört, und nun muss mit jeder neuen Bedienung Raub und Ungerechtigkeit im Lande zunehmen, oder der Staat dem Verarmen näher gebracht werden. — „Da in Sachsen und auch in andern Ländern zweckmässige Listen der Gebornen, der Konfirmirten, Kopulirten und Gestorbenen für die Kirchenbücher gemeinsten angeordnet worden sind: so sollen dieselben auch — in diesem Jahrbuche zum Grunde gelegt und daraus Bemerkungen und Folgerungen hergeleitet werden!“ Bey den Gestorbenen will Hr. F. auch mitunter „die Krankheiten beysügen, woran der Kranke gestorben ist, weil dergleichen Krankheitsanzeigen für die Aerzte das ist, was die politische Arithmetik für den Staat ist.“ Von den Verzeichnissen der Kommunikanten verspricht er der politischen Arithmetik eben nicht gar viel: „Diese Verzeichnisse, sagt er, sind nicht allemal von reichhaltigen und richtigen Bemerkungen, weil sie zu schwankend sind, und mehr moralische als physische Anzeigen geben.“ Desto reichhaltiger aber an Folgerungen und Bemerkungen sollen die Listen von den stehenden Familien, ihren Gewerben und Nahrungszweigen seyn. „Der Nutzen, den diese für den Staat haben, ist, 1) gehen sie

T

sie in gewisser Absicht mit den Ehen auf und ab; 2) aber, je mehr Familien und je kleiner sie sind, desto mehr, oder doch desto besser vertheilte Nahrung ist an einem Orte; und wenn die Zahl der Personen, so zu jeder Familie gehören, steigt: so ist entweder eine Ungleichheit in Vertheilung der Nahrungsarten entstanden, oder es hat auch der — Luxus zugenommen, — ein Punkt, den der Staat nie aus den Augen lassen muß: endlich 3) kann auch der Staat aus der Zählung der Familien seinen innern Gehalt und seine Stärke genau erkennen.“ Die Listen der Kopulirten sollen auch benutzt werden, um das Maas der Fruchtbarkeit und der Keuschheit an's Licht zu bringen; und dabey soll Rücksicht auf die Frage genommen werden: warum eine gleiche Anzahl Ehen weniger Fruchtbarkeit an dem einen, als an einem andern Orte giebt. Bisweilen, versichert Hr. F. liege hier der Grund in dem langen Säugen der Kinder, besonders auf dem Lande; (also wären dann die Ehen auf dem Lande weniger fruchtbar?) bisweilen komme es daher, daß die Wittwen sehr leicht wiederum einen Gatten fänden, aber gleichwohl durch ihre Heyrathen das Maas der Fruchtbarkeit verminderten. — Es wäre also wohl den Wittwen zu verbieten, zur zweyten Ehe zu schreiten? und so hätte das Verbrennen der Weiber der Bräutinnen mit ihren verstorbenen Männern denn doch auch seine gute Seite. Die schreckliche Behauptung des Trostes unserer Statistiker und Politiker, daß alle die Kinder, die vor Erreichung des Alters dahin sterben, in dem der Mensch zu produciren anfängt, nichts der Welt nützen, wird auch von Hr. F. wiederholt. „Die Listen der Konfirmiten, sagt er, zeigen die Früchte oder die Aerndte des Staats; denn nicht, wie viel aufgeht, sondern wie viel zur Vollkommenheit gelangt, kommt dem Staate zu Gute: alles andere ist sammt den Kosten für den Staat verloren.“ Schade, daß man es den neugeborenen Kindern nicht immer ansehen kann, ob sie das 15te Jahr erreichen werden oder nicht. Wäre dies: so würde offenbar das Wohl des Staats fördern, daß man allen den Kindern, die nicht bis zur Konfirmation kommen würden, gleich nach ihrer Erscheinung die Hülfe umdrehete: ein Verfahren, für das sich noch obendrein das vorleuchtende Beyspiel eines hochberühmten Gesetzgebers und eines eben so sehr verehrten Volks, das des Lykurg und der Spartaner, anführen ließe. Hoffnung haben wir allerdings, den frühen oder späten Tod eines Neugeborenen mit der Zeit durch Hülfe unserer politischen Arithmetik herauszubringen. Hr. F. hat zu dem Ende schon Hand angelegt. Er lebt der Hoffnung, durch Sterbelisten einzu darzuthun, daß die Sage des gemeinen Mannes „die Männer würden sehr alt, die ihren Müttern gleichen, nicht ohne allen Grund sey.“ Hier und da hat man wirklich schon bemerken wollen, daß die meisten vom schönen Geschlechte, die etwas hoch an Jahren sind, einen kleinen Strich von männlichen Wesen an sich hätten. Hr. F. schließt mit einer Ehrenerklärung der Frühlingsmonate, denen, besonders dem sogenannten

Wonnemonate, unsere politischen Arithmetiker bekanntlich eben so unhold wie unsere Dichter hold sind. „Bisweilen, sagt er, haben unter den Frühlingsmonaten der März und April den Vortritt unter den Leichen, aber eben diese Frühlingsmonate sind auch bisweilen die reichsten an — Zeugungen.“

So viel über die erste Haupttribrik. Auch über die Beschäftigungen der Menschen soll dies Jahrbuch sich verbreiten. Auf die möglichste Vollkommenheit hat es Hr. F. hier angelegt. Selbst der Vogelfang soll nicht vergessen werden; besonders aber ist seine Aufmerksamkeit dem Kirchen- und Schulwesen gewidmet. Ob außer dem Kirchhofe bey der Kirche noch ein besonderer Gottesacker in der Pfarchie vorhanden sey, das werden wir nicht nur nebst vielen andern nichtswürdigen Dingen haarklein erfahren; sondern auch Bemerkungen werden uns versprochen über Glocken, Seiger, Schiagubren, Orgel und Thürme. Namenlich und besonders aber werden wir von den sächsischen Ländern alles das erhalten, was nur immer einen Freund der Staatskunde, einen Rechtsgelehrten, einen Prediger, einen Kandidaten, einen Schullehrer; einen Oekonom und einen Geschäftsmann interessiren kann.

Doch wir müssen endlich auf den Inhalt des Buchs kommen. I. Vorauf geht eine sechs Bogen starke Einleitung, „von dem Erdboden und den Erdbewohnern überhaupt.“ Die ersten Zeilen dieser Einleitung entsprechen dem Vorberichte vollkommen. Dana aber erscheint Hr. F. plötzlich, wie durch ein Wunder, ganz umgeschaffen. Ein paar Züge von seiner Hand abgerechnet, die aber höchstens ein Blatt einnehmen, ist alles, was wir auf diesen sechs Bogen lesen, mit einer fast beyspiellosen Schamlosigkeit, Wort für Wort abgeschrieben aus Gatterers kurzen Begriff der Geographie, zweyten Ausgabe Göttingen 1793. S. I. bis 79. II. Von Kurfachsen, in drey Hauptstücken. Das erstere handelt nach einer kurzen historischen Einleitung von der Größe und Gränze des Landes, der Eintheilung desselben und der Volkszahl, von der Industrie und den Erzeugnissen; von der Regierungsform und dem jetzigen Regenten; von der Kriegsmacht, den Staatseinkünften und Staatschulden; und von der Religion und den Sitten. Hier läuft alles bunt und wild durcheinander. Bey Angaben der Quellen und andern Kleinigkeiten dieser Art hält Hr. F. sich nicht auf. Er raft zusammen, was er nur fassen kann; reiht an einander, so wie es ihm unter die Hand kommt; und zieht Schlüsse und Folgerungen und freuet Bemerkungen ein, daß dem Leser die Augen übergehen. — Das zweyte Hauptstück handelt von dem Herzogthum Sachsen oder vom Kurkreise insbesondere. Meist Topographie. Im dritten Hauptstück ist von den geistlichen Personen in den kurfürstlichen Ländern und deren Mortalität der Rede. Hr. F. nimant 2500 Prediger in den kurfürstlichen Ländern an, und will, daß von 72 einer sterben soll. Nach den Dresdner Anzeigen starben nun zwar in den 10 Jahren von 1780 bis 1789 überhaupt 232 Geistliche, also von fast 80



nur einer. Aber Hr. F. weiß sich zu helfen. „Hieraus sagt er, laßt sich gleich abnehmen, daß jene Anzeigen nicht ausreichend sind; denn so gering ist die Mortalität unter den Geistlichen nicht, da Ursachen genug vorhanden sind, welche das Lebensalter derselben verkürzen können; ja man findet vielleicht, im Ganzen genommen, wenig Geistliche, die über 50, allerhöchstens über 60 Jahr alt sind. Da nach Süßmilch auf dem Lande von 42 und 43 einer stirbt, in gemischten Jahren aber von 38 und 39 einer; so könnte man wohl annehmen, daß vor 50 Landgeistlichen einer, und in Städten von 40 einer stirbt.“ Unter den Bemerkungen, welche Hr. F. hier seinen Lesern mittheilt, stehen auch diese: daß in protestantischen Ländern durch den geistlichen Stand der große Schade für die Bevölkerung nicht zu befürchten ist, der in katholischen statt findet; daß sich auch aus solchen Verzeichnissen die geistigen Kräfte der Geistlichen und der daraus für den Staat erwachsende Vortheil berechnen lasse; und daß man auch hier im Allgemeinen von Kurfürsten rühmen müsse, daß es nicht an Geistlichen fehlt, die ihrem Stande Ehre bringen, und ihren Mitbürgern unbezweifelte Vortheile, so wie sich selbst unsterblichen Ruhm erwerben. Das vierte Hauptstück liefert eine tabellarische Uebersicht der Prediger- und Schullehrer Einkünfte in einigen Diöcesen des Oberkonkordialsprengels vom Jahr 1744.

LONDON, b. Ridgway: *Communications concerning the Agriculture and Commerce of America: containing Observations on the Commerce of Spain with her American Colonies in time of war.* Written by a Spanish Gentleman in Philadelphia this present year 1800. With sundry other papers concerning the Spanish interests. Edited in London, by William Tatham. 120 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nach einer kurzen Einleitung des Herausg. mit einem Seitenblick zur Anklage der englischen Staatswirtschaft ist die Verordnung des spanischen Hofes vom 20ten April 1799 abgedruckt, wodurch die seit dem 18ten November 1797 zugelassenen neutralen Schiffe von den Häfen des spanischen Amerika wieder ausgeschlossen sind. Die Bemerkungen darüber gehen hauptsächlich dahin zu zeigen, daß nach dem Verfall der innern Macht und Größe Spaniens der auf Cadix eingeschränkte Alleinhandel nach den amerikanischen Colonien ihrem Emporkommen äußerst nachtheilig war, und nur der Schleichhandel der Franzosen und Engländer aus ihren westindischen Besitzungen dahin sie einigermassen erhielt, bis Carl III. 1778 den Handel frey gab, und sich dadurch selbst in Cadix der Handel so ansehnlich hob, daß bey verminderten Abgaben statt anderthalb Millionen Piaster über vier einkamen, auch überdies *Barcelona, Alicante, Malaga, Coruña und Santander* viel gewannen. Das übrige ist eine mehr wort- als lehrreiche Anwendung des Smithischen Satzes von der Grund-

lage zum Wohlstand der Völker in blühender Landwirtschaft, gleicher Begünstigung aller Gewerbe, und Freyheit des Handels, auf Spanien und seine Colonien, nach dem Beyspiel Englands und Frankreichs, welches auch nach einer genauen Berechnung die Einfuhr an Kaffee, Baumwolle, Indig und Zucker aus seinen westindischen Inseln durch Freyheit von 1783 bis 1790 von 16 bis auf 227 Millionen verneht hat. Der Mangel an europäischen Bedürfnissen und Absatz der einheimischen Producte in der *Havana* und *Caracas* machte dort schon vor der allgemeinen Erlaubniß die Zulassung fremder Schiffe nothwendig, und dadurch nahmen sich die Pflanzungen wieder auf. Mit Grunde schließt daher der Vf., daß die neue Verordnung in *Mexico, Peru, Chili* und *Buenos Ayres* bey der geringen Zufuhr aus Spanien und Wegnahme des größten Theils derselben von englischen Kriegeschiffen und Capern, nothwendig eine schädliche Stockung und vermehrten Schleichhandel unter dem Schutz der Kriegsschiffe, in Spanien aber Theuerung der westindischen Waaren und den Stillstand mancher Fabriken, und für die Schatzkammer einen Ausfall von 10 bis 12 Millionen Piaster nach sich ziehen müsse, welches alles durch Anführung besonderer Fälle und Berechnungen, auch ähnliche Beyspiele in andern Ländern bestätigt wird.

Anhangsweise folgen noch einige für die Staats- und Länderkunde wichtige Nachrichten: 1) von dem Lande *Ouachita*, welches dem *Mississippi* gegen Westen vom 33ten bis 77ten Grad N. B. liegt, in der Breite aber kaum 40 englische Meilen beträgt. Es hat überhaupt mäßige Witterung, gesunde Luft, und viel Wiesen, auch ist es fruchtbar an Mais, Reis, Getreide, Flachs, Hanf, sehr gutem Tabak, Indig, Wein, Baumwolle, Eichen, Oel-Maulbeer-welschen Nufs u. a. Bäumen. Von Thieren hat es Tiger, Wolfe, Katzen, Büffel, Hirsche, Rehe, Kaninchen, Truthühner, Gänse, Enten, Fasanen, Rebhühner und wilde Tauben, und in dem Fluß Störe, Karpfen, Aale, Barsche, Hechte. Auch finden sich Anbrüche von Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Vitriol, Alaun, Schwefel, ferner schöne Krystalle, Kalksteine, Töpferthon, Steinkohlen und Salz. Ein französischer Emigrant *de Maisson* hat aus Amerika 30 Familien den Ohio hinunter geführt, welche sich 1795 unter vortheilhaften Bedingungen da niedergelassen haben, und 300 deutsche Nachfolger hoffen. 2) Von der *Havanna* 794. Es waren darin 257,000 freye Einwohner und 495,000 Sklaven, und die Ausfuhr betrug 98,000 Fafs Zucker von 4 bis 5 Ctr., 100,000 Ballen Leder, 30,000 Ctr. Schnupf- und 20,000 Blättertabak, 9000 Ctr. Kaffee, 6000 Ctr. Wachs, und 1500 Ctr. Baumwolle, 500 Oxhoft Balsam, 60,000 O. Syrup, und 10,000 Rum. Das königliche Einkommen war 5 Millionen Piaster, welches aber zum Sold der Truppen und Beamten nicht hinreichte. 3) Von *Caracas, Terreferma* und *Venezuela*. Die Bevölkerung ward 1789 mit 227,000 Frey- und 163,000 Sklaven geschätzt, bis 1794 aber war sie durch Eroberung gegen

gen die Indianer auf 300,000 Freye und 250,000 Sklaven gestiegen, 135,000 Indianer waren der Regierung unterthan, die Freyen in den großen Wüsten aber ungerechnet. Es wurden 13,000 Ctr. Zucker gewonnen und im Lande verbraucht, ausgeführt aber 80,000 Cacao, 3000 Baumwolle, 7000 Kaffee, 25,000 Schnupftobak, 150,000 Leder, 18,000 guter und 12,000 schlechter Indigo, vor dem Kriege auch 25 bis 30,000 Pferde. 4) Berechnung der Föderungen der amerikanischen Staaten nach dem 21sten Artikel des Tractats mit Spanien. Sie betragen für 37 Schiffe 320,095 Dollars ohne 13 noch unbestimmte. 5) Betrag der Ausmünzung zu Mexico im Jahr 1795 nach Monaten. Sie beträgt 644,552 Pfister in Golde, und 23,948,929 in Silber.

LEIPZIG, b. Doll: *Blumen des Guten, Schönen und Wahren*. Eine Auswahl der schönsten Stellen aus den neuesten Werken unserer vorzüglichsten Schriftsteller. 1802. 8. (18 gr.)

Was der Sammler sich unter *Blumen des Guten*, in der Verbindung mit den Blumen des Schönen und des Wahren, denken mag, läßt sich nicht einsehen. Eine Stelle, ein Satz, eine Periode aus einer Schrift kann außerdem, daß sie logisch und grammatisch richtig ist, nur noch schön und wahr seyn. Die Eigenschaft der Güte kann nur dem Willen, der moralischen Denkart, aber keiner Stelle beygelegt werden, wenn sie auch ein praktisches Erkenntniß ausdrückt. Die Sammlung selbst ist aus einer großen Menge poetischer und prosaischer neuer deutscher Originalschriften gezogen; daß es aber gerade die schönsten Stellen sind, die der Sammler aus diesen Schriftstellern, von welchen hier mehr als 40 genannt werden, aufgegriffen haben will, läßt sich leichter sagen, als beweisen. Wenigstens kommen mehrere Stellen vor, die wir Bedenken finden würden, in eine Sammlung auserlesener, schöner und gehaltreicher Stellen aufzunehmen; z. B.

„Geht, welchen Weg ihr wollt,  
Nur nicht mit Saufs und Brauts!“

Wer sein bedächtigt trollet,  
Hält desto länger aus.  
Die allzu raschen Läufer  
Verfolgt mit großem Eifer  
Der alte Sensenschleifer,  
Und mäht sie ab, wie Gras.

Langbein.“

Oder: „Kehre um, junger Leser, wenn du auf dem Irrwege stehst, welcher in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll herunter tropfenden Gifts, voll zielender Schlangen und finsterner schwüler Dämpfe; und begeben dich zurück auf die Sonnenbahn der Tugend, die in ein weites ruhiges Land voll Licht und Aernten und voll Engel bringt. — Jean Paul.“ Schiller hat sicher selbst nie folgenden Vers unter seine bessern und gelungensten in dem Gesange an die Freude gerechnet:

Göttern kann man nicht vergelten,  
Schön ist's, ihnen gleich zu seyn.  
Gram und Armuth soll sich melden;  
Mit den Frohen sich erfreuen.

Hr. v. Kleist hat wenigstens etwas sehr bekanntes in folgender Stelle gesagt, wenn er sie auch, woran wir doch sehr zweifeln, für eine seiner schönsten und vorzüglichsten gehalten haben sollte: „Ein jeder hat von Natur das Maas des Verstandes, das er haben soll. Die Erziehung kann die Verstandeskraft, die in der Seele sind, entwickeln, aber die nicht hineinlegen, die nicht darin sind.“ Bey solchen Auszügen kommt es aber freylich auf die Kenntniße, Einsichten und den Geschmack des Sammlers an, was er für vorzüglich, neu und wichtig erkennt. Um bey Fertigung dieser Abschriften nicht bloß Hand und Feder zu bewegen, sondern sie doch auch einigermaßen zweckmäßig zu machen, hat sie der Herausgeber unter folgende Ueberschriften geordnet: I. Gott und Religion. II. Tugend und Pflicht. III. Mensch und Menschheit. IV. Lebensphilosophie. V. Glückseligkeit. VI. Freundschaft. VII. Liebe. VIII. Ehe.

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Altona, b. Eckstorff jun.: *Das Königliche Stammhaus Oldenburg*, oder: *die Wahl Christians des Ersten*. Historisch-romantisches Schauspiel mit Gesang, in zwey Aufzügen von Evers. etc. 1801. 52 S. 8. (4 gr.) Dieß zur Geburtsfeyer Sr. Maj. des Königs Christian VII. und des Kronprinzen Friederichs von Dänemark auf dem Nationaltheater zu Altona viermal aufgeführte Schauspiel zeichnet sich durch einen fließenden Dialog, und kräftige Sprache aus. Daß Freya, die Schutzgöttin Nordens mit Waldnymphen erscheint, hinter einer Florgardine auf ihrem Wink ein india-

nisches Opferfest sichtbar wird, und am Schluß sich gar der volle Prospect von Kronenburg zeigt, mag die Zuschauer mehr ergötzt haben, als den Rec. — „Sich im Sonnenstrahl deiner „Gute wärmen — unsere Vernunft in einen Maulwurfshügel sperren — ihre schlechte bürgerliche Tugend erzeugt dennoch „so gut Bastarde als euer Reichsadel“ contrastirt sehr gegen den übrigen Ton. Vermuthlich auf eurem Auftrage (euren Auftrag) ist wohl ein Druckfehler? — Die eingetretene Veste sind besonders gelungen.“

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. October 1802.

## KIRCHENGESCHICHTE.

ROTHENBURG ob der Tauber und HEILBRONN am Neckar, b. Clafs: *Geschichte der christlichen Religion, ihrer Entstehung, Verfälschung und Wiederherstellung*, von M. Christian Friedrich Duttendorfer, Senior des evangelischen Ministeriums zu Heilbronn. *Vierter Band*. 1802. XV u. 668 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nichts anders als eine Fortsetzung des Werks, dessen drey erste Bände unter dem Titel: *Geschichte der Religionschwärmereyen in der christlichen Kirche 1796*. 97 u. 99., herausgekommen und in der A. L. Z. 1800. N. 207. von einem andern Rec. angezeigt sind. Für die drey ersten Bände ist jetzt auch der veränderte dreyfache Titel beygelegt. Den Grund der Veränderung des Titels giebt der Vf. so an: „Je weiter ich in der Bearbeitung dieser Geschichte fortschreite, desto mehr erkenne ich die Wahrheit dessen, was gewisse Rec. daran auszusetzen fanden, daß nämlich eine solche einseitige Darstellung nicht allein der Wahrhaftigkeit und Unpartbeylichkeit der Geschichte schade, sondern auch eine Menge Leser abschrecke, welche, selbst ohne genauere Kenntniß von der Geschichte des Christenthums zu haben, es doch unnöglich finden, daß das Christenthum so viele Jahrhunderte hindurch nicht seine guten und empfehlungswürdigen Seiten gehabt haben sollte. Da es nun mit dieser Geschichte gar nicht darauf abgesehen war, bloß allein die durch Schwärmerey erzeugten Meynungen und Gebräuche aus der Geschichte des Christenthums hervorzubeben, sondern die Veränderungen der christlichen Religion in eigentlichen Veritande historisch darzustellen: so entschloß ich mich, diesem Werke, das bloß allein durch die Einseitigkeit seiner Aufschrift so manches schiefe Urtheil veranlaßt haben mag, einen andern schicklichen Namen zu geben.“ Eigentlich steht die Sache so. Der Vf. hatte in den ersten Bänden die *Geschichte der christlichen Religion* bloß als *Geschichte der Religionschwärmereyen* behandelt. Er hatte die vielen wohlthätigen Folgen des Christenthums, selbst in Rücksicht der Aufklärung, verkannt, und statt ruhig, pragmatisch psychologisch zu erzählen, mehr geschimpft und gespottet. Er hatte nicht daran gedacht, daß auch die Verfälschungen und Mißbräuche des Christenthums doch nicht alle bloß aus der Schwärmerey abgeleitet und nicht durchaus unter diesen Gesichtspunkt gebracht werden können. Er hatte einen Begriff von Schwärmerey aufgestellt, un-

A. L. Z. 1802. *Vierter Band*,

ter welchem, ohne daß er es bemerkte, selbst das ursprüngliche Christenthum, wie es in seinen heiligen Urkunden darge stellt ist, gebracht werden konnte, und doch ohne allen Erweis vorausgesetzt, daß das Christenthum ursprünglich reine ächte Vernunftreligion gewesen sey. Er hatte nicht bemerkt, daß das, was er Schwärmerey nennt, die Vorstellung von einer unmittelbaren göttlichen Inspiration, bey gewissen Menschen und unter gewissen Umständen, die einzig mögliche Form der Religion ist, und nicht nur unschädlich, sondern mit den vortrefflichsten moralisch religiösen Gefinnungen und Einsichten vergesellschaftet seyn kann, daß überhaupt die Religion, besonders als öffentliche und gesellschaftliche Religion, nothwendig mancherley verschiedene Formen und sinnliche Darstellungen annehmen muß, und daß sein Naturalismus nicht die einzig wahre und mögliche Form derselben ist. Keinem dieser Gebrechen des Werks ist durch die Veränderung des Titels abgeholfen worden, und der Grund der Vorwürfe, welche man den drey ersten Bänden gemacht hat, liegt gar nicht bloß in der Einseitigkeit der Aufschrift, sondern in der Einseitigkeit des Inhalts. Uebrigens muß man gestehen, daß der vierte Band weniger von diesen Gebrechen an sich trägt, und daß der Vf. das, was er in der Vorrede noch ausdrücklich vertheidigt, doch stillschweigend anerkannt zu haben scheint. Dieser Band umfaßt den Zeitraum von 1100 bis 1500 und enthält 1) Geschichte der scholastischen und mystischen Theologie, des Predigtwesens und der wieder beginnenden Cultur des menschlichen Verstandes. 2) Geschichte des römischen Aberglaubens, des Sittenverfalls und des Inquisitionsgerichts. 3) Geschichte der Religionschwärmerey bey den Kreuzigen. 4) Geschichte der römischen Hierarchie und des Monchwesens. 5) Geschichte der von der großen Kirche abweichenden, reformirenden Religionsparteyen. Der Vf. hat auch hier, wie in den ersten Bänden, selten aus den Quellen selbst geschöpft. Er gesteht es jetzt selbst und entschuldigt es damit, daß er keine gelehrte oder politische Kirchengeschichte, sondern eine *Geschichte der christlichen Religion, als einer eigentlich gemeinen Volksreligion* habe schreiben wollen. Wir sehen nicht ein, warum zu dem letzten Zwecke nicht eben sowohl Quellenstudium erfordert werden sollte, als zu dem ersten, wiewohl wir dem Vf. bey seiner Absicht, ein gemeinnütziges Lesebuch der Kirchengeschichte zu schreiben, gern ein sorgfältiges und durchgängiges Quellenstudium erlassen. Bey der Geschichte der mystischen Theologie ist übrigens der

U

Vf.

Vf., weil er sich hier von Hülfsmitteln beynahe ganz verlassen sah, zu den Quellen selbst, wenigstens zu den Werken der vornehmsten Mystiker, zurückgegangen. Er glaubt damit einige nicht ganz unbrauchbare Beyträge zu einer philosophischen Geschichte des Mysticismus, woran es uns noch fehlt, geliefert zu haben. Da dieser Abschnitt noch am ehesten auf Neuheit Anspruch machen kann, so wollen wir noch etwas dabey verweilen und ihn zugleich dazu gebrauchen, um auf die ganze Manier des Vfs. in der Bearbeitung der Kirchengeschichte, wie sie in diesem vierten Bande sichtbar wird, aufmerksam zu machen. Er fängt mit der Behauptung an, daß ob es gleich im Mittelalter keine finstere und fanatichere Träumer als die Mystiker gegeben habe, doch bey ihnen noch am ehesten wahre Religion anzutreffen gewesen sey. Wie stimmt aber dieß zu der Grundidee dieser Geschichte, daß der Glaube an unmittelbare göttliche Eingebung, die Quelle aller Entstellungen und Verfälschungen des Christenthums sey? Nachher setzt auch der Vf. die Mystiker so herab, daß er das Gute, was er vorher von ihnen gesagt hatte, so gut als wieder aufbebt. Statt feiner und treffender psychologischer Bemerkungen über den Mysticismus überhaupt und über das Charakteristische einzelner Mystiker insbesondere, findet man allgemeine, schwankende Declamationen, statt Humanität und Milde, Härte und Rauheit. Was er aus den Schriften der Mystiker beibringt, beruht offenbar mehr auf der Ansicht einzelner Stellen, als auf einem Studium ihrer Werke und einer Ergründung ihres psychologischen Charakters. Vom Verhältnisse des Mysticismus zur Moral sagt der Vf. manches Gute. Der Ton und Ausdruck des Vfs. aber ist oft niedrig, pöbelhaft, ganz unter der Würde der Geschichte. Folgende Beyspiele sind bloß aus seiner Geschichte der mystischen Theologie. S. 114. Der gute fromme Bernhard liefs den himmlischen Seelenbräutigam so gerne zu der nach ihm verlangenden Seele kommen, liefs ihn aber auch so gerne wieder ent schlüpfen, als wie wenn er die blinde Kuh mit ihr spielen wollte! S. 118. Durch die mystische Brille gucken. S. 121. Den berühmtesten Theologen unserer protestantischen Kirche bis auf die zwey letzten Decennien des vergangenen Jahrhunderts war die mystische Kapuze noch tief bis über die Ohren herabgezogen. S. 131. Kauderwälsch. S. 132. Ohe! und: *Rusbroch* der arme Wicht. S. 149. Diesen halbscholastischen halb mystischen Schnickschnack. S. 181. in einen einsamen stillen Winkel des Hauses hinhucken. S. 193. wieder Ohe! Eben so hat der Vf. die unschickliche Gewohnheit, oft mehr als ein Ausrufungs- oder Fragzeichen in den Text einzuflechten, um den hohen Grad seiner Verwunderung über die Dummheiten anderer an den Tag zu legen. Die *Geschichte der Kreuzzüge* behandelt er gleichfalls bloß als Geschichte der Religionschwärmerey. Ueberall sieht er auch hier nur Schwärmerey und keine andere Thätigkeit des menschlichen Gemüths wirken. Schwärmerey ist das Zauberwort,

welches alle Räthsel auflöst. Von der Schwärmerey fließt Alles aus, zu ihr geht Alles hin. Für die Züge von Erblichkeit, von Aufopferung, von Heroismus, von Kraft und Würde, welche die Geschichte der Kreuzzüge, ungeachtet der Irrthümer, die dabey zum Grunde lagen, in reichem Masse darbietet, hat dieser Geschichtschreiber der Schwärmerey weder Sinn noch Gefühl. Wenn werden doch die Kirchenhistoriker unpartheylich werden? Wenn werden sie aufhören, die Kirchengeschichte zum Kampfplatze der theologischen Polemik zu machen? Ob man sie gebraucht, um den Katholicismus, oder Lutheranismus, oder Calvinismus, oder einen kalten und toden Naturalismus mit Rohheit und Heftigkeit zu vertheidigen, das ist am Ende ganz einerley, und dem Geiste und Zwecke einer dieser Namenswürdigen Kirchengeschichte gleich zuwider. Berühmte Vorgänger, welche der Vf. in dieser Manier die Kirchengeschichte zu schreiben hat, können ihn nicht entschuldigen. Möchte er doch den edlen Geist *Mosheims* und seines Uebersetzers und Fortsetzers, des ehemaligen Heilbronnschen Lehrers, *Schiegels*, sich zum Muster genommen haben!

#### P H Y S I K.

PARIS, b. Bernard: *Histoire du Galvanisme et Analyse des differens ouvrages publies sur cette decouverte, depuis son origine jusqu'à ce jour*, par P. Sae aine, Prof. et Bibliothecaire de l'école de Med. d. Paris etc. T. I. 335 S. T. II. 440 S. gr. 8. (2 Rthlr. 21 gr.)

Hr. S. gesteht sehr freymüthig, daß er bloß die in lateinischer und französischer Sprache geschriebenen Werke, deren er sich zu dieser Geschichte bediente, selbst gelesen habe, bey den andern aber, aus Mangel an hinlänglicher Sprachkenntniß, mit den in verschiedenen Journalen vorhandenen Auszügen zufrieden seyn mußte. Wo er selbst gelesen und studiert hat, ist die sorgfältigste Genauigkeit und Deutlichkeit unverkennbar; bey den übrigen hat er seine Freunde und selbst fremde Gelehrte, welche in diesem Fache gearbeitet hatten, und nach Paris kamen z. B. Hn. *Volta* zu Rathe gezogen, damit es auch hier nicht an der erforderlichen Vollkommenheit fehlen möchte. Den Ursprung des Galvanismus und die Arbeiten seines Erfinders sind aus *Alexanders* Lobschrift auf Galvani genommen. Die chronologische Ordnung ist zwar möglichst, aber doch aus triftigen angeführten Gründen nicht immer beobachtet worden. Das 1ste Kap. ist überschrieben: Ursprung des Galvanismus. Leben und Arbeiten Galvanis. Es wird hier bemerkt, daß *Lalande* der erste gewesen, der den Galvanismus in Frankreich bekannt gemacht habe, nämlich im *Journ. des Savans* Nov. 1792. Man liest aber bereits im *Journ. encycl.* No. VIII. 1786. von *Contugno*, daß ein Student der Medicin, der eine Maus, die ihn ins Bein gebissen hat-

hatte, zergliederte, sich sehr darüber betroffen fühlte, daß, als er mit seinem Messer den Intercostalnerven des Thieres berührte, er einen so heftigen elektrischen Schlag erhielt, daß ihm die Hand davon betäubt wurde. Auch ist hier die bereits vor etwa 40 Jahren von *Sulzer* in seiner allg. Theorie des Vermögens angeführte Bemerkung aufgenommen, daß man einen Eisenvitriolischen Geschmack auf der Zunge empfinde, wenn man eine Blei- und Silberplatte so mit einander verbindet, daß die Ränder von beiden in Einer Ebene liegen und sie sodann an die Zunge bringe, da hingegen von den einzelnen Platten nichts der Art erfolgte. *Galvani* selbst war zu Bologna den 9 Sept. 1737 geboren, studierte die Medicin, und heirathete die Tochter des Prof. *Galuzzi* Namens Lucia, die er zärtlich liebte. Er war sehr glücklich mit der vergleichenden Anatomie, zergliederte besonders viele Vögel und gab eine Schrift über das Urinsystem derselben heraus. Er richtete hernach seine Aufmerksamkeit auf die Lage und Gestalt, structure, Haute, Substanz, Canale und andere Gefäße, Nerven etc., der Nieren beym Geflügel. Er war bey seiner sanften und empfindsamen Seele fast beständig von Unglücksfällen niedergedrückt. Seine Gattin gab ihren Geist in seinen Armen auf, und er verlor alle seine Stellen, weil er den von der Cisalpinischen Republik vorgeschriebenen Bürgereid handhaft verweigerte. Hierauf raubte ihm der Tod fast alle seine Verwandten. Ein unaufhörlicher Magenschmerz, welchen die Aerzte einer Verstopfung des Pylorus zuschrieben, kürzte ihn in Abzehrung und Maitigkeit, und beförderte seinen Tod in einem Alter von 60 Jahren. Der Ursprung seiner so berühmt gewordenen Entdeckung wird hier auf die gewöhnliche Art erzählt. (Vgl. Erg. Bl. z. A. L. Z. 1. J. N. 119.) Es folgen hierauf in den übrigen Kapiteln die *Versuche und Briefe* von *Valli* über die sogenannte *thierische Elektricität*, die *Briefe* von *Desgenettes* und *de la Rivièrre* über eben diesen Gegenstand. Die Versuche sind hier einzeln aufgeführt und beschrieben, von den Briefen aber bloß berichtliche Darstellungen mitgetheilt worden. *Ungache* über den Menschen, von *Larrey* und *J. J. Sue*. Ein Brief von *Vassalli-Eandi* über den Galvanismus und die thierische Elektricität. Die *Briefe und Arbeiten* von *Berlinghieri*. Ein Brief von *Poyé*. Ein Aultatz von *Corrambert* und Versuche von *Gallard*. Ausgesetzte Preise über den Galvanismus. Von der *thierischen Wärme*; der Vitalität. Unterscheidung zwischen Irritabilität und Sensibilität. Irritabilität der Pflanzenstängel von *Josse*, *Sue* und *Humboldt*. Auszüge aus den beiden *Keinhold'schen* Dissertationen über den Galvanismus; *Crève* und *Fabroni* über den Metallreiz und *Boissier's* Versuche über den nämlichen Gegenstand. *Volta's* Arbeiten über den Galvanismus. Versuche von *Deformes* über *Volta's* galvanischen Apparat. *Erman's* Bemerkungen über eben diesen Gegenstand. *Ritter's* und *Pfaff's* Versuche über die Galvanischen Anziehungen kleiner Goldstreifen. Mit den Beobachtungen und Ver-

suchen von *Nicholson*; *Carlisle*, *Robertson*, *Cruikshank*, *Henry* und *Davy* schließt sich der erste Band. Der zweyte fängt mit einer Auseinandersetzung der in der Medicinallschule zu Paris über den Galvanismus angestellten Versuche an. Dann folgen nach einander: ein Auszug des von *Habé* aus Nationalinstitut erfatteten Berichts über den Galvanismus. Ein Auszug aus *Humboldt's* Werk über die gereizte Muskel- und Nervenfafer nach der jadeloschen französischen Uebersetzung. *Fadlot* hat seiner Uebersetzung einen *discours préliminaire* vorausgeschickt, auch mit *Humboldt's* Einverständniß mancherley Veränderungen in der Anordnung der Materien vorgenommen. *Pfaff's* Abhandlung über *Humboldt's* Versuche; auch die Beobachtungen und Versuche von *van Mons*, *Ritter* und *Pfaff*. *Lekot's* *Mém. sur le Galvanisme*. Berliner Versuche von *Helwig*, *Bourguet* und *Grapengießer*, *Cuvier's* Bericht über den Galvanismus, nebst Versuchen von *Foucaroy*, *Vauquelin*, *Thenard*. *Biot's* und *Cuvier's* Bemerkungen über einige Eigenschaften des Galvanischen Apparats. *Biot's* Abhandlung über die Bewegung der Galvanischen Flüssigkeit. Sammlung neuer Versuche über diesen Gegenstand von verschiedenen Physikern, wo vieles von dem wieder vorkommt, was bereits im vorigen enthalten war. Versuche von *Wolleston*. Arbeiten und Untersuchungen von *Gautherot*. Verschiedene physiologische Untersuchungen von *Dumas*, *Bichat*, *Richeand*, *Guyton* und anderen. *Simon's* Beschreibung einer neuen Galvanisch-chemischen Gerätschaft. Besondere Thatsachen und Bemerkungen über den Galvanismus; hier sind auch die *Tromsdorff'schen* Versuche erzählt und überhaupt eine Menge kurzer Nachrichten aus mehreren Journalen, wie sie eben der Vt. haben konnte, zusammengefaßt. Neue Arbeiten von *Volta*. Ein Auszug aus seiner dem Nationalinstitut vorgelesenen Abhandlung über die Galvanische Elektricität nebst *Biot's* Bericht darüber. *Van Marum's* Brief an *Volta*. *Robertson's* Beobachtung und Antworten darauf. Neue Versuche und Beobachtungen über die elektrische Säure. *Pepys* neuer Galvanometer. *Hallé's* Nachricht von den vornehmten Voltaischen Wiederholungen von den Committirten des Instituts. Hiebey befindet sich die beym III. Tom. des Bulletin des Sc. No. 58. mit herausgegebenen IVte Kupfertafel, welche jene Herausgeber dem Vt. überlassen haben. Außerdem ist zu Erspahrung der Kosten somit keine Kupfertafel beygefügt worden. Den beschluß machen diejenigen Versuche, wo der Galvanismus zur Heilung einiger Krankheiten angewandt worden ist, wobey zugleich des Mesmerismus und Perkinismus Erwähnung geschieht. Man neht von selbst, daß diese Arbeit den Namen einer Geschichte des Galvanismus eigentlich noch nicht verdient, aber tur einen künftigen wissenschaftlichen und systematischen Geschichtschreiber dieses Zweigs der Naturlehre sind eine Menge schätzbarer Materialien hier zusammengetragen worden; auch geben die in den Anmerkungen befindlichen literarischen Nachweisungen Auskunft, was das

dasjenige, was hier nicht mit aufgenommen werden konnte, in seiner ganzen Vollständigkeit aufzufuchen ist. Noch mehr wird demselben das am Ende angehängte alphabetische und rasonnirnde Verzeichniß dabey zu statten kommen. Von einigen Schriften, die hier mit hätten genannt werden können, fehlt indeffen doch noch die Anzeige.

### SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN: *Der Graf von Flemming*. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 1801. 120 S. in 8. (12 gr.)

Steifer trockner Dialog, flach gezeichnete Charaktere, schleppende Handlung, aber eine sehr artig erfundene Geschichte, die vielleicht in Einem Akt auf den Bühnen wirken möchte, wenn der Sohn nicht mehr den Mentor seines Vaters, des Ministers, spielte, und consequenter handelte, Wilhelmine weniger alltäglich — kurz, mehr Geist und Leben im Ganzen wäre. „Anbetungswürdige Wilhelmine!“ mo-

nologisirt der Hauptmann Flemming: „Dem Himmel selbst hat es gefallen sie für mich zu bilden.“ — Wer erwartet auf diesen poetischen Erguß folgende Selbstfrage: „Wie soll ich es aber verantworten, daß ich seit einiger Zeit aufgehört habe, ihre Liebe gegen mich zu unterhalten.“ („Sie zu vernachlässigen“ wie es bald weiter hin heißt.) S. 28. bittet Wirth Glückmann einen Fremden: „Entdecken Sie sich mir! Mit meinem Leben büß ich für meine Verschwiegenheit“ und der Fremde — sagt für sich: „Da widerstehe einer!“ und entdeckt ihm — Alles. — Ein Bedienter, welchem das Kammermädchen eine Ohrfeige gab, fragt:

Ist denn das nicht ein Zeichen, daß Sie mich liebt?

Sie. Wenn er es dafür annehmen will, so kann er alle Augenblicke dergleichen haben.

Er. Ja, da müßte ich mir gewiß Schlenkeder auf die Backen setzen lassen.

Sprachfehler, wie „um der Geliebten seyn — für die Baronessin haben Sie sich gar nicht zu fürchten — In was für Verhältnisse mag sie stehen? u. s. w. hat wohl der Setzer nicht zu verantworten.

### KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Dresden, b. Gerlach: *Kurze Geschichte der französischen Revolution*. Verfaßt von Cicero, Sallustius, Livius, Vellejus Paternulus, Tacitus, Suetonius, Corneilius Nepos, Currius, Aurelius Victor, A. Gellius und Andern. In lateinischer Urschrift und deutscher Uebersetzung. 1801. 831 S. 8. Ein kleines niedliches Mosaik, aus Bruchstücken römischer Classiker, welche sich auf die Begebenheiten der französischen Staatsumwälzung anwenden ließen, zusammengeferzt und unter gewissen Rubriken nach den Hauptepochen der letztern gebracht. Die lateinische und französische Urschrift erschien unter dem Titel:

*Essais sur l'Histoire de la Révolution française*, par une société d'Auteurs latins. Romae, prope Caesaris hortos. Hor. Sat. 8. L. 1. et à Paris, près du jardin des Tuileries. — III. Kal. Septembres, V. C. MMDLIV. — XII. Fructidor, An. VIII.

Einen bedeutenden historischen Vortheil wird man aus diesen so ganz aus ihrem Zusammenhang gerissnen Stellen nicht ziehen können, aber eine angenehme Unterhaltung gewährt diese witzige Zusammenstellung gewiß. Dem Vf. scheint sie zunächst das Bedürfnis eingegeben zu haben, seinem gepressten Herzen Luft zu machen und durch das Organ der Aiten sich so frey über die unglücklichen Schicksale seiner Nation auszudrücken, als er vielleicht in eigner Person noch nicht gewagt hätte. Dafs der Vf. die französische Revolution aus dem Gesichtspunkt einer Rebellion anhebt, lehrt schon der Anfang aus Sallust: „Cum domi otium atque divitiae, quae prima mortales putant, affluerent, fuere tamen cives, qui seque remque publicam, oblitivatis animis perditam irerent. Omnino cuncta plebes, novarum rerum studio, Catilinae incepta probabat cet.“ Doch es ist hier weder an Einheit der Grundtätze, noch an einen gehaltenen Zusammenhang oder

gar an Vollständigkeit zu denken, wo sich alles nach den zerstreuten Bruchstücken der R. Geschichte bequem mußte. Daher wird man freylich auch oft die Aehnlichkeiten nur sehr gering, die Anwendung sehr gezwungen finden, z. B. S. 24 ff. in der Parallele zwischen dem König den 10. Aug. 1792 und Vitellius, der öffentlich in Trauerkleidern Stadt und Reich verläßt. Zu Robespierre's Bild hätten sich, sollten wir meynen, aus der R. Geschichte noch mehr treffende Züge ausheben lassen, als hier gesammelt sind. Indefs gehen wir, daß im Ganzen und an vielen Stellen die Uebereinstimmung des Alten mit dem Neuen überraschend ist. Der Abschnitt: der 18. Brumaire besteht aus einer Anzahl schöner Motto's auf den wohlthätigen Genius Frankreichs: „Unus, qui nobis resistit rem. (Ennius). — Felix ac prudens, armis praecipue: adeo ut nullo congressu nisi victor discesserit auxeritque imperium. (Aur. Victor). — Consulens se ferens, ubi militem donis, populum annona, cunctos dulcedine otii pellexit, insurgere paulatim, munia senatus, magistratum, legum in se trahere, nullo adversante, cum ierocissimi per acies aut proscriptione cecidissent: ceteri nobilitum quanto quis servitio promptior, opibus et honoribus extollerentur: ac novis ex rebus aucti, tuta et praesentia quam vetera periculis mallent. (Tacit.) — Nunc tibi omnia belli vulnera curanda sunt, quibus, praeter te, mederi nemo potest. (Cic.) — Illa vita est tua, quae vigeat memoria seculorum omnium, quam posteritas alet, quam ipsa aeternitas semper tentat. Obstupescant posterio imperia, provinciae, Rhenum, Oceanum, Nilum, pugnas innumerabiles, incredibiles victorias, monumenta innumera, triumphos audientes et legentet tuos.“ (Cic.)

Der deutschen Uebersetzung wäre etwas mehr Geschmeidigkeit zu wünschen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 21. October 1802.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Orell u Comp.: *Johann Kaspar Lavaters — nachgelassene Schriften*. Herausgegeben von Georg Gessner. Erster Band. 1801. 1 Alph. 1 Bog. Zweyter Band. 1801. 1 Alph. Dritter Band. 1802. 1 Alph. Vierter Band 1802. 1 Alph. 5 Bog. Fünfter Band 1802. 7 $\frac{1}{2}$  Bog. gr. 8. mit vielen Kupf. (alle 5 Bde 5 Rthlr. 20 gr.)

2) LEIPZIG, b. Jacobäer: *J. C. Lavaters vermischte physiognomische Regeln*; ein Mscpt. für Freunde. 1801. 5 $\frac{1}{2}$  Bog. kl. 8. (12 gr.)

Der erste Band ist *politischen*, der zweyte *theosophischen*, der dritte *poetischen*, der vierte *homileitischen*, der fünfte *physiognomischen* Inhalts. Von jedem wollen wir kurz referiren.

Weit der interessanteste ist der *erste*. Er enthält *Briefe und Aufsätze, betreffend die Geschichte und Lage des Vaterlandes während der Revolution*, und der Herausg. giebt diesen Bände das passende Motto: ἀποθανών ἐτι λαλῶντι, welche Worte aber, mit Hn. G. Erlaubniß, nicht zu übersetzen sind: *er redet noch, wiewohl er gestorben ist*, sondern vielmehr in unserer Sprache so lauten: auch im Tode noch wird er gesprochen, oder: auch im Tode noch spricht man von ihm. Wer hat nicht von dem Briefe an den Exdirector *Raubel* gehört, wodurch sich Lavater gegen das Ende seines Lebens eine eben so große Celebrität, als in seiner Jugend durch die Anklage eines angesehenen Zürcherischen Beamten, erwarb? Dieser Brief ist mit großer Kraft geschrieben; nur zu leidenschaftlich, nur zu derb wird ihn der ruhige Leser vielleicht finden. L. hatte aber den Grundsatz: man müsse mit solchen Machthabern derb sprechen, und er hielt dafür, die Kraftworte: *infame Rauber, Schurken, Satane*, seyen in solchen Aufsätzen von hoher Schönheit. Dafs er übrigens doch das *Weissagen* nicht lassen konnte! Mit aller Feyerlichkeit wendet er sich S. 7. an R. und schreibt ihm: „*Verlassen Sie sich darauf*: Es wird keine zwey Jahre „*ansehen*: Sie werden froh seyn, wenn Sie bey uns „*einen sichern Zufluchtsort finden*. Ich sage nicht nur: „*Es könnte geschehen*; ich sage auch: es wird geschehen.“ Bekanntlich hat aber R. nie nach der Schweiz flüchten müssen, sondern hat ungeachtet seines Sturzes immer persönliche Sicherheit in Frankreich genossen. Von der durch das französische Directorium der Schweiz aufgedrungenen Staatsverfassung, sagt Lavater S. 12.: „*Ich bewundere sie als ein Meisterstück*“

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

*des menschlichen Genies, als ein ehrwürdiges Denkmal großer Politik!*“ So konnte er oft denselben Menschen oder dieselbe Sache, die er mit den fürchterlichsten Schimpfreden übergoss, in gewisser Rücksicht zugleich mit den übertriebensten Lobsprüchen auszeichnen. Die Antwort, die Lavater auf seine Philippica erhielt, ist unwürdig: es war doch immer viel *Gemüthe* in seinem Schreiben; von diesem ist aber in der Antwort keine Spur. Viel ist es jedoch immer, dafs L. mit einer Antwort beehrt ward; nur macht man sich im Auslande zu übertriebene Vorstellungen von der Kühnheit seines Schreibens; weder für sein Leben, noch für seine Freyheit wagte er so sehr viel dabey, da er nur das allgemeine Urtheil über eine empörende Gewaltthat aussprach, und die öffentliche Meynung in Ansehung dieses Lavaterschen Schrittes immer geschont werden mußte. — Einen merkwürdigen Brief an den Bürgermeister *Wyß* liest man S. 84—91. Es erblicket nämlich daraus, dafs vor der helvetischen Revolution von 1798 eine allgemeine Unzufriedenheit gegen die Regierung von Zürich in dem Cantone herrschte, und dafs, wenn außerhalb Troja's Mauern gefehlt ward, innerhalb derselben gewiß eben so sehr gefehlt worden ist. L. entdeckt in diesem Briefe dem Oberhaupte des Staats, welches an der harten Behanlung der Seebewohner in dem J. 1795 einen sehr wesentlichen Antheil hatte, mit männlicher Freymüthigkeit die Stimmung des Volks gegen seine Regenten, und es fällt insbesondere schwer auf das Herz, wann es S. 86. 87. heifst: „*In dem Herzen der Besten und Bescheidensten*, „*die ich (an den Seeufem) sprach, liegt ein tief ein*, „*gefeßenes und schwer vertilgbares Mißtrauen in die*, „*„Redlichkeit (!) und das Wohlmeynen (!) meiner gnä*, „*„digen Herren.*“ Einer Umdeutung der Verfassung sah L., wie er S. 101. sagt, mit festem Blicke entgegen; nur besorgte er, dafs sich „*der verruchte*, „*alles ekelhaft wachende Sansculottismus*“ darein mischen würde. Was der Justizminister *Meyer* ihm wegen einer Predigt schrieb, war nicht eine „*Rüge*,“ wie es S. 113 heifst, sondern der freundlichste ichte Wink, den ein Minister in einem solchen Falle nur geben kann; wenn hier Raum für diesen trefflichen Brief wäre, den Rec. besitzt: so würde nur Ein Urtheil über die edelmüthige Art seyn können, mit der L. gebeten wird, sich ein wenig zu mäßigen; und L. selbst muß im Anfange und am Ende seiner Antwort dies anerkennen; aber der empfindliche Mann konnte, wenn einmal sein Geist in Feuer gesetzt war, selbst den leisesten Tadel nicht gut ertragen. — In einer fein-ironischen Vorlesung über die *Vorthelle*



der neuen politischen Ordnung der Dinge ist der Ton meisterhaft gehalten, und Rec. hat diese verständige Abhandlung mit vielem Vergnügen gelesen. — Ein fragmentarischer Aufsatz, betitelt: *Moses und Aaron*, dringt sehr auf Sonderung der Moral von der Religion, und seine Tendenz ist, zur Festsetzung richtiger Begriffe über das Verhältniß des Staats zur Kirche in der neuen Verfassung mitzuwirken. Man lernt hier das große Talent Lavaters, eine Sache deutlich auseinander zu setzen, sehr gut kennen; nur ist nicht zu übersehen, daß die befondern religiösen Meynungen dieses Mannes, die er jedoch oft sehr scheinbar zu machen wußte, an seiner Art zu philosophiren, großen Antheil haben; wenn er z. B. Moral von Religion *geschieden* wissen will: so darf man sich nur desjenigen erinnern, was in seiner Biographie aus einem eignen Aufsätze Lavaters von der „*Brauchbarkeit*“ Gottes (S. Nr. 30. der A. L. Z. d. J.) gesagt wird, um sogleich zu begreifen, daß in seinem religiösen Systeme die Religion etwas von der Moralität ganz *Verschiedenes* seyn mußte; wessen Religion aber aus seiner *Sittlichkeit* hervorgeht, den werden seine Philosopheme nicht befriedigen. — S. 258 bis 282. liest man ein interessantes Schreiben an Lavater, das Hn. Nägeli, einen Componisten und Musikalienhändler, zum Verfasser hat; der Vf. wünscht, daß ein so geistreicher Mann wie L. in der Revolutionszeit von seinen glänzenden Talenten und von seinem Einflusse auf das Volk einen *zweckmäßigeren* Gebrauch gemacht, und sich über die Einseitigkeiten seiner Mitbürger mehr erhoben haben möchte. Mit innigem Vergnügen liest man diesen schönen Brief; Hr. N. hält es nicht mit denjenigen, welche *nur das Alte* wollen, auch nicht mit denjenigen, welche *nur das jetzige Neue* wollen, sondern er ist von der Parthey derjenigen, welche *Besseres* mit reinem Herzen wollen und mit thätiger Vernunft *suchen*. Rec. bekennt sich auch von ganzer Seele zu dieser Parthey. Die Antwort L. auf das Schreiben folgt S. 283 — 40. Einige politische Zeitgedichte machen den Beschluß dieses Bandes.

*Religiöse Briefe und Aufsätze* machen, dem Titelblatte zufolge, den Inhalt des zweyten Bandes aus. Eine Abhandlung über die *Veröhnungslehre* eröffnet denselben. Nach L. findet nicht bloß eine *moraliſche* Veröhnung des Menschen mit Gott durch Christus Statt, sondern er statuirte auch eine *chemische*. In der Abhandlung kommt zwar dieser letztere Ausdruck nicht vor; allein in mündlichen Unterhaltungen über diesen Gegenstand bediente er sich desselben oft, und in der That drückt er seine Denkart am besten aus. Denn mit dem Sünder muß, seinen Behauptungen zufolge, ein *chemischer Process* vorgehen, wenn er von der Sünde und dem Tode genesen soll; die geistigten Theile des Fleisches und Blutes Jesu Christi müssen sich, *wie eine Arzney*, mit seiner Natur innigst vereinigen; dann ist ihm geholfen; die Sünde wird *präcipitirt* und der Tod ist im Leben verwandelt. „Es verhält sich, sagt er, damit eben so,

„wie wenn in einer alle Einwohner eines Landes ansteckenden tödtlichen Seuche nur die Einimpfung eines Tropfen Bluts von einem ganz gesunden Menschen Rettung schaffen könnte, und nun der Kronprinz gern den letzten Tropfen Bluts sich abzapfen ließe, um die Unterthanen dem Tode zu entreißen, nachher sich aber doch noch ein Mittel fände, in des Prinzen blutlosen Körper wieder Blut und Leben zu bringen, und darauf der Vater dem treiflichen Sohne die Regierung abträte“ (um als Emeritus seine Tage zu beschließen!). Wie können wir aber, fragt man, dieses, nach Naturgesetzen wirkenden, Universalmittels gegen Sünde und Tod theilhaftig werden? Dadurch, antwortet Lavater, daß in dem heiligen Mahle der Leib und das Blut Christi, mit dem Brode und Weine, in unser Fleisch und Blut übergeht (S. 74—82). (Wir führen dies alles nur an, und überlassen gern dem Leser das Urtheil darüber). Eine *gerichtliche* Genugthuung hingegen, eine *Stillegung des Zorns Gottes* verwarf L. mit Unwillen (S. 84 bis 93). — Die zweyte Abhandlung hat den Titel: *Jesús Christus stets derselbe; neue Ausgabe des alten Evangeliums für ächtgläubige Christen*. Sie behauptet, daß der Christ mit Christus in einem *persönlichen* Umgange stehen müsse, wie wenn er als ein guter Freund im Nebenzimmer wäre, und in Verlegenheiten sogleich mit Rath und That Auskunft geben könne. Auf diese schon vor mehreren Jahren geschriebene Abhandlung legte L. einen hohen Werth; als er bey dem Ausbruche der Revolution in der Schweiz gleichsam sein Testament machte, legte er noch das Bekenntniß ab, daß er nichts darin bey gefunder Vernunft und gutem Gewissen zurücknehmen könnte, wenn er auch noch denselben Tag stürbe; er verordnete, daß sie nach seinem Tode genau abgedruckt oder abgeschrieben und unter Christen verbreitet würde; Rec. glaubt auch, daß L. allerdings die Inconsequenz derjenigen sehr gut gezeigt habe, die von der persönlichen Herrschaft Jesu Christi eben so wie er denken, und doch mit diesem allmächtigen, allgegenwärtigen, allwissenden Gottmenschen in gar keine genauere Verbindung in diesem Leben zu kommen wünschen, ihm ihre Kranken und Sterbenden nicht nahe legen, von ihm keine Wunder der Liebe und helfenden Macht verlangen, ob sie gleich annehmen, daß er vormals auf Erden alle an ihn gerichteten Bitten um Hülfe erbört habe, und daß er durch seine Erhöhung für die ganze Menschheit das geworden sey, was er nach ihrer Voraussetzung einst für diejenigen war, die ihn persönlich gekannt, und sich in allen Nothen an ihn gewendet haben. Allein, wenn wir auch L. zugeben wollten, *wovon wir doch weit entfernt* sind, daß seine Abhandlung exegetisch *unwiderleglich* sey: so ist es doch unläugbar, daß die *Erfahrung* nicht damit übereinstimmt, und Lavater selbst hat es bis ans Ende seines Lebens nie dahin gebracht, daß er in einem *persönlichen* Umgange mit Christus, *als wäre er in einem Nebenzimmer*, gekommen wäre. Sind es also nicht, *um in seiner Sprache* (S. 176.) zu reden,

„werthlose Assignate,“ die er uns, als wären sie „guten Wechselbriefen und geltenden Metallen“ gleich, anbietet, und was anders als Aberglaube und Schwärmerey kann dadurch bey Christen von schwachem Verstande und lebhafter Phantasie befördert werden, wenn man sie einen solchen persönlichen Umgang mit Christus, als wäre er in einem Nebenzimmer, erwarten läßt, und sogar alles Christenthum ohne eine solche Verbindung mit Christus für Wahn erklärt? Aber auch die Exegete des Vfs. ist fehlerhaft, wie jeden Augenblick bewiesen werden könnte, wenn L. das Vorurtheil eines genauen Schriftauslegers für sich hätte; und ob er sich gleich das Ansehen eines strengen Logikers geben will: so bemerkt man doch bey aufmerksamen Lesen manche Erschleichung, die auf das Ganze seiner Abhandlung wirkt. — Eine aus dem Lateinischen überfetzte Rede, deren Original L. den 11. Sept. 1797. an dem Feste der einft zu Zürich getödteten Märtyrer *Felix und Regula*, hieft, verräth das Dichtertalent des Vfs. Das Ganze ist eine Fiction; Lavater erzählt, diese Märtyrer feyen ihm nach einer Meditation auf ein schickliches Thema der ihm aufgetragenen Rede im Traume erschienen, und haben ihm den Zustand der Zürcherischen Kirche in der Zeit, in dem gegenwärtigen Zeitalter und in der Folgezeit geschildert; diese Schilderung theilt er dann mit. Die Idee ist im Ganzen glücklich ausgeführt, und es sind beredte und treffendwahre Stellen in dieser Rede; insbesondere hat die Darstellung des jetzigen sittlich religiösen Zustandes von Zürich dem Rec. ungemein gefallen, und er läßt demjenigen, was darin weniger seinen Beyfall hat, gerne seine Nachsicht angedeihen. — Briefe an die (jetzt verwitwete) Kaiserin von Rußland, Maria Föderowna, über den Zustand nach dem Tode (wovon niemand etwas weiß!), folgen nun, und der Band schließt mit einigen (unbedeutenden) kurzen Vorlesungen an seine Gemeine, während einer Krankheit in dem Jahr 1795.

(Der Beschluß folgt.)

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MEIßSEN, b. Erbstein: *Predigten*, gehalten in der Domkirche zu Meissen von dem Domvikarius Gottlieb Ludw. Lobeck. 1801. 16 Bog. 8. (20 gr.)

Der Vf. will nach seiner Versicherung in der Vorrede und Zueignungsschrift seinen Patronen durch diese Predigten von seiner Amtsführung Rechenschaft ablegen, und davon geben sie auch wirklich ein rühmliches Zeugniß, wenn sie gleich nicht, wie der Vf. mit Bescheidenheit gesteht, für eine Probe ausgezeichnete Rednertalente gelten können. Die Materien zeichnen sich zwar nicht durch Neuheit aus, sind aber doch durchgehends gut gewählt und praktisch behandelt. Der Stil ist fließend und plan. Nur hier und da scheint die Wärme des Redners ihn über das allgemein verständliche hinausgeführt zu haben; z. B. S. 26., wo er vom Nutzen des Gebets in

Verfuchungen redet: „Ehrwürdiges Bild des frommen Beters! mit hoher Bewunderung findet ihn mein Geist in der Stunde der Versuchung — schon ist die Stimme der Vernunft fast von dem Getümmel der Leidenschaft übertäubt. Die Engel zittern vor seinem Falle — da bricht der Gedanke an Gott aus seinem Innersten hervor; er sammelt seine letzten Kräfte und wirft sich — verzeih Unendlicher! wenn ich zu menschlich von dir rede! und wirft sich im Gebet in die Arme des himmlischen Vaters. Hier erwacht sein edlers Selbst u. s. w.“ Dagegen redet der Vf. wiederum anderswo ganz die Sprache des gemeinen Lebens, bedient sich hier und da der Sprichwörter, z. B. viel hilft viel; wer sich auf andere verläßt, ist verlassen genug u. s. w., was denn freylich gegen jenen Pathos sehr absteht; doch kann man nicht sagen, daß er ganz zum Niedrigen und Unedlen herabfinke.

Daß er von den Sonntagsevangelien, worüber die Predigten gehalten werden, bloß die bisher gewöhnlichen exegetischen Ansichten giebt, und manche darin erzählte Begebenheiten für ausgemachte Wunder gelten läßt, die dem scharfsinnigen Ausleger nicht so erscheinen, dürfte vielleicht in den Lokalverhältnissen des Vfs. seinen Grund haben; aber leugnen läßt es sich doch einmal nicht, daß die evangelischen Geschichtserzählungen weit praktischer benutzt werden können, wenn man das Wunderbare darin so viel als möglich auf das Natürliche zurückführt. Wenn Hr. L. z. B. in der Predigt über die Speisung der 5000 Mann das Thema ausführen will: Man kann mit wenigem viel thun, und doch von jener Begebenheit sagt: freylich war das nur durch die Dazischenkunft übernatürlicher Kräfte möglich: so ist er selbst Schuld daran, daß mancher Leser bey sich selbst denkt: ja! wem solche Kräfte zu Gebote stehen, der kann wohl mit wenigem viel ausrichten. Würde also der Kanzelredner nicht besser für die Belehrung und Erbauung seiner Zuhörer, und man kann hinzusetzen, auch für die Ehre Christi sorgen, wenn er bey solcher Begebenheit mehr die Weisheit desselben in Erfindung und Benutzung der vorhandenen Mittel als seine Wunderkraft rühmte?

Das Verzeichniß der Predigten, deren 14 an der Zahl sind, übergehen wir, und bemerken nur noch bey der gten, daß uns die Stelle über die gewöhnliche Convenienzmoral vorzüglich gefallen habe.

WUNSIEDEL, b. Müller u. Mehlhorn: *Predigten auf alle Sonntage und Feste des Jahres* zur Beförderung der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, von J. G. Dorfmueller, Syndiakonus zu Wunsiedel. Zwey Theile. 1801. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Jahrgang soll, nach der in der Vorrede erklärten Absicht des Vfs., zur Beförderung der häuslichen Erbauung dienen, und manche alte unbrauchbare und schädliche Erbauungsbücher in dortiger Gegend verdrängen. Die darin vorkommenden Predigten scheinen mehr für ungelehrte Leser besonders

aus dem Mittelstande als für solche berechnet zu seyn, die in dergleichen Vorträgen eine scharfsinnige Untersuchung und Behandlung der Sachen und einen gewählten Ausdruck verlangen. Die letztern möchten auch wohl außerdem in Hn. D. Predigten eine richtige Auslegung der Texte und citirten biblischen Stellen hie und da vermissen. Doch auch in Hinsicht auf Leser der ersten Art würde Rec. dem Vf. rathen, manche Vorstellungen und Ausdrücke zu vermeiden, die nur denen, welche an die Büchersprache gewöhnt und, ganz verständlich seyn würden. Von der Art scheint die ganze Stelle S. 399. zu seyn: Unermesslich groß ist das Feld des Wissens, welches ein gränzenloser Spielraum für den forschenden Geist! Ferner ist von zerstreuten Bruchstücken, von einem großen Ganzen, von einer Kette der Dinge, die von einem einzigen Urheber ausgeht, die Rede.

Wenn aber der Prediger sich hüten muß, vor einer vermischten Gemeinde dergleichen nicht allen verständliche Ausdrücke zu gebrauchen: so hat er sich auf der andern Seite davor in Acht zu nehmen, daß er Dinge behaupte, die mancher mit den Kenntnissen der Neuern nicht unbekante, deren es doch in allen Ständen giebt, leicht als unrichtig befinden wird. Dawider scheint unsers Bedünkens Hr. D. gefehlt zu haben, wenn er S. 162. 1. Th. sagt: „Noch dauern die nämlichen Arten von Geschöpfen fort, wie sie nach den ältesten Nachrichten vom Anfange der Schöpfung vorhanden waren. Das Meer behauptet seine Gränzen, und noch ist kein Strom vertrocknet, wir vermissen keine Art von Thieren, die das Alterthum kannte,“ welches die neuern Entdeckungen doch widerlegen.

Diese Bemerkungen sollen indeffen dem Werthe dieser Predigten, welche wir zu den bessern zu rechnen kein Bedenken tragen, nichts benehmen. Unter den häufig eingekreuten Liederversen, kommen neben vielen guten, auch einige mittelmäßige vor.

PIRNA, in Comm. b. d. Arnoldischen Buchh.: *Confirmationsreden* nach den Bedürfnissen unsers Zeitalters für die Jugend aus den gebildeten Ständen von *Christian Heinr. Oeser*, d. P. C. 1802. VIII. u. 103 S. 8. (10 gr.)

Fünf Aufsätze, welche im Geiste und gewöhnlichen Tone der langweiligen, matten und trivialen Predigten abgefaßt sind. Keinem einzigen liegt ein

fechter und klarer Plan zum Grunde; kein einziger empfiehlt sich durch die Würde, Kürze und Wärme, welche in Reden, die ihres Zwecks nicht ganz verfehlen sollen, herrschen muß. Selbst der Ausdruck ist nicht immer sprachrichtig, wie S. 25.: sollte es der unendlichen Macht jemals an Mittel fehlen, euch — die erduldeten Leiden wieder zu ersetzen? Daß es an Tautologien auch nicht fehlen werde, läßt sich schon nach unserm bereits gefallten Urtheile vermuthen. S. 25.: Im heil. Abendmahle bieret euch Gott seine Gnade und Huld, Liebe und Erbarmung an.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Betrachtungen über wichtige Gegenstände im häuslichen Leben in einigen Reden* von P. O. Boisen, Prediger in Weiterburg auf Laaland. Aus dem Dänischen vom Verfasser. 1802. 191 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Diese Betrachtungen bestehen in XV Kanzelreden über moralische im häuslichen Leben vorkommende Verhältnisse, nach Anleitung verschiedener Evangelien: I. Der häusliche Kreis, in welchem Kindererziehung gelingen kann; II. III. wie wir unsere Kinder zu Menschenfreunden erziehen und durch Religion bilden sollen; IV. wie wir sie zum Mitleiden erziehen sollen; V. das gute Mädchen, wie es sich zur würdigen Gattin bildet; VI. Regeln für die Gattin, welche den trüben und verdrießlichen Sinn ihres Gatten aufzuheitern sucht; VII. wie der Mann den zur Beglückung seines häuslichen Kreises so nothwendigen Frohsinn bewahren kann; VIII. wie gute Kinder zur häuslichen Glückseligkeit beytragen können; IX. ein ehrlicher Freund erhöht das häusliche Glück; X. Wie ein vernünftiges Gebet die häusliche Einigkeit befördern kann; XI. Auch Leiden können das häusliche Glück befördern; XII. Gute Kinder bey den Gräbern ihrer würdigen Aeltern; XIII. Trostgründe für Aeltern bey dem Grabe ihrer hoffnungsvollen Kinder; XIV. Trostgründe für eine traurende Mutter und Wittwe; XV. Gedanken für den Greis am Rande des Grabes. Etwas über das Gewöhnliche Hervorstechendes besitzen diese Reden nicht; sie haben uns weder durch Neuheit der Ansichten, noch durch kräftigen eindringlichen Vortrag interessirt. Vernunftmäßigkeit läßt sich hingegen der Ausführung ihrer Themen nicht absprechen, und sie können in dieser Rücksicht für den größern Theil der Zuhörer und Leser nicht ohne Nutzen seyn.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. München, b. Seidel: *Die Kunst unter Menschen glücklich zu leben*, vom Hn. Grafen v. Chesterfeld. A. d. Franz. übersetzt von P. Wilibald Schrettinger, Benedictiner in der oberpfälzischen Abtey Weißenhohe. 1802. 88 S. gr. 8. (8 gr.) Die Urchrift ist 1799 in Dresden erschienen, und ist vielleicht, wie der Uebers. meynt, unter den Papieren von Chesterfelds Sohn, der als englischer Gefandter am Dresdner Hofe gestanden, gefunden worden. Möge sie aber apocryphisch oder ächt seyn: so ist sie doch lebens-

worth und enthält im Chesterfeldschen Aphorismen-ton und in einer etwas declamatorischen Sprache gute Winke und Lehren über einzelne Selbstpflichten, über Affecten, über Verhältnisse der Familienglieder zu einander, über Verschiedenheit der Menschen und Stände, über gesellschaftliche Pflichten und über Religion. Der Titel paßt nicht recht zu dem Inhalt. Die Uebersetzung ist nur bis auf einzelne Provinzialismen, z. B. Geschwürige. Angehängt sind einige Anmerkungen vom Uebersetzer.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. October 1802.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Orell u. C.: *J. K. Lavaters — nachgelassene Schriften.* Herausg. von G. Gesfner. 1—5r Bd. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der dritte Band ist im Ganzen sehr unerheblich. Er enthält größtentheils Reimereyen und Latinerische Hexameter, die für das Publicum wenig Interesse haben, und sich über das Mittelmäßige nicht leicht erheben; auch fällt eine gewisse Einförmigkeit und Eintönigkeit bey dem Lesen sehr auf; und hat der Vf. ja zuweilen einen glücklichen poetischen Gedanken: so schwächt er ihn durch sein zu langes Verweilen bey denselben. Eine rühmliche Ausnahme von diesem Urtheile verdient das schöne Gedicht: *Zürich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts*, das der Vf. im December 1799, als er schon an seinen Wunden litt, seinen Mitbürgern widmete; Diefs Gedicht gehört unstreitig zu den vortrefflichsten poetischen Arbeiten des verewigten Mannes, und war der Auszeichnung werth, einzeln auf Velinpapier, mit einem zierlichen Kupfer von Lips geschmückt, prächtig im Drucke zu erscheinen. Schwächer und gedehnter ist freylich das folgende, das *Zürich im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts* darstellt; allein als *Schwanengesang Lavaters*, des schwergeprüften Duldners, verdient es gleichwohl eine rühmliche Erwähnung. Auch die *geistlichen Gedanken des frommen Priesters, der bey dem unter die Mörder gefallenen Vorbeyging*, und verschiedene *Lehrgedichte*, gedenen der Vf., wenn er strenger gegen sich selbst gewesen wäre, einen hohen Grad von Vollkommenheit hätte geben können, dürfen nicht übersehen werden. Mit Wehmuth liest man jetzt, da der Dämon der Zwietracht das unglückliche Helvetien zerreißt, das der *bürgerlichen Eintracht geweihte Lied*:

Was wir Jahrhunderte genossen,  
 Wofür der Väter Blut gelassen,  
 Der Tugend Lohn, der Weisheit Ruhm,  
 Die Eintracht, welche Herzen bindet,  
 Dafs keins vom Bande Schmerz empfindet, (nicht gut  
 ausgedrückt)

Bleib' unters Staates Eigenthum!

Gott, wohin ist diese Eintracht? Unter den Zeitgedichten hat das bey den *Stäfa*'er Unruhen geschriebene dem Rec. am wenigsten gefallen; doch hat es A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

Ansprüche auf eine schonende Beurtheilung, da Menschenleben dadurch gerettet werden sollte. In der Sammlung vermischter kleiner Verse an Verschiedene ist so viel Triviales, dafs man die Stelle bedauert, welche der vorzüglichere Theil dieses Abschnitts unter so vielen gereimten und reimlosen Gemeinplätzen einnimmt. Einige satyrische Fabeln finden sich S. 347—353.; die *Aufklärung* soll in einer derselben lächerlich gemacht werden; in zwey andern geht es über die *Wölfe* (Recensenten?) her, welche die *frommen Lämmer* gerne verschlingen, und vor ihnen heuchlerisch warnen, als wenn bey *Lämmern* Gefahr seyn könnte! Allein obgleich L. Recht hat, wenn er versichert, *die Lämmer seyen gute, fromme Thiere*: so hat doch schon Jesus vor solchen Propheten im *Schafspelz* gewarnt, welche *wölfisch* beisern; wenn man sich nicht vorsehe; man wird also noch kein Wolf, wenn man wenigstens vor *solchen Lämmern* warnt. Das Auffallendste in diesem Bande ist, dafs L. in einem Gedichte die Religion „*die magische Kraft, sich ein ewiges Ur-Eins zu bilden,*“ nennt, womit zu vergleichen ist, was in *Thieffens Taschenbuch für Theologen und Prediger 1802* von L. vorkömmt, wo L. unter andern sagt: *Wir selbst sind die Schöpfer unsers Schöpfers!* So berühren sich die Extreme, *Fichte* und *Lavater!* In dieser Hinsicht ist noch zu bemerken, was L. in dem ersten Bande der nachgelassenen Schriften von *Fichte's Appellation* sagt. „So schrecklich, schreibt er an einen Freund, die Sache in gewissen Absichten ist: so hat sie doch für mich ihre herrlichen Seiten.“

Der vierte Band erschien auch unter dem Titel: *ausgewählte Kanzelreden Lavaters, vom Anfange seines Predigerberufs bis zu seinem Lebensende.* Wie wenig Fortschritte in seinem theologischen Kenntnissen hat L., wenn man nach diesen Predigten urtheilen soll, von seinen Jünglingsjahren an bis an sein Lebensende gemacht! Diefse Bemerkung drang sich dem Rec. bey dem Lesen dieses Bandes auf, und man kann an L. Beyspiele deutlich sehen, wie sehr sich die Vernachlässigung eines Studiums der Bibel an einem Volkslehrer rächt. Dem theologischen Einfichten nach, predigte L. in den letzten Jahren seines Lebens nicht viel besser, als er in seinen Studenten-jahren predigte. Freylich wird man sagen, dafs es ihm zur Ehre gereiche, wenn er schon als Jüngling beynabe eben so gut als in seinem Alter predigte, und dafs die *Unveränderlichkeit* seiner Denkart ihm rühmlicher sey, als wenn er wie Saturn seine eignen Kinder beständig verzehret hätte. Allein diese als *Consequenz* gerühmte *Unveränderlichkeit* der theolog.

logischen Denkart war bey L. nur die Folge einer bis an sein Ende *hintangesetzten* gelehrten Bildung; seine Ideen konnten sich nie berichtigen, weil er sich nie die Kenntnisse erwarb, die ihm das Irige eines großen Theils derselben aufgeschlossen hätten; daher findet man ihn an seinem Lebensende eben *da*, wo man ihn in seinen jüngern Jahren sah. Durch Falschheit, durch Wortfülle, durch lebendige Anregung der Phantasie und des Gefühls zeichneten sich schon seine frühesten Kanzelvorträge aus, und durch diese Eigenschaften empfahlen sich auch seine spätesten Predigten; aber eine ganz aufgeklärte Denkart vermisst man in seinen frühesten und in seinen spätesten Arbeiten dieses Fachs. Wo es daher auf Entwicklung der *Glaubenstheorien* des Christenthums und auf gründliche *Schriftauslegung* ankam, da glänzte er nie; hingegen *moralische* Gegenstände wußte er oft trefflich ins Licht zu setzen, und in *Gelegenheitsreden* ward er nicht leicht von einem andern übertroffen. Auch in dieser Sammlung findet sich eine vorzügliche Predigt über *Freyheit und Gleichheit*, die er am 11. Februar 1793 hielt; aber man kann mit Zuversicht behaupten, daß, wenn er auch noch zwanzig Jahre gelebt hätte, ihm über *Wunder und Weisagungen*, über *Judenthum* und *Christenthum*, über *Glauben* und *Gebet*, über die *Messiaswürde Jesu*, über die *Gaben des heiligen Geistes*, über das *Weltgericht* und ähnliche Gegenstände schwerlich mehr ein helleres Licht würde aufgegangen seyn, und daß sich seine Denkart darüber schwerlich je über die Denkart der nach ihm sich bildenden religiösen Frauenzimmer, welche sich ihre Vorstellungen davon aus Luthers fleißig gelesenen Bibelübersetzung abziehen, sehr merklich würde erhoben haben.

Der fünfte Band ist *physiognomischen* Inhalts.

Schon vor etwa zwölf Jahren hatte der Vf. *hundert physiognomische Regeln* mit den dieselben erläuternden Zeichnungen, als Handschrift im Kreise seiner Freunde verkauft. Diese werden hier dem größern Publicum mitgetheilt, und wenn die Anwendung dieser *Geheimregeln* eben so leicht und untrüglich wäre, als der sel. L. sie mit Zuversicht vorbrag: so dürfte es so schwer nicht mehr gefunden werden, aller Welt Richter zu seyn, und die Schafe von den Böcken zu scheiden. *Entschieden böse* und *gute Menschen*. *Dunkköpfe* und *Genies*, *Personen zum Fliehen* und *Personen zum Küssen* kann man hier, wenn man dem Vf. glauben will, physiognomisch kennen lernen; ihre Nasen, Augen und Stirnfalten sind in Kupfer gestochen; auf die *Nase* kommt vornämlich viel an; danke der Gott, der eine physiognomisch gute Nase hat, zumal wenn er an andern Nasen sieht, die kein andrer Zug des Gesichts vergüten kann! Doch laßt uns den, obgleich sich ungeschickt darbietenden, Scherz bey Seite setzen und ernsthaft sprechen. Diese Regeln sind größtentheils von *einzelnen Menschen* abgezogen, die L. liebte oder haßte, und die sich ihm verpflichtet oder ihn beleidigt hatten. Nun ist es bekannt, daß, wenn wir Zuneigung zu jemanden haben, auch sein Aeußres etwas Angenehmes für

uns hat, daß hingegen derjenige uns äußerlich widrig wird, gegen den wir mit Recht oder Unrecht eine Abneigung empfinden, und daß der Eindruck, den die Person eines Menschen auf uns macht, sich ändert, so wie sich die Geminnung ändert, die wir gegen ihn hegen. Dies begegnete, wie natürlich, auch dem sel. L. Hatte er z. B. jemanden im Verdachte, daß er *einer seiner Töcchlein* sey: so hätte es übel fehlen müssen, wenn er nicht entweder in seiner Kinnde, oder in seinem Augenwinkel, oder in der Mittellinie seines Mundes den entsetzlichen Zug gefunden hätte, der ihn vor diesem gefährlichen Menschen warnte; nahm er hingegen aus irgend einem Grunde einen Menschen in seine Affection, und versprach sich von ihm etwas, wodurch sein Reich erweitert und sein System befestigt würde: so legte er auch das, was er für ihn empfand, in sein Gesicht, er sah Edles, Großes, Erhabenes, Himmlisches darin, das aber auch für ihn wieder verschwand, so bald sich die Verhältnisse änderten. Vieles also in diesen Regeln kann, ob es gleich allgemein ausgedrückt ist, nur für *individuelles Gefühl* gelten, das *einzelne Menschen* in L. erregten. Warum sollte z. B. eine *braune Warze am Kinne* mit Weisheit und Edelmut schlechterdigs unverträglich seyn? Auch der, ein gereiztes Gemüthe *verrückende*, Ausdruck mancher Regel warnt uns vor zu rascher Anwendung derselben. Uebrigens ist viel Interessantes und zum Theil trefflich Gefagtes in dieser Sammlung. Nur einiges zur Probe. „Wer den „großen oder merklich kleinen (großen oder merklich kleinen!) Kopf zurückstrebend emporhebt, „wer die kurzen Füße, Aufmerksamkeit erregend, „spiegelt; wer die großen Augen, größer machend, „gestillt seitwärts drehet, als müßte er alles „über die Achsel anfehen; wer lange stolz schweigend korcht, und dann trocken, kurz und absprechend antwortet, und mit kalter Lache endigt; so „bald du aber zur Replik die Lippe regst, supercilios und Stillschweigend gebietend dich anbrunnert, „er hat von drey lieblichen Eigenschaften nur eine „weniger als vier: *Eigensinn*, *Stolz*, *Härte* mit allen ihren Symptomen, und obendrein höchst wahrscheinlich noch *Lügenhaftigkeit*, *Schalkheit* und „Geitz.“ Offenbar ist dies ein *Portrait*, das L. zur *allgemeinen Regel* erhob. „Wer schleicht, sich vorwärts neiget, zurückgeht im Entgegenkommen, „leise schüchtern Grobheiten sagt, dich scharf fixirt, „so bald du dich wendest, und dir nie gelassen in „das Gesicht sehen darfst, wer von keinem Menschen „Gutes spricht als vom Bösen, wider jeden Beruf „Exceptionen, wider jede Behauptung Widerprüche in Bereitschaft hat — o könntest du seinen Schädel fühlen! Welche versteckte Misform! Welche „unregelmäßige Knoten! Welche pergamentene „Weichheit und eiserne Härte zugleich! Fliehe! Du „verlierst in seiner Atmosphäre, auch wenn du zu „gewinnen scheinst. Betrachte (aber, ehe du fliehst) die Falten seiner Stirne, wenn er einen „geraden, unschuldigen, religiösen Mann (einen Lava- „ter)

„ter) erschirt, und einem harten Schalk das Wort „redet; die Verworrenheit derselben wird dir das „Verworrene seines Charakters zeigen.“ Ohne Zweifel ist diese auch zur Beförderung der Menschenteile von Lavatern geschrieben worden? Noch sind in diesem Bande drey Kupfertafeln, welche in allmählichen Uebergängen die Stufenfolge von dem Frosche bis zum Apollo im Profil und en face darstellen; auch ist eine Erklärung derselben beygefügt.

Der unter Nr. 2. angezeigte, in Leipzig erschienene besondere Abdruck der *physiognomischen Regeln* beeinträchtigt die Erben des seligen Lavaters; auch fehlen die Kupfer, welche nicht entbehrt werden können, da sie manche Regel erst deutlich machen. Eine solche unerlaubte Industrie verdient eine Rüge. Mit Recht hat sich Hr. Gefsner in der Vorrede zum fünften Bande des Lavaterischen Nachlasses darüber beschwert.

## L I T E R A T U R G E S C H I C H T E.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Nachtrag zum gelehrten Frankreich von 1771 bis 1796* außer den Zusätzen und Verbesserungen, die neuen Artikel von 1797 bis mit 1800 enthaltend; nebst einem allgemeinen Materien-Register von Dr. Joh. Sam. Ersch, Universitäts-Bibliothekar zu Jena, mehrerer gelehrten Gesellschaften Ehrenmitgl. 1802. 600 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch mit dem Titel:

*Supplément à la France littéraire de 1771 — 96 contenant etc.*

Alle Liebhaber der französischen Literatur — und diese sind bekanntlich über die ganze cultivirte Welt zerstreut — werden Hn. E. Dank wissen, daß er sein Verzeichniß der französischen Gelehrten und der von ihnen herausgegebenen Schriften bis an das Ende des 18ten Jahrhunderts fortgesetzt hat. Erfreulich ist auch das Versprechen, mit dem Ende eines jeden Lustrums eine Fortsetzung herauszugeben. Selbst Frankreich kann sich eines mit so vielem Fleiße gefertigten Verzeichnisses nicht rühmen, wie die von Hn. E. gegen *Deffjarts Siccles littéraires* gemachten Erinnerungen zeigen. Viele Artikel sind ganz neu, zu andern sind Zusätze und Verbesserungen hinzugekommen, die bald die Person des Schriftstellers, bald seine Werke betreffen. Wenige mußten ganz umgearbeitet werden, wie z. E. der von *La Harpe*. Auf jeder Seite wird der Kenner der französischen Literatur sehr sichtlich Beweise von dem Bestreben wahrnehmen, dem Werke den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu geben, und dadurch für seinen Theil den Deutschen den Ruhm, Bibliothekare der ganzen Welt zu seyn, zu sichern. Nach dem Beispiele der Vorerinnerung genannten Gelehrten sollten nun andere, vorzüglich Franzosen, und unter diesen vorzüglich die, die sich in Deutschland aufhalten dem Vf. mit brauchbaren Notizen an die Hand gehen, damit seine Uebersicht des gelehrten Corps sich immer mehr der Vollständigkeit und Zuverlässigkeit

nähere. Hier hätte *Maugerard*, der in der Nähe des Hn. E. zu Erfurt lebt, gute Dienste leisten können. Er scheint aber Hn. E. wenig bekannt zu seyn, weil er nur von ihm meldet, daß er mehrere diplomatische und bibliographische Werke geschrieben habe. Er würde ihn versichert haben, welches in den Corrections mit einiger Ungewissheit angeführt wird, daß *Affelin* und *Affelin*, der sich dormalen noch in Hildesheim aufhält, ein und derselbe Mann sey, anderer viel wichtiger Nachrichten nicht zu gedenken. Dergleichen Notizen sollten Franzosen, denen die ihrer Nation erwiesene Ehre sehr schmeichelhaft seyn muß, unaufgefordert dem Hn. E. mittheilen. — Das von *Bonnaire* citirte Werk S. 62. ist nicht zu Hamburg, sondern zu Braunschweig herausgekommen, wo der Vf. neulich gestorben ist. — Von *Silvestre de Sacy* werden gar keine oder nicht viele Abhandlungen in den *Memoir. de l'Institut. Nation.* seyn, aber gar wichtige sind von ihm in *Notices et extraits de la bibliothèque nationale.* — *Needham Turberville* kommt im Nachtrag zum erstenmal vor. Ein wichtiges Buch, das er mit einer Vorrede herausgegeben hat, ist ausgelassen: *Lettre de Pekin de la langue Chinoise et la nature de leur écriture symbolique comparée avec celle des anciens Egyptiens en réponse à celle de la Société Royale* oder wie es nach Sir *John Pringle's* Bemerkung in *J. D. Michaelis* Briefwechsel Th. 2. S. 372. hätte heißen sollen *à celle d'un membre de la S. etc.* des *Sciences de Londres sur le même sujet etc.* *Bruxelles 1773.* 4. Wir zeigen es nicht an, um eine Lücke bemerklich zu machen — denn wo eine solche Masse von Büchern zusammengehäuft ist, kann man wohl über einige fehlende hinweg sehen — sondern, um die, welche die Chinesische Literatur studieren, deren es vielleicht bald mehrere in Deutschland geben wird, die durch das Studium der neu aufgefundenen und von *Lichtenstein* in Helmstädt glücklich entzifferten Alphabete darauf geleitet werden, auf dieses wenig bekannte Buch, wovon nur ein Auszug in dem 59ten Bande der *Philosoph. Transactions* befindlich ist, aufmerksam zu machen.

Wodurch Hr. E. seinen Bemühungen die Krone aufgesetzt hat, ist die angehängte *Table des Matières*, wo bey jeder die Namen der Verfasser, die nicht bloß in dem Nachtrag, sondern auch in den vorhergehenden 3 Theilen aufzufuchen sind, gezeigt werden. Dem über den Flor der Literatur und der einzelnen Zweige derselben nachdenkenden Leser, wird dieses Register, dem die merkwürdige Periode, worin die verzeichneten Schriften fallen, statt eines Commentars dienet, zu mancherley Betrachtungen Gelegenheit geben. So traurig auch ein großer Theil des Zeitraums für Frankreich war: so verlor das Volk doch nicht die ihm eigene Neigung zum Frohsinn und zur Lustbarkeit: der Comödien wurden weit mehr geschrieben, als Tragödien. In Schäfer- und Lehrgedichten scheint die französische Muse mehr Versuche gemacht zu haben, als in vorigen Zeiten. Welch eine Menge von Romanen sind auch in diesem Zeitraum productirt! Man hätte denken sollen, die

die Geschichte des Tages würde alle fabelhafte Geschichte verschlungen und zum Stillschweigen gebracht haben. Allein die Revolution beschäftigte noch lange nicht so viele Federn, als die Ideenwelt, worin die Romanschreiber leben. Tänze und Ballets waren an der Tagesordnung. Anakreon wurde öfter übersetzt als Epiktet. England zog mehr die Aufmerksamkeit der Franzosen an sich, als andere Länder, daher mehr Bücher über England und Engländer, als über Deutschland und die Deutschen, mehr über die englische Sprache, als eine andere ausländische; denn natürlich schreibt der Franzose am meisten und am liebsten über seine eigene Sprache. Die hebräische ist nicht ganz leer ausgegangen. Ueber die ungersche, russische und andere slavische Sprachen scheint er sich zur Zeit noch nicht zu bekümmern. Zwar war er im heftigen Kampfe mit Oesterreich und Russland; allein er schrieb nicht viel über Oesterreich, Russland setzte mehr Federn in Bewegung. Wenn gleich der Artikel Theologie wenige Schriftsteller aufweist: so sind doch Religion und Bibel reichlicher mit Namen ausgestattet. Mehr erblicken wir noch unter *Droit*. Ueber keinen Schriftsteller ist so viel geschrieben worden, als über Voltaire und Rousseau. Doch wir brechen ab, und überlassen es dem Leser, dieses dem Anschein nach trockene Register zu einer nahrhaften Speise für den Geist zu erheben.

LEIPZIG, in d. Weidman. Buchh.: *Bibliotheca historica, instructa a b. Burc. Gotth. Struvio, aucta a Christi. Gotth. Budero, nunc vero a Jo. Georg Meuselio ita digesta, amplificata et emendata, ut paene novum opus videri possit. Voluminis X. Pars I. 1800. 417 S. Vol. X. Pars II. 1802. 439 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)*

Die erste Abtheilung dieses Bandes setzt das Verzeichniß der speciellen historischen Schriften über Frankreich dergestalt fort, daß zuerst die Languedoc, Dauphinée, Provence, Orange, Avignon, Roussillon, die Grafschaft Burgund, Elsass, Lothringen, Artois, Flandern, Cambrai, Hennegau und Corfica betriffenden vorkommen. Sodann folgen p. 168. seq. die Schriften über französische Staatsverfassung und Statistik; z. B. von der Volksmenge des Landes, von

den Sitten der Nation, von den Titeln und Vorrechten der Könige, ihrem Wappen, ihrer Staatsverwaltung, der Regentschaft, den Ständen und Reichstagen, dem Adel, den Ritterorden, dem Zustande der Wissenschaften, des Gerichtswesens, der Handelschaft, des Münzwesens, der Staatseinkünfte und der Kriegsverfassung. Den Beschluß machen (p. 350. sq.) die Schriftsteller der französischen Kirchengeschichte. Was man schon an dem Werke gewohnt ist, Vollständigkeit und Genauigkeit in hohem Grade, trifft auch hier ein. Doch fällt es wiederum, wie bey den nächst vorhergehenden Bänden, in die Augen, daß eine große Menge unbedeutender Flugschriften, nach denen jetzt selbst in Frankreich niemand fragt, dem Winde hätten überlassen werden sollen, der sie längst aus der Welt geweht hat. Auch wäre es wohl den Lesern angenehm gewesen, wenn, wie hin und wieder wirklich gesehen ist, auch öfters, von wichtigen Werken, wie von *Goujet Biblioth. Française*, von der *Gallia Christiana* u. d. m. eine ausführliche Nachricht ertheilt worden wäre, als dergleichen man eben hier mit Recht zu suchen hat. Noch müssen wir bey p. 101. bemerken, daß *Wenckers Apparatus et Instructus Archivorum* nur einen sehr geringen Anspruch auf einen Platz unter den *Script. Rerum Alsaticarum* machen könne. Diese schätzbare Sammlung enthält vielmehr für die allgemeine Archivkenntniß, deutsche Reichsgeschichte und Diplomatie der mittlern Jahrhunderte treffliche Beyträge; unter andern das berühmte Schreiben der Freyrichter in Westphalen an den Kaiser Friedrich III. vom J. 1470, worin sie ihn *bey der Ungehorsame citiren* (p. 383. sq.).

In der zweyten Abtheilung hat Hr. M. angefangen, Zusätze und Ergänzungen zu den zehnteilb Bänden seines Werks mitzutheilen, die desto nothwendiger waren, da seit der Herausgabe desselben die gesammte historische Literatur mit so vielen neuen Schriften bereichert worden ist. Er wird darin in der ersten Hälfte des folgenden Bandes fortfahren; in der zweyten aber ein allgemeines Register über den bisherigen Umfang des Werkes befügen. Sehr angenehm muß besonders deutschen Lesern das Versprechen des Vfs. seyn, mit dem 12ten Bande den Anfang zur historischen Literatur von Deutschland zu machen; eine Erfüllung der billigsten Erwartungen schon seit mehreren zwanzig Jahren!

### KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSOELAHRTHEIT. Hamburg, b. Campe; *Juristische Ansicht und aus den gedruckten Memoiren gezogene Geschichte von dem französischen Kaufmann Maupas an die Wittve und Erben des verstorbenen Sieveking in Hamburg gemachten Geldforderung.* 1801. 72 S. 8. (10 gr.) Maupas verklagt die Wittve und Erben des Kaufmanns Sieveking wegen einer Forderung von 80000 Mark banco, und bringt darüber einen Schuldschein bey, den der Verstorbene während seines Aufenthalts in Paris ausgestellt haben soll. Aus vielen der Sache vorangegangenen, noch mehr aber aus nachherigen, Umständen ergibt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß es mit der vorgebliehen Fode-

rung und der Verschreibung darüber, nicht ganz richtig sey, daß daher die Beklagten wohl erwarten können, zur eidlischen Ableugnung der Urkunde gelassen zu werden, obgleich der Kläger über die eigenhändige Unterschrift des Verstorbenen die Aussage eines Zeugen für sich hat. Denn die Gründe, welche der Glaubwürdigkeit der Sache an sich entgegenstehen, und einige andere Rücksichten scheinen das Gewicht des Zeugnißes zu mindern. Mit den einzelnen Rechtsätzen und Argumenten muß man es in solchen Streitschriften so genau nicht nehmen; aber nicht wenige Druck- und Schreibfehler finden sich hier, die zum Theil den Sinn ganz entstellen.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 23. October 1802.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

- 1) LEIPZIG, b. Graffé: *Anleitung zur Kenntniß der Theologie studierenden, den Candidaten des Predigtamts und den Religionslehrern in den Städten und auf dem Lande wesentlich nothwendigen und geprüft nützlichsten Bücher*, von W. D. Fuhrmann, Ev. reform. Prediger in Mark bey Hamm in der Graffschaft Mark. 1801. XXVI. u. 644 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Anhang zur Anleitung zur Kenntniß u. s. w. oder: Anzeige der besten Bücher aus andern Theilen der Gelehrsamkeit aufserhalb der Theologie, in so fern solche den jungen Theologen, Hofmeistern, Candidaten des Predigtamts und Predigern zu kennen nothwendig und nützlich sind*, von Ebendemselben.

Auch noch unter dem befondern Titel:

*Handbibliothek für junge Theologen und Religionslehrer, oder Anzeige derjenigen altervorzüglichsten Schriften, welche zur Erlangung derjenigen Sprach- und Sachkenntnisse dienen, die zwar nicht zunächst ins Gebiet der Theologie gehören, aber doch dem jungen Theologen und Religionslehrer wesentlich nothwendig und nützlich sind.* 1802. VIII. u. 58 S. gr. 8. (12 gr.)

Neben mehreren, zum Theil vortrefflichen, Anleitungen zur theologischen Bücherkenntniß, welche wir bereits besitzen, konnte allerdings noch eine Schrift bestehen, ja es war selbst eine solche zu wünschen, welche zunächst bloß für praktische Religionslehrer, und solche die sich dazu bilden, nicht für gelehrte Theologen, bestimmt, und zugleich rathsam und beurtheilend wäre. Wenn damit noch eine gleichfalls pragmatische Anweisung zur Kenntniß anderer Bücher verbunden würde, welche zwar nicht in das Gebiet der Theologie gehören, aber auf die höhere menschliche Bildung, die sich der Religionslehrer zum Zweck setzen soll, und auf den schönen Beruf des Hauslehrers und Pädagogen, welchen viele theologische Candidaten wählen, Beziehung haben, so wäre damit ein wichtiger Zweck mehr erreicht. Dazu aber gehörte ein Mann von einer tiefen und ausgebreiteten Kenntniß sowohl der Bücher, als auch ihres Inhalts, von einer vielseitigen wissenschaftlichen Bildung, von einem reifen, freyen, selbstständigen und unpartheyischen Urtheile des Verstandes und Geschmacks. Auch die Eigenschaft eines

A. L. Z. 1802. Viertes Band.

deutlichen, bestimmten, treffenden und gedrängten Ausdrucks durfte ihm nicht erlassen werden, weil es sonst für den Leser fast unerträglich seyn mußte, sich so viele Bücher vorzählen und vorrecensiren zu lassen. Ob der Vf. der beiden vorliegenden Schriften diese zur Erreichung seines an sich sehr rühmlichen und gemeinnützigen Zwecks erforderlichen Eigenschaften besitze, dawider erregen schon die schleppenden, weiterschweifigen und undeutlichen Titel seiner Bücher ein gegründetes Vorurtheil, welches dann auch durch die Bücher selbst bestätigt wird. Man findet zwar eine sehr ausgebreitete Bücherkenntniß, man findet selbst eine gewisse Genauigkeit und Sorgfalt in der Angabe der Bücher, man findet überall einen Eifer, sich den Lesern, für welche diese Bücher bestimmt sind, wahrhaft nützlich zu machen; aber wenig Kenntniß der Sachen, vollends in nichttheologischen Wissenschaften, einen weiterschweifigen, unbestimmten, schielenden, geschmacklosen Stil, Urtheile, welche fast nur aus Recensionen, die der Reihe nach bey jedem Buche, oft über halbe Seiten lang, citirt worden, zusammengestoppelt sind, und oft ganz possirlich klingen. Die Urtheile, welche er in der Vorrede über seine Vorgänger fällt, beweisen auch noch außerdem seine Partheylichkeit, wo seine Eitelkeit mit ins Spiel kommt. Keil macht er es zum Vorwurfe, daß er viele veraltete, ausgediente und unwichtige Schriften anführe, daß er nicht auf Recensionen verweise und die Preise der Bücher nicht anführe. Thiefs soll in seiner *Handbibliothek für angehende Theologen* einmal zu viele Werke, nämlich 816, und dann unter denselben viele entbehrliche und ausgediente angeführt haben, manches Fach soll von ihm zu dürftig besetzt, und manches Buch in ein Fach gebracht seyn, wohin es nicht gehört. Von *Nösselts Anweisung* urtheilt der Vf. unter andern: „Es sind darin in allen Theilen der theologischen Gelehrsamkeit die vollständigen Titel der bessern Werke, ohne alle etwa in einer glücklichen Kürze anzubringenden Urtheile (wie man mehrmals von Vf. wünschte) über dieselben angeführt.“ Hat denn Hr. Fuhrmann so manche kurze und treffende Urtheile, die in *Nösselts Anweisung* theils über mehrere Bücher zugleich, theils über einzelne Bücher vorkommen, und die oft weit mehr werth sind, als seine langen Auszüge aus den Recensionen, in seinem Exemplare nicht gelesen? Von der *Bibliothek für Prediger*, von Dav. Gottl. und Aug. Hermann. Niemeyer, und von H. P. Wagnitz herausgegeben, mit welcher das Werk des Vfs. noch am ehesten in Collision kommen könnte, sagt er unter

Z

ter andern: „Die Herausgeber haben sich nicht auf die Anzeige und raisonnirende Beurtheilung bloß solcher Bücher eingeschränkt, die der Prediger selbst besitzen muß, sondern sich vielmehr über alle die verbreitet, deren Kenntniß dem Prediger wo nicht nöthig (?), doch wenigstens nicht zunächst nützlich ist. Sie eröffnen sich ein zu weites, nicht genau begränztes Feld, da sie doch stets die Frage: welche theologische Schriften haben auf die Kenntniß und den Besitz des Predigers Anspruch zu machen? im Auge hätten behalten sollen.“ Muß denn aber der Prediger alle die 535 Bücher selbst besitzen, die Hr. Fuhrmann anführt, und kann dies überhaupt vernünftiger Weise der Zweck bey einer solchen Anleitung zur theologischen Bücherkenntniß seyn? Um unser allgemeines Urtheil noch mehr zu begründen, wollen wir nun noch einige Beyspiele aus der Anleitung selbst anführen, welche sich meistens selbst hinlänglich charakterisiren werden. Gleich in der Einleitung, wo der Vf. einige allgemeine literarische Werke anführt, beschreibt er den Inhalt und Plan jedes Bandes, und dies thut er auch in der Folge sehr oft bey andern Büchern. Dies geht so weit, daß er selbst bey Commentaren über die Bibel angiebt, welche biblische Bücher in jedem Bande commentirt seyen. Wozu dient dies anders als das Werk unnütz weitläufig zu machen? S. 5. wird von Meusels Geschichte der Gelehrsamkeit gesagt: „Dieses Werk ist zwar zum Leitfaden zu akademischen Vorlesungen bestimmt, aber es fehlt demselben auch ohne weitem Commentar nicht an *Besetzung und Ründung*. Der Vf. bestrebt sich zwar, so kurz als möglich zu seyn, und nimmt sogar im *äußerlichen Stil zu Abkürzungen seine Zuflucht*.“ etc. Von der *Genaischen A. L. Z.* heißt es S. 14. einige Recensionen wären partheyisch und mit Animosität abgefaßt, weil sich die Herrn Redacteurs Hofr. Schütz und D. und Prof. Hufeland (in den Nachträgen, deren ungenau viele sind, ist corrigirt: D. und G. K. R. Griesbach) die Mühe nicht nähmen, die Localverhältnisse der Recensenten mit dem Verfasser der beurtheilten Schriften kennen zu lernen. Woher weiß nun der Vf. dies? Und wie kann er so etwas wissen? Gesezt auch, daß einige solche Recensionen, als er will, in der Literaturzeitung wären, (was bey einem so unfaßenden und schon so lange dauernden Institute eben kein Wunder wäre), warum sollen nun gerade die Redacteurs die Schuld tragen? Und steht es denn in irgend eines Redacteurs Macht, die Verhältnisse der Recensenten mit den Schriftstellern genau und vollständig kennen zu lernen? Von *Planks Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs* urtheilt der Vf. unter andern: „Es ist für junge Theologen und Prediger zu weitläufig. Es gewährt keine kurze Uebersicht des Entstehens und der Fortbildung des protestantischen Lehrbegriffs, ist etwas zu kostbar und im Vortrag trocken.“ S. 241. und von dessen *Abriss einer historischen Darstellung der dogmatischen Systeme*: „Der Vf. legt ziemlich unpartheyisch die wichtigsten dogmatischen Systeme dar, und betrach-

tet alle diese Lehrbegriffe in Beziehung auf das Lehrsystem der evangelisch-lutherischen Kirche. — Von dem katholischen Systeme urtheilt er zu günstig, urtheilt vom Partikularismus der ehemaligen reformirten Kirche zu hart, übrigens aber urtheilt er billig.“ S. 242. *Steinbarts* Glückseligkeitslehre soll ächte Philosophie des Christenthums enthalten, und seit ihrer Erscheinung soll man freye Aeußerungen in der Theologie angefangen haben. S. 272. *Ständlins Geschichte der Sittenlehre Jesu*, soll bey allen ihrem Werthe viele *übertriebene* Behauptungen enthalten. S. 286. Noch an schätzbarsten ist, wie uns dünkt, das Verzeichniß und die Beurtheilung derjenigen Schriften, die zu den eigentlichen Predigerwissenschaften gehören. Wir setzen noch ein paar Worte von dem Anhang hinzu. Hier sind die Urtheile kürzer und oft fehlen sie ganz. Hier sind selbst *holländische, spanische, italienische, dänische, schwedische, russische* Sprachlehren, Lese- und Wörterbücher angeführt. Der Vf. hofft, daß die Prediger in andern Gegenden mehr als in der seinigen sich auf die *neue Philologie* legen werden. Vorr. S. VIII. Warum hat der Vf. bey der *Geschichte der Philosophie* bloß *Eberhards Compendium* und *Tennemanns* unvollendete *Geschichte* angeführt? Und warum prangt unter den allgemeinen philosophischen Schriften auch *Pölizers* Lehrbuch für den ersten Cursus der Philosophie? Von *Kants* Schriften urtheilt der Vf., was ihm zur Ehre gereicht, mit wahrer, ungeheuchelter Hochachtung, ungeachtet er kein Kantianer ist. Wir halten dafür, daß der Anhang besonders Hauslehrern sehr gute Dienste leisten könne.

LEIPZIG, b. Crusius: *Das Zeitalter der Harmonie, der Vernunft und der biblischen Religion*. Eine Apologie des Christenthums gegen *Thomas Paine* und seines Gleichen in Deutschland. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von *D. Georg Friedrich Seiler*. 1802. 221 S. gr. 8. (18 gr)

Viele Gegner des Christenthums und ausschließende Freunde einer reinen Vernunftreligion haben sich darin sehr geirrt, daß sie Vernunft und Bibel einander unaufhörlich entgegensetzten, und nicht einsahen oder nicht einsehen wollten, daß doch auch in der Bibel die Grundsätze der Vernunftreligion, obgleich nicht systematisch, doch fragmentarisch und zerstreut enthalten seyen, und daß die Bibel sich ungemein große Verdienste um die Entwicklung der Vernunftreligion unter den Menschen erworben habe. Namentlich hat *Thomas Paine* in seinen *Zeitalter der Vernunft* dies verkannt, und in so fern wird er in der vorliegenden Schrift recht gut widerlegt. Eine andere Frage wäre die: ob die Vernunftreligion, welche die Bibel enthält, nicht wiederum durch andere Glaubenslehren, welche daselbst mit ihr in enge Verbindung gebracht werden, getrübt und eingeschränkt werde, ob man berechtigt sey, das Reineren von dem Uebrigen zu trennen, und es für

für wahr biblische Religion auszugeben, und ob auch das, was die Bibel außer der Vernunftreligion Religiöses enthält, mit der Vernunft harmonire? Die letzte Frage beantwortet der Vf., wie sie in den meisten Schriften deutscher Apologeten, und namentlich in mehreren *Seilerischen* Schriften beantwortet zu werden pflegt; er sucht zu zeigen, daß dasjenige, was die Bibel mehr sagt, als die Vernunft, doch der Vernunft nicht widerspreche, sich an gewisse Bedürfnisse und Abndungen derselben anschliesse und sie befriedige; er wiederholt die vornehmsten sogenannten Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, und kehrt sie wider *Thomas Paine*, alles in einer sanften, milden, liberalen und klaren Manier, und überhaupt so, daß wir glauben möchten, Hr. D. *Seiler* habe diese Schrift nicht nur mit einer Einleitung versehen und herausgegeben, sondern selbst geschrieben. Am Ende der *Einleitung* lesen wir folgende Worte: „Man wird es dem Vf. dieser Schrift nicht als eine *Heterodoxie* anrechnen, daß er in manchen Punkten seinem Gegner sehr viel zugeibt: denn es war mir nur darum zu thun, daß die Leser, welche wie *Paine* denken, erst zu Christen gebildet würden. Wenn sie dies Werk und dann dabey die heilige Schrift selbst lesen, so wird es ihnen an *Rechtgläubigkeit* nicht fehlen.“ In der Einleitung redet Hr. *Seiler* von *Paine's* Lebensumständen, von den Ursachen, warum sein *Zeitalter der Vernunft* so viele Leser gefunden habe, von der Entstehung und wahren Beschaffenheit dieses Buchs.

## HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

BRESLAU, b. Schall: *Noth- und Hülfsbuch für Bankiers und Kaufleute*; enthaltend eine genaue Anweisung zum Gebrauche der gewöhnlichen Taschenbücher der Münz- Maass- und Wechselkunde, u. s. w. Entworfen von *Andr. Wagner*, Lebr. der Arithmetik etc. in Magdeburg. 1802. VIII. u. 304 S. gr. 8. Mit zwey halben Bogen Tafeln. (1 Rthlr. 8 gr.)

Seitdem das *Beckerische Noth- und Hülfsbüchlein für Landleute* einen so großen Absatz gefunden, haben sich viele Autoren und Verleger in diesen Titel, als wär er eine glückliche Wünschelruthe, verliebt, und gebrauchen ihn bey Büchern, wo er gar nicht paßt. Selbst solche Verfasser, deren Bücher keines Modetitels bedürfen, wie es mit gegenwärtigem der Fall ist, lassen sich zu solcher Tändelei herab.

Hr. *W.*, der schon mehrere brauchbare Schriften über das Handelswesen geliefert, hat sein Buch einzig und allein dazu bestimmt, das vortreffliche *Taschenbuch für Bankiere und Kaufleute* des Hn. *Gerhardt*, das unter dem Namen des *Nelkenbrecherischen* bekannt ist, zu erklären, und den gemeinnützigen Gebrauch desselben für jeden Comptoristen verständlich zu machen. Diese Absicht ist nicht übel, da Rec. es aus eigener Erfahrung weiß, daß mancher

junge Mann, der übrigens die Theorie der Handlungswissenschaft hinlänglich kennt, jenes Taschenbuch nicht überall gehörig versteht. Dafür hat nunmehr Hr. *W.* geforgt. Seine Absicht geht dahin vorzüglich: Ungeübtern die Wege zu zeigen, wie sie nicht nur dieses und jedes Werk über Münz- und Wechselkunde gehörig verstehen, sondern auch richtig anwenden und benutzen können. Die Schrift zerfällt daher in fünf Abtheilungen. In der *ersten* wird eine Anweisung zum Gebrauche der ersten Angabe jedes Wechselplatzes in *Nelkenbrechers Taschenbuch* etc. gegeben, welche das Verhältniß seiner Münzen enthält. Die *zweyte* begreift den Zahlwerth der Wechsel von andern Plätzen, nebst der Anweisung, wie solche bey vorfallenden Berechnungen anzuwenden sind. Hier kommen brauchbare Berechnungen für die ältern und neuern Münzvaluten vor, die jungen Leuten zur Nachahmung und weitem Ausführung zu empfehlen sind. Die *dritte* Abtheilung handelt vom Gebrauche des Werthes wirklicher und fingirter Münzsorten und ihrer wahren Berechnung. Auch hierbey hat der Vf., durch mathematische Darstellungsgabe gezeigt, daß Anwendung der Buchstaben - Rechnung auf kaufmännische Vorfälle, wesentlichen Nutzen stifte. In der *vierten* wird der Gebrauch der bereits angeführten Wechselcourse gewiesen, und in der *fünften* die Berechnung des Verhältnisses der Maasse und Gewichte gelehrt. Ein lehrreicher *Anhang* enthält besonders einen interessanteren Aufsatz, nämlich eine kurze und gründlich bearbeitete *Geschichte und Erklärung des deutschen Münzwesens älterer und neuerer Zeiten*. Auf Quellen und Hülfsmittel hat der Vf. nirgend verwiesen; inzwischen hätten wir doch gewünscht, er hätte hierbey auf den schätzbaren *Beitrag zu einer chronologischen Geschichte des innern Gehalts der lübischen Währung im Mittelalter*, des Hn. *Syndicus A. J. Kraut* zu Lüneburg im *Hannöv. Magaz. f. 1782.* 64tes bis 67tes Stück Rücksicht genommen. Da man diese Abhandlung am genannten Orte nicht leicht fucht: so hätte Hr. *W.* das Wesentlichste derselben ausheben, und in die seinige übertragen können. — Das Uebrige von S. 228. bis zu Ende enthält vermischte Aufsätze, Berechnungen der Münzsorten, und Tafeln, die von jedem Kaufmann mit Nutzen gebraucht werden können.

## KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. d. Gebr. Müller: *Handbibliothek für die Jugend, oder Inbegriff des Nützlichsten zur Bildung des Verstandes und Herzens. Erster Band.* 1802. 210 S. 8. (16 gr.)

Der Titel dieses Büchelchens ist sehr doppelstinnig und anmaßend. Das Ganze enthält weiter nichts als erlebte Geschichten und einzelne Stücke aus der Anthropologie, Diätetik, und Zoologie. Die angehängte Lebensbeschreibung *Ludwig Kapet's des Sohnes des letzten Königs der Franzosen* ist neu und nicht unia-

uninteressant. Uebrigens ist die ganze Sammlung ohne Plan angelegt, nicht auf die Jugend berechnet, und eine eifertige spekulative Compilation, welche

eher jeden andern, nur nicht den obigen absichtlich täuschenden, Titel verdient.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**GOTTESGELEHRTHEIT.** Leipzig, b. Kummer: *Was versteht man unter dem Glauben an Christum zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, und was ist die Lehre der Schrift davon?* 1802. 80 S. 8. (6 gr.) Der Zweck des Vfs. ist nach dem Vorberichte bey dieser Schrift nicht, die Feinde der Gottheit Christi zu bekehren, denn das hält er für moralisch unmöglich, sondern diejenigen Christen, welche von jenen in ihrem Glauben wankend gemacht werden, darin von neuem zu befestigen, und ihnen zugleich die Nothwendigkeit zu zeigen, über das, was man heut zu Tage Aufklärung im Christenthume nennt, etwas reiflicher nachzudenken. — Dabey kann kein Unbefangener etwas zu erinnern haben, so bald dieses mit Gründlichkeit, und in einem anständigen Tone geschieht; allein wir bedauern von Herzen, beides hier nicht gefunden zu haben, und wünschten deswegen, daß der Vf. diese Sache einem gründlichern und bescheidenern Gelehrten überlassen hätte, durch den der angegebene Zweck vielleicht eher hätte erreicht werden können, als es so geschehen wird. Man findet hier nämlich nicht viel mehr als den gewöhnlichen Katechismus, der einem jeden bekannt ist. Damit es aber das Ansehen erhalte, als wenn der Vf. etwas viel Besseres gesagt habe, und noch viel gelehrteres hätte sagen können: so bricht er auf der einen Seite in unaufhörliche Herzenserleichterungen gegen die Neologen aus, und bedauert es auf der andern Seite, daß er sich nicht weiter verbreiten kann. So heißt es z. B. am Ende des Vorberichts. „Gern hätte ich noch, ich gestehe es [ey warum nicht?] aus den authentischen Zeugnissen der ersten christlichen Jahrhunderte, und aus ihrer Uebereinstimmung mit den Normabüchern unserer Kirche die lächerliche Prahlerey derer ein wenig ins Licht gesetzt, welche, ihrem Vorgeben nach, darauf umgehen [warum nicht ausgehen?], die christliche Religion von allen menschlichen Zusätzen zu säubern, und in ihrer ursprünglichen Reinigkeit völlig wieder herzustellen: allein ich dürfte es nicht wohl wagen, eine Schrift, die für eine einzelne Abhandlung ohnedem schon stark genug gerathen war, dadurch noch weitläufiger zu machen. Vielleicht findet sich künftig eine schickliche Gelegenheit dazu, und wofern ich meine Gegner recht kenne, so wird mich ihr frommer Eifer [außerordentlich ironisch!] wohl nicht allzulange darauf warten lassen.“ Der Vf. wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir sein Versprechen ebenfalls für eine lächerliche Prahlerey halten, die aus einer völligen Unkunde mit dem christlichen Lehrbegriffe der ersten Jahrhunderte gewagt ist; denn ein Sachverständiger kann es gar nicht unternehmen wollen, zu zeigen, daß jener Lehrbegriff derselbe sey, welcher sich in unsern symbolischen Büchern findet. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche werden die drey ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mit dem Namen der ersten christlichen Jahrhunderte belegt. Nun weiß es aber jeder Anfänger in der Theologie, daß der Athanasische Lehrbegriff von der Trinität, der in unsern symbolischen Büchern steht, erst im vierten Jahrhunderte ausgebildet ist, woraus allein der Vf. schon abnehmen wird, daß er große Ursache hat, sein aus Unkunde gegebenes Versprechen wieder zurück zu nehmen, wenn er sich mit der Ausführung desselben nicht prostituiren will. Man halte solche Ausdrücke wie den letzten nicht zu hart; denn man kann aus den hier vorkommenden Herzenserleichterungen beweisen, daß sich der Vf. schon profituiert hat. Wir verweisen deswegen auf die gemeine Tirade S. 29. u. 30., woraus wir wenigstens etwas anführen wollen. Nach Matth. 7. 22. läßt er die heutigen Theologen [als

wenn er von gestern her wäre] dem Herrn Christus zurufen, wenn er in der Herrlichkeit seines Vaters kommen wird. „Haben wir nicht Freyheit im Denken eingeführt? Die Welt über das, was sie dir glauben oder nicht glauben soll, aufgeklärt? und mit dem profanen und neuerungsfüchtigen Geiste unsers Zeitalters gleichen Schritt gehalten? u. s. w. Allein er wird ihnen, ohne auf ihr prahlerisches Selbstlob zu hören, oder nach den neuen Hilfsmitteln in der Exegetik, und den in der Physik gemachten Fortschritten zu fragen, deren sie sich vor ihm rühmen werden, antworten: ich habe euch noch nie erkannt; ihr gehört nicht unter die Meinigen, ob ihr gleich jetzt zu mir sagt Herr! Herr! Warum habt ihr mich denn sonst nicht für den Herrn erkennen wollen, da euch der Eingang in das Reich meiner Gnade noch offen stand? Weichet nunmehr von mir ihr unmoralischen Menschen! — Ich frage nichts nach euren Scheintugenden! — Befreyet mich von euerm verhassten Anblicke. Hinweg von mir ihr Freyler! Hinweg auf ewig!“ So würde freylich ein wüthender Zelot sprechen, dem christliche Duldsamkeit bey Verschiedenheit der Meynungen in Glaubenssachen eine nichtswürdige Tugend ist: allein es ist wahre Blasphemie eines Unbesonnenen, den sanften und menschenfreundlichen Christus in seiner Herrlichkeit so reden zu lassen, der schon auf seiner irdischen Laufbahn einen Irrthum des Verstandes von einer Verkehrtheit des Herzens und Wandels sehr wohl zu unterscheiden wußte, und deswegen einen barmherzigen ketzerischen Samariter einem hartherzigen orthodoxen Juden vorzog. — Man sieht aus dem vorigen, daß der Vf. die neuen Hilfsmittel in der Exegetik, also auch die neue Exegetik selbst verabscheuet; allein das ist gerade die Quelle des Uebels, daß er sich in die bessere Erklärung der Bibel nicht finden kann, und deswegen die alten Beweisstellen nach der Lutherischen Uebersetzung abermals wieder aufführt, wodurch die neuere Theologie widerlegt seyn soll, ohne zu erwägen, daß sie nach der gründlichern neuern Exegetik die alte Beweiskraft nicht mehr haben. So werden z. B. für die Gottheit des Sohns S. 14. ff. die Stellen des Johannes wieder aufgeführt: ich und der Vater sind eins! Wer mich sieht, sieht den Vater u. s. w. Eben so wird S. 24. ff. die Gottheit des Sohns aus dem bloßen Namen Herr (20:25) erwiesen, ohne zu erwägen, wie vielfach die Bedeutung desselben ist, und wie wenig daher die meisten angeführten Stellen für jenes Dogma beweisen können. Die Erlösung wird ferner 1) aus der ehernen Schlange bewiesen, S. 35. ff. so wie sich der Vf. überhaupt sehr stark für die Typik erklärt, 2) aus Joh. 10, 15. 3) aus Joh. 6, 51. 4) aus den Einsetzungsworten des Abendmals. Bey allein diesen eine exegetische Verbesserung anzubringen, halten wir für vergebliche Mühe, da die bessern exegetischen Schriften allgemein bekannt sind. In der Schlußrede S. 64. zieht der Vf. alsdann ein Glaubensbekenntniß aus den Zeugnissen Jesu und der Apostel, welches nach seiner Exegetik so ausfällt, wie es im Katechismus steht. Dagegen wird nun S. 71. u. 72. das Bekenntniß der neuern Theologie gestellt, aber freylich in einer Karikatur, in der es schwerlich irgend ein gründlicher neuer Theolog für das Feinste erkennen wird, so bald er nur ein wenig gesunde Philosophie besitzt. Natürlich wird dasselbe verworfen, und für absurd erklärt, welches dem Vf. ein leichtes ist. Wollte er sich dagegen noch ernstlich mit dem Studium der Philosophie, Exegetik und Kirchengeschichte beschäftigen: so könnten wir ihm versprechen, daß er zum mindesten zu toleranteren Gemüthungen gelangen müßte.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 25. October 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, in der Druckerey der Republik: *Voyage autour du monde pendant les années 1790. 1791. et 1792. par Etienne Marchand, précédé d'une introduction historique; auquel on a joint des recherches sur les terres australes de Drake et un examen critique du voyage de Roggweeen avec cartes et figures par C. P. Clavel Fleuriu, de l'Institut national des Sciences et des Arts et du Bureau des Longitudes. Tome I. CCI und 294 S. Tom. II. 529 S. An. VI. 8.*

2) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die neueste Reise um die Welt in den Jahren 1790. 1791 und 1792. von Etienne Marchand, Hauptmann. Mit Portrait, zwey Karten und Kupfer. Erster Band. 269 S. Zweyter Band. 220 S. 8. (ohne Jahrzahl). (3 Rthlr.)*

Wenn alle Reisen, die im Auslande herauskommen, vorzüglich Seereisen und Reisen um die Welt, übersetzt werden müssen: so dürfte freylich diese nicht ausgelassen werden: sonst, sollte man denken, wäre eine kurze Anzeige in Journalen, wie die A. L. Z. ist, und ein umständlicher Auszug in den der Geographie besonders bestimmten Zeitschriften für das deutsche Publikum, das an den Entdeckungen zur See nur einen entfernten Antheil nehmen kann, hinlänglich gewesen. Die Reise war wegen der Schnelligkeit, womit sie vollzogen wurde, und die vielleicht noch von keinem andern französischen Seefahrer erreicht ist; merkwürdig, hat aber wenig zur Erweiterung der Erdkunde beygetragen. Als die europäischen Nationen, denen die Nord-Amerikaner bald nachfolgten, Schiffe nach der Nordwestküste von Amerika schickten, um mit den daselbst erhandelten Pelzwerken einen vortheilhaften Handel in China zu treiben, wurde das Schiff Solide gegen Ende des J. 1790 von einem Handelskaufe in Marseille zu gleicher Absicht ausgerüht, und dem Capit. Marchand übergeben, der auf seiner neulichen Rückreise von Bangalen von dem englischen Capit. Portlock wichtige Nachrichten über diesen Handel und dem daraus zu hoffender Gewinn erhalten hatte. Auf der Hinreise hielt er auf dem atlantischen Meere nur auf der Cap-Verdischen Insel Sant Yago an, segelte um das Cap Horn oder die südlichste Spitze von Amerika, und landete nach 4 Monaten von seiner Abreise aus Marseille auf Sanra Christina, einer von den Marquesas- oder Mendoza-Inseln. Seit-

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

dem Marchand diese Inseln besucht hat, hat der Engländer Wilson einen Missionar dorthin gebracht, der Muth genug hatte, sich allein unter den Eingebornen niederzulassen, und von dem man nachher nichts mehr erfahren hat; ein Umstand, der das Interesse an der sehr ausführlichen Beschreibung des Hn. M. von dieser Insel oder vielmehr Inselgruppe erhöht. Wenn gleich die Mendoza Inseln nicht so fruchtbar sind, als die Societäts-Inseln: so liegen sie doch denen, die von C. Horn nach Nordwesten von Amerika segeln wollen, um 300 Meilen näher als diese. Bananas, Cocos- und Brodfruchtbaum sind die gemeinsten auf St. Christina. Auch wächst daselbst das Zuckerrohr, obgleich die Einwohner den Werth davon nicht zu schätzen wissen. Die Britten, die vor und nach Hn. M. hier gelandet haben, scheinen es nicht bemerkt zu haben. Obgleich die Einwohner sich der Anwesenheit des Capit. Cook 1774 noch erinerten: so war doch von den Waaren, die er unter sie vertheilt hatte, keine Spur mehr anzutreffen. Aus der Reise des Capit. Wilson weifs man, das das unverschämte Betragen der Frauenzimmer einen der beiden für St. Christina bestimmten Missionarien zu nicht geringem Leidwesen des frommen Capitains abschreckte, auf der Insel zu bleiben. Die Nachrichten des Capit. M. von dem Mangel aller Schaamhaftigkeit und stitlichen Gefühls in den Einwohnern, vorzüglich dem weiblichen Geschlecht, entschuldigen den armen Missionar, und geben uns wenig Hoffnung, das der zurückgebliebene bey einem so tief gefunkenen Volke, wo eine Gemeinschaft aller Männer und Weiber statt zu finden scheint, die Sitten verbessern werden. Das Band, welches die Männer an dem äufsersten Theil der Schaanglieder nach Art der Neuseeländer befestigen, ist ein Beweis, das sie die Beschneidung nicht kennen. Statt der Unreinlichkeit, die ihnen Cook vorwirft, hält sie der Franzose vielmehr für reinlich; oder hat die Bemerkung nur in dem relativen Begriff, den die Reisenden mit der Sache verbanden, ihren Grund? Den Brantwein tranken sie sehr gern, woher man vermuthen will, das ihnen gegohrene Getränke nicht unbekant sind. Doch hat man nie Betrunkene gesehen. Die Franzosen sprechen von der Geschicklichkeit der Insulaner im Bauen der Häuser und Kähne vortheilhafter, als die Engländer. Die Stelzen, auf welchen sie zur Zeit der Uberschwemmung gehen, sind sehr gut ausgedacht, und können sowohl bey hohen als niedrigen Fluthen gebraucht werden. Ubrigens war das Benehmen der Einwohner gegen die Franzosen so beschaffen, das diese sie als das sanfteste, humane,

Aa

gastfreyste, friedfertigste und edelste Volk unter allen, die das große Weltmeer bewohnen, anpreisen. Ob sie gleich ihre Neigung zum Stehlen nicht verläugnen konnten: so bewiesen sie doch viele Treue und Aufrichtigkeit im Handel. Ueber die Regierung und Religion konnte man sich keine Aufschlüsse verschaffen. Die Bevölkerung auf den drey Inseln, die man unter dem Namen Mendoza- oder Marquesas-Inseln begreift, scheint sich auf nicht mehr als 20,000 zu belaufen, statt der 50,000, die ihnen G. Forster gab. Gegen Norden und nicht weit von dem Hafen, wo M. vor Anker lag, entdeckte er eine bisher unbekannte Gruppe von vier Inseln. Er besuchte eine nur auf zwey Stunden, nannte sie nach seinem Namen Marchand, und die drey übrigen Baux, Masse, Chanal. Auf der von ihm besuchten waren die Frauenzimmer viel schamhafter, als auf St. Christina, und wurden von Greifen den Fremdlingen angeboten. Der merkwürdigste und ruhmvollste Zug in ihrem Charakter ist, daß sie nicht die geringste Neigung zum Diebstahl zeigen, nichts begehrten und auch nicht einmal etwas zu verlangen schienen. Nachdem M. in diesen Meeren segelte, hat der engl. Lieut. Hergest 1792, wie man aus Wilson's Reisen erfieht, drey bewohnte, nebst vier unbewohnten Inseln entdeckt, und man vermuthet, daß noch mehr zu dieser Gruppe gehören. Die Lage der Inseln auf der von Wilson entworfenen Karte weicht von der bey M. ab. Wilson hatte auch Nachricht von den früheren Entdeckungen des Hn. M. Die auf seiner Karte genannte Insel Rocahogah aber, bey welcher er erinnert, daß sie von M. entdeckt sey, kann nicht die von M. besuchte und nach seinem Namen genannte Insel seyn, sondern ist vielmehr die Insel Baux, welche gegen Norden von der Insel Marchand liegt, und die M. vorbey segelte.

Da es zu spät im Jahr war, weit hinauf gegen Norden zu segeln: so gieng M. in der Norfolkbay des Capit. Dixon, von den Eingebornen Tchinkintane genannt, im 57° 4' Nordbreite und 137° 59' Westlänge von Paris vor Anker. Er verweilte hier beynahe drey Wochen, und der Capit. Charaund der Chirurgus Voblet versäumten keine Gelegenheit, sich von der Beschaffenheit des Erdbodens, der Produkte, und der Eingebornen zu unterrichten. Aus deren Papieren hat der Herausgeber auch hier, wie fast im ganzen Buche, das merkwürdigste herausgehoben und in eine zierliche Verbindung gebracht. Denn das Journal des eigentlichen Capit. M. ist ihm nicht zu Gesichte gekommen. Obgleich nun vor March. der Engländer Dixon die Bay beschrieben, und nach ihm Vancouver die ganze Küste befahren hat: so ist doch die französische Beschreibung keinesweges überflüssig. Denn sie ist als eine Kritik und Ergänzung der von Dixon gefertigten anzusehen. Vancouver aber, der die Gestalt des Archipels, wozu Tchinkintane gehört, genau gezeichnet hat, ist auf seinen vielen Hin- und Herfahrten in diese Bay nicht eingelaufen, und hat über-

haupt mit den Einwohnern nicht viel Verkehr gehabt, weil seine Absicht nicht Handlung, sondern Entdeckung der wahren Gestalt der Nordwestküste von Amerika war. M. erhandelte hier 100 Seeotterfelle von der ersten Güte, 250 weiße Seeotterfelle, 36 ganze und 13 halbe Bärenfelle, viele Stücke von Seeotterfellen in Streifen geschnitten, von einer geringern Qualität, zum Theil sehr abgenutzt, die man zu 150 Fellen anschlagen konnte, 37 Seekalb-felle, 60 Biber-, Wiesel- und andere Felle, einen Sack mit einigen Eichhornfellen und Schwänzen von Seeottern, einen Teppich von Murrelthierfellen, und einen andern theils von Murrelthier- theils von Bärenfellen. Die Vögel sind nicht zahlreich, allein das Meer und die Flüsse bieten Lebensmittel im Ueberflus dar. Das Tätowiren ist bey den Einwohnern wenig im Gebrauch. Die Regierung scheint patriarchalisch zu seyn, so daß ein jedes Oberhaupt der Familie unabhängig von einem andern herrscht. Von dem Vorwurf Menschenfresser zu seyn, spricht sie mehr der Herausgeb. der Reise, als die Reisenden selbst frey. Voblet, der sie dieses Lasters verdächtig hält, bezeugt auch, daß sie insgeheim der ausgelassenen Wollust ergeben sind. Der Scharfsinn und die List, womit sie Handel treiben, zeigen ihre Fähigkeit, in der Cultur Fortschritte zu machen. Die Sprache ist von der in Nuka Sand ganz verschieden.

Von Tchinkintane segelte M. südwärts, erhandelte einige Seeotter und ein Biberfell in Cloakbay uuterim 54° 10' N. B. und fand in Coxs Kanal Gemälde und Sculpturarbeiten, die ihn auf die Gedanken brachten, daß sie durch Flüchtlinge aus Mexico, die sich zur Zeit der Ankunft der Europäer hierher begeben haben, entstanden sind. (Aber warum sollten nicht die Einwohner an der Küste, so gut wie die im Innern des Landes, von selbst auf dergleichen Abbildungen fallen, und wenn man, wie der Vf. thut, Amerika von Aßen aus bevölkert werden läßt, warum sollen nun die im Innern zuerst cultivirt seyn, und denen an der Westküste ihre Kenntnisse mittheilen, da doch nach der Hypothese sie von Aßen aus über die Küste nach Mexico gewandert sind?) Nachher segelte M. nach einem noch südlicher gelegenen Hafen auf Queen-Charlotte-Insel, und fand unter Leuten, die Dixon für Menschenfresser gehalten hatte, die freundlichste Aufnahme. Seine Absicht aber, Felle zu handeln, wurde wenig erreicht, weil Schiffe, die kurz vorher da gewesen waren, das meiste weggekauft hatten. Er entschloß sich daher, während der Zeit, daß diese noch im Ankauf mehrerer Felle begriffen seyn mochten, ihnen in China, wo Britten und andere Nationen vor ihm die amerikanischen Felle mit großem Vortheil verkauft hatten, zuvor zu kommen. Der Herausgeb. beschließt die Erzählung der Schifffahrt längst der nordwestlichen Küste mit einer weitläufigen Erörterung der Frage, wie Amerika bevölkert und zu einem gewissen Grad der Cultur gelangt sey. Was wir von seiner Hypothese urtheilen, ist schon

schon vorher angezeigt, und aus einer Note ersehen wir, daß die Abhandlung, die er im National-Institut vorgelesen, nicht vielen Beyfall erhalten hat.

Auf der Fahrt nach China nahm M. von den Sandwich-Inseln einige Erfrischungen ein, ohne daselbst zu landen. Die Erwähnung dieser Inseln veranlaßt den Herausg. zu einer Abschweifung über ihren ersten Entdecker, wozu er nicht die Engländer, sondern die Spanier machen will, die sie auf der von Anson eroberten Karte Mesa genannt haben, obgleich in der Bestimmung der Länge ein Unterschied von 22 Graden ist. Da er die Spitze des Berges Mowna Roa auf Owyhee in einer Entfernung von 50 Meilen noch sehen konnte: so berechnet er darnach die Höhe zu 2398 Klaftern (toises); folglich wäre dieser Berg der höchste nach Chimborasso in Peru auf der Erdkugel. Von Tinian weiß M. nichts zu berichten; er segelte vorbey, ohne sie zu berühren; dies hindert aber den Herausgeb. nicht, die ältern und spätern Nachrichten von den Inseln zu excerpieren. (Dergleichen Digressionen erlaubt er sich mehrmalen, um eine an sich thatenlose Reife mit Begebenheiten aus andern auszuschmücken). Endlich kam M. den 26. Nov. 1791 in Macao an, erfuhr aber zu seinem Leidwesen, daß die chinehsische Regierung die Einfuhr aller Pelzwerke, und insbesondere der Seeotterfelle in die südlichen Häfen des Reichs verboten hätte. Er eilte daher mit seiner ganzen Ladung nach Europa, hielt sich indess 2½ Monate in Ile de France auf, von welchem Aufenthalt weder er, noch sein Herausg., etwas zu sagen wissen, verfuhr sich mit Wasser und Erfrischungen in St. Helena, (wo der Herausg. die Gelegenheit wahrnimmt, seine Galle gegen England auszuschütten) und kam den 14. Aug. 1792. in Toulon an. Die geschwinde Fahrt von Ile de France nach Toulon innerhalb 4 Monaten wird den französischen Seefahrern als ein nachahmungswürdiges Beyspiel vorgehalten. Die Pelzwerke wurden nach Lyon geschafft, wo sie zu einer unglücklichen Zeit ankamen, und von den Würmern verzehrt wurden. Zwey Drittel von dem auf die Ausrüstung verwandten Capital gingen verloren, und der einzige Vortheil war, der Nation einen Weg gezeigt zu haben, der vielleicht in künftigen Zeiten zu vortheilhaften Unternehmungen führen kann.

Ein Buch, das so viele Auswüchse, Declamationen und Excerpte aus englischen, längst unter uns bekannten Reifeschreibungen hat, ganz zu übersetzen, würde sehr unrecht gewesen seyn. Hr. J. C. Hinrichs (Verleger und Uebersetzer treffen hier in einer Person zusammen) übergieng daher die minder wichtigen, und nur für eine Classe von Lesern brauchbare Nachrichten. Aus der Ursache mag er auch das oben mitgetheilte Verzeichniß der Pelzwaren weggelassen haben. Da wir das Princip, daß nur solche Nachrichten zu übersetzen sind, die für alle Leser ein Interesse haben, nicht billigen können: so würden wir noch mehr Lücken in der Uebersetzung bemerkbar machen, wenn das ganze Buch in

unfern Augen einen vorzüglichen Werth hätte. Es ist aber hier nur zu entscheiden, wie das, was Hr. H. ausgehoben hat (und dieses ist unstreitig der wesentlichste und merkwürdigste Theil des Buchs) übersetzt sey. Die Aufrichtigkeit nöthigt uns zu dem Geständniß, daß die Uebersetzung zu den mittelmäßigen gehöre. Die Construction des Hülfswords *haben* ist durchaus fehlerhaft. Kaum sollte man glauben, daß ein Deutscher schreiben könnte, wie S. VI. *welche* (Halbinsel) *seinen* (des Entdeckers) *Namen* zu *führen* die *Ehre* *haben* *gessollt* *hätte* — S. XXIV. *welche* (Richtung) *ihn* *auf* die *Breite* *bringen* *gemusst* *hätte*. Unzähligmal kommt diese sprachwidrige Stellung des Hülfswords *haben* vor. Allein dieses ist nicht das einzige Undeutsch, das wir rügen müssen. Viele Redensarten verrathen den Fremdling in seiner Muttersprache. Dahin gehören z. E. S. XVII. *der Entdeckung eine Fortsetzung geben* statt die *Entdeckung fortsetzen* — S. XXXII. *Reichthümer in der Erdkunde u. f. sich vermehren werden*, statt *Kenntnisse in der Erdkunde u. f. erweitert werden*. — S. XXXV. *harte Meere* (*Meres chaudes*) — *Meere besuchten die Küsten* sagt man nicht, sondern *bespülen*, *schlagen an* u. f. Die ungeschickte Wiederholung des Pronomens *welcher* macht oft die Perioden schleppend und unverständlich. Z. E. S. 13. *Aber ein unwissender Schiffer, welcher auf seiner Ueberfahrt keines von den Mitteln zu gebrauchen gewußt hätte, welche ihm Aufklärung über die Fehler verschaffen konnten, welche bey einer täglichen Schätzung unvermeidlich sind* — 2 Bd. S. 13. *Er suchte Schutz hinter einer kleinen Insel, welche man nordostwärts der Bucht liegen sah, und welche von der südwestlichen Küste der nördlichen Insel nur durch einen kleinen Kanal getrennt wird, welche dem Kahne einen artigen Hafen und Schutz gegen den Wind, welcher von Westen her wehte u. f.* Wenn man diese raube Sprache mit der klaren und sanft fließenden des Originals vergleicht: so muß man sich wundern, daß Hr. H. sich nicht mehr bemüht hat, die Schönheiten des Originals in Abticht auf den Stil seiner Uebersetzung mitzutheilen. Daß ein Uebersetzer der Art den Sinn nicht immer getroffen haben werde, läßt sich leicht vermuthen, und daß dieses auch wirklich der Fall sey, beweisen folgende Exempel. Bd. 1. S. 42. *er ließ eine einsündige Kanone mit Pulver abfeuern* (*il ordonna qu'on tirât à poudre un coup de canon d'une livre*) d. i. *ließ eine einsündige Kanonenkugel unter sie werfen*. — S. 192. oben (wo im Original alles hell und klar ist) ist die ganze Periode ein Galimathias, aus dem man nicht leicht einen Verstand herausbringen, oder in welches man nicht leicht einen hineinragen kann. Bd. 2. S. 5. ist z. B. ist es wohl ein bloßes Versehen des Setzers, daß statt *kein Geheimniß*, gesagt ist: *ein Geheimniß*. Die falsche Lesart der Uebers. enthält eine Beschuldigung gegen die Engländer, deren sie im Original nicht bezüchtigt werden. — S. 29. *Ich habe bereits mit einem Theil des Hausgeräths bekannt gemacht*. Man muß hier fragen: wen denn? und die Antwort schuldig bleiben, wenn man nicht in Ori-



Original nachschlägt: *J'ai déjà fait connoître une partie de mobilier.* — S. 51. Die Einwohner von Cloak Bay erscheinen in der Uebersetzung in einem minder günstigen Lichte, als sie das Original schildert. Die Franzosen hätten sich nur ihrer Zuverlässigkeit zu erfreuen gehabt. Also nicht anderer guten Eigenschaften? Die Franzosen, sagt das Original, hatten alle Ursache, ihre Zuverlässigkeit zu rühmen. — S. 113. ist die Warnung, die Hr. M. den Seefahrern ertheilt, verfälscht. Sie sollen die Sandwickseln nicht berühren, und von den Booten die Lebensmittel nicht annehmen. Sein Rath ist, nicht ans Land zu steigen, sondern von den Booten oder Canots der Einwohner die benötigten Lebensmittel in Empfang zu nehmen. — S. 127. Das Schiff wurde gegen Nord abgetrieben, so das man nicht hoffte, mit einem Südostwinde durch die Einfahrt zu kommen; ist wenigstens zweydeutig. Deutlicher: Das Schiff wurde im Norden von seinem Laufe abgetrieben, *le vaisseau éprouvoit une derive dans le nord.* — Wenn man an den angeführten Proben noch nicht genug hat, den Werth der Uebers. zu beurtheilen, so nehme man folgende: *Man weiß, das auf einer der Ladroneninseln Magellan von Geburt ein Portugiese, damals in spanischen Diensten das Leben verlor, indem er durch Hülfe seiner Waffen die Eroberungs-Pläne des Oberherrn einer der Inseln begünstigen wollte, welcher im Krieg mit dem Oberherrn einer benachbarten Insel war, welche, der eine wie der andre, einst mit ihren Ländern unter die Botmäßigkeit eines andern Oberherrn kommen sollten, welcher in einer Entfernung von 6 Meilen, und ohne sich hineinzuweisen, seine Länder mit ihren Inseln vermehren sollte.* Das 6 für 6000 Meilen gesetzt ist, macht nicht allein die Stelle dunkel, sondern vielmehr die holperichte Wortfügung in geradem Gegensatz der französischen. *On sait que c'est dans l'une de ces Iles que Magellan, Portugais d'origine, employé au service de l'Espagne perdit la vie en voulant favoriser par le secours de ses armes les projets de conquête du Souverain d'une des Iles en guerre avec le Souverain d'une Ile voisine, qui l'un et l'autre un jour devoit passer, eux et leur pays, sous la domination d'un autre Souverain qui, de six mille lieues de distance et sans s'en mêler, sauroit ajouter leurs Iles à ses vastes Domaines.* Wir würden uns bey den mancherley Fehlern der Uebersetzung nicht so lange aufgehalten haben, wenn nicht zu befürchten wäre, das auch die übrigen drey Theile dieses Werkes (denn es besteht eigentlich aus fünf, von denen die beiden ersteren die Reise enthalten) von derselben Feder übersetzt oder in Auszug gebracht werden würden, der wir mehr Schärfe, Richtigkeit und Gewandtheit wünschen müssen, ehe sie ihre Produkte dem Publikum vorlegt.

## SCHÖNE KÜNSTE.

MAINZ u. HAMBURG, b. Vollmer: *Marcipilla Ripsraps Wanderungen, Stationen, Durchflüge, Kreuz- und Querzüge durch die Nomadenhorden des deutschen Theaters.* von Giovanni Paesiello, Verfasser der schönen *Müllerin*, der eingebildeten *Philosophen*, u. a. m. Erster Theil. 1802. 254 S. mit 1 Kpf. Zweyter Theil. 343 S. 8. (2 Rthlr.)

Jedem, dem nicht etwa schon sein eignes Divinations-Vermögen aus dem bloßen Titel des Buchs verkündigt, was er hier zu erwarten habe, können wir versichern, das unter den vielen Romanen, die Begebenheiten und Charaktere aus dem Schauspielers-Leben zum Gegenstande sich wählten, gegenwärtiger einer der zweck- und nutzlosesten sey. Zwar scheint er von einem Vf. herzustammen, der seit mehreren Jahren mit mehr als einem Theater in genauer Verbindung lebte, und viele der hier aufgeführten Scenen mögen auf wahrhafte Anekdoten sich gründen; aber abgerechnet, das nirgends eine planmäßige Verbindung unter ihnen herrscht: so sind es auch fast durchgängig Geschichtchen von so schlüpfriger, dann und wann — geiler Art, das wahrlich bey dem Verlust derselben sehr wenig verloren gegangen wäre. Vorzüglich ist ein gewisser Hr. Hellsauth der Held des Vfs., dessen Ercherungen, Luderlichkeiten und Durchprügelungen recht *con amore* erzählt werden, wiewohl sie zur eigentlichen Geschichte des wandernden Schauspielers Häufleins wenig oder gar nichts beytragen. Gut ist es übrigens, das der Hr. Paesiello nicht Beysitzer eines Criminal-Gerichts ist! S. 271—275. Hr. Th. hat eine zahlreiche Hofschauspieler-Gesellschaft über den Theater Dichter, dessen Kritik sie beleidigt hat, Hochgericht; und er empfängt, nach kniend geleisteter Abbitte von dem männlichen Personale 30 Nasenstübe, 60 Ohrfeigen, und von den Damen 400 Streiche, mit starken, wohl eingeweichten Ruthen, und aus besten Kräften auf den entblößten Hintern. Gleichwohl geht keine andre Veränderung mit seinen gestäubten Gliedmaßen vor, als das sie ihre Bekleidung kaum mehr fassen will; und der Gemischhandelte geht auf seinen eignen Füßen von dannen, indem ihm die Hofkappelisten den Marsch aus Wallensteins Lager nachblasen. — Fürwahr, der Vf. traut den körperlichen Theilen seines Hn. Confraters viel Unverwundlichkeit zu. Mehr vielleicht, als er selbst besäße, wenn er unter den Rächer Arm der hier von ihm vielfältig gekränkten Theater-Schönen siele. Wo er vollends die Sitten der Dorfschauspieler schildert, wie er hier und da im ersten Theile thut, da verdient er noch mehr den Unwillen gebildeter Leser; verdient ganz die Belobungsrede, die er am Schluß seinen Verleger halten läßt; und die ein merkwürdiger Beweis ist, wie hoch manche Autoren ihre eigne Arbeit achten mögen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 26. October 1802.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Juristische Beobachtungen und Rechtsfälle* größtentheils in der Göttingischen Juristenfacultät und in der K. Justizkanzley zu Hannover gesammelt und herausgegeben von Günther Heinrich von Berg. *Erster Theil*. 1802. 368 S. 8. (1 Rthlr.)

Die meisten genauern Untersuchungen einzelner Rechtsfragen werden, wie der Vf. ganz richtig bemerkt, durch wirkliche Fälle veranlaßt, da diese die dringendsten Beweggründe an die Hand geben, eine Sache von allen Seiten zu betrachten. Die mancherley Verwickelungen der Thatfachen, die oft sehr verschiedenartig sind, aus welchen die Partheyen und ihre Sachwalter, und die auf einander folgenden Gerichte eine Rechtsfache ansehen, müssen nothwendig zu einer gründlichen und vielseitigen Prüfung anreizen. Eine andere nicht minder interessante Seite hat der Theil des Amtes eines Rechtsgelehrten, der im friedlichen Rathgeben — *respondendo* — besteht. Häufig ist hier zwar die Untersuchung, oder wenigstens die Darstellung ihres Resultats einseitiger, aber dagegen auch die Rücksicht auf alles, was den Rechten nach nützlich und rathsam seyn kann, sorgfältiger und vollständiger, so daß auch für die sogenannte *jurisprudencia cautelar* daraus ein nicht geringer Gewinn zu hoffen ist. In dieser doppelten Hinsicht ist die Bekanntmachung vorgekommener Rechtsfälle mit gehöriger Auswahl derselben, so groß auch schon die Anzahl der Sammlungen dieser Art ist, um so weniger für überflüssig zu halten, da, der Mannichfaltigkeit der Fälle nicht zu gedenken, die Fortschritte in der Theorie auch gegen die furchtbare Autorität des Gerichtsgebrauchs nach und nach ihren wirklichen Einfluß auf die Praxis äußern, und es daher nicht unwichtig ist, diese allmählichen Veränderungen derselben zu beobachten. Natürlich muß es auch zur Berichtigung und Verbesserung des Gerichtsgebrauchs, der sich immer nach Beyspielen zu richten pflegt, von Zeit zu Zeit beytragen, wenn dafür gesorgt wird, daß die Fälle, worin eine richtigere Theorie ihre Rechte behauptet hat, nicht in den Gerichtsarchiven verborgen bleiben, sondern ihrer Gemeinnützigkeit wegen ins Publicum gebracht werden. So wahr dieses alles ist, so sehr muß es auch zugleich einem jeden einleuchten, daß in Ansehung der Rechtsfälle, die auf diesem Wege vortragen werden, eine desto strengere Prüfung noth-

wendig sey, damit der Nachtheil, den ein widerrechtlicher Anspruch, oder eine verkehrte Anwendung der Gesetze unter den Partheyen, welche die Sache zunächst angiehet, bereits angerichtet hat, durch die Nachahmung, worauf man in gewissem Betrachte mehr oder weniger immer rechnen kann, nicht noch vervielfältigt werde. Im Ganzen enthält diese Sammlung mehrere brauchbare und wohlgerathene Aufsätze, welche Richtern und Sachwaltern in vorkommenden Fällen allerdings willkommen seyn werden, wenn gleich Rec. mit einigen Ausführungen weniger zufrieden ist, z. B. Nr. 22. wo von der billigen Rücksicht gehandelt wird, welche peinliche Gerichte auf das Privatinteresse zu nehmen haben, und wo der Vf. meynt, daß dem Beschädigten weniger mit der Verfüzung einer außerordentlichen Strafe, als mit der *absolutio ab instantia* gedient sey. Dagegen dürfte sich erinnern lassen, daß, wenn der Richter so viel gegen den Angeschuldigten findet, um ihn mit einer öffentlichen, obgleich außerordentlichen Strafe belegen zu können, eben dadurch auch so viel klar seyn müsse, daß er zum Schadenseratz geradezu angewiesen werden könne. Uebrigens verbreiten sich die hier vorkommenden Aufsätze über mehrere Rechtstheile; und zwar sind die Gutachten und Erkenntnisse zum Theil in dem gewöhnlichen Facultätsstile, den die Göttinger Juristenfacultät noch immer beybehält, wörtlich abgedruckt, meistens aber doch die Rechtsfälle in der ordentlichen Form einer Erzählung, und die Rechtsfälle in natürlicher Ordnung einer wissenschaftlichen Darstellung vorgetragen. Für die Rechtspflege an sich mag jener gezwungene Facultätsstil vermöge des Zwecks einer bestimmten Form überhaupt, und einer gedrängten, dabey aber doch vollständigen Zusammenstellung aller in den Acten vorkommenden oder vom Richter ergänzten Gründe *pro* und *contra* sein Gutes haben. Auch hat Rec. wohl schon eher bemerkt, daß der ganz ungebundene Vortrag bey gewissen Referenten bald ein Behelf der Nachlässigkeit werden, und noch leichter in ein leeres Gewäsche ausarten kann. Allein vor dem Publicum sollte man doch nicht in jener alten, sondern in einer gefälligeren Form auftreten, wovon wir auch schon mehrere gute Beyspiele haben, denen der Vf. größtentheils rühmlich gefolgt ist. Mit den bloß factischen Erörterungen und mit der Widerlegung nichtswürdiger Gründe, die die Advocaten oft gegenfeitig vortragen, ist dem Publicum nichts gedient, und gleichwohl muß es alles dieses doppelt und zehnfach bezahlen, wenn es einem Facultisten einfällt, die juristischen

fischen Leser mit feinem Vorrathe, wie er da liegt, in Contribution zu setzen, anstatt das die eigentliche erhebliche Ausbeute ungleich weniger Bogen gefüllt haben würde. Zu den Aufsätzen, welche sich durch gehörige Bestimmung der Begriffe verdient machen, rechnet Rec. besonders auch Nr. 20. über die Frage: Mufs das Recht des Vasallen am Lehn *dominium utile* oder *ususfructus* genannt werden? Der Vf. zeigt sehr gut, das der erstere Ausdruck, ob er gleich nicht gesetzlich ist, dennoch als der seit dem 14ten Jahrhundert gewöhnliche, füglich beybehalten werden könne, um den Inbegriff der Rechte des Vasallen am Lehn zu bezeichnen, und das es eine wahre Grille sey, uns dafür die Benennungen *ususfructus germanicus* oder *feudalis* aufdringen zu wollen. Nr. 21. werden *Landesverweisung*, *Landesräumung* und *Landesverbot* sehr gut unterschieden. Die erstere ist eine schwere peinliche, gewöhnlich mit Ehrlosigkeit verbundene Strafe, durch welche nach vorgängiger förmlicher Untersuchung einem überwiesenen Verbrecher der Aufenthalt in einem Lande auf immer oder auf eine Zeitlang unter sagt wird. *Landesräumung* ist eigentlich eine Polizeyverfügung, wo meistens nur zur Vermeidung eines Scandals oder auch zur gemeinen Sicherheit gewissen Personen die Entfernung aus einem Lande aufgegeben wird. Das *Landesverbot* geht gegen Auswärtige, welchen in ein Land sich zu begeben unter sagt wird. (Quistorp Grundfätze des peinlichen Rechts §. 79.) wie es Kaiser Paul gegen alle Fremden zu verfügen für gut fand.

LEIPZIG, b. Barth: *Theoretisch - praktischer Commentar über die Pandecten nach Anleitung des Hellfeldischen Lehrbuchs von Chr. Heinr. Gottl. Köchy, D. Privatlehrer der Rechte zu Jena etc. Zweyten Theils, erste Abtheilung. 1801. Zweyte Abtheilung. 1802. beide zusammen 672 S. 4- (3 Rthlr. 12 gr.)*

In diesem Theile rückt der Commentar in das sechste Buch der Pandecten fort, und schließt mit §. 599. des Hellfeldischen Lehrbuchs. In der Vorrede streitet sich der Vf. mit dem Erlangischen Recensenten des ersten Theils, in einem Tone, den man unter Männern, die sich den Wissenschaften widmen, nie entschuldigen kann, so sehr man auch der Stimmung eines gereizten Schriftstellers einige Nachsicht zuzugestehen geneigt ist. Was den Commentar selbst betrifft: so wäre zu wünschen, das der Vf. gerade auf die Hauptpunkte, wodurch ein neuer Pandectencommentar vorzüglich Nutzen stiften, und die Wissenschaft weiter bringen könnte, noch etwas mehr Rücksicht nehmen möchte. Dahin rechnet Rec. ausser der größern Sorgfalt für die genaue Bestimmung der Begriffe, noch besonders, das die Anwendbarkeit des römischen Rechts in Deutschland bey jeder einzelnen Rechtsmaterie nach richtigen Gründen vollständig auseinander gesetzt werde. Um die nachtheilige Ungewißheit des Rechts in diesem Betrachte nach

Möglichkeit zu mindern, ist gewiß noch vieles zu leisten übrig, wozu gerade in den Pandecten-Commentarien, wie sie neuerer Zeit angelegt worden sind, die schicklichste Gelegenheit vorhanden seyn würde. Hiernächst wird der Vf. Urfach haben, gegen den verneynnten Gerichtsgebrauch, worauf die Rechtsgelehrten so häufig zurückweisen, viel misstrauischer zu seyn, als es bis jetzt aus diesem Commentar hervorleuchtet. Rec. sind mehrere Stellen vorgekommen, wo die unerwiesene, oder vielmehr unerweisliche Praxis dem entgegengestellt wird, was doch, nach Gesetzen und Rechtsgründen zu urtheilen, sich unstreitig ganz anders verhalten mufs. Die Praxis als solche sollte eigentlich nie als entscheidende Rechtsquelle angeführt werden. Ist sie auf unrichtigen Wegen: so mufs sie bestritten und verworfen werden. Hat sie Gründe für sich, so müssen diese angeführt, und ein Rechtsatz nur darum angenommen werden, weil er wahr und richtig ist, nicht weil einmal ein oder anderes Gericht ihn befolgt hat. Wer wird gern seinen Weg durch unebene und unsichere Gegenden nehmen, wenn er die gebahnte gerade Strafsse vor sich hat? Und doch thun das alle, die sich auf die schwankende Praxis berufen, wo sie Gesetze und Rechtsgründe für sich anführen könnten. §. 368. Not. 9. heißt es von dem Falle, da der Advocat in *Facto* geirrt hat, „das der Irrthum auch, wenn er binnen den nächsten drey Tagen widerrufen wird, erwiesen werden müsse, „scheint zwar in der Theorie gegründet zu seyn, allein die Praxis erfordert hier keinen Beweis. Brunmann ad L. 3. C. de error. advocat.“ Soll der Irrthum, wenn er binnen der rechten Zeit widerrufen wird, der Parthey nicht nachtheilig seyn: so mufs sie auch natürlich mit dem Beweise des Gegentheils nicht belästigt werden. Kein Gesetz verfügt auch etwas anderes hierüber. Die Praxis würde daher sehr unrecht haben, wenn sie nicht diesem gemäß verführe. — Von Behauptungen, die sich wenigstens als gemeines Recht in Deutschland nicht rechtfertigen lassen, kann §. 383. der Satz zum Beyspiel dienen, das der Ehemann in Ansehung der Paraphernalgüter der Frau als *gesetzlich bestellter Verwalter* handle, und daher keines Auftrags bedürfe. — Das Citiren anderer Schriftsteller ist recht gut, und in gewissem Betracht auch nothwendig; aber es kann übertrieben werden. Davon giebt §. 422. bey der Controverse über die *culpa*, welche der *negotiorum gestor* zu verantworten hat, ein Beyspiel. Wenn kann wohl damit gedient seyn, zu wissen, wie viele Nachbeter ein Satz gefunden hat? Wer nur andere Rechtslehrer anführt, um eine weitere Ausführung der Sache nachzuweisen, was er als fremde Behauptung angiebt, gehörig zu belegen, und um sich nicht ungebührlich das Eigenthümliche der Quellen, woraus er geschöpft hat, zuzueignen, der wird die Zahl der Citate wenigstens sehr einschränken können. Billig erwartet der Leser solche Nachweisungen, bey denen es sich der Mühe verlohnt, sie selbst mit andern zu vergleichen. In diesem Betrachte hat  
aber

aber auch Rec. wohl noch einige Schriften vermifst, die billig in diesem Commentar eine Stelle verdient hätten, dahin gehört *tit. de judiciis in Malblanc's conspectus rei judicariae*, vorzüglich aber *tit. de inoff. test.* die erhebliche Ausführung, welche *Kach's bonorum possessio* §. 8. über den Einfluß der neuern Verordnungen Justinian's auf die *querela inofficiosi testamenti* enthält. Der Vf. würde dadurch noch auf manche andere Meynungen geleitet worden seyn, die eine nähere Prüfung verdienten. Besonders gehört auch dahin die Behauptung *Schweidts*, dafs eigentlich nach dem Sinne der Nov. 115. die sogenannte *querela inofficiosi* bey der ungebührlichen Ausschließung der Aeltern und Kinder des Testators gar nicht mehr statt finde, sondern dafs bloß nur noch Brüder und Schwestern desselben sich dieser Klage zu bedienen hätten. Beyläufig bemerken wir, dafs es nicht genau reden heißt, wenn Geschwister hier immer mit dem Namen der Notherben bezeichnet werden, da ihnen doch der Pflichttheil als Vermächtniß ohne Erbensetzung hinterlassen werden kann. Ueberhaupt ist der Vortrag der scriblen Rechtsmaterie von der *querela inofficiosi testamenti* dadurch etwas unvollständig geworden, dafs der Vf. die Fälle der förmlichen aber unbilligen *Enterbung* und der bloßen *Uebergehung* nicht schon, soweit es diese Querel betrifft, hier mit einander verbunden, sondern das erstere dem Titel von der *Enterbung* vorbehalten hat, welches eigentlich auch dem Helffeldischen Lehrbuche nicht ganz gemäß ist, wo unftreitig beides in Beziehung auf die erwähnte Querel mit einander verbunden ist. — Der Ausdruck hätte wohl bisweilen einige Sorgfalt mehr erfordert, z. B. wenn §. 543. von dem *unchristlichen* Benehmen der römischen Väter zur *Zeit des Freystaats* die Rede ist. — Rec. hofft, dafs der Vf. diese Bemerkungen nicht anders als gut aufnehmen werde, und läßt ihm übrigens gern die Gerechtigkeit widerfahren, dafs sich an mehreren Stellen des Commentars deutliche Spuren eines vorzüglichen Fleißes wahrnehmen lassen.

HAMBURG: *Erläuterung der Hamburgischen Falliten-Ordnung.* Von Theodor Hasche, B. R. Dr. Zweyter Theil.

Auch unter dem Titel:

*Hamburgisches Privatrecht.* — *Siebenten Theils, zweyte Abtheilung, welche den zweyten Band der Erläuterung der Hamburgischen Falliten-Ordnung enthält,* von Th. Hasche. 1802. 480 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der im Jahr 1797 herausgekommene erste Theil dieser Erläuterung der Hamburgischen Fallitenordnung giebt von der eigenthümlichen Behandlung der Schuldsachen nach Hamburgischen Rechten ausführlich Nachricht. Man bemerkt darin mit Vergnügen die wohlthätige Einrichtung, dafs es selten zum förmlichen Concursproceß, zum Zweck der Gütervertheilung eines Verschuldeten kommt, sondern dafs

die Sache meistens, unter Leitung der dazu obrigkeitlich bestellten Curatoren, durch einen gütlichen Accord unter den Gläubigern abgemacht wird. Die Vorforge, welche diesen Curatoren obliegt, dem Schuldenstand gehörig zu berichtigen, die Verhältnisse der Gläubiger und des Schuldners, sowohl gegen einander, als auch gegen einen dritten, die dem Gläubigern zukommende active und passive Repräsentation des Schuldners, die nicht von dem gemeinen Schuldner gefchehenen Unternehmungen, alles dieses ist im ersten Theile von dem Vf. nach den Vorschriften der Fallitenordnung, und zur Hilfe nach gemeinrechtlichen Grundsätzen vorgetragen worden. Der vorliegende zweyte Theil begreift alles, was zur Constitution der Masse in gewöhnlichen Fällen bis zum Accord gehört, ohne sich genau an die Folge der Artikel der Fallitenordnung zu binden. Der folgende dritte Band wird sich mit dem förmlichen Concursproceß beschäftigen. Da das Werk überall hinlängliche Beweise von der darauf gewandten Sorgfalt des Vfs. giebt, und als ein gemeinnütziges Unternehmen allerdings eine gute Aufnahme unter den Mitbürgern des Vfs. erwarten läßt, so befreudete Rec. in der Vorrede die Aeußerung: dafs die Ermunterung, das Buch fortzusetzen, nicht aus dem Abfatze desselben entstanden sey, vielmehr der Vf. noch lange nicht die Kosten ersetzt erhalten habe. — So etwas läßt sich nur aus der gewöhnlichen Vernachlässigung der einheimischen Rechte erklären, die sich in Deutschland mehr oder minder fast überall zeigt, und nicht wenig dazu beyträgt, dafs die Ungewißheit des Rechts, worüber von jeher geklagt worden ist, immer in und außer Gerichten sammt ihren nachtheiligen Folgen fortdauert.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Georg Ludwig Böhmers* — *auserlesene Rechtsfäden aus alten Theilen der Rechtsgelehrsamkeit*, nach dessen Tode gesammelt, und herausgegeben. *Dritten Bandes, zweyte Abtheilung.* 1802. 2 Alphab. 6 Bog. gr. 4. (2 Rthlr.)

Bey der Anzeige dieser Abtheilung glaubt Rec. sich auf die allgemeine Versicherung einschränken zu dürfen, dafs mehrere Ausführungen darin vorkommen, deren Bekanntmachung mit der strengen Auswahl, wie sie bey Sammlungen dieser Art billig erfordert wird, wohl bestehen kann. Z. B. die Gutachten über die Anwendung H. F. 45. auf deutsche Reichslehne, besonders über die Rechtswohlthat des Erbschaftsinventari in dieser Beziehung, über die Verbindlichkeit eines Reichsfürsten in Ansehung einer beraubten öffentlichen Post, über die Zwangsmühlen etc. Bey dem Gutachten über die Frage, in wie fern der Besitzer den Rechtstitel anzugeben habe, ist es schade, dafs der Vf. die Sache nicht noch vollständiger ausgeführt hat. Besonders kommen L. 1. C. *Theod. de fide instrum.* und L. 5. C. *de furtis* hierbey in Betrachtung, obgleich wenige Rechtslehrer darauf achtet haben. — Gegen die hier auch noch vertheilte

digte Gültigkeit eines durch einen Anwalt dem Gerichte übergebenen Testaments, finden bekannter erhebliche Zweifel statt. Gerade der Hauptumstand, daß der Testirer die wirkliche Vollziehung des Testaments, und zwar noch fortdauernd, gewollt habe, beruhet alsdann immer nur *in fide privata*. Gesetzt, der hinlänglich legitimirte Anwalt unterdrückt die Widerrufung dieses Auftrags, und übergibt das Testament dennoch; dagegen kann das Gericht, welches das Testament von ihm annimmt, doch Niemanden sichern.

LEIPZIG, b. Fritsch: *Theoretisch-praktisches Handbuch der Referirungskunst*, von D. Christian Wilhelm Wehrn. Dritter Theil. 1802. 178 S. 8. (16 gr.)

Die ersten beiden Theile dieses Handbuchs sind schon ehedem in der A. L. Z. (1801. Nr. 272.) angezeigt worden, und Rec. bezieht sich im Ganzen auf das dort Gesagte. Der gegenwärtige dritte Theil beschäftigt sich mit den gerichtlichen Erkenntnissen, und den verschiedenen Arten derselben überhaupt, mit den Rechtsquellen, woraus sie zu schöpfen sind, dem richterlichen Ergänzungsamte, mit dem was in Ansehung der Proceßkosten Rechtens ist, mit der collegialischen Abfassung der Erkenntnisse, ihrer Form und Einrichtung überhaupt. Die schon bey den vorigen Theilen angemerkte Ausdehnung des Werks in seiner ganzen Anlage, der übergroße Aufwand sogenannter literarischer Nachweisungen, das minder Fassliche der Darstellung, besonders die langen Perioden, welche das Lesen durch eine Menge eingeschalteter Zwischensätze ungemein erschweren, alles dieses findet man auch hier wieder. In Schriften, die zur Bildung der Geschäftsmänner bestimmt sind, ist dies am aller wenigsten zu verzeihen.

### ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Reinicke: *Neues Repertorium chirurgischer und medicinischer Abhandlungen für praktische Aerzte und Wundärzte* von D. J. C. F. Leune. Erster Band. 1801. 364 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der neue Herausgeber dieser Sammlung ist zwar, im Ganzen genommen, dem Plane getreu geblieben, der bey der Ausarbeitung der drey ersten Bände dieses Werkes befolgt worden ist; indeßen hat Hr. Leune doch mehr weitläufige Abhandlungen über medicinische und chirurgische Gegenstände, als Wahrnehmungen einzelner Krankheitsfälle, in dem vor uns liegenden Bande abdrucken lassen, und diese Fortsetzung unterscheidet sich, in diesem Betrachte sehr von der Arbeit seines Vorgängers; denn dieser hatte, wie unsere Leser wissen (A. L. Z. 1797. Nr. 270. 1798. Nr. 279.), besonders in dem letzten

Band, eine so große Anzahl von Aufsätzen und Beobachtungen aufgenommen, daß wir, um nicht zu weitläufig zu seyn, nur die Quellen, aus welchen er geschöpft hatte, angeben, nicht aber die Ueberschriften der Aufsätze selbst namhaft machen konnten; Hr. L. hingegen hat in diesem Bande nur drey, einzeln herausgekommene Abhandlungen, aus dem Englischen und Französischen übersetzt, mit einigen Anmerkungen vermehrt, mitgetheilt. Wir lassen uns diese Abweichung von dem ehedem bey dieser Sammlung befolgten Plane gern gefallen; nur wünschen wir, daß Hr. L. immer solche Schriften wählen möge, die der Verdeutschung wirklich werth sind, und die andere Uebersetzer in unsere Sprache überzutragen unterlassen haben. — Die Abhandlungen selbst, die den Inhalt des vor uns liegenden Bandes ausmachen, bedürfen keiner weitläufigen Anzeige; denn zwey derselben (*Cruikshank's Versuche und Erfahrungen über die Wirksamkeit des Sauerstoffs zur Heilung der Lustseuche und Berlinghieri von venerischen Krankheiten*) sind unsern Lesern schon aus andern Anzeigen in diesen Blättern (1799. Nr. 187. und 1802. Nr. 166.) hinlänglich bekannt, und die dritte (*Champelle Versuch über die Behandlung des Krebses*) enthält weder neue Beobachtungen, noch andere Bemerkungen, die einer Anführung werth wären. Hr. Champelle scheint diesen Aufsatz bloß in der Absicht geschrieben zu haben, um ein geheimes Arzneymittel wider den Krebs und andere Geschwüre, das er entdeckt haben will, anzupreisen; da er aber die Bereitungsart desselben nicht mittheilt, und auch keine Thatfachen anführt, die die Tugenden desselben bestätigen könnten: so sind wir nicht vernögend, ein Urtheil darüber zu fällen. Wenn indeßen der Vf. bey der Bereitung dieses Mittels sich solcher Fehler schuldig macht, wie die sind, die wir bey den von ihm mitgetheilten Vorschriften zur Verfertigung des rothen Quecksilberniederschlags, des braunen Quecksilberoxyds u. s. w. bemerkt haben: so wird es wenigstens des Namens eines kunstgemäßen Präparats nicht würdig seyn. — Hr. Leune hat an mehreren Orten, besonders in der Schrift des Hr. Berlinghieri, Anmerkungen beygebracht, und in denselben manche Behauptungen des Vfs. erläutert oder berichtigt.

CAMBURG an d. Saale, b. Rösler: *Nova Materia Medica in Tabulis* oder *Tabellarische Arzneymittellehre für angehende Aerzte*. 1802. 2 Bog. Fol.

Ist nach des Hn. D. Hebenstreit eigener Erklärung im 10ten Stück des Leipziger Allgem. Intelligenzblattes für Literatur und Kunst v. J. 1802. weiter nichts, als ein wörtlicher, und in 2 Bogen nicht weniger als durch 64 Sprach- und Druckfehler verunstalteter Abdruck einer Tabelle, die er vor mehreren Jahren bloß zum Gebrauch seiner Zuhörer entworfen, nie aber für das größere Publicum bestimmt hatte.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. October 1802.

## GESCHICHTE.

LONDON, b. Hurst: *History of the Rebellion in Ireland, in the year 1798 etc., containing an impartial account of the proceedings of the Irish Revolutionists, from the year 1782 till the Suppression of the rebellion. With an appendix to illustrate some facts. By the rev. J. Gordon etc. 25 years an inhabitant of the county of Wexford. 1801. 302 u. 94 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)*

Der Vf. geht bis in das J. 1782 zurück, um den ersten Quellen eines Aufruhrs nachzuspüren, der erst 16 Jahre nachher in volle Flammen ausbrach. Und dazu hat er das vollkommenste Recht; denn was auch der Partheygeist gesagt hat und noch ferner sagen mag: so wird doch jeder, der den Begebenheiten in Irland seit 20 Jahren mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, eingestehen, daß nicht der Druck, unter welchem die Katholiken lebten, und noch weniger englische Tyranney, sondern die großen Vorrechte, die die Iren damals erhielten, die wahren Ursachen waren, warum seit jenem merkwürdigen Jahre der Friede von dieser Insel gewichen ist. Zwar ist sie zu keiner Zeit viele Jahre hindurch ruhig gewesen; doch ging in der größern Hälfte des verfloßenen Jahrhunderts Alles so ziemlich seinen Gang bis in das Jahr 1782, von welcher Zeit an Rec. dieses Land nie 10 Monate nach einander ganz ruhig gekannt hat. Der glückliche Erfolg der damaligen Föderungen der Irländer, die von den gewaffneten Volunteers unterstützt wurden, und den Engländern, im americanischen Kriege, Vorrechte abdrangen, welche diese aus Schwäche eingestehen mußten, machten, daß manche Leute gar bald angingen, auf eine größere Ausdehnung von Freyheiten und Unabhängigkeit von Irland zu denken. Schon im Februar 1782 versammelten sich zu Dungannon die Repräsentanten von 153 Volunteer Corps, um eine parlamentarische Reform zu verlangen. 1783 wurde daraus zu Dublin ein *National assembly*, welche aus Abgeordneten der verschiedenen Grafschaften bestand, und sich nachher den *Congress* nannte. Dies war nicht die Sache der Katholiken, sondern größtentheils der Protestanten. Schon damals standen viele Irländer in dem thörichten Wahne, daß sie Großbritannien entbehren, und zwischen dieser Insel und Frankreich als ein unabhängiges Land bestehen könnten. — Das Irische Parlament verwarf die Föderung des Congresses, welcher dadurch getrennt wurde; aber nun entstanden die Clubs, aus welchen endlich die *united*

*Irishmen* hervorgingen. Diese waren in Belfast entsprungen, bildeten sich aber völlig unter diesem letztern Namen in Dublin 1791. — Von allem hier gefagten war Rec. oft ein Augenzeuge; und wenn er den Vf. des vorliegenden Werkes tadeln wollte: so wäre es, daß er nicht lange genug bey allen diesen Umständen verweilt, und sie nicht so auseinander setzt, daß der Leser deutlich den Gang der Unruhen sehe, die 1793 in einen blutigen Krieg ausbrachen. Der Vf. war dieses dem Publicum um so mehr schuldig, da selbst in England eine Parthey alles aufgeboten hat, dieses Publicum irre zu führen, und dem Ministerium Uebel zur Last zu legen, die bloß in einer revolutionären Parthey in Irland ihren Ursprung hatten. Daß das Ministerium hin und wieder Fehlgriffe gethan hat, ist eine andere Sache, und wird von dem unpartheyischen Richter nie geleugnet werden.

Die *United Irishmen* waren keine katholische Parthey, ob sich schon Katholiken darunter befanden. Sie entstanden im Norden von Irland, der größtentheils protestantisch ist, waren revolutionär in ihren Grundsätzen, und arbeiteten für Irische Unabhängigkeit und eine Trennung von Großbritannien. 1792 suchten sie ihre Zwecke durch militärische Gewalt zu erreichen und veranstalteten Subscriptionen, worauf sie eine Nationalgarde errichteten. Schon sollte diese gemustert werden, als die Regierung Maafsregeln dagegen ergriff. Auch faßte sie in der Folge einige Hauptpersonen, welche größtentheils Protestanten waren. A. Ham. Rowan und Napper Tandy entflohen und Jackson vergiftete sich und starb im Angesichte seiner Richter. — Im nämlichen Jahre (1792) errichteten die Katholiken die *catholic Convention* und schickten eine Deputation an den König, der sie sehr gut empfing und dem Irischen Parlament empfahl. Die Folge davon war, daß diese Glaubensgenossen 1793 die mehresten Rechte der Protestanten erhielten, und von nichts mehr ausgeschlossen wurden, als weil sie den Test. Eid nicht leisten wollten, vom Parliamente und von 30 der großen Staatsbedienungen des Landes. Nun hatten sie mehr erhalten, als sie je gehabt hatten, und vermuthlich würden sie nun zufrieden gewesen seyn, wenn die *United Irishmen* sie nicht gegen die Regierung angefeuert hätten. Jetzt aber trat Lord Fitzwilliam auf, welcher die Sache merklich verschlimmerte. Uebrigens findet man hier keine Aufhellung der Dunkelheit, in welche die Regierung dieses Vicekönigs gebüllt ist. Lord Camden, der ihm folgte, war auch nicht der Mann, der das Schiff im Sturme führen konnte. 1795 nahmen die *United Irishmen* offenbar ein revolution-

tionäres Ansehen an. Das Betragen der königl. Truppen war auch so, daß es allgemeine Unzufriedenheit erregte. Die *United Irishmen* wandten sich nun an Frankreich, welches ihnen 1796 Hülfe durch eine Landung versprach. Im nämlichen Jahre wurde die *habeas corpus* Acte suspendirt und eine Menge Personen eingezogen. In 1797 nahmen die *Un. Irishmen* ein kriegerisches Ansehen an, und in Ulster (wo die mehresten Protestanten sind) zählte man gegen 100,000 Personen, die mit Feuergewehr oder Piken versehen waren. Nun wurde die ganze Insurrectionsmasse organisiert und erhielt 5 Directoren, die aber niemand kannte, als die 4 Secretärs der Provinzial-Ausschüsse. Auch war jetzt das Landvolk in den mittlern und südlichen Graffschaften größtentheils eingeschworen, und bereitete sich zum Aufstande. Schon vorher hatten Lord *Edward Fitzgerald* und *Arthur O'Connor* eine Reise auf das feste Land gemacht, und sich mit dem General Hoche besprochen. Bald nachher schickte Frankreich einen Abgeordneten nach Irland, der eine Landung versprach, die aber in Bantry Bay verunglückte. Dies schreckte die Unzufriedenen nicht ab. Sie schickten 1797 Lewins nach Paris, um einen zweyten Einfall zu verlangen, und, um ihn zu beschleunigen, wurde bald nachher M<sup>r</sup> Nevin an das französische Directorium geschickt. Wirklich rüstete Frankreich 15000 Mann auf der holländischen Flotte unter Daendels, der aber von Duncan geschlagen wurde.

Während dieser Ereignisse in den Jahren 1793, 96 und 97, entstanden mancherley Unruhen durch die sogenannten *Defenders* und *Orangemen*. Diese scheinen eigentlich nicht mit den *United Irishmen* zusammenzuhängen, und ihr Ursprung ist zehn Jahre früher zu suchen. Schon seit 1785 lebten die niedrigen Katholiken und Protestanten der Graffschaft Armagh in beständigem Kriege. Die Katholiken bildeten die sogenannten *Defenders* und organisirten sich 1789. Die Protestanten vertheidigten sich gegen diese, wie sie konnten, und errichteten 1795 die *Associations of Orangemen*. In der Folge gebrauchte man den Ausdruck *Orangeman* auch in andern Graffschaften für einen Protestanten.

Im Februar 1798 wurde Befehl gegeben, sich zum allgemeinen Aufstande bereit zu halten, und sogleich verbreitete die Parthey überall Schrecken durch nächtliches Plündern, Morden, Feuer etc. Noch immer wollten die Häupter nicht losschlagen, weil sie französische Hülfe erwarteten, als die Regierung die 13 Mitglieder des Provinzial-Ausschusses von Leinster kennen lernte und gefangen nahm. Im Monat März wurde das Kriegsrecht proclamirt, und nun faßte man noch mehrere andere Insurgenten, worunter Lord *Edward Fitzgerald* war. (Auffallend ist es, daß der Vf. bey dieser Gelegenheit geradezu sagt, daß dieser Lord an ein unter dem Namen *Pamela* bekanntes, jetzt mit einem Amerikaner zu Hamburg verheirathetes, französisches Frauenzimmer aus dem königl. Blute der Capets, einer Tochter des letzten Herzogs von Orleans, verheirathet war). Im Monate

May des nämlichen Jahres fand man bey den Brüdern *Sheares* ein Manifest, welches zum Publiciren noch nicht ganz fertig war. In diesem waren alle Zwecke der Rebellion deutlich an dem Tag gelegt. Der Aufstand sollte den 23sten May in der Nacht ausbrechen; allein die Regierung besetzte die Stadt Dublin und erhielt die Ruhe. In den Provinzen hingegen schlug man hin und wieder los und es kam zu mehreren Scharmützeln. Man mordete und wüthete schrecklich. — Den 24. May erließ der Vicekönig eine Proclamation, worin er erklärte, daß alle im Aufbruch begriffene nach Kriegsrecht gerichtet werden sollten. Viele Hunderte wurden dieser zufolge hingerichtet und noch mehrere von den Truppen erschlagen, verbrannt etc.

Bis hieher war alles, was die Insurgenten gethan hatten, keineswegs ein Krieg der Katholiken gegen die Protestanten, und Rec. ist mit Fleiß unständiglich in dieser Auseinandersetzung gewesen, weil noch immer sehr Viele entweder verworrene, oder ganz falsche Begriffe von dem wahren Ursprunge des Irischen Aufbruchs haben. Es war ein Krieg, den eine revolutionäre Parthey der Englischen, sowohl, als der Landesregierung machte, wodurch sie sich von England ganz losreissen und die Irische Verfassung vernichten wollte. Daß aber von nun an der Aufbruch das Ansehn eines Religionskrieges annahm, hat seine natürlichen und leicht zu erklärenden Ursachen. Der Aufbruch brach im Südosten der Insel aus, wo bey weitem der größte Theil der Einwohner katholisch ist, und wo bey der schrecklichen Unwissenheit und Barbarey des Volkes, jeder Aufstand ewig ein Religionskrieg seyn wird. Die Katholiken begingen unmenbliche Grausamkeiten, und die Weiber zeigten sich als wahre Furien; aber auch die königl. Truppen machten sich schrecklicher Ungerechtigkeiten schuldig, raubten, mordeten, verbrannten. — Besonders werden die Hefsen angeklagt, welche viele Loyalisten ermordeten, die den Rebellen entgangen waren. Viele Loyalisten verloren ihr Leben dadurch, daß man sich oft nicht einmal Zeit nahm, zu untersuchen, wie sie unter die Rebellen gekommen waren. Ja sogar die bürgerlichen Richter begingen Ungerechtigkeiten durch Ueberfälligkeit und Irrthum. Alle Bothen, welche die Rebellen mit Waffenstillstandsfahnen an die königl. Truppen schickten, wurden niedergeschossen. Eine Zeitlang hielten selbst gemeine Soldaten, Yeomen und dergleichen Volk Kriegsrecht, so daß Niemand sicher war, und viele ruhige Menschen genöthiget wurden, zu den Rebellen zu treten. Doch hörte dieses auf, so bald Lord *Cornwallis* ankam, der den 20. Juny in Dublin eintraf. Den 3. July wurde eine Art von Amnestie bekannt gemacht, nach welcher Viele die Waffen niederlegten. Die Grausamkeiten würden nun aufgehört haben, wenn nicht viele Katholiken von der Irischen Miliz entlaufen und zu den Räubern geflohen wären, die sich in den Gebirgen von Wicklow und in den Hölzern bey *Enniscorthy* versteckt hatten.



Nachdem der Aufruhr gestillt war, wurden noch viele verurtheilt und hingerichtet. Darunter waren Männer von Geburt und Vermögen, von Erziehung und liebenswürdigem Charakter. Manchem wurden die besten Zeugnisse für ihr ganzes frühere Leben gegeben; aber dies waren keine Zeiten, in denen man auf solche Betrachtungen Rücksicht nahm. — Erst 2 Monate, nachdem die Rebellen geschlagen und zerstreut waren, landete Gen. Humbert den 22. Aug. 1798 in der Bay von Killala mit 1030 Soldaten und 70 Officiers. Dafs Lord Cornwallis dieser kleinen Macht eine ganze Armee entgegen stellte, wird hier mit guten Gründen als weise dargethan, weil niemand vorher berechnen konnte, wie viele Irländer zu ihnen stoßen würden. Auch entstand wirklich in der Gegegend von Granard eine beträchtliche Insurrection aus mehreren Graffschaften. Dabey waren Männer von Vermögen und Ansehen. Sie wurden bey Granard nachher geschlagen, so wie die übrigen Rebellen zuletzt bey Killala vertilgt wurden. Bey dieser Gelegenheit giebt der Vf. einen umständlichen Auszug aus der höchst interessanten, auch in Deutschland durch Archenholzens Minerva bekannten Schrift des Dr. Stock, Bischofes von Killala: „*Narrative of what passed at Killala*“ etc.

Darüber, dafs der Vf. sein Werk eine Geschichte nennt, wollen wir nicht mit ihm streiten; genug, dafs es eine sehr wichtige und gute Darstellung dieser Zeit ist, und dafs man eine Unbefangenheit und Unpartbeylichkeit darin findet, wie sie sich kaum von einem Manne erwarten läßt, der in der Grafschaft wohnt, die durch den Aufruhr am meisten litt (Wexford), und der gewissermassen ein Augenzeuge war. Als ein Geistlicher der herrschenden Kirche erscheint er in einem sehr günstigen Lichte, wenn er die empörten Katholiken und unter diesen ihre Geistlichen in mehreren Stücken vertheidiget, oder ihnen auf mancherley Art Gerechtigkeit widerfahren läßt. Eben so ruhmvoll ist die Freymüthigkeit, mit der er Maafsregeln und Personen tadelt, unbeforgt, ob die einen von der Regierung kamen, deren Anhänger er ist, und die andern Männer von Macht und Einfluß sind. Das ganze Werk athmet Billigkeit, Unbefangenheit und eine lebenswürdige Einfachheit, verbunden mit männlicher Würde. Nie ist er leidenschaftlich, nirgends erlaubt er sich Declamation; Wahrheit und einfache Darstellung derselben scheinen sein einziger Zweck zu seyn. Das Publicum weiß schon längst, dafs die englische sowohl als die irische Regierung manche Mißgriffe that, so wie von Seiten der Armee große Fehler vorgehen. Hier werden sie weder verschwiegen, noch mit Bitterkeit getadelt. Sehr interessant sind die Charakterzüge, und die kurze Geschichte, die er von mehreren Häuptern der Rebellen einstreuet, und wovon manche, die sich durch den Strom der unglücklichen Zeit hinreissen lassen, ein besseres Schicksal verdient hätten. Am Ende untersucht der Vf. die mancherley möglichen Fälle, welche stattgefunden haben könnten, wenn die Rebellen siegreich

gewesen wären, und zeigt, auf eine sehr befriedigende Art, dafs das Ende allemal höchst unglücklich für das Ganze ausgefallen seyn müßte. Dies erklärten selbst einige Häupter der Rebellen, wovon einer schrieb, dafs, wie auch die Sache ausfallen möchte, sie in dem Untergange aller guten Männer beider Partheyen endigen müsse. Die Sprache des Vfs. ist ohne alle Ansprüche, und so einfach, dafs sie von Manchen für etwas vernachlässiget erklärt werden wird.

Der Anhang enthält auf 94 Seiten mehrere officielle Papiere, Briefe u. dgl.; das umständliche Verhör der Zeugen gegen verschiedene Rebellen; einige Auslagen; mehrere Verzeichnisse von Personen, die zu Scullabogue, zu Wexford, Vinegar-hill und an andern Orten ermordet, oder verbrannt wurden; auch von einigen Loyalisten, welche die Hefen erschlugen etc. Endlich einige Bemerkungen und Zurechtweisungen über die Memoiren von der irischen Rebellion des Sir Rich. Musgrave.

OSNABRÜCK, in d. Hofbuchh.: *Sallusts römische Geschichte nach de Broffes von Joh. Chph. Schlüter*. Mit Anmerkungen. Erstes Buch. 1799. XXVIII und 346 S. Zweytes Buch. 1801. 374 S. Drittes Buch. 1802. VIII. u. 381 S. 8. (3 Rthlr. 6 gr.)

Der berühmte de Broffes beschäftigte sich viele Jahre mit dem Sallustius und dessen Fragmenten, vorzüglich mit denen von Sallustius Geschichte der R. Republik, von der Abdankung Sulla's an bis zum Feldzuge des Pompejus gegen den Mithridates. Er brachte an 700 Bruchstücke von diesem wichtigen Werke zusammen, und ordnete und begleitete sie mit einem Commentar. Die *Fragmenta Sallustiana* erschienen nach de Broffes Tode, aber der Commentar ist nie zum Vorschein gekommen. Dafür entschädigt die vom Vf. selbst 1777 zu Dijon in 3 Quartbänden herausgegebene classische *Histoire de la Rep. Romaine par Sallust*, worin die Sallustische Geschichte aus den allenthalben zerstreuten Bruchstücken künstlich zusammengesetzt ist, (der Vf. läßt kein einziges Wort eines Bruchstücks fehlen; man sehe z. B., wie er Buch 1. S. 30. das Wort *vespera* in einen Zusammenhang zu bringen weiß!) und mit Hülfe der andern Schriftsteller ergänzt und hergestellt wird. Der Umfang dieses Werkes war vielleicht Ursache, dafs es, ungeachtet der allgemeinen Schätzung, die ihm zu Theil worden, lange unübersetzt blieb; einige uns bekannte Gelehrte, die mit dem Plane einer Uebersetzung umgingen, gaben ihn wieder auf. Endlich liefert uns Hr. Schlüter eine Bearbeitung, mit der man im Ganzen zufrieden zu seyn Ursache hat. Er giebt über das Werk, dessen Entstehung und Beschaffenheit, in der Vorrede befriedigende Nachricht. Wie Sallustius Werk aus fünf Büchern bestand: so vertheilt er de Broffes hergestellten Sallustius in eben so viel Bände oder Bücher, von denen wir die beiden letzten noch zu erwarten haben. Die zahlreichen

chen Bruchstücke, welche Hn. de Broffes's Werk zum Grunde liegen, hat er in der lateinischen Urschrift jedesmal an ihrer Stelle unter den Text gesetzt. Aus dem dritten Buche liefs er die ausführliche Beschreibung der Küsten des Pontus weg, weil sie die eigentliche Geschichte zu sehr unterbricht, und wird sie als Anhang dem ganzen Werke nachliefern. Die Uebersetzung entspricht der Würde des Werkes, und auch der Verleger hat seine Achtung für dasselbe durch das typographische Aeußere an den Tag gelegt.

### SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Vofs u. Comp.: *Adelheid von Messina*. Vom Vf. der Scenen aus Fauffs Leben. 1802. 148 S. 8. (16 gr.)

Eine Novelle, die zwar für müßige Leser noch immer einiges Interesse haben mag, sich aber weder durch Plan noch Darstellung über das Mittelmäßige erhebt; eine gewöhnliche Liebes- und Lebensgeschichte, wie man sie zu hunderten in den alten Novellisten findet, in einem gemeinen, hier und da überdem sehr holprichten Style geschrieben, der wenig Anziehendes hat. Hier sind einige Proben. S. 7. „Sie fürchteten im Sohne den Geist des Vaters, und hielten dafür, daß man diesem jungen Adler die Fittiche lähmen, oder wenigstens stutzen müsse.“ S. 8. „Don Bernard — Werk zu setzen“, wo die Wörter *aber*, *darum* und *wo* den Periodenbau höchst fehlerhaft machen. S. 17. „*Sie sprach zu ihnen* von Entwürfen zur Rache, *ob denen ihr Geist ohne Unterlass brütete.*“ S. 33. „Der Graf, der schon durch ein dunk-

les Gerücht — davon gehört hatte, kam durch diese Entdeckung ganz aufser sich.“ S. 42. „Seine Liebe zu Adelheid wurde neuerdings rege, und er beschloß noch einmal bey ihr anzuklopfen.“ S. 51. Man bemerkte bald; — und da sie, — so wurde die Königin neugierig, dieser Begebenheit auf den Grund zu sehn, und sie“ u. s. w. — Doch genug, oder wir müßten das ganze Buch abschreiben. Möchten doch unsere bellettristischen Schriftsteller endlich einsehen, daß die Novelle eine ganz eigene Eleganz des Styles, und eine ganz eigene Feinheit in der Anordnung und Verbindung ihrer Theile verlangt!

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Lehrreiche Erzählungen von Miguel de Cervantes Saavedra*, übersetzt von D. W. Soltan. 1802. Erster Band. 432 S. Zweyter Band 300 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Diese Uebersetzung kann allerdings für eine treue und gut gelungene Copie der Novellen von Cervantes gelten; in dem uns der Uebers. alle Schönheiten und alle Fehler seines Originals, worunter die *Weitschweifigkeit* nicht der kleinste ist, auf das gewisshafte wiedergegeben hat. Ob indessen unsere Literatur etwas dabey gewonnen habe, ob diese *abermächtige* Uebersetzung eines *sehr bekannten* Originals Leser und Käufer finden dürfte; das ist eine Frage, die Rec. nicht zu bejahen wagt. Immer läßt er indessen dem Fleisse und dem Verdienste des Uebersetzers volle Gerechtigkeit widerfahren, wiewohl er bey der Lectüre der *Rinconet und Cortadillo* (I. B.) und des *Licentiaten Vidriere* (II. B.) an seinem Geschmacke etwas irre geworden ist.

### KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Göttingen, b. Dieterich: *Ueber die Befugniss Zuchthäuser anzulegen*, besonders aus allgemeinen Grundätzen von dem Zwecke dieser Strafanstalt hergeleitet, von D. C. G. von Bulow. 1802. 46 S. 8. Die Zuchthäuser gehören zu den öffentlichen Arbeitsanstalten, und können als solche schon ihrer Natur nach nur von der höchsten Staatsgewalt, oder vermöge besonderer Concession derselben angeordnet werden. Die Patrimonialgerichte in Deutschland sind indess bisweilen in ihren ungegründeten Anmaßungen so weit gegangen, daß sie diese Befugniss schon selbst vermöge der Criminalgerichtsbarkeit für sich zu behaupten gesucht haben. Der Schluß von dem Rechte, jemanden eine Strafe zuzuerkennen, auf das Recht, alles das auch selbst anordnen und halten zu dürfen, was die Vollziehung der Strafe mit sich bringt, kann wohl nicht durchgängig zutreffen. Denn sonst müßten Gutsbesitzer oder Municipalstädte aus dem Grunde, weil ihre Patrimonialgerichte auf Festungsbau etc. erkennen können, auch schon das Recht haben, Festungen anzulegen, oder sich selbst beliebig zu

befestigen. Der Vf. dieser kleinen Schrift zeigt nun sehr einleuchtend, daß die gedachte Anmaßung der Patrimonialgerichte auch nach dem Zweck dieser Art der öffentlichen Strafe durchaus verwerflich sey, daß Zuchthäuser, wenn sie die Absicht von Vergehungen abzuschrecken erfüllen, dabey aber gegen die Entweichung der Verurtheilten gehörig gesichert, und überhaupt auch als Besserungsanstalten zweckmäßig eingerichtet seyn sollen, nothwendig unmittelbar unter Anordnung und Leitung der höchsten Staatsgewalt stehen müssen; wenn gleich diese durch besondere Vergünstigung solches Unterobrigkeiten überlassen, oder ein unvordenklicher Besitz ein anderes mit sich bringen kann. Rec. ist der Meynung, daß man die Patrimonialgerichte nicht genug einschränken kann, da der Nachtheil, den die sogenannte Justizpflege in ihren Händen anrichtet, ohnehin groß genug ist, und sicher eine zahllose Reihe von Mißbräuchen den ganzen Zweck der Strafanstalten, von denen hier die Rede ist, vereiteln würde, wenn sie den Anordnungen dieser Erbgerichte Preis gegeben würden.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. October 1802.

## PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Dyk: *Der Sohn der Natur, oder: Briefe über Eudämonismus und menschliche Glückseligkeit, in Beziehung auf das kritische Moralsystem, von Karl Ferdinand Hungar. Erster Theil.* 1802. 1. Alphab. gr. 8. (1 Rthlr.)

**D**er 112 Seiten lange langweilige Vorbericht erregt große Erwartungen von dem Werke, dessen erster Theil hier geliefert wird. Es ist ein unendlich großes Ziel, dem der Vf. entgegenstrebt; hohe Begeisterung ergreift ihn, wenn er sich die Erreichbarkeit desselben durch ihn, sey es auch nur theilweise, als möglich denkt. Dieses große Ziel ist nichts geringeres als eine Tugendkunst, ein Weg zur Weisheit und Tugend; er will in einem Unterrichte, wie ihn ein Natursohn giebt, wie ihn die Natur selbst vorschreibt, nicht die Lehren der Weisheit und Tugend selbst vortragen, sondern bloß das Innere des Menschen öffnen, bloß die großen Anlagen und Keime zur höchstmöglichen Veredlung seines Wesens aufschließen. Er will, setzt er in einer Note, naïv genug, hinzu, im Fall er es etwa bey dem bloßen Willen bewenden liesse. Bey diesem großen, menschliche Kräfte fast übersteigenden Vorwurfe rechnet der Vf. auf den Beystand helfenderer Männer, als er selbst ist, und hofft, daß diese seinen Faden aufnehmen, und das große Ziel erreichen würden, im Fall er seine Kräfte fruchtlos abmattete oder darüber abstürbe. Um unsere Leser nicht länger aufzuhalten, sagen wir ihnen, daß sie in diesem mit so vielem Geräusch angekündigten Werke, nach der eigenen weiter hin folgenden etwas tiefer herabgestimmten Erklärung des Vfs., nichts als eine Schutzschrift der Glückseligkeitslehre gegen die kritische Philosophie zu erwarten haben, die der Vf. bloß als eine Fortsetzung von Garvens Beurtheilung der kritischen Moralphilosophie ansieht, und wobey er sich weiter kein Verdienst zueignet, als das, den Beweis zu einigen der Garveschen Hauptträgen gefunden zu haben. Seine ganze Untersuchung soll dahin abzuwecken, zu beweisen, daß der Mensch bloß so lange von der kritischen Freyheit und den Principien ihrer Moralphilosophie Gebrauch machen könne, als er sich wirklich in ihrer intelligibeln Welt, oder in einem völlig reizlosen, bewußtseynlosen Zustande befindet; daß er aber, sobald er in das wirkliche Leben mit Bewußtseyn eingetreten sey, bey seinem Willen eben so wenig der Antriebe, als bey seinem Verstande der Bezeichnung entbehren könne, und

A. L. Z. 1802, Viertes Band.

daß, da Bezeichnung und Thun und Denken die beiden Hauptmodifikationen des Bewußtseyns, oder vielmehr seiner Darstellung wären, er beide eben so als unumgängliche Naturmittel gebrauchen müsse, wie der empirische Philosoph, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil er Mensch und an diese Naturmittel gebunden sey.

Dieses alles soll aus der Beantwortung folgender vier Fragen erhellen, die den Gegenstand seines großen Werks ausmachen: I. Wird der Mensch durch Naturgesetze abgehalten, über die Erfahrung hinaus zu gehen? giebt es ein Ueberfinnliches, und ist dieses Ueberfinnliche etwas anderes als Sinnlichkeit? Besteht es in etwas mehr, als in der höchsten Ausbildung der Sinnlichkeit, in den abgenommenen höheren Extracten und dem letzten Gewebe ihrer am feinsten ausgesponnenen Fäden? II. Ist das bloße Wollen, die Macht des bloßen Gemüths allein schon hinreichend, mächtige Naturkräfte zu erschaffen, oder zu bezwingen und zu zerstören? oder kann der Wille des Menschen der Lust und Unlust, oder der natürlichen Antriebe eben so wenig entbehren, wie der Verstand bey seinen Urtheilen und Schlüssen des Bildes und der Bezeichnung? III. Erstes Glied dieser Frage: In welchem Verhältnisse steht Glückseligkeit mit der Selbstbestimmung des Willens? wirkt in ihm nicht das Sentimentale bloß durch das Bezeichnete? hört in ihm die Verbindung mit dem Wohl und Wehe auch sogleich auf, sobald der Mensch bloß belibet, sie durch seine Abstraction wegzudenken? u. s. w. Zweytes Glied: Hört ein Streben, wofür die Glückseligkeit auch in dem speculativsten Begriffe noch angesehen werden muß, auf, ein Bestreben der wirkenden menschlichen Natur zu seyn, sobald der Verstand seine bloße Bezeichnung heraushebt, und dieser Glückseligkeit bloß einen neuen Ideenspiegel, bloß eine neue Abstraction von Mitteln zum Zweck unterlegt? oder bleibt und wirkt es als ein solches Bestreben in jeder Art von menschlicher Wirksamkeit? und ist dieses: was ist dann von dem Bestreben der kritischen Philosophie gegen diese Glückseligkeit zu halten, die sie ihrer Würdigkeit gleichsam hinten aufbindet? etc. IV. Was ist von den beiden Typen zu halten, mit welchen die kritische Moralphilosophie auf die äußere Welt wirkt? Ist das Antreibende, das Belohnende, das Leiden, das in der Beförderung der eigenen Vollkommenheit und der fremden Glückseligkeit liegt, von der Art, daß es von ihrer Bezeichnung nach Gefallen abgebunden und losgeknüpft werden kann, oder wirkt es nicht bey jedem kritischen moralischen Streben als sinnlicher

D d

licher Antrieb, nur unter der Firma eines andern logischen Gesichtspunkts, fort? etc.

Schon aus der Beschaffenheit des Inhalts dieser Fragen läßt sich die Einsicht des Vfs. in den Geist der kritischen theoretischen und praktischen Philosophie, und seine eigene Vorstellung von der Art der Wirklichkeit des menschlichen Gemüths in Ansehung theoretischer und praktischer Erkenntnisse, abnehmen. In keiner von beiden Rücksichten will er von einem a priori, von einem in der Natur des menschlichen Gemüths selbst liegenden Grunde des Erkennens und Wollens etwas wissen; alles, so abgezogen von allem Materiellen, so rein und intellectuall es auch scheinen mag, ist ihm doch nur höhere, verfeinerte Sinnlichkeit und Trieb zur Lust. Dafs diese seine Vorstellung die allein wahre sey, will er nun in seinem Werke beweisen und ausführen, und damit die Widerlegung des Kantischen Lehrbegriffs parallel fortlaufen lassen, der dadurch in allen seinen Fugen aufgelöst werden soll, der theoretische sowohl als der praktische. Der Plan, den der Vf. von seinem ganzen Unternehmen entwirft, ist für uns noch zu räthselhaft, bezieht sich auf zu viel bis jetzt noch unerklärt gebliebene Dinge, als dafs wir uns auf eine Beurtheilung desselben einlassen könnten. Wir halten uns also an diesen ersten Theil selbst. Er führt die Aufschrift: *Ueber die Folgen von dem einseitigen Gebrauche des discursiven Vernunftgebrauchs auf das ganze Gestelle des kritischen Moralsystems*, und besteht aus 12 an den Professor Cäsar in Leipzig gerichteten Briefen folgenden Inhalts: I. Veranlassung. II. Vorläufige Andeutungen — Bildung eines eigenen Organons für die folgende Untersuchung. III. Kants Protestation gegen den Gebrauch der gemeinen Menschenvernunft und die Rücksicht auf die individuelle Natur des Menschen bey der Beurtheilung seines Moralsystems. IV—X. Ueber die beiden Hauptseelengänge im Menschen, oder über den intuitiven und discursiven respectiven Verstandes- und Vernunftgebrauch: 1) Grundlage; 2) Begriff; 3) Beweis: a) Einleitung; b) Beweis, was der intuitive Verstandesgebrauch nicht ist, oder Beleuchtung des discursiven Vermögens in seiner Verbindung mit der symbolischen Erkenntnis und mit der Lehre; c) Beweis, was der intuitive Verstandesgebrauch ist, oder Beleuchtung seines von dem Besondern zum Allgemeinen hinaufschreitenden Ganges. XI. Recapitulation. XII. Hauptresultat des Ganzen sowohl für unsere Erkenntnis überhaupt, als auch gegen den gesammten Lehrbegriff der kritischen Moralphilosophie. Da sich der Angriff des Vfs. gegen diese auf die Behauptung, dafs Kant den Gebrauch der gemeinen Menschenvernunft bey der Beurtheilung seines Moralsystems ausgeschlossen wissen wolle, und auf die Vorstellungen des Vfs. von einem intuitiven und dem discursiven Verstandes und Vernunftgebrauch gründet: so wollen wir über beide Punkte einiges erinnern.

Die Beschuldigung Kants, er mache es bey der Beurtheilung seiner doch nur menschlichen Sittlich-

keit zur Bedingung, dafs niemand dabey seine gemeine Menschenvernunft gebrauchen solle, ist ganz grundlos und mit keiner Sylbe erwiesen. Wo hätte denn K. gegen den Gebrauch der gemeinen Menschenvernunft bey sittlichen Gegenständen und deren Beurtheilung protestirt? unter allen von dem Vf. angeführten Stellen ist auch nicht eine einzige, die eine solche Protestation enthielte. Kant geht vielmehr in seiner *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, aus welcher der Vf. jene Stellen entlehnt hat, von der gemeinen sittlichen Vernunftkenntnis, oder der populären sittlichen Weltweisheit aus, und von dieser zur Metaphysik der Sitten über, und zeigt, wie die gemeine, gesunde Menschenvernunft in der moralischen Erkenntnis bis zum Princip derselben gelange; welches sie, wie er hinzusetzt, zwar freylich nicht so in einer allgemeinen Form abgefordert denke, aber doch jederzeit wirklich vor Augen habe und zum Richtmaafse ihrer Beurtheilung brauche. Mit diesem Kompaß in der Hand, wisse die gemeine Menschenvernunft sehr gut zu unterscheiden, was gut, was böse, pflichtmäfsig oder pflichtwidrig sey, wenn man sie nur auf ihr eigenes Princip: kannst du auch wollen, dafs die Maxime, nach welcher du handelst, ein allgemeines Gesetz werde? aufmerksam mache, und dafs es also keiner Wissenschaft und Philosophie bedürfe, um zu wissen, was man zu thun habe, um ehrlich und gut, ja sogar, um weise und tugendhaft zu seyn. Das ist ja aber gerade das Gegentheil von dem, was Hr. II. Kanten behaupten läßt; und so giebt es der Stellen noch mehrere, in welchen Kant sich für die gemeine Menschenvernunft erklärt. Dafs aber die gemeine Menschenvernunft, da sie bey den ungefümen Ansprüchen der Bedürfnisse und Neigungen, leicht Gefahr laufen kann, die Reinigkeit und Strenge der Pflichtgesetze in Zweifel zu ziehen, wenigstens sie, wo möglich, unsern Wünschen und Neigungen angemessener zu machen, d. i. sie im Grunde zu verderben, und um ihre ganze Würde zu bringen, für sich selbst nicht ausreichend ist, die in ihr entstehenden, von den Neigungen hergenommenen Einwürfe einer natürlichen Dialektik gegen die Gültigkeit des Pflichtgebots zu bekämpfen, und daher angetrieben wird, aus ihrem Kreise heraus, und ins Feld einer praktischen Philosophie zu treten, um daselbst wegen der Quelle ihres Princips und der richtigen Bestimmung desselben in Gegenhaltung mit den auf Bedürfnisse und Neigung fußenden Maximen, Erkundigung und deutliche Anweisung zu bekommen; das ist doch wohl keine Protestation gegen die gemeine Menschenvernunft? Auch taelt unser Vf. an dem Sittengesetze, wie es von Kant aufgestellt wird, dafs es auch ein Gesetz für vernünftige Wesen sey, die nicht Menschen wären. Eher sollte er diese Eigenschaft desselben für einen großen Vorzug halten; oder meynt er, dafs ein solches den Vorzug verdiene, welches nicht für alle vernünftige Wesen gültig ist? Kann es denn Kant, oder sonst ein Mensch ändern, dafs die Gesetze, die die Vernunft giebt, für alle Wesen gelten,

ten, die diese Vernunft besitzen? Vor der Hand kennen wir freylich keine andern vernünftigen Wesen, als die Menschen; wenn es aber aufser diesen noch andere gäbe, so müßte das Gesetz ja nothwendig auch für diese gelten, weil es die Vernunft in ihnen, eben so wie in uns, aufstellt. Dafs der Mensch ein vernünftiges und ein sinnliches Wesen zugleich ist, ändert die Sache nicht. Bey der Gesetzgebung im Reiche der Sitten hat die Sinnlichkeit keine Stimme, sie ist der blofs gehorchende Theil; die Vernunft übt jene ausschließliche, und muß es, oder es gäbe gar keine Moral, und Tugend wäre ein leerer Schall.

Was nun die in diesem Theile vorgetragene eigene Lehre des Vfs. betrifft: so nimmt er einen doppelten Verstandesgebrauch an, einen *intuitiven* und *discursiven*. Unter jenem versteht er einen solchen, wo unser Geist wirklich anschaut, und bey diesem Anschauen erst sein äusseres körperliches Auge, und sodann erst auch sein inneres Auge braucht. Dieses innere und jenes äussere Auge sind seine Mittel, seine Grundlage sind *Urempfindungen* von den äussern und innern Sinnen, die der Geist sammelt und dann durch sein logisches Vermögen bearbeitet. So geht er durchgängig vom Individuellen aus; dann von diesem zu dem Besondern, von diesem zu dem Vielgemeinen und davon wieder zu dem Allgemeinen bis zur allgemeinsten Idee fort; er *webt* bloße Extracte, die sich auch bloß mit ihrer Einheit schließen. Der Geist geht bey dem intuitiven Verstandesgebrauche nie von der allgemeinsten Idee, als einem Ersten aus, sondern bedient sich vielmehr ihrer, mit mehreren zusammen genommen, zum tiefern *Fußgestelle*, um darauf wieder höhere Begriffe zu bauen. So endiget sich das Spiel seiner Wirksamkeit allemal in dem Gemeinsamen, bey dem Besondern wie bey dem Vielgemeinen, bey diesem wie bey dem Allgemeinen. (Der gemeine Menschenverstand, an den dieser Sohn der Natur als an die höchste Instanz in Sachen der Philosophie appellirt, dürfte mit den Dingen, die ihm dieser hier von seinem intuitiven Gebrauche vorspiegelt, schwerlich einverstanden seyn, besonders auffallend dürfte es ihm seyn, sich vorsehen zu lassen, daß sich die Wirksamkeit seines intuitiven Gebrauches auch bey dem *Allgemeinen* in dem *Gemeinsamen* endige.)

An diesem Gemeinsamen oder Extracten — allgemeinen oder besondern, gleichviel — stellt sich nun der *discursive Verstandes-* oder vielmehr *Vernunftgebrauch* in nun völlig oder zum Theil gefornten Begriffen und Ideen, wie an ihrer Spitze, an, kehrt aber, eben weil er discursiv und nicht intuitiv wirkt, durch sein Antstellen die ganze Ordnung und Methode um; er braucht das Gemeine zuerst und geht davon aus; er knüpft das Allgemeine an das Vielgemeine, dieses an das Besondere und dieses wieder an das Individuelle an. Bey dem intuitiven Vernunftgebrauche ist das Denken ein *Vergleichen*, bey dem discursiven ein *Unterordnen*; bey dem erstern bedient sich

mein *logisches Vermögen der Abstraction*, bey dem letztern dieser ebenfalls, nur in umgekehrter Ordnung, und nimmt dann den Namen der *Subsumtion* an.

Die ganze Vorstellung, die sich der Vf. von dem intuitiven und discursiven Verstandes- oder Vernunftgebrauche macht, nach welcher wir uns schlechterdings keine Theorie des Vorstellungs-Vermögens, seiner verschiedenen Arten und deren Functionen bilden können, besteht also, der Hauptsache nach, darin, daß bey jenem der Verstand von dem angeschauten Individuellen zum Besondern und Allgemeinen hinauf, bey diesem hingegen von dem Allgemeinen zum Besondern und Individuellen herabsteigt; und er meynt, daß diese seine Vorstellung von dem discursiven Verstandesgebrauche keine andere als die Kantische sey. Das ist sie aber keinesweges; denn nach *Kants* Vorstellung hält sich der Verstand immer nur innerhalb der Sphäre der Begriffe; er denkt sich die Dinge, welche es auch seyn mögen, nur durch Merkmale, die unendlich vielen Dingen zukommen können; seine Vorstellungen sind nie Anschauungen, und gehen nie in Anschauungen über, obwohl ihm die Objecte seines Denkens durch *Sinnlichkeit*, äussere oder innere, dargereicht werden. Man kann auch nicht sagen, daß der Verstand von allgemeinen zu besondern und einzelnen Begriffen herabsteige; weil die Begriffe von Objecten immer discursiv sind, und da sie, als solche, immer weniger Merkmale enthalten, als die Anschauungen, von denen sie abgezogen sind, auch deswegen auf mehr als eine Anschauung oder ein Individuum passen müssen. Es giebt auch keine *besondern* Begriffe; denn jeder Begriff begreift *alle* Theile seiner Sphäre unter sich; folglich ist er in so fern immer allgemein. Es giebt nur *höhere* und *niedere* allgemeine Begriffe. Der Verstand steigt auch nicht jederzeit vom höchsten allgemeinen zum niedrigsten herab, sondern auch von dem niederen zu einem höheren, und dem höchsten Begriffe empor. Ueberhaupt taugt die ganze Eintheilung des Verstandesgebrauchs in den intuitiven und discursiven nichts; der Verstandesgebrauch ist jederzeit nur discursiv, intuitiv gar nicht; denn er liefert uns keine unmittelbaren Vorstellungen, sondern zieht von diesen nur Merkmale ab, und verbindet sie zu Begriffen, Begriffe zu Urtheilen, und Urtheile zu Schlüssen. Der Vf. schmelzt hier alle Gemüthsvermögen, Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, in ein einziges zusammen, ohne die einem jeden derselben eigenthümliche Natur und Functionen zu unterscheiden, sein Verstand schaut an und denkt zugleich und in demselben Act, er steigt vom Angeschauten aufwärts bis zum Allgemeinen, und heisst ihm Vernunft, sobald er von diesem Allgemeinen zu dem Besondern und Angeschauten wieder herabzusteigen anfängt. Von den Formen der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft, von dem, was in unsern Vorstellungen dem Gemüthe angehört, erfährt man kein Wort. Er weifs

weils von keinen reinen Anschauungen und Begriffen, von keiner reinen Synthesis; alles was wir a priori und rein nennen, alle Handlungen unseres Gemüths, die mögen heißen, wie sie wollen, ist ihm Sinnlichkeit, nur feiner ausgesponnen, nur subtilisirt; aber wie und wodurch dieses Verarbeiten und Verfeinern bewerkstelliget wird, davon verlautet keine Sylbe.

Ungeachtet sich der Vf. darauf beruft, daß seine Vorstellung von dem intuitiven und discursiven Verstandesgebrauche in dem Bewußtseyn gegründet sey, wiewohl diese Berufung ganz vergeblich ist, da wir weder in unserm Bewußtseyn einen intuitiven Verstandesgebrauch antreffen, noch in demselben die Vorstellungen des Vfs. in Ansehung der Thätigkeiten des Gemüths und der Art des Verfahrens der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft bestimmt und erschöpfend finden: so hat er es doch noch für nöthig gehalten, zu beweisen, daß der intuitive Verstandesgebrauch vom Besondern zum Allgemeinen aufschreite; daß der ihm eigenthümliche Stoff ihm nicht allein vor den Gebilden des discursiven Verstandesgebrauchs in der Priorität angehöre, sondern auch daß dieser Stoff sich bloß durch den intuitiven Verstandesgebrauch, und durch seinen von dem Besondern zum Allgemeinen aufschreitenden Gang allein erst erzeuge, entwickle und bilde. Dieser ganze vorgebliche Beweis sagt aber im Grunde weiter nichts aus, als was allgemein bekannt ist, und von niemanden geläugnet wird, daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfängt; die Art und Weise hingegen, wie unmittelbare sinnliche Vorstellungen, nach des Vfs. Meynung, dergestalt verarbeitet werden können, daß aus ihnen Begriffe und Ideen werden, ohne daß das Erkenntnißvermögen aus sich selbst etwas dazu thut, berührt dieser Beweis auch

nicht von weitem, und eben so wenig sieht man eine Vorkehrung zur Widerlegung der Gründe für die Möglichkeit und das Daseyn von Erkenntnissen a priori. Und hierin besteht denn die ganze Entdeckung, die man durch eine sehr mühsame Lectüre theuer genug erkaufen muß, da man sich von dem redseligen Vf. mit Vorbereitungen, Zurichtungen und Verheißungen, die kein Ende nehmen, hingehalten, und nicht selten in einem manierirten und gekünstelten Vortrage, der einen Sohn der Natur wenig kleidet, verflochten sieht.

### MATHEMATIK.

ERFURT, b. Keyser: *Messkunst für Schulen und fürs gemeine Leben, oder für alle diejenigen, welche noch wenig davon wissen*, zur bessern und leichtern Erlernung derselben mit den Anfangsgründen der Buchstabenrechnungskunst und einigen Theilen der gemeinen Rechenkunst begleitet von Meister Johann Karl Lieber, Seifensieder. Erste Abtheilung. Mit Figuren. 1800. 133 S. 8. (12 gr.)

Ein ordentlich, leichtsächlich und gründlich geschriebenes Büchlein von einem Handwerksmanne, der Achtung für sich einflößt, weil er aus Liebe zur Wissenschaft seine müßigen Stunden mit Denken und Schreiben ausfüllt. Die wohlgeschriebene Vorrede zeugt von aufgeklärter Denkungsart und von richtiger Beurtheilungskraft des Mannes, wovon auch die eigenthümliche Behandlung der vorgetragenen Wissenschaft den Beweis giebt. Bey dem populären Zweck, den der Vf. hat, muß man ihm die Forderungen der Euclideanischen Methode allerdings erlassen. Sein Buch kann in Bürger-Schulen gebraucht, bey künftigen Handwerkern viel Nutzen stiften.

### KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Züllichan und Freystadt, b. Darnmann: *Sammlung von Gesängen zum Lobe Gottes und zur Ermunterung des Menschen bey seinem Gange durch diese Zeit, in einer zusammenhängenden Folge*. Zur Beförderung einer gereinigten Andacht ganz umgearbeitete Ausgabe, vermehrt mit einigen Gebeten etc. Nebst einer Vorrede des Hn. Oberconsistorial-Raths Teller. 1801. 64 S. 8. (8 gr.) Der Sammler dieser Liederverse ist, nach der Vorrede, eine Standesperson, und es erweckt allerdings ein angenehmes Gefühl, wenn man siehet, daß sich auch noch unter den höhern Ständen der Sinn für Frömmigkeit und Tugend erhält. Unter einem Haupttitel kommen jedesmal mehrere einzelne Liederverse vor, in welchen ein Gedanke verschiedentlich aus-

gedrückt wird; jeder Leser behält demnach die Wahl, nach seiner besondern Gemüthsverfassung sich diesen oder jenen Vers zu seiner Erbauung auszufuchen. Die sammtlichen Liederverse sind unter folgende vier Rubriken gebracht: 1) Lob Gottes und Ermunterung aus der Betrachtung seiner Eigenschaften und seiner Regierung. 2) Ermunterung zu meinen Pflichten. 3) Ermunterung in Leiden und Bekümmernissen. 4) Ermunterung auf die Zeit des Uebergangs in das künftige Leben. Mit der Auswahl der Liederverse hat man im Ganzen Ursache, zufrieden zu seyn. Unter den Aufschriften: *Ergebung, Vertrauen, Ermunterung in Krankheiten, und Todesgedanken*, sind vier Gebete angehängt, die sich durch Kürze und gute Gemüthungen auszeichnen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. October 1802.

## PAEDAGOGIK.

- 1) BRESLAU, b. Korn d. ä.: *Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Katechetik*, von Ignatz Merzian. 1800. XVI u. 172 S. 8. (12 gr.)
- 2) MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Kurze Anleitung zum zweckmäßigen Katechisiren für angehende Volks- und Jugendlehrer*, von Hilarius Kessel, Pfarrer zu Ottenau im Murgthale. Mit Genehmigung des hochwürdigsten Vicariats in Bruchsal. 1801. VI u. 106 S. 8. (9 gr.)

**B**ey den bereits vorhandenen Anleitungen zum Katechisiren ist man wohl berechtigt, von neuen Lehrbüchern dieser Kunst zu erwarten, daß sie sich auf irgend eine Art vor ihren Vorgängern auszeichnen, und wenigstens den glücklichen Mittelweg zwischen einer zu weit getriebenen katechetischen Künstley, und einer fast ganz untechnischen und planlosen Behandlung der katechetischen Kunst nicht verfehlen werden. Allein keins von diesen beiden Büchern befriedigt diese Erwartungen. In keinem von beiden sind die darin aufgenommenen Materien in einer leichten und natürlichen Ordnung vorgetragen, beide behandeln das Wesentliche der Katechetik zu oberflächlich, und ziehen zu viele Nebensachen herbey, wodurch die Hauptsache verloren gehet. Der Vf. von Nr. 1. handelt in II Abschnitten von der Nothwendigkeit einer eignen Methode bey dem Katechisiren. (Die Nothwendigkeit eines methodischen Verfahrens bey dem Katechisiren liegt ja schon in dem Begriffe der Katechetik, als einer Kunst); von der analytischen und synthetischen Methode; von der Art Entwürfe zu Katechisationen zu machen; von der Nothwendigkeit, Kindern deutliche Begriffe bezubringen; von der Art die Lehren zu versinnlichen, von der Kunst Fragen zu bilden; von der Nothwendigkeit, die Jugend und das menschliche Herz zu studieren; von den erforderlichen Vorkenntnissen zu einem Katecheten; von dem äußern Anstande und der Geistesgegenwart. Nach dieser willkürlichen Anordnung der Materien lassen sich noch unzählige andre Rubriken denken, die hier einen Platz finden konnten. Daß es sich der Vf. zur Pflicht machte, die von ihm aufgestellten Regeln durch Beyspiele zu erläutern, ist lobenswerth. Allein die meisten seiner katechetischen Beyspiele sind von der Art, daß man sie unmöglich als Muster zur Nachahmung empfehlen kann. S. 37: Wenn deine Aeltern nicht hätten erfahren können, ob du in der Kirche gewe-

A. L. Z. 1802. *Vierter Band*,

sen bist oder nicht? — Kind: So würden sie glauben: ich habe die Wahrheit geredet. Schwerlich wird ein Kind auf diese unbestimmte halbe Frage die niedergeschriebene Antwort geben. Bey der mündlichen Unterredung verzeiht Rec. gern eine solche abgebrochne Frage; aber in einem katechetischen Musterbuche ist sie durchaus verwerflich. An seltsamen Behauptungen fehlt es auch nicht, wie S. 30: Kein Wunder, daß Christus, dem keine Geheimnisse und Kunstgriffe (?) der Natur unbekannt seyn konnten, indem er Urheber der Natur ist, sich derselben Methode, wie Sokrates bedient hat! Einzelne gute Winke, die man aber schon in andern katechetischen Lehrbüchern von *Gräffe*, *Schmid*, *Rosenmüller* und *Dinter* findet, kommen auch in diesem vor. Hieher rechnen wir das Kap. von der Versinnlichung S. 113. ff. das am besten gerathen ist.

Der Vf. von Nr. 2. beginnt mit einer hieher gar nicht gehörigen Kritik der heutigen Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze. Sein Urtheil läuft darauf hinaus, daß bey der Anwendung der Maximen eines *Locke*, *Roussseau* und *Basjedow* Vorsicht nöthig sey, wenn nicht Irreligiosität und Revolution herbeygeführt werden soll. Allein worauf es denn bey der vorsichtigen Anwendung dieser Maximen ankomme, darüber sagt er bey aller seiner Schwatzhastigkeit so viel als — Nichts. Nach einem sehr dürftigen Abriss einer Geschichte der Katechetik, kommt er auf die Quellen der katechetischen Regeln und zuletzt auf die Lehrstücke und Lehrart. Hr. K. scheint mit seinen Ideen selbst noch nicht ganz aufs Reine gekommen zu seyn. Daher wird auch der Anfänger im Katechisiren aus dieser fragmentarischen Anweisung nicht viel lernen können.

BERLIN, b. Frölich: *Wegweiser für Volksschullehrer*, oder Anleitung zur zweckmäßigen Führung ihres Amts. Ein pädagogisches Handbuch von *Th. Heinßius*, D. d. Philos. 1801. XVI u. 240 S. 8. (20 gr.)

Dieser *Wegweiser* zeigt zwar im Ganzen die rechte pädagogische Strafe; aber er ist eigentlich nur ein nach verjüngtem Maafsstabe abgerissener Arm von dem weit bestimmter und deutlicher zeigenden *Wegweiser*, welchen der verdienstvolle *Niemeyer*, (den auch Hr. H. als seinen Führer nennt,) in seinem bekannten Handbuche aufgestellt hat. Befremdend ist es uns daher, wenn sich Hr. H. das Ansehen giebt, als wäre es nun erst durch ihn den Schullehrern möglich gemacht worden, den rechten Weg zu finden

E e



den. Scheint es doch beynahe, als ob er glaubte, der Name *Th. Meinsius* habe in der pädagogischen Welt mehr Celebrität, als der eines *Niemeyer's*. Wir glauben vielmehr, daß diejenigen Schullehrer, welche weder Fähigkeit noch Lust haben, sich von *Niemeyer* auf dem rechten Weg bringen zu lassen, noch weniger auf die bey weitem nicht so vernehmliche Stimme des *Ln. H's*. hören werden. Wir haben nichts dagegen, wenn ein Schriftsteller in der Vorrede seinen Wunsch nützlich zu werden an den Tag legt; aber wir wünschen nur, daß dies nicht mit zu großen Anmassungen geschehen möge, zumal wenn der Weg, den man zeigt, nicht neu, sondern bereits durch andre gebahnt ist. Uebrigens sind die Erfahrungen und Grundsätze, welche *Hr. H.* über Schulorganisation, Lehrstoff und Lehrart vorträgt, im Ganzen wahr und richtig. Nur einzelne Behauptungen möchten wir nicht unbedingt unterschreiben. Wenn S. 47. dem Jugendlehrer der Rath gegeben wird, daß er sich hüten solle, zu oft mit den Lehrbüchern zu wechseln: so ist diese Regel etwas zu unbestimmt ausgedrückt. Da der beständige Gebrauch eines und desselben Lehrbuchs sehr leicht bey Lehrern und Schülern einen gewissen Mechanismus erzeugen kann: so darf man allerdings wünschen, daß zuweilen, vielleicht alle Jahre, wenigstens in den obern Classen mit dem Lehrbuche gewechselt werde. So möchten wir es auch nicht als eine allgemeingültige Regel aufstellen, daß der Grad der Kenntnisse allein, nicht die Ausführung entscheiden dürfe, welchen Platz und in welcher Classe ein Schüler denselben einnehmen solle S. 58. Warum soll bey der Translocation nicht auch auf gute Ausführung Rücksicht genommen werden dürfen? Anstatt des von einem Schüler (nach S. 61) zu haltenden Tagebuchs, in welches die fehlenden Schüler eingetragen werden, ist es wohl sicherer und schicklicher, daß der Classenlehrer täglich nach Endigung der Vor- und Nachmittagslectionen, die Abwesenden in einer von Monat zu Monat fortzuführenden Tabelle bemerke. Wenn S. 142 dem Schüler zugemuthet werden soll, ein auswendig gelerntes Stück auch rückwärts zu recitiren: so scheint uns dies eine zwecklose Gedächtnismarter zu seyn. Die Literatur in diesem Buche ist sehr dürftig; fast bey jedem Abschnitte fehlen Hauptwerke. *Hr. H.* scheint großentheils nur seine Landsleute angeführt zu haben. Einen solchen literarischen Patriotismus finden wir zu engherzig.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Handbuch für angehende Landschullehrer zur leichtern Uebersicht ihrer Pflichten und der zweckmäßigsten Methode für jede Art des Schulunterrichts*. Von *Ernst Friedr. Frank*, Superint. der Inspection Bardowick, 1802. 208 S. gr. 8. (9 gr.)

Der würdige Vf. schrieb diesen Leitfaden zunächst für die Schullehrer seiner Inspection; es wird ihm aber auch ein ausgedehnter Wirkungsbereich nicht

fehlen, zumal in den Braunschw.-Lüneburgischen Kurlanden: denn es liegen Götten's Grundsätze der Anweisung künftiger Lehrmeister in deutschen Schulen, welche als Lehrbuch für alle Lehrer der niedern deutschen Schulen in dem genannten Lande dienen, eine Consistorialinstruction von 1790, wie der neue Hannöversische Catechismus gebraucht werden soll, und dieser Catechismus selbst, zum Grunde. Der Vf. erläutert die in den angeführten kurzen Anweisungen vorgezeichnete bessere Lehrmethode, und fügt manche durch eigene Erfahrung bewährt gefundene Maximen und Hülfsmittel hinzu, durch welche die Schullehrer den Jugendunterricht erleichtern und zweckmäßiger einrichten können. Wir müssen uns begnügen, das Fachwerk einer lehrreichen Schrift anzuzeigen. Nach einer Vorrede über die Pflichten eines Lehrers in Volksschulen wird von der Eintheilung der Schuljugend und ihrer Lectionen gehandelt; darauf von der Lehrart im Allgemeinen und insbesondere bey dem Unterricht im Buchstabiren, Lesen, Catechismus, Auswendiglernen, Bibellesen, Religionsgeschichte und in den biblischen Geschichten, bey dem Beten und Singen in der Schule, bey dem Unterricht im Schreiben, Rechnen und in gemeinnützigen Kenntnissen, bey dem Gebrauch der Sitten, und Denksprüche. Beygefügt ist ein Anhang, worin Beispiele catechetischer Unterredungen über den Catechismus, ausgearbeitet von Kirchen- und Schullehrern in Winsen an der Luhe, Schulgebete aus Seiler, Sitten- und Denksprüche, Verzeichniß einiger neuern, dem Landtschullehrer nützlichen Bücher, und ein Schema zu einem Verzeichniß der Schulkinder und der Abwesenden, befindlich sind.

LEIPZIG, b. Crusius: *Erdmann, eine Bildungsgeschichte*. Herausgegeben von dem Verf. des *Sachsischen Kinderfreundes*. Dritter Band. 1801. VI und 368 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Hiermit beschließt der nun verstorbene *Thieme* sein letztes Werk, dessen zwey erste Bände wir schon A. L. Z. 1801. Nr. 240. mit verdienter Empfehlung angezeigt haben. Der Held dieser Geschichte erscheint hier als Wirthschafts- Erziehungs- und Handelsgehülfe. Sowohl die Geschichte *Erdmann's*, als auch die der übrigen, in der Erzählung vorkommenden Haupt- und Nebenpersonen ist, wie der Vf. selbst gesteht, ganz alltäglich; auch ist kein Charakter vollständig ausgemalt. Aber durch die eingestreuten Reflexionen und durch die Resultate, welche nach der Absicht des Vfs. aus diesen Darstellungen hervorgehen sollen, wird diese Schrift ein in der That belehrendes und unterhaltendes Buch für mehrere Classen von Lesern. Ohne den zweckmäßigen Bildungsanstalten ihren Werth abzufprechen, sucht doch der Vf. vorzüglich die Ueberzeugung zu begründen, daß derjenige, welcher gebildet seyn will, sich selbst bilden müsse.

## VOLKSSCHRIFTEN.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke: *Wegweiser für Aeltern und Jünglinge, bey der Wahl eines Erwerb-zweiges der letztern, oder die Kunst, ein nützlicher und zufriedener Bürger des Staats zu werden.* Ein Buch für den ehrwürdigen Mittelstand, von Ehregott Meyer, herzogl. Sachsen-Coburg Saalfeld. Commerzien-Rathe. 1802. I Alphab. 9 $\frac{1}{2}$  Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es fehle, meynt der Vf. für Künstler und Handwerker noch ein ihrer Fassungskraft angemessenes Buch, das sie über ihre Bestimmung als Menschen, über richtige Begriffe von Ehre, Glück und Verdienst belehre, sie bey der scheinbaren Verachtung der Höhern gegen sie beruhige; das die Aeltern aus dem Mittelstande aufmerksam mache auf die besondern Pflichten, die sie bey der Bildung und Wahl der Erwerbart ihrer Kinder zu beobachten haben; an Anleitungen für Schullehrer dieser Kinder, die jungen Seelen mit dem ihnen besonders Nöthigen vorzüglich bekannt zu machen; es fehlten ferner herzliche und dringende Worte für die Prediger der Städte und Dörfer, um durch Rathschläge und Vorstellungen die Wahl eines Jünglings mit zu leiten; Ermunterungen für Obrigkeiten, doch auf diese so wichtige Sache ein wachsames Auge zu haben; es mangle an genauer Aufzählung der Pflichten der Lehnherrn, und an einem richtigen *Wegweiser* für den Jüngling aus dem Mittelstande, um ihn mit den so mannichfaltigen Gewerben und Beschäftigungen, die sich ihm zur Auswahl darbieten, wo nicht vertraut, doch etwas bekannt zu machen; der mit ihm gehe die Wege der *Lehre*, des *Gefellen* und des *Kleisters*, ihm auf der einen Seite die Leiden und Beschwerlichkeiten, auf der andern aber auch die Freuden zeige, die mit seiner künftigen Lebensart verknüpft sind, u. s. w. Alle diese Mängel soll das gegenwärtige Buch ersetzen. Es besteht aus zwey Theilen, von welchen der erste die moralischen und die Klugheitslehren und der andere den technologischen Unterricht enthält. Jene halten sich bloß an das Allgemeine sehr oberflächlich und so, wie es jeder verständige Mann seinem Sohne selbst sagen und ans Herz legen kann; auch ist die Sprache, in welcher diese keinem Manne aus der von dem Vf. bestimmten Classe fremden Sachen vorgetragen werden, zwar leicht und faßlich, aber zu schwach, um auf die Gemüther solcher Leser, als er sich denkt, Eindruck zu machen. Es giebt auch wohl so leicht keine Bürger Schule, in welcher die Knaben, die zu einem bürgerlichen Gewerbe bestimmt sind, in dieser Art von Lebensphilosophie nicht unterrichtet würden; wo dieses noch nicht geschieht, dürfte auch dieses Buch schwerlich zum Gebrauch eingeführt werden, weil es hierzu zu weitläufig und überdies zu theuer ist; aus welchem Grunde es auch wohl nur sehr wenig in die Hände kommen wird, denen es

der Vf. darbietet. Was den technologischen Theil betrifft: so liefert derselbe Beschreibungen von ungefähr neunzig verschiedenen Künften und Handwerken; aber sie sind so kurz und allgemein, daß der, welcher noch keine Kenntniß von dieser oder jener Kunst oder Profession besitzt, sich nur einen sehr unvollkommenen Begriff davon wird machen können. Dem, der sie schon kennt, werden diese Beschreibungen zu nichts dienen. Daß z. B. der Kupferschmied verschiedene Ambosse, als den Hammer - Stock - Lieg - Faustamboss, das Sperhorn, das Senkeisen etc. vielerley Hämmer, den Boden-Seiten - Stemp - Verschlag - Reihen - Tief - Weiter-Kreuz - und Krughämmer; Rohrstock, Nageleisen, Schelleisen, Meißel, Durchschlag, Drellbohrer, Schraubstock, Feilen, Schabmesser, Zangen, Bunzen und Grabstichel, Gerbestahl etc. braucht, erfährt hier der angehende Lehrling zwar, aber kein Wort zu Erklärung der wenigstens unbekanntern unter diesen Werkzeugen; und eben dieser Mangel herrscht in allen Beschreibungen. Der Vf. würde vielleicht etwas nützlicheres geliefert haben, wenn er sich nur auf die künstlichen Professionen eingeschränkt, diese vollständiger abgehandelt, und dagegen den ganzen ersten Theil weggelassen, und in dem technologischen, Metzger, Friseurs, Schuhmacher, Schneider, Schornsteinfeger u. dgl. ganz übergangen hätte. Wollte man alle Künfte und Professionen unfaßlich: so müßte solches in einzelnen Heften geschehen, denen nöthigen Falls erklärende Kupferstiche oder saubere Holzchnitte beygefügt würden; jeder Heft, der auch einzeln verkauft werden könnte, enthielte dann eine so viel möglich vollständige Beschreibung nur einer Kunst oder Profession. Es wundert uns, daß man bey unserer literarischen Industrie diesen Gedanken auszuführen noch nicht versucht hat. Der Vf. hat den Inhalt jener Beschreibungen theils aus seinen eigenen und anderer glaubwürdigen Personen Erfahrungen, theils aus einigen auch von ihm genannten Schriften geschöpft.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rinck u. Schnupfha-se: *Das Thierquälten, die Baumbeschädigung und die Schutzpocken, katechetisch bearbeitet für Land- und Bürgerschulen*, von S. und W. 104 S. gr. 8. (8 gr.)

Diese Bogen enthalten drey Unterredungen, zwischen dem Lehrer und Schüler über die auf dem Titel genannten Gegenstände. Die beiden ersten, über das Thierquälten und Baumbeschädigung, sind für die zweyte Classe in *Landeschulen* (warum gerade nur für diese?) und die dritte über die Schutzpocken für die erste Classe in *Bürgerschulen* (warum nicht auch für jene?) bestimmt. Diese dritte Unterredung behandelt zwar einen für Kinder ganz wissenswürdigen Gegenstand, ist aber für sie nicht von so unmittelbarem Nutzen, wie die beiden ersten, ob wir gleich nicht in Abrede stellen, daß es ihnen für die Zukunft nützlich seyn kann; worauf es aber wahrscheinlich, daß die

die Schutzpocken-Impfung schon nach Verlauf weniger Jahre allgemein eingeführt seyn werde, dann wäre freylich ein Unterricht davon in Schulen überflüssig. Mehr möchte derselbe für Aeltern in den noch hier und da in Deutschland gebräuchlichen Kirchen-Katechisationen der Erwachsenen geeignet seyn. Der Vf. dieser Unterredung will dieselbe auch zugleich als Probe aufstellen, wie sich mancherley wissenschaftliche Dinge mit den gewöhnlichen Unterrichts-Gegenständen füglich vereinigen lassen, woran wohl noch niemand gezweifelt hat. Die zwey ersten Unterredungen rühren von einem andern Verfasser her; die Manier bleibt sich aber doch in allen dreyen ziemlich gleich. Jeder Unterredung ist ein Gesang, der sich auf den Inhalt bezieht, die bey der Jugend erregten guten Eindrücke verstärken und auswendig gelernt werden soll, beygefügt. Das erste ist aus dem Gesangbuche der Leipziger Freyschule entlehnt, die beiden andern von W. einem der beiden Herausgeber selbst verfertigt; sie sind sämmtlich gut und zweckmässig. Abgerechnet, daß zuweilen doch die Fragen für Kinder noch etwas räthselhaft sind, da sie die Antworten nicht bestimmt genug modificiren, wodurch der Lehrer genöthigt wird, für die Kinder selbst zu antworten, ist doch der Dialog im Ganzen genommen gut geführt, und die Materien sind ausführlich abgehandelt; so daß diese Schrift für Lehrer in Bürger- und Landschulen ein ganz brauchbarer Leitfaden seyn kann. Vielleicht wird man über zu große Umständlichkeit kla-

gen; und freylich, wenn in solchen Schulen alle Pflichten so ausführlich dargelegt werden sollten, als die beiden ersten in dieser Schrift abgehandelt: so dürfte dazu die zu dem moralischen Unterrichte in einer solchen Schul-Classe bestimmte Zeit schwerlich hinreichend seyn. Da aber doch jene zwey Pflichten besonders für Bürger- und Bauernsöhne von großer Wichtigkeit sind: so kann in Ansehung derselben wohl eine Ausnahme gemacht, und in den Schulen länger dabey verweilt werden. Zum eignen Gebrauche im Hause und zur Wiederholung ist jene Methode in Fragen und Antworten weniger geeignet. Um diesen Gebrauch mit jenem des Lehrers in der Schule zu verbinden, ziehen wir die Methode des im Texte fortlaufenden dogmatischen Vortrags vor; denn die Kinder sollen die Sachen im ununterbrochenen Zusammenhange erlernen und in ihr Gedächtniß fassen; unterbrechende Fragen belästigen dieses aber und dienen ihnen zu nichts. Erst wenn sie die Sätze auswendig wissen, können sie darüber befragt, und zu diesem Behuf und zur Leitung des Lehrers die Fragen am Rande des Textes beygesetzt werden, wie es z. B. Rossmüller in seinem ersten Unterricht in der Religion für Kinder u. a. m. gethan haben. Die Einleitungen in die Fragen und Antworten geschehen in gegenwärtiger Schrift jedesmal durch vorausgeschickte Erzählungen, deren Inhalt mit den Kindern zur Bestimmung ihres moralischen Urtheils zergliedert wird.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PAEDAGOGIK. Berlin, b. Maurer: *Vorschlag zur zweckmässigen Einrichtung der Confirmations-Handlung, nebst einigen dazu neu verfertigten Liedern und einer Volkshymne für alle christliche Religionspartheyen*; zugleich mit der Anweisung zum musikalischen Vortrage derselben. Ein liturgisches Scherlein von Johann Woldemar Franz Wolf, Prediger zu Britz, Tempelhof und Riecksdorf bey Berlin. 1802. 27 S. 8. (5 gr.) Der Vf. dieses Schriftchens verlangt zwar in einer „Nachschrift für Tadler, Kritiker und Recensenten von der feindlichen Parthey“ daß man „über seine Arbeit kein rasches, entscheidendes, wegwerfendes Urtheil fällen, sondern warten sollte, bis alles pünktlich nach der gegebenen Vorschrift an Ort und Stelle ausgeführt sey, weil alsdenn diese Skiagraphie erst Geist und Leben erhalten werde.“ So lange hat nun Rec. nicht warten können, weil sich an seinem Wohnorte keine Gelegenheit fand, die Confirmationshandlung nach den Vorschlägen des Vfs. einzurichten; da er jedoch zu keiner Parthey gegen den ihm unbekanntem Vf. zu gehören, sich bewußt ist, so wagt er es dennoch, einstweilen sein geringes Urtheil zu fällen. Die

vom Vf. vorgeschlagene Anordnung der feyerlichen Confirmations-Handlung scheint ihm ganz gut zu seyn; nur dürften die vielen Liederverse, Reden, Gebete u. s. w. etwas zu viele Zeit wegnehmen, und dadurch möchte die Andacht mancher Gemeindeglieder zuletzt etwas geschwächt werden. Mit der Skansion der eingestreuten Liederverse

darf man's nicht so genau nehmen, sonst würde man: *sein Blut* nicht für einen Trochäus und *Trost* für einen Jambus gelten lassen. Der im Ganzen nicht übeln *christlichen Volkshymne* möchte man nur etwas mehr Schwung, und einige Ausdrücke, wie z. B. „der Sterne-Wölbung Regierer“, von Gest gebraucht, mit andern vertauscht wünschen. Uebrigens glaubt auch Rec., daß diese Hymne ohne Bedenken von allen christlichen Religionspartheyen gesungen werden könne, und daß die Vorschläge des Vfs. in der Ausführung eine noch bessere Wirkung, als bey bloßen Lesen, thun werden.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. October 1802.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Pistevon*; oder über das Daseyn Gottes. Ein Seitenstück zum Elpizon. Herausgegeben vom Herausgeber des Elpizon. 1800. 328 S. 8.

Diese Schrift trägt, wie alle übrigen Arbeiten dieses Vfs. — der mit dem Herausg. wohl nur eine Person ist — das Gepräge freymüthiger, unbeeängener Forschung und lebendiger Darstellung an sich, und man wird sie mit Interesse lesen, wenn man auch nicht in alle Ideen des Vfs. einstimmen, seine Darstellung bisweilen zu weitläufig, und seine Einwürfe gegen die Fichte'sche und Forberg'sche Lehre von Gott nicht überall treffend finden sollte. In dem Vorberichte und in einigen Stellen des Buches selbst giebt der Vf. Nachricht von manchen Eigenheiten seiner ersten religiösen Bildung. „Als er schon das zehnte Jahr erreicht hatte, befand sich das Wort *Gott* noch nicht in seinem Lexikon; dennoch hatte er schon die herrlichsten Vorkenntnisse aller Art, welche ihm sein Vater gelegentlich, meistentheils im Freyem, und bey dem Anblicke der Gegenstände selbst, bezubringen pflegte. Wie er allmählig zur Religion gekommen sey, erzählt er in dem Buche selbst, Rec. aber läßt es unentschieden, ob sich in diese übrigens angenehme Erzählung nicht etwas Poetisches eingeschlichen haben möge. Der Zweck des Vfs. (Hn. Conf. R. *Christ. Friedr. Sintenis*) ist nun kein anderer, als den gemeinen Glauben an das objective Daseyn Gottes gegen die neuesten Einwürfe zu vertheidigen, und dies thut er mit ungleichem Glücke, in dreyzehn verschiedenen Betrachtungen. In der *ersten Betrachtung* wird mit Nachdruck von dem wichtigen Einfluß dieses Glaubens auf Tugend, Glückseligkeit, Beruhigung im Mißgeschick u. s. w. gehandelt, und der Vf. sucht hier der starken Sprache der Andersdenkenden eine ähnliche starke Sprache entgegen zu setzen. Unter andern heißt es S. 23, 24. mit Beziehung auf gewisse Behauptungen eines zwar nicht genannten, aber kenntlich genug gemachten Philosophen: „Das Trachten sollen nach dem Reiche Gottes, unbekümmert darum, ob am Ende so ein Reich komme, oder trotz des Trachtens der ganzen Christenheit, dennoch außen bleibe, kommt mir gar seltsam vor. Zu hoch für mich vollends ist's, wie ein Mensch, der wirklich wüßte, daß ein solches Reich Gottes eine wahre Unmöglichkeit sey und bleibe, dennoch, ohne den Charakter der Vernunftmäßigkeit zu verleugnen, fortfahren könne, so zu

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

handeln, als wenn er es möglich machen wollte. Sollte ein solcher Mensch nicht wirklich *Aehnlichkeit mit einem Kinde haben, das nach seinem eigenen Schatten läuft?*“ In der *zweyten Betrachtung* beantwortet sich der Vf. selbst noch einige Einwürfe, die man ihm allenfalls machen könnte, bevor seine weitere Untersuchung anfängt; daß er z. B. durch seine Gemüthsstimmung zu einer unpartheyischen Untersuchung über Gott vielleicht unfähig sey, daß man nicht wissen könne, daß ein Gott sey, daß das Daseyn Gottes nicht zu beweisen, daß Gott nicht zu denken sey u. s. w. Eine etwas ausführliche Wiederholung des Bekannten. Der letztere Einwurf wird S. 53. mit der Antwort ausgefertigt: „Es ist ganz etwas anderes, als ein Mensch sich Gott vorstellen, und etwas anderes, Gott sich als einen Menschen vorstellen. — Das letztere wäre unrecht, — das erstere aber muß ich u. s. w.“ Damit ist aber der Einwurf noch nicht beantwortet, ob denn nun die Vorstellung, die ich mir als Mensch von Gott mache, auch die richtige sey? *Dritte Betrachtung Begriff der Gottheit.* Gott denken wir uns als Substanz, als existirend, als einen Geist, als den allervollkommensten Geist, dem die ganze sinnliche und übersinnliche Welt untergeordnet sey. Die *vierte Betrachtung* enthält eine Digression auf einige neuerlich aufgestellte Vorstellungsarten von Gott, womit der Vf. nicht zufrieden ist. S. 89. kommt eine verdiente Rüge der sonderbaren Art vor, womit man in den gegenwärtigen Philosophen Fehden die heil. Schrift bisweilen citirt. In der 5. *Betrachtung* sucht der Vf. die *Uebereinstimmung des von ihm aufgestellten Begriffs von Gott mit der Bibel* zu zeigen. Offenbar aber legt der Vf. hier in manche alttestamentliche Ausprüche einen höhern geistigen Sinn, als man hinein legen darf. Selbst in den meisten neutestamentlichen Stellen wird mit dem Wort *heilig* ein anderer Sinn verbunden, als in der gegenwärtigen philosophischen Sprache. Die 6. *Betrachtung* enthält eine *Untersuchung* darüber, ob sich die *Allgemeinheit des Glaubens an Gott zu einem Beweise für das Daseyn Gottes eigne*. In dieser, eben nicht tief eingreifenden, Untersuchung wird die *Allgemeinheit* verneinet, und ihr die Beweiskraft abgesprochen. So richtig nun auch die S. 110. vorkommende Aeußerung ist, daß es den wenigsten unsrer Weltumflegler und Länderentdecker einfallt, die Völker und Völkchen, welche sie entdecken, in religiöser Hinsicht gehörig zu untersuchen, und daß sie bey denen, von welchen nichts zu erbeuten ist, ohnehin nicht lange verweilen: so nimmt man doch, nach Rec. Einsicht, noch immer zu wenig auf den Umstand

Ff

stand Rückficht, daß man die Sprache jener Völker wenig oder gar nicht versteht. Vielleicht würden, bey einer genauern Bekanntschaft mit der Sprache derselben, die von unseren Reisebeschreibern aufgestellten religiösen Systeme derselben, um mehr als die Hälfte in nichts zerfallen! Die 7. *Betrachtung* ist überschrieben: „Wie steht es um das, was man *notitia Dei insita s. ingenta* nennt?“ Der Vf. nimmt keine angeborenen Begriffe von Gott, kein angeborenes moralisches Gefühl an, und behauptet, daß dem Menschen nur die Anlage zur Vernunft und das Vermögen, moralisch werden zu können, angeboren sey. Die wirklichen Begriffe von Gott, von Recht und Unrecht würden erst durch die Kultur der Vernunft erlangt. In diesem Abschnitte wird auch von S. 120. an, auf eine interessante Art berichtet, wie der Vf. zur Gottesidee geführt worden sey. Anfangs war ihm die Sonne Gott, ehe er noch das Wort Gott wußte. Alles schrieb er der Sonne zu, und noch hält er es für unmöglich, zu glauben, daß es im ganzen Sonnendienste je eine *Sonnenjungfrau* gegeben habe, die die Sonne höher und reiner verehrte, als er selbst. Von den Millionen Sonnen, die er nach und nach am Sternenhimmel kennen lernte, behauptet er, habe ihn zuletzt sein Vater „auf die Ursonne, den unsichtbaren Ewigen und Einzigen, als den Grund der Verbindung aller jener Sonnen, der in keiner von den verbundenen Sonnen selbst liegen könne“ hingeführt. In der 8. *Betrachtung* — einer *Einleitung zu allen folgenden* — dringt Hr. S. nachdrücklich darauf, daß man alle Beweise für Gott höre und nach Verdienst würdige. Die Ueberzeugung von Gott aus der Natur hält er für diejenige, die sich am besten für die Menschheit im Ganzen oder für das Volk schicken. Einseitig ist es dagegen, wenn er geradezu behauptet, „daß diejenigen nicht Unrecht hätten, welche fürchteten, daß der Glaube an Gott an der bloßen Moral nur eine schwache Stütze habe, — daß das Volk den neuen Gott noch weniger, als den alten begreife, und gar nicht im Stande sey, den neuen Beweis für den alten Gott zu fassen.“ Die 9. *Betrachtung* enthält einen *Beweis für Gott aus der Sinnenwelt*, wobey der Vf. sehr weitläufig den transcendentalen Idealismus, welcher die vom Ich unabhängige Existenz der Sinnenwelt leugert, zu widerlegen sucht. In der 10. *Betr.* wird dieser Beweis für Gott aus der Sinnenwelt fortgesetzt. Indem der Vf. hier sehr richtig aus der Ordnung und Fülle der Zwecke in der Welt auf einen höchstweisen Weltordner schließt, beantwortet er zugleich mehrere ältere und neuere Einwürfe mit Nachdruck, und man folgt ihm mit Vergnügen bey diesen Betrachtungen. Er glaubt, daß die sinnliche Welt in ihrem ganzen Umfange für die übersinnliche Welt da sey; allein nun sucht er allmählig einen Schluß von der physischen Weltordnung auf die moralische und auf die Heiligkeit des Weltordners zu machen, wobey man jedoch manche notwendige Mittelglieder vermissen wird. Die 11. *Betr.* macht den Uebergang zum Beweise für Gott aus der übersinnlichen

Welt. Die übersinnliche Welt ist dem Vf. die Welt des Wahren und Guten, die Kräfte, welche in ihr wirken, sind die Denkkraft und die Willenskraft. Ein Wesen, welches diese Kräfte besitzt, tritt eben dadurch in die Reihe der Intelligenzen ein. Wir Menschen gehören dahin, und der Beweis für Gott aus der übersinnlichen Welt verwandelt sich dadurch in den Beweis der höhern Bestimmung des Menschen, die denn wieder in die Bestimmung zur Wahrheit und in die Bestimmung zur Sittlichkeit zerfällt. Die 12. *Betr.* enthält den Beweis für Gott aus der *Bestimmung des Menschen zur Wahrheit*. Der Mensch vernimmt in seinem Innern das Gebot: „suche richtig zu erkennen.“ Er fühlt sich an gewisse Gesetze des Denkens gebunden, die ihren Grund nur in einer höchsten Vernunft haben können. Die 13. und letzte *Betrachtung* enthält den *Beweis aus der Bestimmung des Menschen zur Tugend*. Das Gebot: *sey rechtschaffen*, sagt Hr. S., sey mit dem: *suche richtig zu erkennen*, einerley, und: *sey rechtschaffen*, heiße nichts anders, als: *neige dich zum Richtigerkannten*. Jeder Mensch höre dies Gebot, sobald er zu moralischen Erkenntnissen gelange; wie er die erkannten *speculativen Wahrheiten glauben* solle, so solle er die erkannten *praktischen Wahrheiten thun*. Moralität, d. h. die Richtung des Willens auf das Gute, sey die Krone des Universums. Für diese Moralität sey der Mensch bestimmt. Wir ahnen eine höchste Intelligenz, die an der Spitze des allgemeinen Wohls — d. i. nach unserem Vf., des *Zwecks bey allen unserm Willensbestimmungen* — steht. Wir vermuthen, daß die Tugend, die überall in kleinen Portionen da ist, irgendwo in größter Masse anzutreffen seyn müsse. Wir fühlen es, daß die Menschheit bestimmt sey zu einem Reiche der Tugend, und es muß ein Gott seyn, der dies Reich herbeyführt u. s. w. Rec. hält den Satz: „suche richtig zu erkennen“, und den: „sey rechtschaffen“ für nicht so gleichbedeutend, als der Vf. und glaubt, daß auch der böse Mensch etwas recht erkennen und doch unsittlich handeln könne, daß aber die jedem Menschen beywohnende *praktische Vernunft* einen durchaus sichern Maßstab des Handelns gebe, daher auch Menschen von wenig Verstand und wenigen Kenntnissen dennoch oft sehr richtig nach diesem innern Gesetze handeln. Unser Vf. hält es, nach S. 313. für gefährlich, daß man aus der Ankunft eines Reichs der Tugend Gott nur beweisen zu können vorgiebt, und es hernach aufs ungewisse stellt: ob ein solches Reich ja kommen werde oder nicht. Nach ihm, ist gar keine Bürgschaft für das Reich der Tugend zu finden, wenn kein Gott ist. Der Glaube an Gott aus der Sinnenwelt soll dazu kommen, und die Bürgschaft fest machen. Denn erst werde das Sittengesetz gleichsam durch das Gleichgewichtsgesetz in der Natur verankert. Zuletzt kommt er noch auf die *Glückseligkeit*, die jeder Tugendhafte fordern dürfe. „Das Gethrey gegen die Eudämonisten aller Art war dem Vf. wirklich *lächerlich*.“ Wer den Satz: „einem jeglichen wird vergolten werden nach seinen Werken“ umfasse,

der stoffe die ganze moralische Weltordnung um. Nur wenn wir tugendhaft und glücklich seyn wollten, sey volle Harmonie unsers Wesens da. So wahr aber diess sey: so wahr sey Gott. — Diess sind die Grundlinien einer Schrift, der wir recht viele aufmerksame Leser wünschen. Warum jedoch der Vf. durchaus *System*, *Hypothese*, *Analysirt*, ferner: *befridigt*, *entschieden*, *Zufriedenheit*, ohne *e*, und doch *Trieb*; *wiel*, *verliehrt*, mit einem *e* schreibt, ist nicht wohl abzusehen. Am Ende des Buches wird eine Fortsetzung versprochen, der wir mit Vergnügen entgegen sehen.

### PHILOLOGIE.

- 1) BRANDENBURG, b. Leich: *E. F. A. Seyfert auf Geschichte und Kritik gegründete lat. Sprachlehre in fünf Bändchen*, deren erstes als erste Grundlage zu einem festen lat. grammatischen Lehrgebäude vornehmlich für Lehrer, Sprach- und Geschichtsforscher, die übrigen aber zunächst für Lernende bestimmt sind. 1798. XI. u. 283 S. (18 gr.) *Zweyter Th. oder erster Cursus* (für Lernende). 1800. 402 S. (18 gr.) *Dritter Th. oder zweyter Cursus*. 1800. 238 S. (12 gr.) *Vierter Th. oder dritter Cursus*. 1801. 228 S. gr. 8. (12 gr.)
- 2) FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Deutsche und lateinische Sprachlehre für Schulen* von Jac. Brand, des Erzbisch. Mainz. Seminar. Alumnus, der lat. Trivialschule zu Alschaffenburg einstweilen Professor. *Erster Theil. Etymologie*. 1801. XII. und 315 S. gr. 8. (12 gr.)
- 3) BERLIN, b. Maurer: *Lateinische Sprachlehre*. Zum Gebrauch der K. Chirurg. Pefiniere zu Berlin und angehender Aerzte und Wundärzte von A. Schloffer, K. Lehrer der lat. Sprache bey der chirurg. Pefiniere. 1801. 327 S. gr. 8. (16 gr.)
- 4) MÜNCHEN, b. Lentner: *Anleitung zum lat. Sylbenmaafs und Versbau*. 1802. 79 S. 8. (4 gr.)
- 5) DRESDEN u. LEIPZIG, b. Hilscher: *Unterricht in der lat. Sprache*, oder Art und Weise, Kindern die lat. Sprache auf eine angenehme und faßliche Methode beyzubringen. 1800. 98 S. 8. (6 gr.)

Von der Zeit an, da Griechen und Römer die Grammatik zu dem Rang einer Wissenschaft erhoben haben, bis auf unsere Tage, giebt es eine unabsehbare Reihe von Grammatiken und grammatischen Erörterungen, deren Menge und widersprechender Inhalt das Studium mehr erschwert als erleichtert hat. Noch wird der Demiurg erwartet, der in das Chaos der lateinischen Grammatik Licht und Ordnung bringen soll, aber Vorbereitungen und Anfänge sind dazu gemacht. Nur in einem kritischen und philosophischen Studium der Sprachwissenschaft, in dem Aufsteigen von der römischen Tochter Sprache zu der griechischen Mutter Sprache und in der sorgfältigsten Benutzung der alten Grammatiker ist Heil zu finden. Diese Forderungen

kennt und erfüllt wenigstens zum Theil der Vf. von Nr. 1. Der erste Theil seines grundgelehrten Werks ist nicht etwa, wie man durch den Titel verleitet werden könnte, zu glauben, eine vollständige Sprachlehre für Gelehrte, sondern er beschäftigt sich meist mit der aus Buchstaben bestehenden Schrift und Aussprache der Wörter, und enthält über diese Gegenstände sehr gelehrte, grosentheils aus einem tief eindringenden Stadium der alten Grammatiker, deren Beweisstellen, in *extenso* aufgeführt, einen grossen Theil des Buches einnehmen, abgeleitete Untersuchungen und Grundsätze. Hat gleich der Vf. ein etwas starkes Selbstgefühl: so steht es ihm doch nicht ganz übel, da es sich auf ein mehr als oberflächliches Studium der *res grammatica* stützt. Eine Methodik wollte der Vf. nicht geben, sondern nur einen Leitfaden, mit dessen Hilfe man sich bey einer guten Methode (die sich nicht im Allgemeinen bestimmen lasse, sondern sich nach den Subjecten richten müsse) aus dem Labyrinth der Grammatik heraushelfen könne. Die kritischen und historischen Sprachforschungen dieses ersten Theils, der auch besonders verkauft wird, empfehlen dieses Werk jedem Sprachgelehrten, wenn er gleich hier und da Hypothesen, etymologische Spitzfindigkeiten, unkritische Behauptungen finden sollte; wie es denn z. B. der gelehrten Ausführung über Erfindung der Schrift S. 11. ff. wohl an Kritik fehlen dürfte. Hier wie anderwärts vermisst man Bekanntschaft mit neuern Forschungen über diese Gegenstände. Hug's Abhandlung über die Erfindung der Buchstaben Schrift und Wolfs Prolegomena über die Ilias würden dem Vf. theils zur Befestigung seiner Ansichten gedient, theils seinen Untersuchungen eine sichere Richtung gegeben haben. Nach dem Vf. kamen die *etruscae* oder *antiquae literae latinae*, deren sich die ältesten Lateiner und die ersten Bewohner des nachmaligen Rom zuerst gemeinschaftlich mit den Etruscern bedienten, mit dem Evander nach Italien und bestanden in *kleiner* Schrift. Aber nach mehreren Jahrhunderten nahmen die Römer ein zweytes Alphabet von den Griechen an, welches Demaratus aus Corinth mitbrachte, und das aus *grosser* Schrift, unfern Versbuchstaben ähnlich, bestand. Auf den grammatischen Unterricht dürften die Erörterungen des Vf. nur ihrem kleinsten Theil nach Einfluss haben, aber dem Gelehrten werden sie willkommen seyn. Verweisen wir nur auf einige Bemerkungen. S. 9. wird behauptet, die sogenannten arabischen Zahlzeichen seyen aus den griechischen und lateinischen entstanden. S. 20. ff. es giebt Sylben, die keinen Selbstlaut haben, wie *Si! Hm!* S. 29. gelehrte Untersuchung über das Wort *suburna*. Das aolische Digamma wird vom Vf. ausführlich abgehandelt. S. 50. f. wird *Formiae* vom alten *Formum*, d. h. *calidum*, abgeleitet, in Beziehung auf die warmen Bäder, davon auch das deutsche *warm* und der Name *Worms* u. s. w. herkomme. Doch man trifft überall auf etwas Merkwürdiges, welches hier anzuzählen der Ort nicht ist. Was nun die lateinische Sprachlehre für Lernende in den drey folgenden Theilen betrifft: so muß auch ihr das Lob gründlicher

cher Gelehrsamkeit und großer Belesenheit werden. Die Sätze werden, wie im ersten Theil für Gelehrte, mit Stellen nicht nur aus den Classikern, sondern auch aus den alten Grammatikern, belegt; lateinische und deutsche Beyspiele sind zur Uebung in hinlänglicher Anzahl beygebracht. Dafs eine so ausführlich behandelte und so gelehrt ausgestattete Sprachlehre für den Schulgebrauch geeignet seyn sollte, will uns freylich nicht einleuchten; dafs sie aber den Provectoribus, die tiefer in das Innre der Sprache eindringen wollen, zum Nachschlagen bey dem Privatgebrauch gute Dienste leisten könne, daran zweifeln wir nicht. Für den Schulgebrauch wird sich vielleicht besser ein Auszug aus dieser ausführlichen Sprachlehre schicken, den der Vf. nach Beendigung der letztern verspricht: denn noch ist der fünfte Theil nicht erschienen, welcher eine Nachlese zu den vorigen, vorzüglich aber die Prosodie und Register enthalten soll.

Dafs Knaben oft im Lateinischen unterrichtet werden, ehe sie den nothdürftigsten Unterricht über ihre Muttersprache erhalten haben, ist eine schlimme Sache, und eben so schlimm, dafs man sich überall auf manchen Schulen keine Zeit zu dem letztern nimmt, oder bey den überhäuften Gegenständen des Lernens keine Zeit dazu findet. Der Vf. von Nr. 2. sucht diesen Nachtheilen durch eine Verbindung des Unterrichts in der deutschen und in der lateinischen Sprache abzuhelfen. Es ist ein erster Versuch in seiner Art, ein psychologisches Problem zu lösen. Die Erfahrung muß entscheiden, ob diese Vereinigungsmethode, wobey Zeit und Aufwand von Kraft gespart zu werden scheint, wohlthätig und vortheilhaft ist, oder ob die auf zwey so verschiedenartige Sprachen zugleich gerichtete Aufmerksamkeit mehr Anstrengung erfordert, und eine Verwirrung der Begriffe erzeugen kann. „Ich liefs, sagt der Vf., bey jedem Abschnitte, den jeder neue Sprachtheil macht, die allgemeinen Erklärungen vorhergehen, und setzte dann zuerst das Deutsche, und nach diesem das Lateinische. Das Eigenthümliche jeder Sprache muß also bey der Zusammenstellung dem Schüler von selbst in die Augen springen, und das Lateinische um so leichter seyn, weil er durch das vorhergegangene Deutsche schon vieles voraus hat. Ich bemühet mich hierbey, so kurz zu seyn, als es mir dem Zwecke gemäß, möglich war, und dieser Fall trat eher im Deutschen als im Lateinischen ein. Ich flohe die Abstractionen, weil der Knabe von 9—10 Jahren sie selten versteht, und nahm sie nur da auf, wo sie unvermeidlich waren.“ In der deutschen Sprache folgte er Adelung, und wich nur in einzelnen Fällen, wo er hinreichende Gründe zu haben glaubte, von ihm ab. In der lateinischen Sprache waren Scheller, Bröder und Dissendinger seine Führer. Der Vf. hat die Fragmethode, die man glücklicher Weise aus den Katechismen verbannt hat, hier wieder eingeführt. Der zweyte Theil, welcher die Wortfügung enthalten wird, soll bald nachfolgen.

Die Sprachlehre Nr. 3. ist für künftige Aerzte und Wundärzte bestimmt. Wer eigentlich Medicin studiert, braucht keiner besonders für ihn zugerichte-

ten lat. Sprachlehre, so wenig als der Theolog und der Jurist; eine andre Sache ist es mit dem Wundarzt, der keine gelehrten Studien macht, dem aber doch zugemuthet werden kann, dafs er das Latein nothdürftig verstehe, die lateinische Terminologie nicht verstümme und, wie man sagt, seinen Casus richtig setze. Eine schlichte lateinische Sprachlehre ohne alle scholastische Verbrämung würde für diese Classe nicht unnütz seyn. Und in sofern der Herausg. diese vor Augen hat, ist sein Unternehmen zu loben; auch kann man mit der Ausführung im Allgemeinen sich genügen lassen, wenn gleich alles noch einfacher, noch näher zum Zweck hingeleitet seyn könnte. So scheint der Vf. zu glauben, er habe die Lehre von den absoluten Ablativen sehr vereinfacht, aber seine Schüler könnten der grammatischen Zergliederungskunst gewifs noch mehr überhoben werden, wenn sie angewiesen würden: *pietate sublata* nach aufgehobener Gottesfurcht, *vere appropinquante* bey herannahendem Frühling *Fri-derico rege* unter dem König Friederich, zu übersetzen. Dafs der Vf. Wörter und Beyspiele zum Theil aus der Sphäre der medicinischen Wissenschaften und aus alten und neuen Aerzten entlehnt hat, verdient Lob. Ein Anhang lateinischer Aphorismen und kurzer Stellen aus guten lateinisch medicinischen, vornehmlich chirurgischen, Schriften wäre zweckmäßiger gewesen als die beygefügte *Syntaxis ornata*, die nur für den Studierenden gehört, der sie aus jeder andern Sprachlehre schöpfen mag.

Nr. 4. ist für den ersten Anlaß und zum gemeinen Gebrauche des Anfängers hinreichend; es handelt erst von den Versarten und dann von der Quantität der Sylben. Ueber die Quantität der mittlern Sylben der Wörter wird hier bessere Auskunft als in den gewöhnlichen Sprachlehren gegeben. Zu dem Schema der achtfüßigen Jamben S. 19. passen nicht die beiden untergesetzten Verse aus Terenz Ad. 5. 4. 1. f. Eben so wird S. 30. der erste Fuß der Hendecasyllaben als ein Spondeus angegeben, wiewohl dafür in einigen untergelegten Beyspielen ein Trochäus vorkommt, welchen auch Catull zuweilen statt jenes braucht.

Nr. 5. ist keine Sprachlehre, sondern eine Krücke für das Gedächtniß der lieben Jugend. Der Vf. glaubt, die Vocabeln würden sich dieser in, mit und unter dem Vehikel von deutschen Reimlein besser einprägen, dergestalt, dafs jeder Vers auf das lateinische Wort, welches gemerkt werden soll, ausgehe, wie folgt:

Die Flucher handeln nicht nur unrecht *prave*,  
Sie handeln auch oft ungerathet *inepte*,  
Wenn sie z. B. einen Stein verfluchen *devovere*,  
An dem sie hängen bleiben *haerere ere*.

Zu Delphi sprach begeistert *furibundus*  
Auf einem goldnen Dreyfuß *tripus*  
In des Apollo's Heiligthum *Jacrarium*  
Die Pythia den Götterspruch *oraculum*.

Auch wir fühlen uns von des Vfs. Muse ergriffen und singen:

Zu Delphi stotterte die Priesterin, *Pythia*,  
Wenn sie die Sprechwuth ergriff, *furibunda*,  
Orakel in stolpernden Versen, *Hexameter*,  
Nicht besser wie unser Versmann, *poëtafter*.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonntags, den 30. October 1802.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Meyn u. Mahnke: Taschenbuch für Theologen und Prediger als Freunden der Speculation und Literatur auf [das Jahr] 1802. Herausgegeben von J. O. Thiess, Dr. und Prof. 1802. 198 S. kl. 4. (20 gr.)

Rec. sieht wohl ein, daß der Vf. zu den unglücklichen Schriftstellern gehört, die durch ihre äufsere Lage veranlaßt werden, mit der Schriftstellerey ein Gewerbe zu treiben; allein da ihm als Rec. das Beste der Literatur am Herzen liegen muß: so darf er nur auf die Schriften selbst sehen, um sie unpartheyisch zu würdigen, und ihren Werth oder Unwerth zu bemerken. Ausserdem giebt es ja für einen Gelehrten noch andere Wege zum Verdienste, als bloß die Schriftstellerey, wie z. B. der mündliche Unterricht, so daß man selbst durch äufsere Noth noch nicht *gezwungen* wird, ganz unreife Geistesproducte in die Welt zu schicken, wie das vorliegende ist. Mit dem Namen eines *Taschenbuchs* oder *Almanachs* den Begriff eines Quodlibets zu verbinden, ist man schon gewohnt, und so wäre es auch eben nicht auffallend, dergleichen in diesem Taschenbuche für Theologen und Prediger zu finden, wenn nur die mannigfaltigen Partikeln von einem soliden Gehalte und einer gefälligen Form wären. Leider fehlt aber beides. Der Inhalt ist höchst mager, und die Theologen werden nicht wissen, was sie daraus lernen sollen; die Form aber, welche der ganzen Anlage nach wohl die Hauptsache seyn soll, ist die satyrische, die durch klägliche Wortspiele, geschraubte Wendungen und trivialen Witz erzwungen wird, so daß man wohl sieht, dem Vf. mangelt alle natürliche Anlage zur Satyre. Es war also eine unglückliche Idee, daß sich der Vf. gerade hierauf als auf seine starke Seite verlassen zu können glaubte, wie das Motto auf dem Titel „*difficile est, Satyram non scribere*“ andeutet, da es doch gerade seine schwächste Seite ist. Ausser einigen moralisch-religiösen Sentenzen *Lavater's*, die an der Spitze stehen, ist fast alles Uebrige in dieser vermeynten satyrischen und persiflirten Manier verfaßt, wovon der Hauptgegenstand die Zeitphilosophie ist, besonders die *Fichte'sche*, der sich Hr. Th. doch sonst ganz in die Arme zu werfen pflegt. Hierher gehören die Rubriken *Geist der neuesten Philosophie*; *Mores eruditorem* (*Nicolai* und *Fichte* gegen einander gestellt). *Das System der Sittenlehre*; *Dicta classica*; *der Wissenschaftslehrer an Lessings Schatten*; *Antwort des*

*Schattens*; *Frage*; *Antwort*; *eine Bedenklichkeit*; *noch eine Bedenklichkeit*; *Socrates*, *Paulus*, *Fichte*; *Acta Philosophorum*; *Ordre des philosophischen Journals*; *Acta Philosophorum T. II.*; *Gespräch*; *Gerücht u. s. w.* Die Rubrik „*Ertrag der letzten Michaelsmesse*“ nimmt bey weiten den größten Theil dieses Taschenbuchs ein, denn sie geht von S. 56—120. Hier scheint der Vf. als ein durch sich selbst berufener Satyriker vorzüglich die theologischen Schriftsteller ins Auge gefaßt zu haben, um über sie und ihre Büchertitel die satyrische Geißel zu schwingen, wenn gleich die Philosophen auch nicht leer ausgehen. Weil er diese Rubrik recht *con amore* und in der Fülle seines Geistes ausgearbeitet hat: so glaubt Rec. ihm einen Gefallen zu erzeigen, wenn er einige Proben davon aushebt. „*Von Ammon's neuer biblischer* [u] *Theologie* ist der zweyte Theil erschienen. Auch hier wird man keine *biblische* und überall keine *Theologie* suchen dürfen, aber finden, wie Hr. A. nach so vielen Bibelauslegern über viele Bibelstellen, die er mit so vielen *Dogmatikern* dem kirchlichen Lehrbegriff anpaßt, denkt, und anders denkt, wie vor 10 Jahren. Das neue Jahrhundert hat er von Göttingen aus in Erlangen mit zwey Predigten gefeyert.“ Es würde Beleidigung der Leser seyn, wenn Rec. diese Art von Witz und Satyre noch weiter auseinander setzen wollte. Also gleich weiter. „*Falk's Taschenbuch* ist das meinige; eben darum gebe ich dies heraus, denn auch meine Taschen sind eng.“ Schwerlich wird *Falk's* Satyre Repressalien zu gebrauchen wagen. „*Guts Muths* ist die Bibliothek der pädagogischen Literatur noch immer. Ob sie es bleiben wird, wenn das unten angekündigte *Journal für die Pädagogik als Wissenschaft* ihren Geist herausziehen sollte? Aber da würden die Herausgeber des Journals auch manchmal in einen sauern Apfel beissen.“ Ach, wer sich mit solchen Anspielungen auf Namen helfen muß, der möchte wohl ausrufen! *Difficile est satyram scribere!* „*Henke's* allgemeine Geschichte der christlichen Kirche wird nach ihren vorhandenen vier Theilen immer fort neu aufgelegt, und bleibt noch immer unvollendet, auch wohl nach der letzten Auflage des letzten Theils. Aber es ist, wenn auch keine kirchen- doch eine *allgemeine* Geschichte, und die A. L. Z. wird wie die A. D. B. von diesem Meisterwerke ihres Mitarbeiters noch lange zu rühmen wissen. Dessen Magazin für Religionsphilosophie u. s. w. droht bald einzufürzen. Die Religionsphilosophie kann nicht darunter leiden, und für die Exegese und Kirchengeschichte wird sich der *Speditör* bey Zeiten nach einem andern *Passraume* umsehen.“ Es gehört zur

Charakteristik schlechter Schriftsteller, das ange-  
sehene kritische Institute, wo ihre Schriften einer  
strengen Beurtheilung unterworfen werden, ihnen  
ein Dorn im Auge sind. Dabei kommen hier die  
Rubriken; die *allgemeine deutsche Bibliothek*; die *all-  
gemeine Literatur-Zeitung*; über die *allgemeinen deut-  
schen Recensionsanstalten* u. dgl. m. gar nicht unerwar-  
tet. In der letzten bedient sich der Vf. des gemei-  
nen Kunstgriffs, die Recensenten als unwissende Jüng-  
linge oder als abgelebte Invaliden darzustellen, der  
so verbraucht ist, das Niemand mehr darauf achtet.  
S. 142. „Wer selbst ein Buch schreiben kann, der  
„schreibt ein Buch, und keine Recension, und für  
„die Recensionen bleiben in der Regel nur diejeni-  
„gen übrig, die kein Buch schreiben können; hin-  
„ter ihrem Zeitalter zurückgebliebene Invaliden, de-  
„ren Bücher keinen Absatz und also [schöner Stil!]  
„keinen Verleger finden, und Schüler, die zwar ein  
„Aufsätze in GröÙe einer Recension einzubrin-  
„gen [einliefern] aber nicht den Plan eines Buchs  
„entwerfen können. Dafür meine Leser! Dafür ist  
„die Anonymität der Recensenten.“ Bey der A. L.  
Z. ist es Regel, das Niemand recensiren darf, der  
nicht als Schriftsteller in seinem Fache Beyfall gefun-  
den hat, und so wird es auch wohl bey der A. D.  
B. und Götting. gelehrten Zeitung seyn. Bessere Sach-  
verständige kennt man im Allgemeinen nicht, als  
solche, die es öffentlich dokumentirt haben. — Ge-  
gen das Ende folgt noch eine Ankündigung einiger  
Schriften des Vfs., seiner „*auserlesenen neuen  
Bibliothek für öffentliche Religionslehrer*“ und seiner  
„*Anleitung zur Bildung*“ als Pendant von seiner „*An-  
leitung zur Amtsberesamkeit*.“ Den Beschluss macht  
ein theologischer Nekrolog vom J. 1801. Das Titel-  
kupfer ist ein Bild von Lavater. — Vermag noch  
ein wohlgemeynter Rath etwas über den Vf., so wird  
er sich mit seinen Schriften künftig nicht so übereilen,  
als es seit einiger Zeit der Fall war, und einen an-  
dern Ton anstimmen, der ihm nicht die ganze ge-  
lehrte Welt abgeneigt macht. Die Satyre muß fein  
und geistreich seyn, wenn sie gefallen soll. Ein sa-  
der Witz, der mit Buchstaben, Worten und Namen  
spielt, wird nicht belacht, sondern ausgelacht. Der  
absprechende Ton endlich schickt sich am wenigsten  
für den Vf., den man bis jetzt noch nicht für einen  
Meister, aufser in der Kunst der Vielschreiberey, an-  
erkennt.

STUTTGARD, b. Löflund: *Das Leben Jesu, nach den  
vier Evangelien übereinstimmig beschrieben*, von  
Joh. Jak. Keller, Conrector in Eßlingen. 1802.  
20 Bog. 8. (1 Gul. rheinisch.)

Der Vf. versichert in der Vorrede, „das er nach  
„seiner Ueberzeugung von der göttlichen Abkunft Je-  
„su, von seinen unaussprechlichen Verdiensten um  
„die Menschheit und von der unübertrefflichen Bil-  
„dungs- und Beseligungskraft seiner Religion in al-  
„ler Welt keine wichtigere (?) Arbeit hätte unterneh-  
„men können, als diese in Harmonie gebrachte Nach-

„erzählung des Lebens Jesu;“ er bestimmte sie für  
die Ungelehrten; freylich waren der hermeneuti-  
schen und exegetischen Hülfsmittel, die ihm zu Ge-  
bote standen, „nicht gerade viele;“ doch zählt man  
sie unter diejenigen, „die wohl schon gut accreditirt  
sind.“ (!) Soll Rec. aufrichtig seine Meynung sagen,  
so sieht er nicht, was für ein grosses Heil den Un-  
gelehrten durch diese Arbeit zu wachsen kann; Hr.  
K. erzählt nicht etwa wie Hefs das Leben Jesu prag-  
matisch in seiner eigenen Manier, sondern man fin-  
det hier nur, was man schon durch die gewöhnliche  
Uebersetzung der vier Evangelien erfährt, nur mit  
dem Unterschiede, das man bald aus diesem, bald  
aus jenem Evangelisten einen Abschnitt zu lesen be-  
kömmt, und das Hr. K. eine eigene Uebersetzung  
gibt, in welche er oft einige Worte zur Erklärung  
einschaltet, womit er auch zuweilen eine Note ver-  
bindet, die einer dunkeln Stelle einiges Licht geben  
soll. Von der Uebersetzung einige Proben. Der *An-  
fang des Evang. Joh.*, den er auf die *Taufe Jesu  
am Jordan* folgen läßt, lautet bey ihm so: „Ehe  
„noch etwas aufser Gott war, war schon [das Wesen,  
„welches jetzt viele] die höchste Weisheit nennen.  
„Es war mit der Gottheit von jeher aufs seligste und  
„unzertrennlichste verbunden; ja die höchste Weis-  
„heit und Gott ist *einerley*. — Es war der Urbe-  
„ber aller Glückseligkeit, weil es der *vollkommenste*  
„und *wohlthätigste* Lehrer des Menschengeschlechts  
„wurde. Es ward nie müde, den Unwissenden *durch*  
„*Unterricht in der Religion* den Weg zu ihrer Glück-  
„seligkeit zu zeigen; aber die Unwissenden waren zu  
„verdorren, als das sie seinen Unterricht hätten  
„fassen und brauchen mögen; sie verachteten also  
„die ihnen angebotene Glückseligkeit. Johannes,  
„[der Täufer] war dazu ausersehen, die Menschen  
„auf den *Messias* aufmerksam zu machen. — Er  
„(der *Messias*) lebte in der Welt, welche durch sei-  
„ne Mitwirkung geschaffen worden war; aber eben  
„diese Welt verwarf ihn. — Dieser *Messias* ver-  
„einigte sich mit der menschlichen Natur Jesu“ u. s. f.  
Und die Ueberschrift dieses Abschnitts lautet: „*Chri-  
„stus, das Wort Gottes, ist von Anfang gewesen und*  
„*in der Zeit Mensch geworden*.“ Also auch Hr. K.  
macht den *λογος* zu einem besondern Wesen; auch  
er verwechselt den *λογος* mit dem *Messias*; auch er  
überieht, das nach Johannes nicht der *Messias* mit  
der menschlichen Natur Jesu, sondern der *λογος* mit  
einem Menschen sich vereinigt hat, *der dadurch der  
Messias ward*. Von dem *Geschmacke*, in welchem die-  
se paraphrastische Uebersetzung verfaßt ist, etwas zu  
sagen, ist überflüssig. Nun aus Lucas noch etwas:  
„der ältere Sohn (XV. 25—29.) war auf dem Felede  
„[und kam heim]. Als er sich dem Hause näherte,  
„hörte er Musik und Tanz. Dann rief er einen *Isaech*  
„herbey und fragte, was das wäre? Dein Bruder,  
„sagte dieser, ist gekommen, und hat [vor Freude]  
„ein gewästetes Kalb [zu einer Mahlzeit] getöchlach-  
„tet, weil er ihn gesund wieder bekommen hat.  
„Dafs verdros ihn, und er wollte nicht [ins Haus]  
„hineingehen. Da ging sein Vater heraus, und re-  
„dete

„dete ihm zu, [dass er doch hineinkomme]. Er erklärte aber [seinen Unwillen] und sagte zum Vater: „Ich diene dir“ u. s. f. Die Erläuterungen erläutern nicht viel; man erfährt z. B. nicht, was die Redensarten sagen wollen: mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen, aus dem Wasser und Geist gebühren seyn, das Gericht dem Sohne übergeben, u. a. m. Von den Noten für die Ungelahrten dürfen wir folgende den Lesern nicht vorenthalten. Hr. K. übersetzt den Anfang des Gebets Jesu so: Vater unser in dem Himmel, und bemerkt dabey: „Nach dem Grundtexte: „*πάτερ ημών*, nicht nach dem Lateinischen: *pater noster* (habe ich übersetzt). Das deutsche unser ist in dieser Zusammenstellung nicht das possessive Pronomen, sondern das personale im Genitiv des Plurals: „*ημεῖς* wir — *ημών*, unser, unserer, wie in der Redensart: in unser aller Namen.“ — Füglich hätte dieß ganze Buch können entbehrt werden. Rec. glaubt nicht einmal, daß die Ungelahrten die vier Evangelien, so zerstückelt, mit Vergnügen lesen werden; lieber lesen sie jeden Evangelisten im Zusammenhange, und haben grössere Erbauung dabey. Daß zwar Hr. K. es mit diesem Leben Jesu recht gut gemeint habe, läßt man gerne gelten; nur wird dadurch seine Schrift nicht besser, und schwerlich wird jemanden durch dieselbe ein helleres Licht, als ihm vorher schon leuchtete, über die vier Evangelien aufgehen.

### ARZNEGELAHRTHEIT.

- 1) ALTENBURG, b. Richter: *William Blair*, (s.) Wundarzt(es) am Hospital für Venerische, am Asylum und an dem Krankenhause (*Dispensary, Krankenkassalt.*) zu Finsburg, (!!) *Versuche über die venerische Krankheit und die sie begleitende (n) Zufälle, erläutert durch verschiedene Krankengeschichten. Erster Versuch. Erster Theil.* Ueber die antivenerischen Wirkungen der Salpetersäure, der oxigetirten Salzsäure der Potasche und einiger ähnlicher Mittel, die man neuerlich als Surrogate des Quecksilbers vorgeschlagen hat. Aus dem Englischen übersetzt von D. C. A. Struve in Görlitz. 1799. 13 $\frac{1}{2}$  Bog. gr. 8. (16 gr.)
- 2) GLOGAU, in d. neuen Güntherf. Buchh.: *William Blair*, (s.) Wundarzt(es) am Hospital für Venerische, am Asylum (*Asylum*) und an dem Krankenhause zu Finsburg (!) *neueste Erfahrungen über die venerische Krankheit, mit kritischen praktischen Beobachtungen über die antivenerischen Wirkungen der Schweißmittel.* Aus dem Englischen übersetzt von D. C. A. Struve in Görlitz. 1801. 12 Bog. 8. (16 gr.)

Beide Nummern machen, ungeachtet der Verschiedenheit im Titel, Format, und Druck, zusammen nur ein Ganzes aus, indem sie die Uebersetzung des (A. L. Z. 1801. Nr. 119. fg. angezeigten) Werkes von Blair: *Essays on the venereal Disease* u. s. w. enthal-

ten, und zwar so, daß erstere den ersten, die zweyte den andern, Theil desselben liefert. Jener ist mit mehrerer Treue überfetzt, als dieser, in welchem die im Originale befindlichen Auszüge aus *Rollo*, *Alizon*, und *Beddoes*, nebst den Namen der vorkommenden Kranken, weggelassen sind, und überhaupt der Text zuweilen abgekürzt ist. Daher entsteht eine veränderte Folge der Kapitel, denn es fehlt das ganze zweyte und dritte Kapitel, sammt dem dritten Abschnitte des vierten.

Die Uebersetzung selbst, als solche, empfiehlt sich durch keine Vorzüge. Wir führen nur folgende Stellen zum Belege dieses Urtheils an: in verschiedenen Zuständen, (Th. I. S. 2.) auf dem Continent, (I. 25. 32.) Sire, statt Mein Herr, (I. 37. 52. 55. 61.) die Methode wegstreichen, statt begreifen, (I. 91.) etwas herausbekommen, statt entdecken, merken, erfahren, (I. 99.) ein Arzneymittel beseitigen, statt bey Seite setzen, (I. 160. 102. II. 7.) eine bleyigte Auflösung, (I. 100. II. 134.) ein saturnisches Waller, (I. 103) das Vorhandenseyn, statt die Gegenwart, das Daseyn, (II. 9.) Fortgebrauch, statt fortgesetzter Gebrauch, (II. 17. 76.) eine pelzige Zunge, (II. 45. 48.) er fürchte sich, statt fürchtete, (II. 51.) eine Federkiele, (II. 85.) anfängliche oder erste Zufälle, zweyte Symptome, statt primäre und secundäre Symptome, (I. 23. 50. 93. 76.) Beymittel, statt adjuvans, (II. 99.) u. s. w. Das *oxygenated muriate of potash* heist bald oxigetirte (!) Salzsäure der Potasche, (I. 20.) bald oxigetirte Potaschenfalzsäure, (I. 73.) bald oxigetirte Meerfalzsaure Potasche, (I. 160.) bald oxigene (!) Salzsäure der Potasche, (I. 111.) da hingegen das *oxymuriate of potash* anderwärts (II. 11. ff. 161. 173.) schlechweg durch Salzsäure der Potasche übersetzt wird: auch ausserdem köstet man mehrmalen auf den Ausdruck: *oxigetirt*, und *hyperoxigetirt*, (I. 22. 23. 73. 159. 176.) — *Blore palatable* heist (II. 174.): der Gaumen verträgt es besser; und a *palatable tonic* ist (I. 76.) ein tonisches Mittel für den Gaumen. *A new fangled method* wird (I. 100.) durch: eine neu erfundene Methode, gegeben und (I. 117.) a *solution of acetated cerusse* durch: eine Solution von essigsaurer Bleyweißsalbe. *Sixpence* heist (I. 61.) richtig: ein halbes Schillingsstück, allein in der hingeworfenen Anmerkung dabey klingt es, als wenn zwölf Sixpences einen Schilling ausmachten. — Wenn (II. 101.) *Fitzmaurice* in der Uebersetzung sagt: „Bey den meisten Kranken mußten wir die alte Methode wieder zur Hand nehmen.“ so hat der Sinn des Originals durch die vorgenommene Abkürzung sehr gelitten, denn in dem Letzteren sagt jener, er selbst habe gar keine Versuche mit den neuen Mitteln angestellt, doch hätten zwey seiner Collegien bey den meisten der ihrigen sich genöthigt gesehen, zum Mercurius zurück zu kehren. — Einen Uebelstand macht es, daß (Nr. 1. im 4ten Kapitel) die englischen Vornamen beybehalten sind, als William, John, Jeremiah, Mary, Harriet, James, Dennis, u. dgl. Nr. 2. S. 127. findet man sogar einen Menschen, der Ganner (Contabel) Bosworth heist. — Noch obendrein

werden beide Schriften durch nicht wenige Druckfehler verunstaltet, von den (I. 46.) das „Digeriren in einer offenen Torte,“ und (II. 101.) „auch von denen Horre, Vise,“ u. s. w. statt: von den *Herrn Vise*, u. s. w. so weit wir bemerkt haben, die auffallendsten sind.

In Nr. 1. finden wir die Anmerkungen des Vf's. und Uebersetzers mehrmalen nicht unterschieden, z. B. S. 9. f. 27. 61. 165. Die des letztern enthalten übrigens nichts besonderes. In den Vorreden giebt derselbe eine kurze Literatur des streitigen Gegenstandes. Nr. 2. S. X. ff. theilt er seine Erfahrungen über die Säuren mit. Er hob mehrmals Gonorrhöen in sechs bis acht Tagen durch mässige Gaben der Salzsäure, zu einer halben Drachme bis zu zwey Scrupeln täglich. In krätzartigen venerischen Ausschlägen fand er das Waschen mit der verdünnten Salzsäure sehr heilsam: der Ausschlag vermehrte sich zwar anfangs und brannte etwas heftiger, trocknete aber doch in kurzem ab. Er ist überzeugt, daß die Salzsäure, so wie die Salpetersäure, vortreffliche Mittel sind, die hartnäckigsten venerischen Symptome, besonders die allerwidernsüchtigsten Knochenschmerzen zu lindern; daß sie gegen die Folgen des Uebels, Zerstörungen der festen Theile und Absatzungen krankhafter Stoffe auf einzelne Organe, sehr wirksam sind, so, daß sie ihm in vielen Fällen vor andern sthenischen Mitteln, Wein, Opium, und Moschus, einen Vorzug zu haben scheinen; und daß sie sogar die Folgen eines unvorsichtigen Gebrauches des Quecksilbers verbessern. Vielleicht werden daher die Säuren, als Nebenmittel, bey Behandlung der venerischen Krankheit uns mit der Zeit immer wichtiger werden. Allein er hält sie demungeachtet für kein Specificum gegen die letztere und glaubt nicht, daß sie „die Ursache der Krankheit das Miasma“ (!) völlig tilgen können.

Die Schrift Nr. 2. hat der Uebersetzer „dem Vf. „im Namen seiner deutschen Leser dankbar gewidmet.“ Wir wollen den unserigen in ihrem Urtheile hierüber nicht vorgreifen.

## GESCHICHTE.

**WEISSENFELS, b. Severin:** Beschreibung eines königlichen Denkmahles in dem Amthause zu Weissenfels, von Cajetan August Jahn, Kurfürstlich Sächsischem Commissionsrath und Justiz-Amtmann zu Weissenfels. 1801. 70 S. 4. (12 gr.)

Wer die Verdienste, die sich der große König von Schweden, Gustav Adolph, im dreißigjährigen Kriege um die Fortdauer der deutschen Staatsverfassung und Gewissensfreyheit der Protestanten erworben hat, zu schätzen weiß, muß sich freuen, das Andenken an dieselbe durch Denkmähler zu erhalten zu sehen, wie das ist, welches sich in dem Amthause zu Weissenfels, und zwar in der Erkerstube der zweyten Etage befindet, wohin der Leichnam des in der

Schlacht bey Lützen gebliebenen Königs gebracht, und fecirt wurde. Es besteht aus etwas wenigem noch bemerkbarem Blute des Königs, welches bey der an seinem Leichname vorgenommenen Section an die Wand der gedachten Stube geschmiert, und nachher mit einem hölzernen Schieber bedeckt wurde. Darüber hängt Gustav Adolphs Bildniß mit einer unter Glas gefassten Denkschrift, in welcher die merkwürdigsten Lebensumstände dieses Monarchen, sein Geburtsjahr, Regierungsantritt, seine Kriege, Todesart, so wie auch der Umstand erzählt wird, daß das Herz des Königs, das ungewöhnlich groß gewesen, und 1 Pfund 20 Loth gewogen haben soll, unter der Kanzel der Stadtkirche zu Weissenfels, und die Eingeweide in die dalige Klosterkirche begraben, der Körper selbst aber nach Schweden in das königl. Erb-begräbniß gebracht worden sey. Daß diese Nachricht, besonders das, was von dem Begraben des königl. Herzens berichtet wird, nicht für so ganz wahr zu halten sey, erkennt nicht nur Hr. von *Archholz* in seinen historischen Merkwürdigkeiten der Königin Christina von Schweden; sondern selbst der Vf. behauptet S. 57. daß die Gemahlin des Königs dieses Herz, in eine goldene Büchse eingeschlossen, beständig bey sich an ihrem Bette hängen gehabt, und daß man auch (nach S. 64.) als der Sarg des Königs im J. 1744 wieder geöffnet wurde, dieses goldene Behältniß des Herzens des Königs auf dessen Sterbekleid gefunden habe. Folglich ist dasselbe mit nach Schweden gekommen, und kann also in Weissenfels nicht beerdigt worden seyn. — Der Beschreibung dieses königl. Denkmahls geht eine kurze Uebersicht einiger der damaligen denkwürdigsten Ereignisse voran: diese ist aber so kurz gerathen, und so unvollständig, daß derjenige, der nur einigermaßen mit der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs bekannt ist, keine neue Belehrungen darin finden wird. Nur da, wo der Vf. auf die Erscheinung Gustav Adolphs in Deutschland zu reden kommt, wird er etwas ausführlicher; und ungeachtet er auch dabey etwas genauer und vollständiger hätte seyn können: so ersetzt er doch diesen Mangel nachher dadurch, daß er die Begebenheiten, die Weissenfels vor der Schlacht bey Lützen, im dreißigjährigen Kriege gehabt hat, mit vieler Umständlichkeit, und auf eine für den Geschichtsforscher nicht unangenehme Art, erzählt. Indessen, da der Vf. der Vorrede nach, selbst zu bescheiden denkt, als daß er seine Arbeit für vollkommen halten sollte, und da das, was er im allgemeinen über die Schicksale Deutschlands im dreißigjährigen Kriege vorausschickt, nur zu einem Uebergang auf seine Beschreibung des königl. Denkmals, und zu einiger Würdigung der Verdienste des unsterblichen Königs dienen soll: so wollen wir ihm diesen Mangel an Genauigkeit gern zu gute halten, und nur noch gedenken, daß in der Vorrede von S. 8. bis 10. ein etwas langweiliger und durch viele Zwischenfälle so weit ausgedehnter Periode vorkommt, daß man Mühe hat, denselben sogleich zu verstehen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 1. November 1802.

## GESCHICHTE.

PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Mémoires historiques et politiques du rogne de Louis XVI, depuis son mariage jusqu'à sa mort.* Ouvrage composé sur des pièces authentiques fournies à l'auteur, avant la révolution, par plusieurs ministres et hommes d'état; et sur les pièces justificatives recueillies, après le 10 Août, dans les cabinets de Louis XVI, à Versailles et au chateau des Tuileries; par Jean Louis Soulavie, Vainé. 1801. T. I. 235 S. Nebst den Bildnissen des Königs und der königlichen Familie, auf einem einzigen Blatte zusammengestellt. T. II. 343 S. T. III. 439 S. T. IV. 408 S. T. V. 456 S. T. VI. 550 S. in 8.

Der Vf. empfiehlt dieses Werk gleichsam als Fortsetzung seiner *Mémoires de Richelieu* und zeigt in der Einleitung des ersten Theils, daß auch noch unter dem Consulate das Studium der Geschichte von dem Verfall der französischen Monarchie höchst wichtig sey; zugleich giebt er die diplomatischen Quellen an, aus denen er geschöpft hat. Der Hauptinhalt ist folgender.

*Erster Theil.* (I. Hauptst.) Ueber die Lage von Frankreich und Oesterreich vor der Vermählung Ludwigs XVI. mit Maria Antoinette von Oesterreich. Auszug aus den Papieren des Dauphins, die man in Ludwigs XVI. Tablettens vorfand. Der Dauphin, Vater des letzten Königs, sah mit Bedauern, daß auf Choiseuls Anstiften Ludwig XV. dem alten Systeme entsagte, nach welchem Frankreich die Mächte von zweyten und dritten Range beschützte, um desto kraftvoller Oesterreich in Schranken zu halten. Die beiden französischen Verträge mit Oesterreich von den Jahren 1756 und 1758 betrachtet der Vf. als die schändlichsten Fesseln, unter deren Last Ludwig XV. ohnmächtig und blindlings den Kriegsverheerungen in Norden und der Zerstücklung von Polen zusehen mußte. — (II. Hauptst.) In Verbindung mit der Pompadour gelang es Choiseul, Ludwig XV. von Oesterreich je länger je abhängiger zu machen. Umsonst machte der Dauphin mit den Jesuiten und mit dem Herzoge d'Aiguillon eine anti-österreichische Gegenpartey. Choiseul entehrte diesen letztern im Parlemeute; er beförderte die Aufhebung der Gesellschaft Jesus und verkürzte durch schleichen- des Gift dem Dauphin das Leben. Das III. Hauptst. beschäftigt sich noch mit Gründen für die Wahrscheinlichkeit der letzten Beschuldigung. (IV. V. Hauptst.) Die  
A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

Hinrichtung des General Lally betrachtet der Vf. als eine politische Maßregel Choiseuls. Indem er zu diesem Justizmorde das Parlemeute verleitete, lenkte er vielmehr auf dieses als auf sich selbst den Unwillen des Volks und des Königs; indem er aber die Parlemeute gegen den Herzog d'Aiguillon aufhetzte, stürzte er sich selbst in Verlegenheit. Nicht nur erregte er zwischen den Parlemeutern und dem Hofe jene heftigen Controversen, die Vorboten der Revolution; sondern er reizte auch den Herzog d'Aiguillon, in Verbindung mit der Dubarry zum Uebertritt in Choiseuls Gegenpartey, in die anti-österreichische. Um diese letztere zu entkräften, veranstaltete Choiseul im J. 1770 die Vermählung des Dauphins, nachherigen Ludwigs XVI, mit Maria Antoinette. — (VI. Hauptst.) Diesem verwegenen und dabey wankelmüthigen Minister, heist es in einer Schilderung Choiseuls von Ludwig XVI., die er in J. 1777 aufsetzte, giebt man folgende Unbesonnenheiten Schuld: 1) Er zerstörte den Orden der Jesuiten, ohne daß er, anstatt ihrer Erziehungsanstalten, bessere einführte. 2) Wechselweise lösete er die Parlemeute auf und setze sie wieder ein. 3) Sein Bündniß mit Oesterreich gab uns freye Hände gegen England, hinderte aber unsere Einwirkung auf dem festen Lande, besonders im Norden. 4) Die Vermählung der Königin diente zur Verstärkung des Bündnisses, allein das Bündniß selbst hat für uns manchen besondern Nachtheil. 5) Der siebenjährige Krieg, den Choiseul gelenkt hat, gereicht zu unserer Schande, und machte neuen Krieg nothwendig. 6) Choiseul begünstigte die neue Philosophie, und inoculirte sie einigen Mitgliedern des Clerus; er zerstörte, ohne daß er aufbaute. — Einen interessanten Pendant zu dieser Schilderung macht (im VII. Hauptst.) Choiseuls Schilderung von dem Dauphin, von Ludwig XV, von seinen Ministern und einigen Hofleuten. Geradezu verkündigte Choiseul: „Die Schwachheiten Ludwigs XV. führen ganz nothwendig zum Umsturze des Thrones.“ (VIII. Hauptst.) Kaum war es in Verbindung mit dem Herzoge d'Aiguillon der neuen Favoritin Dubarry gelungen, Choiseul vom Hofe zu verbannen; so liefs sich Ludwig XV. durch die neue Maitresse zur Auflösung des Parlemeutes bewegen. Anekdoten über die Geschichte der Madame Dubarry. (IX. Hauptst.) Unter seinem Ministerium dachte d'Aiguillon auf die Wiederherstellung des alten österreichischen Systems, allein seinen Plan vereitelte theils die Schwäche des Königs, theils die Vermählung des Dauphins mit einer österreichischen Prinzessin. Immer indess gelang es ihm, für Frankreich  
Hh  
eini-

einige Mächte vom zweyten Rang zu gewinnen; so z. B. beförderte er durch Vergennes die Revolution in Schweden, und so bemühte er sich um Wiederanknüpfung der alten Verbindungen mit Preussen. — (X. Hauptst.) Die Vereinigung des Hauses Oesterreich mit den Cabinettern in Berlin und Petersburg zur Zerstücklung von Polen, öffnete Frankreich theils über seine Nullität, theils über seine nachtheiligen Verträge mit Oesterreich endlich die Augen. Nunmehr suchte d'Aiguillon nähere Verbindung mit England, und er dachte darauf, der nordischen Triple-Allianz eine Allianz in Süden entgegenzusetzen. (XI. Hauptst.) Bey Hofe benutzte die Parthey des gestürzten Choiseul die Theilung von Polen, den Herzog d'Aiguillon der Unachtsamkeit zu beschuldigen; er aber behauptete, daß die Nullität Frankreichs eine Folge jener Verträge wäre, welche sein Vorgänger mit Oesterreich schloß. (XIII. Hauptst.) Parallele zwischen den entgegengesetzten Staatsmaximen Choiseuls und d'Aiguillons. Jener neigte sich ausschliessend auf die Seite von Oesterreich, dieser liebte die schwächern Mittelmächte; jener unterstützte die Parlementer gegen den Hof, dieser den Hof gegen die Parlementer; jener die Philosophen gegen den Clerus, dieser den Clerus gegen die Philosophen. Gleicherweise beschleunigten durch Uebertreibung ihrer Maximen beide die Revolution. Noch vor ihrem Ausbruche fiel auch d'Aiguillon in Ungnade. Die Rückkehr an den Hof versperrte diesem die Königin, jenem der König. Tief verschuldet starb Choiseul an den Folgen seiner Ausschweifungen; d'Aiguillon starb an einer höchst schmerzhaften Krankheit; seine Knochen, Hüftbeine, Schädel wurden so weich, wie Wachs in der Hitze. — (XIV. Hauptst.) Unter der Umarmung eines von der Liebesseuche vergifteten Mädchens sinkt der obnehin alte und durch Ausschweifungen ganz erschöpfte Ludwig XV. nach beynahe sechzigjähriger Regierung in tödliche Krankheit. Beaumont, der Erzbischof von Paris, setzt sich äusserlich sehr in Bewegung, um noch dem Könige die letzte Oelung zu geben, unter der Hand aber sucht er diese Ceremonie so viel möglich zu verzögern; sie durfte nämlich nicht vorgehen, bevor, nach den Grundsätzen der Kirche, die Concubine öffentlich verstoßen war; ungera aber willigte die frömmelnde jesuitische Parthey in die Verstoßung der Dubarry, ihrer bisherigen Beschützerin; eifrig hingegen drang darauf die entgegengesetzte Parthey. Welch ein tragischkomisches Spiel! Die Schutzpatronin der philosophirenden Parthey war eine Concubine, die Pompadour; die Schutzpatronin der Andächtler ebenfalls eine Concubine, die Dubarry; Und nun aus Rache gegen die letzte und in Hoffnung ihrer schleunigen Verstoßung, drang die Parthey der Philosophen auf Administrierung des h. Sacraments am Sterbebette des Königs, die Parthey der Frommen hingegen auf Verschiebung dieser Ceremonie. Endlich noch siegte die erste. Ludwig XV. starb unter heftigen Gewissensbissen, unter Furcht vor der Hölle und unter abscheulichem Ue-

belgeruche. Beynahe von aller Welt verlassen, hatte er bis zum letzten Athemzuge zu treuen unermüdeten Wärterinnen die Prinzessinnen, seine Töchter. — (XV. XVI. Hauptst.) Charakteristik dieses Königs; Rückblick auf seine Regierung; Porträt seiner Maitressen; Zustand des Reiches bey seinem Tode; Einfluß der Weiber auf Europens Revolutionen und allgemeine Angelegenheiten während der Regierung Ludwigs XV. Der eine Theil seiner Maitressen war an den Wiener Hof verkauft, der andere an den Hof von Berlin. — (XVII. Hauptst.) Bey seinem Hinscheiden hinterliefs er den Hof in der Verwirrung und Zwietracht, und das Justiz-, Finanz- und Kriegswesen in tiefster Zerrüttung. Nirgends ächte gefürchtete Autorität. — (XVIII. Hauptst.) Der hohe Clerus beschäftigte sich nicht länger mit den Controversen der Jansenisten und Molinisten: nicht länger verfolgte er die Protestanten; gleichgültig gegen die Kirche, genoss ein Theil desselben seine grossen Einkünfte im Schoosse der Welt und der Wollust. Nur hin und wieder beschäftigte sich noch der eine und andere Prälat mit theologischen Gegenständen; mancher beschäftigte sich weit mehr mit Gegenständen der Philosophie und Politik. Grosses Gewicht legte der Vf. auf die Correspondenz der Kaiserin von Rußland und des Königs von Preussen mit den französischen Philosophen; er behauptet, daß Friedrich und Katharina nicht nur den Revolutionsgeist in Frankreich genährt, sondern ihn absichtlich genährt haben, zur Verbreitung immer größerer Verwirrung. Hierbey indefs vergißt der Vf., daß Friedrich auch in seinem eigenen Reiche freyere Denkart begünstigte, und gewiß ohne Besorgniß von Verwirrung. — (XIX. Hauptst.) Contrast zwischen den Klagschriften, Hirtenbriefen, Jeremiaden der Bischöfe und ihrem profanen Leben. Von S. 227—255 liefert der Vf. zur Beleuchtung seiner Memoiren noch folgende Urkunden: Bemerkungen über die französische Defensiv-Allianz mit Oesterreich; eine Schrift, welche der Dauphin, Ludwigs XVten Vater, dem Abbé Bernis, als Urheber dieser Allianz, zustellen liefs. — Liste der von Maria Theresia ihrer Tochter, der jungen Königin, empfohlenen Grossen am französischen Hofe. — Entgegengesetzte Liste derjenigen Personen, welche dem künftigen Thronerben, Ludwig XVten, sein Vater der Dauphin empfahl. — Ueber die Vergiftung der Königin Mutter, des Dauphins und der Dauphine, wie auch der Pompadour, durch Choiseul. Unerweislich bleibt die Vergiftung. — S. 332 f. Chronologische Tabellen über Choiseuls und d'Aiguillons ministerielle Geschichte. — S. 347. Französischer Allianztractat mit Oesterreich vom J. 1756.

In der Einleitung zum zweyten Theile entwickelt der Vf. die entferntern und mittelbaren Ursachen der französischen Revolution; einige derselben entdeckt er schon in der Regierung Ludwigs XIVten und zwar in der Verfolgung der Jansenisten und Protestanten, wodurch sich unvermerkt eine Opposition bildete. Noch mehr schwächte nachher die königliche Autorität der Herzog-Regent theils durch Mitansetzung

alles

alles Sittlichen Anstandes, theils durch den ungeheuren Mißbrauch von Lays Papiergeld. Für einige Zeit kehrten zwar unter dem Cardinal Fleury Anstand und Ordnung zurück; allein unter dem allgewaltigen Einflusse Choiseuls und der Pompadour verbreiteten sich aufs neue Sittenlosigkeit und Verschwendung. Hierzu kam noch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, nebst der Verbreitung freyerer Grundsätze. Allzu einseitig indess leitet der Vf. daher die schlechtere Erziehung; zu wenig bringt er den Luxus, die Weichlichkeit und Zerstreung, die doch wohl auch auf Erziehung und Unterrichts Einfluß hatten, in Rechnung. Eine nähere Ursache des Verfalls der französischen Monarchie waren theils die unglücklichen Kriege, theils die Controversen zwischen dem Hofe und den Parlamenten, theils die Zerrüttung der Finanzen. „Die Regierung Ludwigs XV, sagt der Vf. „endete, wie sie begann, unter Immoralitäten.“ Diese Immoralität aber verbreitete sich zuletzt auch über den Bürgerstand, während dieser vorher unter dem Herzog-Regenten davon noch weniger angesteckt war. Nach der Thronbesteigung Ludwigs XVten beförderten die Revolution folgende Epochen: Die Wiederherstellung der Parlementer; die Anteckung von republikanischen Meynungen in dem amerikanischen Kriegsdienste; der unter Turgot und Necker begünstigte Neuerungsgeist; die Leichtfertigkeit eines jugendlichen zwanglosen Hofes; das Mißtrauen des Volkes gegen eine theils verschwenderische, theils ganz österreichischgesinnte Königin; die Herabwürdigung des Ministers Calonne zum Banquier der Königin und ihrer Günstlinge; das höhere Selbstgefühl, welches bey dem Adel und bey der Geistlichkeit die Zusammenberufung der Notabeln erweckte; die Neckerische Organisirung der Reichstände, wodurch, in Verbindung mit der niedern Geiſtlichkeit, der dritte Stand das Uebergewicht erhielt; die constitutionelle Monarchie, welche endlich die Republik herbeyführte. Wenn auch der Vf. die Epochen an sich ziemlich richtig angiebt: so bemerkt er gleichwohl weder den Uebergang von der einen zur andern, noch die jedesmal mitwirkenden Ursachen und zufälligen Umstände scharf genug; mit keinem Worte berührt er die auswärtigen Einwirkungen. Nun zur Fortsetzung der Memoiren im zweyten Theile. (I. Hauptst.) Charakteristik der Bourbons seit Heinrich IV. bis auf Ludwig XVI. Nach dem Vf. ist bey denselben Humanität ein herrschender Familienzug. (Eine Ausnahme macht freylich die Verfolgung der Protestanten.) Die Bourbons gaben dem Adel mehr Politur und dem Clerus mehr Menschlichkeit; sie verschafften dem Bürgerstande, dem Handel und Kunstfleisse, den Wissenschaften mehr Achtung; in den Charakter ihrer Humanität und Herzensgüte webten sich Sinnlichkeit und Schwäche; daher überließen sie sich so gerne der Leitung von Ministern, Günstlingen, Maitressen; daher hingen sie so eifrig an der forgerbraten Religion. Hier indess hätte der Vf. Heinrich IV. ausnehmen sollen. Vielleicht machte die Ermordung dieses Königs auf seine Nachfol-

ger den fatalsten Eindruck; anstatt sie zur Feststellung durchgängiger Toleranz zu bewegen, verleitete sie die Furcht vor der Wiedererneuerung der Bürgerkriege Einheit und Untheilbarkeit des Gottesdienstes erzwingen zu wollen. — (II. Hauptst.) Unter die physischen Ursachen von der je länger je mehr zunehmenden Charakterſchwäche der Bourbons rechnet der Vf. vorzüglich die ausschließenden Vermählungen mit drey oder vier Familien von demselben Geblüte und aus Europens südlichem Klima. Weniger lännreich hätte er die physische sowohl als die moralische Entkräftung auch bloß aus der üppigen Lebensart erklären können. (III. Hauptst.) Der Charakter und das Betragen Ludwigs XVI. contrastiren mit dem Charakter seiner Vorgänger. Unter der Regierung von diesen beschäftigte sich das Volk mit dem Ruhme des Monarchen; Ludwig XVI. hingegen bemühte sich mehr um des Volkes Wohlfahrt. Hier indess vergißt der Vf., dafs, wenn sich Ludwig XV. eben nicht viel um die öffentliche Wohlfahrt bekümmerte, er auch in der öffentlichen Meynung tief herabgesetzt war. (IV. Hauptst.) In der frühern Jugend bewies sich Ludwig XVI. ungemein bescheiden und schüchtern, und dabey war er sehr theilnehmend und mitleidig; begierig beobachtete er die Arbeiter, und legte bey ihren Arbeiten sehr gerne selbst die Hand an; unter der Aufsicht seines Lehrers Coetloguet, (des Bischofs von Limoges) copirte er fleißig, und zeichnete Landkarten. Auch im reifern Alter hielt ihn Ludwig XV. von den Geschäften entfernt. Als König betrachtete er die Königswürde für eine Last; so wenig ihn der Glanz persönlich reizte, so eifersüchtig war er gleichwohl auf den Glanz seines Hauses; als Gemahl lebte er mit der Königin gut; aber als König suchte er auf alle Weise ihre Pläne zu Gunsten Oesterreichs zu vereiteln. Nur die Gemahlin liebte er; im Umgange mit andern Schönen war er unbehüßlich und schwächert. Die Jagd war seine Lieblingslast. Die Zimmer, in denen er sich gewöhnlich aufhielt, waren mit Drehmaschinen und andern Kunstwerkzeugen, mit mathematischen Rißen und Landkarten, mit Büchern und Handschriften angefüllt. Unter diesen letztern bemerken wir folgende: Geheime Familien-Papiere über das Haus Oesterreich; Familien-Papiere über die Häuser Hannover und Stuart; Geschichte aller Entwürfe zur Landung in England; Papiere, Rußland betreffend. Ein besonderes Zimmer diente dem Könige zur Schlosserarbeit. Er hatte ein sehr starkes Gedächtniß, viel Belesenheit, mannichfaltige und richtige Kenntnisse; nur an festem Willen mangelte es ihm. Wofern er einmal entdeckte, dafs man ihn hinterging, so erzürnte er sich bis zur Brutalität. Furchtsam, folgte er eben so gerne fremdem Rathe als dem eigenen, zugleich aber schenkte er sein Zutrauen bald diesen bald jenen Personen. Mit Ausnahme der auswärtigen Angelegenheiten, zog er sonst überall die Königin zu Rathe. Seine Lieblinge waren Pézay, d'Oigny, d'Angivillers, Thiery. Für einige Zeit hatte er im Schlosse eine Schachtel hinstellen lassen, in die man zu seinen Händen Brie-



fe legen konnte; aus Furcht und Eifersucht aber ruheten die Minister nicht, bis die Schachtel weggeschafft war. Der Vf. sah einen Brief von Turgot an den König, in welchem jener diesem keck schrieb: „Monarchen, die sich von Höllingen regieren lassen, dürfen kein anderes Schicksal erwarten, als Karl I. oder Karl IX.“ Dieser Brief hatte der König in einen Umschlag verwahrt, mit dem kleinen königlichen Petschaft versiegelt, und darauf mit eigener Hand die Worte geschrieben: Brief von Hn. Turgot. Bis ins Kleinliche führte er die Rechnungen über seine Ausgaben und Einnahmen. Höchlich widerwar ihm das große Spiel, welches sein Bruder, der Graf d'Artois bey Hofe einführte. Turgot hatte ihm Absingung gegen die Priester eingefloßt, allein nach seiner Verhaltung in den Tuileries ergriffen ihn Andächtigkeits- und sogar Religionschwärmerey. Nichts desto weniger entdeckte der Vf. in seinem Cabinet ein Buch, das ihm zugeeignet war, gegen die Ehelosigkeit des Clerus: *Georg Calixtus de Conjugio Clericorum ex edit. Henr. Phil. Conr. Henke, H. Kunst b. Kühnlin.* (V. Hauptst.) Charakteristik der Maria Antoinette. Nach der Vorschrift ihrer Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, verlangte sie bey den Freudenfesten wegen ihrer Vermählung für ihre Anverwandten, z. B. die Prinzessin von Lothringen und den Prinzen Lambesc, den Rang unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüte. Höchlich beleidigte eine solche Anmaßung die Prinzessin von Bouillon und mehrere der ersten Hofdamen; wirklich blieben einige lieber zu Hause, als daß sie Gefahr laufen wollten, beym Ball erst nach einer Prinzessin von Lothringen zu tanzen. Tief kränkte Antoinetten die Hintanzetzung ihrer Familie; um sich zu rächen, erlaubte sie sich von diesem Moment an bitteres Gespötte über den Adelstolz und über die Hof-Erikerte; auch dadurch beförderte sie theils das Sittenverderben, theils das politische Schisma bey Hofe und endlich sogar den Usturz des Throns. Eine andre Kränkung für sie war die Verweisung des Herzogs von Choiseul, des Stifters ihrer Vermählung; eine noch tiefere Kränkung die unbefchränkte Herrschaft, welche die Dubarry über Ludwig XV. ausübte; hierzu kam noch die Entzweyung mit den Prinzessinnen, ihren Tanten und Schwägerinnen. Um sich zu zerstreuen, stürzte sie sich in den Wirbel höchst kostspieliger Lustbarkeiten. (VI. Hauptst.) Charakteristik der Brüder des Vfs. Den Grafen von der Provence schildert der Vf. als herrschsüchtig, verschlagen und gleisnerisch, den Grafen d'Artois als ausschweifend und verschwenderisch. Durch unzuverlässiges widersprechendes Betragen beschleunigten beide ihren Fall und den Umsturz der Monarchie. (VII. Hauptst.) Ueber das Haus Orleans. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, ein Enkel des Regenten, und der Vater des berühmten Revolutionärs, hatte zur ersten Gemahlin eine Prinzessin von Conty, eine schamlose Messalina; zur zweyten Gemahlin die schöne und geistreiche Marquise von Montesfon. Wegen ihrer dunkeln

Geburt aber durfte er sie nicht öffentlich anerkennen. Wir übergehen, was der Vf. von dem unwürdigen Sohne des Herzogs, von Philipp d'Orleans, und dessen abscheulichen Orgien erzählt. (VIII. Hauptst.) Die Provinz Bretagne verlor während der Parlementsrevolution ihre Privilegien; sie beschwerte sich über tyrannische Erpressungen des Herzogs d'Aiguillon; unter der Hand entflammten sie brittische Agenten zur Auflehnung; geradezu wendete sich eine Deputation aus Bretagne an den Vater des Philipp d'Égalité, mit der Erklärung: Sie stehen ihm mit einer Armee von vierzig tausend bereits wohl besoldeter Bretagner zu Dienste, wotern er aus seinem Exil auf den Thron, dessen folger steigen wolle. (Hierbey kann sich Rec. der Bemerkung nicht enthalten, welche ganz andere Gestalt nunmehr nicht nur Frankreich, sondern Europa haben würde, wenn der Herzog von Orleans mit Erfolg ein solches Anerbieten angenommen hätte.) Er lehnte es eben so edel als klug ab, indem er sagte: „Ich bin der erste Prinz vom Geblüte; als solcher „hoff ich zu sterben.“ Nun warfen die Deputirten das Auge auf seinen Sohn, den Herzog von Chartres. Dies, setzt der Vf. hinzu, ist eben diejenige Parthey, welche hernach seit dem Oct. 1789 unter dem Namen der Jacobiner so berüchtigt wurde. So wie brittische Agenten in Frankreich die Funken des Bürgerkriegs nährten, nährten hingegen französische Agenten den Geist der Auflehnung in Nord Amerika. (IX. Hauptst.) Durch offenbares Mißtrauen, welches Ludwig XVI. gegen den Herzog von Chartres an den Tag legte, reizte er diesen zur Verstärkung seiner (der Orleansischen) Parthey. (X. Hauptst.) In dem Palais-Bourbon formirte sich unter der Leitung des Prinzen Condé die Gegenparthey des absoluten Königthums. Der Prinz von Conty hingegen stand an der Spitze der vom Hofe verfolgten Parlemerter. Der Prinz von Penthièvre predigte immer zwischen den entgegengesetzten Partheyen Vertragfankheit. — Regierung Ludwigs XVI. Erste Epoche, oder Zurückberufung des Grafen Maurepas ins Ministerium. (XI. Hauptst.) Umsonst bemüht sich die Königin, ins Ministerium entweder Choiseul, oder Mauchault oder den Cardinal von Bernis zu erheben; unter Mitwirkung der Tanten des Königs gelangt der Graf Maurepas dazu; ein Beschützer der freyheitathmenden Parlemerter, der freyern Philosophie, und der Auflehnung der Nord Amerikaner gegen England. (XII. Hauptst.) Auch Vergennes trat gegen den Willen der Königin ins Ministerium; insgeheim war er ihr Feind, und beständig arbeitete er der österreichischen Uebermacht entgegen. Sein Anhang behauptete, die Königin suche durch berauschende Getränke der König zur Entdeckung der Staatsgeheimnisse zu verleiten, um sie durch den kaiserlichen Gesandten nach Wien zu berichten; der Anhang von Orleans beschuldigte sie der Ausleerung des königlichen Schatzes, um damit ihren Bruder zu bereichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 2. November 1802.

## G E S C H I C H T E.

PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI.* etc. par J. L. Soulavie, l'aîné. T. I — VI. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweyte Epoche von Ludwigs XVI. Regierung; oder die Wiedereinsetzung der Parlemerter. (XIII. Hptft.) Sie war das Werk der Orleansfchen Parthey. Die Königin beförderte es aus Zuneigung gegen Choiseul, und Haß gegen d'Aiguillon; vornehmlich aber aus Eifer für das Interesse von Oesterreich. „Die Parlemerter nämlich, sagt der Vf., waren seit den Zeiten des Cardinals Richelieu die natürlichen Feinde des Haßs und des Militärs, und eben darum hatte in Frankreich das Haus Oesterreich keine bessern Freunde, als sie.“ Aus Galanterie unterstützte den Plan der Königin auch der Graf d'Artois; hingegen eiferten Monsieur, der Bruder des Königs, die Tanten, ein Theil der hohen Prälaten, überhaupt die Parthey der Antiphilosophen für die Behauptung militärischer absoluter Gewalt. XIV — XV. Hauptft. Zusammenstellung der Gründe, welche diese letztere Parthey dem Könige gegen die Abschaffung des Parlements-Maupou und gegen die Wiedereinsetzung des alten Parlements vorlegt; und der Gegengründe des Herzogs von Orleans. (XVI. Hptft.) Den 12. Oct. 1774. beruft der König das alte Parlament wieder zurück. Das nunmehr entsetzte Parlament-Maupou wird ein Gegenstand des allgemeinen Gespötes. (XVII. Hptft.) Abdankung der Minister Ludwigs XV; Zurückberufung der exilirten. (XVIII. Hptft.) Sogleich nach der Wiedereinsetzung, vereinigte sich das Parlament mit den Großen des Reichs zur Schwächung der königlichen Autorität. (XIX — XX. Hptft.) Nachgiebigkeit des Königs; und Kampf zwischen dem Minister Maurepas und den Anhängern des unbeschränkten Königthums. Jetzt schon ahnt der letztere den Umsturz des Thrones. — Regierung Ludwigs XVI. Dritte Epoche; oder Ministerium von Turgot, Malsherbes und Saint-Germain. (XXI bis XXVII. Hptft.) Turgot ist der erste Minister, der im Schoße der Regierung die Vervollkommnung des menschlichen Geistes und der politischen Anstalten entwickelt; dieses System der Perfectibilität unterstützt Necker; dahingegen Malsherbes, da er sieht, daß man sich nicht bloß auf Reformen beschränken will, sich zurück zieht. Als Seminarist von St. Sulpiz und Prior bey der Sorbonne, zeichnete sich T. A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

durch Frömmigkeit aus, auch hielt er öffentlich eine Rede über den wohlthätigen Einfluß des Christenthums auf die Wohlfahrt des Volkes; bey reiferem Alter hingegen verfolgte er den christlichen Cultus, als das Werk eines eiteln Aberglaubens. Er wendete die neuere Philosophie auf die politische Geschäftsführung an. (Man hat von ihm ein handschriftliches Werk über die Fortschritte des menschlichen Geistes seit dem Hervortreten aus dem Stande der wilden Natur bis auf unsere Tage, nebst Aussichten auf die künftige Vervollkommnung. Seine Ideen entwickelte hernach Condorcet). Turgot war ein sehr tugendhafter Mann und ein enthusiastischer Liebhaber der schönen Literatur. Er ist, der zuerst in Frankreich nicht nur Ossians Gedichte bekannt machte, sondern sie auch mit tiefsinnigen Bemerkungen über die Poesie der wilden Völker begleitete; er übersetzte aus dem Griechischen die Iliade, aus dem Hebräischen das Hohelied, aus dem Lateinischen verschiedene Meisterstücke der römischen Dichtkunst, aus dem Italiänischen den Pastor Fido, aus dem Deutschen Klopstocks Messias und Gessners Tod Abels. Das Finanzministerium übernahm Turgot nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß keine Bankeroute, keine neuen Auflagen und Anleihen, hingegen große Ersparungen gemacht werden sollten. In inniger reiner Volksliebe stimmte er ganz mit dem König überein. Er begann mit Wiederherstellung des freyen Kornhandels im Innern des Reiches. Hierüber schrieb gegen ihn Necker in beleidigendem Tone. Die Veranlassung der damaligen Insurrection wegen des Getreidemangels ist problematisch, jedoch geschah sie wahrscheinlich nicht ohne Einmischung von England. Gegen Turgot und sein System über den Getreidehandel formirte zu Neckers Gunsten der M. de Pezai eine Opposition. Die ungeheuern Summen, welche bisher die Generalpächter dem Finanzminister zu schenken gewohnt waren, wandte Turgot zur Erleichterung der Armen an; überhaupt begünstigte er die Freyheit des Kunstfleisses und Handels. Dadurch zog er sich bey den Egoisten und Monopolisten Haß zu. (XXVIII — XXXI. Hptft.) Malsherbes wird von dem Vf. als ein Mann von freyer politischer Denkart, Humanität und Naivetät geschildert; unter der Verwaltung seines Vorgängers la Vrillière herrschte militärische Gewalt, unter M. begann die Herrschaft der Philosophie. Er drang vergebens auf die Zusammenberufung der Reichs- und Landesstände; und verlangte seine Entlassung. Memoire, welches er bey dieser Gelegenheit dem König überreicht. (XXXII. Hptft.) — Fortsetzung über Turgots Ministerium.

rium. Er autorisirt die Caisse-d'escompte, denkt auf Abschaffung der Gabelle, befördert die einheimische Schifffahrt.

*Dritter Theil. (I. Hauptst.)* Als die Krönung Ludwigs XVI. herannahete, that Turgot den Vorschlag, diese Feyerlichkeiten lieber in Paris als in Rheims vorgehen, und bey der Eidleistung die Vertilgung der Ketzer nicht mehr erwähnen zu lassen. Hierüber gerieih die höhere Geistlichkeit in Feuer; indess trennte auch sie sich in die philosophirende und in die frömmelnde; um so viel mehr schwächte sich diese letztere, da sie hingegen in ihrem eigenen Schofse in die molinistische und in die jansenitische getheilt war. Immer indess vereinigten sich mit den gläubigen Prälaten auch die ungläubigen, dem Könige die einreißende Irreligion als Vorbereitung zum Umsturze des Thrones zu schildern. Schilderungen der vornehmsten Prälaten, Dillon, Boisgelin, Brienne, Cicé, Colbert, Beaumont, Boyer, Talleyrand. (II. Hptst.) Ministerium des Grafen von St. Germain. Geschichte und romanhafte Abenteuer dieses Generals. Jesuit in Frankreich und Professor, diente er hernach unter den Truppen Ludwigs XV., aus diesem Dienste trat er der Reihe nach in die Kriegesdienste des Kurfürsten von der Pfalz, der Maria Theresia, des Kurfürsten von Baiern, Friedrichs II. von Preussen. Ueberdrüssig der strengen preussischen Disciplin, kehrte er nach Frankreich zurück; nach Erduldung vieljähriger Widerwärtigkeiten wird er Kriegsminister in Coppenhagen, fällt aber in Ungnade. Nun lebt er im tiefsten Elend. Aus seinem Zufluchtsort in Lauterburg schickt er nach Frankreich militärische Reform-Plane, und dadurch empfiehlt er sich bey Malesherbes und Turgot. Unter Mitwirkung geheimer Verbindungen in Deutschland und vermittelt der Intrigen des Baron von Blecken wird er in Frankreich Kriegsminister. (III. Hptst.) Durch seine ersten Reformen, z. B. durch Verlegung der Militär Spitäler und Kriegsschulen von Paris in die Provinzen, macht er sich bey der Armeesowohl als bey Hofe verhasst. (IV. Hptst.) Durch Einführung der militärischen Gleichheit beförderte er die politische; durch Einführung des deutschen Prügels empörte er den französischen Ehrepunkt. (V. Hptst.) St. Germain's Porträt. Ein seltsames Gemisch von Kraft und Kraftlosigkeit, von Egoismus und Patriotismus, von soliden und von chimärischen Ideen. (VI. Hauptst.) Die Vorliebe des Königs gegen Turgot reizte den alten Minister Maurepas zur Eifersucht. Durch sparsamen Haushalt und unbestechliche Unparteilichkeit zog sich Turgot manchen Feind zu. (VII. Hptst.) Manchen Feind besonders auch durch verschiedene populäre Beschlüsse, z. B. durch Abschaffung der Frohdienste, der Handwerksprivilegien u. s. w. Mehrern von diesen Beschlüssen verweigerte das Parlement die Einregistrierung, und nun verleitete Turgot den König zur Niedersetzung eines *Lit de Justice*. (VIII. Hptst.) Turgots Gegenparthey rächte sich an ihm durch Verfolgung der Oekonomisten und in-

rer Schriften. Das Werk des berühmten Lanjuinais: *Le Monarque accompli* wird als aufwieglerisch durch den Scharfrichter verbrannt. (IX. Hptst.) Zum Verbrechen macht es Turgot seine Gegenparthey, daß er nicht in unmittelbare offenbare Theilnahme an dem Kriege der Americaner gegen England einstimmen will. Schaaunlos, suchen ihn seine Feinde als Creatur von England verdächtig zu machen. (X. Hptst.) Sogar verbreitet Monsieur, der Bruder des Königs, ein satyrisches Pamphlet gegen ihn, das hier ganz eingerückt ist. (XI. Hptst.) Des Vfs. eigene Schilderung Turgots ist folgende: In großer Gesellschaft war dieser Minister schüchtern; unerschrocken hingegen und unerschütterlich im Staatsrath, und äußerst kühn in Entwerfung sowohl als Durchsetzung seiner politischen Plane. Wegen seines haushälterischen Geistes zog er sich besonders auch den Haß der Königin zu. Ernsthaft dachte er schon auf starke Beschränkung des Adels und Clerus, und auf die Einführung von Volkswahlen und einer königlichen Demokratie. Weiterhin (XII—XIII. Hptst.) liefert der Vf. verschiedene wichtige Stellen aus Turgots Memoiren über die Provincial-Verwaltung und durchgängige Municipalisirung des Reichs; und wichtige Bemerkungen des Königs über Turgots Memoiren. Ueber den Vorschlag zur Formirung von beständigen Reichsständen erklärt sich der König folgender Gestalt: „Durch solche Stände wird die Monarchie umgekehrt, nur in sofern ist diese unbeschränkt, in wiefern die Autorität ungetheilt bleibt. Sogleich bey Eröffnung der Reichsversammlung bleibt zwischen dem König und der Nation keine Mittel-Autorität übrig, als die Armee; gefährlich aber und traurig ist es, wenn man die Vertheidigung der Staatsautorität gegen eine Volksversammlung der Armee anvertrauen muß.“ (XIV. Hptst.) Zuletzt blieben Turgot zu Freunden niemand übrig, als das Volk und die Philosophen; seine Feinde begegnete er mit Trotze, und dem Monarchen selbst ohne Schonung; endlich erhielt er die Entlassung. Sein Nachfolger, Clugny, stellte beynahe alles wieder her, was er umgekehrt, und kehrte um, was er festgesetzt hatte! (XV—XVI. Hptst.) Fall des Kriegsministers St. Germain. Apologie, die er nach seiner Entlassung selbst verfertigte, und eine von ihm entworfene Charakteristik der vornehmsten Generale, Beauvau, Castries, Strainville, Gribeauval, Rochambeau, Broglie, Wurmsler, Wimpfen, Puyfégur u. a. So wie der Hof, der Clerus, das Parlement, theilte sich auch die Armee in die zwey entgegengesetzten Partheyen der Altgläubigen und der Ungläubigen, der absoluten Royalisten und der royalistischen Demokraten. (XVII. Hptst.) Nähere Entfaltung von Maurepas Charakter. Im Jahr 1774 berief er neben den Thron die Philosophie, im J. 1776 gab er sie öffentlich der Verhöhnung preis; wechselsweise begünstigte er, je nachdem es sein persönliches Interesse erforderte, bald die Freyheit, bald die absolute Gewalt; die Behauptung seiner eigenen Autorität war sein Hauptaugenmerk, und diesem,

sem, oder auch allenfalls einem witzigen Einfall opferte er die Staatsicherheit auf. (XVIII. Hptst.) Nach des Marschalls von Richelieu Versicherung geschah es mit Absicht, daß England in Frankreich die philosophirende Parthey aufmunterte, nämlich zur Verbreitung immer größerer Verwirrung. Und in welcher Absicht, möchte Rec. fragen, machte denn hernach England gegen die französische Philosophie ein Kriegsmanifest kund?

Politisches Gemälde von Europa; Europens Verhältnisse gegen Frankreich, seit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. bis zur Epoche des americanischen Krieges. (I. Hptst.) Unter revolutionären Erschütterungen litt nicht Frankreich allein. Unter französischer Mitwirkung verlor Georg III. America; gegen Kaiser Joseph II, Schwager des Königs in Frankreich, empörte sich Brabant; Joseph, König von Portugal, war zu gleicher Zeit mit Ludwig XV. von Mörderhänden bedroht; Papst Ganganelli starb an Gift, und sein Nachfolger im Elend. Der König von Sardinien verlor Savoyen; der König von England war zu wiederholtenmalen meuchelmörderischen Angriffen bloßgestellt; der König von Schweden fiel unter dem Morddolche; der Statthalter von Holland und der Großherzog von Toscana wurden ihrer Staaten beraubt; der König von Neapel sah die seinigen revolutionirt und verwüßt; Venedig verlor die Selbstständigkeit; Genf und Mülhausen sanken zu französischen Municipalitäten herab. Dieses Register hätte der Vf. noch, z. B. durch die Revolutionirung von Helvetien und Mailand, vergrößern können. Richtig bemerkt er, der Haß der Könige gegen die Könige äußerte sich nicht weniger fürchterlich, als der Haß der in surgirten Völker gegen die Fürsten. (II. Hptst.) Ueber den römischen Hof. Auch er theilte sich in zwey entgegengesetzte Partheyen, in die frömmelnde Clemens des XIII. und die philosophische des Papstes Ganganelli. Die Entkräftung auch der päpstlichen Autorität, so wie der königlichen in Frankreich, leitet der Vf., vielleicht etwas zu einseitig, aus dem Streite dieser entgegengesetzten Partheyen her. (III. Hptst.) Durch die Philosophie (der Vf. sagt, durch die französische, die jansenistische) untergruben Riccy, der Bischof von Pistoia, in Toscana, und Caraccioli, der Jünger D'Alemberts, in Neapel die päpstliche Autorität; Joseph II. unternahm gegen diese Autorität noch kühnere Schritte. (IV. Hptst.) Zwischen Spanien und Frankreich herrschte eine Verwandtschaft, die auf dem festen Lande der österreichischen Macht das Gegengewicht hielt; hingegen behielt zur See England noch immer das Uebergewicht. Portugal war gleichsam eine Provinz von England. (V. Hptst.) Diese Krone trat mit Rußland in immer engere Verbindung, und riß sich hingegen von der Verbindung mit Oesterreich los; eben so neigte sich Preussen von der französischen Seite auf die russisch-englische. Als sich aber Frankreich, Oesterreich und Rußland in eine Triple Allianz vereinigten, erregte Frankreich bey seinen alten Freunden, den Türken, große Besorgnisse und Erbitterung; unter der Hand

verminderte sie Vergennes. (VI. Hptst.) Vermöge ihrer Lage sollte zwischen Frankreich und Preussen viel Freundschaft statt haben; seitdem aber Choiseul an Maria-Theresia verkauft war, vermied man die Verbindungen mit Preussen als gefährlich. Im Jahr 1741 hatte sich zur Unterstützung der preussischen Monarchie ganz Frankreich bewaffnet, im J. 1756 bewaffnete es sich zur Vertilgung dieser Monarchie. Ungemein contrastirten der Geist und Charakter Ludwigs XV. und Friedrichs; zwischen beiden herrschte persönliche Antipathie. — (VII. Hptst.) Frankreichs gänzliche Nullität während der Theilung von Polen. — (VIII. Hptst.) Gegen das Ende seiner Regierung schien Ludwig XV. die Augen öffnen zu wollen, und nun war er nicht ungeneigt, von neuem mit Preussen in die alte Verbindung zu treten; er gab durch seine geheime Correspondenz dem Baren von Breteuil den Auftrag, hierüber im Haag mit dem Baron von Thulemeier, als preussischen Gesandten, zu unterhandeln, Breteuil aber befolgte Choiseuls Instructionen, und wagte nicht den geringsten Schritt zum Nachtheile der österreichischen Allianz. (IX—X. Hptst.) Prinz Ludwig (nachheriger Cardinal von Rohan), spähte während seiner Gefandtschaft in Wien die geheimen Briefwechsel des Kaisers mit dem Könige von Preussen, und des Fürsten von Kaunitz mit dem Grafen von Mercy, dem kaiserlichen Minister in Versailles aus; hingegen wußte sich auch das österreichische Cabinet die französischen Correspondenzen mit dem Norden und Süden zu verschaffen. Ungeheure Summen kostete dieses Auspähen; davon zog Frankreich nicht den geringsten Vortheil; der Cardinal von Rohan aber machte sich die Königin zur tödtlichen Feindin. Die Reise ihres Bruders, des Erzherzogs, nach Paris diente, behauptet der Vf., hauptsächlich dazu, ihr zum Verderben von Frankreich Instructionen zu geben. (XI. Hptst.) Bevor sich Frankreich in gänzliche Abhängigkeit von Oesterreich gesetzt hatte, betrachteten es die protestantischen Stände in Deutschland als Stütze gegen Oesterreichs Uebermacht; seither wurden sie gegen Frankreich gleichgültiger, und wählten zur Stütze den König von Preussen. — (XII. Hptst.) Seit der Allianz mit Oesterreich änderten sich auch Frankreichs Verhältnisse theils gegen die nordischen Mächte, theils gegen die Schweiz. Indes gelang es Vergennes durch die Revolution, die er in Schweden beförderte, dies Reich der russischen Kaiserin aus den Händen zu reißen. Porträt der Kaiserin. Porträt des Königs von Preussen. — In dem Abschnitte über die Schweiz behauptet der Vf., daß diese Republik ihre lange Wohlfahrt, ihre äußere und innere Sicherheit vornehmlich der Mischung von alien Verfassungsformen zu danken gehabt habe. Die Auflösung der geheimen Correspondenz des französischen Cabinets, deren Geschichte im XIII. Abschnitte erzählt wird, betrachtet der Vf. als eine von den Ursachen des Unheiles in Frankreich.

Regierung Ludwigs XVI. Vierte Epoche. Amerikanische Freyheit. (I—III. Hptst.) Nähere und entfernte

fernere Ursachen des amerikanischen Krieges zwischen England und Frankreich. Ungern bot Ludwig zu diesem Kriege die Hand; sehr gern hingegen sah er die Unterhaltung der Zwietracht zwischen England und den Colonieen. (IV. Hptft.) Schilderung des brittischen Hofes und Ministeriums. In der Politik Georgs III. bemerkt der Vf. als Hauptverirrungen, theils Frankreichs allzu tiefe Demüthigung durch den Frieden vom J. 1763, theils den Mangel an Schonung gegen die Colonien. (V. Hptft.) Ueber die Opposition, die diesen günstig ist. — Lächerlich findet der Vf. Chatam's Maxime: *Delenda Carthago*. „Diese Art Frankreich zu betrachten, sagt er, stürzte ihn, so wie auch hernach seinen Sohn, noch vor dem Frieden. (VI. Hptft.) Endlich unterstützt Frankreich die amerikanische Insurrection mit Truppen und Gelde. (VII. Hptft.) Charakter des Lords Chatam und Burke's. (VIII. Hptft.) Kriegsmanifest gegen England. Randglossen Ludwigs XVI. über das französische Kriegsmanifest. (IX—X. Hptft.) Folgen der französischen Allianz mit den amerikanischen Insurgenten. — Diese letztern inoculirten den französischen Hülfsstruppen ihren republikanischen Geist. Choiseul und sein Anhang tadelten öffentlich Frankreichs gewaltsame Einmischung in die amerikanische Auflehnung.

Diesen Band beschließen einige merkwürdige Urkunden: Turgots Finanzplan; sein Schreiben an Ludwig XVI. vom 30. April 1776, wenige Tage vor seiner Entlassung; Note über die nachtheilige Wirkung, welche St. Germain's Einführung der Bestrafung mit Schlägen auf das französische Militär hatte; *Noël chanté à la Cour, l'année 1776*; ein freylich mehr derbes als witziges Vaudeville.

(Die Fortsetzung folgt.)

## ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Himbürg. Buchh.: *Geographische, naturhistorische und technologische Beschreibung des souveränen Herzogthums Schlesien*, von Joh. Adam Valentin Weigel, evangelisch-lutherischem Prediger, Mitgliede der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, der naturforschenden in Halle, und der ökonomisch-patriotischen des Fürstenthums Schweidnitz. Fünfter Theil enthält die Fürstenthümer Liegnitz Wohlau und Glogau. 294 S. Sechster Theil enthält die Fürstenthümer Sagan und Breslau. 1802. 215 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der unermüdete Fleiß, den der Vf. bey Bearbeitung der vier ersten Theile dieses höchst lehrreichen

Werks angewendet hat, leuchtet auch aus der gegenwärtigen Fortsetzung hervor. Der Liebhaber der Botanik, der Oryktognosie, der Statistik wird hier volle Befriedigung finden. Ein paar kurze Auszüge werden vielleicht nicht unwillkommen seyn. — Die Gegend um *Liegnitz* ist wegen der vortrefflichen Küchengewächse vorzüglich berühmt. Man schätzt den Gewinn der um die Stadt angebauten Gewächse auf 100,000 Rthlr. In der Gegend von *Goldberg* zählt man 400 Obstgärten. Interessant ist die S. 19. gelieferte Nachricht von der Einführung der Syrischen Seidenpflanze (*Asclepias Syriaca* Lin.) in Schlesien; es sind jetzt an 20 Morgen damit besetzt. — S. 86. ist eine Beschreibung des, von der ehemaligen berühmten Oper-Tänzerin Barberini nachmaligen Gräfin Campanini errichteten Fräuleinstifts, das einige Aehnlichkeit mit dem von der Frau v. Maintenon gestifteten Kloster St. Cyr hat. — Wie beträchtlich die Tuch-Manufactur von Grünberg sey, erhellt daraus, daß auf ungefähr 500 Stühlen, von 550 Meistern, 200 Gefellen, und 100 Lehrlingen, jährlich gegen 19000 Stück Tücher verfertigt, und theils im Lande, theils außerhalb abgesetzt werden. — Um Breslau, Auras und Neumarkt wird viel Taback, wie auch Färberöthe gebauet, mit der letzten wird in Breslau ein sehr ansehnlicher Handel getrieben, den man auf 309,000 Rthlr. berechnet; wogegen einige nur die Hälfte annehmen. — In einem Merckelstötz bey Tischeschen hat man in einer Teufe von 11 Ellen einen ganz guten, behauenen Balken, von einer nicht genau zu unterscheidenden Holzart, eine ziemliche Anzahl Tannenzapfen und große türkische Haselnüsse, mit einer steinernen Rinde umgeben entdeckt. Etwas tiefer hat man acht große Knochen, die ohne Zweifel zu einem Elephanten-Gerippe gehören, gefunden. Diese acht erhaltenen und zu näherer Untersuchung nach Breslau gebrachten Knochen, sind alle, ihrer äußern Gestalt nach sehr kenntlich. — Folgende Bemerkungen führt Rec. noch an, um dem Vf. zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit er sein Werk gelesen habe. Der Glogauische Kreis liefert nicht bloß Mittelwolle (S. 159.), sondern auch Spanische. — Nicht bloß bey Quaritz, sondern auch bey Brieg wird sehr viel Flachs gebauet (S. 160.) — 2r Th. S. 18. Naumburg gehört nicht dem Fürsten v. Carolath, sondern dem Grafen Mellin, und vorher dem Hauptmann v. Ploetz. — S. 119. ist es nicht richtig, daß außer dem Arzte, Wundarzte und Capellan, Niemand in das Krankenzimmer der Elisabethinerinnen kommen dürfe; jedem anständigen Manne wird es vergönnt. Die vortreffliche Art, wie in dieser Anstalt und in der der Barmherzigen Brüder, die Kranken-Pflege übernommen wird, hätte überhaupt wohl eine nähere Erwähnung verdient.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. November 1802.

## GESCHICHTE.

PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI.* etc. par J. L. Soulavie, vainc. T. I—VI. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Rezension.)

**V**ierter Theil. Fünfte Epoche, oder Neckers erstes Ministerium. (I. Hauptst.) Einfluß des Marquis de Pezay auf den König. Maffon, der sich den Namen eines Marquis de Pezay gab, war ein junger Mensch ohne Glücksgüter; theils durch seine Figur und einige Talente, theils durch Vorhub seiner Schwester, der schönen und ränkevollen Madame Cassini, gewann er Zutritt in der glänzendsten Gesellschaft; Madame Montbarrey, deren Liebling er war, befriedigte seine Ausgaben; Maillebois, der Liebhaber seiner Schwester, vertraute ihm seine *porte-feuilles* an; Dorat feilte seine tändelnden Poesien. In Verbindung mit einigen Freunden, begann er einen geheimen anonymen Briefwechsel mit Ludwig XVI. Durch einen Bedienten wußte er ganz insgeheim das erste Heft seiner Briefe und Aufsätze dem Könige in die Hände zu spielen. In dieser Handschrift empfahl er sich dem Könige zu periodischer Mittheilung, theils seiner Vorschläge, theils der wichtigsten Anekdoten, sowohl über den französischen Hof als über alle Höfe Europens, jedoch unter der Bedingung, daß er anonym bleiben, und weder Belohnung noch Aemter annehmen wolle; zugleich bat er in seinem Schreiben, daß der König zum Zeichen der Genehmigung einer solchen Correspondenz am ersten Sonntage des nächsten Monats bey Erhöhung der Hostie das Schnupftuch emporheben solle. Wirklich hatte die Correspondenz regelmäßigen Fortgang; sie machte dem guten König so viel Vergnügen, daß er verlangte, den Vf. persönlich kennen zu lernen; da sich dieser nicht selbst entdecken wollte, so ruhte er nicht, bis ihn Sartines, der Polizey-Minister ausgespäht hatte. Nach der ersten mündlichen Unterredung mit ihm, empfahl ihn der König sehr dringend dem Minister Maurepas. Unbeschränkt beherrschte der junge de Pezay den Geist des jungen Ludwigs XVI; in Zeit von einem Jahre gelang es ihm, zwey Minister zu machen; Necker, der ihn mit Geld unterstützte; und Montbarrey, mit dessen Gemahlin er in galanter Vertraulichkeit lebte; er selbst verschaffte sich die Stelle eines General-Inspectors der Küsten. (II. Hauptst.) Als Finanzdirector, schlug Necker den entgegengesetzten Weg seiner Vor-

gänger ein; statt sich auf den Beyfall der Großen zu stützen, bewarb er sich um Volksgunst; statt sich durch wichtige Finanz-Operationen auszuzeichnen, suchte er als Schriftsteller zu glänzen; statt sich mit kalter und trockener Darstellung seiner Vorschläge und Berechnungen zu begnügen, verschaffte er denselben beym Könige und beym Volke durch sentimentale Beredsamkeit Eingang. (III. Hauptst.) Sehr verhasst machte er sich bey den reichen und großen Eigenthümern durch Begünstigung der zahllosen Volksclasse, die kein Eigenthum hat. Ungeachtet von mancher andern Seite Turgot mit ihm gleich dachte: so erhob sich doch über diesen Punkt zwischen beiden bittere Feindseligkeit. Auf Neckers Rechnung schrieb Turgot die Insurrection wegen der Brodtheuerung, und behauptete, daß sie Necker durch seine Schrift über den Getreidehandel veranlaßt habe, um ihn zu stürzen. Gewaltfam warf Necker seine Tadler, Pelisseri und Lauraguais, in die Bastille. (IV. Hauptst.) Neckers Operationen während des ersten Jahres seiner Verwaltung. — Durch die Abschaffung der Dominial-Einnehmer und der Finanzintendanten beleidigte er die alten Finanzfamilien. Scherzhaft äußerte Maurepas sein Mißfallen, indem er sagte: Aus der Turgomanie gerathe ich in die Necromanie. (V. Hauptst.) Um Neckern zu stürzen, mußte vorher noch de Pezay gestürzt werden. Gegen diesen vereinigten sich Maurepas und Sartines. Um ihn vom Könige zu entfernen, liefs ihn Maurepas die Küsten bereisen; unterwegs liefs ihm Sartines seine Papiere, und besonders auch seine Correspondenz mit Necker wegnehmen; der schwache König liefs es geschehen; sein bisheriger Günstling wurde Maurepas preis gegeben. (VI. Hauptst.) Um die andern Minister alle von sich abhängig zu machen, that Necker dem Könige den Vorschlag, er sollte jeden ihrer Pläne, bevor er ihn ausführen lasse, zuerst ihm vorlegen, um untersuchen zu können, ob zur Ausführung derselben die Finanzkräfte hinreichten. (VII. Hauptst.) Um sich Fonds zu verschaffen, schrieb er am 7. Januar 1777 eine Anleihe von 80 Millionen aus. Umsofort widersetzte sich im Parlemente Déprômesnil der Einregistrierung derselben; noch vor der Einregistrierung, verschaffte sich der Bankier-Minister durch die Bankiers sogleich die völlige Summe. (VIII. Hauptst.) Neckers Veranstaltung der Provinzialstände in Berry; gleichsam ein Mignature das Vorbild der künftigen États-Generaux. Ueber die Abschaffung der königlichen Cassen, um die Fonds derselben mit dem königlichen Schatze zu verschmelzen, und andere Neuerungen erhoben die alten Finanzintendanten,

ten, die General-Schatzmeister, die Parlemerter u. s. w. großes Geschrey. Auf Neckers Anstiften schickt der König gegen Rouen Truppen, unter der Hand aber unterstützt das Parlament einen Theil des Ministeriums, welchem auch selbst Neckers Operationen missfallen. (IX. Hauptst.) Nicht weniger missfallen sie dem Clerus; indess war dieser uneinig. Ein Theil sowohl der Philosophen unter dem Clerus als der Frömmler liebte auf gleiche Weise den ketzerischen Minister, weniger indess seiner Person wegen, als um wenigstens noch eine Stütze zu finden. Mit besonderm Eifer und Nachdruck verschrie man auch Neckers *Caisse d'escompte*; man betrachtete sie unter einer absoluten Regierung als höchst unsicher, und verkündigte ihr zum voraus eine ähnliche Catastrophe wie Law's Systeme. (X. Hauptst.) Neckers Verwaltung während des Jahr's 1779. — In diesem Jahre brach die Feindschaft zwischen ihm und Sartines aus. Da jener diesem (dem damaligen Minister des Seewesens) zur Fortsetzung des Krieges gegen England nicht genug Geld verschaffte: so brachte er ihn in den Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit England. (XI. Hauptst.) Durch Einführung sparsamerer Oekonomie bey Hofe und bey der königlichen Familie zog sich Necker von Seiten der Schatzmeister der Brüder des Königs bittere Klagschriften zu. Eine dieser Klagschriften beschuldigte ihn eines geheimen Spieles mit einigen Commis des vorigen Ministeriums, um sich durch Agiotage zu bereichern. (XII. bis XIII. Hauptst.) Vergleichung zwischen Law's und Neckers Finanzoperationen; verderbliche Folgen der Anleihe. Sie sollte die Ausschreibung neuer Auflagen verhindern, und bey dem Mißbrauche nöthigte sie in der Zukunft zur Ausschreibung noch größerer Auflagen; sie schonte die gegenwärtige Generation, und stürzte die folgende ins Elend. (XIV. Hauptst.) Neckers Verwaltung während des Jahres 1780. — Ueber den Verkauf der Spitalgüter und die Gründung von *Charité* Häusern; über die Revolution in den königlichen Pachtungen; über die Folgen der Provinzialversammlungen u. s. w. (XV. Hauptst.) Die Wiedereinführung solcher Versammlungen hatte schon Mirabeau, der Vater, in dem *Ami des hommes* vorgeschlagen; umsonst schlug sie auch Turgot vor: so wie vorher Ludwig XV., so verweigerte hierzu auch Ludwig XVI. die Zustimmung. Umständlich liefert der Vf. die Gründe Neckers für ihre Einführung, und die Gegenstände des Königs. Necker dringt durch. Indem er auf solche Weise die leidenden Provinzen in wirksame, die friedlichen in berathschlagende unschuf, beförderte er die Staatsrevolution. (XVI. bis XVIII. Hauptst.) Necker beschuldigt Sartines der Dilapidationen, und beredet den König zu seiner Entlassung. Sein *Compte rendu* macht gleichsam Epoche. Durch diese Schrift glaubt er, den Credit zu verstärken, und schwächt ihn. Sehr richtig bemerkt der Vf., daß in Frankreich die Garantie der Finanzen bloß auf der Moralität des Ministers beruhe, während sie in England ihre Stütze in der Constitution selbst hat. Vergennes's Bemerkungen, welche er

am 3ten May 1781 dem Könige, auf dessen Befehl, über Neckers *Compte rendu*, und die nachtheiligen Folgen desselben vorlegte. (XIX. Hauptst.) Mitten unter zahlreichen und mächtigen Feinden, hatte Necker immer noch einigen Anhang; dieser Anhang beschränkte sich aber auf die Banquiers, die bey seinen Operationen interessiert waren; auf die Protestanten; auf einige ungläubige Prälaten; auf einige Schriftsteller. Auch unterstützte ihn Choiseul, in wiefern er hoffen konnte, daß Necker Maurepas's Credit untergraben würde; ihn unterstützte der Marquis de Caltries in Erwartung, durch ihn ins Ministerium berufen zu werden; in ähnlicher Erwartung unterstützten Necker der Herzog Duchâletole, der Prinz von Beauvau, d'Adhémar. Seinen Anhang vermehrten überdies mehrere, theils sentimentale, theils eitele Hofdamen. (XX. Hauptst.) Neckers eheliches Glück; Schilderung seiner geistreichen und tugendhaften Gattin. Sie schreibt für Necker eine Apologie. (XXI. Hauptst.) Öffentlich lobpreiset in England Burcke Neckers Verwaltung; wird aber darüber von der Gegenparthey verspottet. (XXII. Hauptst.) Je länger je stärker erheben sich in Frankreich gegen Necker und seine Operationen der Hof, das Parlament, der hohe Adel und der Clerus. (XXIII. Hauptst.) Ueber die öffentliche Meynung, auf die sich auch Necker so gern als auf eine souveräne Macht berief. (XXIV. — XXV. Hauptst.) Vergennes ist Neckers furchtbarster Feind; er überreicht dem Könige eine Schilderung, in welcher er Necker als verderblichen Neuling und Neuerer darstellt, und immer lauter schrie man über Necker das *tolle et crucifige*; man verlangte seine Verhaftnehmung, seine Verweisung; man beschuldigte ihn verdächtig Verbindungen mit dem Lord Stormond, dem Gesandten des brittischen Hofes. In Gegenwart des Königs mitten im Staatsrathe schilderte man seine Plane, theils als lächerlich, theils als verderblich. Unter solchen Umständen wiederholte er bey dem König das Ansuchen um den Zutritt im Staatsrathe, und zwar unter dem Vorgeben, damit er über seine Plane mit den Ministern persönlich sich unterhalten könnte. Um ihm den Zutritt zu verschließen, erklärte Maurepas, daß er ihn nicht anders erhalten würde, als unter Abschwörung von Calvins Irrthümern. Ungern verliert der König den populären Minister, aber auch den alten Maurepas darf er nicht beleidigen. Endlich verweigert er Necker sein Ansuchen, und am 19. May 1781 verlangt dieser seine Entlassung in einem Bittet, das den König durch stolze Trockenheit beleidigt. Necker zieht sich aufs Land nach St. Ouen zurück; daselbst erhält er sogleich Condolenzbesuche von dem Prinzen von Condé, von den Herzogen von Orleans, und von Chartres. (XXVI. bis XXVIII. Hauptst.) Neckers Selbstgespräche über sein Zurücktreten in den Privatstand; Necker, wie ihn seine Freunde schildern; (Commentar über seine Physiognomie von Lavater); Necker, wie ihn seine Feinde schildern, besonders die Zeloten der alten absoluten Regierung. (XXIX. Hauptst.) Necker, seine



ne Grundfätze und Verwaltung, nach des Vfs. eigener Ansicht. Gleich weit entfernt ist seine Ansicht von der gleich unbilligen und einseitigen, sowohl der absoluten Royalisten als der der Jacobiner. Nach dem Vf. untergrub Necker in den J. 1788 und 1789 die Grundsäulen der Monarchie; seit dem 14ten Julius hingegen arbeitete er wieder gegen sein eigenes Werk; immer indess fühlte er edel und warm für den König sowohl als für das Volk. Sein vorgebliches Einverständnis mit England ist abscheuliche Verläumdung. (XXX. Hauptst.) Parallele zwischen Necker und dem Cardinal Richelieu. — Beide drückten die Großen nieder; der letztere aber regulirte sein Werk selbst und allein, der erstere bediente sich hierbey einer Versammlung, die wechselsweise ihn schmeichelte, und mit ihm ihr Spiel trieb. (XXXI. Hauptst.) Uebrigens war Necker in Europa nicht der erste, der an der Spitze der Regierung revolutionäre Principien ausstreuete. Schon vorher hatte der päpstliche Hof die Auflösung des Jesuiten Ordens vollendet; die Auflösung dieses der absoluten Autorität so günstigen Ordens, war das Werk theils von Portugal, theils von vier bourbonischen Höfen. Noch weiter trieb der Großfürst von Toscana den philosophirenden Neuerungsgeist; Florenz, Neapel und Madrid festhalten, sagt der Vf., den Inquisitoren die Hände; je länger je schwächerer wurde der venetianische Despotismus; in Wien brütete Joseph II. über den außerordentlichsten philosophischen Reformen; durch ganz Deutschland gab es Staaten, wo der Ton der Humanität und der Philosophie die alte Energie der Autorität schwächte. Mit Ausnahme von England und Schweden, waren alle Höfe Europens auf dem Wege, das Schicksal des Volks zu verbessern, und es von dem priesterlichen Joche zu befreyen: wie also kann es befremden, wenn in den Ton der Humanität auch Necker einstimmt? Er, Freund und Anhänger von Raynal, Buffon, Voltaire, Rousseau, Thomas. „Necker, sagt der Vf. S. 259., stürzte Frankreich, während dafs er für Frankreichs Heil arbeitete, in den Abgrund des Elends. Sein erstes Ministerium bereitete die Revolution vor; sein zweytes vollendete sie.“ Aufser Necker indess und seinem Ministerium, hatte die Revolution wohl auch noch andere, und selbst stärker mitwirkende Ursachen, z. B. den Finanzverfall, den Wankelmuth des Königs, den Einfluss von England u. s. w. (XXXII. Hauptst.) Nach Neckers Entlassung, unterlag die philosophirende Parthey. (XXXIII. Hauptst.) Charakter der neuen Minister; Quietismus (so nennt der Vf. die Todesstille) ihrer Verwaltung. Bey der Finanzverwirrung und bey dem Mangel an Credit sah sich d'Ormesson genöthigt, zur Caisse d'Escompte seine Zuflucht zu nehmen; dadurch aber schwächte er den Credit dieser Casse so sehr, dafs im Oct. 1783 bey ihr für nicht weniger als 30 Mill. zu realisirende Billets einliefen. (XXXIV. Hauptst.) Um den Credit herzustellen, suchte der Marchall de Castries den König zur Zurückberufung Neckers zu bereiten: allein der König fühlte sich immer noch allzu sehr durch Ne-

ckers Entlassungsbillet beleidigt. (XXXV. Hauptst.) Noch mehr beleidigt fühlte er sich, als Necker (ohne Vorwissen und Bewilligung des Königs) sein Werk über die französische Verwaltung der Finanzen herausgab. Mit Ausnahme des Hn. v. Castries, drang der ganze Staatsrath auf Neckers Verweisung; die Königin aber setzte es durch, dafs sich die Verweisung nur auf Paris beschränkte. (XXXVI. Hauptst.) Immer noch genofs jedoch Necker die Volksgunst; Calonne arbeitet an Wiederherstellung der alten absoluten Autorität.

Regierung Ludwigs XVI. Ausgang der fünften Epoche. Durchgängige Anerkennung der amerikanischen Freyheit. (I. Hauptst.) Während Frankreich mit dem amerikanischen Kriege beschäftigt ist, schmeichelt sich Oesterreich mit ungehinderter Besitznahme von Bayern, mit Eröffnung der Schelde, mit näherer Einwirkung auf Holland, vermittelst des Kurfürstenthums Köln, welches einem Erzherzog zufällt. Auf Oesterreichs Erweiterungsplane machte Friedrich II. von Preussen ganz Europa aufmerksam. Catharina II. beobachtete stillschweigend den Gang der Dinge, war aber zu sehr mit den türkischen Eroberungen beschäftigt. Vergennes vermittelte zwischen der Pforte und Rußland den Frieden, und nun vereinigten sich Rußland und Preussen zur Beschränkung der österreichischen Erweiterungsucht durch den Frieden von Teschen. (II. — IV. Hauptst.) Unter brittischem Einflusse wird der Erzherzog Maximilian Kurfürst von Kölla; Baron von Thugut verkauft sich an die französischen Minister; Kaiser Joseph II. verbindet sich mit Catharina II. gegen die Türken. (V. Hauptst.) Geheime Sendung des Grafen von Grimoard nach Holland. Grimoards Memoiren, in denen er Ludwig XVI. verstellte, wie dringend nothwendig es für Frankreich sey, Holland zu unterstützen. (VI. Hauptst.) Ministerielle Revolutionen in England, vor dem endlichen Friedensschlusse vom J. 1783. (VII. Hauptst.) Unzufriedenheit über die französischen Reglements vom J. 1781 und 1786 in Betreff der zum Zutritte theils bey Hofe, theils bey dem Militär erforderlichen Bedingungen. Grimoards Memoire hierüber. Lächerlich findet der Graf die Rücksicht auf die Genealogie bey den französischen Militärs: so wie bey den arabischen Pferden. Endlich noch (VIII. Hauptst.) eine sehr einseitige zu flüchtige Skizze des Zustandes der Cultur und Literatur unter Ludwig XVI. Voltaire zerstörte die religiösen Meynungen, und (setzt der Vf. grundlos hinzu) auch die socialen; Rousseau zielte auf die Einführung neuer politischer Verfassungen. Nicht mehr, wie vormals, ist die Literatur der Schmuck oder die Stütze der Autorität. Außerordentliche Fortschritte der Chemie.

(Die Fortsetzung folgt.)

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Bathe: *De cordis conditionibus abnormibus.* Diss. inaug. (auctor) Joann. Frid. Meckel. Halensis, accedunt tabulae aeneae V. 1802. 84 S. 4  
Der Sobn des bekannten Anatomien und Geburtshelfers Meckel liefert hier eine seines Vaters würdige In-

Inauguralschrift, welche mit vielem Fleiße ausgearbeitet, und mit Proben hinlänglicher Belesenheit geschmückt ist. Der Vf. handelt seinen Gegenstand unter vier Hauptrubriken ab, und spricht namentlich in der ersten von regelwidriger Lage, in der zweyten von regelwidriger Zahl, in der dritten von regelwidriger Gestalt, und in der vierten von fehlerhafter Mischung des Herzens. Von der fehlerhaften Lage des Herzens führt er ein Beyspiel aus seines Vaters schätzbarer Sammlung an, welches auch auf der ersten Tafel abgebildet ist: alle Theile lagen hier umgekehrt, nämlich das rechts, was sonst links liegt u. f. w. übrigens war die Bildung völlig regelmäsig. Ferner führt er Beyspiele aus anderen Autoren und aus seines Vaters Sammlung an, wo das Herz durch andere Theile aus der natürlichen Lage verdrängt ist, namentlich eins, wo das Herz in der Bauchhöhle liegt, und ein anderes, wo das Herz durch die dünnen Därme, welche durch ein Loch des Zwerchmuskels in die Brusthöhle gedrungen waren, ganz in die linke Seite derselben, und aufwärts gedrängt ist. Von der regelwidrigen Zahl des Herzens sind ein paar Beob-

bachtungen Anderer an Thieren angeführt. Auch besitzt Meckel der Vater ein vollkommen doppeltes Gänsehertz. Unter der Rubrik von regelwidriger Gestalt des Herzens kommen folgende Abtheilungen vor. *Abweichende Zahl der Höhlen des Herzens; abweichende äußere Gestalt des Herzens.* Von beiden werden nur Fälle aus bekannten Werken angeführt. *Vergrößerter Umfang; Verkleinerung; fehlerhaft gestaltete Gefäße; abweichend gestaltete Klappen,* durch einige Abbildungen nach des Vaters Präparaten erläutert; *abweichende Scheidewand des Herzens; Auswüchse am Herzen,* wo auch von den sogenannten Polypen des Herzens weitläufiger gehandelt wird. Unter der Rubrik von fehlerhafter Mischung des Herzens wird abgehandelt: *Entzündung, Abscess und Vereiterung, Brand, fehlerhafte Verdichtung oder Verhärtung des Herzens, Verhärtung der Kranzschlagader; Fehler am Fette des Herzens; Geschwülste.* Außer den schon gelieferten fünf Kupfertafeln will der Vf. sobald als möglich noch drey andere dieser Inauguralschrift hinzufügen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGEFÄHRTEIT. *Wien,* in d. Camesin. Buchh.: *Beiträge zu den Resultaten der Versuche mit der Salpetersäure bey primitiven und sekundären syphilitischen Krankheitsformen.* Von Johann Adam Schmidt, K. K. Rathe, ord. öff. Prof. der Heilkunde an der K. K. med. chir. Josephs-Akademie zu Wien, K. K. Stabsfeldarzt, Beyführer der permanenten Militär-Sanitätskommission, u. f. w. 1802. 5 Bög. 8. (6 gr.) Nach einer Einleitung, die eine allgemeine Uebersicht des bisher über diesen Gegenstand bekannt gewordenen enthält, beschreibt der Vf. fünf Versuche, die er im chirurgischen Klinikum unter seiner Direction von fünf seiner Schüler bey Venereischen mit der Salpetersäure anstellen ließ. Er bediente sich dazu der nach der Oesterreichischen Provinzial-Pharmacopöe aus einer Unze rauchenden Salpetergeistes, und zwey Unzen destillirten Wassers bereiteten diluirten Säure, indem er eine bis zwey Drachmen derselben mit anderthalb bis zwey Unzen Syrup und anderthalb Pfunden destillirten Wassers, oder drey bis vier Drachmen der ersteren mit zwey bis drittel Unzen gemeinen Syrup, und zwey Pfunden destillirten Wassers vermischen, und von dieser Mischung alle zwey Stunden zwey Unzen nehmen ließ. Dabey wandte er äußerlich, nach den Umständen, jene Säure als Bähung, (zehn Drachmen derselben zu achtzehn Unzen Wassers,) oder Mundmittel, (eine halbe Unze unter vier Pfunden Wassers,) oder in folgender Salbe an: *Rec. oxung. suill. rec. uncias sedecim. Leni calore in vase vitreato lente liquefactis sub agitatione instillantur acidi nitrici diluti unciae duae. Calor sensim sensimque augetur ad leviorum miscelae ebullitionem usque. Dein removeantur ab igne et frige facta feruntur.* Die vier ersten jener erwähnten Kranken litten verschiedentlich am Chanker an der Eichel oder Vorhaut, Bubonen, Phimosis mit einem Erythem über dem Penis und dem Hodensack, und chronischem Tripper, und wurden in 14, 40, 55, 83 Tagen völlig hergestellt, nachdem einer 14, ein anderer 75, der dritte 104, und

einer 152 Drachmen von der Säure, innerlich genommen, verbraucht hatte. Bey einem derselben wurde daneben die China innerlich angewandt. Die örtliche Anwendung des salzsauren Gewächssalkali (*urias oxygen. potassae*) bewirkte in einem Falle ein besseres Ansehen des Chanker. Der fünfte Kranke litt an Halsgeschwüren, „über das ganze Hautorgan verbreiteter Syphilis, und syphilitischer Anlage in den Knochen.“ Während des Gebrauches der Säure entstanden neue Krankheitsformen, indess sich einige der ältern allmählich besserten, und nachdem in Zeit von 4 Monaten 140 Drachmen Salpetersäure innerlich und eine große Menge oxygenirter Bähung und Salbe äußerlich verbraucht worden war, mußte salpeterfaures Quecksilber mit Opium die Herstellung bewirken. Das Final-Resultat, welches der Vf. aus seinen Versuchen zieht, ist folgendes: „die Salpetersäure wirkt in verschiedenen Graden nach der Individualität der Organismen, (bey asthenischem Habitus, Scrofulösen und Scorbutischen ist eine größere Menge und längere Curzeit nöthig,) und nach der Verchiedenheit der syphilitischen Localformen selbst, (sie wirkt auffallend günstiger bey flachen Hautgeschwüren auf der Eichel oder bey Auswüchsen an Schleimsecernirenden-Stellen, als bey Condylomen am After.) Sie ist daher kein verwerfliches Mittel in der Syphilis, aber ihrer Zweckmäßigkeit ist bedingt, und erst durch mehrere genauere Versuche zu erforschen. Ob jemals Quecksilberoxyden durch Salpeter- und Salz-Säure u. dgl. werden entbehrlich werden, ist vor's erste noch mit Recht zu bezweifeln.“ — Zur Beurtheilung der Schreibart des Vfs. mögen folgende Proben hinreichen: *Man fordert, der Experimentator soll, wenn er in die Werkstätte der Natur tritt, den Staub von den Füßen schütten (alle Theorie ablegen.) (S. 3.) Was ist's denn endlich, das diese letztern immer treibt, den erdigen den Polster der Genügsamkeit unter dem Kopfe von Zeit zu Zeit zu verrücken? (S. 9.) Die Bessergestaltung (!) blieb nicht dauerhaft. (S. 70.)*

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. November 1802.

## GESCHICHTE.

PARIS, b. Treuttel u. Würz: *Mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI. etc.*, par J. L. Soullavie, T. I—VI. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

**F**ünfter Theil. (I. Hauptst.) Politische Lage von Frankreich zu Ende des Jahrs 1786. Hier liefert der Vf. ein von dem Marschall von Castries dem Könige in Vergennes's Gegenwart vorgelesenes sehr interessantes Memoire von Grimoard, worin alle politischen Unterhandlungen und Operationen Vergennes's mit eben so viel Kraft als Bescheidenheit kritisiert werden. Allzu sehr gab Vergennes Holland preis, und damit zugleich vernachlässigte er Ost- und Westindien. (II. Hauptst.) Ilin und her schwankte dieser Minister zwischen der Parthey d'Aiguillon's und der Parthey Choiseul's oder der Königin. (III. Hauptst.) In dem Hause Bourbon zählt man bis zum J. 1789 drey Vermählungen mit österreichischen Prinzessinnen, drey Regenttschaften und sechs Könige; unter diesen letztern wurden drey meuchelmörderlich angegriffen, von Damiens, Ravallac und Clement, ein vierter starb auf dem Blutgerüste. Diese Angriffe alle sind nach dem Vf. die Wirkung jenes entgegengesetzten, österreichischen und anti-österreichischen Partheygeistes. Nach S. III. ist ein langer Frieden mit Oesterreich, verbunden mit inniger Theilnehmung zwischen Oesterreich und England, auch künftig noch gefährlich sowohl für Preussen als für Frankreich. Bey dieser Bemerkung indess nimmt vielleicht der Vf. zu wenig Rücksicht sowohl auf den Finanzverfall und den Oppositionsgeist in England, als auch auf Oesterreichs verminderten Einfluss sowohl in Holland als in Italien. (IV. Hauptst.) So wie in Frankreich Oesterreich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten revolutionirte, so revolutionirte England das Finanzministerium. Drey Genfer, sagt der Vf., richteten das Finanzwesen zu Grunde; Necker durch Anleihen und durch den Mißbrauch seines Credits; Clavière, in Verbindung mit Mirabeau, durch den Mißbrauch des Papiergeldes; Johannot durch voreilige Wiedereröffnung der Ausfuhr des baaren Geldes, wodurch das Papiergeld zu schnell und stark ins Fallen gerieth. Dann kommt der Vf. (V. Hauptst.) auf seine Lieblings-Idee, oder — Schimäre zurück, Geflissentlich, méynt er, untergruben in Frankreich Catharina II. und Friedrich von Preussen durch Begünstigung der Freydenkerey den Thron und Alt-

A. L. Z. 1802. Vierter Band,

tar. Vielleicht, obgleich gegen ihre Absicht, untergrub den Thron und Altar wohl auch die Geistlichkeit selbst; und zwar durch ihre unwürdigen Vorschläge zur Niederdrückung der Freydenkerey. S. 136 liefert der Vf. die sehr merkwürdigen *Remontrances du clergé à Louis XVI. en 1780 sur les dangers de la religion et du clergé*, mit den ebenfalls merkwürdigen Randglossen des Königs. Bey der Stelle, wo die Geistlichkeit auf schärfere Inquisition und Censur dringt, setzte der König am Rande folgende Bemerkung hinzu: „Wohl kann man die Gesetze und die „Verordnungen vermehren; wenn aber der Clerus „sich nicht selbst Achtung verschafft, so ist unmög- „lich, sie ihm durch irgend ein anderes Mittel zu ver- „schaffen. Höhere Achtung kann sich ein Corps nicht „andere verschaffen, als durch seine eigenen Tugen- „den.“ Bey der Stelle, wo die Geistlichkeit sich ausschliessend die Censur über religiöse Schriften und Angelegenheiten anmaßt, setzte der König am Rande hinzu: „Gerade alsdann würde man von den Fran- „zosen sagen, sie führen eine verlarvte Inquisition „ein.“ (VI. Hauptst.) Feyerliche Einladung der Geistlichkeit an den König (noch im J. 1780.) zur Verfolgung der Protestanten. Die Protestanten, behauptete die Geistlichkeit, sind ihrem Geiste nach Republikaner. (Hierbey erinnert sich Rec., das ein solches Urtheil nicht nur katholische Prälaten fällen, wie z. B. *Bosquet in der Oraison funèbre de Henriette Marie de France*, sondern auch *Voltaire* in dem *Siecle de Louis XIV.* T. II., und selbst *Friedrich II.* in den *Mim. de Brandenbourg* S. 276.) Bey dieser Gelegenheit erhalten wir: (VII. Hauptst.) eine merkwürdige Unterredung des Vf. mit Franklin, und ein Memoire, welches der erstere dem Minister Vergennes über die Unterstützung der Protestanten in den Provinzen Languedoc, Vivarez und in den Cevennes durch England mittheilte. Seit Jahrhunderten suchte England ununterbrochen diese Provinzen eben so frey und unabhängig zu machen, wie in neuern Zeiten Frankreich die englischen Colonien in Amerika. Richtig bemerkt hierbey der Vf., das, ungeachtet der brittischen Unterstützung, die Protestanten in Frankreich im J. 1789. nichts desto weniger immer französisch — nicht englisch — gesinnt waren. — (VIII. Hauptst.) Seit Jahrhunderten führten England und Frankreich auch zu Friedenszeiten immerfort gegen einander geheime Kriege; beynah immer hatte England Einfluss auf das französische Ministerium, und Frankreich auf das englische. (IX. — XV. Hauptst.) Schilderung der Regierung von Genf. Unaufhörlicher Kampf zwischen Aristokratie und Demokratie; Anhänglichkeit der

der aristokratischen Parthey an Frankreich, der demokratischen an England. Charakteristik der vornehmsten Partheyhäupter. Necker beschützt die demokratische Parthey; nach seiner Entlassung aus dem Ministerium unterdrückt sie Vergennes; in Verbindung mit den Schweizer - Cantonen und mit dem Könige von Sardinien, zieht Frankreich um die Stadt Genf einen bewaffneten Cordon. Um Ludwig XVI. zu gewaltsamen Maafsregeln zu bewegen, stellt ihm Vergennes die Auflehnung der Genfer Bürger gegen ihre Obrigkeit als eine Epidemie vor, die sich auch über Frankreich ausbreiten könnte. Unter der Uebermacht erliegt Genf; zwanzig Häupter der demokratischen Parthey werden verbannt; sie finden Zuflucht in England. Diplom der englischen Regierung, wodurch ihnen 50,000 Pfund Sterling zur Verpflanzung einer Genfer Colonie nach Irland geschenkt werden. Zweck- und fruchtlose Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England. Die letztere Krone bedient sich der Genfer Flüchtlinge zur Verbreitung der Verwirrung in Frankreich. Dumont, Darovevai und Clavière untergraben in Frankreich die monarchische und constitutionelle Verfassung; Marat die Elemente einer republikanischen, und d'Yvernois überhaupt alle und jede Art regelmäßiger Verfassung. Die Genfer Revolutionairs waren Lehrmeister der französischen; die Revolution von Genf war die Skizze für die Revolution von Frankreich. Der Vf., der, während des letzten revolutionären Zeitraums in Genf, daselbst französischer Resident war, liefert hier über die Erschütterungen und über die endliche Auflösung dieser kleinen Republik mehrere sehr interessante Anekdoten.

Diesen Band beschliessen folgende Urkunden: I. Memoire über den Stockfischfang, von Hn. Perrée. (Nov. 1782.) II. Ueber die Angelegenheiten von Holland, in Rücksicht ihres Einflusses auf Frankreich, von Grimoard. N. III. fehlt. IV. Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der politischen Angelegenheiten Europas. (10 Oct. 1786.) V. Ueber die Genfer Proscriptionen während der Revolution von Genf im J. 1794; Auszug aus den öffentlichen Acten. VI. Conferenz des Barons von Stael, Gesandten von Schweden, mit J. L. Soulaie, dem französischen Residenten in Genf, über den widrigen Eindruck, den die Abschaffung des Cultus und die Einführung des abgöttischen Festes der personificirten Vernunft auf die sonst neutralen Mächte aufsetzte.

*Sechster Theil.* Sechste Epoche, oder Geburt des Dauphins, Maurepas Tod, Einfluss der Königin auf die Staatsangelegenheiten. (I. Hauptst.) Die Geschichte der Königin hat vier Epochen; während der ersten als Dauphine, bey Lebzeiten Ludwigs XV, sieht sie sich vernachlässigt, und sie trägt sich leidend; während der zweyten, als Königin, vor ihrer Niederkunft, erlaubt sie sich eine ganz ungebundene Aufführung; während der dritten, als Mutter eines Kronprinzen, bedient sie sich der Schwachheit des Königs zu seiner Beherrschung; während

der vierten, nach dem Ausbruche der Revolution, zieht sie sich den Haß der Nation zu. Blindlings ergiebt sie sich dem Grafen d'Artois und dem Herzog von Chartres; aus Furcht, daß sie den Herzog von Choiseul zurückberufen mögte, erregen Maurepas und Vergennes unter Mitwirkung der königlichen Schwester und Tanten gegen sie furchtbare Feindschaften. (II. Hauptst.) Als Erzherzogin von Oesterreich und als Bewacherin der französischen Allianzen mit Oesterreich, reizt sie gegen sich, nicht nur Preussen und England, sondern auch Savoyen und die Mächte vom zweyten Range. (III. Hauptst.) Die Reisen ihres Bruders Josephs II., durch Frankreich, vergrößern in Frankreich gegen sie das Mißtrauen. (IV. Hauptst.) Verhaftet macht sie sich bey Hofe durch ihre Vorliebe zu der Herzogin von Polignac und zu Diana von Polignac. Auf alle Weise bemüht sie sich des Herzens des Königs; nur in Rücksicht auf die österreichischen Angelegenheiten entzieht ihr der König das Zutrauen. (V. Hauptst.) Die Niederkunft mit einem Dauphin macht die zweyte Epoche von dem Leben der Königin. Aufserordentlich erweitert sich ihr Einfluss, besonders nach Maurepas Tode. Sie entfernt Amelot und befördert ins Ministerium den Baron von Breteuil, der insgeheim an Oesterreich verkauft ist; sie untergräbt den Credit des tugendhaften d'Ormesson, und macht zum Finanzminister den Herrn von Calonne, von dessen flüchtigem und gefälligen Charakter sie zur Unterstützung ihres ungeheuern Aufwands den sichersten Beystand erwartet. Umsonst sucht sie, bey dem Könige Vergennes in Ungnade zu setzen. (VI. Hauptst.) Um weniger an den Hof und die Hofetikette gebunden zu seyn, und um desto bequemer und freyer die ausschweifenden Lustbarkeiten von Paris zu genießen, versetzt sie ihren Aufenthalt von Versailles nach St. Cloud. Durch Einführung neuer Moden ruinirt sie die einheimischen, besonders die Lyonner Fabriken, und verschafft den Fabriken in Brabant ihrem Bruder zu Gefallen, mehr Leben. (VII. Hauptst.) Sitten der Königin. Nächtliche Orgien auf der Terrasse, im Park und zu Trianon. Die Königin beschuldigt man eines verbotenen Umganges mit Dillon, Coigni, Ferfen und selbst mit dem Grafen d'Artois. (VIII. Hauptst.) Der Herzog von Chartres, nachheriger Herzog von Orleans, rühmt sich, ihre letzte Günst verächtlich zu haben. Mit Hüttaufsetzung aller Delicateffe und ohne die geringste Aeußerung des Abscheues, erlaubt sich der Vf. die Einführung der schändlichsten Reden dieses Herzogs gegen die Königin. Unter andern schwor er: „Niemals soll ein Junge von Coigni mein König werden.“ (IX. Hauptst.) Seltsame Mystificationen des Herzogs von Orleans, durch einen Unbekannten, der ihm vom bösen Geiste einen Ring verkehrt, vermittelt dessen ihm, so lang er den Ring wohl verwahrt, alles glücklich von seinen Seiten gehen soll. Dem Vf. zufolge, waren die Meiner, Caspastro, St. Germain, fremde politische Maschinen. (X. Hauptst.) Haug der Franzosen zu Zaubereyen und Mytherien. Diesem

fem aus politischen Absichten genährten Mangel setzen die Akademie und der Hof, die Erfahrungen und Versuche der Franklin, Darcet, Lavoisier, Bailly, Guilloin, Leroi, de Bory u. f. w. entgegen. (XI. Hauptst.) Geschichte des diamantenen Halsbandes. — Breteuils Schuld ist's, daß dieser Proceß nicht sogleich bey der ersten Untersuchung erstickt wurde; seine Schuld vergrößerte der König dadurch, daß er über diese Sache ein Urtheil ergehen ließ. Ueber die ärgerliche Geschichte liefert der Vf. S. 75. verschiedene Anekdoten und Bemerkungen, die er aus den Papieren des Königs zog, welche am 10. August in die Hand des Sicherheits-Ausschusses geriethen. (XII. Hauptst.) Maurepas Tod. Rückblick auf sein Ministerium. Dem Vf. zufolge befah er weder Festigkeit noch Klugheit, noch viel Moralität; er opferte, wie schon im dritten Theile bemerkt wurde, einem scherzhaften Einfall die Wohlfahrt des Staates auf. (XIII. Hauptst.) Zustand der französischen Gelehrtenrepublik vor der Revolution. Unter der Regierung Ludwigs XIV. sang man die Natur; unter den Regierungen Ludwigs XV. und XVI. zergliederte man sie; unter jener Regierung waren die Künste und Wissenschaften die Zierde und Stütze der Staaten; unter diesen hingegen seine Plage. Zu einseitig scheint Rec. die Ansicht des Vfs., wenn er behauptet, ohne die Einwirkung von solchen Schriftstellern, wie Rousseau, Raynal, Voltaire u. f. w. wäre die Revolution nicht erfolgt. Erfolgt wäre sie immer, nur unter anderer Richtung und Form. Wahr ist's, unter Ludwig XIV. wirkte der Hof auf den Geist der Schriftsteller; unter Ludwig XVI. wirkten die Schriftsteller auf die Nation, auf die Minister, auf einen Theil der höhern Geistlichkeit. (XIV. Hauptst.) Kampf zwischen den Jesuiten und den Philosophen; gleichsam einheimischer Krieg in der gelehrten Republik. Schuld an dem Unheile, sagt der Vf., hat die Philosophie eben so wenig, als die Religion; Schuld haben unmoralische Menschen, die in dem Namen sowohl der einen als der andern das Böse bewirkten. Die Verbreitung der Irreligion beförderte besonders auch der sonst so weise Malsherbes; zuletzt aber erkannten er und Raynal und Marmontel und andere die verderblichen Folgen der Irreligion. (XV. Hauptst.) An der Spitze des religiösen Clerus stand der bescheidene Erzbischof von Paris, an der Spitze der irreligiösen der Erzbischof Lomenie; zur Unterstützung freygeistlicher Priester, verschaffte Marbeuf, als Minister der Feuilles des Benefices nur ihnen die einträglichen Aemter und Stellen. (XVI. Hauptst.) Ausschweifende Sitten bey Hofe und in der Stadt. — Schauspielerinnen trieben Pracht wie Hofdamen; Hofdamen gaben sich Preis wie Courtisane; wechselweise erniedrigten sie sich zu Tribaden und Messalinen.

Siebente Epoche, oder Ministerium des Herrn de Calonne, und erste Versammlung der Notabeln. (I. Hauptst.) Calonne war ein französischer Alcibiades; er verschleuderte ungeheure Geldsummen; er war weniger Finanzminister als Cassirer der Königin,

des Kaisers, des Grafen d'Artois, der Vaudreuil und der Polignac. (II-III Hauptst.) Zur Wiederherstellung seines ganz verlorenen Credits, schlägt er dem Könige die Zusammenberufung der Notabeln des Reichs vor, durch die er seinen ungeheuern Anleihen Verbürgung zu gewähren hofft. (IV—V. Hauptst.) Vergennes entdeckt, daß das geheime Deficit auf 100 Mill. steigt; aus Besorgniß, England könnte sich Frankreichs Entkräftung zu Nutze machen, gewinnt er den Frieden mit England vermittelt eines Handelsvertrags; der Vertrag aber ist für die französischen Fabriken verderblich; dennoch werfen Fox, Burke, und Lansdown Pitt vor, er habe Frankreich noch allzu gelinde Bedingungen gemacht. (VI. Hauptst.) Während Vergennes stirbt, verbinden sich Oesterreich und Rußland gegen die Türkei; der neue König von Preußen untergräbt Frankreichs Verbindungen mit den holländischen Patrioten. Inzwischen versammeln sich die Notabeln. Calonne stellt ihnen vor, daß man während Neckers Ministerium 440 Mill. Anleihe gemacht habe; zur Verminderung der Schuldenlast schlägt er eine Grundsteuer vor, die ohne Unterschied auch von den bisher privilegierten Casten, vom Adel und Clerus, bezahlt werden soll. Den Notabeln war ein Vorschlag, der ihr eigenes Interesse angriff, nicht recht; um ihn nicht functioniren zu müssen, drangen sie von allen Seiten auf die Zusammenberufung der Reichsstände. (VII. Hauptst.) Gegen den Vorwurf, welchen Calonne Neckern gemacht hatte, rechtfertigte sich dieser in einer Broschüre, ohne Aufschrift, und zwar in so freymüthigem und zugleich wegwerfendem Tone, daß er, so wohl den Staatsrath und das Comité der Königin als die Notabeln außer sich erbitterte. Aus Besorgniß, die Controversen zwischen dem vorigen und dem jetzigen Minister möchten allzu entehrend die Verschwendungen der Königin aufdecken, gab der König dem 7. April 1787 Calonne die Entlassung und ein paar Tage hernach exilirte er Neckern 20 Stunden weit aus Paris. Zum Finanzminister ernannte er Lomenie, Erzbischof von Toulouse. (VIII. Hauptst.) Seit der officiellen Bekanntmachung des ungeheuern Deficit, gerieth der König in den größten Unmuth; die Königin setzte lachend ihre Verschwendungen fort; der Graf d'Artois beschäftigte sich nur mit seinen Lustbarkeiten, und, damit er den bisherigen Aufwand fortsetzen könnte, drang er nunmehr eben so eifrig auf Behauptung der absoluten Autorität, als vormals im J. 1774 auf Begünstigung der Freyheit. Den entgegenetzten Weg schlug der Graf von Provence ein; im J. 1774 hatte er für absolute Autorität geeifert, und nun im J. 1787 schien er sich auf die entgegengesetzte Seite zu neigen; noch offener neigten sich auf die populäre Seite der Herzog von Orleans und die Clubs des Palais Royal. Umsonst ließ Breteuil die Clubs schliessen; sie wählten ein anderes Local, und in ihre Reden und Schriften mischten sie doppeltes Gift. Durch das ganze Königreich verbreiteten sie den Glauben, die Königin rühre Frankreich zu Gunsten von Oesterreich. Dieser

fer Glaube, Neckers Ränke und Schriften, die gefährlichen Meynungen der Philofophen, der Egoismus der Notabeln, der Parlemeute, des Adels und Clerus, die herrschende Immoralität, und das Unvermögen der Minister, waren die Hauptursache des Umsturzes des Thrones. (IX. Hauptst.) Geschichte der Streitigkeiten zwischen dem Hofe und den Parlemeuten. Auch die Parlemeute dringen auf die Zusammenberufung der Reichsstände. Der König exilirt sie, sieht sich aber bald zu ihrer Zurückberufung genöthigt. Er hält eine königliche Sitzung; sie bleibt fruchtlos. Er exilirt den Herzog von Orleans, als Haupt der Mißvergünstigten; den Abbé Sabbatier, die beiden Parlemeutsräthe Epréménil und Fréreau. Er denkt auf Abschaffung der Parlemeute und Wiedereinführung einer Cour plénière; allein durch Entschlossenheit setzen es die Parlemeute durch, daß die beiden Minister Lamoignon und Lomenié die Entlassung erhalten. (X. Hauptst.) Lomenié verspricht sich Unterstützung von einer Versammlung der Geistlichkeit, allein ganz seiner Erwartung entgegen, eifert diese Versammlung gegen die Willkür der Regierung. Ohne es zu wollen oder zu wissen, untergraben die beiden privilegierten Stände zugleich mit der königlichen Autorität ihre eigene. (XI. Hauptst.) Rasche und anschauliche Darstellung der Insurrectionen des Adels in den Provinzen. — Der Hof sieht sich genöthigt, Lomenié zu entlassen, und Neckern zurück zu berufen. Das Volk feyert Lomenie's und Lamoignon's Entlassung mit Illuminationen und Poffenspielen. (XII. Hauptst.) Charakterschilderung des Hn. Lomenié de Brienne. — Ihn selbst kann man für seine eigne Person weder Verschwendung noch Eigennutz vorwerfen; wirklich interessirte er sich für manche gute Anstalt, besonders auch für Erziehungsanstalten; dabey aber entehrte er sich durch Ränkefucht, Leichtfertigkeit, hofmännische Gefälligkeit, Irreligiosität. Bey der Entlassung verschaffte ihm der König einen Cardinalshut. (XIII. Hauptst.) Portrait des Cardinals von Brienne, von ihm selbst gezeichnet, und aus seinen handschriftlichen Memoiren gezogen. Seine Entlassung und Neckers Zurückberufung schreibt er auf Rechnung des österreichischen Gesandten. (XIV. Hauptst.) Unter der Secte der Mesmeristen und Somnambulisten entdeckt der Vf. eine politische Secte, welche darauf ausginge, den Staat in den Somnambulismus zu wiegen; Bergasse, Epréménil, Orleans u. m. a.

(Der Beschluß folgt.)

FREYBERG, b. Craz: *Handbuch der allgemeinen Völkergeschichte alter Zeiten, vom Anfange der Staaten bis zum Ende der römischen Republik*, von M. Daniel Gotthold Joseph Hübler. Corrector an Gymnas. zu Freyberg. *Vierter Band*. 1801. 364 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Mit Vergnügen hat Rec. auch diesen Theil durchgelesen, und Ursache gefunden, sein günstiges Ur-

theil über die verdienstvolle Arbeit des gelehrten Hn. Vfs. hier zu wiederholen. Sein Hauptführer ist Ferguson, aber man überzeugt sich leicht, daß auch andere neuere Bücher benutzt sind, nur nicht als Führer gebraucht werden konnten, weil sie mehr Raisonement als Erzählung liefern. Ueberall wird man richtig entwickelte zusammenhängende und eben dadurch lehrreiche Erzählung, und den Vortrag zwar nicht glänzend, aber in seiner schlichten Einfachheit anständig finden. Am meisten gefiel uns die Erzählung des jugurthinischen Kriegs; die richtige Entwicklung von der in verschiedenen Zeiträumen abwechselnden Lage der römischen Ritter, und die Ursachen ihres allmähligen Emporsteigens zum eigenen Mittelstande zwischen Patricier und Plebs. Weniger glücklich dünkt uns die Entwicklung der Ursachen der mithridatischen Kriege; und vielleicht möchte der unrichtigere Leser auch etwas weniger Vorliebe für den Cicero wünschen, dessen Schwächen so wenig als seine großen Vorzüge sich verkennen lassen. (Freylich bleiben Hauptfacta zur Schilderung seines Charakter, sein Benehmen in den Unruhen nach Cäsars Tode, dem folgenden fünften und letzten Theile vorbehalten, da der gegenwärtige mit dem Treffen bey Munda schließt.) Auch gehört die Geschichte der Gracchen (nicht Grachen) wohl nicht unter die schönsten und richtigsten Abschnitte seiner Auseinandersetzung; wir können ihm nicht in den einzelnen Angaben der Erzählung folgen, wahrscheinlich wird er aber bey nochmaligen Durchlesen die Wahrheit unserer Behauptung fühlen. Er wird noch weiter fühlen, daß es dem Interesse des Ganzen schadet, Cäsars Unternehmungen in Gallien nach der Schlacht bey Munda, erst dann zu erzählen, da Cäsar schon entschieden Gebieter des römischen Staats ist. — Hr. H. scheint Lust zu haben, die sich selbst gesetzten Schranken zu durchbrechen, und seiner Darstellung die Ausdehnung bis zur Zeit der großen Völkerwanderung zu geben. Ein Mann, der mit so viel Einsicht und Belesenheit erzählt, darf bey einem solchen Vorfatze nichts anders als Aufmunterung erwarten; er darf sicher auf eine bejahende Antwort auf seine Anfrage rechnen: ob Leute, die bey dem zu gebenden Unterricht in der Geschichte fremder Hülfen bedürften, durch sein Buch Erleichterung erhielten; ob sie hier beyfammen finden, was sie außerdem in andern Werken zerstreut mit Mühe und ungleich größern Kosten erst zusammensuchen müßten. Diese Antwort lag schon in den bisherigen Beurtheilungen. Daß aber durch die Arbeit des Vfs. dem gründlich Studirenden der Gebrauch der Quellen nicht entbehrlich werde, daß diese ihm öfters einen abweichenden Ueberblick in der Verkettung der Begebenheiten darbieten, wird er wohl selbst nicht in Abrede seyn. Er hat redlich geliefert, was sich aus den schon vorhandenen Bearbeitungen über die alte Geschichte zusammenstellen ließ.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. November 1802.

## G E S C H I C H T E.

PARIS, b. Treuttel u. Würz: *Mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI. etc.* par J. L. Soulaire, l'aîné. T. I—VI. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Achte Epoche; Neckers zweytes Ministerium oder Umsturz der französischen Monarchie. — Bey Neckers Zurückberufung ins Ministerium, hatte sich gegen die Königin alles vereinigt, der Adel, der Clerus, die Parlementer, die *pays-d'état*, der dritte Stand; alle Gemüther beruhigte und bezauberte die Aussicht auf die bereits schon unter Loménie's Ministerium verheißene Zusammenberufung der Reichsstände. Nunmehr aber fand es mancher anstößig, dass sich ein Ausländer, Necker, nicht nur an die Spitze des Finanzwesens stellte, nicht nur Sitz im Staatsrathe nahm; sondern dass gerade er in sein Departement auch diejenigen Angelegenheiten zog, die auf die Zusammenfassung der Reichsstände Bezug hatten. Nach dem Vf. war er es, der die beiden ersten Stände unter der Benennung von Aristokraten herabwürdigte, und dem dritten in Wirksamkeit setzte; er war es, der durch allzu populäre Zusammenfassung der Reichsstände das Reich in den Abgrund stürzte; (nach der Ansicht des Rec. war er hierzu eigentlich nur eine zufällige Nebenursache, nicht die Hauptursache). Um so viel strafbarer findet der Vf. Neckern (II. Hptst.) wegen zu großer Begünstigung des dritten Standes, weil ja doch (wie er meynt), die beiden ersten Stände schon früher auf Beschränkung der absoluten Autorität bedacht waren; hierbey aber vergisst er, dass sie bey ihren Protestationen weniger das Interesse des Volkes im Auge hatten, als die Behauptung ihrer Privilegien, und dass sie auf diese letztern zu späte Verzicht thaten (III. Hptst.) Nach dem Vf. ist Necker der wahre Stifter der Demokratie in Frankreich; er nahm weder auf die dem Eigenthum, noch dem Cultus, noch den Würden schuldige Achtung Rücksicht; er führte in Frankreich den Plan aus, den in Genf die Repräsentanten hatten ausführen wollen, und zu Mitarbeitern hatte er eben diese Repräsentanten: eine viel zu einseitige und übertriebene Darstellung. Sieyes Schrift: *Qu'est-ce que le tiers-état?* findet der Vf. (IV. Hptst.) gefährlich; gefährlich findet er auch den Presbyterianismus. Indess bemerkt Rec. dass der Presbyterianismus, z. B. in Preussen ohne Gefahr fort dauert. (V. Hptst.) Trotz allen Einwendungen von Seiten der

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

Prinzen und der Großen erfolgt endlich die Vereinigung der drey Stände in eine einzige Kammer. (VI. Hpt.) Hierüber öffnen dem Könige die Großen und die Königin die Augen; er lässt Truppen anrücken, und verweist Neckern aus ganz Frankreich. Das Volk trotz dem König, und trägt in Paris Neckers und des Herzogs von Orleans Brustbilder herum; es bewaffnet sich und steckt die Cokarde auf; die Nationalversammlung erklärt; die entlassenen Minister, Necker, St. Priest, la Luzerne und Montmorin begleite das Zutrauen des Volkes. Der König legt seine letzte Autorität in den Schoß der Nationalversammlung nieder, und beruft Neckern zurück. Eigentlich war es nicht die öffentliche Meynung, die ihn empor hob und erhielt, sondern die Meynung der jedesmal herrschenden Parthey, so lang er nämlich ihr nachgab. So bald er sich dieser widersetzte, z. B. bey der Controverse über das Veto und über die Wappenschilder, blieb er verlassen, und zog aus Frankreich hinweg. (VII. Hptst.) Darstellung der ehemaligen alten monarchischen Verfassung; jedoch vielmehr wie sie hätte seyn sollen, als wie sie wirklich war.

Neunte Epoche, oder ephemerische Gründung der constitutionellen Monarchie vom J. 1789. (I. Hptst.) Analytische und methodische Darstellung der verschiedenen Epochen der französischen Revolution seit dem 14. July bis zur Gründung des Consulats. — Wechselfeise erhob sich die Oppositionsparthey zur Regierung, und die Regierung wurde Oppositionsparthey. (II. Hptst.) Min- und Herschwanken des Königs; seine Nullität. Charakter der constituirenden Nationalversammlung. Lafayettes Parthey eifert für das gemeine Beste; Orleans Parthey für ihr besonderes Interesse; jener setzte diese eine zeitlang Schranken. (III. Hptst.) Flucht des Königs; seine Zurückführung nach Paris; er nimmt die Constitution an. Orleanistische und republikanische Revolutionäre, hingeopfert am Altare des Vaterlandes. Amnestie. (IV. Hptst.) Die gesetzgebende Versammlung und die Jacobiner vom J. 1792. Den Streit der entgegengesetzten Partheyen heißen England und andere Mächte zur Zerstückelung oder doch zu noch tieferer Entkräftung von Frankreich zu benutzen. Brissot leitet das Geschäfte der Kriegserklärung. In der Verlegenheit ernennet der Hof einen Jacobiner zum Minister. Unter der Hand gelingt es England, bestochene Genfer ins Ministerium und in die Regierung zu bringen. Beym ersten Anmarsche der Deutschen, schreit man über Biverständniß zwischen ihnen und dem französischen Hofe. Ganz trocken

Mm ent-



entläßt der König die Minister Rolland, Servan und Clavière; die gesetzgebende Versammlung erklärt, diese Minister begleite das Bedauern der Nation; zu gleicher Zeit organisirt, durch Unterstützung Englands, Clavière, in Verbindung mit Mirabeau, eine Insurrection der Girondisten. (V. Hptft.) Am 20. Junius lassen sie den Pöbel bis in die Zimmer des Königs eindringen; umsonst sucht Röderer, als Procureur-Syndic, die gesetzgebende Versammlung zu bewaffneter Beschützung des Königs zu bewegen. Mitten unter dem Volkssturme steht der sonst so schwache König unerschüttert. Der Maire Péthien zerstreut mit verabredetem gebietendem Tone die rasenden Horden. Geärgert durch diese Scene, unterzeichneten am folgenden Tage auch die Bürger von Paris jene Petition, welche die Lagerung eines Heeres von 20.000 Mann verlangte, und Lafayette verließ die Armee, gewann aber darum gleichwohl das Vertrauen des Hofes nicht wieder. Beynahe nur noch auf den Clerus vertraute der König. Heinrich IV. hatte seine Religion dem Throne aufgeopfert; Ludwig XVI. opferte den Thron der seinigen auf. Während auf der einen Seite die Deutschen zur Beschützung seiner Königswürde anrückten, rückten auf der andern Seite die Föderirten an, um ihn zu entthronen. Hin und her schwankten zwischen den Jacobinern und den constitutionellen Royalisten die gemäßigtern Girondisten. Unter dem fürchterlichen Gewitter des roten Augusts rettet sich der König in den Schoofs der gesetzgebenden Versammlung, allein aus ihrem Schooße wird er in Verhaft geführt. (VI. Hptft.) Die Metzleyen des 2ten Sept. 1792 giebt der Vf. England und den von England besoldeten Genfer Emigranten Schuld.

Zehnte und letzte Epoche; oder die Gründung der französischen Republik und Ludwigs Tod. (I. Hptft.) Bey der Eröffnung des Nationalconvents, meynt der Vf., dachte noch keine von allen Partheyen an die Gründung einer Republik; die Orleanisten dachten auf Krönung des Herzogs von Orleans; die Majorität der Girondisten auf Einführung einer Regentenschaft; der feile Anhang auswärtiger Mächte entweder auf Unterhaltung der Anarchie oder auf die Krönung eines auswärtigen Fürsten. Merkwürdige Unterredung hierüber zwischen dem Vf. und dem verhafteten Minister Montmorin. Sie stimmen überein, das zur Rettung des Lebens des Königs kein Mittel übrig sey, als schleunige Einführung einer Republik. Ohne Zweifel giebt der Vf. dieser Unterredung ein zu großes Gewicht. Durch vertrauliche Mittheilung derselben an einen gewissen Bürger, den er nicht nennen darf, glaubt er, diesen Bürger zum Werkzeuge bey Gründung der Republik geweiht zu haben. (Rec. hingegen betrachtet dieses große Ereigniß als Werk nicht sowohl einzelner Personen, als vielmehr der blinden Nothwendigkeit. Wenn nämlich die Entsetzung des Königs nun einmal beschlossen war: so vereinigten sich die Gemüther doch immer noch leichter zur Gründung einer Republik, als entweder zur Niedersetzung einer unsi-

chern Regentchaft oder zu blutiger Krönung irgend eines auswärtigen Fürsten. Als Republik wüthete Frankreich freylich auch in den eigenen Eingeweiden, furchtbar hingegen schlug es die auswärtigen Feinde zurück. (II. Hptft.) Gericht über Ludwig XVI. Entgegengesetzte Meynungen der entgegengesetzten Partheyen. S. 484. liefert der Vf. ausführlich Cambacères Vorschlag zur Appellation an das Volk; über ihn und die Parthey der gemäßigten Girondisten fliegt die blutgierige Parthey der Orleanisten, und mit ihr vereinigt sich (obgleich nicht in gleichem Sinne und zu gleichem Zwecke) die Parthey des Berges. (III. Hptft.) Letzter Wille des Königs. Er, der während der ganzen Zeit seiner Regierung so viel Schwäche verrieth, bezeigt sich im Angesichte des Todes als Mann und als gelassener Christ. (IV. Hptft.) Tod Ludwigs XVI. In den letzten Stunden sagte er zu Clery: „Wer mich liebt, muß sich freuen, mich „am Ziele meiner Leiden zu sehen.“ Zum Richtplatze recidire er Gebete der Sterbenden; auf der Todestbühne entkleidete er sich selbst, und empfieng kniend von seinem Beichtvater die Absolution; „Geh, „sagte dieser, erhebe dich, du Enkel des heiligen „Ludwigs, zum Himmel!“ Indem sich der König mit lauter Stimme an das Volk wendet, spricht er: „Ganz unschuldig sterbe ich in Betreff der Verbre- „chen, deren man mich beschuldigt; ich vergebe „meinen Feinden.“ Ohne Bahre und ohne Ceremonien wurde seine Leiche auf dem S. Magdalenen Kirchhofe beerdigt. (V — VI. Hptft.) Historische Schätzung der revolutionären Kräfte der entgegengesetzten Partheyen. Obgleich der Reihe nach jede Parthey die andere stürzte: so behauptete gleichwohl sich keine. Zuletzt wendet der Vf. den Blick auf England und Oesterreich zurück. Ob und in wie weit seine Anklagen gegen diese beiden Mächte Grund haben, läßt sich hier nicht untersuchen. Am Ende liefert er ein apologetisches Schreiben gegen den Abbé Barruel, Vf. der *Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme*, wie auch gegen *d'Ivernois*, den bekannten Genfer Flüchtling in London, Chef des geheimen Bureau, welches Frankreich revolutionirt. In diesem Schreiben rettet er die Ehre der Illuminaten und der Freymäurer, und zugleich auch seine eigene. So gut indess rettete die Unschuld der erstern Niemand, wie *Mounier*.

So interessant überhaupt Soulavie's Werk ist, so hat es doch zwey sichtbare Gebrechen; einerseits etwas partheyische Anlicht der Dinge, anderseits einige Verworrenheit im Plane.

PARIS, b. Perlet: *Les illustres Victimes vengées des injustices de leurs contemporains, et refutation des paradoxes de M. Soula vie, auteur des mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI.* 410 S. 8.

Diese Schrift gegen Soulavie ist in Briefen abgefaßt. Der Vf. glaubte sich verpflichtet, solche Irrthümer in dem Werke des Hn. Soulavie zu widerlegen, die der Nationalchre und Familienehre nachtheil-

theilig sind. — Folgendes ist der Hauptinhalt. Die Schilderung, die S. von Ludwigs XV. Sterbebethe macht, ist nach dem Vf. übertrieben und unwahrscheinlich; der König soll bis auf den letzten Augenblick die Besinnung und den freyen Geist eines Staatsmannes behalten haben. Im Widerspruche steht die Beschreibung von dem abscheulichen und tödtlichen Geruche seiner Leiche mit der Versicherung, daß Mesdames, die den Sterbenden pflegten, davon nicht angesteckt worden. Ludwig XV. soll sich als Friedensstifter von Europa, als Erweiterer der Gränzen von Frankreich, als Bezähler der jesuitischen Parthey sowohl als der parlamentarischen verdient gemacht haben. — Wäre die Gräfin du Barri schon in der frühern Jugend ein öffentliches Freudenmädchen gewesen; so wäre sie einerseits als ein solches in den Polizey-Registern verzeichnet worden, und anderseits hätte sie vor der Zeit die Schönheit verloren. Ihr Geburtsort war Vaucouleurs, schon berühmt als Geburtsort der Jeanne d'Arc; Ihr Vater war Herr Gomart de Vaubernier, ein Mann, ohne Geburt und Glücksgüter, der bald nach seiner Verheirathung starb. Die verlassene Wayse erzog ihr Taufpathe, Hr. Dumouceau, ein großer Finanzier. Er machte Bankerout, und wurde an den Pranger gestellt. Mde du Barri kam als Kostgängerin in das Kloster St. Aure. Kaum hatte sie Zutritt bey Hofe erhalten: so erleichterte sie ihrem unglücklichen Pathen sein Schicksal. Hier liefert der Vf. eine Parallele zwischen Mde. de Pompadour und Mde. du Barri. Der Geist der erstern war mehr gebildet; das Herz der letztern war freyer von Herrschsucht. Sie wünschte, fern vom Hofe leben zu können; „Ach, sprach sie, zur Strafe für diejenigen, die mich beneiden, möchte ich sie an meinem Platze sehen.“ Sie bekümmerte sich nicht um politische Angelegenheiten; sie bediente sich ihres Einflusses zum Wohlthun, und rettete durch ihre Fürbitten dem Grafen und der Gräfin de Louerme das Leben. Nach dem Tode einer Dame an den Vf. bat du Barri zu Gunsten des Hn. de Sainte-Foix vergeblich um die Wiederherstellung des Amtes eines General Trésorier der Marine. Sie bat zu Gunsten der Marschallin de Mirepoix um die Logen von Nantes, die jährlich 40,000 Livr. eintragen. Ich kann die Bitte nicht bewilligen, sagte der König. — So werde ich schnollen. — Ich kann nicht anders. — Wohlan, Sie, so lang ich lebe, werde ich Ewr. Majestät um nichts weiter bitten; ich schwöre es. — Urtheilen Sie selbst, ob ichs ändern kann; lesen Sie. — Es war das Brevet, das ihr der König überreichte. Sie sah ihren Namen. Das Geschenk war für sie selbst. — Mde. du Barri war eine gute Anverwandtin und gute Freundin. Sehr oft besuchte sie Made. Gomard, ihre Mutter, die im Kloster Sr. Elisabeth klüpflich in der Dunkelheit lebte. Der VI — VII. Brief hat das berüchtigte Halsband, die niedrige Geburt und Connexion der Mde. Lamotte u. s. w. zum Gegenstande. Der Cardinal von Rohan unterstützte sie, und wurde von ihr betrogen. Sie kaufte das diamantene Halsband,

und liefs einen Empfangschein unter dem Namen *Marie-Antoinette de France* ausstellen, Sogleich zerstückelte sie es, und setzte durch den Verkauf der Diamanten sich und ihren Mann in glänzende Glücksumstände. Da der Cardinal die erste Zahlung für das Geschmeide nicht leisten konnte: so wandten sich die Juwelierer unmittelbar an die Königin. Voll Bestürzung zog sie hierüber den Baron von Breteuil, den Markis von Vaudreuil und den Abbé von Vermont zu Rathe. Der Baron von Breteuil, der den Cardinal auf den Tod hafte, gab der Sache die größte Publicität. Mde. Lamotte hatte sich der Mdle Duguet, vorgeblichen Baronin d'Olive, bedient, um den Cardinal irre zu führen. Analyse einer Kritik des Memoire, welches die Lamotte in London herausgab; dießs Memoire ist ein Gewebe von Lügen und Ungereimtheiten. Als abscheuliche Verläumdungen erklärt der Vf., was hierüber *Soulavie* gegen die Königin vorbringt. Selbst die heftigsten Revolutionärs, Marat, Martel, Camille des Moulins, Orleans, Fouquet-Tainville, Robespierre, liefsen ihr mehr Gerechtigkeit widerfahren. — Nachricht von den losen Streichen Jaquets, eines Libellisten und Em'färs. Der VIII. Brief enthält Sarcasmen über *Soulavie's* Paradoxon, nach welchem zur Verhütung der Abart die Fortpflanzung auch der Prinzen, so wie der Pferde, durchkreuzt werden muß. Hier kommt der Vf. auf die Idee zurück, daß Ludwig XV. keineswegs schwach, sondern vielmehr ein Mann von Kraft und Festigkeit gewesen. Der IX. Brief an den Vf. lobt ihn darüber, daß er durch seine Kritik *Soulavie* als Falsarius an den Pranger stellt. Die geheime Correspondenz verschiedener großen und erlauchten Personen soll eine Chimäre seyn. Zwischen der Königin und Madame Elisabeth soll inaige Vertraulichkeit geherrscht haben. Als am 20. Jun. die Mörder jene auffuchten, sagte diese zu ihnen: „Sucht Ihr die Königin? Ich bin's.“ (X — XI. Brief) *Damiens* mörderischer Angriff auf den König war, nach *Soulavie*, von einer auswärtigen Macht gelenkt worden; nach dem Vf. hingegen beweisen die Verhöre, daß *Damiens* entweder ganz aus eigenem Antriebe oder vielleicht aus Antriebe des einen oder andern Zeloten unter den Parlementsräthen zu der Unthat verleitet worden sey. Gewißs ist, daß er unter allen Foltern niemals irgend einen Theilnehmer entdeckt hat. Während seines Angriffs auf das Leben des Königs, sprach er: „Man sey auf der Huth für den Dauphin!“ Hieraus und aus einigen andern Umständen entstand der Verdacht gegen den Dauphin, als hätte auch er an dem mörderischen Anschlage Theil gehabt. Diesen Verdacht aber wiederlegen, nach dem Vf., theils der edle und religiöse Charakter des Prinzen, theils das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Könige. Nach dieser Voraussetzung, findet es der Vf. höchst unwahrscheinlich, daß *Choiseul* dem Dauphin, der Dauphine und der Königin habe Gift beybringen lassen. (XII. Brief) Untersuchung der französischen Friedensverträge mit Oesterreich von den Jahren 1756 und 1758. Ihr fataler Erfolg, sagt der Vf., be-

Beweiset nichts gegen ihren ursprünglichen wohlge-  
meynten Zweck. Frankreich, sagt er, konnte da-  
mals auf Preußen nicht rechnen. Nachdem die Bour-  
bons von den Thronen von Spanien, Sicilien und  
Neapel Meister geworden, nachdem in Italien Frank-  
reich mehrere beträchtliche Staaten von sich abhän-  
gig gemacht, nachdem es sich die Herzogthümer  
Lothringen und Baar einverleibt hatte: so schien für  
diese Krone kein Vertrag so vortheilhaft, als derje-  
nige, der sie in dem Besitze so vieler dem Haufe  
Oesterreich entrissenen Staaten sicher stellte. Der  
französische Vertrag mit diesem Haufe war ein Wet-  
terstrahl gegen England, welches hierbey den Preis  
alles Goldes und Blutes verlor, die der Krieg in  
Flandern erschöpfte. Seit der Regierung Heinrichs  
IV. hatte sich die Gestalt von Europa so durchaus verän-  
dert, daß sich nothwendig auch die politischen Ver-  
hältnisse Frankreichs und seine Staatsmaximen ändern  
mußten. „Die Besitznahme von Lothringen, meynt der  
Vf., war gleichsam eine vorausgenommene (anticipi-  
pirt) Entschädigung für Frankreichs Hintanzetzung  
bey der Theilung von Polen; auch, setzt er hinzu,  
mußte über kurz oder lang Cisalpinien und das öster-  
reichische Flandern Frankreich hinreichend für Polen  
entschädigen.“ Hier aber vergißt der Vf., daß Frank-  
reich diese letztere Eroberung vielmehr dem Bruche  
mit Oesterreich als dem österreichischen Schutz- und

Trutv-Vertrage zu danken hat. Noch einmal spricht  
der XIIIte Brief von Made. du Barri; den Graufam-  
keiten der Revolutionärs gegen sie; ihrer Reise nach  
London und Rückkehr nach Paris, und ihrer Hin-  
richtung.

Als Anhang liefert der Vf. noch eine Streitschrift  
über Ludwigs XVI. letzte Worte auf dem Gerichts-  
platze. Sprach er wirklich die Worte: „Welche Ver-  
rätherey? Ich bin verloren; verloren bin ich!“  
Diese Worte legt ihm der Herausg. des P. ocesses der  
Bourbons in den Mund; eben so, jedoch nicht ganz  
in dem gleichen Momente, wie dieser, der Verfasser  
der Maximen und Denksprüche Ludwigs XVI.  
und Maria - Antoinette. *Soulavie* gedenkt dieser  
Worte nicht. Zur Rettung des Königs war wirklich  
ein Anschlag gemacht, und ohne gänzliche Umkeh-  
rung der Republik konnte er nicht ausgeführt wer-  
den. Unter andern Gründen, warum nach dem Vf.  
der König obige Worte nicht soll gesagt haben; ist  
auch dieser: daß sie die Commissärs, die ihn be-  
gleiteten, und die so gera die Spur jeder Verräthe-  
rey verfolgten, nicht in ihr Protocoll aufnahmen.  
Schwächer hingegen sind die Gründe, die der Vf.  
aus Clery's Geschichte von des Königs letzten Stun-  
den zieht. Ueberhaupt, so wie *Soulavie*, so scheint  
auch sein Gegner zuweilen den Stil des Historikers  
mit dem Stile des Sachwalters zu verwechseln.

## KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELEHRTHAIT. Leipzig, b. Tauchnitz: *De causis et praescriptione querelae nullitatis contra sententiam, ad Ord. Proc. Sax. Rec. ad Tit. XXXVIII. §. 1. commentatio.* Scripsit pro summis in utr. jur. honor. *Christ. Benjam. Weis*, Jur. utr. Bacc. etc. 1801. 52 S. 4. (6 gr.) Unter den Schrif-  
ten, welche sich mit der Nichtigkeit richterlicher Aussprüche beschäftigen, verdient besonders auch diese bemerkt zu werden. Sie betrifft zwar vorzüglich die Erläuterung des sächsischen Rechts, nimmt aber doch auch beyläufig die Vorschriften des gemeinen Rechts, und namentlich die bekannte Stelle des neuesten Reichsabschiedes §. 121. mit in Erwägung. Der Vf. sucht zuvörderst den Begriff der Nichtigkeit überhaupt, und der richtigen Urtheile besonders etwas näher zu bestimmen, und zum Theil zu berichtigen, zeigt darauf die verschiedenen Verhältnisse und Rücksichten, nach welchen eine Sentenz nichtig seyn kann, a) in Ansehung der Person eines Rechtskreites, b) der Sache selbst, wenn diese etwa keine Justizsache seyn sollte; c) des gerichtlichen Verfahrens; geht darauf zu den Rechtsmitteln, welche dagegen Statt finden, über, und sucht sodann den vorzüglichsten Gegenstand seiner Schrift, nämlich die Zeit, binnen welcher eine solche Nichtigkeit gerügt werden müsse, nach Verschiedenheit jener Verhältnisse gehörig zu bestimmen. Das eigentliche Wesen des Processes schränkt der Vf. bloß auf die richterliche Untersuchung der Sache ein, und hält die Vorstellungart, daß in der Klage, der Citation, der Einlassung

oder Antwort des Beklagten, dem Beweise, dem Urtheile und der Hülfsvollstreckung die Substantialien des Processus beständen, unrichtig. Die Klage sey nur die Veraplastung, aber kein Theil des Processes, und wenn der Beklagte gar nicht, oder nicht gehörig antwortete, oder eine Parthey den ihr zukommenden Beweis veräumte: so würde dadurch doch der Begriff des Processes nicht aufgehoben. *Rec.* glaubt hierin zum Theil einen bloßen Wortstreit zu finden, im Ganzen aber mit *Grolmann's* Theorie des gerichtlichen Verfahrens §. 74. ff., worauf der Vf. selbst verweist, die gewöhnliche Vorstellungart wohl rechtfertigen zu können. Bey Gelegenheit des N. R. A. dürfte eine Verweisung auf das, was in *Canngießers Decision. Hasso Cassell. I. 118.* aus den Verhandlungen des Reichstags vorkommt, nicht undienlich gewesen seyn. Neuerer Zeit hat *Gönnar* im Handbuche des gemeinen Processus III. 42. die Sache selbst mit Rücksicht auf die gegenwärtige Schrift näher zu erörtern gesucht.

Das zu dieser Inauguralchrift von dem Hn. D. *Rau* geschriebene Programm handelt *de superiori inferioris vasallo.* Daß die Natur der Sache dieser Erscheinung, wovon hier mehrere Beyspiele angeführt werden, nicht geradezu widerstrebt, sieht man wohl; aber wenn es an sich auch etwas sonderbar vorkommen sollte: so wird doch in einem Rechts-  
theile, wie unser Lehrecht, welches bekanntlich in der Inconsequenz von jeher viel gelitten hat, dergleichen desto weniger befremden.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 5. November 1802.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

- 1) GÖTTINGEN, b. Schröder: *Daniel Hill's — Beobachtungen und Versuche über die Heilkräfte des Sauerstoffgas oder der Lebensluft.* Aus dem Englischen überetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von E. H. W. Münchmeyer. *Erster Theil.* 1801. 8 Bog. 8. (8 gr.)
- 2) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Ern. Henr. Guil. Münchmeyer, commentatio de viribus oxygenii in procreandis et sanandis morbis.* In certamine literario civium acad. Georg. Aug. — praemio a rege Britann. — constituto ab ill. medicorum ordine ornata. 1801. 8 Bog. 4. (8 gr.)

Wir zeigen die Schrift Nr. 1. mit desto größerem Vergnügen an, je mehr durch dieselbe die bekannten Versuche der Engländer mit der pneumatischen Medicina bestätigt, und Aerzte zu den größesten Hoffnungen berechtigt werden, durch das Einathmen des Sauerstoffgas manche Krankheiten zu heilen, in denen sie bis jetzt nur zu oft von den wirksamsten Arzneien verlassen wurden. Diese frohe Aussicht macht uns eine etwas umständlichere Anzeige der vorliegenden Bogen zur Pflicht, als die bloße Anzahl derselben vermuthen läßt, um dadurch mehrere Aufmerksamkeit auf den Gegenstand und Ermunterung zu ähnlichen Versuchen auch unter uns zu bewirken.

Der Vf. erzählt neunzehn verschiedene Krankheitsfälle, in denen ihm jenes Gas auffallend gute Dienste leistete. Sie betreffen den Wasserkopf, die Epilepsie, Lähmung der unteren Extremitäten, *incontinentia urinae*, Gesichtschmerz, hartnäckiges Wechselfieber mit Anschwellung der Milz, Scrofelkrankheit, widernatürlichen Bau der Brust und des Rückgrathes, Mißfaltungen der Knochen, rheumatische weiße Gelenkgeschwulst am Kniee, u. s. w. Der Raum dieser Blätter verstattet uns keine weitläufigere Anzeige aller jener Krankengeschichten. Wir müssen uns daher begnügen, sie zu eignem Nachlesen zu empfehlen, und nur von folgenden wenigen, in gedrängtester Kürze, eine wesentliche Uebersicht, zur Probe, zu liefern. 2) Ein starkes, gesundes, Kind bekam, (S. 27. ff.) nachdem es im sechsten Monate seines Alters die Kinderblattern mit sehr heftigen Convulsionen, die mit beträchtlichen Schmerzen im Kopfe verbunden zu seyn schienen, überstanden hatte, allmählich einen Wasserkopf, wogegen der Vf., als es 17 Monate alt war, zu Hülfe gerufen wurde.

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

Die Pfeilnath stand vom Nasenfortsatze an, längs dem Fortgange durch das Stirnbein, einen guten halben Zoll breit von einander: in demselben Verhältnisse waren die übrigen Näthe getrennt, und es zeigte sich zwischen ihnen deutliche Fluctuation: bey jedem Drucke auf dieselben entstanden allgemeine Convulsionen: der Puls war klein und schlug ungefähr 100 Mal: die untern Extremitäten waren zu jeder Bewegung unfähig. Unmittelbar nach dem Einathmen der ersten Gabe des gemischten Sauerstoffgas waren die Extremitäten wärmer, der Puls hob sich, die Haut wurde weich, und das Kind schlief in der folgenden Nacht weit ruhiger, als vorher, und leerte eine ungewöhnliche Menge Harns aus. Es wurde nun täglich dieselbe Menge Luft, die aus 20 Theilen gemeiner Luft, und 2 Theilen des reinsten Sauerstoffgas bestand, angewandt, und späterhin, als die Zunge belegt wurde, darneben Rhabarber und Polychrestfalz in wiederholten Gaben gereicht. Nach einem Monate waren alle Näthe, die beiden Fontanellen ausgenommen, wieder durch eine feste Knochenmasse vereinigt: der Umfang des Schedels war wieder natürlich geworden, und die Lähmung der unteren Extremitäten vermindert. Auf nunmehr verordnete Stärkungen konnte das Kind in der Mitte des fünften Monates seit dem Anfange der Cur schon allein stehen und gehen. 3) Ein durch Schreck epileptisch gewordener Knabe wurde (S. 38. ff.) in der Folge auf einem Ohre taub und sein Gesicht äußerst schwach: auch sein Gedächtniß hatte sehr gelitten. Die Anfälle waren außerordentlich heftig und kamen in 24 Stunden gegen 20 Mal wieder. Nach dem Einathmen einer mäßigen Gabe vom Sauerstoffgas erfolgte eine ungewöhnliche Wärme über den Körper und beträchtliche Ausdünstung, worauf er den ganzen Tag und die folgende Nacht ohne einen Anfall hinbrachte, was seit Monaten nie geschehen war. Morgens darauf war er ziemlich wohl und aufgeräumt, sein Gesicht und Gehör minder schwach, und der Puls voller und um 10 Schläge langsamer, als am vorigen Tage, wo er beynahe 100 Mal schlug. Der Vf. verordnete ihm, wegen Anlage zu Congestionen nach dem Kopfe, Schöpfköpfe, nebst einer eröffnenden Arznei, und ließ mit dem Einathmen des Gas fortfahren, worauf die Anfälle völlig ausblieben, und der Kranke in Zeit von sechs Wochen sein Gesicht und Gehör, auch die Kräfte, wieder bekam. Einige Wochen hernach aber erlitt er, bey sehr schwüler Witterung, nach einer Anstrengung, wieder einige gelinde Anfälle des Uebels, mit Kopfschmerzen und gelindem Fieber; der Vf. ließ jetzt Blut-

N n

Blut-

Blutigel an die Schläfe setzen, die eröffnende Arznei wieder nehmen, nach gehobenem Fieber das Sauerstoffgas fortdauernd einathmen, dabey China gebrauchen, und so verschiedene Wochen fortfahren, worauf der Kranke völlig genas. 4) Ein gesunder, starker Knabe, der (S. 46. ff.) in seinem 7ten Jahre durch einen Fall eine beträchtliche Quetschung und Wunde am Kopfe mit starkem Blutverluste sich zugezogen hatte, und darauf, noch ehe er von der nachgebliebenen Schwäche genesen war, von zusammenfließenden Kinderblattern befallen wurde, die bald nach dem völligen Ausbruche zurücktraten, bekam eine völlige Lähmung der unteren Extremitäten mit äußerst beschwerlichem Stuhlgange und Harnlassen. Fünf Jahre nachher erhielt er zwar den Gebrauch der Füße in so fern wieder, daß er mit größter Schwierigkeit nach und nach etwas umherkriechen konnte, allein sie schleppten stets hinter ihm her, und er vermochte nicht, sich auf zu richten. Vom Rückgrathe an bis zu den Füßen zeigte sich Abmagerung; die letzteren waren beständig kalt; es entstanden häufige Unordnungen in den Verrichtungen des Darmkanals; und er liefs die ganze Zeit hindurch nie öfterer Urin oder Stuhlgang, als in 20 bis 30 Stunden höchstens ein Mal. Durch das Einathmen des Sauerstoffgas und erforderlichen Falles den Gebrauch eröffnender Mittel geriethen innerhalb 10 Tagen Blase und Darmkanal in gefunden Zustand, und in sechs Wochen war der Kranke vollkommen hergestellt. 12) Ein von jeher schwächliches Kind bekam (S. 78. ff.) im fünften Jahre häufige Drüsenanschwellungen an den Schultern, den Armen, und dem linken Schenkel, deren verschiedene theils eitereten, theils eine übelriechende Jauche von sich gaben. Es hatte dabey eine enge und widernatürlich gebaute Brust, verrieth eine auffallende Stumpfheit des Geistes, war einer Leiche ähnlich, und zeigte die deutlichsten Zeichen der Scrofelkrankheit. Der Vf. liefs täglich einen Theil Sauerstoffgas in 20 Theilen gemeiner Luft einathmen, worauf die Kräfte sehr bald zunahm, die eiternden Drüsen allmählich heilten, die Brust sich zusehends erweiterte, die Stumpfheit des Geistes sich völlig verlor, und das Kind binnen einem Monate einen guten Zoll an Gröfse zunahm, so, daß nach einem Vierteljahre alle krankhaften Erscheinungen verschwunden waren. Der Vf. liefs nun noch zwey Monate lang wöchentlich dreymal das Sauerstoffgas einathmen. Erst nachdem er sich von der günstigen Wirkung des letzteren in diesem Falle durch die Erfahrung überzeugt hatte, gab er nebenher, bey belegter Zunge, gelinde Abführungen und hernach die China, und liefs auf die Gieschwüre gequetschten Sauerampfer legen. 13) Eben so wohlthätig wirkte (S. 84. ff.) das Gas bey einem Knaben von 11½ Jahren, der noch nicht gehen und sich ohne Krücke nicht aus der Stelle bewegen konnte, einen in jeder Rücksicht verbildeten Körper, ein todtenbleiches Gesicht, eine dumme Physiognomie, eine rauhe Haut etc. hatte, und bey welchem das natürliche Wachsthum ganz unterdrückt war. Nach

etwa acht bis zehn Wochen hatte er um 1½ Zoll an Länge, und um 1 Pfund und 4 Unzen an Gewicht bey'm Gebrauche des Gas zugenommen, zwey neue Zähne bekommen, und konnte ohne alle Hülfe gehen. Nach einem Jahre waren acht Zähne durchgebrochen; der Knabe war um acht Zoll gröfser und um mehr als elf Pfund schwerer geworden; ein sehr hervorstehender Knochenauswuchs an beiden Schenkeln war fast ganz verschwunden; die Schiefheit der Beine und die übrigen Unregelmäßigkeiten des Beines waren vermindert; das Eckigte und Rauhe der Knochen war mehr abgerundet, die Haut glatter und weicher, und die Farbe derselben weit röther und gefunder. „Der Knabe bessert sich seitdem noch immer.“

So schätzbar und belehrend alle von dem Vf. mitgetheilten Krankengeschichten unstreitig sind, eben so sehr wünschen wir doch auch, daß er theils sie bestimmter und genauer, als bey manchen, z. B. Nr. 1. 11. 13. 16. 17. geschehen ist, aus einander gesetzt und erörtert haben möchte, theils sorgfältig angegeben hätte, wie groß jedesmal die Dosis der mit Sauerstoffgas vermischten Luft gewesen und wie oft sie wiederholt worden sey, was wir z. B. besonders in Nr. 1—6. 13. vermissen, und theils endlich auch die Versuche dem Publicum mitgetheilt hätte, in welchen dieses Gas vergeblich durch die Lungen etwa angewandt ist, da es keinen Zweifel zu leiden scheint, daß sein Tagebuch auch dergleichen enthalten werde, und sie ebenfalls in vielem Betrachte sehr lehrreich seyn müssen.

Durch eine langjährige Erfahrung ist der Vf. (S. 113. ff.) fest überzeugt, daß das Sauerstoffgas fast in allen althenischen Krankheiten, vorzüglich aber bey Scrofeln und Nervenschwäche, von den Kinderjahren an bis zur Zeit der Mannbarkeit als ein sehr wichtiger Zuwachs zu den übrigen Mitteln gegen diese Krankheiten betrachtet werden kann. Jener Zeitraum ist derjenige, in welchem das Sauerstoffgas in Verbindung mit andern zweckmäßigen Mitteln sich am wirksamsten zeigte und mehr leistete, als bisher andere Mittel ausrichteten. Zwar hat er auch manche Erfahrungen davon, daß es noch in späteren Jahren seine wohlthätigen Wirkungen äußerte: nur treten da manche Umstände ein, die alsdann seinen Gebrauch bedenklicher machen. Der innere Raum der Arterien wird nämlich enger, und zugleich werden ihre Wände karrer, die Venen aber dehnen sich aus, und daher entsteht Congestion des Blutes. Druck, Schwäche, und überhaupt geminderte Circulation und Nervenschwäche. Wo dies der Fall ist, da möchte das Gas nicht passen, und der Vf. räth daher jedem Arzte Behutsamkeit in dessen Anwendung an, wenn der Kranke schon ein höheres Alter erreicht hat. Eine zu stark erregte Thätigkeit des Herzens und der Arterien, und eine zu sehr vermehrte Entbindung von Wärmestoff würde sicher heftigere Wirkungen hervorbringen, als der vorsichtige Arzt wünschen kann. Auf jeden Fall würde

es nothwendig seyn, durch Blutlassen, magere Diät, und gehörige Bewegung zu dem Gebrauche desselben vorzubereiten. Unter dieser Vorlicht würde man es freylich auch hier zuweilen mit dem besten Erfolge geben können, aber doch nie so allgemein, als in jüngeren Jahren. Nur in dieser Lebensperiode, wo die zu grosse Thätigkeit des Lebensprinzips und die vermehrte Wärme des Blutes durch vermehrte Hautausdünstung und stärkere Secretion der Nieren gemässigt wird, bemerkt man nach dem Gebrauche dieses Mittels selten eine weisse Zunge und die übrigen Zeichen einer zu grossen Thätigkeit des Systems. Hingegen zeigt sich bey alten Leuten sehr leicht eine weisse Zunge, und der Widerstand der Haut ist gewöhnlich zu gross, als das die überflüssige Wärme dadurch entweichen könnte. In den Nieren entsteht zuweilen eine vermehrte Absonderung, aber doch nie so allgemein und mit so gutem Erfolge, als bey jungen Leuten.

Bey paralytischen Beschwerden junger Leute kennt der Vf. (S. 116. ff.) durchaus kein so allgemein wirksames Mittel, als das Sauerstoffgas: bey alten Leuten thut es weit weniger dagegen. In allen Fällen, wo durch irgend einen organischen Fehler das Athmen gehindert, und folglich die Oberfläche der Lungenbläschen kleiner ist, wird man Schwäche antreffen, und allgemein wird hier eine reinere Luft zum Athmen nöthig seyn, wenn das Blut die gehörige Menge von Lebensreiz enthalten soll. Durch eine solche Luft wird der ganze Körper erwärmt und die Thätigkeit des Herzens erhöht, die Arterien werden in Länge und Umfang ausgedehnt, und erhalten dadurch mehr Kraft, Knochenmaterie oder jeden andern zum Ersatz des Körpers sonst nöthigen Stoff abzuschneiden und da abzuferzen, wo es fehlt: zugleich wird die Thätigkeit der einsaugenden Gefässe erhöht, um theils nährende Stoffe zuzuführen, theils schädliche Anhäufungen weg zu schaffen. Endlich scheint das Sauerstoffgas auch eine, für das körperliche Wohl so nothwendige und heilsame, Heiterkeit des Geistes hervor zu bringen.

Beddoes's Vermuthung, das der Gebrauch dieses Gas gegen das Asthma merkliche Hülfe leisten werde, fand der Vf. (S. 4.) vollkommen bestätigt. Gegen Gichtzufälle und grosse Reizbarkeit des Nervensystems wandte er es (S. 5. ff.) bey sich selbst neben andern Arzneyen mit erwünschtem Erfolge an. In allen Stadien schleichender Nervenfieber wird es, (S. 21. ff.) so, wie bey todtscheinend geböhrenen Kindern, bey Leuten, die von schädlichen Dünften in Bergwerken, Brunnen, oder Schiffsräumen erstickt oder im Wasser umgekommen sind, von grossem Nutzen seyn. Gegen organische Fehler der Eingeweide kann es freylich nichts ausrichten: wo hingegen die Constitution durch blöse Reize, Schwäche, oder im letzten Stadium schleichender Nervenfieber sehr gesunken ist, oder bey Fehlern der äusseren Glieder, z. B. Krankheiten der Gelenke, oder crostösen Beschwerden, sich hektisches Fieber, Durch-

fälle, und Nachtschweisse im höchsten Grade einstellen, da ist kein Mittel so sehr im Stande, diese Zufälle zu heben und die Gesundheit wieder herzustellen, als das Sauerstoffgas in Verbindung mit andern zweckmäßigen Arzneyen. Es mus (S. 36.) immer auf eine milde und regelmässige Art angewandt und eine gleichmässige Temperatur des Körpers, so, wie durch zweckmäßige Mittel die Verriechung des Magens und Darmkanals, unterhalten werden. Wo bey Nervenschwäche eine Congestion nach dem Kopfe zugegen ist, mus man ja dahin sehen, das man selbige mindere.

Ein zweyter Theil soll (S. 118.) mehrere Versuche von gleicher Wichtigkeit über diesen Gegenstand, die vielleicht für die Arzneykunde noch entscheidender sind, so, wie (S. 22.) eine Beschreibung und Abbildung des Apparats zum Einbringen des Sauerstoffgas in die Lungen, enthalten.

Ueber die, wie es scheint, hin und wieder etwas steife, Uebersetzung können wir weiter kein bestimmtes Urtheil fällen, da uns das Original nicht zur Hand ist. Der Uebersetzer hat (S. VII.) aus der Einleitung dasjenige, was sich bloss auf die individuelle Lage des Vfs. bezieht, am Ende des Buches einige Versuche über die Vegetation der Pflanzen, die, wie er sagt, von keiner Bedeutung sind, und einige, dem Originale beygefügte Kupfer, da ohnehin die Erzählung verstandlich genug ist, weggelassen. Ob die Anmerkungen dem Uebersetzer allein oder etliche derselben (z. B. S. 34. 35. 36.) auch dem Vf. gehören, ist nicht angezeigt. Unter jenen sind die wichtigsten S. 3., wo er, bey der Verschiedenheit des Verhältnisses der Bestandtheile unserer Atmosphäre, rath, bey Anwendung des Sauerstoffgas genau darauf zu sehen, welche Luft die Kranken vorher geathmet haben, um darnach die Menge und das Verhältniss der Luft zu bestimmen, welche eingeathmet werden soll, ferner S. 22., wo er die verbesserte Gorce'sche Maschine empfiehlt, und es ihm in den meisten Fällen nöthig zu seyn scheint, bey Scheintodten das Sauerstoffgas nach den Umständen mit einer geringeren Menge atmosphärischer Luft, als es in andern Krankheiten geschieht, zu vermischen, damit es desto schneller seine Wirksamkeit äussern könne, und endlich S. 24., wo er, Fourcroy's Erfahrungen zufolge, gegen die Anwendung des Sauerstoffgas vorzüglich bey örtlichen Fehlern der Lunge, die mit Entzündung oder Eiterung verbunden sind, warnt.

Nr. 2. empfiehlt sich durch Gründlichkeit und Fleiss des Vfs., (des Uebersetzers der eben angezeigten Schrift.) und enthält ein ziemlich vollständiges raisonnirendes Verzeichniss der bisher mit dem Oxygen, als Arzneymittel, angestellten Versuche, so, das alle mit dieser, nur erst von Wenigen eigentlich behandelten, Materie noch nicht genugsam bekannte Leser für die Veranlassung der Abhandlung der medicinischen Facultät zu Göttingen danken werden. Es läst sich im Voraus erwarten, das man kei-

keine eigenen Versuche des Vfs. hier zu suchen hat: auch war die aufgegebenen Frage nicht dahin gerichtet. Doch wünschen wir, daß es ihm seine künftige Lage erlauben möge, genaue praktische, genugsam wiederholte, Versuche am Krankenbette anzustellen und nach Jahren der Welt mitzutheilen. Nur Wenigen verstatet es die ibrige, und manche viel versprechende neue Entdeckungen in der praktischen Arzneykunst werden nie die allgemeine Ausbreitung erlangen, die zu der Festsetzung gewisser Resultate und zum Vortheile der leidenden Menschheit nöthig ist, so lange nicht die Regenten wenigstens den geprüfsten unter den öffentlich in ihrem Lande angestellten Aerzten die zu solchen Versuchen, z. B. mit den Gasarten, dem Galvanismus, u. s. w. nöthigen Maschinen, allenfalls als Inventarium, frey anschaffen lassen. — Die vorliegende Abhandlung besteht aus zwey Theilen. Der erste handelt von dem Oxygen als Krankheitsursache. Erster Abschnitt. Untersuchung nach dynamischem Verhältnisse. Erstes Kapitel. Von dem Sauerstoffgas und dessen Wirkungen vermittelt der Lungen, der Haut und des Darmkanals. Zweytes Kapitel. Vom Oxygen in tropfbarer flüssiger oder fester Gestalt. Zweyter Abschnitt. Untersuchung nach materiellem Verhältnisse. Gründe gegen die Meynung von Beddoes, daß die Lungenschwindsucht in einer Hyperoxydation des Körpers bestehe. In zweyten Theile untersucht der Vf. die Heilkräfte des Oxygens, und zwar im ersten Abschnitte nach dem dynamischen Verhältnisse. Erstes Kapitel. Vom Sauerstoffgas, nach obiger Ordnung. Mit besonderem Fleiße gesammelt. Der Vf. legt S. 50. die Frage vor, ob nicht vielleicht nach Pleuresie und Peripneumonie, wenn vorher eine Aderlass angestellt worden, das Sauerstoffgas zur Beförderung der, wegen Schwäche und Erschlaffung der Lungen unterdrückten, Expectoration dienlich seyn möchte? In der bloß von Schwäche und Erschlaffung herrührenden, und mit keiner Entzündung vergesellschafteten Schleimchwindsucht scheint es, nach Theorie und Erfahrung, ein schickliches Mittel zu seyn. Von beiden Fällen findet man jedoch keine Beobachtungen aufgezeichnet. Von der Proportion und Menge des einzuathmenden Gas. Ungern vermissen wir hier eine kurze Beschreibung und Kritik der dazu dienlichen Maschinen. Vorschlag, das Gas bey alten und schlaffen Geschwüren äußerlich zu versuchen. Zweytes Kapitel. Von den Heilkräften des Oxygens in tropfbarer flüssiger oder fester Gestalt. Die Säuren u. dgl. sind kein Specificum gegen die Luftseuche, können jedoch bedingungsweise dagegen von Nutzen seyn. Dieser Gegenstand ist fast durchgängig nach Blair bearbeitet: von Rollo's Werke und dessen zwey verschiedenen Ausgaben scheint der Vf., welches zu bedauern ist, keine Kenntniß gehabt zu haben. Die Alyon'sche oxygenirte Pomade muß (S. 60.) sehr sorg-

fältig bereitet werden, sonst behält sie etwas Kaustisches, wie der Vf. mit dem größten Schaden erfuhr, als er sie bey eingelebten Geschwären anwandte. Gegen Reich's Fiebertheorie und Fiebermittel. Zweyter Abschnitt. Betrachtung der Heilkräfte des Oxygens nach dem materiellen Verhältnisse. Ist fast zu kurz gerathen.

MARBURG, in d. akadem. Buchh.: *Darstellung einiger Resultate, die aus der Anwendung der pneumatischen Chemie auf die praktische Arzneykunde hervorgehen*, von Joh. Jakob Günther, Dr. der Medicin und Chirurgie. Mit einer Vorrede begleitet von Ferdinand Wurzer, Dr. der Med., ord. Prof. der Chemie etc. zu Bonn. 1801. 8<sup>te</sup> Bog. 8. (9 gr.)

„Der Vf. hat“ (sagt Hr. Wurzer in der Vorrede S. XV.) „in seiner Schrift wohl alles geleistet, was er „in seiner Lage und unter seinen Umständen“ (als isolirter praktischer Arzt auf dem Lande) „nur leisten „konnte.“ Wir stimmen diesem Urtheile völlig bey, und empfehlen die Schrift allen, die sich mit diesem Gegenstande der Heilmittellehre bekannt zu machen wünschen. Daß sie für die, welche damit schon durch ausgebreitete Lectüre oder eigene Erfahrungen bekannt sind, nicht bestimmt sey, ergibt der ganze Inhalt; allein auch diese wird die Zeit nicht gereuen, die sie etwa auf das Durchblättern der Schrift verwenden. Nachdem der Vf. von den Bestandtheilen der atmosphärischen Luft im Allgemeinen, dem Athembolen, der Perspiration, der verdorbenen Luft, gehandelt hat, geht er S. 72. zu dem Nachtheile und Nutzen des Sauerstoffgas, kohlenstoffsauren Gas, und Wasserstoffgas über, und liefert eine Uebersicht dessen, was sich davon in mehreren Schriften zerstreuet findet. Es würde, nach dem zu Anfange dieser Recension gegebenen Winke, unbillig seyn, hier Vollständigkeit verlangen zu wollen. So fehlen z. B. die Erfahrungen von Rollo mit dem oxygenirten sauren Gas, von Maunoir mit dem Wasserstoffgas, etc. und auf die von Girtanner mit dem kohlenstoffsauren Gas wird S. 100. zu sehr im Vorbeygehen nur hingedeutet. Auch Hufeland's hierher gehörigen Aufsatz (in seinem Journal I. 3.) finden wir nicht berührt. Interessant sind (S. 49. ff.) Wurzer's Versuche über die Natur der Perspirationsmaterie und die Winke, welche derselbe (S. VI. ff.) und der Vf. (S. 64. ff.) über die Vorrichtungen geben, die bey Reinigung der Luft in Krankenzimmern zu beobachten sind. Auch hier hätte ein Theil von Rollo's Behandlung der honigartigen Harnruhr erwähnt zu werden verdient. — Bey dem sonst guten Stile, der dem Vf. eigen ist, hätten wir (S. II.) das Wort: *Athembarkeit*, mit einem leichtern vertauscht zu sehen gewünscht,



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. November 1802.

## NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Oekonomisch technische Flora der Wetterau*. Herausgegeben von G. Gärtner, D. B. Meyer und D. J. Scherbius. Sämtlich Mitglieder mehrerer gelehrten Gesellschaften. Dritter Band. Erste Abtheilung. 1801. 438 S. 8. Zweyte Abtheilung. 1802. 386 S. 8. Nebst Register S. 1—52, und einem Anhang S. 1—30, welcher Zusätze zu dem 1, 2. und 3. Band 1. Abtheilung der Wetterauer Flora enthält. (2 Rthlr. 20 gr.)

Ueber die innere Einrichtung und Vorzüglichkeit dieser Flora brauchen wir nicht erst das Publikum zu belehren. Eine gewisse Gleichförmigkeit und Festigkeit des Ausdrucks, Bestimmtheit und Wahl der Charaktere, Genauigkeit und Vorsicht in der Aufnahme der Arten, sind Eigenschaften dieser Flora, wodurch sie sich vor andern auszeichnet. Mit der siebzehnten Classe wird die erste Abtheilung dieses Bandes eröffnet; den Beschluss macht die 6te Ordnung der 22sten. Es kommen darin wieder verschiedene neue Gattungsnamen vor, die nach den Grundsätzen der Vf. und ihrer genauern Untersuchung aufgestellt sind; die aber auch nach einer andern Ansicht ihre einmal untergeordnete Stelle als Arten nicht zu verändern brauchen. Linné vereinigte bekanntlich sehr viele Arten in eine Gattung nach mehreren übereinstimmenden allgemeinen Kennzeichen; sobald man aber den entgegengesetzten Weg einschlagen und von einzelnen Verschiedenheiten in den Frucht- oder Befruchtungstheilen ausgehen will: so kann es nicht fehlen, daß man nicht Kennzeichen auffinden sollte, unter denen immer weniger Arten zu subsumiren sind, je individuellere Charaktere angenommen und auf diese Art die Gattungen vermehrt werden. So Vieles auch die erstere Methode zur Vereinfachung des Ganzen und zur Erleichterung des Gedächtnisses für sich hat, so sehr empfiehlt sich wieder die zweyte durch genauere Behandlung und Betrachtung des Einzelnen. Nur möchten wir nicht im Allgemeinen dieses Verfahren empfehlen, wobey der selbstprüfende Botaniker das Verdienst einer festeren und reineren Bestimmung gegen die überhandnehmende Gewohnheit zu sichern hat, durch neue Gattungsnamen sich selbst mehr geltend machen zu wollen. — Unter andern merkwürdigen Arten haben wir uns aus der ersten Abtheilung dieses Bandes angezeichnet: *Fumaria tenuifolia* (*parviflora* der englischen Botaniker) *lutea* (in A. L. Z. 1802. *Vierter Band*,

grofser Menge an alten Mauern des Idsteiner Schlof- ses.) *Orobus linifolius* Reich. *Lathyrus Nissolia* und *hirsutus*. *Vicia sylvatica*, *lathyroides*, *lutea*, *angustifolia*. *Lotus siliquosus*. *Astragalus Cicer*. *Trifolium rubens*. *Medicago minima*. *Crepis virens*. *Lactuca saligna*. *Apargia salina*. *Carduus cyanoides* (*mollis* Poll.), *tuberosus*. *Centauria nigra*, *phrygia*, *paniculata*, *Calcitrapa*. *Senecio aquaticus*, *paludosus*, *ovatus*, *sarracenicus*. *Doria*, *Doronicum Pardalianches*. *Orchis fusca* Jacq. *Ophrys arachnites*. *Betula odorata*. *Salix cinerea* (*aurita* Lin. Hoffm.) —

Die zweyte Abtheilung dieses Bandes enthält die linneische 24te, oder nach der Eintheilung der Vf. die 23te Classe: *Cryptogamia*. Wir finden auch hier den glücklichen Mittelweg zwischen dem zu viel und zu wenig sehr gut getroffen, auf welchem die Vf. mit den neuern Fortschritten in dieser Classe auch ihr Publikum bekannt machen wollten. Einige Bemerkungen scheinen uns aber hierbey um so nothwendiger, da sich manche Verbesserungen, ohne dem Ganzen der gewählten Ordnung nachtheilig zu werden, sehr leicht anbringen lassen, und für den Gebrauch dieser Flora von Nutzen seyn können. Ueber tien Ausdruck Gewächse mit *undentlichen* Befruchtungswerkzeugen, wofür wir lieber mit verborgenen oder so etwas gesagt haben würden, wollen wir mit den Vf. nicht rechten, aber doch über manche Gattung und Art unsere unbefangene Meynung mittheilen. — Bey *Lycopodium* verbessern die Vf. den Ausdruck Samen in den nierenförmigen, zweyklappigen Behältnissen S. 37 selbst in Blumenstaub dieser Pflanze. Sie steht übrigens mit Recht neben *Equisetum* und *Pilularia* unter den *unächten* Farrnkräutern, wohin auch *Osmunda* und *Ophioglossum*; hätten können gebracht werden. *Athyrium*, *Polystichum* *Cyathea* sind zu künstliche, gefuchte Gattungen. Letztere müssen in einer, an sich schon schweren Classe, so leicht und deutlich als möglich seyn. Man sollte hier des linneischen Grundsatzes am lebhaftesten eingedenk seyn: daß die Gattungen um der Arten willen errichtet werden. Wie einfach und leicht ist der linneische Gattungscharakter von *Polypodium* (Tüpfelfarn) hergenommen von den rundlichen abstehenden Erhabenheiten, die auf der untern Blätterfläche von den zusammenstehenden Kapfeln gebildet werden! Zudem sind die Arten jener Gattung in Europa nicht sehr zahlreich! Dasselbe gilt auch von *Scolopendrium*, wo die Vf. auf die Hülle und nicht auf die gleichlaufenden Linien der Kapfeln (*Asplenium*)

nium) Rücksicht genommen haben. In wiefern unter den Laubmoosen manche der Hedwigischen Gattungen (*Dicranum*, *Trichostomum*, *Tortula Weisia*, *Funaria*, *Leskia*, *Neckera* u. s. w.) mit denen unsere neuern Botanisten Aufsehen erregen wollen, den Lesern einer ökonomisch-technischen Flora gefallen dürften, lassen wir dahingestellt seyn. Die Vite Ordnung *Lichenes*, Flechten, bestimmen die Vf. mit den besten Lichenographen nach den weiblichen Fruchtböden und ihrer äußeren Unterlage; sie nehmen mit Recht alle diejenigen Gattungen an, welche sich darauf gründen, aber da *Sphaerophorum* nicht hohl, und die schwarze Masse in den kugelförmigen Fruchtböden nichts fruchtähnliches ist: so würden wir, die Verbindung mit *Stereocaulon* zugestanden, *Opegrapha* als näher verwandt zu *Hysterium*, *Endocarpon* und *Baromyces* aus dieser in die zunächstfolgende Ordnung versetzt haben. *Geastrum* verdiente sehr von dem linneischen *Lycoperdon* getrennt zu werden, dagegen sind *Tulostoma*, *Bovista*, *Omygena* gewaltfam und unnöthig davon gerissen. *Triachia* und *Arcyria* vereinigen sich an ihren Gränzen, *Puccinia* ist nur eine bloße Schwammkapsel, oder bekehrt ganz daraus, *Amanita* und *Agericus* erleichtern um Nichts die große Menge der Arten, so wenig als *Daedalea* die labyrinthischen Gänge bezeichnet; unter *Helvella* würden *Spathularia*, *Leotia* ihren Platz noch sicherer als davon getrennt behaupten, so wie *Peziza* mit Recht die unlichere *Octospora* verdrängt hat. — In Beziehung auf die Arten (welche vorzüglich gut gewählt und bestimmt sind) führen wir noch Einiges an. S. 33 beschreiben auch die Vf. das noch seltne *Equisetum pratense* Ehrh. doch ohne Aehre. Von *Osmunda Lunaria* geben die Blüten Nachts einen angenehmen Geruch. *Pteris aquilina* findet man nur an sonnenreichen Orten mit Kapseln. *Polypodium cristatum* ist nicht ganz einerley mit *dilatatum* Hoffm. *Polypod. tenue* Ejard. nennen die Vf. *regium* Lin. *Mnium annotinum* Lin. ist nicht die *Trentepohlia erecta*, ungeachtet beide Knöllchen in den Blattwinkeln führen können. *Mnium* Linn. verdiente als Gattungsname durch *Bryum Hedw.* seine früheren Ansprüche nicht zu verlieren. Die Namen von *Jungermannia dilatata* und *tamariscifolia* müssen versetzt werden, wenn sie zu den ganz richtigen Charakteren passen sollen. *Cladonia rangiferina* und *racemosa* sind auffallend verschieden, wie *Stereocaulon Corallina* und *madreporeforme*, wovon ein Ast viermal stärker ist als dorten ein ganzer Büschel. Aus der *Usnea articulata* wird so wenig eine *barbata* als aus der *jubata* eine *chalybeiformis*. Beide sind also mehr als Varietäten, wofür sie die Vf. zu halten scheinen. Unter *Lobaria chryseophthalma* verbinden die Vf. zwey Arten, deren Uebergänge wir noch nicht haben beobachten können. Mit *L. scortea* und *quercina* verhält es sich wahrscheinlich wie mit *L. Pinastri*, an welchem die pulverichten Individua ohne Schüffelchen vorkommen. Da *L. orbicularis* und *diffusa* ganz verschieden sind:

so müßte ersterer nicht mit dem Namen der letzteren belegt seyn. *L. concolor*, *fulva* und *candelaris* gehen so weit von einander ab, wie nur immer *L. parietina* von allen dreyen. Die letzte Abtheilung der Flechten nehmen die staubartige, ohne Scutellen ein (*Leprae.*) *Endocarpon aquaticum* (*L. fluviatilis*) führt deutliche nur seltne Scutellen. *C. melanostomum* (*Sph. pertusa*) *Stilbospora* pflegte sonst offen und nicht in ablaufenden Spalten des gemeinen Schilfs (*Puccinia?*) hervorzukommen. In dem Anhang ertheilen noch manche wichtige Arten oder Abarten. Die Tannenzapfen-Kartoffel, welche in Offenbach von einigen Ökonomen gebaut wird. *Ulmus suberosa*. *Nyacinthus botryoides*. *Althaea hirsuta*. *Nojas minor*, u. a. Zuletzt findet man noch neu aufgefundene Wohnörter und Verbesserungen.

### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin u. Comp. *Beiträge zur Beförderung christlicher Erkenntniß und Tugend in Predigten* über die Sonn- und Festtagsevangelia des ganzen Jahres von M. Christian Victor Kindervater, Prediger zu Pedelwitz unweit Pegau. *Erster Theil*. 1801. XII u. 364 S. *Zweyter Theil*. 1801. 374 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., der sich schon durch früher herausgegebene Predigten eine Stelle unter unsern guten Kanzelrednern erworben hat, giebt zu Anfang der Vorrede das Ziel an, auf welches er bey der gegenwärtigen Sammlung hinarbeitet: „Lichtvolle Ordnung, Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, und, im Ganzen genommen, eine Sprache, die sich auf der einen Seite von schulgerechter Trockenheit, auf der andern von leerer Declamation und gesuchter Redekünsteley, gleich weit entfernte.“ Nach dem Bedünken des Rec. ist ihm dieses Bekreben gelungen; Kopf und Herz finden in dieser Sammlung eine gesunde, kräftige und zugleich angenehme Nahrung. Um allen Verdacht einer partheyischen Schmeicheley von diesem Lobe zu entfernen, wollen wir ihm sogleich alles beygeben, was wir an diesen Predigten auszufüllen haben, was wir angehenden Predigern, so sehr wir sie ihnen übrigens empfehlen, nicht nachzumachen rathen.

Wir sind nicht zufrieden mit den zu langen Eingängen. Die Hauptbestimmung des Eingangs ist, ein Interesse für das Thema, auf welches er vorbereitet, zu erregen: sie bleibt es selbst in dem Falle, wenn der Eingang dazu benutzt wird, Begriffe deutlich zu machen, die man in der Predigt als bekannt voraus setzen will, um nicht durch ihre dahin versparte Entwicklung den Gang des Vortrags aufzuhalten oder zu unterbrechen. Nicht um feinetwillen, um der Predigt willen ist er da. Nach seinem Verhältnis zu ihr, muß er beurtheilt werden; und er kann,

kann in dieser Hinsicht fehlerhaft seyn, wenn er auch, als ein für sich bestehender Vortrag betrachtet, trefflich ist. Eben deswegen aber wird jeder Eingang fehlerhaft, wenn er zu lang ist. Je sorgfältiger er bearbeitet ist, je mehr er die Zuhörer beschäftigt: desto mehr zieht er die Erwartung von der Predigt selbst ab; ein genügsamer Zuhörer könnte sich gefallen lassen, wenn mit ihm der ganze Vortrag endigte. Je lockerer, je willkürlicher die Verbindung des Eingangs mit dem Hauptsatze ist: desto weniger dient er zur Einleitung, zur Vorbereitung, desto fehlerhafter ist er. Diese Erinnerung trifft indessen bey weitem nicht alle Eingänge des Vfs.: nicht wenige sind völlig zweckmäßig; aber mehrere sind doch zu ausgeführt, viele holen unnöthig weit aus, und einige wenige stehen in zu geringer Verbindung mit dem Hauptsatz. So findet sich in der 2ten Predigt eine Empfehlung des Buches Hiob auf zwey Seiten, die den Eingang macht zu dem Thema: Wie wir uns als Christen, bey der verborgenen Regierung Gottes über Leben und Tod der Menschen zu verhalten haben.

Was der Vf. in den Eingängen zu viel that, that er häufig nach unsem Bedünken, in den *Anwendungen* zu wenig. Manchen Predigten sind zwar kurze, einigen auch ausgeführte und sehr schätzbare, beygegeben, z. B. der 35ten Predigt; aber wohl die meisten gehen mit dem letzten Theile und mit einigen Schlussworten, die sich auf diesen beziehen, aus. Allerdings ist bey manchen Predigten eine besondere Anwendung zum Schlusse der Rede entbehrlich; von den alten Nutzenanwendungen nach dem Schlandian der Utus ist ohnehin nicht mehr die Rede: aber bey den meisten Predigten bleibt es doch räthlich, bey manchen sogar nöthig, durch den Schluss für ihren Totaleindruck zu sorgen; häufig wird der Prediger Veranlassung haben, das im Allgemeinen vorgetragene näher mit den besondern Bedürfnissen seiner Gemeinde in Verbindung zu setzen; bisweilen wird er auch einzelne Bemerkungen und praktische Anleitungen beybringen können, für die sich in der Predigt keine schickliche Stelle darbot, und die doch zu erheblich sind, um übergangen zu werden. Mit einem solchen Schlusse der Rede ver trägt sich die praktische Behandlung der einzelnen Theile der Predigt sehr wohl; und die Predigt, bey welcher verwöhnte Zuhörer ihre Aufmerksamkeit auf die Anwendung sparen, ist gewiss eine schlechte Predigt. Dagegen kann der Zuhörer sich mit Grund beklagen, wenn ihn der Prediger da verläßt, wo er noch etwas Lehrreiches oder Eindringendes zu erwarten berechtiget ist. Ist vollends die Predigt mit Sorgfalt, als Rede ausgearbeitet, hat sie zumal einen ausführlichen Eingang an der Spitze: so fehlt ihr bey dem Mangel des Schlußes das Ebenmaß, das sie als Werk der Redekunst haben sollte, und das eine Ausrufung, ein Spruch, ein Vers nicht herstellt.

Dafs die *Disposition* dieser Predigten durch iogische Ordnung und Zweckmäßigkeit sich empfiehlt, ist bey einem solchen Prediger kaum zu bemerken nöthig. Desto sonderbarer ist es, dafs gerade in der 1ten Predigt das Thema und die Partition so sehr vernachlässigt ist. Das Thema ist die Frage: „Was ist überhaupt von menschlichen Wünschen zu halten? Die erste Antwort hierauf ist: die „se: Wünschen [und Hoffen] ist von der Natur des „Menschen unzertrennlich; 2) wir wissen nie (?), „was uns in Zukunft nützlich und gut ist; daraus „folgt 3) dafs man Gott alles anheim stellen müs „se.“ Offenbar sollten der Antworten nur zwey seyn, die erste und die dritte; die zweyte ist ja nichts anders, als der Grund der dritten. Nach diesen Antworten sollte man ferner das Urtheil über die Wünsche erwarten, sie seyen zwar natürlich, aber doch thöricht; dafür aber findet man in der Predigt das richtige Urtheil: die Wünsche sollen nur bedingt gesagt werden, diejenigen ausgenommen, die unsre angelegenen seyn sollen, die Wünsche nach unsrer moralischen Vervollkommnung. Von dieser Antwort steht aber nichts in der Partition; und es zeigt sich, dafs das eigentliche Thema nicht das angegebene, sondern die Frage ist: Wie sollten die menschlichen Wünsche beschaffen seyn?

Um nichts zu übergehn, was man an diesen Predigten vermissen kann, wollen wir noch erinnern, dafs die evangelischen Perikopen zwar immer, vor der Anzeige des Thema, so weit es zu demselben nöthig ist, passend und richtig erklärt, aber in der Ausführung des Thema nicht immer so benutzt werden, wie sie vorzüglich Reinhard zu benutzen versteht. Unentbehrlich sind zwar solche Rückblicke auf den Text nicht; aber sie vermehren doch das Interesse des Zuhörers, und erleichtern ihm die Erinnerung an die Predigt bey einem wiederholten Lesen oder Anhören des Textes. Auch hat der Vf. in einigen Predigten, z. B. in der 37. 64. und 65., dergleichen Hinweisungen sehr schicklich angebracht.

Aber genug, wenn nicht schon zu viel, der Erinnerung. Billig sollten nun, zu einer Art von Ersatz, die vorzüglichsten Reden ausgehoben und besonders empfohlen werden. Wirklich hatte Rec angefangen, sich diejenigen anzuzeichnen, die ihm vor andern gefallen hatten; allein des Guten wurde ihm, buchstäblich, zu viel, und er beschloß, seinen Lesern lieber die eigene Bekanntschaft mit dieser schätzbaren Sammlung im Allgemeinen zu empfehlen. Doch kann er nicht unterlassen, zu bemerken, dafs der Vf. einen besondern Fleiß auf die im J. 1800. zu Weissenfels gebaltene 35te Predigt gewandt zu haben scheint. Sie handelt von den nachtheiligen Wirkungen einer bloß sinnlichen Lebensart, und ist trefflich ausgearbeitet, hat einen vernunftmäßigen Eingang, eine zweckmäßige An-

Anwendung, Hinweisungen auf das Evangelium, kurz alles, was Rec. manchen andern Predigten hätte wünschen mögen. Auch die Ausführung historischer Hauptsätze ist dem Vf. sehr gelungen: in der 65ten Predigt, über das Ehrwürdige und Nachahmenswerthe in dem Verhalten Johannis des Täufers, und in der 70ten, die eine Betrachtung über den frommen Simeon enthält. — Angehängt sind dem Jahrgange vier *Casualpredigten*. Zwey Aerntepredigten (77 und 78.) sind beide trefflich, die zweyte jedoch (die Beschwerlichkeiten und Annehmlichkeiten des Landmanns) für eine Landgemeinde vorzüglich passend, populär und doch voll

Würde. (Eine nicht leichte Combination, die dem Vf. auch in manchen andern Predigten vollkommen geglückt hat, z. B. in der 60sten.) In der (79ten) Predigt, die bey der Einführung des neuen Dresdener Gesangbuchs 1798 gehalten wurde, ist von dem Gesangbuch bloß in einer Untertheilung die Rede. Rec. findet diese Anordnung, so wie das, was über das Gesangbuch gesagt ist, sehr zweckmäÙig. In der letzten (80ten), bey der allgemeinen Collecte für die Wasserbeschädigten 1799 ist die Anwendung auf den besondern Fall mit eindringender Beredsamkeit gemacht.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Prag, b. Widmann: *Ein Gesicht am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts*. 1802. 4 $\frac{1}{2}$  B. 8. (8 gr.) Eine in Rücksicht sowohl der Erfindung als Ausführung verunglückte allegorische Vorstellung des Zustandes und der Schicksale der Vernunft und Religion unter den Menschen. Die christliche Menschheit befindet sich in diesem *Gesicht* in einem finstern Loche, das sich oben an der Decke in einen unermesslich hohen Schlund öffnet, durch welchen nur ein ganz schwaches Licht fällt. Die Bewohner dieser Höhle sind Menschen, wie wir, nur ohne natürliche Schwerkraft. Ein Theil derselben läßt sich, um am Boden zu bleiben, anschnieden, oder hängt sich Gewichte an; ein anderer überläßt sich seiner natürlichen Leichtigkeit, fliegt an der Decke der Höhle herum, schwärmt wie Mücken durch den Schlund, zerfliegt sich die Köpfe, und um nicht gar oben hängen zu bleiben, muß er sich gleichwohl einigen Ballast anlegen, um sich wieder herabsinken zu können; eine dritte Classe hat die Kunst erlernt, durch angemessene Beschwerung sich im gehörigen Gleichgewicht zu erhalten und den *ordentlichen* Gang anzunehmen. Diese sind die guten, thätigen, geselligen und lebensfrohen Menschen, die Angeschmiedeten und Belasteten sind die unwissenden, bloß sinnlichen, die das schwache Licht gar nicht brauchen wollen, und die Flüchtigen und Schwabenden die eingebildeten, phantastischen Philosophen, die sich des Lichtes unmäßig bedienen. Diese suchen alle übrigen nach ihrem Dünkel umzumodeln, stiften großes Unheil an, indem sie viele der übrigen Höhlenbewohner verführen, ihre Stellen zu verlassen und sich zu ihnen hinauf zu geflohen; die Finsterniß wird noch tiefer. Da schreyen sie alle nach Licht und die *Vernunft* mit ihrer Tochter, der *Religion*, erscheint. Jene fährt durch den Schlund hernieder, diese steigt aus finstern Gräften, in eine Wolke gehüllt, herauf. Das ganze volatilitische, leicht und schwer belastete Publikum theilt sich in Partheyen, von welchen die eine sich auf die Seite der Vernunft, und die andere auf die der Religion schlägt. Eine dritte Parthey entsteht aus den beiden ersten; einige von den Anhängern der Vernunft nehmen etwas von denen der Religion, und einige von diesen etwas von jenen an. Unter diesen drey Partheyen erhebt sich nun ein Kampf, jede macht der andern Vorwürfe; die Vernunft und Religion schlichten den Streit und weisen die Kämpfenden zurecht. Das Klein-

liche, Lichtlose und Inconsequente dieser Allegorie wird jedem Leser von nur einiger Vergleichungsgabe von selbst in die Augen fallen; wir halten uns also dabey weiter nicht auf, und theilen nur noch etwas von dem hohen Offenbarungen der *Weisheit* des Vfs. an die Menschen mit. Sie äußert z. B. ihr Licht habe sich der Schatten dieser Höhle nicht ganz bemeistern können, doch wäre ihren Bewohnern *wenigstens so viel* davon zugemessen, daß sie Wahrheit von Irrthum, Gutes von Bösen, Recht von Unrecht unterscheiden könnten. Warum aber die *Wissbegierde*, ihre Gefährtin, weiter hinausehen wolle, warum die Freyheit ihr zuwider handle, warum sie, die Vernunft, von Leidenschaften geschwächt und zurückgestoßen würde; warum sie einer Seits das Gefühl ihres elenden Looses in dieser Höhle niederdrücke, anderer Seits aber ein unwiderstehlicher Trieb nach Vollkommenheit, deren sie jedoch jetzt nicht fähig sey, zum Aufschwunge nöthige; alles das wären ihr *Räthsel*, wiewohl sie einsahe, daß das *So seyn* seine gute Ursache haben müsse. Diese Göttin *Vernunft* oder *Weisheit* gesteht, daß die Schwachheit ihrer *Organe*, von denen ihre Kenntniß abhängt, die Widersprüche in dem Wesen, mit welchem sie verbunden sey, der *Hang nach sinnlichen Bedürfnissen*, ihre Fortschritte gehemmt hätten. Sie lehrt die Menschen, daß die Frage von dem Zwecke ihres Daseyns und von ihrer Zukunft nicht apodiktisch gewiß entschieden werden könne; in einen sinnlichen Körper gehüllt und in diese Höhle verwiesen, müßten sie sich in dieser Rücksicht mit bloßer *Wahrscheinlichkeit* begnügen; wo es an demonstrativer Ueberzeugung gebrähe, müßten sie sich an den Glauben und an Offenbarung halten. Ihr selbst wäre diese Offenbarung gegeben worden. Kaum sey sie zum Daseyn erwacht gewesen: so habe, sie wisse nicht woher, eine mächtige Stimme ihr die klaren Worte zugerufen: *Ich bins, der alles gemacht hat, und außer mir ist niemand*. Da sey himmlische Erleuchtung auf sie herabgeströmt, sie habe dem unbekanntem Einzigen ein Gebet gestammelt, und mit einem Male habe die Religion, ihre Erstgeborne, vor ihr gestanden. Dann habe jene Stimme ihr wieder zugerufen: Gehe hin, beleuchte die Wege vor deiner Tochter her und was du nicht vermagst, das kläre sie auf, u. s. w. Unter welche Classe seiner Höhlenbewohner sich wohl dieser Seher rechnen mag!

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 8. November 1802.

## ARZNEGELAHRTHEIT.

- 1) BERLIN, in d. Mylius. Buchh.: *Versuche den Galvanismus zur Heilung einiger Krankheiten anzuwenden*, ange stellt und beschrieben von C. J. C. Grapengiesser, der Arzneykunde und Wundarzneykunn Doctor. 1801. IV. u. 256 S. 8. m. 2 K. (1 Rthlr. 4 gr.)
- 2) HAMBURG, b. F. Perthes: *Erfahrungen über die Heilkräfte des Galvanismus*, und Betrachtungen über desselben chemische und physiologische Wirkungen mitgetheilt von Christoph Friedrich Hellwag, Dr. der Weltweisheit und Arzneyk., Hofrath, Leibarzt und Physicus in Eutin; — und *Beobachtungen bey der medicinischen Anwendung der Voltaischen Säule*, von Maximilian Jacobi, Dr. der Arzneygelahrtheit und Stiftsarzte in Eutin. 1802. VIII. u. 184 S. 8. m. 1 K. (18 gr.)
- 3) OLDENBURG, in d. Schulz. Buchh.: *Nachricht von den zu Jever durch die Galvani-Voltaische Gehör-Gehe-Kunst beglückten Taubstummen*, und von Sprengers Methode sie durch die Voltaische Electricität auszuüben, von C. H. Wolke, vormal's Professor und Director des reformatorischen Erziehungs-Instituts zu Anhalt-Deffau, und seit 1784 einer Lehr- und Erziehungsanstalt zu St. Petersburg. 1802. 224 S. 8.

Unter den mannigfaltigen Seiten, durch welche die wichtige Entdeckung Voltas, die Metall- Electricität in einem so hohen Grade zu verstärken, merkwürdig geworden ist, hat ohne Zweifel ihre medicinische Anwendung mit am meisten Aufsehen gemacht, und besonders auch die Aufmerksamkeit des größeren Publicums auf dieselbe gezogen. Was aus den Kabinetten der Physiker, und aus der engeren Schule der Wissenschaft mit solcher gemeinnützigen Anwendbarkeit in die Welt beraustritt, darf auch mit Recht Ansprüche auf eine allgemeinere Theilnahme machen. Sie ist der Voltaischen Säule und ihren merkwürdigen Erscheinungen und Wirkungen gewiss in einem so hohen Grade als je einer physischen Entdeckung gewährt, und der Galvanismus ist das Gespräch des Tags geworden. Besonders aber haben sich Deutschlands Aerzte durch den Eifer ausgezeichnet, mit welchem sie diese Entdeckung in ihren heilsamen Wirkungskreis gezogen, und die Hülfquellen ihrer Kunst, die in neueren

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

Zeiten so manche Bereicherungen erhalten, auch mit dieser vermehrt haben. Mehrere Schriften, deren Inhalt hier angezeigt und gewürdigt werden soll, so wie so manche in öffentlichen Blättern und Zeitschriften mitgetheilte Erfahrungen über die Anwendung und den Nutzen der Voltaischen Säule in mancherley Krankheiten, geben den vollgültigsten Beweis davon. Ein solcher Eifer gereicht der Nation zur Ehre, er gehört zu ihren besseren Seiten; wer wollte ihn darum verwerfen, weil er einerseits bisweilen über die rechten Gränzen hinausgeht, andererseits wohl auch nur die Maske der Charlatanerie ist, und dann freylich der guten Sache nachtheilig werden kann? Seine wohlthätigen Wirkungen sind immer ein reeller Gewinn, und auch hier hat sich die Heilkunde eines solchen zu erfreuen; der Kritik liegt es aber ob, diesen Gewinn nach seinem wahren Werthe zu schätzen, und genau zu bestimmen, das, was Charlatanerie, blinder Enthusiasmus und Uebereilung, Unwahres, Uebertriebenes, Unreifes hineingemischt haben, sorgfältig zu bezeichnen, und das bewährte Resultat einer bedächtigen Erfahrung zur Ehre derer, denen die Kunst und Wissenschaft es verdankt, und zur Aufmunterung für diejenigen, die auf dem glücklich betretenen Wege weiter dringen wollen, aufzustellen. In diesem Geiste wollen wir die Kritik der Schriften Nr. 1—3. unternehmen.

Der Vf. von Nr. 1. hat unter den deutschen Aerzten das Verdienst, zuerst die Electricität der Voltaischen Säule in verschiedenen Krankheiten mit auffalendem Erfolge angewandt, und in seiner Schrift eine zweckmäßige Anweisung zur Anwendung dieses Heilmittels, die viele Nachahmer seines Verfahrens erzeugte, mitgetheilt zu haben. Bey allen ihren unlängbaren Vorzügen, die besonders den hellen praktischen Kopf des Vfs. bewähren, trägt diese Schrift indessen das Gepräge des Zeitpunktes, in welchem sie erschien, an sich; eines Zeitpunktes, wo die physische Kenntniß der Voltaischen Säule, die der richtigen medicinischen Anwendung zur allein sicheren Grundlage dient, noch nicht weit genug vorgerückt war, und eben deswegen ist eine neue verbesserte Ausgabe derselben sehr wünschenswerth. Die ganze Schrift zerfällt in sieben Paragraphen. §. 1. *Erster Versuch den einfachen Galvanismus zur Heilung einer Krankheit anzuwenden*. Dieser erste Versuch wurde in einer chronischen Heiserkeit, die bisweilen in eine völlige Aphonie übergieng, mit dem einfachen Galvanismus nach v. Humboldts Methode, indem zwey

Pp durch

durch Blasenpflaster gemachte offene Stellen auf beiden Seiten des Kehlkopfes, die eine mit Zink, die andere mit Silber bewaffnet, und beide Metalle durch eine goldene Pincette mit einander verbunden wurden, angestellt. Die Besserung, die schon nach der einmaligen mehrere Stunden hindurch ununterbrochenen Anwendung erfolgte, war indessen nicht von Bestand. Die Kenntniß der Voltaischen Säule feuerte den Vf. zu neuen Versuchen an. §. 2. *Genauere Beschreibung der Voltaischen Säule und ihrer Pole.* Was hier der Vf. sagt, ist seit der Erscheinung dieser Schrift in mehreren Stücken berichtet worden. Der kupfernen Säule giebt er bey medicinischen Gebrauch den Vorzug vor der silbernen, weil sie, wenn gleich schwächer als diese, doch gleichförmiger und weniger eigenstänig wirke. Diesem stimmt Rec. nach seiner Erfahrung bey. In Bestimmung der Pole befolgt Hr. G. die alte unrichtige Methode. Er erbaut nämlich seine Säule von unten nach oben Zink, nasses Tuch, Silber, Zink, u. s. w. und der Uebereinkunft mit einigen Physikern zufolge nennt er, wenn Zink unter der nassen Tuchscheibe, Silber oberhalb derselben liegt, den untern Pol, den Zinkpol. Die richtige Bestimmung der Pole geht aber von der gegenseitigen Lage der Metalle, die die Wirkung der Säule bestimmen, gegen einander aus, und in dem gegebenen Falle ist folglich der untere Pol der Silberpol, weil das Silber unter dem Zinke sich befindet, und die beiden untersten Glieder Silber und nasses Tuch sind überhaupt unnütz. Diese unrichtige Benennung der Pole hat durch die ganze Schrift hindurch eine nachtheilige Verwirrung zur Folge. Der Vf. bedient sich der Ketten zur Fortleitung des elektrischen Fluidums der Säule. Offenbar verdienen aber biegsame Dräthe den Vorzug, weil sie dem Fluidum weniger Widerstand entgegensetzen. §. 3. *Wirkungsart der galvanischen Batterie (besser Voltaischen Säule) im allgemeinen und vorzüglich in Hinsicht ihres Verhältnisses zur Elektricität.* Für den Arzt scheint dem Vf. zufolge so viel gewiß, daß der Galvanismus in Ansehung seiner Wirkungsart auf den belebten thierischen Körper, zwar im Ganzen mit der Elektricität in eine Classe gehöre, daß er sich aber von ihr in verschiedenen Punkten wesentlich unterscheide. Einige dieser Unterschiede sind nach dem Vf. folgende. I. Der Galvanismus wird vorzüglich von den Nerven geleitet, die Elektricität bemächtigt sich mehr der ganzen Masse des Körpers. Dies erhelle a) aus der eigenthümlichen Einwirkung der Voltaischen Säule auf die Nerven der Sinnorgane, besonders auf die Gesichtsnerven, worin eine geladene Flasche ihr nachstehe. Wenn man einen ziemlich starken Funken von  $\frac{1}{2}$  bis 1 Zoll Schlagweite aus einer Leidner Flasche in den Frontalnerven dringen lasse: so habe man zwar im Finstern auch eine Lichterscheinung, die aber von der Galvanischen sehr bestimmt verschieden sey, indem sie sich gleichsam auf den ganzen Vordertheil des Kopfes erstreckt, so weit die Erschütterung sich verbreite. (Diese Verschiedenheit ist nicht wesentlich, und be-

ruht bloß auf der verschiedenen Intensität der Elektricität der Leidner Flasche und der Voltaischen Säule von der Anzahl von Plattenpaaren, wie Hr. G. sie in seinen Versuchen anwendete. Erstere übertrifft in dieser Hinsicht die letztere bey weitem auch bey einer Ladung von viel kleinerer Schlagweite als die vom Vf. angegebene, und eben deswegen hat sie auch ein viel stärkeres Streben nach Gleichgewicht, überwindet leichter den Widerstand, den ihr unvollkommene Leiter entgegensetzen, und fließt durch dieselben ab, theilt sich also mehr der ganzen Masse des Körpers mit, während die mit einer viel geringern Intensität begabte Elektricität der Voltaischen Säule nur durch die besten Elektricitätsleiter des thierischen Körpers, welches nach längst bekannten Versuchen die Nerven sind, abgeleitet werden kann, daher sich dann ihre Einwirkung vorzüglich auf diese einschränkt, und der Richtung von diesen folgt.) b) Aus der Anwendung des Galvanismus auf getrennte thierische Organe. (Hierin sind sich Galvanismus und Elektricität in gehöriger Stärke z. B. die schwache Ladung einer Leidner Flasche vollkommen gleich.) c) aus der Anwendbarkeit des Metallreizes als eines Mittels, um Nerven von andern Organen zu unterscheiden. (Dazu kann eben so gut die Elektricität dienen.) II. Das galvanische Fluidum scheint sowohl in dem organischen Körper als außerhalb desselben weit leichter zerfetzbar als die Elektricität. Dies erhelle a) aus der außerordentlichen Wirkung aufs Nervensystem, den heftigen Schlägen und Erscheinungen bey einer so schwachen elektrischen Spannung, bey der außerordentlichen Kleinheit des Funkens. (Denkt man sich die Voltaische Säule als eine nur bis zu einem schwachen Grade geladene elektrische Batterie von außerordentlicher Capacität: so begreift man, wie die große Quantität von elektrischem Fluidum trotz der geringen Spannung alle diese Wirkungen hervorbringen kann, und die wesentliche Verschiedenheit ist nur eine scheinbare.) b) aus der Leichtigkeit, womit der Galvanismus entzündbare Körper entzünde, c) aus seiner Fähigkeit das Wasser zu zersetzen. (Beides erklärt sich auf dieselbe Art, und letzteres unterscheidet überdies jetzt nicht mehr die Elektricität der Voltaischen Säule von der Elektricität der gewöhnlichen Elektrifikationsmaschinen.) III. Bis jetzt habe man durch den Galvanismus nur auf einzelne Theile, also nur in örtlichen Krankheiten wirken können. (Eine Menge von Erfahrungen beweisen eine Einwirkung des Galvanismus auf die allgemeine Constitution.) IV. Der Galvanismus werde durchaus nicht durch die trockene Haut geleitet. (Dies ist theils, so allgemein gesagt, ganz unrichtig, theils gilt es auch von der gewöhnlichen Elektricität bey einer eben so schwachen Spannung.) §. 4. *Verschiedene Wirkungsart der einfachen galvanischen Kette und der Batterie an ihren beiden Enden oder Polen, und Vergleichung derselben mit einander.* In Rücksicht auf die Intensität der Einwirkung, und insbesondere auf die Lebhaftigkeit der Empfindungen, worin sich die beiden Pole der einfachen

fachen Kette sowohl, als der Voltaischen Säule von einander unterscheiden, findet der Vf. Uebereinstimmung zwischen seinem fälschlich sogenannten Zinkpole (dem wahren Silberpole) der Säule und dem (wahren) Zinkpole der einfachen Kette, welche beide die stärkere Pole seyn sollen, und dem Silberpole (dem wahren Zinkpole) der Säule, und dem (wahren) Silberpole der Kette, als den schwächeren Polen. Bey Vergleichung der Qualität der Wirkungen, und insbesondere der Empfindungen, welche von den beiden Polen hervorgebracht werden, findet er hingegen Heterogenität zwischen seinen gleichnamigen Polen der Säule und der Kette, und vielmehr Uebereinstimmung zwischen den ungleichnamigen Polen. Diefs hätte ihn aufmerksam machen sollen, daß in Bestimmung der Pole wohl ein Irrthum vorgegangen seyn müßte. Ueber die verschiedene Qualität der Empfindungen z. B. ob ein Geschmack sauer oder alkalisch ist, u. dgl. betrügt man sich nicht so leicht, als über die Stärke und Lebhaftigkeit der Empfindungen, und selbst in dieser letzteren Rücksicht, wo die Vergleichung dem ersten Anscheine nach Heterogenität zwischen den beiden einander in der That analogen Polen der Kette und der Säule zeigt, ergibt sich, die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, gleichfalls Uebereinstimmung. Es ist nämlich nicht zu läugnen, daß der wahre Silberpol der Säule (der Zinkpol des Vfs.) einen viel unangenehmeren, schmerzhafteren und folglich scheinbar stärkeren Eindruck auf das Gemeingefühl als der Zinkpol derselben (der Silberpol des Vfs.) macht. Darum ist aber der Silberpol nicht gerade auch der wirksamere Pol als Nervenreiz betrachtet, und dem Zinkpole der Kette dadurch analog. Was unangenehm und schmerzhaft auf das Gemeingefühl wirkt, ist dadurch noch keineswegs ein wirksamer belebender Reiz. Die Kette wirkt bekanntlich viel unangenehmer und schmerzhafter, als ein mäßiger Grad von Wärme, und doch ist diese ein viel wirksamerer belebender Reiz. Gerade so scheinen sich auch beide Pole der Säule gegeneinander zu verhalten, und sie sind auch darin der Kälte und Wärme analog, daß durch den einen Mittheilung, durch den andern Entziehung geschieht. Der wahre Zinkpol, wenn er gleich weniger schmerzhaft aufs Gemeingefühl einwirkt, scheint doch allen Versuchen zufolge die Nerven wirksamer zu erregen, als der schmerzhafter und unangenehmer wirkende Silberpol. Trotz aller Verschiedenheit der Einwirkung der Intensität und Qualität nach, sey allemal — Reiz (richtiger Reizung) das Resultat aller Einwirkung des Galvanismus auf die Nerven, der seiner Stärke und Qualität nach verschieden sey. Die die Erregbarkeit exaltirende und deprimirende Wirkung, welche verschiedene Beobachter den verschiedenen Polen zuschreiben, sucht der Vf. auf die bereits bekannten Gesetze des Verhältnisses der Reize gegen die Erregbarkeit mit guten Gründen zurückzuführen. §. 5. *In welchen Krankheiten ist der Galvanismus anwendbar? Den Galvanismus sieht der Vf. theils*

als ein allgemein, theils als ein specifischreizendes, theils aber auch als ein ableitendes Mittel an, und dieser Wirkungsart gemäß bestimmt er die Krankheiten, in welchen er mit Nutzen angewandt werden könne. Bis jetzt hat er ihn in örtlichen Krankheiten aus Schwäche mit Mangel an Reizbarkeit oder in Lähmungen angewandt. In allgemeinen Krankheiten aus directer Asthenie, deren Charakter also Schwäche mit erhöhter Reizbarkeit ist, widerräth er ihn, da seine Erfahrungen ihn von den nachtheiligen Wirkungen desselben in dergleichen Fällen überzeugt haben. Die speciellen Krankheiten, in welchen er den Galvanismus für vorzüglich anwendbar hält, sind Lähmungen der Extremitäten, Schwäche des Gesichts und schwarzer Staar, schweres Gehör und Taubheit, Lähmung des Schließmuskels des Mastdarmes und des Urinblasenhalses, der Scheintod, chronische Heiserkeit und Aphonic, weißer Kniegeschwulst, der Kropf, einige Arten und Grade der chronischen Rheumatismen, das chronische Hüftweh, und die sogenannten metastatischen Entzündungen nach Blattern. Hierzu möchten wir vorzüglich nach der Analogie der von dem Nutzen der Elektrizität sonst gemachten Erfahrungen die unterdrückte monatliche Reinigung, scrophulöse Drüsengeschwülste, und vielleicht den Bandwurm noch hinzufügen. Ueberall sind die näheren Bestimmungen und Einschränkungen, unter welchen sich solche Krankheiten für den Gebrauch des Galvanismus qualificiren, angegeben. So warnt der Vf. besonders bey dem schwarzen Staare gegen die Anwendung desselben in derjenigen Gattung, welche mit erhöhter Erregbarkeit verbunden ist, so wie in dem schwarzen Staare aus Congestion. Beym schweren Gehör und der Taubheit beleuchtet er die Complication der Taubheit mit dem Ohrensausen, und bestimmt näher die Anwendbarkeit des Galvanismus und den Erfolg, den man sich davon versprechen könne, nach Verschiedenheit der Symptome in diesem Falle. Bey der Taubheit ohne Ohrensausen entsteht dasselbe, seinen Erfahrungen zufolge, oft während der Anwendung des Galvanismus, und hört mit derselben auf. Diefs ist ihm zufolge eine sehr gute Wirkung, welche, wenn überhaupt der Galvanismus angezeigt ist, baldige Heilung verspricht. §. 6. *Methoden den Galvanismus in Krankheiten anzuwenden.* Da wo der Vf. eine Ableitung bewirken, oder die Wirkung verstärken will, läßt er den Galvanismus auf Stellen der Haut, die durch spanische Fliegen von der Oberhaut entblößt worden sind, einwirken. Zur bequemen Anwendung des Galvanismus in Taubheit und Harthörigkeit bedient er sich zweckmäßiger Instrumente, deren Abbildung auf den zwey Kupfertafeln beygefügt ist. Seinen Zinkpol d. h. den negativen Pol fand er grösstentheils am heilkräftigsten (?). §. 7. *Beispiele von Krankheiten, wobey der Galvanismus angewendet wurde.* Es sind hier aus der eigenen Erfahrung des Vf. 20 Beispiele angeführt, und zwar namentlich drey Fälle von gebornen Taubstummen, wo in zwey Fällen die Anwendung nicht lange genug fort-



fortgesetzt wurde, um ein entscheidendes Resultat zu geben, im dritten Falle hingegen die Wiederherstellung einen ziemlich hohen Grad erreichte, sieben Fälle theils von Harthörigkeit, theils von erst durch zufällige Ursachen im Verlaufe des Lebens eingetretener Taubheit, wovon in dreyen die Anwendung einen vollkommenen, in zweyen einen unvollkommenen, und in zwey andern gar keinen Erfolg hatte, sechs Fälle von Schwäche der Augen und schwarzem Staare, wovon nur einer dem neuen Mittel wich, endlich drey Fälle von Lähmung der Extremitäten, wo in zweyen die Anwendung mit Erfolge gekrönt war, in dem dritten hingegen die Zufälle sich verschlimmerten. Nicht immer bestimmt der Vf. genauer, ob er seine Kranken durch den ununterbrochenen Strom der Voltaischen Säule, oder durch mittelst abwechselnder Schließung und Trennung bewirkte Schläge und Erschütterungen galvanisirt habe. Einer Stelle des §. 6. zufolge ist zu vermuthen, daß er in den meisten Fällen den ununterbrochenen Strom angewandt habe, weil er daselbst noch einige Vorichtsmaassregeln empfiehlt, um das Stocken desselben zu verhindern, damit er nicht auf einmal zu stark und heftig wirke; doch ist ein paar mal in den Beyspielen selbst von galvanischen Erschütterungen die Rede.

Angehängt sind noch die Geschichte eines durch den Galvanismus mit Erfolge behandelten chronischen Rheumatismus vom Pensionärchirurgus *Völcker*, und einige theils glückliche, theils vergebliche galvanische Versuche des Hn. Dr. *Flies* in verschiedenen Krankheiten.

Nr. 2. ist ein schätzbarer Beytrag der beiden Eutinischen Aerzte *Hellwag* und *Jacobi* zur Lehre von der medicinischen Anwendung des Galvanismus. Der grössere Theil S. 1—124. enthält Hn. Hofr. *Hellwags* Beobachtungen und Bemerkungen. Zuerst erzählt er seine Versuche an Kranken. Zu seiner Säule wählte er statt des Silbers das Metall von alten Buchdruckerlettern. Die senkrechte Säule vertauschte er mit einer horizontalen, deren einfache Einrichtung in der Schrift genau beschrieben, und durch eine Abbildung erläutert ist. Rec. hat an den horizontalen Säulen bloß das auszusetzen, daß die Feuchtigkeit sich in den Tuchscheiben allmählich nach unten zieht, und zum Theil abträufelt, wodurch die Säule nach und nach in dem Verhältnisse, als die besonders oberwärts trocken werdenden Tuchscheiben schlechter leiteten, während der Fortdauer der Anwendung an Wirksamkeit verliert. Auch werden die Glasstreifen, auf denen die Platten und feuchten Tuchscheiben ruhen, leicht nass, und schwächen

dann ebenfalls, als Ableiter von einem Pole zum andern die Wirksamkeit der Säule. Das Ablauen der Feuchtigkeit bey senkrechten Säulen kann man leicht dadurch vermeiden, daß man die Zinkplatten etwas grösser oder mit einem aufgerichteten Rande macht. Auch Hr. H. wandte in den meisten Fällen den ununterbrochenen Strom der Säule an. Die Operation liefs er meistens nur etwa 10 Minuten, selten über 20 Minuten, dauern. Er paßte den Grad des Reizes der jedesmaligen Empfindlichkeit des Kranken an, und mäsigte überhaupt die Einwirkung bey jeder Aeußerung von Unruhe des Patienten. Nie stieg er über 40 Plattenpaare. Die sieben ersten erzählten Fälle sind Fälle von Harthörigkeit und Taubheit. Der Vf. erklärt die meisten der von ihm behandelten für wiederhergestellt, nennt diejenigen, die vorher ganz taub waren, neuhörend, ohne Spur von Harthörigkeit, vergleicht den einen mit Cheseldens geheiltem Blindgebörnen u. s. w. und dieß alles größtentheils darum, weil die meisten das Pickern der Taschenuhr auf große Entfernungen zu hören vorgaben. Von den Taubstammen, deren Gehör auf diese Art wiederhergestellt worden seyn sollte, konnte keiner Buchstaben und Worte nachsprechen, ungeachtet einer derselben, der in der Schule eines geschickten Taubstummenlehrers lange Unterricht genossen hatte, im Lesen des Geschriebenen und Gedruckten, mit einer größtentheils verständlichen Aussprache sehr geübt war. Was Hr. H. Herstellung des Gehörs nennt, würde Rec. in den meisten Fällen nur Erscheinung schwacher Spuren von Gehör genannt haben. Bey jenem im Aussprechen bereits so geübten Taubstummen hätte doch wenigstens angeborne Stummheit kein Hinderniß dem Nachsprechen entgegenzusetzen sollen. Möchten wir doch einem Mittel nicht mehr zuschreiben, als es leisten kann, um es bey seinem Werthe zu erhalten! Wo Rec. in seinen Versuchen dasselbe in der That heilsam fand, fehlte der Beweis durch freylich nicht allezeit vollkommenes Nachsprechen des Gehörten nie. Ausser diesen sieben Fällen erzählt der Vf. noch drey Fälle von Lähmung und Unempfindlichkeit, theils bloß der Hand, theils zugleich des Arms, theils der ganzen rechten Seite, wo nur im eriten Falle das Mittel mit glücklichem Erfolge angewandt wurde; einen Fall von scrophulösen Geschwülsten, und endlich einen Fall von Mattigkeit und Schwere der Gliedmassen, und Mangel an Heiterkeit und Munterkeit, nach einem Stillstande in der monatlichen Reinigung, zwar mit Besserung, aber ohne Wiederherstellung des Monatsflusses.

(Der Beschlufs folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 9. November 1802.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

- 1) BERLIN, in d. Mylius. Buchh.: *Versuche den Galvanismus zur Heilung einiger Krankheiten anzuwenden* — von C. F. C. Grapengieser, etc.
- 2) HAMBURG, b. F. Perthes: *Erfahrungen über die Heilkräfte des Galvanismus*, — von C. F. Hellwig, — und *Beobachtungen bey der medic. Anwendung der Voltaischen Säule*, von M. Jacobi, etc.
- 3) OLDENBURG, in d. Schulz. Buchh.: *Nachricht von den zu Jever durch die Galvani-Voltaische Gehör-Gebe-Kunst beglückten Taubstummen*, — von C. H. Wolke, etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hierauf folgt eine kurze Anzeige der von andern mit dem Galvanismus in Krankheiten angestellten, und im Drucke bekannt gemachten Versuchen — und auf diese eine Zusammenstellung der Resultate von den bisherigen Untersuchungen über den Galvanismus, vorzüglich zum Behufe des praktischen Arztes. Der Vf. folgt vorzüglich Ritters Ansicht und Darstellungsart. Wir zweifeln sehr, ob diese gerade dazu geeignet ist, demjenigen der das Studium des Galvanismus nicht zu einer besonderen Angelegenheit gemacht hat, eine lebendige Ansicht und klare Kenntniß der Sache zu gewähren. Dagegen möchte eher dem Kenner der einzelnen Thatfachen und Erscheinungen aus eigener Anschauung diese gedrängte wissenschaftliche Uebersicht willkommen seyn. Rec. erlaubt sich nur einige Bemerkungen. Es soll der Wirkung der Säule nachtheilig seyn, wenn zwischen die Metallscheiben Feuchtigkeit eindringt. Dies ist nur unter der Einschränkung richtig, wenn durch daher erfolgende Oxydation der Metalle oder durch die Dicke der feuchten Schichte die metallische Berührung gehindert wird. Rec. hat oft Säulen erbaut, wo beide Flächen der Metallscheiben benetzt wurden, ohne dafs im ersten Augenblicke die Wirkung sich geschwächt zeigte. Die Benennung von Zink- und Silberseite, die für eine Säule, wo statt des Silbers ein anderes Metall angewendet wird, ganz unpassend ist, hätte er besser mit der Benennung positiver und negativer Seite vertauscht. In der kurzen historischen Anzeige der chemischen Wirkungen der Säule, behauptet der Vf. unrichtig, dafs das erzeugte Ammoniak die aufgelösten oxydirten Substanzen vom Oxygen befreye, und sie dadurch

A. L. Z. 1802. Vierter Band,

desoxygenirt bey dem Drahte der Hydrogenseite niederfallen. Diese Wirkung hängt offenbar vom erzeugten Hydrogen ab, und das Ammoniak selbst bildete sich in zu geringer Menge, um diesen fortwährenden reichlichen Entoxydierungsproceß unterhalten zu können. Zur Erzeugung der Salpetersäure und des Ammoniaks ist keineswegs, wie der Vf. nach Simon behauptet, nöthig, dafs das Wasser animalische oder vegetabilische Substanzen aufgelöst enthalte. Der jedem auch dem destillirten Wasser beygemischte Stickstoff der atmosphärischen Luft scheint der einzige bedingende Umstand hierbey zu seyn. Für den merkwürdigen Umstand, dafs wohl ausgekochtes Wasser mit Stickluft in Berührung in der galvanischen Batterie kein Oxygengas liefert, hätte der Vf. billig seinen Gewährsmann anführen sollen, da er für andere bekanntere Thatfachen denselben anführt. Rec. zweifelt nach seinen eigenen Versuchen an der vollen Richtigkeit dieser Behauptung. In der Uebersicht der physiologischen Wirkungen heifst es, dafs die Zuckungen und Erfindungen am stärksten seyn sollen, wenn das Hirnende der Nerven in der Zinkseite, das Organende in der Silberseite sich befinde, und die Kette bey dem Silber geschlossen werde. Rec. fand in seinen zahlreichen Versuchen, dafs die Wirkung stets lebhafter war, wenn die Schliessung in diesem Falle zwischen beiden Metallen geschah, und es fließt dies auch schon aus der richtigen elektrischen Theorie der Erscheinungen des Galvanismus. Die Idee von Polarität jedes einzelnen Gliedes in einer einfachen oder zusammengesetzten galvanischen Kette hat nur in so fern ihre Richtigkeit, wiewfern, wenn der elektrische Strom wirklich in der geschlossenen Kette stattfindet, das elektrische Fluidum in jedes Glied an dem einen Ende (—) einströmet, und aus dem andern Ende (+) ausströmet, ist aber keine unabhängige Polarität jedes einzelnen Gliedes, die für sich allein ihre Wirkungen hervorbringen könnte, daher das Experimentum crucis, von welchem der Vf. im §. 59. spricht, immer einen negativen Ausschlag geben wird. Nach §. 61. soll Hr. v. Humboldt das Gefühl vom Stosse des Zitteraals mit dem Stosse der Voltaischen Batterie vergleichen. Dies ist wohl ein Mißverständnis. Da Humboldt seine Untersuchungen über den Zitteraal in Amerika anstellte, kannte er die Voltaische Säule noch nicht. Er nennt nur die Erscheinungen desselben überhaupt Galvanisch. Einige artige Bemerkungen über die subjectiven Lichtvorstellungen im Auge unter verschiedenen Umständen schliessen die kleine lehrreiche Schrift.

Von S. 125. folgen die *Beobachtungen bey der medicinischen Anwendung der Volta'schen Säule*. Von Maximilian Jacobi. Sie verrathen einen denkenden Arzt, der sich das Lückenbafte einzelner Wahrnehmungen, und ihren weiten Abstand von Erfahrungsfätzen nicht verbirgt, und innigst davon durchdrungen ist, wie sehr man bey der Anwendung und Empfehlung eines solchen neuen Mittels mit Vorsicht und Bedachtsamkeit zu Werke gehen müsse. Er bedient sich der Methode, mehrere Kranke zugleich an einer Batterie Theil nehmen zu lassen, wobey er jedoch nie die Zahl von drey überstiegen hat. Die Wirkksamkeit der Batterie auf jeden Einzelnen werde zwar dadurch geschwächt, und man habe daher eine größere Anzahl von Schichtungen nöthig, als wenn nur ein Kranker an der Batterie sitze, doch brauche man über ein Viertel mehr auf keinen Fall; auch sey die Wirkksamkeit der Batterie, wenn man die Anzahl der Schichtungen in dem angegebenen Verhältnisse vermehre, dieselbe, es mögen zwey oder drey Kranke an der Maschine sitzen. Rec. zweifelt an der strengen Richtigkeit dieser Behauptung. Die Stärke der Empfindungen ist in dieser Hinsicht ein zu unvollkommener Maassstab. Allen übrigen Versuchen nach, wobey Messungen eher angestellt werden können, nämlich den elektroscopischen und chemischen ist die Wirkksamkeit der Säule in dem leitenden Bogen von einem Pole zum andern um so geringer, je mehr solcher leitender Bogen vorhanden sind. Warum sollte das menschliche Organ, wenn es einen Theil dieses leitenden Bogens ausmacht, eine so auffällende Ausnahme aufstellen. Auch Hr. Jacobi befolgte dieselbe Behutsamkeit in Hinsicht auf den Grad, in welchem er die Elektricität der Säule einwirken liefs, er pastete besonders bey Krankheiten des Kopfes die Reizung immer der Empfindung des Kranken an, und erhöhte dieselbe nie auf einen Grad, der demselben beschwerlich fiel. Er zieht gleichfalls den anhaltenden Strom der Säule den unterbrochenen Entladungen derselben vor, und fand erstere Anwendungsart in einzelnen Fällen bestimmt wirksamer. Bey Gehör- und Gesichts-Kranken hatte der Vf. fast nie mehr als 20 Schichtungen einer Silber-Zinksäule nöthig. — Unter denen von ihm erzählten acht Fällen, wovon die meisten locale Krankheiten von Schwäche und Lähmung der Nerven von Sinnorganen und Gliedmaßen waren, in denen er den Galvanismus mit ungleichem Erfolge anwendete, ist ein Fall von Nymphomanie mit verhaltenem Monatsfluß bey einer Wahnsinnigen merkwürdig, wo der Vf. den zuleitenden Schwamm, der durch einen Drath mit dem Zinkpole in Verbindung stand, in die Oeffnung der Scheide bringen liefs, während er selbst den Schwamm des Silberpots, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Rückens neben dem ersten Lendenwirbel, und über dem obern Rande des Darmbeins anhielt. Nach 14 Tagen nahmen die Symptome der Nymphomanie ab, und verschwanden nach und nach gänzlich, aber leider stell-

ten sich dieselben nach einer kurzen Pause wieder in ihrer vorigen Heftigkeit ein. Ein Fall von einem Manne von großer Reizbarkeit mit einer langwierigen Augenschwäche und kramptförmigen Spannung in den Augenmuskeln, bey dem schon eine Säule von sechs Schichtungen bey der Schließung heftige Zuckungen in beiden Armen, und starke Blitze vor den Augen erregte, welche heftige Wirkung selbst bey der Verminderung der Schichtungen auf drey noch fortwauerte, und bey dem sich heftige Augenschmerzen, die zwey Tage anhielten, nachmals einstellten, ist ein neuer Beweis, mit welcher Behutsamkeit dieses in gewisser Hinsicht heroische Mittel anzuwenden sey, und wie verderblich es in ungeschickten Händen wirken könne.

Nr. 3. Je gespannter die Neugierde durch die in Zeitungen und Journalen verkündigten aus Wunderbare gränzenden galvanisch-elektrischen Curen des Apothekers Sprenger in Jever auf diese Schrift feyn mußte, um so unangenehmer muß es seyn, durch dieselbe diese Neugierde im Ganzen so wenig befriedigt, und sich in manchen seiner Erwartungen getäuscht zu sehen. Hr. Wolke hat das Geschäft der Verbreitung der wohlthätigen Kunst, durch welche, wie er sich in einer Stelle ausdrückt, ohne Wunder die Tauben hören, die Stummen und Stämmlosen sprechen, die Gefchnack- und Geruchlosen schmecken und riechen, und die Lahmen gehen lernen, übernommen. Rec. will seinen guten Willen nicht in Anspruch nehmen, aber seine Tauglichkeit zu diesem Geschäfte möchte er beynahe in Zweifel ziehen. Hr. W. ist weder Arzt, noch, wenigstens nach dieser Schrift zu schließsen, Physiker. Aber was noch schlimmer als beides ist, er ist nicht einmal kalter ruhiger Beobachter. Wo wir genaue Wahrnehmungen, unumtändliche Erzählung aller Erscheinungen erwarten, werden wir durch leere Declamationen und sentimentalische Tiraden ermüdet, alles was auf 22 Seiten mit der größten Weidäuligkeit gesagt wird, heute auf 24 Seiten zusammengeedrängt werden können, und die kurze Nachricht, welche Hr. Sprenger von seiner Anwendungsart der Metallelektricität zur Abheilung der Taubheit und Harthörigkeit auf 13 Seiten in Gilberts Annalen der Physik Stück 7. 1802. giebt, macht die ganze Wolkische Schrift unbehaglich. Nachdem Hr. W. unter I. die *Veranlassung seiner Schrift* erzählt hat, theilt er unter II. seinen Lesern einige *Begriffe von der Elektricität*, unter III. *etwas von der Entstehung und Natur des Galvanismus*, und unter IV. *etwas von der Volta'schen Säule und der Metallelektricität mit*. Man findet unter diesen Rubriken nichts als das allgemein Bekannte höchst unvollständig, und zum Theil unrichtig. So steht in der Stufenfolge der Metalle in Hinsicht ihrer galvanischen Wirkksamkeit das Quecksilber an seinem unrechten Orte. Diese ihm von Volta zuerst angewiesene Stelle hat durch neuere Versuche eine Aenderung erhalten, wie sich Hr. W. aus neueren Schriften hätte belehren können.

nen. Unrichtig ist die Behauptung des Vfs., das Kupfer bringe mit Gold und Quecksilber, so wie Gold mit Silber, gar keine Wirkung hervor. Die Wirkung ist nur vergleichungsweise schwach, aber darum nicht weniger reell. Hat ja Volta dieselbe sogar numerisch bestimmt. Der Sprengerische Apparat ist zwar beschrieben, aber die Abbildung, auf welche der Text sich bezieht, fehlt in den Exemplaren, die Rec. zu Gesichte bekommen hat. Eigenthümliches hat derselbe vor andern Voltaischen Säulen nichts voraus, ungeachtet der Zuleiter von dem Zinkpole, der mit dem Silberpole in Verbindung stehende Draht, und das Metallstück, womit dieser von dem Kranken berührt wird, durch eigene Namen von Mittheiler, Erreger, und Berührer unterschieden werden. Die Säule will der Vf. erst nach drey bis vier Tagen aus einander genommen, und alsdann die Metallplatten gereinigt haben. Dieses Verfahren ist nicht empfehlungswürdig, da eine sehr ungleiche Wirkung der Säule in den auf einander folgenden Tagen aus bekannten Gründen eine Folge davon ist. Die obere Zink- oder positive Seite soll stärker wirken, als die untere Silber- oder negative Seite. Diefs gilt nur bey einer näheren Bestimmung, die hier fehlt; denn auf das Gemeingefühl wirkt die negative oder Silberseite allerdings schmerzhafter. Man soll durch einen Funken der Voltaischen Säule Schießpulver entzünden können. Ohne Zwischenkunft eines andern leicht entzündlichen Körpers ist diefs bis jetzt unmittelbar noch nie geschehen. Unter V. beschreibt der Vf. einen von ihm erfundenen *Gehörmeffer*. Auch von diesem fehlt die im Texte erwähnte Abbildung. Das Wesentliche desselben besteht darin, daß ein Hammer unter einem durch einen Gradbogen bestimmten Winkel aufgehoben wird, um beym Zurückfallen gegen eine elastische Ebene zu schlagen, und dadurch einen Ton von bestimmter Stärke hervorzubringen. Die verschiedene Stärke des Tons hängt dann von der verschiedenen Höhe von welcher der Hammer herabfällt, so wie von der verschiedenen Beschaffenheit der Ebene selbst, wozu der Vf. theils ein Bret von Tannenholz, theils klingende Platten von Metalle nimmt, ab. An diesem Gehörmeffer hat Rec. bloß das auszusetzen, daß die dadurch ausgemittelte Wiederherstellung der Empfänglichkeit für dergleichen Eindrücke noch lange nicht den Schluß auf eine gleichmäßige Wiederherstellung der Empfänglichkeit für die artikulierte Menschenstimme erlaubt, und daß überhaupt hierbey leicht Täuschungen vorgehen können, wovon die nähere Ausführung indessen nicht hierher gehört. VI. *Vorbereitung zur Anwendung der Metallelektricität* enthält Fragen, um sich von der Beschaffenheit der Taubheit des Taubstummen zu unterrichten. VII. *Sprengers Anwendungsart der Metallelektricität zur Herstellung des Gehörs und zur Abhelfung der Schwerhörigkeit*. Nach einem von ihm empfangenen Aufsatze. Sprenger elektrisirt seine Taubstummen durch Erschütterungen. Den Mittheiler setzt er mit sei-

nem Endkugelnchen inwendig an den Ohrbock des Ohrs, das er galvanisiren will; in seinen späteren Versuchen brachte er denselben auch in den äußern Gehörgang, an den zitzenförmigen Fortsatz, und in die Gegend des Felsenbeins. Den Berührer umfaßt der Kranke mit seiner Hand, und führt ihn abwechselungsweise zum Erreger. Um die Zahl der auf diese Art in einer gegebenen Zeit mitzutheilenden Erschütterungen genau abmessen zu können, hat Spr. mit seiner Säule noch eine Art von Getriebe, von Hn. W. sehr unpassend in dem Anhange Elektrochrometer genannt verbunden, wodurch der Erreger abwechselungsweise mit dem Berührer, den der Kranke in der Hand hält, in- und außer Berührung gebracht wird. Solcher Berührungen kommen ungefähr 60 auf eine Minute, und folglich auf die vier Minuten, während welcher das einzelne Ohr jedesmal galvanisirt wird, 240 bis 250. So elektrisirt er jedes Ohr in Zeit einer Stunde zweymal, und solche zweymalige Elektrisirungen nimmt er an jedem Tage dreymal vor, so daß täglich während 48 Minuten die wohlthätige Einwirkung auf beide Ohren zusammen statt findet. Um die Stärke der Wirkung verschiedentlich zu modificiren, verändert er bey einer, wie es scheint, immer gleichbleibenden Säule von 70 Plattenpaaren bloß die metallischen Berührer, die dem Kranken bald eine grössere, bald eine kleinere Fläche zu umspannen darbieten, und von denselben bald mit trockenem bald mit nasgemachten Händen angefaßt werden. Nie liess Spr. die Metallelektricität zumal durch beide Ohren strömen. Bey einigen war nur eine Woche, bey den meisten zwey Wochen, bey wenigen drey Wochen, äußerst selten 23 — 30 Tage fortgesetzte Anwendung des Galvanismus zur völligen Wiederherstellung des Gehörs nöthig. VIII. *Von dem unglücklichen Zustande der Taubstummen*. Die traurigen mühsamen Taubstummen-Institute, meynet der Vf., könnten nunmehr durch die heilsame Gehörgebekunst in angenehme Lehr- und Gehörgehe-Anstalten verwandelt werden. Ja der Vf. verspricht schon den Staaten einen neuen Flor der Manufacturen und Fabriken durch die Tausende von Taubstummen, welche durch die neue Wunderkunst Gehörbeglückte werden können! IX. *Von der durch Erfahrung bewiesenen Gehörgebekunst*. Hier werden 38 Beyspiele von Anwendung der Metallelektricität in Taubheit und Harthörigkeit erzählt, die allerdings, wenn man den enthusiastischen Ausrufungen Hn. W. blinden Glauben beymessen wollte, dieses Mittel als ein wahres Zauber mittel zur Wiederherstellung des Gehörs bewahrheiten würden. Bey sorgfältiger Prüfung und Vergleichung dieser Geschichten steigen einem aber mannigfaltige Zweifel und Bedenklichkeiten auf. In den meisten Fällen diente die Entfernung, in welcher die Gehörbeglückten die Menschenstimme, das Picken der Taschenuhr, und das Schlagen der Wanduhr hörten, zum Maassstabe ihres Gehörs, und da lesen wir dann freylich von den meisten, daß sie die mässige Menschenstimme auf einige dreysig und vier-

vierzig Fufs, und das Picken der Taschenuhr auf mehrere Zolle hörten. Wie unsicher aber diese Probe ist, wie leicht Täuschungen dabey vorwalten, wie sehr insbesondere die Taubstummen geneigt sind, sich und andere zu täuschen, kann Rec. aus eigener Erfahrung bezeugen. Die einzige sichere Probe ist das Nachsprechen einzelner Buchstaben, Laute und Wörter. Lange Uebung ist dazu keineswegs nöthig, wie Rec. aus Erfahrung weifs, und wie aus einem von dem Vf. selbst angeführten Beyspiele erhellet, wo ein vom fünften Jahre an nach einem Scharlachfieber stocktaubes nun 31 jähriges Mädchen schon am dritten Tage der Anwendung des Galvanismus die Grundlaute und einige leichte Wörter, die man ihm vorsagte, ziemlich gut nachahmen konnte. Warum wandte der Vf. diese nie täuschende Probe in so wenigen Fällen an? Mißtrauen in die richtige Beurtheilung und Schätzung des Erfolgs der galvanischen Cur muß ferner der Umstand erregen, daß bey den meisten sich schon nach ein bis zweymaliger Anwendung des Galvanismus die auffallendste Besserung eingestellt haben sollte, ja daß bey einem von Geburt an, in hohem Grade Stocktauben nach einem Galvanisiren von 48 Minuten das Gehör nach Hn. W. vollkommen wiederhergestellt zu seyn schien. Rec. sah in den meisten Fällen erst nach Wochen lange fortgesetzter Anwendung der Metallektricität auffallende Besserung. Dasselbe war gewöhnlich auch in *Crapengießers*, *Helwags* u. a. Versuchen der Fall. Beweiset dies nicht von neuem die Trüglichkeit der zur Bestimmung des Gehörs angewandten Mittel? Auch haben alle die vom Vf. zum Theil ziemlich weitläufig erzählten Beyspiele den gemeinschaftlichen Fehler, daß die physiologischen Erscheinungen, die der Galvanismus in den Kranken bewirkte, namentlich ihre Empfindungen in den Ohren, Augen, der ganzen benachbarten Gegend u. s. w. die

nach Beschaffenheit der Constitution, des Alters u. dgl. gewifs in den verschiedenen Subjecten sehr verschieden seyn mußten, gar nicht weiter erwähnt sind. Eben so vermißt man ungern die nähere Bestimmung von der Modification der Stärke der Einwirkung der Säule bey verschiedenen Subjecten. Diese dem Arzte und Physiologen interessanten Umstände verdienten eher dem Publicum mitgetheilt zu werden, als alle die ausführlich erzählten Empfindungen der Entzückung, der Rührung, des Erstaunens des Hn. *Wolke*, der Aeltern, u. s. w. und so manche Histörchen, die füglich zwischen den vier Stubenwänden der Sprengerischen Apotheke hätten bleiben können.

Uebrigens sind allerdings einige der hier erzählten Fälle von Wiederherstellung des Gehörs so auffallend, und durch mehrere Proben so bewährt, daß Rec. nicht unterlassen kann, hiermit die Sprengerische Methode zu galvanisiren, zur weiteren Prüfung der Aufmerksamkeit der Aerzte zu empfehlen. Doch muß er bemerken, daß seine bisherigen Erfahrungen der Erschütterungsmethode nicht günstig sind, sondern der Anwendung des ununterbrochenen Stromes den Vorzug einräumen. Vermischte Nachrichten, unter denen sich die Beschreibung des Elektrochronometers und einige Mittheilungen der medicinischen Versuche einiger Aerzte mit dem Galvanismus befinden, machen den Beschluß.

HALLE, b. Hendel: *Anweisung in drey Stunden ein Mater zu werden, und die Werke der größten Meister auszumalen, ohne Unterricht im Zeichnen gehabt zu haben.* Aus dem Französischen neu übersetzt. 6te Auflage. 1802. 72 S. 8. (4gr.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**GESCHICHTE.** Bern: *Actenstücke und Bericht über die Verhandlungen des ersten Landammannes der Helvetischen Republik mit dem ersten Consul und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten der französischen Republik in Paris.* Im December 1801 bis auf den 7ten Januar 1802. 16 S. 8. Diese äußerst merkwürdige Verhandlung wurde von *Aloys Reding* im Junius 1802 in wenig Exemplaren, und mit der voranstehenden Erklärung, abgedruckt, daß er für die *Aechtheit dieser Actenstücke und für die Wahrheit des Berichts keine, sich aber mit Niemand darüber in irgend eine Discussion noch Federstreit einlasse.* Bonaparte versprach damals Reding 14 Punkte. Unter diesen sind die Anerkennung der Helvetischen Republik nach einem von ihm übergebenen und nachher im

Januar vollführten Plane, die Herstellung der alten Schweizer Gränzen und des Neutralitäts-Systems, namentlich die Wiedervereinigung mit der Schweiz von *Diel*, *Neuenstadt*, *Tessenberg*, *Erguel* und *Münsterthal* die vorzüglichsten. Nur einen Punkt verweigerte der erste Consul schon damals; nämlich den, daß Frankreich seine Präntensionen auf das *Walliser Land*, für den Gebrauch einer, auf eigene Kosten zu errichtenden und zu erhaltenden, Militär-Strasse über den Simplonberg beschränke. — Dieser Sammlung sind einige Schreiben von Reding an Bonaparte und Talleyrand, so wie auch von Verninac, letztere nämlich zum Beweise, beygedruckt, daß Frankreich die Reding'sche Constitution wirklich anerkannt habe.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. November 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT, b. Guilhauman: *Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Von Justus Gruner. Zwey Theile. 1802. 1 Alph. mit 1 Kpf. (3 Rthlr.)

Wenn man die aus übertriebener Empfindeley entstandene Wortfülle und Tiraden, die der Vf. in dieser sonderbaren Art von Reisebeschreibung verschwendet, so wie, was sein theures Ich betrifft, wegrechnet: so ist das Buch, (um mit dem Vf. zu reden) wohl nur Idee einer Reisebeschreibung. Diese ist aber so ärmlich von ihm aufgefaßt, dass, wenn man ihn nicht seiner unglücklichen Liebe und Dienstsuchung wegen, welche die Reise und mit derselben die oft finstern und schiefen Ansichten veranlasst haben, mit Mitleiden ansähe, er, von mehreren Seiten her, Injurien - Klagen entgegen zu sehen haben dürfte, da, nach der eignen Erklärung des Vfs., wiewohl das Gewand Dichtung ist, doch der Stoff dazu Wahrheit seyn soll. Daher befürchtet er auch selbst, S. II. der Vorrede, nicht ohne Grund, in mancher Hinsicht Widersprüche und Berichtigungen, denen er aber mit Stillschweigen entgegen sehen will. Rec. schränkt sich bloß auf Ostfriesland ein, und übergeht die Lüfteruhgen über andere Länder, indem sie zum Theil unter aller Kritik sind, und nur die obrigkeitliche Rüge verdienen, wie bereits von dem Magistrat in Lengo geschehen ist, der den Vf. in dem westphälischen Anzeiger zu öffentlichem Widerruf und Abbitte in Rücksicht der Verläumdungen dieser Stadt aufgefordert hat.

Die Beschreibung, die der Vf. von Ostfriesland macht, ist fast durchaus falsch, ja mitunter hämisch. Dieß zeigt schon die Schilderung seiner Ankunft in dem Gasthof zum schwarzen Bären in Aurich, in welchem sich die aus den ersten und angefehensten Eiawohnern bestehende literarische Ressource von mehr als hundert Mitgliedern, eine für das kleine Aurich sehr wichtige Anstalt, versammelt. Der äußerst unanständige Willkommen, der ihm daselbst von der anwesenden, größtentheils aus alten Universitätsbekannten bestehenden Gesellschaft widerfahren seyn soll, ist ganz von ihm erfunden. Uebrigens hat der Vf. wohl daran getan, dass er sich über den in Aurich herrschenden Ton nicht ausgelassen, da er Abends daselbst ankam und des andern Tages mit der Nachmit-

A. L. Z. 1802. Viertes Band,

tags Trekschuyte nach Emden fuhr. Dafs es in Aurich viele wohlhabende Kaufleute geben solle, ist Rec. nicht bekannt, wohl aber, dass dort viele im Durchschnitt gut bestehende Krämer und Höcker wohnen. Das Schloß ist auch nicht von der Beschaffenheit, dass es durchaus nicht sehenswerth und nur der Wohnsitz mehrerer königlichen Beamten wäre; das innere Schloß ist nicht nur der Sitz der beiden Landescollegien, der landständischen Versammlungen und des landchaftlichen Administrationscollegiums, sondern enthält auch das landesherrliche Archiv, einen Theil der vormaligen fürstlichen und die der Regierung von dem verstorbenen Regierungspräsidenten von *Derschau*, zum öffentlichen Gebrauch, vermachte ansehnliche Bibliothek, die mit sehr kostbaren Werken verfehene landchaftliche Bibliothek, und die Gemälde sämmtlicher vormaligen Grafen und Fürsten des Landes. Die äußern Schloßgebäude dienen theils zu Wohnsitzen der Präsidenten von der Regierung und Krieges- und Domänen-Kammer, des Generalsuperintendenten, und zur Haltung des Amtsgerichts, theils zu Wohnungen für andre Officianten, welche verpachtet werden. Der S. 282 erwähnte Trekschuytenfahrtskanal existirt bereits seit 1799 und ist auf Aktien vieler Honoratioren, Bürger und Landbewohner angelegt, unter welchen Aktionärs grade die Kaufleute, denen der Vf. die Anlage allein zuschreibt, die allergeringste Zahl ausmachen. Nicht bloß die Passagiere sondern auch die Trekschuyten selbst werden auf halbem Wege gewechselt, damit die Post- und Frachtgüter nicht umgepackt werden dürfen. Es wird daher die von Aurich kommende Schuyte mit Personen und Güter bey dem auf halbem Wege erbaueten Stationshause von dem Emdener Schiffer weiter nach Emden, so wie die von Emden gekommene Schuyte von dem Auricher Schiffer weiter nach Aurich gefahren, wobey die wechselseitigen Schiffer sich die von den Speditionscomptoirs erhaltenen Personen und Frachtzettel und nach Anleitung derselben die Güter anweisen und überliefern. Der Bau hat zwar viele Kosten, aber nicht, wie Hr. G. behauptet, viele Zeit erfordert, indem der ganze 3½ deutsche Meilen lange Kanal in zwey Sommern gegraben, mit drey massiven Kästen Schleusen versehen und dergestalt vollendet worden, dass am 9ten October 1799 die Trekschuyte zum ersten mal zwischen beiden Städten fahren konnte. Den Betrag der Kosten zu erfahren, wäre dem Vf. gar nicht schwer geworden, wenn er sich nur bey seinem Wirth im Gasthofe zum schwarzen Bären, der Mitdirector dieser Anstalt war, und durch dessen aus-

R r

dau.

danernden patriotischen Eifer sie hauptsächlich mit zu Stande gekommen ist, darnach erkundiget hätte. Beyläufig bemerkt Rec., daß sie weit über 170,000 Rthlr. betragen. Das Herbeyführen des entfernten Wassers, zur Speisung des Kanals, ist bey weitem auch so kostspielig nicht, wie Hr. G. meynet, ist auch nicht immer, sondern nur dann erforderlich, wenn eine lang anhaltende Dürre eintritt. — In der Beschreibung der Stadt Emden S. 288 u. f. findet man viele Uebertreibung. Unter den öffentlichen Gebäuden will der Vf., aufser dem Zuchthause, das er als ehrenvoll sich auszeichnend bemerkt, kein einziges, selbst nicht einmal die neue Kirche der Aufmerksamkeit werth gefunden haben. Die Charakteristik der Einwohner, deren Anzahl er nach Hoche's oft benutzter Reise auf 8000 anschlägt, ist seinen übrigen Erzählungen völlig entsprechend. Ein stehendes Theater ist freylich nicht in Emden, doch haben die Emden ein eignes Schauspielhaus, welches der Vf. übergeht, erbauen lassen, worin die auf die preussisch-westphälischen Provinzen privilegirte Dietrichsche Gesellschaft durchgehends im Winter spielt. Allerdings hat Emden ein Liebhaber-Concert und in den Winter-Monaten Bälle, welche daselbst nicht zu den Seltenheiten gehören, am wenigstens durch Bigotterie, Stolz und Ungefelligkeit unterdrückt werden. Ersteres wird hier, so wie in Aurich, sehr häufig von durchreisenden Tonkünstlern besucht. Der Ostfriese hält zwar nach der uralten Väter Weise auf gutes Essen und Trinken, aber bedauern muß man doch unsern Mann, wenn er eine wohlbesetzte Tafel als das einzige Vergnügen fand, was ein Fremder in Emden erwarten dürfe, und wenn er sich so unmäßig überließ, daß nur ein forcirter Ritt ihn von einer schweren Indigestion retten konnte; darum aber die Gastfreundschaft des Kaufmanns, bey dem er zu Gaste geladen war, auf eine so undankbare Art Preis zu geben, ist unverkündet. Eben so leicht und oberflächlich räsontirt der Vf. über den Zustand der Künste und Wissenschaften in Emden. An Lesegesellschaften unter den Honoratioren und andern angesehenen Einwohnern, worin die berühmtesten und besten Schriften gehalten werden, fehlt es in Emden gar nicht. Für geringere Einwohner halten die Buchbinder Leih- und Lesebibliotheken, darin auch schon des Hn. G. Wallfahrt zur Belestigung des weiblichen Publikums aufgestellt ist, dessen Urtheilskraft er nicht über die Zeitungen hinaus zu setzen vermeynet; und eben eine solche Lesebibliothek ist der *Book-en-Papierwinkel* unter dem Rathhause, den der Vf. mit Hoche aus Unkunde der Sprache, für einen Buchladen gehalten. Der Besitzer desselben ist ein Buchbinder, der, so wie die übrigen Buchbinder, verfassungsmäßig, neben seiner Profession, mit Schulbüchern handeln und andre Bücher zum Durchlesen verleihen darf, ohne mit Letzteren zu handeln oder solche zum Verkauf in Vorrath sich anzuschaffen. Eine eigentliche Buchhandlung existirt in Emden nicht, wie denn überhaupt nur drey privilegirte Buchhandlungen in Ostfries-

land bestehen, zu Aurich, Leer und Greetsfuhl. Der elende Seitenhieb, welchen der Vf. den Kaufleuten in Rücksicht ihres Lesegeschmacks giebt, verräth wiederum, daß er diese edle Classe der Emdenschen Einwohner wenig kenne. Rec. sind einige darunter bekannt, bey denen der Vf. die ausgefuchtesten mathematischen, physikalischen und andere Instrumente und Apparate, Automaten und mehrere kunst- und wissenschaftliche Gegenstände, auch ganz passende Bibliotheken, hätte vorfinden können. Eben so falsch ist die Schilderung der sittlichen Bildung und die der Geistlichkeit. Der größte Theil der letztern, aus den verschiedenen Confessionen, besteht aus geschickten, aufgeweckten und gelehrten Männern, die von Bigotterie und Intoleranz sehr weit entfernt sind, und bey welchen wahre Aufklärung im eigentlichen Sinn zu finden ist. Von Intoleranz und Unterdrückung, welche die Obrigkeit nicht zugeben würde, ist daher in Emden auch nichts bekannt. S. 299 veranlaßt der Vf. zum Lachen, wenn er behauptet, daß die Schleusen mit vielen Kosten um deswillen in Emden gehalten werden, um das Fahrwasser, welches in die Ems führt, offen zu halten. Die vielen im Lande vorhandenen See-Schleusen, also auch die in Emden, haben keinen andern Zweck, als das im Lande vorhandene überflüssige Wasser, zur Zeit der Ebbe, abzuführen, wo denn freylich durch den Strom einiger Schlamm mit weggerissen und der See wieder zugeführt wird, zur Zeit der Fluth aber das Land vor Ueberschwemmung in Sicherheit zu setzen, wo auch wieder Schlamm mit zurückkommt. Des Abstechers, den der Vf. nach S. 298 von Emden, nach Norden gemacht, hätte er gar nicht erwähnen sollen, da die von ihm gelieferten Bemerkungen ihn ganz in seiner jänmerlichen Blöße darstellten. Das in den Marschgegenden der Wohlstand der Einwohner mit dem reichen Ertrag ihres vortreflichen Ackers und der äußerst blühenden Viehzucht in gleichem Verhältniß stehe, hat seine Richtigkeit. Daß aber die Gewalt der See die Deiche oft durchbrechen und sowohl die Ueberschwemmungen als die Reparaturen der Deiche den reichen Erwerb mancher Jahre wieder verichlingen und dadurch verhindern sollen, daß die Bewohner nicht noch wohlhabender werden, davon ist seit der letztern fürstlichen und königlich preussischen Regierung, bey der vortreflichen Beschaffenheit der Deiche und der genauen Aufsicht darüber, nichts bekannt. Irrig ist es auch, wenn der Vf. S. 300 die Stadt Norden für eine Landstadt und den Ackerbau als den Hauptzweig ihrer Nahrung angiebt. Der Haupterwerb ist Handlung; und wenn gleich diese nicht so ansehnlich ist wie in Emden: so ist sie doch sehr bedeutend, und das Mittelland wird mehr von Norden als Emden mit Waaren versehen. Daß grade die Gegend bey Norden nebst dem Rheiderlande die reichstem Bauern zählen sollte, ist eine ganz neue Nachricht. Der Reichthum und Wohlstand ist in allen Marschgegenden des ganzen Landes vertheilt, und nicht ausschließlich in den bloß von dem



dem Vf. durchwanderten Gegenden zu Hanse. Diese reichen Ortschaften in den verschiedenen Aemtern der Provinz sind der Zufluchtsort der ärmern westphälischen Landleute und Tagelöhner, welche, da es Ostfriesland an gnugfamen arbeitenden Händen fehlt, begierig von ihnen aufgesucht werden, weil sie in ihrer Heymath keine Arbeit und keinen so reichhaltigen Lohn finden, als sie bey den ostfriesischen Bauern, zur Zeit der Heu- und Kornärnte bedingen können, welcher täglich 16 gr. bis 1 Rthlr. beträgt. Da die Stadt und das ganze Amt Norden nur einen Kirchsprenkel ausmachen, folglich die Landleute des Sonntags nach Norden, zur Abwartung des Gottesdienstes, kommen: so ist es den Arbeitern sehr bequem, auf dem Kirchhofe und dem daran liegenden Markte alle ihre bekannten Landwirthe, die sie sonst auf den sehr zerstreut und weit auseinander liegenden Bauerhöfen aufsuchen müßten, anzutreffen und sich bey ihnen zu verdingen. Wie kann nun der Vf. so schamlos und boshaft seyn, dieses Zusammentreffen der Brodherrn und Tagelöhner mit einem Negermarkte, mit einer Slavery, mit einer Auswanderung zu einem harten, knechtischen Brode, oder nach S. 164 zu einem physischen und moralischen Ruin, den treuen ostfriesischen Grufs in Darreichung der Hand, mit einem verächtlichen Befehen und Betasien, zu vergleichen? Wie kann er so albern seyn, dabey den edlen Wilberforce zum Mitleid aufzurufen, der gewiß, als ein wahrer Menschenfreund, den dürftigern westphälischen Arbeitern Glück wünschen würde, daß sie hier Brod und reichlichen Verdienst finden können, was ihnen in ihrem Vaterlande kärglicher zugeschnitten wird. Hat die Vorsehung es nicht sehr weise eingerichtet, daß die kornreichen Länder den fruchtärmeren Fabrikgegenden zu Hülfe kommen und so eins dem andern aus helfen müssen! Diese verläumderische Schilderung einer Einrichtung, die für die Arbeiter wahre Wohlthat, für die Landwirthe eine willkommene Hülfe ist, da einzelne, die einen großen Wirtschaftsbetrieb haben, in den Aernte-Monaten allein an 70 Arbeiter brauchen, schändet Hn. G., und nicht, wie er meynt, die Menschheit und das Vaterland. Aus Lippe Detmold kommen jährlich 4 bis 500 Arbeiter, welche in den sechs Sommer-Monaten auf den in Ostfriesland vorhandenen 66 Ziegeleyen die Ziegelarbeit ausschließlich verrichten, und Lippe Detmold rechnet, daß durch die 8 bis 900 auf fremde Ziegeleyen wandernden Arbeiter jährlich gegen 50,000 Rthlr. ins Land gebracht werden, welche Erwerbsart Hr. G. auch wohl mit dem Steimpel knechtischer Slavery bezeichnet!

Von Norden reiset der Vf. nach Emden zurück, und so wie Hoche sich über den Wirth in der goldnen Kuh beklagt, daß dieser das Melken verstanden habe, so beschwert sich der Vf., der eine Nacht im Wirthshause zur goldnen Sonne zubrachte, daß die Sirenen dieser Sonne mehr verzehrend als erwärmend auf ihn gefallen wären; indessen ist es natür-

lich, daß, da in Ostfriesland alle Bedürfnisse theuer und während des Krieges ungemein gestiegen sind, der Preis in den Gasthöfen sich darnach richtet. Von Emden gieng die Reise durch das Rheiderland, das nicht, wie er sagt, aus vier Aemtern, sondern aus fünf Vogteyen besteht, nämlich Jemgum und Ditzum, welche zum Amte Emden, und Bjugum, Wehner und Bunde, welche zum Amte Leer gehören. Der landschaftliche Bunder Polder ist es, bey dem der Vf. sich verweilt. Die Beschreibung der an der Seite des Dollarts vorgefallenen Eindeichungen ist aber höchst unrichtig. Nicht von dem Amte, sondern der Vogtey Bunde sind nach und nach die Lande eingedeicht, nemlich Alt Bunder Neuland, Charlotten Polder, Neu Bunder Neuland, mit welchem zugleich der Norder und Süder Christian Eberhards Polder im Jahre 1707 (nicht 1706,) eingedeicht worden. Letztere beide sind auf Kosten des Fürsten Christian Eberhard bedeckt und nach diesem, nicht nach einem Hauptinteressenten, so genannt worden. Die Etymologie des Wortes Polder hat dem Vf. viel zu schaffen gemacht, und auf dem Polder selbst hat er keinen Aufschluß erhalten können. Er verweynt solchen bey Hübner in den Worten: *Locus paludosus fossis intersinctus* gefunden zu haben. Er irret sich. In den ältesten Zeiten und als man besonders im 12ten Jahrhundert anfang, die aus der See angewachsenen Lande, mittelst eines Deichs oder Damms, einzuschließen, belegte man solche, ihrer reichen Beschaffenheit wegen, mit dem Namen der Sümpfe oder Moore, *deserta palus, terra inculta paludosa, locus paludosus*. Polder kommt von dem ostfriesischen Worte Pool, ein stillstehendes Wasser, Wasserpfuhl her, weil das eingedeichte Land, Polder genannt, vorhin unter Wasser gestanden, ein Wasserpfuhl war. Daß der landschaftliche Bunder Polder unter allen ostfriesischen Eindeichungen die vorzüglichste sey, ist in Ansehung des Flächeninhalts richtig, daß aber die Bewohner an Reichthum alle ihre Landesgenossen übertreffen sollten, ist unrichtig. Nicht alles was glänzet ist Gold. Rec. kennt in dem übrigen Ostfrieslande mehrere Landleute, deren Vermögen das der Bewohner dieses Polders bey weitem übertrifft, wenn sie gleich lange nicht den übertriebenen und gar nicht zu billigen Luxus zeigen, sondern ihre Wirthschaft ganz nach ihren Verhältnissen einrichten. Höchst lächerlich ist es, daß der Vf. den landschaftlichen Bunder Polder zu einer besondern Republik in einem monarchischen Staat erhebt, und diese Absonderung von dem übrigen Theile des Landes auch darin mit finden will, daß ihr Gebiet, *Territorium*, wie er es nennt, zwischen zwey hohen Deichen eingeschlossen liegt. Dies ist bey allen Poldern der Fall, wo nach und nach mehrere Eindeichungen vorgefallen sind, indem das neu zu gewinnende Land wiederum mit einem Deiche versehen werden muß, um es gegen die Seeluthen zu schützen. Den Bauer-Richter oder Schulzen, den jede Dorfschaft hat, sieht der Vf. für den Vorsteher der Republik an, setzt aber übrigens die verneunte Republik

publik fälschlich unter das Amt *Leer*, statt unter das Amt *Emden*. Dieser Polder hat gegen die übrigen Poldern des ganzen Landes, in Hinsicht seiner Verhältnisse, nichts voraus, den einzigen Vortheil abgerechnet, daß sie *Erbpächter* sind, dergleichen man aber auf andern Poldern gleichfalls hat, die überdem eine ungleich geringere Erbpacht bezahlen. Daß sie außerdem, statt der vormaligen Accise, zur landschaftlichen Casse das Consumtionsgeld bezahlen müssen, versteht sich von selbst. Daß ein Erbpachter, so lange er seinen Contract erfüllet und die Erbpacht richtig abträgt, nicht abgeäußert werden könne, gilt nicht allein auf dem landschaftlichen Bunder Polder, sondern bey allen Erbpachtsgütern im ganzen Lande. Die Caducität findet nur dann, nach vorgängiger Sentenz

statt, wenn in drey nach einander folgenden Jahren die Erbpacht nicht berichtigt worden. Ueber die Erbfolge in den Landgütern fabelt der Vf., daß darüber *nichts gesetzlich bestimmt sey*, und die Kinder eines verstorbenen Erbpächters unter sich accordirten, *wer von ihnen den Hof behalten solle*. Das ostfriesische Landrecht, (dessen Gültigkeit er S. 330 selbst anführt,) bestimmt ganz deutlich, daß der älteste Bruder die Güter taxiren und der jüngste wählen soll, weil diesem und nicht jenem der Besitz des Heerdes oder Hofes gebühre. Dünkt dem jüngsten Sohne die Taxe zu hoch, so kann er dem ältesten dafür den Heerd überlassen.

(Der Beschluss folgt.)

### KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Glogau*, b. Günther: *Ist denn kein Verein unter den christlichen Religionspartheyen möglich? und wär's jetzt nicht eben Zeit in der Welt dazu? Ein Wort zum Besten der Menschheit, denen erhabenen und christlichen Beherrschern Europas, so wie dem ehrwürdigen Oberhaupt der römischen Kirche gewidmet, und allen denen zur Beherzigung vorgelegt, denen dieser Verein am Herzen liegt*, von J. A. D. Runge, Pastor zu Guhrau in Niederschlesien. 1802, XII S. Vorr. u. Dedic. u. 44 S. (4 gr.) Die Hauptideen des Vf. sind folgende: 1) ein Religionsverein sey zu wünschen, denn das Wohl der Staaten beruhe auf gegenseiligem Zutrauen, und dies werde durch den Religionsverein fester gegründet, so daß Regenten, zumal, wenn sie Krieg führen müßten, Obrigkeiten und Prediger aus manchen Unannehmlichkeiten kämen, und ihre Pflichten desto treulicher erfüllen könnten. 2) Es sey auch jetzt gerade Zeit dazu, da der ehemalige Religionshaß cessire, und da die verschiedenen Partheyen geneigt seyn würden, gewisse Lehrsätze anzunehmen oder fahren zu lassen, die sie bisher verwarfen oder behaupteten. Der katholische Lehrer würde gern wieder das Abendmahl unter beiderley Gestalten ausheilen, und die Priesterehe billigen. Die Protestanten dagegen würden leicht wieder unter gewissen Modalitäten ein Oberhaupt der Kirche als nützlich und nothwendig anerkennen. 3) Die Ausführung aber liege den Regenten und dem Oberhaupte der katholischen Kirche ob, da die Religion die Stütze der Thronen und der Staatswohlfahrt sey. Sie müßten ein allgemeines Concilium irgendwo zusammenberufen; jeder Regent müsse gelehrte, nicht der neueren Exegete ergebene, sondern von der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion und Bibel, und besonders von den im symbolo apostolico enthaltenen ausgemachten Sätzen fest überzeugte Theologen als Deputirte dorthin senden, die sich erst über die Grundlehren, dann über den Cultus reinigen, hierauf eine von allen neueren Lehrmeynungen und den Resultaten der kritischen Philosophie entfernte Confession entwürfen, die dann durch die Auctorität der Regenten Europas und durch den Beytritt der ersten Religionslehrer der verschiedenen Religionspartheyen öffentlich sanctionirt würde. Immerhin möge mancher über diese oder jene Lehre an-

ders denken, als die schriftmäßige Confession lehre; so sey doch die äußere Scheidewand niedergerissen, die die Menschen bisher trennte, und werde doch mehr gegenseitiges Zutrauen befördert, welches die Basis der menschlichen Wohlfahrt sey. Ueberhaupt sey ein solcher Verein hauptsächlich nur auf die *Volksmasse* zu berechnen. Zum Schluß werden einige Einwendungen mehr von der Hand gewiesen als widerlegt. — Schon dieser Auszug wird unfre Leser von selbst urtheilen lassen, wie einseitig, unhaltbar, unausführlich und mit dem Erfahrungs aus älterer und neuerer Geschichte unvereinbar die Ideen des Vfs. sind. Ist es zu vertheidigen, daß bey der Tendenz der Religion nur der *Staatsbürger* und nicht vielmehr der *Mensch* ins Auge gefaßt wird? Ist die Humanität und Aufklärung schon bey *allen* christlichen Religionspartheyen aller Orten zu der Reife gediehen, daß sich eine solche Nachgiebigkeit erwarten ließe, als der Vf. bey einem allgemeinen Religionsvereine voraussetzt? Ist die Voraussetzung, daß das symbol. apostol. unerschüttert stehen bleiben müsse, nicht übereilt, da dies noch von den wenigsten, seinen ursprünglichen Localbeziehungen nach, recht verstanden wird, und da schon diese Voraussetzung, so wie die bloß bey dem *Volke* beabsichtigte äußere Einheit der Confession, der Zunder zu neuem Zwietrachtfeuer werden würde? Läst die Geschichte aller Concilien wohl gerade von *diesem*, vom Vf. vorgeschlagenen Concilio, den gehofften und nicht vielmehr den entgegengesetzten Ausgang erwarten? Ja qualificirt sich eine Sache der Denk- und Gewissensfreyheit überhaupt wohl zu einer Concilienentscheidung? etc. So wenig Rec. der Meynung ist, daß man alles bey *Toleranz* bewenden lassen müsse, als welche an sich schon einen Fehler voraussetzt, sondern daß directer, nicht bloß von den Regenten, sondern von allen Individuen, nach Maßgabe ihres Wirkungskreises, auf einen allmählig sich von selbst schließenden Verein, zunächst nur erst unter Lutheranern und Reformirten hingewirkt werden müßte; so kann er doch die vom Vf. vorgeschlagene *Präcipitant* in Bewirkung eines plötzlichen und allgemeinen Vereins unmöglich gut heißen, da sie mehr vom Ziele entfernt als dazu führt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwachs, den 10. November 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung.* Von Justus Gruner. Zwey Theile. etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

**D**afs nach S. 315 u. f. die Krämer, Wirthe, Professionisten und andere geringere Bewohner die unterbänigen Klassen der republikanischen Ackerbauern ausmachen sollen, wird aufser dem Vf., Niemand behaupten. Dafs die Erbpächter diese Ackererbpächter als Eigenbehörige betrachten können, wird ihnen, bey den bestehenden Contracten und Erbpachtverhältnissen, nie beyfallen, und läßt sich dies am wenigsten daraus schliessen, wenn sie die Bauern mit dem Prädikate: *Herr* anreden. Man ist, seitdem der Cultus gestiegen, mit dem Worte *Herr* in Ostfriesland fast eben so freygebig, als in Münsterland mit dem Worte *Excellenz*. Die Kleidung der Polderbewohner ist S. 320 ziemlich genau beschrieben, dafs aber *manche* der Frauen friertes Haar tragen sollen, ist durchaus falsch. Nur *eine* sich selbst aufbaltende Ausländerin trägt sich frisiert. S. 324 ist die Nachricht von der Eindeichung des *Heinitz-polders*, nicht *Heinitzer Polder*, durchaus falsch. Nicht auf Kosten der Regierung, sondern auf Kosten der zwölf Entrepreneurs, welche das Land von dem Könige in Erbpacht genommen, ist dieser Polder eingedeicht. Unter den Entrepreneurs waren nur vier, die in königlichen Diensten standen; einer ist in landschaftlichen Diensten, die übrigen acht sind Bauern. Da der Landesherr diesen Polder in Erbpacht ausgethan hat: so fallen natürlich die 5 Rthlr. für jedes Diemat jährlich seiner Casse anheim. Diese Erbpächter haben auf die ihnen zufallenden Antheile die zur Betreibung der Wirthschaft erforderlichen Höfe erbauen lassen, und verpachten solche an Bauern, welche keinesweges ihre Knechte sind, durch die sie die Ländereyen bestellen lassen, wie der Vf. sie so verächtlich bezeichnet. Der Boden ist völlig gleicher Beschaffenheit, und dem Flor dieses neuen Polders steht nichts im Wege. Zum Beweise dieser Behauptung dient der Umstand, dafs die Legung des Deichs, die den Entrepreneurs 99111 Rthlr. gekostet hat, diesen Kostenbetrag aus der Aernte des Rapfemens im ersten Jahre wieder gelöst haben, indem sie 500 Lasten geärntet, wovon jede Last zu 40 Louisd'or verkauft worden. *Bey der*  
A. L. Z. 1802. *Vierter Band,*

Zeitpacht gewinnen sie, aufser der Hausmiethe, die bey einigen besonders 150 Rthlr. jährlich beträgt, 210 bis 290 pro Cent, indem sie das Diemat zu 400 Quadrat-Ruthen theils zu 15½ Rthlr. theils zu 19½ Rthlr. und noch darüber verpachtet haben, wogegen sie an Erbpacht 5 Rthlr. für jedes Diemat wieder abgeben. Ein solcher Bauerhof bringt also, nach der Verschiedenheit der Gröfse, jährlich 1000, 1500 bis 2000 Rthlr. Zeitpacht, welche von einem Knechte nicht erwartet werden können, giebt aber zugleich den sprechendsten Beweis von der Vortreflichkeit und Fruchtbarkeit des Bodens dieses neuen Polders. S. 326 u. f. sind, ohne es zu erwähnen, Fischbachs historisch-politische Beyträge die königlich preussischen Staaten betreffend stark genutzt. S. 329 zählt der Vf. mit Hoche 41 allodificirte Lehngüter, deren doch nur 3 vorhanden sind. Die noch jetzt bestehenden Herrlichkeiten sind von jeher der landesherrlichen Botmäßigkeit unterworfen gewesen, und nicht erst während der königlichen Regierung darunter gerathen. In den Händen der Landschaft befindet sich die Erhebung der Steuern oder der Schatzungen und des Surrogats der vormaligen Accise, alle übrigen Gefälle und Abgaben aber fließen unmittelbar in die landesherrlichen Cassen, wohin die Zeitpachten, das Schutzgeld u. s. w. gehören, deren Empfang der Vf. auch der Landschaft beylegt, so dafs er das landschaftliche Administrations-Collegium sich mit der königlichen Kammer über die Einkünfte des Monarchen berechnen läßt. Welche Neuigkeiten doch Hr. G. seinen Lesern aufbindet! Dabin gehört auch die Erzählung S. 330, dafs die ehemaligen Amtshauptleute oder Drosten in erster Civil-Instanz, die Landrichter aber in erster peinlicher und Polizey-Instanz nach dem ostfriesischen Land-Deich- und Sybl-Recht entscheiden sollen. Die Drosteyen sind jetzt bloße Pensionen, welche der Landesherr durchgehends um den Staat verdienten angesehenen Civil- und Militärpersonen verleiht, die dafür nicht die geringste Function haben, noch haben können, da sie oft hundert Meilen weit von der Provinz entfernt wohnen und in Garnison stehen; und die Landrichter, zu deren Ressort ehemals die geringen Verbrechen, die nicht an Leib und Leben giengen, und alle Real- und Verbal-Injurien gehörten, existiren seit 1751 nicht mehr, indem damals die Landgerichte aufgehoben und die fiskalischen Sachen den Beamten jedes Orts beygelegt wurden. Dafs der Vf. von dem Ressort der Krieges- und Domainenkammer in Aurich nicht den geringsten Begriff habe, beweiset er S. 331, da er ihr bloß die Aufsicht über  
Ss die

die Landespolizey und die Verwaltung des Forstwe-  
fens beylegt, daß sie die Industrie belebe und eine  
Meuge weißer Anstalten zur zweckmäßigen Cultur  
des Landes treffe. Sie ist vielmehr das hauptfäch-  
lichste Finanz Collogium des Landes, besorgt alle  
Polizey - Finanz - Domainen - Commerciën - Bau-  
Forst und Jagd Salz - Debits und andere Landes-  
Sachen, und alle dabey angestellten Bediente sind  
ihr untergeordnet. Die ihr untergeordnete Haupt-  
oder königliche combinirte Domainen und Krieges-  
Casse erhebt aus der Provinz alle landesherrlichen  
Gefälle, bestreitet davon die vorgeschriebenen Aus-  
gaben, und berechnet sich wegen der Ueberschüsse  
mit den General-Cassen in Berlin. Von gleichem Ge-  
halt, wie die Beschreibung des bürgerlichen Zustan-  
des Ostfrieslands, ist auch die des sittlichen. Wie  
kann ein so flüchtiger Fußgänger, wie der Vf., sich  
vermessen, darüber so abprechend als S. 333 und  
f. zu urtheilen? Wie konnte er das alles so in ein  
paar Stunden übersehen und auffassen, und sich an  
eine allgemeine Charakteristik wagen, da die Le-  
bensart der Ostfriesen von so mannichfaltigen Rich-  
tungen und Abklufungen ist, daß fast jeder Ort,  
jedes Dorf seine besondere Einrichtung, Lebens-  
weise und anderen Verhältnisse hat, die eine mindere  
oder mehrere Abweichung von andern bezeichnen.  
Grobe Verläumdung ist es, daß in Ostfriesland ein  
gänzlicher Mangel an Aufklärung herrsche, tiefe Un-  
wissenheit in der Religion und allen andern Kennt-  
nissen allgemein, der Zustand der Pädagogik und  
der Schulen traurig, und eine Verbesserung schwer-  
lich zu erwarten sey, da Lehrer und Prediger selbst  
diese aus allen Kräften zu verhindern streben. Ein  
solches Urtheil kann nur ein Mann, wie der Vf., oh-  
ne Erröthen, niederschreiben. Unter denselben mö-  
gen sich höchstens 30 bis 40 finden, die mit dem Na-  
men der Urlsperger bezeichnet werden, worunter  
man aber mehrere Ausländer antrifft; allein der bey  
weitem größte Theil zählt sehr schätzbare, wackere,  
aufgeklärte Kirchen- und Schulmänner, die mit  
Rechtchaffenheit ihrem Amt vorstehen und im Stil-  
len Gutes wirken. Wahre Religion und reine Got-  
tesverehrung herrscht durchgängig überall im Lan-  
de, und auf den Dorfschaften findet man sehr viele  
Bauern, deren Einsicht und Kenntnisse oft Bewunde-  
rung erregen; ja Rec. hat mehrmals Gelegenheit  
gehabt, das Geständniß selbst von fremden in  
Ostfriesland angestellten Staatsdienern mit Vergnü-  
gen zu hören, daß der Landmann in dieser Hinsicht  
sich gegen den oberhalb wohnenden grösstentheils  
gar sehr auszeichne. Wie viele giebt es darunter,  
die sich schriftlich so schön, bestimmt, deutlich und  
correct ausdrücken können, daß selbst Hr. G. sich  
eines solchen Aufsatzes nicht schämen dürfte! S. 337  
ist wiederum eine derbe Unwahrheit, daß nämlich  
mit dem Eintritt des Herbstes in Ostfriesland alle  
Postordnung aufhöre. Von Ostfriesland nach Lin-  
den ist noch nie eine fahrende Post vorhanden gewe-  
sen, so sehr man auch preussischer Seits sich bemü-  
het hat, solche anzulegen, weil Münsterlicher Seits

dazu die Hand nie geboten wurde. Bey jetzt verän-  
deter Regierungstorn im Münsterischen wird es ge-  
wisß mit zu den ersten heilsamen Anordnungen der  
preussischen Regierungsverfassung gehören. Bloß eine  
reitende Post hat bis jetzt statt gefunden. Eben daher  
war auch keine Extrapost dahin möglich, und der  
Reisende muß, wo die Post fehlet, natürlich mit ei-  
nem Fuhrmann, so gut er kann, accordiren, wobey  
denfreylich keine Taxen in Betracht kommen kön-  
nen, wie solches sonst bey den Extraposten in Ost-  
friesland, der königlichen Postordnung gemäß, der  
Fall ist. In den Marschgegenden fahren die Posten  
so lange, als die Witterung und Wege es erlauben.  
Sind die Wege unfahrbar, so treten Postschiffe ein,  
oder die Postiaht geht über einen andern mit Sand-  
wegen versehenen Ort, so daß immer für das Fort-  
kommen der Reisenden gesorgt ist. S. 340 hält der  
Vf. sich über die Sprüchwörter der Ostfriesen auf, und  
theilt eine Probe einer satyrischen Sentenz mit, die  
er, in einem Rahmen gefaßt, an der Wand gefun-  
den. Diese Probe ist aber nicht einheimische Waare,  
sondern wurde von Bilderhändlern zuerst aus Deutsch-  
land vor einigen Jahren dahin gebracht, und ins hol-  
ländische überetzt. Indessen sind Sprüchwörter mit  
unter auch in Ostfriesland die Sprache des gemeinen  
Mannes.

Daß Hr. G. sein Mspt., bevor er es der Presse  
überliefert, nicht sorgfältig revidiret habe, bewei-  
sen mehrere Widersprüche, am auffallendsten aber  
der S. 163 mit dem S. 245. Auf der ersten Seite  
rühmt er die Cantons-Verfassung der preussisch west-  
phälischen Länder als nützlich und Bildung beför-  
dernd für dieselbe, so daß darin der vorzügliche  
Grund der höhern Cultur der preussisch-westphäli-  
schen Landleute zu finden sey, und auf der letztern  
sagt er von dem Oldenburger: Frey wandelt er un-  
ter Freyen; hört keine Klagen des Landmannes, des-  
sen Söhne gewaltsam zum Kriegsdienst entrißen wer-  
den. Beides ist unverzeihliche Schneicheley, aus  
eignem Interesse, um, wie S. 9 der Vorrede sich  
zeigt, eine Bedienung, die er in seinem Vaterlan-  
de, selbst nicht einmal als Kopist erhalten können,  
zu erbischen, und erstere wohl hauptsächlich nur um  
deswillen angebracht, um Ostfriesland den Seiten-  
hieb zu versetzen, daß die dahin wandernden west-  
phälischen Arbeiter sich daselbst physisch und mora-  
lisch ruinirten. Die zu den nothwendigen Uebeln  
gehörnde Cantonsverfassung bleibt immerhin eine  
drückende Maafsregel für den grössten Theil der  
Staatsbewohner, und läßt sich wohl nicht sonder-  
lich vertheidigen, am wenigsten als Geistescultur be-  
fördernd anpreisen. — Daß die Moralität Ostfries-  
lands auf der untern Stufe, wie Hr. G. will, nicht  
stehe, darüber kann er einen auffallenden Beweis in  
den Berlinischen Zeitungen vom 31ten August 1802  
finden, wo in Rücksicht der gebornen unehelichen  
Kinder bemerkt wird, daß in Ostfriesland nur das  
66ste Kind unehelich geboren worden, wogegen in  
andern preussischen Provinzen das 31ste, 24ste, 21ste,  
19te, 17te, ja gar das 9te Kind unehelich sey.

Rec. hat die vielen Unrichtigkeiten, Irrthümer und groben Unwahrheiten nicht, um Hn. G. (denn dieser gehört, nach seinem eigenen Geständnisse, zu den eigentlich unverbesserlichen Schriftstellern), sondern um anderer Reisenden willen, etwas ausführlich durchgehen müssen, um sie vor ähnlichen gefährlichen Klippen zu warnen, damit sie keine Pasquille für Reisebeschreibungen ausgeben, und damit das Publikum unverantwortlich hintergehen. — Wie übrigens Hr. G. es hat wagen dürfen, eine solche Wallfahrt unter dem heuchelnden Motto: *Nur in der Wahrheit ist Heil!* einer Königin zu dediciren, deren allgemein verehrter Charakter sie gegen solche Zudringlichkeiten schützen sollte, ist uns unbegreiflich.

## GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Weltgeschichte in Tabellen*, nebst einer tabellarischen Uebersicht der Literaturgeschichte, von G. G. Bredow. 1801. 15 B. Fol. ohne die Vorrede. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nach Hn. *Hübners* sehr zweckmäßsig geordneten und brauchbaren Tabellen war es nicht zu vermuthen, daß ein anderer Gelehrter so schnell der nämlichen Arbeit sich unterziehen würde; Hr. B. versichert auch selbst, daß, wenn die Tabellen seines Vorgängers bis zu den neuesten Zeiten reichten, und um billigen Preis käuflich wären, die seinigen nicht erschienen seyn würden. Unterdeß verdient das Unternehmen keinen Tadel; es wird bey seinem etwas veränderten Plane und bey der sorgfältigen Ausführung desselben gewiß Käufer finden. Hr. B. läßt die Ereignisse und Namen vor der Sündfluth völlig weg, um sogleich bey der Entstehung des ältesten Reichs zu beginnen, und handelt nach unserm Gefühle ganz recht. In den ältern Zeiten hält er sich, mit kleinen Abänderungen, ziemlich nahe an seinen Vorgänger; in den neuern aber wird er ungleich ausführlicher, und behandelt die Geschichte beynahe wie in einem Compendium, mit Bemerkung jedes nur einigermaßen für die allgemeine Geschichte denkwürdigen Vorfalls. Das Ganze besteht aus II Tabellen, von denen die meisten äußerst viel fassen, ja beynahe überladen scheinen könnten. Grade dies mag für manchen Käufer erwünscht seyn; er findet hier beysammen, was er in mehreren Compendien mühsamer auffuchen muß. Recens. billigt aber diese im Ganzen genau ausgeführte Anordnung nicht; er hält sie für widersprechend mit dem gewöhnlichen Begriff von tabellarischer Form, welche den schnellen Ueberblick der wichtigsten Begebenheiten, der merkwürdigsten Männer, auf möglichst beschränktem Raume gewähren soll. Die Angabe des Meistern überläßt sie dem Compendium oder Handbuch, oder dem Manne selbst, der durch das tabellarische Hülfsmittel mit einem Male sich in seinen eignen Begriffen mit möglichster Geschwindigkeit orientiren wollte. Dies kann er hier nur mit

einiger Unbequemlichkeit, weil er unter dem Vielen mühsam das Allgemein Wichtige erst herauszufinden muß, weil er überhaupt zu viel zu lesen hat. Ein Beyspiel macht die Sache deutlicher; wir wählen hierzu aus der achten Tabelle die Kirchenreformation. „Luther (1483 b. 1546) Augustiner-Mönch, betritt auf der 1502 gestifteten Universität Wittenberg den päpstlichen Ablaskram 1517; appellirte 1518 von der Entscheidung des Kardinals Cajetan in Augsburg an den Papst und darauf an ein allgemeines Concilium. 1519 verschaffte ihm Maxens Tod iden Schutz des kurfürstlichen Reichsvicarius, Friedrichs des Weisen.“ Und so laufen dann alle einzelne Punkte in ziemlich langer Reihe fort. Auf diese Art nimmt Ludwigs XIV. Regierung, eine tüchtige Columne der neunten Tabelle ein; in der Columne von Deutschland kann es dann nicht an Wiederholungen fehlen, wie z. B. mit den Reunionskammern; und mit unter entwischt dem Hn. Vf. auch Sätze, welche beweisen, daß er nicht hinlänglich Meister seines Gegenstandes ist. Folgenden Satz z. B. wird er wohl bey nochmaliger Revision durchaus fehlerhaft finden. „1697. *Ryswicker Friede*. Deutschland erhielt die an rechten Rheinufer reunirten Orte zurück, in denen aber nur katholische Religion herrschen sollte.“ Hr. B. führt wohl in der Vorrede Pütters Reichsgeschichte an, hätte er aber seine historische Entwicklung benützt, sie würde ihn hier und an mehreren Stellen gegen schiefe Ausdrücke geichert haben. Auch in der alten Geschichte stößt man, doch nur selten, auf kleine Uebereilungen; wenn er z. B. bey Kleinasien die Teukrer und Pelasger als Urbewohner anführt, was sie doch wohl schwerlich waren, und dagegen die Kappadocier etc. gänzlich übergeht; oder wenn er bey Athen von der Wiederherstellung der Mauern durch Themistokles erzählt, und erst nachher von den Ereignissen der Expedition des Xerxes gegen Griechenland spricht; oder wenn er versichert, Macedonien habe anfangs zu Thracien gehört etc. — Die wichtigsten Schriftsteller des Alterthums hat Hr. B. seinen Tafeln der Geschichte schon mit einverleibt. Er übernahm aber noch besonders die nicht geringe Mühe, in drey besondern Tabellen die Literatur der alten Welt, des Mittelalters, und der drey letzten Jahrhunderte ethnographisch zu entwerfen. Zur Ausführung benutzte er vorzüglich H. Meufels Leitfaden, beweist aber in der Anordnung vielen Scharfsinn, und in der Auseinandersetzung anderweitige Belesenheit. Bey den einzelnen Völkern findet man nicht nur die Namen einzelner Schriftsteller, die in irgend einem Fache sich auszeichneten, sondern auch die Bemerkung der wichtigern Umwandlungen, welche die Wissenschaften selbst in einzelnen Perioden erlitten. Die vorletzte Columne giebt durchdachte Rechenchaft von dem Steigen und Fallen der Literatur, und in der letzten Reihe findet sich das chronologische Verzeichniß aller Universitäten Europens. — Noch ist eine Tabelle, die zur Uebersicht der großen Weltbegebenheiten dienet, hinzugefügt.

LEIPZIG, b. Crusius: *Historisches Bilderbuch für die Jugend*, enthaltend Vaterlandsgeichte. — *Sechstes Bändchen.* — 1802. 336 S. 8. m. K. (1 Rthlr.)

Dieser Band reicht von Karls V. Wahl bis auf die Eroberung der Stadt Münster, umfaßt nur einen Zeitraum von 26 Jahren, und weicht also von den vorhergehenden Theilen in weiterer Anlegung des Plans sehr beträchtlich ab. Wir rechnen dieß dem Vf. nicht als Fehler an, da ein großer Theil der Geschichte, durch des mächtigen Kaisers auswärtige Unternehmungen wichtig wird, und die Reformationsgeschichte einen nicht unbedeutenden Raum einnehmen muß. Ausführliche Erzählung merkwürdiger Ereignisse ist ohnehin ein nothwendiges Erforderniß bey einer für die Jugend bestimmten Geschichte.

Auffallende Fehler hat dieser Band im Vortrage nicht, und kann sie bey Robertsons, Schmidts, Planks u. m. a. Hülfe, denen der Vf. größtentheils folgt, auch nicht haben, er zeichnet sich also zu seinem Vortheile unter den vorhergehenden aus. Wir tadeln nur den Mangel richtiger Auswahl; die in einzelnen Punkten zu große Ausführlichkeit in der allzulutherisch geschriebenen Entwicklung der Reformationsgeschichte; und noch mehr gleich anfangs den für Kinder unnöthigen Aufwand von Worten über die Wahlkapitulation Karls V., bey der man doch erst durch Combination errathen muß, daß ihre größte Merkwürdigkeit darin bestehe, daß sie die erste schriftlich verfaßte war. Sehr gut erzählt findet dagegen Rec. die Gefangennehmung Franz I. in der Schlacht bey Pavia, und das kränkende Benehmen Karls gegen seinen unglücklichen aber edler denkenden Gefangenen.

### KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. Ohne Druckort und Jahrzahl, (Paris, b. Fuchs): *Lettre d'Et. Clavier à D. Coray, ou Observations sur Pausanias.* 14 S. 8. Wenige Blätter, die aber eine große und vielverprechende Unternehmung verkündigen! Hr. Clavier, durch Coray's Unterricht zu einem der trefflichsten Kenner der griechischen Literatur in Paris gebildet, arbeitet, auf Anrathen und mit Unterstützung seines scharfsinnigen Lehrers, an einer französischen Uebersetzung des *Pausanias*, wozu er fünf Handschriften der Nationalbibliothek und ungedruckte Anmerkungen von dem berühmten *Henry de Valois* benutzte. Zu den eigenen kritischen Noten des Uebersetzers, nach welchen diese Probe-schrift sehr begierig macht, werden archäologische Erläuterungen von dem geistvollen Antiquar *Visconti* kommen, wie man sie dem Werke des *Pausanias* schon längst gewünscht hat. Der Geograph *Barbier du Bocage* aber, derselbe, welcher die Karten zur *Voyage du jeune Anacharsis* lieferte, wird auch hier das geographische Fach, die Karten, Plane u. s. w. bearbeiten. Daß auch *Coray* aus der Fülle seiner griechischen Gelehrsamkeit zur Vervollkommnung dieses Werkes beynutzen wird, haben wir bereits bemerkt. — Voran geht in diesem Bogen eine kurze, aber treffende Würdigung der vorigen Herausgeber. Von dem neuesten urtheilt Hr. Clavier: *Je ne fais si Mr. Facius a la même excuse à donner que Kuhnins; mais son travail me paroît fait avec beaucoup de précipitation; il n'a pas rassemblé avec soin les conjectures qui avoient été faites sur le texte de Pausanias depuis Kuhnins, il n'a pas même extrait fidèlement les notes de le dernier. Cependant, à en juger par quelques-unes de ces conjectures, il étoit en état de bien faire, ce qui me fait croire qu'il a été pressé par les libraires, malheur commun à presque tous les éditeurs d'Allemagne.* Sodann folgen sechs eigene kritische Bemerkungen des Vfs., durch deren vollständige Mittheilung wir vielleicht manche Leser verbinden. I, 3. p. 10. ed. Kuhn. Τοὺς δὲ θεομαχίας ἔγραψε Πρωτογένης Καΐνος Ὀλβιάδης δὲ Καλλιπὸς ἢ, ἢ Ἀθηναίους ἐς Θερμοπύλας ἤγαγε, φυλάσσοντας τὴν ἐς τὴν Ἐλλάδα Γαλατῶν ἐσβολήν. Die letzten Worte beziehen sich, nach der griechischen Wortfolge, offenbar auf den Olbiades; allein die Ausleger ziehen sie, der Geschichte gemäß, zu Kallipus: um Geschichte und Wortstellung in Harmonie zu bringen, verbessert Hr. C. nach Anleitung der Handschriften:

Ὀλβιάδης δὲ Καλλιπὸς, ἢ κ. τ. λ. et *Olbiades y a peint Callipus, qui commanda les Athéniens* etc., wobei die geringere Schwierigkeit bleibt, daß der Maler Olbiades sonst nicht bekannt ist. I, 11. p. 26. 27. Πέρραμος — τῆ πέλει τὸ ἄνομα ἔδωκε τὸ ἴδιον αὐτοῦ, καὶ Ἀνδρομάχης (ἠκολούθει γὰρ αὐτῷ) καὶ ἴδιον ἦν ἐν τῇ πόλει. Um die Verworrenheit in diesen Worten zu heben, sehlg schon *Jacobs* vor: (ἠκολούθει γὰρ αὐτῷ) κλεινὸν ἔστιν ἦν κ. τ. λ. Andere anders. Am bestey Hr. C. τὸ ἴδιον αὐτοῦ, οὗ καὶ Ἀνδρομάχης (ἠκολούθει γὰρ αὐτῷ) καὶ ἴδιον ἦν ἐν τῇ πόλει. — Eine treffliche Untersuchung über den Beynamen des Callimachus (I, 26. p. 63. καὶ ἄνομα ἔθετο κακίζότεχνος, wofür die Codd. zum Theil κατὰ κῆτεχνος, κατῆροτεχνος, Vitruvius hingegen catatechnos haben), leitet zu dem Resultat hin, daß κακίζοτεχνος mehr Tadel als Lob enthalten würde, und daß mithin hier κατὰ τεχνες (τῆς λεπτότητος ἕνεκα καὶ χάριτος, wie Dionysius, oder propter elegantiam et subtilitatem artis, wie Vitruvius sagt), die wahre Lesart sey. — III, 13. p. 254. Schon *Heyne* (*Antiquar. Auffätze* I. S. 83.) brachte über diese Stelle eine unglückliche Conjectur vor; eine etwas bessere *Facius*. Hr. C. verbessert: Τοὺς δὲ ἀρχαιολόγους δεκάτην τοῦ πρὸς Μισηθίου πλεῖστον φασὶν εἶναι, und übersetzt: *On y voit une statue (d'Ainetus) à six trépieds de bronze; les plus anciens avoient été faits, à ce que l'on dit, de la dime du butin fait dans la guerre contre les Méseniens.* — III, 16. p. 243. berichtet *Pausanias* von einem Altar, welcher der *Lathria* und *Aealexandra* geweiht war: *Θυγατέρας δὲ ἧσαν Θερακίδου καὶ Ἀγαμέμνιδος βασιλευσάντων Κλεεστραναίων, τῶν αὐτῶν δὲ ἀποκότου Κτησιππου τοῦ Ἡρακλέους.* Ἀγαμέμνιδος (st. Ἀγαμέμνιδος) hat schon *Syburg* richtig hergestellt. Aber wer waren die *Kleestonier*? Durch eine ungemein glückliche Combination der Stellen b. *Apollodor*, II, 7. 4. 8. *Strabo* IV. p. 670. und *Homer*, *Iliad*, X, 266. trifft Hr. C. das Wahre: *Βασιλευσάντων μὲν Ἰλιεωναίων.* — X, 17. p. 837. οἱ δὲ καὶ Δαίδαλον ἀποδοῦναι τῆμα ἅπτε, καὶ οἶκον διὰ τὴν ἐπιστρατεῖαν τῶν Κρητῶν, καὶ ἀποικίας ἐς τὴν Σικίαν μετασχεῖν τῷ Ἀριστῶνι νομίζουσι. Die beiden Worte καὶ οἶκον geben keinen Sinn; tilgt man mit *Facius* das erste, so ist nichts geholfen. Eine glückliche und unbezweifelte wahre Emendation war auch hier dem Scharfsinn des *Hn. Clavier* aufbehalten: *Καμίχοιο.* Vgl. *Herodot.* VII. §. 170. *Diodor. Sicul.* IV. §. 79.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den II. November 1802.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) ZWEYBRÜCKEN, a. d. Druckerey d. Verlagsge-  
sellschaft: Ἀχιλλεύου Τατίου Ἀλεξάνδρου Ἐρωτι-  
κῶν βιβλία ἦ. *Achillis Tatii Alexandrini de Cli-  
tophontis et Leucippes Amoriōus Libri VIII.* Grae-  
ce et Latine. Textum recognovit, selectamque  
lectionis varietatem adjecit *Christ. Guil. Mitscher-  
lich*, Professor Göttingensis. 1792. XX. u. 363 S.  
gr. 8.
- 2) Ebendaf.: Λόγγου Ποιμενικῶν τῶν κατὰ Δάφνιν καὶ  
Χλόην βιβλία δ'. *Longi Pastoralium de Daphnaide  
et Chloe Libri IV.* Graece et Latine. Accedunt  
*Xenophontis Ephesiacorum de Amoris Anthiaē  
et Abrocomae Libri V.* Textum recognovit,  
selectamque lectionis varietatem adjecit *Christ. Guil.  
Mitscherlich*, Prof. Götting. 1794. XVI. u. 330 S.  
gr. 8.
- 3) PARMA, a. d. königl. Druckerey b. Bodoni: Λό-  
γγου Ποιμενικῶν τῶν κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην βιβλία  
τέσσαρες. Cum proloquio [*Pauli Mariae Paciaudii*]  
de libris eroticis antiquorum. 1786. 23, 73  
und 164 S. med. 4.
- 4) LEIPZIG, in d. Sommerfchen Buchh.: *Longi  
Pastoralia.* Graece et Latine. Cum proloquio  
*P. M. Paciaudii* de libris eroticis antiquorum.  
Graeca recensuit, notasque criticas adjecit *G. H.  
Schäfer*. 1803\* (eigentlich 1802). LII. u. 460 S.  
in Taschenformat.
- 5) LEIPZIG, b. Hecht: *Leukippe. Ein Roman aus  
dem Griechischen des Achilles Tatios.* 1802. VIII.  
360 u. 72 S. kl. 8.

Der doppelte Zweck, den man beym Lesen der griechischen Liebesromane haben kann, führt auf eine doppelte Art der Bearbeitung hin. Entweder will man diese sonderbaren Producte der entarteten griechischen Muse überhaupt etwas näher kennen lernen, um sich einen Begriff von der seltsamen Erscheinung am literarischen Horizonte zu bilden, welche, wie ein scharfsinniger Kunsttrichter mit Recht sagt, nicht durch ihre Größe und Schönheit, wohl aber durch ihre Eigenthümlichkeit und durch die begleitenden Umstände auffällt. Oder man hat ein besonderes Interesse, sich die Eigenheit der Darstellung und hauptsächlich die Zierlichkeit der Diction bekannt zu machen, welche diesen Werken einen hervorstechenden, ja ihren einzigen Vorzug gewährt; und zwar entweder, um überhaupt seine Sach- und

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

Sprachkenntnisse, durch Vergleichung der Kopieen mit den Originalen, zu erweitern, oder in der würdigeren Absicht, den unverdorbenen Geschmack früherer Zeiten von dem sophistischem des späten Zeitalters unterscheiden zu lernen, und sich durch auffallende, auch für Producte der neuesten Literatur folgereiche Beyspiele zu belehren, wie an die Stelle der Natur Uebertreibung und Künstlichkeit, an die Stelle einfacher Bescheidenheit Aufwand und Ueppigkeit, und an die Stelle einer unzweydeutigen Größe und Würde die Schminke einer falschen Beredsamkeit trat. Für den ersten Zweck einer flüchtigen Bekanntschaft sorgt ein Herausgeber hinlänglich, wenn er einen möglichst berichtigten Text, und ein Uebersetzer, wenn er ein eben so richtiges als treues Nachbild liefert. Solchen Lesern hingegen, welche durch diese Werke ihre Einsichten in den griechischen Sprachschatz zu bereichern wünschen, müssen Sprachgelehrte und Erklärer zu Hülfe kommen, welche die Aechtheit oder Unächtheit einzelner Redensarten prüfen, die gelehrten Formen und ausgefuchten Idiotismen aus älteren Schriftstellern erläutern, und den ganzen Schmuck rednerischer Zierrathen in Erwägung ziehen. Je mehr sie bey diesem Geschäfte nicht bloß Samulterfleiß, sondern wahren Geschmack und ein gründliches, unbestochnes Urtheil an den Tag legen: desto nützlicher werden ihre Erklärungen seyn; selbst für Kenner der Sprache und Literatur, denen, bey einer allgemeinen richtigen Schätzung, doch nicht immer die Befstätigung des Einzelnen fogleich während der Lectüre zu Gebote steht. — Wir leugnen nicht, daß beide Rücksichten — der Kritik und einer solchen Exegetik — sich in Einer Ausgabe vereinigen ließen; ja wir behaupten, daß sie in einer vollkommenen Ausgabe vereinigt seyn sollten: allein wie schwer und selten ein solcher Verein sey, erhellet schon daraus, weil diejenigen Erklärer, deren Fülle von Sprachgelehrsamkeit wir bewundern, wie D'orville zu Chariton und der Baron Locella zu Xenophon Ephesius, in kritischer Hinsicht gar vieles zu wünschen übrig gelassen haben. Möchte von ihnen nur wenigstens in Ansehung der Exegetik jene höhere Forderung der Kunst, die wir angaben, vollkommen befriediget worden seyn!

Diese Bemerkungen scheinen geschickt, den Werth der vor uns liegenden Bearbeitungen am sichersten zu bestimmen. Auf Entwicklung der Darstellung in einzelnen Stellen, auf Erläuterung und Prüfung der Sprache leisten sie sämmtlich Verzicht.



Sie rechnen bloß auf Leser, welche den Inhalt und die Form der griechischen Romane überhaupt wollen kennen lernen, und Hr. *Mitscherlich* namentlich läßt sich in der Vorrede zu Achilles Tattius über den Zweck seiner Ausgaben folgendergestalt vernehmen: *Quam Erotici scriptores Graeci ab iis fere evolvi soleant, qui jam accurata Graecae linguae scientia, iudicioque, lectione veterum scriptorum subacto atque polito, praecliti, hoc solum agant, ut, quid ab hac parte sequioris aevi scriptores praestiterint, qua arte antiquiores imitando expresserint, vel quo modo, a recto tramite devii, saeculi sui sordes prodiderint, atque immiscuerint, omninoque orationis, sententiarum, compositionisque rationem cognoscant: hoc sibi muneri unice impostum existimabit is, qui ad edendos eos animum adjicit, ut textum, quem vocant, quoad ejus fieri possit, emendate expressum exhibeat, qui adeo absque ulla gravi offensione tractari atque perlegi possit.* Dafs dieses Urtheil nicht ohne grofse Einschränkung wahr sey, scheint aus unseren obigen Bemerkungen hervorzugehen. Wir wollen indess darüber nicht rechten, zufrieden, wenn die Bearbeiter nur den Zweck, welchen man ihren Bearbeitungen unterlegen kann, glücklich erreicht haben.

Im Allgemeinen läßt sich dies allerdings behaupten. Sämmtliche *Editoren* liefern den Text richtiger, als sie ihn bey ihren unmittelbaren oder früheren Vorgängern fanden; und die deutsche Uebersetzung erfüllt, was sie verspricht. Sie hat die griechische Simplizität, welche bey dem Achilles öfters in *Witzeley* übergeht, im Ganzen glücklich nachgebildet, und den Griechen mit seinen Eigenheiten, doch nach den Einschränkungen, welche unsere Sprache zu machen berechtigt ist, im Ganzen gut dargestellt. Ueberdies sind ihr *philologische Bemerkungen* beygefügt, welche zur Berichtigung des Textes mit Scharffinn und Belesenheit das ihrige beyzutragen suchen. Dürfen wir indess dieses allgemeine Urtheil schärfer, durch eine gegenfeitige Parallele, bestimmen: so glauben wir behaupten zu können, dafs für den beschränkten Zweck, den wir oben bezeichneten, gleichwohl die *Bodonische* Ausgabe das Meiste, die *Mitscherlich'schen* Ausgaben weniger, aber noch immer verhältnismäfsig genug, die *Schäfer'sche* hingegen das Wenigste vermiffen lasse; dafs endlich die deutsche Uebersetzung bey aller Natürlichkeit und Anmuth doch zuweilen richtiger, und die ihr angehängten Bemerkungen hie und da weniger mit prunkenden Citaten erfüllt, und desto tiefer geschöpft feyn könnten. — Ein genaueres Detail dieser Arbeiten wird hoffentlich unser Urtheil rechtfertigen.

Die *Bodonische* Ausgabe des *Longus* (Nr. 3.) ist ein bloßer Abdruck der *Villoison'schen*: sie erfreuet sich also derselben Vorzüge, welche der französische Gelehrte seinem Texte durch Scharffinn und noch mehr durch Zuziehung vollständigerer Handschriften verliehen hat; sie theilt aber auch mit ihr alle Fehler, welche der Mangel an grammatisch-gründlicher Sprachkenntnis, der in dieser Arbeit *Villoison's* nicht

zu verkennen ist, in dem Texte zurück gelassen, oder wohl erst in denselben gebracht hat: sie ist überdies, was bey einem Prachtwerke der Typographie doppelt unangenehm auffällt, nicht einmal mit hinlänglicher Sorgfalt von Druckfehlern gereinigt.

Was Hr. Prof. *Mitscherlich* in der Vorrede zum *Achilles Tattius* versichert: dafs er den Text häufig von den Fehlern der Abschreiber und Editoren, theils in einzelnen Worten, theils und besonders in der Interpunction, befreyet, und hie und da durch Aufnahme fremder, zuweilen auch eigener Conjecturen verbessert habe; dasselbe gilt auch von seinem *Longus* und *Xenophon*, und von beiden um so mehr, da er bey dem ersten *Villoison's* Text, und bey dem zweyten die Recension des Baron *Locella* (f. A. L. Z. 1797. Nr. 37.) vor sich hatte. Dieser folgte er; indess gesteht er selbst, dafs noch viele Stellen unverändert geblieben, welche die Hülfe der Handschriften oder scharffinniger Kritiker erwarten. Deshalb hat er auch bey dem *Achilles* die lateinische Uebersetzung von *Crucejus* beygefügt, welche unter den Händen einsichtsvoller Kritiker oft noch den Dienst guter Handschriften leistet. Und nur eine solche Rücksicht kann, unseres Bedünkens, die Aufnahme lateinischer Versionen bey Schriftstellern, wie die *Erotiker* sind, rechtfertigen: sonst scheinen uns hier Uebersetzungen eben so unzweckmäfsig zu seyn, als wenn heut zu Tage noch jemand auf den Einfall käme, die *homerischen* oder *hesiodischen* Gedichte durch beygefügte lateinische Versionen zu vertheuern. Hr. *Mitscherlich* indess scheint in dem gegenwärtigen Falle von dem Plane der *Zweybrücker*, und Hr. *Schäfer* von dem Willen des Verlegers abhängig gewesen zu seyn. Bey dem *Longus* haben daher beide die Uebersetzung, welche von *Villoison* aus der *Jungermanischen* und *Mollischen* zusammengesetzt worden, beybehalten; jedoch so, dafs Hr. *M.* sie den von ihm zuerst geänderten Stellen des Textes grösstentheils mit Sorgfalt angepaßt, Hr. *S.* hingegen ohne Rücksicht auf seine Textesänderungen wiederholt hat. Bey dem *Xenophon* endlich hat Hr. *M.* (was uns am meisten befremdet) die Version von *Cocchius* aufgenommen, von welcher *Locella*, der eine weit bessere gab, mit allem Recht urtheilt: *universam si spectes, bene Latine atque elegantem dicere possis; non item si singulatum examines: de reliquo nec accurata est, nec fidelis.* Hr. *Mitscherlich* konnte dieses nicht entgehen, zumal wenn er die oft züchtigenden Noten seines nächsten Vorgängers las: aber er scheint, eben weil er dies wufste, in der Vorrede diesen Punkt ganz mit Stillschweigen übergangen, und die Leser über seine Wahl der Uebersetzung absichtlich in völliger Ungewissheit gelassen zu haben.

Wir kommen auf den griechischen Text und die unter ihm stehenden Noten zurück. So willig wir hier die Vorzüge anerkennen, welche der Ausgabe des *Achilles* vor der *Bodonischen*, und überhaupt allen

allen drey Ausgaben des Hn. *Mitscherlich* vor den übrigen Zweybrückern gebührt, welche insgesammt, wenn wir etwa den *Aristoteles* ausnehmen, mit Planlosigkeit veranstaltet, die Wiederholung schlechter Texte nicht einmal durch eine sorgfältige Berichtigung der offenbarsten Druckfehler verzeihlicher machen: so wenig dürfen wir verhehlen, daß bey Hn. *M.'s* Arbeit überhaupt eine gewisse Flüchtigkeit und Ungenauigkeit sichtbar ist, die man indess dem beschäftigten Manne in der Periode seines horazischen Studiums vielleicht noch am ersten verzeihen muß. Sonst würde es auffallender seyn, daß er eine große Menge Stellen unverändert fortpflanzte, zu deren Abänderung nicht etwa ein glücklicher Augenblick der kritischen Divination, sondern bloß grammatische Sorgfalt und Sprachkenntniß nöthig war: es würde doppelt befremden, daß er nicht einmal alle Abweichungen seiner Recognition von den altern Texten in den Noten verzeichnet, nicht einmal die richtigen Verbesserungen seiner Vorgänger, namentlich des scharfsinnigen *Salmasius* zu *Achilles Tatius*, vollständig angegeben, geschweige für die Berichtigung seines Textes andere philologische Schriften, wo oft gelegentliche Emendationen vorkommen, benutzt hat. Selbst *Wytttenbach's* Conjecturen über den *Achilles* werden erst in der Vorrede (aus der *Bibliotheca Crit.* Vol. I. P. II. p. 44.) nachgeholt. In Ansehung vieler anderer Schriften werden manche, von ergiebigen Bibliotheken entfernte Philologen Hn. *M.* die glückliche Lage beneiden, welche er, wenn er nur wollte, mit leichter Mühe für seine Autoren hätte benutzen können. Wir heben einige Stellen aus, um unser Urtheil nach den einzeln angegebenen Punkten zu bestätigen. *Achilles Tat.* V. c. XXI. p. 226. Ὀμοῦμί σοι, Φιλτάτη, τοὺς πατρίους θεούς, sagt der Liebhaber zu seiner Geliebten, ἢ μὲν σφόδρα καὶ αὐτὸς ἐπείγομαι σου τὴν σπουδὴν ἀμφιμαρθαί. Der griechische Sprachgenius erforderte ἢ μὴν. — II. c. XIV. p. 66. Ἀπορούτων δὲ αὐτῶν, τί νι λέγει τὸ μάντευμα. Sinn und Sprache erheischen τί νὺ λέγοι. VI. c. XVII. p. 269. ἐπεὶ δὲ εἶδεν τὴν Δουκίππην, ἀνεφλέγει τὴν ψυχὴν, καὶ ἔδοξεν αὐτῷ τότε καλλίων γεγόνεαι. Die grammatistische Genauigkeit fodert ἀνεφλέγη τὴν ψυχὴν. — II. c. XXIII. p. 82. ἐπεὶ δὲ ἦκεν πρὸς τὸν Σάτυρον, εἴτα δειπνήσας, ἐυέλλεν ἀτίναι. Die Verbindung der Sätze verlangt εἴτα δὲ δειπνήσας. Der Ursprung dieser Corruptel ist klar. — V. c. XVII. p. 217. Ἐλέητόν με, sagt eine mit Ketten beladene Fremde zu Melitten, δέσποινα, ἐλευθέρων μὲν, ὡς ἔφην, δούλην δὲ νῦν, ὡς δοκεῖ τῇ τύχῃ. Statt des sinnlosen ὡς ἔφην hätte hier unbedenklich *Berger's* und *Herel's* (Epistol. critic. p. 62.) Verbesserung ὡς ἔφην in den Text aufgenommen werden sollen. Auch der deutsche Uebersetzer hat die Stelle (S. 215.) gut gefaßt: „Erbarme dich, Gebieterin, „rief sie uns zu, eines unglücklichen Weibes, das „zwar frey geboren ist; jetzt aber — so wollte es „das Schicksal — zur Sklavin wurde!“ — Nicht weniger fehlerhaft ist I. c. V. p. 16. τοῦτό μου μάλλον, ἔσθ' ἐν εἰς τέλος, τὴν ψυχὴν ἐξέκαυσεν, wo jedoch

wenigstens die Note etwas besseres beut. Desgleichen I. c. XIV. p. 36. Φαλάρους ἀργυραῖς, wo nicht einmal bemerkt worden, daß andere Ausgaben richtiger Φαλάρου ἀργυροῖς lesen. Eben so wenig ist III. c. VIII. p. 120. die richtige Lesart des *Codex Anglicanus* ἀναφέρει δὲ λυποῦμενον Ἡρακλῆς von Hn. *M.* angeführt, welche *Salmasius* aus guten Gründen billigte, und die das gewöhnliche ἀναφέρει δὲ λυποῦμενον Ἡρακλῆς schon längst hätte verdrängen sollen. *S. Abresch. Dilucidat. Thucydid.* p. 88. u. 809. — Richtig hatre auch schon *Salmasius* I. c. I. p. 5. αἱ δὲ πρασιαὶ τῶν ἀνθρώπων ὑπὸ τὰ πέταλα τῶν φυτῶν στοιχίζουσαν ἐπεφύεσαν verbessert. Man hält es der leichtesten Sprachkenntniß eines Bodens zu gute, wenn er στοιχίζουσαν festhält, „quod *Salmasianum* vocabulum sit στοιχίζουσαν, nusquam locorum reperitundum.“ Aber Hr. *M.*, dem wohl *Dion. Halic. A. R.* II, 71. p. 388. *Dio Cass.* XL, 2. p. 227. *Apollon. Rhod.* I, 1004., nebst *Hesichius* Gloffe, bekannt seyn mußten, hätte dem unkritischen Vorgänger nicht folgen sollen. — I. c. XXXI. p. 91. ἐπεὶ δὲ πάντες ἐκίδεον, περὶ πρώτας νυκτὸς Φυλακὰς πρὸς μεν ἀφορπῆ, Δουκίππην τοῦ Σατύρου χειραγωγούτος, muß ohne Zweifel verbessert werden πρόσιον. — Bey der Schilderung des Schiffbruchs I. c. I. p. 106. αἰφνίδιον δὲ μεταλλάττεται τὸ πνεῦμα ἐπὶ θάτερα τῆς νηὸς, καὶ μικρῷ βαπτίζεται τὸ σπᾶφος τοῦ μὲν τέως εἰς νῦμα κλιθέντος, ἀναθρόντος ὀξεία βροχή θάτερον δὲ ἤρπειτο καταβρόχυντος εἰς τὴν θάλατταν, führt Hr. *M.* bloß die *Salmasische* Verbesserung, ὡς ἐκεῖνο ἤρπειτο, jedoch ohne Nennung ihres Urhebers an. Auch der deutsche Uebersetzer ist ihr gefolgt: „der eine Theil des Schiffes, der sich bisher in die Fluten geneigt hatte, sprang mit einem heftigen Stofs in die Höhe, und der andere stürzte, so wie jener emporsprang, in die Fluten nieder.“ Allein der volle Gegensatz scheint etwas anders zu fordern. Vielleicht ὁ τέως ἤρπειτο. Ein sorgfältigerer Schriftsteller würde vielleicht ein anderes Tempus gewählt haben; aber Scribenten dieses Schlages, wie unsere Erotiker, vernachlässigen eher die gehörige Folge der tempora, als eine abgemessene, den Regeln der Concinnität entsprechende Opposition. —

Zu allen diesen Verbesserungen bedurfte es keinesweges eines besonderen kritischen Scharfblicks, wiewohl auch diesen Hr. *M.* in anderen Schriften bewährt hat: eine achtsame Anwendung der Sprachkunde und der schon aus anderen Ausgaben bekannten Lesarten war hiezu vollkommen hinreichend. In anderen Stellen konnte die Vergleichung anderer kritischen Werke, worin die Erotiker gelegentlich behandelt werden, für die Bildung des Textes von Nutzen seyn. Wir bleiben auch hier bey *Achilles Tatius* stehen. V. c. 5. p. 194 hat Hr. *M.* wiederum nicht angemerkt, daß die Lesart ἡ γὰρ Φιλομήλας τέχνη σιωπῶσαν εὔρημε Θωνή· ὀφθαλμοὶ γὰρ πέπλον ἀγγελοῦ, zuerst von *Salmasius* hergestellt worden. Andere, selbst der treffliche *Codex Anglicanus*, geben πέπλον ἄλλον, welches *Koen ad Auct.* de

de Dialect. p. 332. und *Toup* Emendatt. in *Suidam* II. p. 62. ed. Oxon. nach einer wahrscheinlicheren und sinnreicheren Conjectur in *πέπλον λέλον* unändern. Gleich darauf folgt: *καὶ μυσταί τὴν γλῶσσαν ἢ χεῖρ*. Der deutsche Uebersetzer hat das Sprechende Beywort ganz übersehen: „Philomeisens Kunnst er fand eine schweigende Rede. Sie webt ein Gewand u. s. w.“ — Bey der schwierigen Stelle, welche eine Beschreibung der Syrinx enthält (VIII. c. VI. p. 221.), wo auch dem deutschen Uebersetzer weder das Uebertragen noch das Conjecturiren gelungen

ist, hat Hr. M. blofs die *Salmafschen* Noten wieder gegeben, aber wiederum ohne den Verfasser derselben zu nennen, und dabey ohne alle Rückficht auf die Bemerkungen *Lennepe's Animadv. ad Coluth.* p. 73.), welcher von jenen das Urtheil füllte: *Quae de hoc loco notavit Salmafus, pleraque a mente auctoris aliena sunt.* V. c. XIX. p. 222. ὁ γὰρ λογισμὸς πέπλου τῆς ψυχῆς τὰ ὄμματα πρὸς τὴν ἐπαγγελίαν τῶν γραμμάτων, ἐδίδωκε τὰ ὀρώμενα ὡς δρώμενα, hat schon *Toup ad Longin.* p. 373. ἀπαγγεῖλαιν verbessert. (Die Fortsetzung folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Kopenhagen*, b. Arntzen u. Hertier: *Dogmatis de descensu Jesu Christi ad Inferos historiam biblicam atque ecclesiasticam composuit, variisque observationibus critico philologicis illustravit Joannes Clausen*, Theol. D. et Sacror. apud Stubbecopienfes in Falstria primar. Antistes. 1801. 87 S. 8. (6 gr.) Diese Abhandlung, welche einen Beweis von der Gelehrsamkeit und liberalen Theologie des Vfs. liefert, zerfällt in zwey Theile, in den exegetischen und historischen. In dem ersten werden alle die Stellen der Bibel exegetisch beleuchtet und beurtheilt, welche man sonst für das Dogma des Descensus anzuführen pflegte. Sie fallen nach einer bessern Exegese sämmtlich weg, und nur die einzige 1 Petr. 2, 13. 19. ist selbst in der neuesten Zeit, z. B. von *Port* noch so erklärt worden, daß wenigstens die Seele Jesu in den Hades fuhr und sich dort aufhielt, während der Körper Jesu im Grabe lag. Allein da diese Erklärung so wohl in Hinsicht des *σωποινδεις* in *vita conservatus* ihre Schwierigkeit hat, da dieser Ausdruck sonst immer in *vitam restitutus* bedeutet, als auch in Hinsicht des Satzes selbst „er starb dem Leibe nach, allein sein Geist blieb lebend,“ welches letzte sich bey jedem Menschen von selbst versteht und hier nichts Besonderes seyn würde: so verwirft der Vf. auch diese Erklärung, und wählt die, welche *Morus* in seinen Vorlesungen über diesen Brief von *Donat* herausgegeben, sehr deutlich auseinander gesetzt hat, nur mit einer etwas andern Modification in Ansehung des Zusammenhanges des Sinnes. Wir wundern uns daher, daß *Morus* nicht angeführt ist, da wir doch selbst seine Worte wiedergefunden zu haben glauben. Hiernach fällt der Descensus auch in dieser Stelle weg, denn sie lautet nach *M.* so: „Er starb als ein niedriger hinfälliger Mensch, aber er wurde wieder zum Leben gebracht als der erhabene Sohn Gottes (cf. Röm. 1, 3.). Daher (d. i. eben so, wie er jetzt starb, um uns zu Gott zu führen v. 13.) suchte er auch schon die Menschen, deren Geister sich jetzt in der Unterwelt befinden, welche ehemals ungehorsam waren, eines bessern zu belehren (also auch wieder zu Gott zu führen) als zu den Zeiten Nochs die Nachsicht Gottes weite u. s. w.“ Diese Erklärung ist unstreitig die beste, und dem Sprachgebrauche so wie dem Zusammenhange am angemessensten. Nur würden wir bey der Frage: wie er denn jene Menschen zu belehren suchte? einer andern Erklärung folgen, als *Morus* und unser Vf. Christus soll sie durch

Andere belehrt haben, durch den Noah u. s. w. Der Sprachgebrauch des N. T. erlaubt dies allerdings: allein eine andre Erklärung scheint näher zu liegen. Nach einer spätern jüdischen Vorstellungsthat der Messias das, was im A. T. von Gott predicirt wird. Er erscheint auf der Erde, belehrt die Menschen u. s. w. Wenn also Gott jene Ungehorsamen zur Zeit des Noah noch zur Besserung zu bringen suchte: so konnte dies auch vom Messias verstanden werden. Das that hier Petrus. Deswegen würden wir auch lieber bey *εὐ* ὁ supplicari *πνευματι* in welcher erhabenen Messiaswürde er auch schon jene Menschen eines bessern zu belehren suchte, und dieses dem *proinde* vorziehen, welches *Morus* und unser Vf. nach dem hebr. *וְיָשָׁא* *εὐ* ὁ wählen. Dagegen ist unserem Vf. folgende Auseinandersetzung der Absicht des Petrus bey dieser Stelle eigenthümlich S. 39. „*Solutum christianis afflictis „Apost. offerens, ne per mala, quae ab hominibus sceleratis „paterentur innocentes, ad deflectendum a relig. christ. adduce- „rentur, satius esse innocentes pati quam nocentes affirmat. „Exemplo Christi rem primum illustrare studet. Is nimirum cum „ex decreto divino, ut homines cum Deo reconciliaret, supplicia „mortis sustinet [n. e. t.], non nisi vitam fragilem debilemque „vi hostium oppressam perdidit, quoad naturam vero eximiam „atque excelsam vivus est conservatus. Simili modo Christianos „odio hostili non omnino esse defendendos [deletum iri] etc.*“ So weit läßt sich alles wohl hören: allein wenn der Vf. nun ferner die erwähnte Noachische Flut mit dem bevorstehenden Umsturz des jüdischen Staats vergleicht: so dehnt er den Sinn dieses Beispiels weiter aus, als ihn Petrus gehabt hat. Soll noch eine weitere Vergleichung statt finden: so kann sie nur darin liegen, daß sich die jetzigen widerspenntigen Feinde der Christen zu diesen eben so verhalten, wie die ungehorsamen Zeitgenossen des Noah und seiner Familie, und daß die jetzt leidenden Christen durch den glorreichen Christus eben so zum Glück gelangen werden, als Noah mit seiner Familie gerettet wurde. — In dem zweyten geschichtlichen Theile findet sich das Bekannte aus *Dietelmaier*, *Semler* u. s. w., aber auch wieder ohne alle pragmatische Verarbeitung, wie bis jetzt immer. Der lateinische Stil des Vfs. könnte besser seyn. Hin und wieder ist er ganz aus der Construction gefallen, wie z. B. in der Fortsetzung der angeführten Stelle, die wir deswegen abbrechen mußten.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. November 1802.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) ZWEYBRÜCKEN, a. d. Druckerey d. Verlagsge-  
sellschaft: *Achillis Tatii Alexandrini de Clitophon-  
tis et Leucippes Amoribus Libri VIII.* etc. Edidit  
Christ. Guil. Mitscherlich etc.
- 2) Ebendaf.: *Longi Pastoralium de Daphnide et  
Chloë Libri IV.* etc. Edidit Christ. Guil. Mit-  
scherlich etc.
- 3) PARMA, a. d. königl. Druckerey b. Bodoni: *Λόγ-  
γου Ποιμενικών τῶν κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην βιβλίου  
τέσσαρες.* Cum proloquio de libris eroticis anti-  
quorum etc.
- 4) LEIPZIG, in d. Sommerschen Buchh.: *Longi  
Pastoralia.* Cum Proloquio P. M. Paciaudii etc.  
Edidit G. H. Schäfer etc.
- 5) LEIPZIG, b. Hecht: *Leukippe. Ein Roman aus  
dem Griechischen des Achilles Tatios* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wie viel der von Hn. Mitscherlich gelieferte Text durch grössere Genauigkeit, in grammatischer und kritischer Hinsicht, und durch fleissige Benutzung anderer Subsidien hätte gewinnen können, diess erhellet noch deutlicher, wenn man zwischen seiner und der Schäferischen Bearbeitung des *Longus* (Nr. 4.) eine unpartheyische Vergleichung anstellt. Zwar ward auch Hr. M. Schäfer unerwartet von dem Verleger zu dem Geschäfte gezogen; zwar nahm auch er die Recension Villoison's als Grundlage an; aber er wurde mit seinem Autor bald so vertraut, und fand, bey eigener Prüfung, so oft Gelegenheit, den unsicheren Pfad seines Vorgängers zu verlassen, das man seinen Text mit Recht als eine neue, nach überlegten Grundsätzen der Kritik gebildete, Recension betrachten kann. Seine Noten zeugen von kritischer Sprachkunde und einer so fleissig erworbenen als glücklich angewandten Belesenheit. Allein sie setzen geübtere Leser voraus, welche die Gründe von dem, was Hr. S. oftmals nur durch leise Winke andeutet, selbst zu erforschen verstehen; sie sind ebenfalls bloß kritischen Inhalts und nehmen auf ästhetische Urtheile gar keinen Bezug; sie sind übrigen, bey reichem Inhalte, so weit von aller Wortfülle und diffusor Gelehrsamkeit entfernt, das man oft wünschen muß, der scharfsinnige Herausgeber wäre, mit billiger Rücksicht auf die gewöhnlicheren Bedürfnisse der Humanisten, weniger wortkarg und dadurch ver-

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

ständlicher gewesen. Ohne eine beständige Zuziehung der *Villoison'schen*, und selbst der *Mitscherlich'schen* Ausgabe muß der Sinn vieler Noten auch dem Eingeweihten dunkel bleiben. Diess wird sich aus folgenden Beyspielen, welche fast eben so viele Proben von Hn. S. bedachtsamer Kritik sind, ergeben. Gleich im Anfange des Romans (denn das *Prooemium* hat Hr. S. zwar abdrucken lassen, aber mit keinen Bemerkungen begleitet, deren es freylich mehr bedürftig, als würdig war) wird Mitylene so geschildert: *Νομισαίς οὐ πόλιν ὄραν, ἀλλὰ νῆσον.* Bafur liefern die Pariser Codd. *νομίσεις*, was Hr. Villoison, als das *ἄττικώτερον*, hier vorzieht: *quam tamen rationem (fügt ungewifs Hr. Mitscherlich hinzu) in hoc scriptore nimis urgeri nolim.* Ganz anders, aber richtiger, urtheilt Hr. Schäfer, der *νομίσεις* mit Recht aufnahm: *Vera est lectio: Atticam cur Villoisonus dicat, nescio. Atticum foret νομίσεις. Vulgo νομισαίς, soloece.* Nur die letzte Behauptung, so gegründet sie ist, wird manchen, da sie ohne Anführung eines Grundes da steht, nicht einleuchten; entweder überhaupt nicht, oder weil man die Weglassung der Partikel *ἄν* in solchen Fällen noch immer zu vertheidigen sucht. — *Ἄλλὰ ἐκ ταύτης τῆς πόλεως τῆς Μιτυλήνης, ὅσον ἀποσταδίων διακοσίων, ἀγρὸς ἦν ἀνδρὸς εὐδαίμονος.* Der Zusatz *τῆς Μιτυλήνης* erklärte schon *Wyttenbach* in der *Villoison'schen* Ausgabe für ein Glossem. Hr. M. hat ihn eingeklammert; Hr. S. ganz weggelassen, und überdiess die ersten beiden Worte *ἀλλὰ ἐκ* getilgt; wodurch die Diction reiner und geründeter wird. *Ἄλλὰ* war aus dem unmittelbar vorhergehenden wiederholt, und *ἐκ* fehlt auch in dem *Codex Ursini*; was Hr. M. gar nicht beobachtet hat. Nicht weit davon ist in Hn. M. Ausgabe das fehlerhafte *δρομὸς ἦν καὶ λόχη κατὰ βέτων* zurückgerufen worden; obgleich schon *Villoison* *λόχη κατὰ βέτων* hatte drucken lassen. Hr. M. billigt diess auch selbst in der Note: aber wozu dann die Herstellung des Fehlers? *Τουρ's* unerwiesene Conjectur *κατέβατος*, was einen *locum au-  
mis et spinis oblitum* bezeichnen soll, konnte doch unmöglich in Hn. M. Augen die Autorität des *Codex Florent.* zweifelhaft oder verdächtig machen. — Noch in demselben ersten Kap. p. 6. ed. Schäfer. (deren Seitenzahlen wir nunmehr anführen), las man sonst, wie folgt: *Ἐνταῦθα ἡ αἰξὶς θέρουσα συνεχῆς, ἀφανῆς ἐγένετο πολλάνις, καὶ τὸν ἔριφον ἀπολιπούσα, τῷ βρέφει παρέμενε. Φυλάττει τὰς διαδρομὰς ἑ Λάμων, οἰατέρως ἀμελούμενον τὸν ἔριφον, καὶ μεσημβρίας ἀμαζούσης κατ' ἴχνος ἐλθῶν, ὄρα τὴν μὲν αἶγα πεφυλακμένως περιβεβηκυῖαν, μὴ ταῖς χηλαῖς βλέπτοι πατούσα· τὸ δὲ, ὡς περ ἐκ μητροῦς θηλῆς τὴν ἐπιβρόχην ἔλιον τοῦ γάλακτος.* Jeder-

U u mann

mann fühlt, daß in dem vorletzten Satze das Subject fehlt. Hr. M. ist jedoch auch hier leichten Fußes vorüber gegangen, wiewohl schon Larcher in Villoison's Ausgabe τὸ βρέθος nach ταῖς χηλαῖς einschaltete. Mit größserer Wahrscheinlichkeit schaltet Hr. S. dasselbe nach dem Worte πατούσθαι ein: wodurch die Veranlassung des Fehlers in die Augen springt. — I. c. II. p. 7. in der bekannten Beschreibung der Nymphenbilder, heißt es unter andern: τὸ πᾶν σχῆμα, χορεῖα ἢ ὄρχουμένων. Ἡ δὲ τοῦ ἄντρου, τῆς μεγάλης πέτρας ἢ τὸ μεταίτατον. Wytttenbach wollte diese Stelle so ändern: ὄρχουμένων κατὰ τοῦ ἄντρου. Τῆς αὖν πέτρας πηγῆς ἢ τὸ μεταίτατον. Hr. Mitsch. hielt ὄρχουμένων für ein Glossem, und versetzte die folgenden Wörter: ἡ δὲ τῆς μεγάλης πέτρας τοῦ ἄντρου ἢ τὸ μεταίτατον. Hr. S. hingegen urtheilt: ὄρχουμένων nolim pro glossemate haberi. Er erweist aus Aristoph. Plut. 761., daß χορεῖα mit ὄρχουμένων richtig verbunden werde, nomine affinis quidem significationis, sed tamēn diversae; und setzt, ohne weitere Aenderung; ἡ δὲ, οὐα, ματθῶ (was sonst τὸ λῶμα heißt): wodurch der Sinn klar wird. Gleich darauf folgt: Ἄνεκιστο δὲ καὶ γαυλοί, καὶ αἰολοί πλάγιοι, καὶ σύριγγας, wofür sich in zwey Ausgaben der Druckfehler ἀνεκιστο eingeschlichen hat. Hr. Villoison sucht den Fehler in seinen Addendis p. 306. zu schützen; und hierauf bezieht sich Hn. S. hartes, aber wahres Urtheil: Editionum Commel. et Jungerm. lectio merus est error typothetae: quam qui Schematis Baeotii auctoritate defenderet, ἄφλεν αὖ γέλωτα. — C. II. p. 8. τὸ δὲ παιδίον ἀκλαγγλὶ λάβρος εἰς ἀμφοτέρω τὰς θηλάς, μεταφέρων τὸ στόμα. Hr. M. ist auch hier zu dem Glossem ἀκλαγγλὶ zurückgekehrt. — C. III. p. 9. wird das Traumgesicht erzählt, das sich dem Dryas und Lamondarbot: εἶναι τὰς Νύμφας ἐδόκουν ἐκείνας τὰς ἐν τῷ ἄντρου. So lautet die Vulgata, welche, wie man sie auch mit Villoison wenden und deuten mag, immer sehr unbeholfen ist. Εἶδέναι aber, was Hr. M. nach dem Beyspiele des ersten Pariser Herausgebers aufgenommen, ist nicht einmal griechisch. In dem hier erforderlichen Stane müßte es εἶδεν heißen; was Wytttenbach nicht ohne Grund vorschlug. Leichter indess und dem Zusammenhange nicht weniger gemäß ist Hn. S. Verbesserung: εἶναι τὰς Νύμφας. — C. III. p. 10. παιδίω — πτερά ἐν τῶν ὠμων φέροντι, βέλη συμπαρὰ ἅμα τοῦσδ' ὠμων φέροντι. Wer kann das dulden, zumal wenn drey Codices das erste mit ἔχοντι vertauschen? Dutens, Villoison und Schäfer nahmen dieses mit Recht auf, was auch Amyot schon in seiner Uebersetzung ausdrückte. Jenes duldete Hr. M., und fügte hinzu: sed hoc forte Longi negligentiae tribuendum. Auf diese Art läßt sich Alles vertheidigen, und keine Arbeit erscheint überflüssiger, als die Vergleichung guter Handschriften. Eben so ist gleich darauf in den Worten εἰ ἔποιοντο καὶ ἴσως οὔτοι αἰπόλοι das „incommodum et male inculcatum ἴσως“ beybehalten worden, obgleich die Note noch überdem das Urtheil ausspricht: et abesse potest, et abest etiam a plurimis Codd. — Heißt das den Text berichtigen? — C. IV. p. 12. Ὡπτόν ἢ τις εἶδε τὰ πόμικτα καὶ τὰς ἀγέ-

λας ἀπ' ἀλλήλων μεμερισμένως, ἢ Χλόην καὶ Δάφνην. Die Zusammenstellung der Worte πόμικτα und ἀγέλας in diesem Context ist tautologisch; und wollte man auch mit den Auslegern die unerwiesene Bedeutung von ἀγέλας (caprarium greges) annehmen: so ist doch der Gedanke selbst: Cilius quis ovium ac caprarium greges a se invicem disjunctos, quom Ciliōem atque Daphnim, vidisset, nicht wahr. Denn Heerden trennen sich wohl, aber nicht einzelne Thiere in den Heerden. Durch die sinnreiche Verbesserung καὶ τὰς ἀγέλας, welche Hr. S. mit Recht in den Text erhoben hat, ist aller Schwierigkeit abgeholfen: πόμικτα steht nunmehr, wie p. 13. l. 12. und anderwärts, für πρόβυτα. Nur ist auch hier von Hn. S. weder der Grund der Verbesserung angegeben, noch die lateinische Version darnach abgeändert worden. — C. IX. p. 19. Καὶ οἱ κόνας, οἱ τῶν προβάτων ἐπιφύλακας καὶ τῶν αἰγῶν, ἐπόμεινοι, οἳ δὲ κούων ἐν βιηλασταῖς περιεργία, κινούμενον τὸν Δόρωνα πρὸς τὴν ἐπίθεσιν τῆς κόρας ὠρράσαντες, πικρὸν μᾶλα ὑλακτῆσαντες, ὠρρητων ὡς ἐπὶ λύκων. Hr. S. hat mit Unrecht, wie uns dünkt, die alte Lesart περιεργία hergestellt. Nominativum qui tuetur, sagt er, velim mihi constructionem expediat. Wenn man mit Villoison und Mißscherlich οἳ beybehält: so ist die Construction freylich ein Räthsel; allein der veränderte Accent löset das Räthsel auf. Noch weit räthselhafter aber ist es, wie Hr. M., wenn er den Text nur mit einiger Achtsamkeit behandelte, zwey ganze Zeilen τὸν Δόρωνα — πικρὸν μᾶλα, welche Villoison mit Valkenaers Beystimmung aus dem Codex Urfini ergänzt hat, weder in den Text aufnehmen, noch in einer Note erwähnen, und doch die lateinische Uebersetzung davon beybehalten konnte. Daß ohne diese Ergänzung die Rede lückenhaft und der Sinn unvollständig bleibt, bedarf keiner Erinnerung. — Eine gute Emendation von S. findet sich C. XI. init. p. 21. Ἦρος οὖν ἦδη τέλος ἦν (lt. τέλος) καὶ θέρους ἀρχή. Desgleichen C. XIV. p. 26. Μετοπάρου δὲ καὶ τοῦ βότρου ἀμμάζοντος (lt. μετ. δὲ ἀμμάζοντος καὶ τοῦ βότρου, wo Bernard noch ἦδη περιμάζοντος e conjectura hinzufügte, was auch Dutens und Villoison in den Text gesetzt haben). Jene Verletzung der Worte bringt der Nachahmer seinem Vorbilde dem Thucydides p. 110. l. 77. nahe: τοῦ θέρους καὶ τοῦ σίτου ἀμμάζοντος. Aber eine ähnliche Transposition hätte wohl auch kurz vorher gewagt werden sollen: παιδονται οἱ θεοί, καὶ παιδοὶ τῆσδε τῆν ὄρνιν ὄρνειν, μουσικῆν ὡς παρθένου ἐκείνην, wo Hr. S. mit seinen Vorgängern die ungeschickte Vulgata: καὶ παιδοὶ τῆσδε τῆν ὄρνιν, ὄρνειν ὡς παρθένου, μουσικῆν ὡς ἐκείνην, ohne Erinnerung beybehält. — C. XVI. p. 30. von Dorkons Beerdigung: γῆν μὲν οὖν πολλὴν ἐπέθεσαν. Die Form des letzten Wortes kann nicht ächt seyn, obgleich Hr. M. nicht anstiefs. Schon Wytttenbach änderte ἐπέχρσαν. Will man einmal ein anderes Wort: so wird Hn. S.'s ἐπένησαν vorzüglicher seyn, welches von den Dichtern in diesem Sinne oft gebraucht (s. Bentley ad Callimach. To. II. p. 6.), die zierliche Prosa des Longus wenigstens zuläßt. — Bald darauf sagt Longus von der Chloë: Καὶ αὐτῇ τότε

τότε πρώτον, Δάφνιδος ὀρώντας, ἐλούσαντο τὸ σῶμα, λευκόν, καὶ καθαρόν ὑπὸ κήλλους, καὶ οὐδὲ λουτρῶν ἐς κήλλους δεόμενον. In den Worten offenbart sich, unseres Bedünkens, ein frostiges Witzspiel (καθαρόν in Bezug auf den gewöhnlichen Zweck des Waschens), welches gegen die Absicht des Schriftstellers, verlorren gehet, wenn man mit Hn. S. καθαρόν in λευκόν verändert. — L. II. c. I. p. 33. werden die Beschäftigungen der Landleute im Herbst geschildert: ὁ μὲν, ληρός ἐπασπείαζεν ὁ δὲ πίθους ἐξανάθειρεν ὁ δὲ, ἀββίχους ἐπελύγιζεν. So scheint Bernard das gewöhnliche ἐπελέκιζεν richtig verbessert zu haben. Villoison und Mitscherlich wiesen der Verbesserung eine Stelle im Texte an; Schäfer hingegen zog die Lesart des Cod. Uvju. ἐλάσειν vor, welche uns bloß Erklärung von jenem zu seyn, und die Verfälschung erzeugt zu haben scheint. Wenn Hr. S. in der Note sagt: *Male. Ἐπιλυγῆεν est obumbrare, occultare*: so verwechselte er wohl ἐπιλυγῆζειν von λύγη mit ἐπιλυγίζειν von λύγος. Daher Helych. Ἀρσιζος, κόφιος, ἢ ἀγγεὸν λύγινον. Vgl. Schol. ad Theocr. I. 97. Kuster ad Suidam I. p. 13. Auch scheint Kühnkenius ad Tim. p. 118. (den Hr. S. anführt) die Wörter keinesweges für gleichbedeutend gehalten, sondern nur die richtigen Formen verschiedener Wörter deducirt zu haben. In Pierson's Note zu Moeris p. 163. herrscht mehr Verwirrung. — Jedoch diese Proben, welche sämmtlich, bis auf die letzte, nur aus dem ersten Buche des Longus ausgehoben sind, scheinen uns hinlänglich, die Vorzüge der Schäferischen Kritik ins Licht zu setzen. Ungern übergehen wir andere Kritiken über verderbene oder angefochtene Stellen in den übrigen Büchern, auch beyläufig angebrachte über andere Autoren, welche unser obiges Urtheil bestätigen, und die Ausgabe jedem Humanisten, der Schärfe und Gründlichkeit liebt, von selbst empfehlen werden.

Wir würden etwas überflüssiges thun, wenn wir nun noch bey der Zweybrücker Ausgabe des Xenophon Ephesius mit einer gleich umständlichen Prüfung verweilen wollten. Die Versicherung, daß diese Ausgabe ein harmonisches Seitenstück zu den beiden früheren ist, wird hinreichend seyn. Man wird auch hier manches Gute mit Dank anerkennen; aber man wird eben so häufigen Anlaß zur Erneuerung der Klagen finden, daß der Herausgeber nicht einmal seinen nächsten Vorgänger, den Baron Locella, geschweige seinen eigenen Scharfsinn, geschweige andere Subsidien, zur Verbesserung des Textes angewendet hat. Wir bemerken daher bloß noch, daß alle drey Ausgaben des Hn. Mitscherlich dem Plane der übrigen Zweybrücker Editionen auch durch die vorangeschickte *Notitia literaria* treu geblieben sind. Beym Achilles ist dieselbe aus Fabricii Bibl. genommen; bey dem Longus größtentheils aus Villoison's Prolegomenen, bey dem Xenophon endlich wirklich, bis auf einige Abkürzungen, aus der Vorrede des Baron Locella entlehnt. Auf tiefer eingehende Untersuchungen über das Zeitalter jedes dieser Schriftstel-

steller, wozu in neueren Zeiten manche schätzbare Materialien geliefert wurden, hat Hr. M. sich gar nicht eingelassen. Selbst das Literarische über die Ausgaben läßt noch verschiedene Berichtigungen zu. So ist z. B. der Urheber von der angeblichen *Editio Parisiensis* des Longus (in gratiam Curiosorum MDCCLIV.), welche Hr. M. S. VIII. IX. anführt, nicht mehr unbekannt. Man weiß bestimmt, daß die Ausgabe in Holland gedruckt, und von dem berühmten Arzt Joh. Stephanus Bernard veranstaltet worden ist. Der Name desselben muß daher immer bey den unbestimmten Citaten: *Editor Paris. prim.* in Gedanken substituirt werden. Die Entdeckung selbst verdanken wir vorzüglich der Grunerischen Ausgabe von *Bernard's Reliquiae medico-criticae* p. 55.

Die deutsche Uebersetzung des Achilles (Nr. 5.) kündigt sich in der Vorrede als ein Denkmal akademischer Freundschaft an, von zwey jungen talent- und geschmackvollen Männern gemeinschaftlich errichtet, von welchen der Eine sich schon durch frühere Proben vorzüglicher Kenntnisse dem Publicum empfohlen hat, der Andere jetzt zum erstenmale, aber unter den günstigsten Auspicen, in die gelehrte Welt eintritt. Hr. D. Ast und Hr. Gildenapfel, beide Mitglieder der lateinischen Gesellschaft zu Jena, sind Verfasser dieser Uebersetzung; von dem ersten rühren die angehängten schätzbaren Noten, der Form nach ganz, dem Stoffe nach größtentheils, her. Nachdem wir über diese Uebersetzung bereits oben ein allgemeines Urtheil, unserer Ueberzeugung gemäß, ausgesprochen, auch einzelne Stellen daraus beyläufig erwähnt haben: so theilen wir jetzt noch eine längere Stelle im Zusammenhange mit, theils um den Geist der Uebersetzung kenntlicher zu machen, theils um zugleich die dazu gehörigen philologischen Anmerkungen mit unserer Prüfung zu begleiten. Wir wählen dazu die Scene, wo Klitophon sich der Leukippe vertrauter nahet (L. II. c. VII. p. 54. ed. Mitscherl.): „Den Tag darauf gegen Mittag spielte das Mädchen auf der Githarre. Ich war zugegen, und auch Kleio saß neben ihr. Ich ging hin und her, und unversehens kam eine Biene geflogen, und stach Kleion in die Hand. Diese schrie laut auf: Leukippe sprang in die Höhe und legte die Githarre hin, um nach der Wunde zu sehen; Sobald sprach sie ihr Trost zu: „Mache dir keinen Kummer; mit zwey Werten will ich dir den Schmerz stillen.“ Sogleich sprach sie die Zauberworte aus (sie hatte sie von einer Aegyptierin gelernt gegen die Bienen- und Wespenstiche); und Kleio sagte, sie spüre etwas Linderung. — Nicht lange, so umfauete auch mich eine Biene und umflog mir im Kreise das Gesicht. Ich hatte den Einfall, meine Hände vor das Gesicht zu halten, und stellte mich, als ob ich gestochen wäre, und Schmerzen empfindend. Das Mädchen kam zu mir, zog mir die Hand weg, und fragte mich, wo sie mich gestochen hätte. — „Auf die Lippe,“ antwortete ich ihr — „aber willst du nicht auch

auch bey mir deine Zauberformel brauchen?" — Darauf nahete sie sich mir, und legte ihren Mund auf meine Lippen, als wollte sie die Zauberformel singen; sie flüsterte auch etwas, indem sie die Oberfläche meiner Lippen berührte; ich küßte sie *stillschweigend*, und *unterdrückte heimlich* das Geräusch der Küsse. Sie öffnete und verschloß die Lippen, und machte durch das Geflüster des Zaubergefanges das Singen zum Küssen. Darauf küßte ich sie *nun sichtbar und umschlang sie*; sie wich etwas zurück und sagte: „Was machst du? singst auch du einen Zaubergefang?" — Ich küßte deinen Mund, sagte ich, dessen Gefang mir die Schmerzen gestillt hat. — Sie verstand, was ich wollte, und lächelte; und so faßte ich Muth und sagte: „Ach, Geliebteste, ich bin von neuem verwundet, aber noch heftiger, denn die Wunde ist mir ins Herz *hinabgeflossen*, und begehrt deinen Zaubergefang. Trägst du etwa auch eine Biene auf deinem Munde? denn du bist voll Honig, und deine Küsse verwunden. Aber ich bitte dich, heile mich wieder durch einen Gefang, *und eile nicht so sehr*, damit nicht die Wunde wieder schlimmer wird." — Mit diesen Worten warf ich meine Hand etwas ungefümer um sie herum, und küßte sie freyer. Sie kräubte sich zwar etwas, aber verstattete es doch."

(Der Beschluss folgt.)

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE, im Verl. d. Waisenhaus-Buchh.: *Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. Erster Theil: Ulysses von Ithaka.* Von K. F. Besker. 1802. IV. u. 34 S. *Zweyter Theil: Achill.* II. u. 410. S. 8. (Mit 2 Kupfern. 2 Rthlr. 4 gr.)

Der durch seine *Weltgeschichte für Kinder* als Jugendschriftsteller schon vortheilhaft bekannte Vf. legt in der Vorrede seine Ueberzeugung nieder: das er keinen Dichter und keinen Geschichtschreiber des Alterthums kenne, der selbst für die Kinderwelt ein größeres Interesse haben, und in so mancher Hinsicht lehrreicher werden könnte, als Homerus. Dieser Ueberzeugung gemäß, erzählt er seinen um ihn versammelten Jünglingen im ersten Bande den Inhalt der Odyssee, im zweyten der Ilias; und ein dritter soll der Aeneis gewidmet seyn. Wir zweifeln gar nicht, das junge Leute von 12 bis 15 Jahren hier Nahrung für ihren Geist und eine angenehme Unterhaltung finden werden; und bewährte Erzieher, welche die Probe bereits angestellt hatten, versicherten uns, das sie Kinder und Jünglinge mit großem Interesse bey der Lectüre gefunden, das diese, wenn man ihnen vorlas, mit gespannter Aufmerksamkeit und Erwartung

an dem Munde des Vorlesers hingen. Und in der That wer hat je die homerischen Gefänge mit einigem Eindringen in ihren Geist gelesen, ohne zu fühlen, das sie recht eigentlich durch den kindlichen Geist, der in ihnen wehet, dann durch das unaufhörliche Leben, das mit den stets wechselnden Gestalten vor uns vorübergeht, das Interesse der jungen Welt eben so sehr an sich ziehen müssen, als des gebildeten Mannes, der sich noch nicht zu weit von dem Pfade der Natur verloren hat. Das aber für die Jugend mit Geschmack und Einsicht ausgewählt werden müsse, das nicht alle Scenen, welche die Homeriden schildern, nicht alle Wörter und Beywörter, die sie bey ihren Schilderungen anbringen, dem jungen Leser, der zunächst auf Unterhaltung sieht, gefallen können; dies scheint sich freylich von selbst zu ergeben. Indes glauben wir, das unser Vf. gerade hierin ein Versehen begangen hat, welches seinem sonst empfehlungswerthen Buch einigen Eintrag thut. Er hat sich allzu nahe an das Original gehalten, und indem er nicht bloß in der Manier der alten Barden, sondern meistentheils auch in den eigenen Worten zu erzählen suchte, vielleicht nicht immer auf das, was die Jugend interessieren kann, sorgfältigen Bedacht genommen. Wollte er sich auch vor allem Modernisiren hüten, und sollte auch der *treffliche Sauhirt* seine Rolle behalten: so konnte doch wohl Manches abgekürzt, Manches ganz übergangen werden. Indes hat er nicht veräuht, durch die einfallenden Fragen der Kinder den Contrast zwischen der alten und neuen Welt bemerkbar zu machen, und es ist ihm im Ganzen wohl gelungen, seine jungen Leser in die alte Welt unvermerkt einzuführen, und gleichsam darin zu orientiren. Er versteht die Kunst, ohne Aufwand von Gelehrsamkeit manche schöne Kenntniß beyzubringen, und wir setzen einen besondern Vorzug dieser Schrift darein, das durch sie Jünglinge, welche in der Folge den Homer lesen sollen, mit Vortheil können darauf vorbereitet werden. Vorzüglich aber machen wir noch Jugendlehrer auf die glückliche Manier des Vfs. aufmerksam, Moral an Geschichte zu knüpfen, und aus den eigenen Gefühlen der Kinder sittliche Begriffe zu entwickeln. Besonders zeichnet sich in dieser Hinsicht der erste Band aus. Wie wenig Moralisten für die Jugend ist, bey dem besten Willen, dies Talent eigen, stets auf das Moralische hinzuwirken, ohne jemals eigentlich zu moralisiren!

Das Buch verdiente es, das die Verlagshandlung auch für ein äufseres gefälliges Gewand sorgte, und es durch zwey schöne Titelkupfer von Bolt, Dähling und Henne zierte.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonntags, den 13. November 1802.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) ZWEYBRÜCKEN, a. d. Druckerey d. Verlagsge-  
sellschaft: *Achillis Tatii Alexandrini de Clitophon-  
tis et Leucippes Amoribus Libri VIII.* etc. Edidit  
Christ. Guil. Mitscherlich etc.
- 2) Ebendaf.: *Longi Pastoralium de Daphnide et  
Chloë Libri IV.* etc. Edidit Christ. Guil. Mit-  
scherlich etc.
- 3) PARMA, a. d. königl. Druckerey b. Bodoni: *Λό-  
γος Ποιητικῶν τῶν κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην βιβλίον  
τέσσαρες.* Cum prologo de libris eroticis anti-  
quorum etc.
- 4) LEIPZIG, in d. Sommerschen Buchh.: *Longi  
Pastoralia.* Cum Prolequio P. M. Paciaudii etc.  
Edidit G. H. Schäfer etc.
- 5) LEIPZIG, b. Hecht: *Leucippe. Ein Roman aus  
dem Griechischen des Achilles Tatios* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir brauchen kaum zu erinnern, dass in der aus-  
gehobenen Stelle der Uebersetzung das ganze  
Gemälde an Leben, Natürlichkeit und einnehmen-  
der Geschwätzigkeit seinem Urbilde gleicht. Nur  
einige Nebenzüge sind verloren gegangen; nur hie  
und da wird der des Griechischen kundige Leser et-  
was zu bessern finden. Gleich der Anfang der Ueber-  
setzung beruhet auf der falschen Voraussetzung, dass  
man statt τῆ προτεραία ταύτης ἡμέρα lesen müsse τῆ  
ὑποτεραία. Hr. Ast weiß sich den Zusammenhang und die  
Folge der Scenen nach der Vulgata nicht zu erklären,  
und verbreitet sich darüber S. 15. in einer langen,  
aber — unrichtigen Anmerkung. Das Ganze hängt sehr  
natürlich so zusammen: Kleitophon, da er die Leu-  
kippe erblickt (Cap. 6.), wird bleich, erröthet, geräth  
in Verlegenheit und weiß nicht recht, was er reden  
soll. Nachdem er endlich das Gespräch einmal an-  
geknüpft hat, kommt ihm die Erinnerung an einen  
glücklichen Zufall zu Hülfe (τὸ αὐτοματὸν μοι συνέ-  
γχετο). Des Tages vorher war er Augenzeuge gewe-  
sen, wie schnell Leulippe die Freundin von den  
Schmerzen eines Wespenstiches heilte: jetzt veran-  
lasst er die schöne Zauberin, dieselbe Cur an sei-  
nem — Munde zu versuchen. — Τότε οὖν, heisst es  
davon im Griechischen, κατὰ τύχην μέλιττά τις ἢ  
σφήξ περιβουβήσασα. Die Ungewissheit des Ausdrucks  
kleidet die natürliche Conversationsprache des sorg-  
losen Erzählers. Der Uebers. hätte daher keines der  
A. L. Z. 1802. *Vierter Band,*

beiden Wörter weglassen sollen. Dafür ist in dem  
folgenden eine Ueberladung des deutschen Aus-  
drucks: *ich küsste sie stillschweigend, und unterdrückte  
heimlich das Geräusch der Küsse.* Κατὰ κατεφίλου, σιω-  
πῆ κλεπτῶν τῶν Φιλημάτων τὸν ψίφον. Man sollte  
meynen, Hr. Ast habe σιωπῆ zweymal gelesen. Dass  
das Wort aber zu dem Folgenden, nicht dem Vor-  
hergehenden, gehöre, erhellet auch schon daraus,  
weil Achilles hier wahrscheinlich einen Jambus ein-  
es Komikers in seine Prosa verpflanzte: ἀλέπτω  
σιωπῆ τῶν Φιλημάτων ψίφον. Vgl. Athenaeus XI. p.  
487. D. Allein auf solche Uebertragungen, nicht blofs  
von Dichtersfloskeln, sondern von ganzen Dichter-  
versen, sind überhaupt die Ausleger der Erotiker zur  
Zeit noch gar nicht aufmerksam genug gewesen. —  
Bald darauf scheint uns im Original: τὴν ἐπωδὴν Φιλᾶ,  
ὅτι μου τὴν ὀδύνην ἴσω ein Wortspiel zu liegen, wel-  
ches der Uebers. weder ausgedrückt, noch in einer  
Note anerkannt hat. Was machst du? sagt das Mäd-  
chen. „Ich liebe (ἔλω), versetzt jener schalkhaft,  
den wohlthätigen Zaubergefang“; zugleich mit dem  
geheimern Sinn, den Hr. Ast in den Worten allein  
gefunden zu haben scheint: „Ich küsse deinen Mund,  
dessen Gefang mir die Schmerzen gestillt hat.“ —  
Die Wunde ist ins Herz hinabgestossen, ist härter als  
das griechische, κατέβρευσσε, dessen uneigentliche Be-  
deutung weit häufiger und von ganz verschiedenen  
Gegenständen vorkommt. — „Heile mich wieder  
durch deinen Gegengefang, und eile nicht so sehr“,  
gibt durch die Auflösung einen ganz andern Sinn,  
als das griechische: μὴ ταχὺ τὴν ἐπωδὴν παραδράμης.  
Eine auf ähnliche Art verfehlt Construction war schon  
oben, wo Hr. Ast das Mädchen erst küssen, dann  
umschlingen lässt. Natürlicher im Original: τότε ἕδῃ  
περιβαλὼν φανερώς κατεφίλου.

Unter den *philologischen Bemerkungen*, welche  
der Uebersetzung angehängt sind (denn die unter dem  
Texte befindlichen dienen blofs zum Unterricht der  
Laien, und kommen hier gar nicht in Betracht),  
zeichnen sich noch mehrere durch Scharfsinn aus,  
besonders die erklärenden, welche man als indirecte  
Vertheidigungen der gewöhnlichen Lesarten ansehen  
kann. Viele Conjecturen aber schwinden als un-  
statthaft dahin, wenn man entweder den Zusam-  
menhang, oder den Sprachgebrauch genauer beleuch-  
tet. Der *Zusammenhang* z. B. verschmähet, aufser  
der bereits angeführten Conjectur, auch die Aende-  
rung Lib. V. c. 21. p. 227. ed. Mitscherl. καὶ ὄρκοις  
ἐτέροις ἐπιστούμην in κατεροῖς, wiewohl diefs durch  
Pindar's Autorität (Pyth. IV, 296.) einigen Schein ge-  
wiant.

winnt. 'Ετέροις bezieht sich auf das vorhergehende "Ουνοί σοι, Φιλτάτη, τῶς πατρώους θεούς. Der Sprachgebrauch erlaubt nicht Lib. V. c. 12. p. 207. μή ὕβρισαι τῷ θεῷ zu lesen: denn das Verbum wird anders construiert. Die Vulgate zwar καὶ ἴδρουσαι τῷ θεῷ giebt, selbst nach Berger's gezwungener Erklärung, wie Hr. Ast richtig urtheilt, keinen guten Sinn; und die Vorschläge des Hn. Mitscherlich, entweder χάρησαι oder χαρίσαι zu verbessern, führen eben so wenig zum Ziele. Vielleicht aber schrieb Achilles: καὶ ἰέρησαι τῷ θεῷ, operare Deo sc. Amori (vgl. Valkenaer ad Ammon. p. 72. Intpp. ad Tho. M. p. 469.), mit einer ähnlichen Metapher, als in μυῖσθαι γάμος (Alciphron. Epist. I, 4. p. 20.), μυσταγωγεῖν (vom Amor Alciphr. Ep. I, 19.), τέλη (von ehelicher Verbindung Aesch. Eumen. 839.) u. s. w. obwaltet. Achilles selbst (Lib. V. c. XV.) sagt: μνηθῶμεν οὖν τὰ τῆς Ἀφροδίτης μυστήρια, und Lib. I. c. XIII. p. 35. nennt er einen Bräutigam, der noch vor der Weihe des Amor starb, νεμφίον ἀτελή, welches auch in der Mitscherlich'schen Ausgabe sehr unbequem durch sponsus imperfectus, und von Hn. D. Ast (S. 34.) nicht besser durch ein halber Bräutigam übertragen worden ist. — Eine sinnreiche Emendation von Hn. Guldennapfel finden wir noch zu Lib. VIII. c. V. p. 317., wo in der Erzählung von Kleitophon's Avontüren die leeren Worte τὴν ναῦν διηγησάμεν, deren Sinn vollkommen in dem folgenden enthalten ist, glücklich verändert werden in τὸν ναῦν διηγησάμεν, mit Bezug auf den Ilistempel; s. V, 14.

Es sey erlaubt, diese Kritik der Uebersetzung mit zwey allgemeinen Bemerkungen zu schliessen, welche sich zugleich auf den Text und die Noten der erst genannten Ausgaben erstrecken. Die erste Bemerkung betrifft die schon oben erwähnten Wort- und Witzspiele. Zwar ist es bekannt genug, was auch Hr. D. Ast (S. 20. f. Noten) sehr gut erinnert, das solche witzige Anspielungen selbst da, wo man den Witz nicht erwartete, diesen Erotikern um so mehr eigen sind, je weiter sie sich von der reinen, unverfälschten Natur und dem wahren Geschmacke schon entfernt hatten: nichts desto weniger sind Uebersetzer und Ausleger oft dieser Eigenthümlichkeit entweder gar nicht, oder am unrechten Ort eingedenk gewesen. Nicht ohne Glück hat Hr. Guldennapfel Lib. VIII. c. 9. eine Rede voll satyrischer Zweydeutigkeiten auch im Deutschen nachzubilden versucht; allein der Doppelsinn in den Worten p. 336. πῶς πλέκτρον περιέβαιεν, scheint ihm eben so wenig, als Hn. Mitscherlich, klar worden zu seyn; ja er scheint hier nicht einmal Doppelsinn geahndet zu haben. Man muß lesen πῶς πλέκτρον περιέβαιεν, in dem Sinne, welchen Touss Emendatt. in Suid. II. p. 223. entwickelt. — Satyrus (so erzählt Achilles Lib. II. c. 23. P. 81.) wußte, das sich Konops gern götlich that: er kaufte sich daher einen starkwirkenden Schlaftrunk, und lud ihn zum Essen ein, Konops argwöhnte eine List (ὄτ' ἄπτευσέ μὲν τινα μηχανήν), und wollte anfangs nicht: ὡς δ' ἡ βελτίστη γαστήρ κα-

τηνάγιασε, πείθεται. Diefs giebt Hr. Ast: „Doch sein leckerer Magen bewegte ihn, und er folgte.“ Wo heisst das βελτίστη? Crucejus Uebersetzung, postquam suavior optimus venter pellerit, morem gessit, deutet auf eine Lücke des Textes hin, die auch Hr. Mitscherlich wahrnahm, aber nicht ausfüllte. Es scheint, man müsse μηχανή; wenigstens in Gedanken, ergänzen; wieder eine Sprachpielerey, wo Ein Wort in zwey verbundenen Sätzen einen zwiefachen Sinn annimmt. — Wenn aber Leukippe (Lib. II. c. 25. p. 85.) zu ihrer Mutter, die sie in Kleitophons Umarmung überraschte, sagt: οὐδὲ οὐδὲ τούτων ὅστις ἦν, εἶτε δαίμων, εἶτε ἔρωσ, εἶτε ληστής, so muß man unbedenklich mit Hn. Mitscherlich, auf Crucejus Autorität, εἶτε ἔρωσ ändern, und darf nicht mit Hn. Ast in dem Wort ἔρωσ eine lästige, witzelnde Hindeutung auf den wahren Urheber des Vorfalles, auf den Kleitophon, vermuthen, noch ἔρωσ als ein Glossem von δαίμων betrachten. Denn jenes giebt keine Anspielung; dieses läßt den Sinn und Ausdruck unvollständig.

Ueberhaupt gehört bey der Beurtheilung der Erotiker besonders — und diefs ist die zweyte Bemerkung — nicht bloß Scharffinn, sondern eine vertraute Bekanntschaft mit ihrer Manier dazu, um wahre Glosseme von vorgeblichen zu unterscheiden, und sich da des Obelus zu enthalten, wo bloß die Spielerey des Witzes oder die Ueppigkeit des Ausdrucks in Anspruch genommen zu werden verdient. Wenn z. B. Longus l. c. 18. p. 30. ed. Schaf. erzählt: λούει τὸν Δάφνιν ἢ Χλόη πρὸς Νύμφης ἀγαγοῦσα, εἰς τὸ αὐτοῦ εἰσαγαγοῦσα: so hat Hr. Mitscherlich die letzten Worte mit Unrecht in Klammern eingeschlossen. Trefsender urtheilt der Leipziger Herausgeber: Agnosco colorem sophisticum: glossematici nihil. Aehnliche Stellen dieser Art hat Villoson S. 71. gesammelt. Anderwärts aber sind wirklich Glosseme vorhanden, welche noch kein Ausleger wahrnahm. Z. B. Achilles I, 12. p. 32. von einem rasch eilenden Pferde: τῶν δὲ ποδῶν οἱ μὲν ἔμπροσθεν ἤλλουτον· οἱ δὲ ὀπισθεν τοὺς πρόσθεν ἐπειγόμενοι φθάσαι, τὸν δρόμον ἐπέπευδον [διωκόντες τὸν ἵππον]. Ὁ δὲ ἵππος κ. τ. λ. Desgleichen II, 37. p. 100. τὸ δὲ κάλλος τῶν γυναικῶν αὐτὸν τὸν Δία κατήγαγεν ἐξ οὐρανοῦ· διὰ γυναικῶν ποτε Ζεὺς ἐμνηστῆτο· διὰ γυναικῶν ποτε Σάτυρος ἄρχησατο, καὶ χρυσοῦν ποιοῖηεν ἐκυτὸν [ἄλλη γυναῖκ]. In der letzten Stelle konnte schon Crucejus Uebersetzung gegründeten Argwohn erregen. Aber es giebt mehrere Stellen, wo weder Crucejus noch Codices, sondern bloß die Manier dieser Schriftsteller, die zwar üppig im Ausdruck, aber zugleich concinn, die voll rhetorischer Wendungen, aber ohne grammatische Tautologien sind, das Urtheil bestimmen.

So werden wir von selbst zu der obigen Bemerkung zurückgeführt, das auch in solchen Ausgaben und Uebersetzungen, welche uns bloß mit dem Inhalt und der Form der erotischen Dichter bekannt machen sollen, eine Würdigung der Manier nichts weniger als überflüssig ist. In der That hat in der italiä-

italiänischen Ausgabe des *Longus* und in der deutschen Uebersetzung des *Achilles* für diesen Zweck der Leser geforgt werden sollen. In jener nämlich ist auf 73 Seiten ein *Proloquium* über die erotischen Schriften der Alten vorgesetzt; und Hr. *Ast* hat *Ideen zur Kritik des Achilles Tatios*, zugleich auch der übrigen Erotiker, angehängt. Bey Hn. *Mitscherlich's* Ausgaben findet sich nichts dieser Art: denn das gut geschriebene *Argumentum fabulae*, welches er vor dem *Achilles* aus der *Bibl. Critica* hat abdrucken lassen, können wir dahin nicht rechnen. Hr. *Schäfer* hingegen hat das *Proloquium* der Bodonischen Ausgabe wiederholt: welches wir im Ganzen keinesweges mißbilligen, ob wir gleich überzeugt sind, daß ein deutscher Gelehrter leicht etwas Gründlicheres und Belehrenderes über diesen Gegenstand hätte schreiben können.

Jenes *Proloquium de libris eroticis Antiquorum*, welches die Bodonische Ausgabe eröffnet, rührt von *Pacianudi* her, der als Bibliothekar zu Parma über merkwürdige Bücher gewisse literarische Notizen entwarf. Unter den Handschriften fiel ihm ein Roman, *Philogenes*, von *Rubillus* von Parma, aus den Zeiten des Odoardo (Farnese) in die Hände: dies veranlaßte ihn, jenen Aufsatz zu schreiben, dem in der italiänischen Ausgabe noch eine andere Vorrede, unter *Bodon's* Namen, als Ergänzung vorausgeht. In beiden kommt Manches für die Literaturgeschichte interessante vor, und wir wünschten daher, daß Hr. *Schäfer* auch diese Vorrede hätte wieder abdrucken lassen. So bemerkt z. B. der Vorredner, daß man in einem Codex zu Casino die Ueberschrift *Λόγου (nicht Λόγου) ποιητικῶν* finde: wodurch selbst der Name des Romandichters zweifelhaft wird. Ebenfalls heißt der Roman *Λεοβιανῶν ἐρωτικῶν λόγου ἑ.* Heliodor, meynt der Vorredner, sey der Theodor, Bischof zu Tricca, b. Socrates H. Eccl. V, 22. Auch vom Roman Sendebarr bringt er mehreres, besonders aber über Jamblichus eine sinnreiche Mathematisierung vor. Er behauptet nämlich, daß der Verfasser der babylonischen Geschichten, wie das Ganze, so auch die ihn betreffende Stelle erdichtet, und theils um seinen magischen, aus Chaldäa gewöhnlich hergeleiteten Geheimnissen mehr Eingang und Ansehen zu verschaffen, die Person eines babylonischen Magus und den Namen des, durch sein Buch über die ägyptischen Mythen berühmten, Platonischen Jamblichus angenommen habe. Wenigstens könne er darum nicht in die Zeiten Mark Aurels gesetzt werden, weil er des Vologäus, Lucius Verus und Soämus, von dessen Senator und Consulate kein Römer etwas weiß, als Zeitgenosse von sich erwähne. — In Bezug auf diese scharfsinnige Hypothese hat neulich Hr. *Manzo* (*Vermischte Schriften* II. S. 294.) eben so scharfsinnig geurtheilt, daß wenigstens der Erotiker, dessen Roman schon um das J. 370 gelesen wurde, seinen Betrug unmittelbar nach dem Tode oder noch bey Lebzeiten des Philosophen Jamblichus, dessen Blüthe in das J. 310

fällt, gespielt haben müßte. — Von ähnlicher Art ist *Pacianudi's* mit Leichtigkeit des Vortrags, aber auch des Inhalts, verfaßtes *Prooemium*. Er schränkt sich ebenfalls bloß auf das Literarische von den Romandichtern ein; verweilt nicht bloß, wie der Titel vermuthen läßt, bey den älteren, sondern geht bis auf die neueren Zeiten fort, und bleibt übrigens bey den ersten flüchtigen Umrißen stehen: an eine scharfe, aus höheren Principien abgeleitete Würdigung der einzelnen Romanschriftsteller ist gar nicht zu denken.

Auf eine solche Würdigung hat es Hr. D. *Ast* angelegt. Leider aber betrat er auch jetzt einen Abweg, auf welchem man einen durch die Alten genährten Philologen am wenigsten suchen sollte. Abfichtliche Verleugnung einer natürlichen und hellen Ideenentwicklung, unablässiges Haschen nach Spitzfindigkeiten und mykischer Terminologie, daher entstandene Verschrobenheit des Urtheils und Verkünstelung des Ausdrucks ist überall sichtbar; und kläglich ist wahrzunehmen, wie sehr sich die freventlich verschmähte Klarheit an einem mit so trefflichen Anlagen und Kenntnissen ausgestatteten Kopfe rächt. Hier nur Einiges zur Probe: „Die Duplicität der Objectivität und Subjectivität kehrt in allen Erscheinungen des höheren und niedern Lebens zurück: ihre Identität aber erscheint allein in der höheren Kunst und Wissenschaft symbolisch. — In der Philosophie herrscht der eine Factor, das Objective, im Materialismus, dessen Princip Seyn, Materie ist, und der andere, ihm entgegengesetzte, im transcendenten Idealismus, welcher vom Wissen und Handeln ausgeht. Auch in der Kunst findet man diesen Gegensatz des Subjectiven und Objectiven. — Im Epos ist das Subjective gleichsam gebunden, in der Lyra des Objectiven; im Drama aber treten beide objectiv hervor, und zwar in der Komödie, dem potensirten Drama, tritt das subjectiv-Objective wieder subjectiv hervor; denn der Dichter stellt sich hier selbst sichtbar dar, und erhebt sich oft über sich selbst und sein Werk. Eine neuere Dichtungsart, welche ich die Universalpoesie nennen möchte, und die mit der alten Komödie viel Aehnlichkeit hat, ist die romantische. Sie stellt Begebenheiten und Gesinnungen dar; und deshalb liegt sie gewissermassen im Indifferentismus des Subjectiven und Objectiven. — Der Roman ist die vollendete Darstellung des Universums, der Gottheit: seine Form ist objectiv, und der Stoff subjectiv; in ihm durchdringen sich die *Pole der Religion*. — Die Subjectivität (die Liebe), der eine Pol der Religion, war mit der christlichen Religion gegeben, und mit ihr die Sentimentalität, der Grundstein der romantischen Kunst. Vermöge der Religion der Griechen, die schlechthin objectiv war, konnte nur ein Epos entstehen. Beide Pole der Religion verbindet der Roman u. s. w. u. s. w.“ Denn wir sind des Abschreibens, und wahrscheinlich auch die Leser schon der flüchtigen Beschauung dieser Verworrenheiten, herzlich müde. Ueber die einzelnen Erotiker sagt Hr.

*Ast*,

*Ast*, wenn man seine mystisch-überspannte Sprache in eine verständliche übersetzt, manches Treffende, doch alles nur durch kurze Andeutungen. Weit lehrreicher ist die oben angeführte Abhandlung des Hn. *Manso*, welche mit der *Astischen* den merkwürdigen Contrast bildet, das diese unter dem Schleier tief verborgener Weisheit manches Triviale, vieles Unrichtige offenbart; jene hingegen, bey einer freyen, lichtvollen und natürlichen Darstellung, glücklicher eindringt und den Gegenstand erschöpft. Hr. *Ast* hat diese Abhandlung nirgends genannt; doch scheint er sie gekannt, und einmal wenigstens ausdrückliche Rücklicht darauf genommen zu haben. Hr. *Manso* nämlich geht von der Behauptung aus, das Heliodus, dem, wo nicht der Zeit, doch dem Werthe nach, die oberste Stelle unter den Erotikern gebühre, Repräsentant der ganzen Gattung sey, und das man für den Maassstab aller, in diese Ordnung gehörenden, Dichtungen die seinige annehmen müsse. Hr. *Ast* hingegen endigt seine Parallele zwischen Achilles und Heliodus mit folgendem Urtheil: „Man beurtheilt beide falsch, wenn man den einen zum Maassstabe der Beurtheilung des andern macht, da beide sich entgegengesetzt sind: Achilles ist münisch; Heliodus tragisch.“

Schliesslich verdient noch das Aeusere dieser sämtlichen Ausgaben eine ehrenvolle Erwähnung. Besonders zeichnet sich der *Bodonische* Abdruck des Longus durch die von diesem Meister der Kunst schon gewohnte Pracht sehr vortheilhaft aus; so wie die *Leipziger* Ausgabe desselben Erotikers durch geschmackvolle Nettigkeit des Drucks und Formats angenehm ins Auge fällt. Schade übrigens, das Hr. *Mitscherlich* bey Xenophon, und Hr. *Schäfer* bey Longus, die Bequemlichkeit des Nachschlagens durch Kapitelzahlen zu befördern verabsäumt haben!

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, in Commission b. Fleischer: *Sonntagsbuch. Zur Beförderung wahrer Erbauung zu Hause.* Von C. F. Sintenis, Consistorialrath und Pastor zu St. Trinit. zu Zerbst. *Erster Theil.* 1801. 256 S. *Zweyter Theil.* 1802. 250 S. 8. (1 Rthr. 16 gr.)

Der Vf. nennt sein Andachtsbuch ein *Sonntagsbuch*, weil er nichts sehnlicher wünscht, als — das der christliche Herrntag doch wieder so verlebt werden möchte, wie ihn die Vorwelt verlebte, und beklagt es mit Recht, das ein grosser Theil der Christen den Sonntag zu einem gewöhnlichen Arbeits-

tage, ein vielleicht noch grösserer Theil zum vornehmsten Schmaufe und Spieletage macht. Mit Wärme empfiehlt er christlichen Hausvätern die Wiedereinführung der *Hausandacht* neben der öffentlichen, und sein Sonntagsbuch, welches als ein Pendant zu seiner Postille betrachtet werden kann, soll ihnen Stoff zur Erbauung geben. Das Ganze besteht aus 36 Betrachtungen. Im ersten Theil sind Betrachtungen über die Natur und Bestimmung des Menschen, über die Existenz Gottes, über mannichfaltige Offenbarung des grossen Unsichtbaren, über Jesum, seine Lehre, seine sittliche Grösse, über Glauben und Christenthum etc. enthalten; der zweyte Theil enthält moralische Betrachtungen. Man kennt den Vf. schon aus andern Schriften als einen selbstdenkenden, freymüthigen, und beredten Schriftsteller; und diesen Charakter wird man auch in gegenwärtigem Andachtsbuche finden. Durch Lectüre gebildets, und im Nachdenken geübte Personen werden dasselbe mit Vergnügen und Nutzen und zu ihrer wahren Erbauung lesen; aber mancher altgläubige Christ dürfte vielleicht über die Aeusserungen von Jesu, von dem Unterschied zwischen einstweiligen und immerwährenden Beweisen für Jesum, von dem Zweck des Todes Tesu etc. den Kopf schütteln, und das Buch unwillig aus der Hand legen. — Der Stil ist sehr ungleich, und bisweilen zu schwer für gemeine Leser. So heisst es z. B. Th. I. S. 29. „Es sey unter dem Weisen und Edlen, heisst, sich sinnliche Freudengenüsse zu erlauben. . . Wie? so wäre auch wohl seine sinnliche Natur selbst unter ihm? — Ja, wenn er sinnliche Genüsse für sein höchstes Gut erklärte, dies wäre unter ihm; denn so erklärte er dadurch seine niedere Natur für seine höhere.“ Dieses unter ihm, welches oft vorkommt, wird der gemeine Leser schwerlich verstehen. Auch kommen bisweilen neue, wenigstens ungewöhnliche Wörter vor, z. B. der gewöhnliche *Geniesserhaufe*, *Unwachsamkeit*, *wagehalsig*, *gleichbald*, *gleichemüthlich*, *freudefüchtig* etc. Der Vf. schreibt immer *Schöpfer* statt *Schöpfer*, vermuthlich weil dieses Wort von *schaffen* herkommt. Dieser und ähnlicher Eigenheiten ungeachtet kann dieses Sonntagsbuch denkenden Christen mit Recht empfohlen werden; für die gemeine Volksclasse scheint es nicht geschrieben zu seyn.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Ross-Arzt, oder Unterricht die Krankheiten der Pferde zu erkennen und zu curiren. Mit angehängtem Receiptbuch;* von W. G. Ploucquet. 3te verbeß. Ausgabe. 1803. 352 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 178.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 15. November 1802.

## PHILOGOLOGIE.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Dänifche Sprachlehre für Deutsche* von Nicolai Bendix Lange, Conrector in Kiel. Zweyte ganz neu umgearbeitete Auflage von Werner Hans Friedrich Abrahamfon, Capitain, Lehrer bey den königl. dän. Artillerie- und Landkadetten - Akademien, ord. Mitgl. d. k. norweg. Gefellfch. d. Wiff. u. der k. Gefellfch. zur Aufnahme d. fchön. Wiff. u. dän. Sprache, fo wie auch der fkanadinavifchen Literaturgefellfchaft. 1801. XLII S. Dedic. Vorr. u. Inhaltsverz. u. 705 S. 8.

Hr. Abrahamfon ift zu befcheiden, dafs er diefe Sprachlehre blofs eine zweyte, umgearbeitete der Langifchen nennt; denn fie ift unftreitig eine ganz neue und empfehlungswerthe Frucht eigener vieljähriger Forschungen und Beobachtungen. Von der Langifchen ift nichts mehr übrig als die Hauptrubriken, die noch überdiefs durch fo zahlreiche Zwifchenrubriken erweitert find, dafs, da die Langifche nur 164 Seiten ftark war, die gegenwärtige auf 705 fich beläuft. Zwar kann man nicht leugnen, dafs die eigentlich Langifche Sprachlehre immer noch daneben eine brauchbare Anleitung für Anfänger bleibt, und dafs diefe vielleicht gar die Langifche wegen ihrer Kürze, und der angefügten, für Anfänger fehr brauchbaren Chreftomathie und des dazugehörigen Taschenwörterbuchs vorziehen; allein Hr. A. erklärt auch in feiner Vorrede S. X. ausdrücklich, dafs *feine* Sprachlehre kein Compendium für Kinder und Schüler, fondern ein hinlänglich brauchbares Werk für Gebildete und für Lehrer feyn foll. Und das ift fie in der That.

Sie unterfcheidet fich von der Tode'schen wefentlich dadurch, dafs jene aus Beobachtungen im *Leben* abgezogene *Regeln* und *Cautelen*, diefe aus langen Forschungen und aufgezeichneten Bemerkungen im *Lehren* durch möglichft vollftändige Inductionen ihre *Grundfätze* der Sprache aufzuftellen fucht. Natürlich mußte fie dadurch zu einer größern Bogenzahl anwachsen. Schon die Lehre von der Ausfprache, die Hr. Tode bereits fehr befriedigend abgehandelt hatte, erhält hier gleichwohl noch manche neue Bestimmungen und Anfichten, fo wie auch die schon ehemals verfuhte Einführung der in den Isländifchen Druckerleyen längft gebräuchlichen eigenen Figur  $\alpha$  für den Dänifchen Laut des *aa*, welcher gewöhnlich das Mittel zwifchen *a* und *o* hält, aufs neue empfohlen, und von der Figur felbft durch-

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

aus Gebrauch gemacht ift. Was diefen Lehren eine befondere Anfchaulichkeit giebt, ift ein Anhang von S. 46. bis 73. in welchem neben Stellen aus Dänifchen Schriftftellern die Dänifche Ausfprache zur Seite mit deutlicher Rechtschreibung, und auf der Gegenfeite eine deutliche Ueberfetzung gegeben ift. zur Probe mögen einige Stellen hier ftehen:

### Dänifch.

Hvo der vil have Kjernen,  
bor bryde Skallen.

Een Fugl i Haanden er be-  
dre end tre i Skoven.

Den Gjerrige taenker altid  
paa at vinde, og aldrig paa  
felv at forhverve. Andres Moie  
betjener han fig af, og An-  
dres Navn; endog fin Sjener  
tilvender han Penge, for at  
tage dem felv.

### Ausfprache.

Wo der will have Kjär-  
nen, börr brüde Skallen.

Ehn Fuhl i Honnden är bä-  
dre enn tree i Skauen.

Denn Gjirrige täncker all-  
tid' paa at winnde, ogg'  
alld'rih paa föhl att forwär-  
we. Andres Meue betjänar  
hann fihg' aw, ogg' Andres  
Naun; ennogg' ün Tjänar till-  
wennder hann Penng, för  
att tage dem föhl.

u. f. w.

Diefer erfte Theil der Sprachlehre, der hier 73 Seiten fafst, war in Lange's mit 7 Seiten abgethan. Auch der zweyte Theil, der die Wortforschung begreift, hat eine fo gänzliche Umarbeitung, und fo viele Berichtigungen, Zufätze und neuen Anwachs von Beyfpielen erhalten, dafs er ftatt 93 S. wie vorher in Lange, nun 141 S. ftark ift. Vorzüglich aber hat Hr. A. in dem dritten Theile, der die Wortfügung begreift, die reichhaltige Ausbeute feines vieljährigen Studiums und Unterrichts dargelegt. Es macht daher diefer Theil auch allein ein Buch aus, und verdient befonders von denen durchftudiert zu werden, die fich mit der charakterifchen Verfchiedenheit des Genius der nordifchen und deutchen ftammverwandten Sprachen auf eine gründliche Art bekannt machen wollen. In 24 Kapiteln (S. 221. bis 705.) handelt er durch Artikel, Substantiv, Adjectiv, Verbum, und alle andern Redetheile, die Eigenheiten der dänifchen Sprache in der verfchiedenen Bildung und vielartigen Zufammenfetzung, mit fteter Hinficht auf die Abweichungen der deutchen Sprache, und mit fo vielen zweckmäßigen und einleuchtenden Beyfpielen fo vollftändig ab, dafs Rec. nichts mehr bedauert, als dafs es dem würdigen Vf. nicht gefallen hat, dem Gelehrten, dem Sprachforfcher, und felbft dem bloßen Liebhaber dänifcher Schriften, die Brauchbarkeit diefes Schatzes von nützlichen Bemerkungen durch ein zweckmäßiges Register zu erleichtern. Denn wenn gleich alle Theile der Sprachlehre und Rede in hinlänglicher Ord-

Y y

nung

nung folgen, und jedem, der davon Gebrauch machen will, so viele Vorkenntnisse zuzutrauen sind: so ist doch auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß auch viele Bemerkungen über ein und dieselbe Partikel z. B. je nachdem sie als Adverb oder Präposition u. s. w. oder je nachdem ihr Verhältniß in die Lehre von der Wortforschung oder Wortfügung gehört, zerstreut vorkommen, und zur Ersparniß der Zeit gewiß von manchem gewünscht würde, daß man auf alle Bemerkungen über ein und dasselbe zugleich sich hingewiesen fände. Rec. wünscht daher, daß der gelehrte Vf. diesem Bedürfniß noch durch ein eigenes grammatisches Wörterbuch der dänischen Sprache mit beständiger Beziehung auf diese seine Sprachlehre abhelfen möchte, um so mehr, da die gewöhnlichen Wörterbücher gerade den grammatischen, diesen für den Deutschen unstreitig schwersten, Theil am meisten vernachlässigen. Aufser der Lehre von den Partikeln, die ungemein reich an Beyspielen und Unterschieden ausgefallen ist, zeichnet sich noch besonders die Lehre von der eigentlichen *Construction der Sätze* und von den *Inversionen* aus, von denen auch Hr. A. bekennt, daß sie ihm einen außerordentlichen Aufwand an Zeit und Mühe gekostet hätten, da er sich hierbey fast ganz allein überlassen gewesen sey. Den Beschluß macht eine nützliche Sammlung von deutschen *Idiotismen* oder sprüchwörtlichen Redensarten mit dem ihnen entsprechendem dänischen Ausdruck zur Seite, da, wie Hr. A. ganz richtig bemerkt, nichts so sehr ins Lächerliche fällt, als wörtliche Uebersetzung eines, zumal bildlichen Idiotismus, und man bey der übrigen großen Aehnlichkeit der deutschen und dänischen Denk- und Sprechart um so leichter ein Versehen dieser Art begehen könnte. Sie ist theils aus den Sammlungen von Lange und Tode, theils aus den deutschen Sprachlehren für Dänen von Reiser und Zwilhemeyer zusammengefaßt, und mit noch mehr als hundert neuen vermehrt, und unter systematische Rubriken gebracht, die hier aufzuzählen und abzuschreiben weder Ort noch Raum ist. Uebrigens hat der Vf. dieses Werk dem Hn. Prof. *Friedrich David Gräter* in Schwäbischhall, als dem eifrigen Liebhaber und gründlichen Kenner nordischer Alterthümer und Sprachen, zu geeignet.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Matzdorf: *Natur-Wunder und Ländlicher Merkwürdigkeiten*. Ein Beytrag zur Verdrängung unnützer und schädlicher Romane. Von S. C. Wagner. *Erster Theil*. 1802. 416 S. *Zweiter Theil*. 376 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Absicht des Vfs. ist, dem leselustigen Publicum ein Werk zu liefern, wodurch es sowohl unterhalten als belehrt wird. Er hofft, manche Leser von den Romanen, womit so viel Zeit verschwendet wird, abzuziehen, und sie an Werke zu gewöhnen, die alles Wunderbare, Seltsame und Auffallende ei-

nes Romans haben, und doch dabey auf Wirklichkeit gegründet sind. Dabey spricht er sehr bescheiden von seiner Arbeit, und gesteht willig ein, daß weder große Fähigkeiten, noch viele Arbeit erfordert werden, um ein solches Buch zu liefern. Allein eben in diesem letzten Umfande liegt der Grund, warum der Vf. weniger seinen Zweck erreichen wird, als er erreicht werden könnte, wenn man sich anders dabey benähme. Wer den Romanenleser von seiner Lieblingslectüre abziehen will, hat nichts so sehr zu vermeiden, als ihm Langeweile zu machen. In dem vorliegenden Werke aber finden sich mehrere Artikel, die theils durch ihre Länge, theils durch die Behandlungsart, nicht nur dem an Romane gewöhnten Publicum, sondern auch vielen Lesern, die Belehrung suchen, Langeweile machen dürften. Rec. rechnet hierher vorzüglich das Kapitel von den Winden, das noch überdies das Unglück hat, gleich voran zusehen, und also den Leser gleich bey dem Anfange abzuschrecken. Der Vf. hätte überlegen sollen, daß er weder eine Naturgeschichte der Winde, noch für Seefahrer schrieb, welche die verschiedenen Meere der Welt beschiffen wollen, und daß den allerwenigsten Lesern daran liegen kann, zu wissen, in welcher Richtung die Winde nicht nur in allen Theilen des Meeres, sondern auch in der Nähe von 50 verschiedenen Häfen wehen. Eben so sind die Fälle von Erdbränden, von Luft, die sich in Bergwerken entzündet hat, und andere Erscheinungen dieser Art viel zu sehr gehäuft, so daß der Leser, der Mannigfaltigkeit sucht, nur gar zu oft auf Gegenstände stößt, die der Unachtsame oft schon einige Bogen früher gelesen zu haben glauben wird, weil sie jenen sogar ähnlich sehn. — Die Ländermerkwürdigkeiten sind vielleicht unterhaltender; aber auch hier hätte häufig eine bessere Auswahl getroffen werden können; besonders glaubt Rec., daß gewisse gar zu bekannte und in zwanzig andern Büchern behandelte Artikel entweder weggelassen, oder kürzer hätten abgefertigt werden sollen. Wer z. B. hat nicht eine oder mehrere Reisen durch die Schweiz gelesen? Rec. wunderte sich daher, eine Beschreibung der Stadt Bern, des Staubbaches, des Rheinfalles, der Gletscher, des Grindelwaldes und anderer eben so bekannte Gegenstände hier zu finden. Die Nachrichten über China aber möchten mancher und wichtiger Berichtigungen bedürfen.

Da der Vf. seine Nachrichten aus verschiedenen Schriftstellern zieht: so sind die Meilen, von denen geredet wird, nicht die nämlichen. Er hätte also jedesmal anzeigen sollen, was für Meilen er meynt (welches nur selten geschehen ist) oder die verschiedenen Arten derselben auf eine einzige reduciren, und durch das ganze Werk beybehalten sollen. Wenn z. B. (S. 131. Th. I.) gesagt wird, der Actna sey 60 Meilen von Malta entfernt, so kann weder von Italienischen, noch von Deutschen, oder sogenannten geographischen Meilen die Rede seyn. Hierher gehört auch S. 151. Th. II. die Insel Antiparos ist ein Felsen von 16 Meilen im Umfange. — S. 47. Th. I. heißt

heißt es: „Die stärkste Fluth, so viel man weiß, wird in einer von den Mündungen des Stromes Indus wahrgenommen; denn das Wasser pflegt daselbst 30 Fufs hoch aufzuschwellen.“ — Ohne nach Asien zu gehen, können wir weit höhere Fluthen sehen. Bey Chepstow, unweit Bristol, steigt sie bisweilen auf 60 Fufs und drüber. — S. 134. Th. I. Solfatara, zweymal, 1. Solfatara, und Parugia 1. Perugia, S. 184. verrottete Pflanzentheile etc. für verfaulte ist Niedersächsisch. S. 208. der Käster von den Dominicanern, 1. der Dominicaner. S. 228. der Park von Derbyshire, 1. Peak von Derbyshire. Der Vf. schreibt eine Menge Oerter mit K, die gewöhnlich mit C. geschrieben werden, selbst dann, wenn die Aussprache dadurch verändert wird, wie Arky in Bourgoigne, für Arcy.

MARBURG, b. Krüger: *Magazin für das Kirchen- und Schulwesen besonders in Hessen und den angrenzenden Ländern*, herausgegeben von D. Wilhelm Münscher, N. I. Schulwesen. 1802. 120 S. 8. (8 gr.)

Plan und Zweck dieses Magazins sind aus den öffentlichen Blättern bekannt. Um der Leser willen, die etwa bloß die das Schulwesen betreffenden Aufsätze interessant und lehrreich finden, ist die Einrichtung getroffen worden, daß diese in eigenen Hefen abgefordert zusammengestellt werden, und unter dem eigenen Titel: *Magazin für das Schulwesen besonders gekauft werden können*. Diefs erste Heft enthält sechs solcher Aufsätze. I. *Ueber den Verbesserungseifer in Kirchen- und Schulfachen*, als Einleitung zum Magazin vom Herausgeber. So gegründet die Rügen sind, womit Hr. M. den falschen Verbesserungseifer züchtigt, und so richtig die Bestimmungen, mit denen er den wahren bezeichnet, so halten sie sich doch sehr im Allgemeinen, und in großer Ferne vom Schul- und Kirchenwesen. Der Aufsatz könnte daher füglich jedem Magazin, das mit Verbesserungen zum Beyspiel im Polizey- oder Finanzwesen, im Landbau u. dgl. zu schaffen hat, ohne Anstoß als Einleitung vorgedruckt seyn oder werden. II. *Ueber die Einrichtung besonderer Witwencaffen für Schullehrer in Hessen*, von S. Hessen hat vor vielen andern Ländern den Vorzug solid eingerichteter Caffen zur Unterstützung der Witwen von Predigern, Civilbeamten, und neuerdings auch von Officieren. Nur für die Witwen und Waisen der Schullehrer, sagt der Vf. S. 26., ist bis jetzt schlechterdings nichts gethan, weder vom Staate noch von den Gemeinden. Auch bey der größten Dürftigkeit nicht die geringste Unterstützung, kein Sterb kein Gnadenquartal! kein Witwenhaus! etc. Die Vorschläge, die er sodann thut, sind, obgleich in der Hauptsache nur auf die Schullehrer selbst berechnet, deren Einnahme gering ist, dennoch wohl ausführbar, und man darf hoffen, daß sie in einem Lande, wie Hessen, über kurz oder lang im Wesentlichen zur Ausführung kommen. III. *Vorschlag zur Einführung eines öffent-*

*lichen Schulexamens in der Kirche und zur Anlegung einer Bibliothek für Schullehrer*, von Hn. Rector Zeis in Spangenberg. Zweckmäßig, was das Schulexamen betrifft, und auch wohl ohne allen Widerstand von Seiten der Gemeinden auszuführen. Nur für das Anlegen von dergleichen Bibliotheken würde Rec. aus mehr als einem Grunde nicht stimmen. IV. *Nachricht von einer Lesegesellschaft für Schullehrer in Oberhessen*, von Hn. Pfarrer Sallman, zu Kaldern. Die Gesellschaft beabsichtigte immer größere Tüchtigkeit ihrer Glieder für ihr Amt, und diess weniger wohl durch Leserey, als durch eigene Arbeiten derselben, durch Beförderung des Interesses am Schulunterricht u. dgl. Diefs Nachricht von ihr ist ein Beleg mehr für die Erfahrung, wie viel Widerstand das Gute in Unterrichtsanstalten aller Art, und oft von Seiten her findet, wo man gar keinen erwarten sollte. V. *Fragment eines Plans zur Verbesserung der Erziehungsanstalten in Hessen*. Von Hn. Geh. Justizrath Curtius. Den Plan legte der Vf., wie ein Zusatz des Herausgebers befragt, schon 1774 der damals in Marburg bestehenden Literatur Gesellschaft vor. Aus ihm ist dormalen etwa nur noch der Vorschlag von Werth und Interesse, daß die lutherischen mit den reformirten Schulen verbunden würden, da ja doch, wie der sel. Mann sagt, beide Religionsverwandten einerley Grammatik haben. VI. *Ueber die in einem zum Unterricht der Jugend bestimmten Katechismus der Religions- und Sittenlehre zu treffende Ordnung der Materien*. Unbefriedigend, weil es an der rechten Einsicht sowohl in das Materielle als Formelle dieses Unterrichts fehlt. — Wenn das Magazin künftig Aufsätze, wie Nr. II. und III. zu liefern fortfährt, so wird es seinen Zweck kaum verfehlen können, nämlich hauptsächlich dadurch, daß es wahrhaft nützliche und ausführbare Verbesserungsvorschläge thut, Anlaß zu geben, daß sie wirklich ausgeführt werden. Möge es im Stillen fortwirken, wie in dem Lande, worüber es sich insbesondere erstreckt, schon manches Gute ohne Geräusch begonnen, und manches auch bereits eben so ohne Glanz und Gepränge zur Ausführung gebracht ist!

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Ich bin unsterblich. Zehn philosophisch-christliche Reden für und an Hoffende in den gebildeten Ständen von August Grofse*, Prediger zu Rahmannsdorf und Hohenexleben. 1801. XVI. u. 247 S. 8.

„Nichts ist geschickter, sagt der Vf., den Menschen zur Moralität zu leiten, als ein auf Gründen der Vernunft, Sittlichkeit und Religion ruhender Glaube an Fortdauer nach dem Tode, und eben so überzeugt bin ich davon, daß, wer diesem Glauben gemäß handelt, rein moralisch handle. Ich weiß sehr gut, daß man diess zu bezweifeln angefangen, seitdem man versucht hat, den Menschen bloß zu einem unbedingten Gehorsam gegen das im Innern gebietende Ge-



Gefetz zu verweisen. — Ich würde dieser Meynung beytreten, wenn zu hoffen wäre, daß die bloße Stimme der Pflicht, ohne Rücksicht auf künftiges Seyn, jemals einen so mächtigen Einfluß auf das menschliche Herz erhalten werde, als eine geläuterte moralische Ueberzeugung von einem besseren Leben in Verbindung mit dem Pflichtgefühl unstreitig zu bewirken vermag.“ Den Glauben an Unsterblichkeit zu beleben und zu stärken, die damit in Verbindung stehenden Wahrheiten aufzuklären, sind diese Reden bestimmt, die zwar die äußere Form von Kanzelvorträgen haben, und einen biblischen Text zum Grunde legen, übrigens aber ihrem Inhalte nach mehr populäre philosophische Vorträge sind. Die Form ist sehr einfach, und weicht nicht von der gewöhnlichen der Predigten ab, obgleich die Bestimmung für Gebildete mehr Kunst erlaubt hätte. Der Inhalt ist dagegen lehrreich, und die Ausführung zeugt von richtigem Sinn für das Praktische. Der Vf. legte es mehr auf Belehrung des Verstandes als auf Rührung an, weil er überzeugt war, daß die Entschliessungen von Aufklärung des Verstandes ausgehen müssen. Daher ist der Charakter des Vortrags mehr Deutlich-

keit als Lebhaftigkeit; selten erhebt er sich zu einiger Wärme, und bey dieser wird mehr an das Herz als an die Phantasie gesprochen. Der Ausdruck ist deutlich und edel, nur zuweilen etwas zu matt. Uebrigens würden diese Reden, welche durch die praktische Behandlung interessanter Materien, durch die bescheidene Zurückhaltung aller eitlen schwärmerischen Vorspiegelungen von Einsichten in den uns ewig verborgenen Zustand nach dem Tode, durch die Festhaltung an die Bestimmung des Menschen, und die daraus fließenden vernünftigen Erwartungen, für gebildete Leser lehrreich und interessant sind, noch mehr gewonnen haben, wenn der Vf. seinen Ueberzeugungen von dem letzten Zweck des Menschen, von dem Verhältniß zwischen Tugend und Glückseligkeit, noch mehr Deutlichkeit, Bündigkeit und Consequenz gegeben, (deren Mangel schon zum Theil aus den eben angeführten Worten der Vorrede erhellet; denn wenn der Glaube an Unsterblichkeit moralisch ist, das heißt, aus dem Bewußtseyn der Moralität hervorgehet, so kann er nicht erst Moralität, die er voraussetzt, befördern,) und einige Materien der Falschheit unbeschadet, etwas gründlicher abgehandelt hätte.

## KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. Als Fortsetzung der unlängst (Nr. 118.) von uns beurtheilten *Miscellanea maximam partem literaria* des Hn. Prof. Wolf in Halle, zeigen wir hier die *Prologon* an, welche derselbe berühmte Kritiker den akademischen Lectionsverzeichnissen für das Sommer- und Winter-Semester dieses Jahres vorangeschickt hat. Sie enthalten kritische Bemerkungen über *Suetonius*, und müssen daher für diejenigen, welche die Wolfische Bearbeitung der Ernestischen Ausgabe von diesem Schriftsteller seither erwarteten, ein zutiefstes Interesse haben. Ohne ermüdende Umschweife, frey von beschönigender Doppelsinnigkeit, entfernt von der bequemen Auslegungsmethode, den nicht verstandenen Stellen in der Luft schwebend zu erhalten, dringt Hr. Wolf auch hier mit Präcision und Gründlichkeit, auf geradem Wege, zum Ziele der Entscheidung vor. Wir wollen die wichtigsten Bemerkungen ausheben; die einfache Darlegung wird dem Kundigen jedes Urtheil des Referenten entbehrenlich machen. *Jus Caes. c. 24. L. Domitius — Crassum Pompejumque — compulsi, ut detradendi Domitii causa, consilium alterum peterent, et ut in quinquennium sibi imperium prorogaretur: perfectique utrumque.* Weder eine Verletzung ist hier nöthig, noch ist in der Construction des Wortes *compulsi* eine Härte. Man supplire nur in dem zweyten Satze die in jenem Worte begriffene Nebenidee: *operam dedit, obtinuit; und streiche das Glossum perfectique utrumque weg.* C. 28. Die richtige Lesart ist: *quando et (επιδη) πλεβι-scito Pompejus postea obrogasset.* Hr. W. erklärt es: *Privilegio, quod c. 26. Caesari datum erat, obrogaverat Pompejus, quum vel per oblivionem vel dedita opera lege sua omnes absentes ab honorum petitione removisset.* C. 40. vertheidiget Hr. W. *ut neque messium feriae aestati, neque vindemiarum auctumno competere.* Das *Verbum* steht zwar absolute *Aug. c. 31.* aber in einer andern Bedeutung, und so, daß sich die Ergänzung des *Dativs sacerdotio* dem Leser von selbst darbietet. — C. 43. Auch hier verwirft Hr. W. die vorgeschlagene Verletzung der Worte. *Talis ratio si valeret, sagt er, multo plura transponenda essent, etiam majori specie, in istis brevibus et cumulatissimis sententiis de moribus Imperatorum.*

*Agitur h. l. de poenis eorum, qui repetundarum convicti essent: id ad severitatem jurisdictionis pertinere, qualem Caesar exercebat, nemo dubitabit.* — C. 54. Wird die Lesart in *Hispania ex Proconsule et a sociis* vorgezogen, „*ut a Caesare, sive Quaeitore, sive quum ipsi ex praetura ulterior Hispania obtigisset, extorta Proconsuli suo seu decessori dicitur pecunia.*“ Ueber die *socias civitates populi Rom.* vgl. *Plin. III, 1. — August. c. 19. ad extremum Telephi, mulieris servi nomenclatoris.* *Mulieris* war den Auslegern verdächtig: Hr. W. sucht den Verdacht zu heben, indem er *mulieris nomenclator* für eine verächtlichere Art Sklaven nimmt, und wegen des unangenehmen *Concursus genitivorum* an das Zeitalter des Schriftstellers erinnert. Das erste gewinnt Bestätigung durch *Gramm. C. 23. mulieris verna*, und bald darauf C. 25. *servos, viris feminisque indictos.* — C. 35. wird aus den Handschriften hergestellt: *Quosdam ad excusandi se reverentiam compulsi, servavitque etiam excusatis* (fr. *excusantibus*) *insigne vestis etc.* So *Tacit. XI, 25. senatu motos et excusatos.* Bey *excusantibus* (was aus einer fehlerhaften Correction von *excusantis* entstand) supplirt man gewöhnlich *se.* Allein mit Recht sagt Hr. W. *Jus servari non potest alicui, dum excusatur, sed quum excusavit.* — Eine feine Bemerkung zu den Worten *Cap. 24. concessit — ut sui cuiusque mensis acciperet*, theilen wir wörtlich mit: *Intell. tesseras frumentarias.* Cf. *Caes. C. 79. Cave corrigas suum cuiusque mensis.* Nam quaternorum mensium tesserae opponuntur cuiusque mensis tesseres; ut potius intelligendum sit sua mensis suas cuiusque m. Sed genitivus cuiusque in tali structura pendet a pronomine sui, quemadmodum nostrates loquuntur, eines jeden sein Monat. Neque id in concursu genitivorum nos offendit. — Die Lesart *muliebre sexum omnem*, welches sich in den meisten Codd. findet, ist, wie Hr. W. sagt, *ex usu posterioris et barbarae aetatis.* Die Alten sagten: *omnes muliebre sexus*, i. e. *uxta sexum*, so wie der Accusativ in *omne genus* und ähnlichen gewöhnlich ist. Vergl. *Gronov. ad Liv. XXXI, 47. Oudendorp. ad Frontin. I, 2, 6.*

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 16. November 1802.

## PÄDAGOGIK.

Ohne Druckort: bey dem Herausg. und in Comm. auf allen Postämtern: *Aurora*. Ein französisch-deutsches Wochenblatt für die Jugend, zur Vollkommenheit in beiden Sprachen, — herausgegeben von M. Johannes Lang, Diaconus in Blaubeuren und Pfarrer zu Weiler. *Drittes und viertes Heft*. 1801. (18 gr.)

Auch in diesen Heften findet sich dieselbe Mannigfaltigkeit der Gegenstände, dieselbe Quelle angenehmer und nützlicher Kenntnisse, dasselbe Streben beide so nöthige Sprachen der Jugend einzulösen, weshalb wir, bey Erscheinung der ersten Hefte, diese Wochenschrift als zweckmäßig und brauchbar empfohlen haben. Billig sollte man daher erwarten, dass die *Aurora* in vielen deutschen Erziehungsanstalten eingeführt werde, wenigstens in solchen, wo die Jugend-Bildung nicht bloß auf todte Sprachen eingeschränkt ist. Um diese Einführung so viel als möglich zu erleichtern, will der Herausgeber den Subscribenten das einzelne Exemplar des Jahrgangs 1802. für 2 Gul. 24 kr., und denen, welche nicht unter vier Exemplare zusammen bestellen, jedes Exemplar für 2 Gul. erlassen. Wir können unsere Anzeige nicht schliessen, ohne, statt aller weitern Empfehlung, folgende liebliche Dichtung aus Nr. XXX. mitzutheilen:

### Hymne à l'Espérance.

Salut! ô divine Espérance!  
Toi, dont le charme séducteur  
Donne une aile à la jouissance,  
Ote une épine à la douleur!  
Sur ton sein, quand l'homme repose,  
Ah! qu'il goûte un doux abandon!  
Si le Plaisir est une rose,  
L'Espérance en est le bouton.

Ton ancre soutient la nacelle  
Du malheureux battu des vents;  
Toi seule lui restes fidelle,  
Quand ses amis sont inconstans.  
Malgré les verroux effroyables,  
Dans un cachot tu suis nos pas;  
Si les Enfers sont redoutables,  
C'est que tu n'y pénétrés pas.

Dans l'arc-en-ciel, c'est ton image  
Qui rassure le laboureur;  
C'est toi qui, sur un bord sauvage,  
Rends des forces au voyageur.  
A. L. Z. 1802. *Vierter Band*.

*Au temple même de la gloire  
Iroit-on par d'âpres chemins,  
Si les palmes de la victoire  
N'étoient offertes par tes mains.*

*Je te vois repousser dans l'ombre  
Et les craintes et les regrets,  
Et sur l'avenir le plus sombre  
Jeter un voile plein d'attraits,  
Par les maux, quand l'âme épuisée  
Touche à l'heure où tout n'est plus rien,  
Au loin tu montres l'Elysée,  
Et la mort nous paroît un bien.*

Wir geben aber dem Herausgeber den Rath, die Voltäresche Schreibart, ai für oi, zu verlassen, da die *Académie Française* und überhaupt der gelehrte Franzose sich ihrer nicht bedient. Auch wünschen wir, dass künftig weniger Druckfehler erscheinen mögen, welche für ein solches Schulblatt nicht anders als schädlich seyn können. Zum Beyspiel wollen wir nur S. 170. und 171. anführen, wo es heisst: *que l'élite des vins pétilla dans des coupes d'or*, statt *petilla, coupes; linnocence* statt *l'innocence; les de chercher*, statt *las de chercher; distribués* sagement *malheureux*, statt *aux malheureux*. —

Im vierten Hefte verspricht Hr. Lang die sehr beliebte pädagogische Schrift von *Jauffret*, *Les Voyages de Rolando et de ses compagnons de fortune, autour du monde*, welche im Original drey Bändchen ausmacht, in zwey Octavbändchen (jedes zu zwölf Bogen) nebst einer deutschen Erklärung der schwersten Wörter und Sachen, für 2 Gul. auf Subscription herauszugeben. Da dieses lehrreiche Werk durch eine solche Behandlung ein vorzüglich brauchbares Buch für den öffentlichen und häuslichen Unterricht seyn würde: so ermangeln wir nicht, das Publicum aufmerksam darauf zu machen.

GERA U. LEIPZIG, b. Illgen: *Gespräche über die wichtigsten Fehler (der Aeltern) in der (bey) Erziehung der Kinder*. Ein Handbuch für den Bürger und Landmann, von *Christoph Gottlieb Steinbeck*. 1801. 172 S. 8. (4 gr.)

Schon im J. 1796. gab Hr. St. den ersten Theil eines *Volkserziehungsbuchs* heraus. Da aber dasselbe, laut der Vorrede, zwar Beyfall, nur keinen Abgang fand: so glaubte der Verleger, es unter diesem neuen Titel dem Publicum anbieten zu müssen. Wir zweifeln, dass es auch nach dieser Titelveränderung den

erwünschten Abgang finden werde; denn es ist nicht durchgängig in dem leichten und anziehenden Tone geschrieben, der in Schriften dieser Art herrschen muß, wenn sie vom Volke gern gelesen werden sollen. Die in diesen 16 Gesprächen redend eingeführten Personen, der Prediger und der Richter, sprechen nicht selten zu trocken und zu gelehrt. Der erste spricht sogar S. 8. und 9. in einer, 22 Zeilen langen Periode. Der zweyte zeigt an manchen Orten, besonders S. 145. in seinen Ausdrücken so viele Bildung, dafs man den Prediger, welcher ihn mit *Er* anredet, für einen unhöflichen und pedantischen Herrn halten muß. Aufserdem aber macht es keinen guten Eindruck, dafs der Richter die groben Fehler seiner eigenen Aeltern oft mit mehr als kindlichem Unwillen erzählt. Kurz in dieser ganzen Schrift vermisst man, bey manchem Wahren und Guten, was sie enthält, die Menschenkenntniß, welche ein Volkschriftsteller besitzen muß, wenn er nicht mehr schaden als nützen will.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Scenen aus dem Geisterreiche*, von Heinrich Stilling. *Erster Band, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.* 1800. XIV. u. 326 S. *Zweyter Band.* 1801. X. u. 293 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Heinrich Stilling oder Hr. Hofr. Jung in Marburg ist schon aus mehrern Schriften als ein frommer Schwärmer bekannt; in diesen Scenen oder apokalyptischen Visionen beurkundet er diesen Charakter von neuem. Der *erste Band* erschien zuerst im Jahre 1797 und wurde kurz darauf ins Holländische übersetzt. Da er unter religiösen Mystikern, und besonders, wie es scheint, unter den Herrnhuthischen Brüdergemeinden, die das *Ueberfinnliche* so gern anschauen, Beyfall fand: so sah sich der Vf. genöthiget, eine zweyte Auflage davon zu veranstalten, und einen zweyten versprochenen Band hinzuzufügen. Diese Scenen enthalten nun eine phantastische sinnliche Darstellung von dem Geisterreiche, seinen verschiedenen Abtheilungen, von dem Zustande der seligen Geister und der Verworfenen, den Beschäftigungen der erstern, und den Leiden der letztern. Man bekommt hier alles mit eigenen Augen zu sehen, das Schattenreich, oder den Hades, das Kinderreich, oder das Reich des Unterrichts, das Reich der Herrlichkeit und das Reich des Lichts, die Stadt Gottes mit dem Berge Zion und dem Tempel der Ewigkeit, jene Stadt mit *durchsichtigen goldnen Gassen* und Perlethoren, mit Pallästen, die wie ein Topas glänzen, wenn er schön geschliffen auf polirtes Gold gelegt wird. In einem grossen Saale glänzt die Herrlichkeit des Herrn und Jesus Christus, der König des Himmels und der Erde, steht leibhaftig da. Unter den seligen Geistern spielen *Herrmann Franke*, *Spangenberg* und *Lavater* grosse Rollen; die Aufklärer, die der Apokalyptiker inzwischen

doch nicht namentlich aufzuführen sich getrauet, kommen desto schlinmer weg. Die abgeschiedenen Seelen, Engel und Verworfenen von allen Graden, denken, wollen, empfinden, bewegen sich und sprechen, als ob sie noch einen organischen Körper hätten, und haben hebräische Namen. Im ersten Bande versetzt der Vf. sich und seine Leser unmittelbar selbst in seine Geisterreiche; man sieht die Geister selbst handeln, und nimmt Theil an ihren Unterredungen. Im zweyten Bande theilt der Vf. dem Unterrichts mit, den er in Offenbarungen seines ihn leitenden Genius, Siona, erhalten hat. Diese Offenbarungen sind also nur mittelbare. Auch hier werden die Geister redend eingeführt, und mit den Dialogen derselben wechseln Erzählungen und Schilderungen ab. In beiden legt der Vf. sein ganzes hyperorthodoxes Glaubensbekenntniß ab, ein Glaubensbekenntniß, das er nicht blofs als sein eigenes subjectives, sondern als das aller seligen Geister und Auserwählten, das allein ganz zuverlässig zum *Urthum* der Seligkeit, zum Anschauen Gottes, zum Umgang mit Christus und der *gebenedeyten Jungfrau* führe, darstellt. Es wundert uns jedoch an diesem mehr als orthodoxen Manne, dafs des *heiligen Geistes* nirgend mit einer Sylbe gedacht wird. Der eigentliche Sitz der theologischen Weisheit des Vfs. ist im zweyten Bande, wo nicht allein die theologischen und philosophischen Aufklärer als Spitzköpfe und Himmelsstürmer, neben den unthätigen, nur mit dem Munde rechthgläubigen Dickköpfen und Dickbäuchen, in ihrer Blöfse dargestellt, sondern auch casuistische theologische Fragen durch die höhern Offenbarungen Siona's ganz aufs Reine gebracht werden. In der Vorrede zum ersten Bande der ersten Auflage erklärt der Vf., dafs diese Scenen *wesentliche und ewige Wahrheiten* zum Grunde hätten, dafs die darin vorgestellten *Handlungen* in sich *vernunft-* und *bibelmässig*, und die Verzierungen zwar blofse, aber doch für ihn *gegründete Vermuthungen*, das ist eben so viel als wahr und reell, wären. Dafs der Vf. seine Vorstellungen von den Vorgängen im überirdischen Leben für wahr hält, hat er auch an mehreren Stellen nicht undeutlich zu erkennen gegeben. So steht z. B. S. 197. des ersten Bandes ein Lied, welches Kinder singen und mit Harfen begleiten, andere selige Geister stimmen mit ein, und flehen auch zu Gott um *Grade für den schwächlichen Walter im Staube*. Diefem setzt der Vf. in einer Anmerkung hinzu: es sey doch wichtig und tröstlich, dafs die himmlischen Triumphgesänge immer auch ein Flehen für uns arme Pilger hienieden enthielten; wir sollten uns doch an diesen Jubel mit anschliessen. Der Beweis, dafs dein wirklich so ist, kann kein anderer seyn als der: ihr, die ihr mich leset und meine Gesichte mit anschauet, ihr sehet und höret ja das alles selbst. Um die Leser noch einen deutlicheren Blick in den Geist dieses Buchs thun zu lassen, wollen wir einige Stellen ausheben; sie sind aus dem zweyten Bande. S. 116. Siona verletzte unsern Seher in die Gefilde des Reichs der Herrlichkeit. Da stand *Lavater*, der hier *Israel* heifst, auf der

der Zinne des hohen Sions, sein Geist schwamm im Meer der Seligkeit; die Umarmung des Königs aller Welten, an dem er sich zu Tode geliebt hatte, erhob ihn zur Größe des Seraphs. — Indem er so da stand und seine Augen, dem Morgenstern ähnlich, im Anschauen der großen goldnen Stadt mit ihren Perlethoren weidete, schwebte ein majestätisch glänzender Engel mit offenen Armen herzu, es war sein Freund *Jesaniah*, ehemals *Heinrich Hess*. Ewiger Bruder, redet ihn dieser unter andern an, ich habe einen Auftrag an dich: *Maria*, die Mutter der Menschheit des Herrn, die Königin des Kinderreichs, wünscht dich zu sehen und zu sprechen. Natürlich nimmt *Israel Lavater* die Einladung mit dem größten Vergnügen an, er bebt vor Freuden, sie zu sehen. Er schwebt mit seinem Freunde hinüber, zum weiten und breiten Paradies um die silberglänzende Burg, wo sie wohnt, und findet die hohe *Maria* und ihre Freundinnen *Maria Magdalena*, *Salome*, *Maria* und *Martha* von *Bethanien*, nebst ihrem Bruder *Lazarus*; auch sah er hier *Abraham*, *David* und mehrere wichtige Personen des Alterthums. Alle umarmen ihn und setzen sich in weiten Kieße; *Israel Lavater* und sein Freund *Jesania Hess* setzen sich auch zwischen sie. „Wie wird es uns,“ ruft der Vf., entzückt aus, „in einer solchen Gesellschaft seyn? Laßt uns kämpfen bis aufs Blut, damit wir eine solche Seligkeit nicht verfaumen.“ *Israel Lavater* bittet *Maria*, ihn in der großen Wissenschaft des Charakters unsers Herrn zu unterrichten, wie sein Leben und Betragen als Mensch beschaffen, worin er von andern Menschen unterschieden, ob er auch körperlich schön gewesen sey. *Maria* erfüllt seinen Wunsch. *Israel Lavater* fragt *Maria* unter andern, ob sie Jesu auch wohl etwas von seiner geheimnißvollen Geburt gesagt habe? *Maria* befriediget ihn mit folgender in der That sehr naiven Antwort: „Ich sagte ihm, *Joseph* sey sein Pflüger, der *Ruach Jehovah* sey aber sein wahrer rechter Vater, der ihm den *Joseph* zum irrischen Führer und Verfolger angewiesen habe. Dabey blieb auch immer. Bey reifem Alter aber verstand er das Geheimniß seiner Geburt besser als ich; es wurde aber nie deutlich davon gesprochen.“ Ueber Jesu Allwissenheit und wunderthätige Kraft giebt sie ihm diesen Bescheid: „Jesús war als Mensch eben so wenig allwissend als andere Menschen; die in ihm wohnende Gottheit hielt sich immer in seinem Innersten verborgen; nur dann, wenn er Wunder wirken, oder zukünftige Dinge vorher wissen sollte, dann strahlte die Gottheit in seinen Verstand und Imagination, und so wußte und konnte er dann, was er wissen und können mußte.“ Noch ein Stück aus einer Scene im Kinderreich, Bd. II. S. 165. Ein Vater, *Abitob*, unterredet sich mit seinem Sohn, *Eliadad*. Nachdem der Vater seinem Sohne gesagt hat, daß die Menschen auf der Erde darum keinen so schönen Leib, wie im Himmel, bekämen, weil sie ihn schrecklich mißbrauchten würden, setzen beide das Gespräch so fort: „*Eliadad*. Sind denn nun die Menschen besser geworden, daß sie sie (den schönen

Himmel und den schönen Leib) nun nicht mißbrauchen? *Abitob*. Sie können nun besser werden, wenn sie nur wollen; und deswegen eben wurde der liebe Gott ein Mensch. E. Ach nun hab' ich den lieben Gott, der nun auch Mensch ist, noch einmal so lieb. Aber wie hieß denn der Gottmensch, als er auf der Erde war? A. Er hieß *Jesús Christus*. E. Ach ja! Der Herr *Jesús*, oder auch der Herr *Christus*! Von ihm hat mir meine Mutter so viel erzählt — daß er das Christkindchen wäre, daß er auf der Erde gelebt habe. — Jetzt weiß ich alles; ach Gott! der liebe, liebe Herr *Jesús*!“ u. s. w. — Bd. I. S. 45. und 46. erzählt *Adriel* den Ursprung der höllischen Staatsverfassung nach einer Hypothese, die der Vf. *Jacob Böhmen* abgeborgt hat, und die ihm den Ursprung des *Satans* und seines Reichs, seinen Haß gegen das menschliche Geschlecht und seine Begierde, Beherrscher der Menschen zu seyn, vortreflich erklärt. S. 191. glaubt der Vf. nicht, daß es einen grössern und herzaugreifendern Augenblick in der ganzen Existenz des Menschen gebe, als das erste Erwachen aus dem Todeschlummer. S. 210. sagt *Abdiel*, er habe erfahren, daß verschiedene unter den Sterblichen helle Blicke in das Geheimniß der Versöhnung gethan hätten; nun werde auch bald das Licht die Finsterniß völlig bestegen. Zu diesem Texte bemerkt der Vf., daß die Brüdergemeine in diesem Stücke vor allen andern den Vorsprung habe, und sie werde deswegen auch ewig die Stammgemeine im Reiche Gottes bleiben. S. 222. wenn der Engel *Selumiel* sagt: der Stammvater der Menschen sey vollkommen frey und ohne Hang zum Bösen geschaffen, aber durch ein höheres böses Wesen verführt worden: so kann es der Vf. in einer beygefügtten Anmerkung nicht begreifen, wie es möglich sey, daß man nach diesen Gründen, welche Vernunft und Offenbarung festsetzen, noch immer an dem Fall *Adams* zweifeln könne. S. 303. ist es eine herzerhebende Idee, daß sich die Landtschaft um einen seligen Geist her, mit allen ihren Gegenständen, nach dem Schöngefühl und Geschmack desselben bilde, und der selige Geist also gleichsam der Schöpfer seiner Gegend sey. Diese Hypothese lasse sich, meynt er, bis zum hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen. — In der Vorrede zur zweyten Auflage des ersten Bandes bekennet der Vf. selbst, daß seine Vorstellungen vom Hades und von Geistererscheinungen Anstoss gefunden, daß man sogar dagegen geprediget und davor gewarnt habe; er sey dadurch bewogen worden, im neunten Hefte seines grauen Mannes zu erklären, daß er dieser Sache nicht mehr gedenken wolle. Da er aber genöthiget sey, die Scenen aus dem Geisterreiche denungeachtet fortzusetzen: so bitte er alle diejenigen Leser, denen seine Vorstellungen zuwider, ungläublich oder gar sündlich wären, dieses Werk bloß als eine nützliche Dichtung und sinnbildliche Vorstellung der Schicksale der Menschen nach dem Tode anzusehen. Diese Erklärung kann ihn aber nicht aus der Verlegenheit ziehen, in welche ihn jenes Versprechen, dieser Sache nicht mehr zu gedenken, gesetzt

setzt hat. Er hat sein Versprechen durch die erneuerte Herausgabe des ersten, und durch die Beyfügung des zweyten Bandes der Scenen gebrochen; und seine Zumuthung, das die Leser, welche seine Vorstellungen anständig finden, das Werk als nützliche Dichtung lesen möchten, kann nichts fruchten, da man weiß und aus dem Buche selbst erhellt, daß der Vf. seine Vorstellungen für wahr hält. Es hängt nicht von einem Verfasser ab, sein Werk dem einen als Dichtung, dem andern als Wahrheit anzubieten; ein Buch ist kein Chamäleon, das die Farben wechselt; sein Inhalt, sein Geist, seine Tendenz bleiben sich immer gleich, und für jeden dasselbe. Es giebt kein Drittes; der Vf. hätte entweder sein Versprechen halten, oder es nicht geben sollen. Mit dieser in jener Erklärung liegenden Gleichgültigkeit des Vfs. gegen sein Werk, von dem es ihm einerley ist, ob man es als Wahrheit oder als Dichtung nehmen will, contrastirt seine am Schluß der gedachten Vorrede geäußerte Denkungsart, seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines solchen Werks als christlichen Kampfmittels in der jetzigen letzten Zeit, und seine martyrengleiche Resignation, sehr auffallend. Die Stelle ist sehr charakteristisch, und soll unsere Anzeige beschließen: „Jetzt, da es mit der gesammten Christenheit zur letzten großen Entscheidung gekommen ist, und der große Hausvater die Wurfchaufel in der Hand hat, *jetzt gilt des Kämpfens um eine Krone*. Ob man uns für Narren und Obscuranten erklärt, oder für verrückte Schwärmer hält, *das ist ganz einerley*; dafür wurde unser Herr und Meister selber gehalten; *Laßt uns zu ihm hinausgehen ausser das Lager und seine Schmach tragen!* Dafür wird einst ewige Ehre unser Lohn seyn.“ Der Erwerb einer Krone im Himmelreich wäre demnach ziemlich leicht; man braucht nur re-

ligiöse Reverieen zu schreiben, sie für wahr und verdienstlich zu halten, und die Schmach nachtheiliger Urtheile mit christlicher Geduld zu ertragen, und die Sache wäre gefchehen. Wir wollen sie dem Vf. nicht erschweren.

OSCHATZ, b. Oldecop: *Der Erzähler für den Bürger und Landmann*; enthält unterhaltende Erzählungen, nützliche Mittel und Vorschläge aus der Haus- und Landwirthschaft, eine kurze Uebersicht der Welthandel und politischen Begebenheiten, viele lustige Anekdoten, witzige Einfälle, Räthsel und merkwürdige Begebenheiten, Getraidepreise u. s. w. 1802. Monat Januar bis Monat September, mit fortlaufenden Seitenzahlen. 1—312. 8.

Was diese Monatschrift leisten soll, legt der Titel deutlich genug an den Tag. Wir können uns daher bloß auf die Versicherung einschränken, daß sie seither ihr Versprechen treu erfüllt, daß sie den Zweck, zugleich zu nützen und zu unterhalten, nicht aus dem Auge verloren, daß sie den überdachten Plan mit Genauigkeit befolgt hat. Ist gleich der erstere größere Theil des Inhalts aus anderen Schriften entlehnt: so darf doch dieses einem solchen Blatte nicht zum Vorwurfe gereichen. Denn es ist für eine Classe von Lesern bestimmt, die jene größeren Schriften wenig oder gar nicht lesen; die Auszüge sind überdies nie wörtlich, und immer mit verständiger Auswahl gemacht worden. Ueberzeugt, daß durch diese Schrift viele nützliche Kenntnisse verbreitet werden können, wünschen wir ihr bey dem ohnehin sehr geringen Preise (jedes Monatsstück kostet nur 1 gr.) die Unterstüzung des vermischten Publicums und eine recht lange Dauer.

## KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Was leitet die Zugvögel bey ihren Wanderungen?* Von M. G. Fuchs, Prof. am Gymnasium zu Elbing. 1801. 31 S. 8. Dem Vf. genügt die Erklärung des Mangels an Nahrung und die Veränderung der Witterung an dem Orte ihres Aufenthalts, wobey der Instinkt seine Wirkung thut, nicht. Er sucht daher nach einer Ursache, die auf die Organe der Vögel von außen wirkt, und durch deren continuirlichen Einfluß sie nach den entferntesten Gegenden hingeführt werden, die sie weder sehen noch wittern können, und findet darnach in folgender Deutung der Angabe Reimarus, daß sie bey ihrem Zuge angenehmen Ausdünstungen nachfliegen, den Grund, indem er nämlich darunter den von Kirwan bemerkten Strom brennbarer Luft in der obern Atmosphäre versteht. Dieser bekannte Strom fließt nämlich vom Frühjahr bis Herbst von Norden nach Süden, und von Herbst bis Frühjahr von Süden nach Norden. Diesen Strom sollen sie aufsuchen, und denselben allezeit entgegenfliegen. — Rec. will diese Erklä-

rungsart nicht widerlegen; nur bemerkt er, daß bloß einige Zugvögel, wie der Storch, zur Höhe dieses Stroms kommen, ja daß die meisten sogar tief an der Erde wegfliegen, und mehrere z. B. Krähen, Dohlen und einige Sumpfvögel sogar von Morgen gegen Abend ziehen, und dort ihren Winteraufenthalt nehmen. Ein barometrischer Zeiger wirkt in ihnen, das hat seine Richtigkeit, allein welcher? Dieß wissen wir noch nicht. Merkwürdig ist es, daß immer die Alten die Anführer sind, und jeder Zug seine eigene Heertrahse hat. Junge, die wegen verspäteter Mauser oder aus andern Ursachen nicht mit in den Zug oder davon abkommen, finden gewöhnlich keinen Leiter weder in noch außer sich, sondern irren herum und kommen gewöhnlich um. Es gehört auch keine lange Zeit dazu, um in Gegenden zu kommen, wo sie Nahrung und die für sie passende Temperatur der Luft finden. Dort kreifen sie denn bald da bald dorthin, und bleiben nicht an einer Stelle, wie man an den Zugvögeln gewahr wird, die bey uns überwintern.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. November 1802.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

SCHLESWIG, b. Roehfs: *Μάρκου Ἀπολωνίου Ἀποκρίσεις τῶν εἰς ἔξοτον βιβλία ββ. Marci Antonini Imperatoris Commentariorum, quos ipse sibi scripsit, libri duodecim.* Graeca ad Codicum Mstorum fidem emendavit, notationem varietatis lectionum et interpretationem Latinam castigatam adjunxit, Gatakeri aliorumque notas cum suis animadversionibus indicibusque loculiperissimis adjecit *Joannes Matthias Schultz.* Volumen Primum, Antonini textum Graecum, interpretationem Latinam et lectionum varietatem continens. 1802. CXLVI und 457 S. gr. 8. (2 Rthl. 20 gr.)

Da unser Zeitalter sich des Vorzuges erfreut, das Studium der stoischen Philosophen, deren Schriften dem Untergange entgangen sind, von Neuem geweckt zu sehen: so war allerdings eine zweckmäßige Bearbeitung der moralischen Denkprüche und Selbstbetrachtungen, welche berühmt durch ihren kaiserlichen Urheber, noch berühmter durch ihren lehrreichen, aus Herz sprechenden Inhalt geworden, an sich ein wünschenswerthes und verdienstvolles Unternehmen. Am liebsten freylich und am besten hätten wir diese Bearbeitung aus den Händen des wackern *Schweighäuser* empfangen, der durch eine vertrautere Bekanntschaft mit den griechischen Stoikern vorzüglich im Stande war, dieser merkwürdigen Schrift des Kaisers Mark Aurel die kritische und exegetische Aufklärung zu verschaffen, deren sie, unseres Bedünkens, noch in einem höheren Grade, als Arrianus und Simplicius, bedarf. Während wir jene Hoffnung vergeblich nährten, unterzog sich Hr. *Schultz*, zwar nicht ganz unvorbereitet, aber mit sehr ungleichen Kräften der Arbeit. Nachdem er, wie die Vorrede versichert, das stoische Lehrsystem der Griechen geraume Zeit hindurch mit besonderer Liebe studirt, und die Unterhaltungen des philosophischen Kaisers in einer deutschen Uebersetzung aus Licht gestellt hatte, welche von uns bereits A. L. Z. 1799. N. 295. mit gebührendem Lobe angezeigt wurde: so läßt er jetzt früher, als wir damals erwarten konnten, und offenbar weit früher, als der guten Sache halber zu wünschen war, eine vollständige Ausgabe des griechischen Textes selbst nachfolgen. Die Schwierigkeiten, welche dieses Unternehmen mit sich führte, waren ihm wenigstens zum Theil nicht fremd. Da er dieselben beherrziet, und das Maas seiner Kräfte mit Unpartheylichkeit und redlicher Selbstschätzung in A. L. Z. 1802. *Vierter Band*,

schlag gebracht zu haben scheint (s. *Präfat.* p. XII): so steigt in der That die Befremdung, wie er sich gleichwohl, unter solchen Umständen, und bey so vielen Bedürfnissen und Mängeln, welche er selbst fühlte, an die Herausgabe eines griechischen Schriftstellers, zumal eines so schwierigen, wagen konnte. Der Vorrath an Hilfsmitteln allein kann das Wagestück schwerlich entschuldigen. Denn allerdings gelang es Hn. *Schultz*, das unter allen jenen Bedürfnissen, die er sich und den Lesern nicht verhehlet, das der literarischen Subsidien noch am ersten befriediget ward. Die Vorrede giebt davon genaue Nachricht, und die darauf folgenden Prolegomena enthalten eine noch umständlichere Anzeige der Handschriften und Ausgaben, welche wir von dem Antoninischen Werke besitzen. Die Anzahl beider ist nicht sehr bedeutend. Die erste von Guil. *Xylander* im J. 1558 beforgte Ausgabe war nach einem pfälzischen Codex veranstaltet, der nachher wahrscheinlich mit den übrigen Schätzen der *Heidelberger Bibliothek* in den *Vatican* gekommen, aber in neueren Zeiten gänzlich verschwunden ist. Von den übrigen Codd. ist eine andere Handschrift im *Vatican* (Hr. *S.* bezeichnet sie *Vaticanus A*) die einzige, welche das ganze Werk umfaßt, da die übrigen bloß einzelne Rubriken oder Auszüge einzelner Stellen enthalten, welche hier (S. XXIX) in einer Tabelle zum leichteren Ueberblick zusammengestellt sind. Hr. *Schultz* selbst erhielt aus der königlichen Bibliothek zu *Kopenhagen* mehrere alte Ausgaben des Werkes zugleich mit den handschriftlichen Anmerkungen von *Reiske* aus der *Suhmischen Bibliothek*, die bekanntlich mit jener vereinigt worden. Die *Reiskischen* Conjecturen verleugnen ihren Urheber nicht: sie sind sämmtlich Erzeugnisse einer flüchtigen Lectüre und ungeredelten Einbildungskraft, oder vielmehr kritische Ausgeburten, welche man eben so schnell verwirft, als sie bey dem Verfasser entstanden seyn mögen. Hr. *S.* erhielt ferner aus *Paris* den von *de Joly* gesammelten, aber nur noch nachlässig benutzten Apparat aus den 5 Handschriften der *Vaticanischen Bibliothek*, der glücklicher Weise in die *Nationalbibliothek* niedergelegt worden war. Auch aus einigen *Florentzer Codd.* und aus einer Handschrift der *Wolfenbüttler Bibliothek*, (von welcher schon *Lessing* in seinen *Beyträgen zur Geschichte und Literatur* I. N. 6. S. 185. ff. Nachricht gab,) gewann er, durch Unterstützung wackerer Gelehrten, die abweichenden Lesarten.

Der Eifer, womit Hr. *Schultz* diesen bedeutenden Apparat zusammengebracht und benutzt hat,

hat, verdient allen Dank: aber uneingeschränkter würde dieser Dank seyn, wenn Hr. S. das Gute seiner Subtilien bloß in kurzen unter dem Text stehenden Noten darlegt, und dadurch einer neuen Recension, welche vielleicht bald ein geübter und gelehrter Kritiker unternimmt, wirklich vorgearbeitet hätte. In der That kündigt auch die Vorrede (S. XVIII) nichts weiter als eine *Recognition* des Textes an, mit der Erklärung: *in textu constituendo haec mihi scripsi regulam, ut solum Editionum antiquiorum et Codicum manuscriptorum fidem sequerer, nec nisi rarissime, et in iis quidem locis, ubi certa videbatur emendatio, conjecturae ope depravata emendarem.* Allein mit dieser Erklärung darf man es leider nicht sehr genau nehmen. Der Herausgeber hat sich keinesweges innerhalb der Grenzen einer sogenannten *Recognition* gehalten, obgleich der Erfolg nur zu deutlich offenbart, daß er klüger gehandelt hätte, sich alle Aenderungen des Textes überhaupt zu versagen. Denn obwohl es nicht an Stellen fehlt, wo die evidente Lesart, welche durch kritische Zeugnisse bestätigt ward, mit allem Recht wiederhergestellt worden: so erforderte doch die kritische Consequenz, daß dasselbe auch bey andern Stellen geschah, welche aus denselben Handschriften mit gleicher Evidenz verbessert werden konnten. Und, was die Hauptsache ist, wer den Text gar nach selbstigen Correctionen zu verändern unternimmt, der muß wenigstens über die Elemente der Grammatik hinweg seyn. Schon schlimm genug ist es, wenn der Herausgeber, ohne mit seinem Autor ganz vertraut zu seyn, das Geschäft der Kritik durch temeräre Einfälle entweihet; aber wenn er nicht einmal mit der Sprache überhaupt bekannt ist, mit welcher er als Kritikus schalten will, dann verdient sein Beginnen, des verführerischen Beyspiels halber, eine desto ernsthaftere Rüge, je schwieriger und wichtiger der Schriftsteller ist, an welchem er sich veründigt hat. Lib. VII. §. 16. p. 224. las man ehemals: τὸ ἡγεμονικὸν αὐτὸ ἐαυτῷ οὐκ ἐνόηλει δῖον λέγειν, οὐ φοβεί ἐαυτὸ εἰς ἐπιθυμίαν. εἰ δέ τις ἄλλος αὐτὸ φοβήσεται ἢ λυπήσεται δύναται, ποιήσει. Hr. S. hat jetzt drucken lassen: τὸ ἡγεμονικὸν αὐτὸ ἐαυτῷ οὐκ ἐνόηλει, ὅσον λέγειν, οὐ φοβεί ἐαυτὸ. Sic primus edidi et distinxī, sagt Hr. Schultz, und übersetzt die Stelle folgendermaßen: *Principalis animi pars ne se ipsam perturbet, nec in tristitiam se demittat: si autem quis alius eam aut terret aut ei dolorem afferre potest, faciat.* Also auch mit dem Imperativ statt *μη*, und die zweyte Person statt der dritten!! *μη ἐνόηλειν, μη φοβείτω*, wäre wenigstens griechisch, wenigstens grammatisch richtig gewesen. Allein was Hr. S. gesetzt hat, giebt einen nicht geringeren Unfinn, als wenn man zu einem Herausgeber sagen wollte: *Bonus, ne turbata semet ipse, ne compelle semet ipse in angustias*, und im Griechischen sprüht sogar, wegen des bey dem Subject stehenden Artikels, τὸ ἡγεμονικὸν, der Nonsens noch klarer ins Auge. Ueberdem schließt Hr. S. die Worte εἰς ἐπιθυμίαν, als unmächtig, in Klammern ein. Aber wie sollen diese Worte auf

den Rand, und von diesem in den Text gekommen seyn? Deutet nicht vielmehr das Folgende auf eine Ausrufung, welche auch andere Kritiker bereits hier vermutheten: nur daß diese ungeschicklich eine Frage suchten, wo der bestimmte Ton der Selbstbetrachtung sichtbar ist. Uebrigens erhellt aus dem, was unmittelbar folgt, *εἰ δέ τις ἄλλος* u. s. w., daß vorne herein nichts, auch die Interpunction nicht, geändert werden darf. Der Philosoph betrachtet hier das ἡγεμονικὸν außer allem Einfluß äußerer Dinge. In dieser Hinsicht kann er von ihm sagen: αὐτὸ ἐαυτῷ οὐκ ἐνόηλει — οὐ φοβεί ἐαυτὸ, οὐκ ἐγει ἐκ λειποδυμίας. (Denn so scheint das Letzte ergänzt werden zu müssen.) In dieser Hinsicht heißt es weiter unten: ἀπροσβέβησεν ἐπὶ τὸν ἑαυτῷ ἐαυτῷ, τὸ ἡγεμονικόν. In dieser Hinsicht wird dem ἡγεμονικόν an andern Stellen αὐτάρεκτα zugeschrieben. Nach der gegebenen Erklärung bedarf der Satz keiner Frage, obgleich Antonius anderwärts seine moralische Reflexion wirklich mit einer solchen anhebt. Eine Stelle dieser Art finden wir Lib. II. §. 4. p. 40., wo Hr. S. den Text aus dem Cod. Vatic. nicht berichtigt, sondern verderben hat. Die Worte lauten jetzt: *περισπῆ τί σε τὰ ἔξωθεν ἐπιπύουσα, εἰ σχολήν παρέχεις ἐαυτῷ τοῦ προμαυθάνειν* (Hr. S. hat im Text und in der Note unrichtig *πρὸς μαυθάνειν* drucken lassen) ἀγαθόν τι, καὶ παύσαι βεβήμενος; ἤδη δὲ καὶ τὴν ἐξέραν παρέφαρον Φιλαιτέου. Und die Übersetzung: *Distrahunt te ea, quae extrinsecus tibi obveniunt, si otium tibi praestas, ut boni aliquid addiscas, et huc illuc ferri desinas?* Jam vero et alius error cavendus est. Allein nach welcher Grammatik wird in solchen Fällen das fragende *τί* nachgesetzt? nach welcher steht *παύσαι* statt *παύσασθαι*? Casaubonus stellte daher das erste Wort gleich zu Anfang des Satzes, was Hr. S. in seinen kritischen Noten anzugeben vergessen hat. Uns dünkt, man müsse, mit einer unbedeutenden Aenderung in Accentuation und Interpunction, die Vulgata herstellen: *Περισπῆ τί σε τὰ ἔξωθεν ἐπιπύουσα; καὶ σχολήν παρέχει σεαυτῷ τοῦ προμαυθάνειν ἀγαθόν τι, καὶ παύσαι βεβήμενος.* Nämlich *τι*, mit veränderten *κατὰ*, ist als encliticum in der Aussprache mit *περισπῆ* zu verschmelzen, und darf daher nicht accentuirt werden. Der Kaiser giebt gegen das *περισπῆ* u. s. w. ein zwiefaches, gemeinlichlich anzuwendendes Mittel an: *καὶ σχολήν παρέχει* — *καὶ παύσαι* —. Das letzte ist der Imperativ, so gut wie *πάρεχε*, und der Sinn: „Zerstreue dich die äußeren Dinge etwas? Verschaffe dir Muße, deine Kenntnisse mit neuen nützlichen zu bereichern, und ich weiß nicht langer umher (concentrirt dich)!“ — III, 4. p. 64. ist Hr. S. bey den Worten: ὁ παρέχεται τὸ ἀπυροσπον ἀχρηστον ἡδονῶν, ἀπυροσπον ὑπὸ παντός πόου, πάσης ἕβρεως ἀνέπαφον κ. τ. λ. nicht angefallen. Ohne Zweifel ist zu verbessern: ἀπυροσπον ὑπὸ παντός πόου. Euclith. in Hom. Od. Δ. p. 197, 45. Ἀπυροσπον ἐν πόουις λέγεται, ὃν πόουι οὐ τείλουσι. — III, 10. p. 80. hat zwar Hr. S. die Catacristische Verletzung der Worte mit allem Recht verworfen, aber die Stelle selbst nicht verstanden; sonst würde er weder die Schwie-



rigkeit, welche eigentlich in dem *νοῦν ἡγέμονα ἔχειν* liegt, in den *φαινόμενα καθήκοντα* gesucht, noch bey den Worten *καὶ τῶν ποιοῦντων, ἐπειδὴν κλειστάσι τὰς δόξαι*, eine Lücke vermuthet haben. Denn um von dem letztern anzufangen, *ταῖσιν* steht hier in der gewöhnlichen, aber nicht seltenen Bedeutung von *turpiter aliquid facere in re venera* (wie sonst *δρῶν, πρόσθεν, διατρέψαν, und im Gegentheil πάσχων*, Weßling. Observat. p. 151. Wetstein. ad 1. Theisal. IV. 6. Triller. Observat. Crit. p. 163). Wer also (was Hr. S. billiget) *προνοῦντων, oder προνοῦντων*, dafür setzen wollte, der würde offenbar das gewähltere Wort durch ein gemeines verdrängen. Der Sinn der ganzen Stelle aber hängt von der Beobachtung ab, daß hier der Charakter des *ἀρχαίου* gezeichnet werden soll. Erstens sagt der Philosoph, worin er nicht bestehe: nicht in *σώματος ἀσθήσει* — nicht in *ψυχῆς ὀργαῖς* — aber auch nicht in *νοῦ ἁγνάσει*; und die letzten schreibt er den raisonnirten Lasterhaften zu, z. B. dem Wollüstlinge, welcher vor Befriedigung seiner Lüste die Thüre verschließt u. s. w., im Gegensatz eines Phalaris und Nero, die durch *ἁγνάς ψυχῆς*, wie Marionetten durch Fäden, zu Lastern gezogen werden. Sodann erst zeigt Antonin, worin der Charakter des *ἀρχαίου* bestehe; nämlich in dem *φιλεῖν καὶ ἀπαγγέλλειν τὰ συμβαίνοντα* u. s. w. Diese Erklärung der Stelle scheint jeden Muthwillen der Kritik zu entfernen.

Wir könnten eine viel grössere Anzahl von Stellen anführen, aus deren Behandlung nur zu deutlich hervorgeht, daß der Fleiß, den Hr. Schultz auf das Sammeln der Varianten verwendete, ihm nur dann belohnend worden wäre, wenn er sich vorher mit dem Genius der griechischen Sprache überhaupt, und alsdann besonders auch mit der Manner seines Schriftstellers gehörig bekannt gemacht hätte. Allein in letzterer Hinsicht verdient ein Umstand hier eine besondere Erwähnung, weil er, wie wir glauben, unserem Herausgeber sowohl, als seinen meisten Vorgängern Hinderniß ward, die Manner und den Ton dieses Werkes rein aufzufassen, und die verdorbenen Stellen darnach, wo nicht herzustellen, doch mit eindringender Kritik zu beurtheilen. Die mehresten Editoren nämlich giengen, wie Hr. S., von der falschen Voraussetzung einer gewissen Einheit und Vollendung aus, welche, wenn auch nicht in dem ganzen Plane des Werkes, und in der Anordnung seiner grösseren Theile, doch in der Verbindung und dem Vortrage der einzelnen Paragraphen und Perioden herrsche. Ja, selbst über den Plan, oder vielmehr über die gänzliche Planlosigkeit des Ganzen, so wie es vor uns liegt, scheint Hr. S. sich sehr irrige Begriffe gebildet zu haben; und was er über die Integrität der Aufschrift und Abtheilung des Werkes in den Prolegomen. p. 1—LIV. sagt, ist so schwankend und unbestimmt, daß es wohl nur diejenigen befriedigen kann, welche bey Untersuchungen dieser Art immer gern das Pro und Contra verschmelzen, und dadurch mit keiner Parthey, wo möglich, es verderben mögen, — Daß

Mark Aurel diese Selbstbetrachtungen bloß für sich, nicht für das Publikum, niederschrieb, davon hätte der Herausg. wohl ausgehen sollen: dies läßt sich aus dem ganzen Inhalte des Werkes mit Gewisheit entwickeln; und eben daher folgt als sehr wahrscheinlich, daß der Titel nicht von dem Verfasser selbst, sondern von denen herrühre, welche diese Memoiren zur öffentlichen Bekanntmachung brachten. Nach jener Voraussetzung wird sich ferner die Frage von der Integrität und der Anordnung des Werkes schärfer bestimmen lassen, als Hr. S. gethan hat. Man wird nicht sowohl fragen müssen: ob alles, was der für seine moralische Vervollkommnung unermüdlich thätige Kaiser in seine Commentarien trug, uns erhalten worden, als vielmehr: ob es so, wie er es schrieb, erhalten worden. Man begreift nunmehr leicht, daß von einer *logischen* und schulgerechten Anordnung oder Verbindung der Materien (*ad artis regulas* p. LI.) nicht weiter die Rede seyn könne, wohl aber von einer *chronologischen*; und daß mithin, wenn Antonin sich im dritten Buche als einen Greis auführt, welcher dem Tode nahe sey, und im neunten Buche erst seiner schwangeren Gemahlin gedenkt, diese Ordnung der Materien schwerlich die ursprüngliche und wahre seyn könne: wenn man nicht annehmen will, daß der Verfasser selbst bey Sammlung der zerstreuten Blätter, woraus sein Tagebuch bestanden, es auf solche *Hytera Protera* angelegt habe. Unter allen Herausgebern des Antonin war *de Joly* der einzige, welcher, so flüchtig er übrigens seinen Autor bearbeitete, in dieser Hinsicht einige helle und tiefe Blicke that. Er wurde vorzüglich durch die oben erwähnten Handschriften, welche nur Excerpte oder Blumenlesen aus Antonin's Werk enthalten, auf die Muthmaßung geleitet, daß das Werk ursprünglich aus einer Menge zerstreuten Meditationen bestand, welche der Kaiser nach und nach in zwölf Portefeuilles eingetraget habe. Erst aus neueren Zeiten kam die Ordnung des Ganzen und die Eintheilung in 12 Büchern ab, welche man nach der Anzahl jener Portefeuilles gesondert habe. *De Joly* lösete deshalb das Ganze wieder auf, und stellte es als eine Reihe einzelner Betrachtungen auf. Allein Hr. S. ist mit dem Franzosen so wenig einverstanden, daß er selbst da, wo schon andere Editoren besseren Einsichten gefolgt waren, zu der ältesten, längst verlassenen Abtheilung des Werks zurückkehrte. Denn daß der Anfang desselben, d. h. die ersten 17 Kapitel, von dem folgenden Theile ganz verschieden sind; daß jene sich auf biographische Notizen beschränken, diese hingegen moralische Reflexionen und Selbstvorschriften enthalten; daß mithin das erste Buch nothwendig mit dem 18. Kapitel anheben, und alles vorhergehende entweder als ein bloßes Prooemium, oder als ein verschiedenes Werk betrachtet werden müsse; dies, glauben wir, werden sogar diejenigen zugeben, welche sich von einer größern Unordnung, die in dem Ganzen herrscht, noch immer nicht überzeugen können. Hr. S. deutet auch selbst

selbst in der Note darauf hin: gleichwohl läßt er das Folgende, als Kapitel, welche zu Einem Buche gehören, in ununterbrochener Reihe fortlaufen. Schon Gataker gieng hier mit einem bessern Beyspiele vor. — So wenig wir übrigens möchten, daß ein Kritiker, nach jener Voraussetzung einer späteren, vielleicht zufälligen, wenigstens sehr nachlässigen Zusammenstellung und Verbindung dieses Werks, sich durch willkürliche Transpositionen und eine neue Anordnung der Materien zu helfen versuche: so fest sind wir überzeugt, daß viele einzelne Stellen ohne jene Voraussetzung nicht einmal kritisch beurtheilt werden können. Hr. S. denkt in der Vorrede höchstens nur an das, was *librarium incuria omissum aut trajectum* scheine: daß viele Corruptelen von der ursprünglichen Beschaffenheit und der zufälligen Bekanntmachung dieser Memoiren selbst herrühren, und deshalb unheilbar seyen; daß man, wahrscheinlich schon frühzeitig, versucht habe, Lücken auszufüllen, den rhapsodischen Vortrag zu ergänzen; und (wie bey Büchern dieser Art gewöhnlich war) die vorgefundenen Sentenzen mit anderen zu vermehren — dies scheint Hr. S. nicht beygefallen zu seyn. In dieser Hinsicht vorzüglich ist der Kritik noch ein weiter Spielraum eröffnet; wobey sie freylich die Verworrenheit, welche bald durch Auslassungen, bald durch Verbindungen verschiedener Sätze entstand, öfter anzeigen, als heben kann. Nach diesen Grundsätzen, dünkt uns, muß über L. VII. §. 24. p. 230 geurtheilt werden: τὸ ἐπίκοτον τοῦ προσώπου λίαν παρὰ φύσιν, ὅταν πολλάκις ἐναποθνήσκῃ ἢ πρόσχημα, ἢ τὸ τελευταῖον ἀπεσβέσθῃ, ὅσπερ ὅλως ἐξαφθῆναι μὴ δύνασθαι. αὐτῷ γὰρ τοῦτω παρακολουθεῖν πειρῶ, ὅτι παρὰ τὸν λόγον, εἰ γὰρ καὶ ἢ συναίσθησις τοῦ ἀκατάκειν οἰχνησται, τίς ἔτι τοῦ ζῆν αἰτία; der letzte Satz von den Worten εἰ γὰρ καὶ an, muß, unserer Meynung nach, von dem vorhergehenden abgetrennt, und als ein für sich bestehender, oder vielmehr als ein Bruchstück einer andern Reflexion betrachtet werden. Die Verbesserung des ersten ergiebt sich dann beynahe von selbst: τὸ ἐπίκοτον τοῦ προσώπου λίαν παρὰ φύσιν ὅταν πολλάκις ἢ ἐναποθνήσκῃ καὶ τὸ πρόσχημα τὸ τελευταῖον, ὅσπερ ὅλως u. s. w. (ἀπεσβέσθῃ scheint wegen des folgenden ἐξαφθῆναι von einem Glossator zu ἐναποθνήσκῃ hinzugesetzt zu seyn: das letzte Wort, auch von Erlöschen des Feuers gewöhnlich, giebt denselben Sinn.) Zur Erläuterung des Satzes dient Seneca de Ira L. II. c. 35. — Auf gleiche Weise müssen aus der sehr schwierigen Stelle Lib. IX. §. 39. p. 336. zwey verschiedene Paragraphen gemacht werden, von welchen der letzte: τῷ ἡγεμονικῷ λέγεις, wiederum nur fragmentarisch auf aus gekommen ist. Denn die

Veränderungen des Textes, welche Hr. S. theils vorschlägt, theils von anderen annimmt, geben einen sehr froitigen Sinn, und greifen nicht in den Zusammenhang ein. — So glauben wir mehrere Stellen (z. B. Lib. V. §. 36.) gefunden zu haben, über welche das Urtheil ganz anders ausfällt, wenn man einmal von der Entzuehung und Beschaffenheit des Anton. Werks eine andere Ansicht gefaßt hat.

(Der Beschluss folgt.)

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STRASBURG, b. Fischer u. Silbermann: Neues Gesangbuch zur Beförderung der häuslichen und öffentlichen Andacht. 1802. 456 S. ohne Vorr. Inhaltsanz. u. Reg. u. 26 S. Gebete. 8. (1 Rthlr.)

Schon vor dem Ausbruche der Revolution war von dem Kirchenconvente ein Ausschuss zur Verfertigung eines neuen Gesangbuchs für Strasburg ernannt worden. Allein die Revolution und andre Hindernisse verzögerten die Vollendung der angefangenen Arbeit. Im J. 1797 kam endlich durch die Bemühungen der Hn. D. Blesig und Prof. Hassner dieses neue Gesangbuch zu Stande. Die Herausgeber benutzten dabey nach ihrer Versicherung in der Vorrede, die Arbeiten ihrer Vorgänger. Möchten sie auch nur die damals neuesten Liederfassungen mehr benutzt haben, als es geschehen ist! Wir sind zwar überzeugt, daß durch dieses Liederbuch die häusliche und öffentliche Erbauung weit besser befördert werden wird, als durch das alte, und können es daher der Gemeinde, für welche es bestimmt ist, mit gutem Gewissen empfehlen; denn es enthält 436 gute Lieder von Gellert, Münter, Cramer, Dietrich etc. aber unter diesen ist kein einziges, welches nicht schon in den neuen Sammlungen aus dem vorigen Jahrzehend itände. Nur in Ansehung des 136 Liedes; Von dem Grab stand Jesus auf etc. ist Rec. ungewiß, ob es nicht neu hinzugekommen sey, weil er nicht sogleich alle neue Gesangbücher bey der Hand hat, um nachsehen zu können. Mehrere Gellert'sche u. a. Lieder, die nie und da einer kleinen Verbesserung bedurft hätten, sind unverändert beybehalten worden. Theils aus diesen Gründen, theils wegen der geringen Liederzahl, können wir diesem Gesangbuche nur seine Stelle unter den mittelmäßigen neuen anweisen. Falschheit ist die gute Eigenschaft, die wir an den Gebeten rühmen können.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. November 1802.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

SCHLESWIG, b. Roehfs: Μάρκου Ἀντωνίνου Αὐτοκράτορος τῶν εἰς ἑαυτὸν βιβλία β'. Marci Antonini Imperatoris Commentariorum, quos ipse sibi scripsit, libri duodecim. Edidit Joannes Matthias Schultz etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Weil Hr. Schultz die Ansicht, welche wir von dem Werke Antonin's gaben, nicht genommen: so begegnete es ihm auch zuweilen, das er Glosseme aus seinen Handschriften in den Text erhob. Bey schriftstellerischen Compositionen dieser Art ist nicht immer der vollere und deutlichere Ausdruck zugleich der richtige und genuine. Lib. V. §. 1. p. 130. muntert der Kaiser sich zur Selbstthätigkeit und Anstrengung auf. Οὐ βλέπει, fügt er hinzu, τὰ Φυτάρια, τὰ στρουθάρια, τοὺς μύρμηκας, τοὺς ἀράχνης, τὰς μέλισσας, τὸν καὶ αὐτὰς συγκομιθεὶς κότμον; dies letzte hat ein Glossator nicht übel so erklärt: τὸ βίον ποιοῦσας. Hr. S. trug kein Bedenken, das Glossem in seinen Text aufzunehmen, wodurch nun der ganz schiefe Sinn entstand, welchen die Uebersetzung folgendermassen ausdrückt: *videsne arbusculos (vielmehr arbusculas), passerculos, formicas, araneas presque suo fungentes munere, quantum in ipsis est, mundum exornare?* Dafs hier gar nicht an eine Ausschmückung der Welt zu denken sey, lehrt der Zusammenhang und der gleich darauf folgende Gegensatz: οὐ θέλεις τὰ ἀνθρώπινα ποιεῖν; οὐ τρέχεις ἐπὶ τὸ κατὰ τὴν σὴν φύσιν; Auch hat schon Gataker die Stelle richtig verstanden. — Kurz vorher geht: ὅπως δὲ οὐ πρὸς ποιεῖν ἢ πρὸς ἐνέργειαν; die Worte πρὸς ποιεῖν ἢ fehlen in Morus Ausgabe; wohl nicht *operantium errore*, wie Hr. S. wähnt, sondern weil Morus auch hier ein Glossem entdeckte. — Lib. VIII. §. 30. p. 278. sind die Interpreten zweifelhaft, ob nicht von den Worten λαλεῖν, καὶ ἐν συγκλήτῳ, καὶ πρὸς πάνθ' ὀντιοῦν κοσμίως, μὴ περιτρανώς, ὕγιε λόγῳ χρῆσθαι, die drey letzten zu dem folgenden Paragraph gehören. Hr. S. sucht sich durch Aenderung der Interpunction zu helfen: allein das ὕγιε λόγῳ χρῆσθαι steht dann zu isolirt und ohne Kraft. Vielleicht ist auch hier λαλεῖν blofs Glossem von λόγῳ χρῆσθαι, und ein verständiges: um anzuzeigen, das λόγος hier nicht, wie sonst, für ratio, sondern für sermo zu nehmen sey. Die passendste Parallele zu dieser Sentenz finden wir in Euripid. Phoeniss. 472. Was der Tragiker sagt, ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας, nennt A. L. Z. 1802. Vierter Band,

der Philosoph λόγον ὕγιᾶ. Jener: ἀπλοῦς ὁ μῦθος — κοῦ ποιήλων δεῖ — ἐρμηνευμάτων, dieser: κοσμίως, μὴ περιτρανώς. — In einer andern Stelle (Lib. V. §. 16. p. 156) haben wir schon ehemals auf das Glossem πρὸς ὃ δὲ κατεσκευάσθαι aufmerksam gemacht, wo Hr. S. noch immer seine der Sprache zuwider laufende Erklärung: οὐ περ' ἐνεκεν st. τινὸς ἐνεκεν, wiewohl nunmehr zweifelnd, wiederholt. Unsere Vermuthung eines Glossems sehen wir jetzt durch den Codex Vatic. A. bestätigt, in welchem die Worte fehlen. Sonst ist gerade dieser Codex an Zusätzen und Emblemen ergiebig; und wir wundern uns, das Hr. S. dieses nicht wahrnahm. Auf die oben angeführte Stelle (Lib. V. §. 1. p. 130) folgt: ἀλλὰ δεῖ καὶ ἀναπαύεσθαι δεῖ. Statt des letztern Wortes hat gedachter Codex: Φημι καὶ γῶ, was glücklicher Weise von Hn. S. nicht aufgenommen worden. Aber unmittelbar darauf hat er aus dieser Handschrift ἔδωκε μέντοι καὶ τούτου μέτρα ἢ φύσις gewählt; was allerdings gebilliget werden kann, wenn hernach ἔδωκε δὲ (statt μέντοι) καὶ τοῦ ἐσθίου, καὶ πίνουσιν, gelesen wird.

Manches von dem, was wir kurz angedeutet haben, wird sich künftig in dem versprochenen Commentar nachholen lassen, wenn Hr. S. die Ausarbeitung desselben nicht übereilt. Er will nämlich Gataker's Commentar, nebst Casaubonus und Xylauders Noten und seinen eigenen Zusätzen und Berichtigungen, zusammenstellen, jedoch mit Ausschluss dessen, was in jenen Anmerkungen blofs ad doctrinam ostentandam beygebracht ist, und zur Erläuterung des Schriftstellers nichts beyträgt. Wir wünschen die Erfüllung dieses Versprechens blofs unter der Bedingung, das Hr. S. sich unterdessen seines Gegenstandes mehr bemächtige, und eine gründlichere Kenntniß der Sprache erwerbe; und hoffen dann, das er für die Bequemlichkeit der Leser auch durch genaue Angabe und Vervollständigung der Citaten sorgen wird, welche in Gataker's Commentar so häufig, und immer nur höchst unbestimmt angegeben sind: eine Sorgfalt, die wir in dem hier wieder abgedruckten Praeloquium Gatakeri sehr ungern vermissen. Ueberhaupt sollte dieser Genauigkeit sich kein Herausgeber überheben, wenn er bey Veranstaltung neuer Abdrücke von alten Commentaren etwas Verdienstliches bezweckt, und den Verdacht zu meiden sucht, als habe er, wetteifernd mit dem Setzer, blofs mit den Fingern gearbeitet.

Was endlich die lateinische Uebersetzung anlangt, welche dem griechischen Texte zur Seite steht, so erklärt sich Hr. S. darüber folgendergestalt: *Interpretationem latinam addendam putavi, quum paranda esset*

effet editio in usum lectorum omnis fere generis, atque igitur et eorum, qui in graecis literis, non, ut ita dicam, habitant, sed peregrinantur potius, eamque e Xylandri, Casauboni et Gatakeri translationibus adornavi. Der Fleiß ist unverkennbar, womit Hr. S. aus diesen drey Uebersetzungen Eine vollendetere zu verfertigen suchte: allein wir stoßen häufig auf Stellen, wo entweder das Alte das richtigere, oder doch keine Consequenz im Verbesserer sichtbar ist. Denn, um nur Eine Seite zu prüfen, so ist p. 135. gleich anfangs in den Worten *quam facite est, visum quodcumque* (πάσαν φαντασίαν) vel *turbulentum vel inconueniens amoliri et abstergere*, das Subject zwar richtig, von den Prädicaten aber das erste (ἐχληρόν) wenigstens zweydeutig, das zweyte (ἀκόσμητος) falsch ausgedrückt; wie aus Lib. III. §. 16. erhellet, wo unsere Stelle am besten erklärt wird. Die Uebersetzung des Wortes φαντασία hat Hr. S. auch Lib. V. §. 36. gut verbessert; allein in anderen, vollkommen parallelen Stellen (Lib. VII. §. 29. Lib. VIII. §. 29.) hat er gleichwohl das schlechtere Wort *imaginatio*nes unbedenklich beybehalten. Bald darauf (S. 135) heist es: *Omni sermone atque actione naturae conveniente dignum te iudica; neque te seducat, quae sequitur, quorumlibet hominum reprehensio atque sermo.* Besser wäre wohl: *quae sequatur*, oder (wie in Gatakers Ausgabe steht) *quae sequi possit.* Sodann folgt §. 4. *Per ea, quae naturae sunt consentanea, proficiscor, donec occumbens tandem conquiescam, eo exspiraturus, unde quotidie spiritum haurio, eoque casurus, unde et semen pater meus, et sanguinem mater, et hac nutritrix colligit.* Richtiger auch hier Gataker: *eo exspirando, (ἐναρπνεύσας), unde spiritum quotidie haurio, eoque recidendo, unde etc.*

Ueberhaupt wird Hr. S., wenn er die folgenden Theile noch zu liefern gedenkt, mehr Sorgfalt auf den lateinischen Ausdruck zu verwenden haben, um ihn wenigstens vor grammatifchen Fehlern zu bewahren. Denn Ausdrücke von der Art: *verebar, ne* (statt *ut*) *partem editoris rite possem tueri* (Praef. p. XIX.); *vercor, ne considerate* (als Tadel gegen Reiske, p. 404); *titulum putat a Xylandro mutatum esse ex Diogene* (Praef. p. XLIX.); *Vir doctissimus se non indignum habuit, illas chartas in usum meum describere.* (Praef. p. XIV.); *cur Menagius — putaret, non intelligo* (p. 327); *orditus sum* (p. 275.) *nulla me magis capiebat schola, quam Stoica, cuius igitur monumenta — conquirere et tractare constituebam* (eine ganz unlateinische Verbindung, welche oft vorkommt, wie p. XIX. XXI. u. f. w.); solche und ähnliche Ausdrücke und Wortstellungen wird kein Humanist, dem nicht das eigene Gewissen schlägt, noch erträglich genug finden, um Ausgaben, worin sie vorkommen, als gute Ausgaben der Jugend zu empfehlen.

### OEKONOMIE.

ERLANGEN. b. Palm: *Scharlatanerien der neuern Forstwirtschaftskunde zur Berichtigung dersel-*

ben gesammelt und bearbeitet von einer Gesellschaft ausübender Forstmänner und herausgegeben von Karl Skovogt. Erstes Heft. 1802. 16 und 214 S. 8. (16 gr.)

Nach der Vorrede soll der Zweck dieser Schrift seyn „eine größere Ausbreitung gründlicher Forstwirtschaftsmaximen, dauerhaftere Beförderung eines tüchtigen Waldbestandes allenthalben, wo man die Wälder gehörig schätzt, oder zu schätzen anfangt, und Reinigung der Lehrbücher des Forstfachs von allen Schlacken und dagegen eine immer stärkere Befestigung in für die Forste heilsamen Grundätzen, damit auch die Forstwirtschaftskunde endlich zu einer Reihe fester, unwandelbarer Grundätze gelangen möge, woraus mit der Zeit ein solides System aufgebauet werden könne.“ Folgendes ist der Inhalt, den wir zum erstenmal genau angeben wollen, damit der Leser sieht, was in dieser Schrift zu finden ist: 1) Glaubensbekenntniß über Unwandlung der Waldungen abgelegt von einem alten Practicus im Forstfach. — Hier wird die unter alten und jungen unkundigen Forstmännern gewöhnliche Maxime, daß sich der Boden für eine Holzart austrage, widerlegt. 2) Erklärung der Kernfäule bey Fichtenbäumen. — Nach Silbermann sollen solche Fichten kernfaul seyn, welche unten herum dicker sind, und das soll seinen Grund in der Kälte haben, weil diese Art Holz weniger Frostleide. Ganz richtig wird von dem Berichtiger der fettere Boden und der zu freche Wuchs als die wahre Ursache angegeben. Rechnet große Waldstrecken, die sich aus Rothbuchen in Fichten haben unwandeln müssen, wo die Fichten bey 40 Jahren drey und vier-spännig sind, aber nach der Zeit fast alle roth- oder kernfaul werden. 3) Paradoxe Wahl eines guten Baumsamens. — Der Engländer David Day sagt, man solle keinen Eschensamen von gabligen und krummen Bäumen säen, wogegen behauptet wird, daß die krummen Stämme ihre fehlerhafte Gestalt so wenig forspflanzen, als die Samenkerne von gipfeldürren Stämmen wieder gipfeldürre Bäume lieferten. 4) Neue Methode, alten ausgeemergelten Waldboden zu Herstellung eines neuen Waldes tüchtig zu machen. Medicus sagt (in seinem Forstjournal): daß ehemaliger Waldboden in Zukunft so lange zu einer neuen Waldanlage gänzlich ungeschickt sey, bis man ihn wieder in den ehemaligen Waldboden umgeschaffen habe, und hierzu gehörte mehr als Baumsamen säen und Bäume anpflanzen, welches durch Erfahrungen auf eine beistehende Art widerlegt wird. 5) Wiegenfabrik für das junge Holz. — Hierin wird Medicus allgemeine Behauptung, daß der Schatten die Wiege des jungen Holzes sey, und daß also der Grasboden den Samen-pflänzchen nicht allein sehr dienlich, sondern die Wegräumung des Grasses denselben sehr nachtheilig sey, durch die Beobachtung in der Natur selbst widerlgt. 6) Neue Definition von der Pflanzung einheimischer Waldbaume, fabricirt in einem botanischen Garten. — Medicus sagt, daß er

alles Verfetzen einheimischer Waldbäume für einen Theaterstreich erkläre. Die Erfahrung zeigt jetzt allenthalben den guten Erfolg des Verpflanzens. 7) Klagen über das Mißrathen der Lerchenbaumpflanzungen. — Sie standen im unrechten Boden und zu weitläufig, daher sie krumm wuchsen und groſſe Kronen machten. 8) Klagen eines Engländers über das langſame Wachstum eines neu angelegten Schlagholzwaldes. — Der Boden war ausgetragen und zu unfruchtbar und die Holzarten nicht eben die poffendſten auf denſelben. 9) Paradoxes Mittel zur Beförderung des Forſtſchutzes von *Silbermann*. — Man ſoll bey Haunung des Laubholzes an den Gränzen wegen des Viehs und Feldes eine Schutzmauer von Bäumen ſtehen laſſen, wofür zweckmäßiger Gräben angerathen werden. 10) Ein Ridicul im neueſten Geſchmack von Ebendemſelben. — Sind Schläge vom Vieh oder Wild abgefreſſen oder ſtruppig: ſo ſolle man ſie gänzlich abräumen, damit der junge Stock wieder friſch ſchieben könnte. Wenn dieſes freylich von Nadelholz gemeynt iſt, ſo iſt der Vorſchlag lächerlich genug. *Rec.* hat einen Oberforſtmeiſter gekannt, der, als er am Hof ſeine Studien vollendet hatte, und eine weitläufige Forſtmeiſterey erhielt, bey der erſten Anweiſung ſeinen Holzbauern gar dringend einſchärfte, daſs ſie ja die Tannen- und Fichtenſtöcke recht ſchönen möchten, damit ſie recht gut wieder ausſchlagen. 11) Urtheil eines Forſtgelehrten über eine in der Natur feſtgegründete Beobachtung eines ausübenden Forſtmannes. — *Von Brocke* tadelt *Käplern* darüber, daſs dieſer behauptet, auch auf unumgebrochenen Lande gehe der Fichtenſame auf, welches doch der Erfahrung gemäß iſt. 12) Beobachtung über eines der neueſten Modevorurtheile im Gebiete der Forſtwirthſchaft. — Viele Groſſe im Volke ſollen glauben, daſs durch die nun in allen Theilen der Forſtgelehrſamkeit und Forſtwirthſchaftskunde wohl unterrichtete junge Forſtmänner dem Holzangel, oder wenigſtens der weiter greifenden Holztheurung mit einemmal werde abgeholfen werden; allein der ſtarke Wildſtand, das Waldſtreuſcharren, das Eichel- und Eckerſammeln und der Waldgang wären die eigentlichen Quellen jener Klagen. 13) Einige Bemerkungen über die Meynung vieler Forſtmänner von dem Nahrungsſaſte der Gewächſe und dem Ausarten der Wälder. 14) Neue Holzkulturmethode nebst ein paar Worten über Kleinmeiſterey bey dem heutigen Forſtwesen. — Geht gegen *Cotta* in *Zillbach*, und beleuchtet noch einige Punkte des bekannten Streites im Reichs-Anz. Hr. *Stevogt* ſagt ſelbſt: „Genug von einer Sache, dieſer Dinte nicht werth iſt, die um ſie dieſer.“ Ja wohl! Sie war des Drucks noch weniger werth. 15) Forſtwirthſchaftliche Betrachtungen und Beobachtungen über das Laubrechen in den Wäldern. — Ein vorrefflicher Auffatz. 16) Ein kleiner Error calculi bey der Holzbetriebswirthſchaft, welcher darin beſteht, daſs von *Werneck* in Forſtkalender behauptet, man müſſe deſhalb alle Stöcke ausmachen, weil von 100 Klaſtern Stammholz an

Stöcken und Wurzeln 56 Klaſtern ausfielen. 17) Noch ein Ridicul im ältern Geſchmack. *Von Werneck* giebt im Forſtkalender den Rath, im May auf den beſäeten Gebauen den Mäusen durch Aufſtellen von Fallen Abbruch zu thun. 18) Muſterhafte Beſchreibung der Blüten unſerer Forſtbäume. — Gegen *Werneck*, der ſie im Forſtkalender ſo unvollſtändig und ohne Sachkunde beſchrieben hat. 19) Betrachtungen über die Köhlererey und einige dabey mit unterlaufende Scharlatanerien. — Der Vf. eifert gegen das Selbſt-Kohlen der Privatperſonen wegen des groſſen Schadens, der vorzüglich dem Wald dadurch geſchehe. 20) Bemerkungen einiger ausübenden Forſtmänner zu den Beyträgen zur Pflanzenanatomie, Pflanzenphyſiologie und einer neuen Charakteriſtik der Bäume und Sträucher von *Medicus*. — *Medicus* Ausmittelung der Charaktere aus der Knospenbildung werden als überflüſſig für den eigentlichen Forſtmann erklärt. — Dieſes iſt der vollſtändige Inhalt dieſer Schrift. Der anziehende Vortrag erhöht das Intereſſante der Gegenſtände noch mehr. Vor Durchmusterung kleinlicher Dinge, ſo wie vor Anzüglichkeiten, haben ſich die Vf. zu hüten, und nie den Zweck aus dem Auge zu verlieren, nämlich die Sachen zu recensiren und zu verbeſſern und die Perſonen aus dem Spiel zu laſſen.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Anleitung zur Forſtwiſſenſchaft*, von G. A. Däzel, Profeſſor der Mathematik und Forſtwiſſenſchaft zu München. Zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen. Mit einem illuminirten Kpfr. Erſter Band. 1802. 412 S. 8- (Rthlr. 20 gr.)

Dieſes Werk ſoll fürs erſte die Regeln der niedern Forſtwiſſenſchaft oder von Erhaltung, Verbeſſerung und Nutzung der Waldungen enthalten. In dieſem erſten Bande findet man den erſten Haupttheil, nämlich die *Erhaltung der Wälder*. Man muß, dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs die Regeln, welche ſer vorſchreibt, nicht nur beſtimmt und deutlich, ſondern auch, durch die Erfahrung bewährt, und ausführbar ſind. Beſonders ausführlich handelt der Vf. vom Schutze des ſtehenden Holzes vor Schaden und Gefahr. Nur ſelten ſtoſt man auf eine Angabe, die ſich nicht wohl mit den anderweitigen Beobachtungen in der Natur vereinbaren läſt. So ſagt er z. B. S. 49. der Mangel des Saftes oder die geſchwächte Geſundheit, nicht der faulige Geruch wäre es, die eine Fichte vor der andern den ſchwärmenden Käfern zum Aufenthalte und zur Nahrung empfohlen, da doch die Erfahrung beweist, daſs kein Käfer in das Holz geht, welches im Winter gefällt und alſo ohne Saft iſt, da ſie hingegen am liebſten und in den ſtärkſten Schwärmen auf das in der Saftzeit gefällte Bauholz, auf die geſchnittenen Brunnenröhren u. d. g. fallen, die Schneebrüche ſaſt gar nicht, hingegen die Windbrüche im Sommer ſogleich angehen. So gehören S. 92. unter die vorzüglich guten Stangenhölzer auch

auch die Ahornarten (*Acer platanoides* und *pseudo-platanus*) und zwar als die vorzüglichsten Holzarten, die also fälschlich in die zweyte Classe der Schlagholzarten geordnet werden. — Rec. findet weiter nichts hinzu zu setzen nöthig, als dafs dies Werk durch seine Zweckmäßigkeit und Deutlichkeit, auch den weniger gebildeten praktischen Forstmännern, zu einem lehrreichen Lesebuch werden können.

### SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maurer: *Die junge Stickerinn*. Ein Taschenbuch für Frauenzimmer zur Uebung im Sticken und Malen auf das Jahr 1802. Mit einem in Seide gestickten Modelblatte, funfzehn ausgemalten und schwarzen Kupfern und einer fortgesetzten ausführlichen Anweisung zur Stickerey, von C. A. Hirschmann in 12. Die Anweisung beträgt 46 S. (2 Rthlr. 8 gr.)

Von den Mustern, welche dieses Werkchen enthält, fällt keines als entschieden lobenswürdig oder tadelhaft in die Augen, und in Betrachtung, da es noch manches schlechtere giebt, wird man diese immerhin als leidlich gelten lassen müssen. Gegen die Anleitung zur Stickerey, deren erste Hälfte in dem (A. L. Z. 1801. N. 312. angezeigten) Taschenbuch für Frauenzimmer steht, ist, insofern sie bloß mit den Handgriffen bekannt macht, ebenfalls nicht viel einzuwenden; allein darin scheint der Vf. zu weit gegangen zu seyn, dafs er gestickte Landschaften den *Triumph der Kunst einer Stickerin* nennt. Wir geben ihm zu, es seyen dabey viel Schwierigkeiten zu überwinden; aber man sollte lieber gar nicht unternehmen, Landschaften zu sticken: denn auch die bestgerathenen sehen noch immer sehr schlecht aus, und sind verlorne Bemühungen.

BERLIN, in d. Vofsisch. Buchh.: *Muster für Anfängerinnen im Stricken, Sticken und Zeichnen*,

in Beziehung auf den zweyten Theil des Lehrbuchs zum Unterricht der Töchter herausgegeben von C. P. Funke. *Erstes Heft*. 1801. mit 6 illuminirten Kupfertafeln. kl. Querfol. (1 Rthl. 16 gr.)

Neben ein Paar so zweckmäßig als zierlichen Strickmustern trifft man gleich in den ersten zwey Kupfertafeln auf eine Vase, ein Rosenbouquet und eine Landschaft, Gegenstände, die schlechterdings zum Stricken nicht geeignet sind. Unter den Strickmustern ist N. 17. Tab. III. sehr zierlich; besonders wenn es etwas größer ausgeführt werden sollte; eben so müssen sich auch die Epheu und Weinranken Tab. IV. N. 7. und 8. gut ausnehmen, desto weniger vertragen sich das Bündel Tabakspfeifen N. 6. die Urne Dreyfufs und Altar N. 12. 13. u. 14. mit dem guten Geschmack. Die Landschaft T. VI. welche als ein Vorbild für Anfänger im Zeichnen hier steht, scheint nach einem leidlichen Original mittelmäßig copirt zu seyn, und ist überdies sehr roh illuminirt.

ERFURT, b. Keyser: *Benjamin Gottfried Reyhers ökonomisch-praktische Abhandlung von Zubereitung der weissen Stärke und Anlegung einer sehr vortheilhaften Stärkenfabrik, auch von Viehmaß und Dünger*. Dritte verbeß. Aufl.

Auch unter dem Titel:

*Anweisung über die beste Bereitung der weissen Stärke und des Puders, so wie zu Anlegung einer sehr verbesserten Stärkenfabrik, auch Aufstellung eines verhältnismäßigen Viehstandes und einer damit zu verbindenden Landwirthschaft*. 1802. 88 S. 8. (5 gr.) (Die erste Auflage erschien 1768, die zweyte 1783.)

### KL FINE SCHRIFTEN.

PAEDAGOGIK. Bremen, gedr. b. Meiers Erben: *Kurze Anleitung für Schullehrer und Schullehrerinnen in den niedern Schulen, wie sie zweckmäßig unterrichten und ihre Schulen in Ordnung erhalten können*. Unter obrigkeitlicher Auctorität verfaßt von D. J. L. Ewald und D. J. C. Häfeli. 1801. 99 S. 8. (7 gr.) Neue, der Auszeichnung werthe Ansichten und Rathschläge haben wir in dieser übrigens zweckmäßigen Schullehrerinstruction nicht gefunden. Die angehängten Probestücke von katechetischer Zergliederung

einer Erzählung wissen wir unter keine andre Kategorie, als die der verunglückten katechetischen Puscherey zu bringen. Ihrem Vf. scheint es noch an den ersten Elementen der katechetischen Kunst zu fehlen. Wenn in den Schulgesetzen manche Vergehungen mit Entziehung des Frühstückes bestraft werden, so scheint dabey auf die Mitwirkung der Aeltern gerechnet zu seyn; es müßte denn in den Bremenschen Schulen den Kindern erlaubt seyn, ihr Frühstück in der Schule zu verzehren?

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. November 1802.

## PHILOSOPHIE.

REGENSBURG, b. Montag u. Weifs: *Praktische Seelenlehre für Prediger*, von Dr. Johann Gottlieb Münch, Prof. d. Philosophie zu Altdorf etc. *Erstes Bändchen*. 1800. 100 S. *Zweytes Bändchen*. 1801. 290 S. *Drittes Bändchen*. 1801. 328 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. geht von der richtigen Bemerkung aus, daß der Prediger, wenn er in seinem Amte eine nützliche Thätigkeit ausüben will, Menschenkenntniß besitzen müsse, und von Liebe zu seinem schönen Berufe geleitet, die sogenannten Zeichen der Zeit nie dabey zu fürchten habe. Der Psycholog, sagt er, möchte weinen über die Klage, daß so viele Menschen in religiöser Hinsicht klüger geworden sind, die ihm deutlich zu erkennen giebt, daß diejenigen, welche sie führen, als Lehrer führen, offenbar in ungleichen geistigen Verhältnissen mit jenen stehen müssen. Durch diese Schrift will er den Predigern diese Wahrheit einleuchtend machen, ihre Aufmerksamkeit auf diejenigen Seelenercheinungen hinlenken, deren Bemerkung oder Vernachlässigung auf die glückliche oder weniger glückliche Führung des christlichen Predigamts Einfluß hat. Gewiß ein vortrefflicher Gedanke. Ueber den Plan und die Art und Weise, wie er ausgeführt werden soll, hat der Vf. keine Rechenschaft gegeben. Der Titel ist unbestimmt, und auch in der Einleitung nicht befriedigend erklärt. Praktische Seelenlehre kann heißen, die Anwendung der Seelenlehre für den Prediger, oder Anweisung, wie er Menschen beobachten und die erlangte Menschenkenntniß zur Führung seines Amtes benutzen solle; sie kann aber auch eine Materialienammlung bedeuten, wie sie der Prediger in seiner Amtsführung braucht. In dieser letzten, nicht in der ersten Bedeutung scheint der Vf. nach obiger Erklärung die praktische Seelenlehre zu nehmen; allein, nach diesen drey Bändchen zu urtheilen, hat er sich diese Materialien in zu großer Einschränkung gedacht. Denn in dem ganzen Werke handelt er von den Erscheinungen der religiösen Denkart überhaupt, besonders aber der besondern Stände und Classen und in besondern Verhältnissen. Diese müssen zwar allerdings vorerst die Aufmerksamkeit des Predigers auf sich ziehen; allein da sie selbst durch andere Ursachen bestimmt werden, und das Resultat von der ganzen Empfindungs Denk- und Handlungsart des Menschen sind: so würde der Prediger, der sich bloß auf diese beschränkte, eine

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

unvollständige, einseitige und seichte Menschenkenntniß gewinnen, die zu keiner sichern Grundlage seines praktischen Wirkens dienen könnte. Ueberdies kann auch eine noch so vollständige Bearbeitung dieser psychologischen Materialien nur bey dem Allgemeinen stehen bleiben, und muß, wenn sie in das thätige Leben Einfluß äußern soll, durch eignen Beobachtungsgestalt bis zu dem Individuellen herabgeführt werden. Daher glauben wir, der Vf. würde seinen Zweck durch eine praktische Psychologie in der ersten Bedeutung mit mehr Vortheil erreicht haben. Wenn wir aber auch von dem Plane abstrahiren: so können wir doch mit der Ausführung der Idee des Vfs. nicht ganz zufrieden seyn.

Das erste Bändchen begreift drey Abschnitte: 1) *Ueber die Gesundheit der Seele überhaupt und insbesondere die Gesundheit in religiöser Hinsicht*; 2) *psychologische Erscheinungen im gesunden religiösen Zustande*; 3) *Resultate und nothwendige Klugheitsregeln aus diesen Erscheinungen*. Der erste Abschnitt hält sich zu lange bey der nicht hierher gehörigen Frage nach dem Princip des Lebens auf, dringt zu wenig in den Gegenstand ein, und unterscheidet nicht genug den psychologischen und moralischen Begriff von der Gesundheit der Seele. Unter Gesundheit der Seele begreift der Vf. den guten Willen, er werde zum Handeln bestimmt aus Neigung oder aus einem höhern Princip, in gehöriger Stärke vorhandene Lebensäußerung, Organe, die gehörig empfänglich für die Eindrücke reizender Gegenstände und so beschaffen sind, daß sie darin befindlichen organischen Kräfte gehörig frey und ungehindert reagieren können. Die Gesundheit in religiöser Hinsicht ist viel zu schwankend und unbestimmt erklärt, wenn er S. 50. sagt: „sie sey der Einfluß des Glaubens an ein hohes unsichtbares Wesen auf Gefinnungen und Handlungen, es habe ihn (den Einfluß) nun Furcht oder Liebe zu diesem Wesen hervorgebracht, es habe dasselbe seinen Willen strenge gefangen genommen, oder nur eine bessere Entschloßung befördert, es heiße die Religionsurkunde altes oder neues Testament, Zendaveßta oder Koran.“ Wir getrauen uns unter diesen Begriff jede Religionschwärmerey, Bigotterie und Fanatismus zu bringen. Der Vf. fühlt in der Folge das Fehlerhafte seiner Erklärung, und sucht es durch den Zusatz zu verbessern, daß sich religiöse Gesundheit unablässig in Geistesthätigkeit äußern müsse. Ungeachtet auch dieser noch nicht hinlänglich ist: so kommen doch über die Sache selbst gute Bemerkungen vor. Der zweyte Abschnitt

Ccc



ist befriedigender ausgefallen; er enthält meistens richtige, obgleich nicht eben tief sinnige Beobachtungen über das religiöse Empfinden, Denken und Handeln der Bauern, Bürger, der höhern Stände und des weiblichen Geschlechts nach verschiedenen Ständen und Altern. Der Vf. verräth hier Beobachtungsgeist, Erfahrung und einen hellen Blick. Nur ist es auffallend, daß er diese Schilderungen nach der Natur, in denen natürlich Licht und Schatten, und des Letztern fast noch mehr als des Erstem vorkommt, unter die Rubrik von psychologischen Erscheinungen im gefunden religiösen Zustande gebracht hat, und ob er gleich das Sonderbare dieser Classification fühlte, dennoch durch die Bemerkung zu vertheidigen suchte, daß, ungeachtet sich ein absoluter Zustand von Gesundheit denken lasse, dennoch relative Gesundheitszustände nach den verschiedenen Menschenclassen, der verschiedenen geistigen Organisation, dem nothwendigen Unterschiede der Stände, und der durch Erziehung, Unterricht und Beschäftigung überall anders modificirten Denk- und Handlungsweise angenommen werden müssen. Wenn es auch mit dieser Bemerkung seine Richtigkeit hat: so ist doch ein großer Theil des ersten Abschnitts überflüssig. Unter den Bemerkungen über das religiöse Denken und Handeln der verschiedenen Classen und Stände sind die die Bauern betreffenden die schätzbarsten, weil diese Classe von Menschen noch immer eine gewisse Einförmigkeit behalten hat, die sich im Aeußern bald bemerken und leicht darstellen läßt; auch konnte hier der Vf. Garve's treffliche Abhandlung über den Charakter der Bauern benutzen; über den religiösen Charakter der Weiber macht der Vf. ebenfalls gute Bemerkungen. Nicht so treffend sind die Schilderungen des Bürgerstandes, eben weil unter diesem Stande zu vielerley von einander abweichende Classen begriffen werden, als daß eine allgemeine Schilderung passen könnte. Ueberhaupt verlieren viele Bemerkungen nur dadurch, daß sie zu allgemein ausgedrückt sind. S. 95. sagt der Vf.: der Bürger denkt bloß an die andrängenden Umstände, sieht Gott an der Spitze einer Armee hier dem Würgengel Befehle geben, dort verheerende Landplagen absenden, schauert zusammen, und betet an, und bekennet ehrlich, das haben meine Sünden verdient! — Der erste frohe Sonnenstrahl, die erste glückliche Aernte, die Entfernung der Armee von den Gränzen, bringt ihn zu seiner alten Handlungsweise zurück, er hat bloß einer Execution zugesehen, sein Gewissen machte ihn bange, aber der Angenschein hat gelehrt, daß es ihn nicht angegangen." S. 102. „Der Bürger ist glaubig ohne Geist, und unglaublich ohne Kritik, sein Glaube, seine Religionsübung ist ein todter Glaube, weil er ihn bloß in der Theorie hat, weil er seine Leidenschaften nicht abkumpft, seine Begierden nicht veredelt, weil Religion noch nicht herrschen kann über seine gewohnte Denk- und Handlungsart." Solche Bemerkungen machen dem Beobachtungsgeiste des Vfs. Ehre; sie würden aber noch mehr Wahrheit enthalten, wenn

er nicht so gerne generalisirte. Ungeachtet die angeführte Schilderung auf einen großen Theil der Bürger paßt: so finden sich doch in diesem Stande auch genug Ausnahmen, an dem einen Orte mehr, an dem andern weniger, auch wohl ganz abweichende Züge, so daß der Prediger, der die Schilderungen des Vfs. auf die verschiedenen Menschenclassen unbedingt anwenden wollte, in der That sehr zu tadeln wäre. Besser wäre es auch hier gewesen, die menschlichen Charaktere in Beziehung auf Religion zu classificiren, und sie nach ihren verschiedenen Modificationen und Erscheinungen treu darzustellen, wie der Vf. zuweilen nur im Vorbeygehen thut, wenn er den Bürger als Heuchler oder Bigotten schildert. Indessen kann doch dieser noch nicht vollkommene Versuch dem Prediger schon dadurch nützlich werden, daß sein eigener Beobachtungsgeist gereizt wird, die Menschen, welche seinen Wirkungskreis ausmachen, so individuell als möglich kennen zu lernen, und aus diesen Beobachtungen allgemeine Ansichten von der Denk- und Handlungsart seiner Gemeine, ihrer Fehler und Bedürfnisse zu fassen; und es ist in dieser Hinsicht um so mehr zu empfehlen, als man durchgängig geläuterte und aufgeklärte Begriffe von Religion und Religiosität, und viele Winke für den Prediger findet, wie er wirken müsse, um das Reich Gottes auszubreiten. Der dritte Abschnitt ist nicht weniger fruchtbar an guten praktischen Bemerkungen, ungeachtet der in dem zweyten Abschnitt enthaltene Stoff zu noch mehreren Resultaten und Klugheitsregeln Veranlassung hätte geben können. Die gebildete Vernunft, bemerkt der Vf., kann den Geist der christlichen Lehre nicht unvernünftig nennen; er ist ihr als zur Moralität leitend, zur freyen vernünftigen Selbstthätigkeit vorbereitend, achtbar und ehrwürdig. Allein der allgemein bemerkte Mangel religiöser Thätigkeit, die immer lauter sich erhebenden Klagen über Irreligiosität und Sittenverderb, die Buchstaben-theologie einer niedern Classe, die verderbliche Halbgelehrsamkeit einer mittlern und die Ueberspannung einer höhern Classe, ohne praktische Nützlichkeit, kurz der Mangel an Religion sowohl als Moralität verleiten zu der skeptischen Frage: Wie, ist vielleicht diese Lehre nicht für unsere Zeiten geeignet, hat sie ihren Wirkungskreis geendet, wie so viele ältere Systeme, war sie bloß geschaffen für den Ort, für die Menschen, wo sie entstand? Er beantwortet diese Frage verneinend aus der Schrift Joh. With. Schmid's über den Geist der Sittenlehre Jesu, und ziehet daraus das Resultat, daß die bisherige religiöse Bildung noch keiner totalen Veränderung des Systems bedürfe, und daß dieses für unsere Zeiten noch so allgemeine und nothwendige Wahrheiten predige als für die älteren. Die feinere und die mittlere Classe, sind von der Geisteshöhe noch zu sehr entfernt, in den Ausprüchen ihrer Vernunft die Gottheit zu respectiren, und die niedere Classe ist von der Heiligkeit ihres Systemes zu eingenommen, als daß sie es nicht für Hochverrath halten sollte, Gott wo an-

anders als in der Bibel zu suchen. Man darf also das Gebäude noch nicht umstürzen, bis man einen sichern Grund hat, ein schöneres an die Stelle des ersten zu setzen. Aber das christliche Religionsystem ist noch unendlichen Mißverständnissen ausgefetzt. Die vorzüglichste Klugheitsregel ist daher: den Grund dieser Mißverständnisse erforschen, und ihn zu heben suchen. Die Anwendung derselben auf den Bauer, in dessen ganzer Religionsübung sich blinder Mechanismus offenbaret, und auf den Bürger, dessen Charakter halbe, einseitige Aufklärung ist, nimmt den übrigen Raum ein, und der Vf. entwickelt die Ursachen, die Folgen und Gegenmittel dieser Hindernisse wahrer Religiosität kurz, aber auf eine für Prediger lehrreiche Weise.

Das zweyte Bändchen beschäftigt sich mit den Erscheinungen in dem kranken religiösen Zustande der Menschen, und ist noch reichhaltiger an wichtigen Bemerkungen, Winken und Klugheitslehren für den Prediger. Der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß auf diesem Felde für den Beobachter und den geistigen Arzt noch erstaunlich viel zu thun sey; bescheiden legt er daher seine Betrachtungen und Ansichten mit der Befogniß dar, er möchte wider Willen zu diesem und jenem Fehlschlusse verleitet worden seyn. Rec. dünkt auch in diesem Bändchen der Fehler nicht genug vermieden zu seyn, daß Beobachtungen des Speciellen zu sehr generalisirt werden; da indessen seinen Ansichten, Schilderungen und Lehren die Wahrnehmung des wirklichen Lebens zum Grunde liegt: so kann jener Fehler keinen Nachtheil für den Prediger haben, der mit Nachdenken und reifer Ueberlegung die Belehren des Vfs. benutzt und anwendet. Der erste Abschnitt, welcher von den Krankheiten der Seele überhaupt, von den Krankheiten der Seele in moralischer Hinsicht und von Krankheiten in Bezug auf Religion handelt, stellt nicht sowohl bestimmte Begriffe von Seelenkrankheiten auf, sondern macht auf die Mängel der Erfahrungsseelenlehre in diesem Theile aufmerksam. Vorzüglich über die Frage: worin besteht das Wesen der Seelenkrankheit, und worin ist der Grund derselben zu suchen? findet er noch keine befriedigende Antwort. „Hinderung der natürlichen Thätigkeit ist erst Folge der Krankheit, nicht das Wesen der Krankheit, es ist daher lange schon erwiesen, daß die Seele zu ihren Verrichtungen gesunder Organe bedürfe, aber nichts weniger noch als dargehan, daß bey gestörtem Lebensprocess der Organe sie ebenfalls in krankem Zustande sich befinden.“ Aus diesem Grunde möchte der Vf. Verrücktheit aus Liebe, Lebensüberdruß, Hypochondrie, Nachtwandeln nicht unter die Seelenkrankheiten rechnen. Da aber der Vf. zugestehet, daß der ganze Körper als Organ der Seele zu betrachten ist, und die Störungen in der Wirksamkeit der Organe die Thätigkeit der Seele ganz oder zum Theil, auf immer oder nur eine Zeitlang hemmen: so sehen wir nicht ein, warum diese Störungen nicht auch

Krankheiten der Seele heißen könnten, zumal wenn man unmittelbare und mittelbare Krankheiten der Seele unterscheidet. Ueberhaupt aber glauben wir, daß der größte Theil dieses Abschnittes hier nicht an seiner Stelle sey, da er mehr theoretisches als praktisches Interesse hat, mit dem Folgenden in keinem Zusammenhange steht, und daher von dem Prediger ganz überschlagen werden kann. Die Bemerkungen über moralische Seelenkrankheiten können dazu dienen, die Unschicklichkeit dieses Ausdrucks und die Unbestimmtheit des Begriffs ins Licht zu setzen. Nach der Analogie müßte, wie der Vf. bemerkt, nur der sich fühlende, sein Unrecht erkennende Sünder, ein eigentlicher Kranker heißen, nicht der, bey dem Immoralität Charakter worden ist, wie die Tugend des Redlichen. Wollte man die kleinste Abweichung von dem Gebote der Sittlichkeit als Krankheit, die höchste sittliche Güte, und die möglichste Verdorbenheit als die beiden Endpunkte betrachten: so fände sich in erstem Verhältniß kein Mensch, der den Charakter einer vollkommenen sittlichen Gesundheit behaupten könnte, sondern es gäbe lauter Mittelzustände, die keinen Namen haben. Der Vf. ist aber selbst sehr schwankend in dem Gebrauch dieses Begriffs. Moralische Krankheiten, sagt er, entspringen aus Schwächen, welche den Einfluß guter Grundsätze auf Gesinnungen und Handlungen hindern, und durch die Gewohnheit bleibend werden. Das letzte Merkmal ist aber in der S. 31. folgenden Erklärung nicht mit aufgenommen. Krankheit, heißt es daselbst, muß ein bey vorausgesetzter natürlicher Organisation, nach pflichtmäßiger vernünftiger Erziehung selbst geschaffener sittlicher Anlage entgegengesetzter Zustand seyn. — Die Disposition dazu liegt theils in dem handelnden Wesen selbst, theils in andern. Durch das letzte kommen wir wieder mit dem Merkmal der Erklärung, daß die Krankheit ein selbstgeschaffener Zustand seyn soll, ins Gedränge. Und wie kann der Vf. sagen: Der Vater, der seinen Sohn nicht zur moralischen Mündigkeit zu bringen suchte, nach dieser ihn auf das moralische Gesetz aufmerksam zu machen, ist moralisch krank, der Sohn nicht, und wenn es der ärgste Bösewicht geworden, wenn diese Fehler der Erziehung können imputirt werden. Sonst enthält der ganze Abschnitt viele gute Bemerkungen. Seelenkrankheit in religiöser Hinsicht nennt der Vf. den zweckwidrigen Einfluß der Religion auf Gesinnungen und Handlungen. Dieser noch nicht hinlänglich bestimmte Begriff wird durch das Folgende berichtigt, in welchem sich der Vf. durchgängig als einen aufgeklärten Denker zeigt. Was Folge der Organisation ist, nicht von der Selbstthätigkeit des handelnden Subjects herrührt, kann nicht unter den Begriff von Seelenkrankheit subsumirt werden, auch nicht jede Abweichung vom Systeme, wie z. B. Irreligiosität oder Unglauben, wenn sie nicht der Moralität entgegen ist. Der Schwärmer und Bigotte ist nicht gerade unter die Kranken zu zählen. „Zur religiösen Seelenkrankheit wird nur schlechte-

nes Handeln gerechnet bey besserem Wissen." Der zweyte Abschnitt enthält religiöse Erscheinungen im kranken Zustande des Körpers aus den verschiedenen Menschenclassen, worin die Natur sehr treu gezeichnet ist, und der dritte zieht daraus Resultate und Klugheitsregeln für die geistliche Amtsführung. Wir müssen Predigern beide Abschnitte recht sehr zur Beherzigung empfehlen; nicht leicht werden sie über Krankenbesuche, über die sogenannte Bekehrung auf dem Todtenbette, über die Tröstung der Trauernden, selbst über Leichenpredigten etwas Vernünftigeres und Gründlicheres, und überhaupt bessere Anleitung zur nützlichen Führung dieses Theils ihrer Amtsverrichtungen finden.

Eben dies Urtheil gilt auch vom dritten Bändchen, welches im ersten Abschnitt von der Sinnesänderung überhaupt und von der religiösen Sinnesänderung insbesondere handelt. Der zweyte Abschnitt: allgemeine Erscheinungen im eigentlich religiös kranken Zustande, 1. Abth. im religiös kranken und physisch gesunden; 2. Abth. im physisch kranken und religiös kranken; 3. Abth. im gebundenen und freyen Zustande; 4. Abth. Abweichungen im andern Geschlecht. Der dritte Abschnitt stellt endlich wieder Resultate und Klugheitsregeln aus diesen Erscheinungen dar. Die Bemerkungen über die Sinnesänderung, welche, wie der Vf. bemerkt, öfter das Werk eines einzigen Augenblicks, einer Rührung, die die Seele füllte, eine Folge auffallender trauriger Schicksale, dunkler Ahnungen, als das Resultat ruhiger vernünftiger Ueberlegung ist, über das Benehmen moralisch böser Menschen in verschiedenen Verhältnissen und unter verschiedenen Ständen, über verschiedene Verbrechen und Laster, über Züchtlinge, sind um desto interessanter, je weniger Beobachtungen über den Menschen von dieser Seite angestellt sind. Indessen sind sie doch am lehrreichsten für den Religionslehrer, der nicht als Miethling auf dem bequemen Wege des Schlendrians fortwandelt; der besser Gesinnte findet hier ein großes Feld für seine Thätigkeit geöffnet.

## O E K O N O M I E.

LEITZIG, b. Rein: *Die Hindernisse in der Landwirthschaft*, als Spiegel für die Landwirthe aufgestellt, von Lfd. Herrn. Hans von Engel, kurfürstl. sächsischem Rittmeister. 1802. VIII. u. 363 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Buch hat seine gute und schwache Seite, und enthält unter vielem Richtigen auch viel Falsches. Nachdem der Vf. von dem richtigen Haupt-

grundsätze ausgegangen: in der Landwirthschaft müsse man sich lediglich auf sorgfältig angestellte Versuche und auf eine Reihe von Erfahrungen verlassen, ohne sich dem verführerischen Gedanken bloß zu stellen, man habe in diesem oder jenem Stück ausgelernt, geht er zu dem gewöhnlichen Fehler der meisten Menschen über, die nicht einsehen wollen, daß Mangel der Erkenntniß ihre Irrthümer hervorbringe. Sowohl bey jungen als alten Landwirthen würden diese Mängel bemerkt, welche entweder die Hitze von jenen, oder die Kälte von diesen erzeugten. Käme nun noch bey Manchen die Mode hinzu, welche in unsern Zeiten, sogar die Acker und Viehwirthschaft despotisire: so wäre vollends nichts auszurichten, und ein Hinderniß suche das andre in den sich darbietenden Hülfsmitteln zu verdrängen. Mängel aller Art vermehren alsdann das Uebel, das durch Mangel an Geduld, Beurtheilungskraft, Rechnungskenntniß, zu viel oder zu wenigem Zutrauen zu sich selbst, u. d. gl. vergrößert, oder sogar aus Faulheit und Hang zur Bequemlichkeit vermehrt würde, welche vollends alle Zuneigung zu dem friedlichen Gewerbe der Landwirthschaft ersticken. Die letztern Uebel würden gemeinlich von der Unwissenheit der Herren oder Gutseigenthümer begleitet, wodurch die Macht der Verwalter Nahrung und Zuwachs bekäme, die entweder eine blinde Anhänglichkeit am Alten, oder eine zu große Vorliebe zu Neuerungen unterstützte. Eine andre Quelle des Hindernisses bestünde entweder in einem unzeitigen Geize, oder in einer übel angebrachten Sparsamkeit, oder in freygebiger Gutherzigkeit, die alle eben so schädlich wären, als das Streben, mit allein geschwinde fertig zu werden, auf alle Fälle Nachtheil und Schaden herbeyführe. Die meisten Wirthe handelten ohne alle Vorbereitung, und singen zuerst da an, wo sie billig aufhören sollten u. s. w. Alles dies zeugt freylich von genauer Bekanntschaft mit dem abgehandelten Gegenstande; aber die Methode, wie der Vf. die Hindernisse den Landwirthen gleichsam in einem Spiegel vorhält, ist nicht die beste; er hätte vielmehr, wie Thaer, Riem, Meyer, von Podewils, u. m. A., die oft zu allgemein dargestellten Hindernisse, auf diesen oder jenen Boden anwenden, und durch erprobte Vorschläge meistern und verbessern sollen! Dadurch würde sein Buch, das im Ganzen wie in vielen einzelnen Theilen recht gute Bemerkungen enthält, mehr Gemeinnützigkeit befördert, manchen schiefen, oft falschen Grundsatz verdrängt, und sich überhaupt um den Dank des Publicums wahrlich verdient gemacht haben. —

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 19. November 1802.

## PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Versuch der einzig-zweckmäßigen Propädeutik zum richtigen, gründlichen und fruchtbaren Studio der Vernunftlehre oder Logik.* Von D. J. K. Wezel. 1802. Mit der Vorrede und Inhalts-Anzeige 447 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das auffallende Phänomen, sagt der Vf., daß man so oft Logik hört, und dieselbe gleichwohl so selten richtig verstehen lernt, habe ihn veranlaßt, den Ursachen desselben nachzuforschen, und da habe er gefunden, daß der wahre Grund hiervon kein anderer sey, als der unzweckmäßige Vortrag der Logiker. Man habe nämlich nicht bedacht, daß der erste Unterricht in jeder Wissenschaft keinesweges mit dem Schwerern, mithin der in der Logik nicht mit ihrem reinen Theile, sondern mit den hierzu nöthigen Vorbereitungskenntnissen beginnen müsse. Man lasse es, meynt der Vf., noch jetzt gewöhnlich bey einigen flüchtigen Bemerkungen und für den Anfänger hieroglyphischen Redensarten bewenden, ohne zu dem Begriffe, Inhalte, Zwecke, Nutzen und Werthe der Logik allmählig hinzuleiten. Diefs habe ihn bewogen, auf eine einzig-zweckmäßige Propädeutik zur Logik zu denken, und solche, nachdem er den Werth derselben durch den Gebrauch erprobt habe, dem Publicum mitzuthellen. Er glaubt aber daß nebst einer Kenntniß und Bekanntschaft mit der ersten natürlichen Veranlassung zur Erfindung (?) der Logik, mit ihrem Ursprunge und allmählicher Ausbildung, mit dem Begriffe, Objecte, Inhalte, Erkenntnißgrunde, Nutzen, Zwecke, Umfang u. s. w. Kenntniße aus der *Psychologie* und zum Theil auch aus der *Anthropologie* überhaupt, welche die Elemente einer Propädeutik zum Studio der Logik ausmachen.

Dieser Idee gemäß enthält nun die vorliegende Schrift folgendes: In der Einleitung giebt er die Notiz von dem Ursprunge der Wortbedeutung des Ausdrucks, Logik; vom Grunde und von der Veranlassung zu dieser Wissenschaft, von der Beschaffenheit der aristotelischen und stoischen Logik; von der Eintheilung der Logik überhaupt, vom Begriffe der reinen allgemeinen Logik, Werth und Wichtigkeit derselben; vom Begriffe und von der Nothwendigkeit einer Propädeutik zur Logik. Dann folgt die Propädeutik selbst in drey Theilen. *Erster Theil.* Von dem untern und obern Erkenntnißvermögen. *Zweyter Theil.* Von dem Gefühlsvermögen, den

sinnlichen und geistigen Gefühlen und dem Verhältnisse derselben unter einander und gegen die übrigen Vorstellungen. *Dritter Theil.* Von dem Begehungsvermögen, dem sinnlichen und vernünftigen, nebst einer Uebersicht der psychologischen Physiologie und Pathologie, desgleichen der Resultate dieser Propädeutik in Beziehung auf die Logik.

Bey der oben angeführten Veranlassung zu diesem Werke scheint der Vf. nur die schlechten Lehrer und Lehrbücher der Logik vor Augen gehabt zu haben; denn wir haben doch auch Lehrbücher der Logik, desgleichen Lehrer derselben, denen die vom Vf. angeführten Vorwürfe mit großem Unrecht gemacht werden würden. Doch diesen Punkt dahin gestellt, so ist die Frage: ob der Vf. durch sein Werk sowohl der Idee einer wahren Propädeutik zur Logik genügt, als auch alle Schwierigkeiten, welche sich dem Verständnisse derselben bisher entgegen stellten, beseitigt habe? Rec. ist nicht dieser Meynung; denn er gesteht zwar gern, daß das, was der Vf. in der vorliegenden Schrift giebt, größtentheils sehr wohl gedacht und vorgetragen sey, aber daß nun gerade diefs dasjenige ausmache, was zur einzig-zweckmäßigen Propädeutik einer Logik gehöre, das hat ihm nicht einleuchten wollen. Daß ein Anfänger eher Anthropologie und besonders Psychologie studiren müsse, als er sich zur Logik begeben, ist klar, und wird auch auf vielen höhern Schulen so angerathen und befolgt; allein es ist nicht abzusehen, warum der Anfänger nicht lieber diese Studia abgefondert, und nach ihrem ganzen Curfus betreiben sollte. Auch sieht man nicht ein, warum gerade diese Studia allein zweckmäßig vorbereitend seyn sollten. Die reine Mathematik wird ebenfalls hierher gerechnet werden können. Wollte man aber alles, was den Verstand zum Verständnisse der Logik vorbereiten kann, unter dem Titel einer Propädeutik derselben zusammentragen: so würden fast alle Wissenschaften zu diesem Behufe epitomirt werden können. Der Vf. hat die Idee einer Propädeutik zur Logik gar nicht richtig aufgefaßt. Sie ist nichts anders als eine Methodenlehre für die Logik, sie erörtert die Form und Materie, die Stelle und Quelle, den Umfang, Inhalt und innern Gliederbau dieser Wissenschaft. Es widerspricht ihrem Begriffe, daß sie andere Wissenschaften, z. B. Anthropologie und Psychologie der Materie nach kurz oder lang abhandeln sollte. Am wenigsten soll sie der Logik selbst vorgreifen. Es ist daher ganz unzweckmäßig, wenn der Vf. in der Propädeutik von den höhern Erkenntnißvermögen, von Verstand, Urtheilskraft und

und Vernunft handelt. Das sind ja Materialien für die Wissenschaft selbst, nicht für ihre Propädeutik. — Das was der Vf. von der Eintheilung der Logik sagt, gehört nun zwar zur Propädeutik derselben; aber Rec. wundert sich, daß der Vf., welcher die einzig-zweckmäßige Propädeutik gefunden haben will, hier ganz dem alten Schlandrian gefolgt ist. Er theilt die Logik ein, in die *natürliche* und *künstliche*, die künstliche in die *allgemeine* und *besondere*, die allgemeine wiederum in die *reine* und *angewandte*. Wo sind hier die *Principien* der Eintheilung? Hätte der Vf. hierüber nachgedacht: so würde er alle diese Eintheilungen als unthätig befunden haben. Eine natürliche und eine besondere Logik sind logische Undinge. Die Logik ist ihrem Wesen nach *Wissenschaft*, mithin Sache der Kunst, nicht der Natur und des Talents. Als Wissenschaft ist sie rational, denn sie hat ihre Quelle im Denkvermögen selbst. Die Denkgesetze aber sind allgemeingültig. Es giebt daher nur eine Logik und nicht mehrere Arten derselben. Diese eine Logik ist ihrem Wesen nach eine rationale Erkenntniß der allgemeinen Denkgesetze. — Die Eintheilung einer Wissenschaft ist in wissenschaftlicher Hinsicht ein sehr wichtiges Erfoderniß, aber auch eine schwere Arbeit, und ein Logiker kann durch sie die beste Probe seiner Kunst ablegen. Wie viele Eintheilungen haben wir nicht, die alles seyn mögen, nur keine Eintheilungen.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Grundriß der einzig-zweckmäßigen Propädeutik zum gründlichen, richtigen und fruchtbaren Studio der Metaphysik, oder der Transcendentalphilosophie*, als der Grundlage, des Kerns und Geistes aller wahren Philosophie. Von D. J. K. Wexel. 1802. 412 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8. gr.)

Unter diesem Titel giebt uns Hr. W., der Vf. der so eben angezeigten Propädeutik zum Studium der Logik, in der *Einleitung* eine Notiz vom Ursprunge der Wortbedeutung des Ausdrucks, *Metaphysik*, von dem Grunde und der Veranlassung zu derselben, einen Begriff von ihr, von ihrer Quelle, ihrem Zwecke, Objecte und ihrer Eintheilung. Beyläufig wird der Unterschied und wechselseitige Zusammenhang zwischen der natürlichen und philosophirenden Vernunft angegeben. Dann folgt der Begriff von einer Propädeutik zur Metaphysik; die Eintheilung der ersten in zwey Theile macht den Beschluß der Einleitung. Der *erste Theil* liefert eine Darstellung der Principien aller metaphysischen Hauptsysteme; 1) der theoretischen Principien, a) des Dogmatismus, α) des positiven, des *realistischen* (Pantheismus, Dualismus, Materialismus) des *idealistischen* (transcendentaler Idealismus, idealischer Dogmatismus, metaphysischer Egoismus), β) des negativen oder Scepticismus, des allgemeinen, des besondern (Pyrrhonischen und Humischen), b) des Criticismus, des Kantischen, der Kantischen Anhänger mit einer Rücksicht auf die Gegner, des Reinholdischen, Becki-

fchen, Fichtischen und Schellingischen. Dann folgt ein Anhang über Bardsili's Grundriß der ersten Logik und über das Fundament der Geschmackslehre. Den Beschluß des ersten Theils machen die Fundamente des reinen Rechts, der reinen Moral und Morakheologie. Der *zweyte Theil* giebt eine kurze Uebersicht und Prüfung aller metaphysischen Hauptsysteme.

Eine, so viel möglich, systematische Uebersicht aller ältern und neuern Versuche der Metaphysik war allerdings ein Bedürfnis unserer Zeit, besonders für angehende Denker, um sich wenigstens einen vorläufigen Begriff von dem zu machen, womit sie es zu thun haben werden, wenn sie sich selbst in dieses weite und schwierige Feld der Forschung wagen wollen. — Was die historische Relation der verschiedenen metaphysischen Versuche und Systeme anbetrifft: so hat Rec. den Vf. in seinen Angaben größtentheils richtig und treu befunden. In einigen Stücken möchten wohl die Urheber jener Systeme mit seinem Berichte nicht zufrieden seyn; z. B. wenn der Vf. S. 246. sagt: „Kant suche vermitteltst der Zergliederung des Begriffs von Erfahrung in diesem Begriffe selbst die Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrung.“ Da indessen der Vf. nicht ein bloßer Berichtserstatter seyn, sondern selbst den Weg zur Prüfung der bisherigen Systeme und Gründung eines neuen untrüglichen Systems, unter dem Titel einer Fundamentalphilosophie, bahnen will; dieses Unternehmen aber für den Leser und Denker das wichtigere Interesse hat: so wollen wir das, was von dem eigenen Forschen des Vfs. kommt, etwas näher betrachten.

Unter Metaphysik versteht der Vf. die reine Vernunftwissenschaft von den *absolut letzten Gründen*, Gesetzen und Zwecken der Natur und der Freyheit oder alles Wissens überhaupt; folgendes giebt der Vf. von ihr zu bemerken. „Ihre Quelle ist die reine Vernunft selbst, ihr Object aber das *reelle Absolute*. Die Fragen: Wie und wodurch hängen meine Vorstellungen mit den durch sie vorgestellten Dingen zusammen? Worauf beruht die *eigentliche* Bedeutung und Zuverlässigkeit von der *Objectivität* meiner Vorstellungen? Welches ist der Grund des Ursprungs und die wahre Entstehungsart aller menschlichen *reellen* Vorstellungen? Wie ist *Erfahrung* und *Bewusstseyn* überhaupt möglich? Erheben sich hier von selbst. Die philosophirende Vernunft muß zu den absolut letzten Gründen zurückgehen, also das *Absolute*, das Unbedingte, sowohl der Naturnothwendigkeit aller Dinge, als der Willensfreyheit vernünftiger Wesen, auffuchen und darstellen. Die *absolut letzten Substanzen*, *Ursachen*, *Gründe* etc. alles *Wissens* und *Wollens*, der *Natur* und der *Freyheit* können nicht in der Erfahrung, sondern außer dieser Sphäre gefunden werden, nämlich in den Gesetzen oder wesentlichen Handlungsweisen der Vernunft und des vorstellenden Subjects, der Intelligenz selbst, welche allein das Absolute zu entdecken vermag. Die von allem Empirischen reine, allein ächt

ächt philosophirende Vernunft, bloß ihren wesentlichen reinen Gesetzen nach, erhält man durch Absonderung alles Empirischen, was im gegebenen Bewußtseyn vorkommt. Die so erhaltenen reinen Vernunftgesetze betreffen entweder das Wissen oder das Wollen, Natur oder Freyheit. Daher ist die reine Vernunft ihrer ursprünglichen Natur nach legislativ für Erkenntniß- und Willensvermögen. Das Hauptproblem der Metaphysik ist nun; die *Realität* des Begriffs vom *Absoluten* der Substanzen, Ursachen und Wechselwirkung beider Welten (der physischen und moralischen) darzuthun. Der *theoretische* Zweck der Metaphysik ist unerschütterlich feste Gewißheit aller *Erkenntniß*, der *praktische* hingegen vollendete *Sittlichkeit*. — Alle übrige Wissenschaften setzen die untrügliche Gewißheit der Aussagen des natürlichen, gemeinen, Selbstbewußtseyns voraus, die Metaphysik aber liefert die letzten Gründe aller andern Erkenntnisse, und hebt zu diesem Behufe bey dem absolut letzten Grunde der Möglichkeit alles Bewußtseyns an, denn auf diesem beruhen am Ende doch alle Vorstellungen, Begriffe und Erkenntnisse.“

Nachdem der Vf. dem Leser einen solchen Begriff von der Metaphysik beygebracht, und dessen Erwartungen von ihr so hoch gespannt hat, ist dieser natürlicher Weise sehr begierig, wenigstens einen Wink zur Auflösung jener großen Probleme und Befriedigung seiner Wissbegierde zu erhalten. Allein dieß findet der Vf. nicht für gut. Er bricht nun auf einmal ab, und eilt zur historischen Darstellung der schon bekannten Versuche in dieser Hinsicht, die ihm aber auch am Ende alle nicht genügen. Hieran thut der Vf. nicht wohl, und dieses Verfahren ist wenigstens nicht ächt-propädeutisch. Denn da er in der Folge nicht bloß die Systeme epitomirt, sondern auch beurtheilt: so hätte er seinen Leser wenigstens doch mit einigen Principien der Beurtheilung und Würdigung im Voraus versehen sollen. Denn ohne diese weiß ja der Anfänger nicht einmal, ob er nicht vom Vf. selbst eben so vergeblich herumgeführt wird, als von den Urhebern der zur Schau und Kritik aufgestellten Versuche. In diesen Verdacht fällt aber der Vf. um so mehr, je höher er seine Saiten spannt, und dem Anfänger die große Verheißung giebt, daß ihn die Metaphysik über das *Absolute* und dessen *Realität* Aufklärung und Beweis geben werde. Denn wer da liest, die Metaphysik werde ihn lehren, worin der Grund unserer Vorstellung von *absoluten* (materiellen und immateriellen) *Substanzen*, von *absoluten* (äußern und innern) *Ursachen*, und von *absoluter Gemeinschaft der physischen und moralischen Welt* liege; der erwartet doch einen Fingerzeig, wie er zu einer so eminenten Kenntniß gelangen könne, besonders da der Vf. in der Folge zeigt oder zeigen will, daß alle seine Vorgänger in dieser Absicht einen Mißgriff gethan haben. — Da indessen hier alles durch reine Vernunft ausgemittelt und ausgemacht werden soll: so können wir, uns auf unsere eigene Vernunft stützend, auch selbst wohl

entscheiden, ob und in wie weit der Begriff und Zweck, welchen der Vf. der Metaphysik leiht, gültig sey oder nicht. Denn wir dürfen bloß bemerken, daß es hier nicht genug ist, die *Ideen* von absoluter Substanz, Ursache u. s. w. aufzustellen, sondern den Weg anzuzeigen, wie sie Objectivität und Realität für uns gewinnen können. Da nun unser ganzes Bewußtseyn, wir mögen es noch so sehr zergliedern, hierzu kein Mittel darbietet, dem Kenner des Vernunftvermögens auch bekannt seyn muß, daß die Realisirung jener Ideen mit unserm Erkenntnißvermögen im geraden Widerspruche stehe: so können wir durch uns selbst schon wissen, daß der Begriff des Vfs. von der Metaphysik und ihrem Zwecke grundfalsch sey, und alle Erwartungen, die Möglichkeit des Bewußtseyns zu erklären, die absolut letzten Gründe desselben, desgleichen der Substanzen, Ursachen u. s. w. zu ergrübeln, gänzlich getäuscht werden müssen. Der Vorschlag des Vfs. zu der von ihm angeregten metaphysischen Höhe zu gelangen, empfiehlt sich nicht sonderlich. Es heißt S. 371. ff.: „Soll ein allgemeingültiges System der Philosophie zu Stande kommen: so muß weder vom Objecte noch vom Subjecte, weder vom Objectiven noch vom Subjectiven, noch von beiden (dem Realen und Idealen) zugleich, sondern vielmehr von dem absolut höchsten gemeinschaftlichen Principe des Sub- und Objectiven, des Idealen und Realen ausgegangen werden.“ Aber dieses angebliche gemeinschaftliche Princip des Sub- und Objectiven ist nichts mehr und nichts weniger als eine *qualitas occulta*, ein hyperphysischer Irrwisch, nach welchem in neuern Zeiten so viel gehascht wird, weil man den wahren Boden aller reellen Erkenntniß entweder nicht kennt, oder ihn für seine genialischen Schwünge zu leicht und unfruchtbar findet.

Die Kritiken, welche der Vf. über die von ihm aufgezählten Systeme der Metaphysik ergehen läßt, können nun auch wenig befriedigen. Sie taugen ihm alle aus dem Grunde nichts, weil sie nicht von seinem angeblichen gemeinschaftlichen Principe des Ob- und Subjectiven ausgehen. Nach S. 222. soll Kant geglaubt haben, eines ersten Grundsatzes, ohne welchen doch keine eigentliche Wissenschaft möglich sey, überhoben seyn zu können; und doch führt Kant den Satz der synthetisch-objectiven Einheit des Bewußtseyns als den ersten aller menschlichen Erkenntniß auf. Der Vf. hätte dieß doch wissen, und wo möglich die Unhaltbarkeit jenes Satzes darthun sollen. Es ist hier nicht der Ort, und Rec. ist überhaupt nicht gewilligt, das Kantische System nach allen seinen Gründen und innern Organismen zu vertheidigen, allein die sonderbaren Begriffe und Beschreibungen, welche der Vf. davon giebt, kann er nicht ganz unberührt lassen. „Kant, sagt er, gestehe nur der empirischen Erkenntniß eigentliche Realität zu, er suche wider Wissen und Willen Erfahrung bloß durch Erfahrung zu erklären. Er sey bloßer Empiriker, ob er gleich beähdigt von a prio-

ri und Transcendental spreche. Er könne keinen andern Standpunkt als den alten des Dogmatismus (den des Denkens) und habe nur diesen widerlegt, habe aber keinesweges das Verdienst, den transcendentalen Standpunkt völlig entdeckt, sich darauf behauptet und ein Vernunftsystem selbst aufgestellt zu haben.“ — Hierin soll nun zugleich die Uebersicht und Prüfung des Kantischen Criticismus bestehen. Allein eine schiefere Ansicht und Beurtheilung läßt sich kaum denken. Auch dem flüchtigen Leser der Kritik muß es einleuchten, daß Kant von dem erbärmlichen Zirkel, die Erfahrung aus der Erfahrung zu erklären, weit entfernt ist. Er zergliedert vielmehr die Erfahrung (das Erfahren) in ihre Elemente und hebt so die empirischen und intellectuellen Bestandtheile derselben hervor; kommt dadurch auf die formalen und materiellen Bedingungen derselben u. s. w. Indem er dies thut, bemächtigt er sich allerdings des transcendentalen Standpunkts; denn dieser ist ja kein anderer, als derjenige, da man sich der ersten Anfänge alles Erkennens durch Analysis des Erkenntnißvermögens selbst bemächtigt. Gegen die mangelhafte Kenntniß, welche sich der Vf. von der Kritik erworben hat, contrastirt nun sehr sein Sprödethun gegen die Anhänger derselben, welche er in blinde und sehende eintheilt; blind werden ihm aber wohl alle diejenigen seyn, welche nicht durch die Brille seiner transcendenten und hyperphysischen Fundamentalphilosophie, welche die absoluten Substanzen und Ursachen erspähen kann, visiren wollen. — Andere Versuche eines Reinhold's, Bardili's, Becks, Bouterwecks, Krugs, des Vfs. der Archimetric u. s. w. werden auch sehr kurz von ihm abgefertigt. Da Beck's Standpunktlehre bey dem ursprünglichen Vorstellen stehen bleibt, welches schon ein Bewußtseyn voraussetzt, ohne dasselbe erklären zu können: so könne auch er nicht auf absolute Gewißheit seiner Behauptung Anspruch machen. Wenn doch der Vf. Beck's Schrift fleißig studieren wollte; er könnte vieles aus ihr lernen, insbesondere aber dies, daß das ursprüngliche Vorstellen gerade der rechte Standpunkt sey,

welchen ein Philosoph zu nehmen habe, wenn er mit-sprechen will.

## NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Beschreibung der Krystallisationen*, sowohl nach ihren Grundgestalten, als nämlich der Würfel, Säulen, Pyramiden und Tafeln, als auch nach den Veränderungen der Grundgestalten, in Ansehung der Abkumpfung, Zuschärfung und Zuspitzung von *Karl Immanuel Löschner*, vermaligen Gräfl. Thunischen Bergmeister in Böhmen, nunmehr ansässig in Freyberg. 1801. 96 S. 4. und 6 Kpft. in Querfolio. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., welcher durch seine aus Holz verfertigten sehr nützlichen Modelle der verschiedensten Krystallisationen rühmlichst bekannt ist, liefert hier die Beschreibung, welche er sonst schriftlich mit seinen Modellsammlungen verschickte, aufs neue durchgearbeitet und verbessert, durch Kupfertafeln erläutert. Eine solche Modellsammlung der verschiedensten Krystallisationen, welche jetzt aus 223 Stück besteht, verkauft der Vf. zu 8 Rthlr., und eine Folge von Uebergängen, welche aus 154 Stück besteht, und sehr mühsam zu verfertigen ist, für 7 Rthlr. Bey der Beschreibung sind allemal die Fossilien angegeben, welche unter der jedesmaligen Gestalt vorkommen; wodurch das Ganze einen unverkennbar größeren Werth erhält. Es ist sehr zu wünschen, daß der Vf. Haüy's treffliches Werk recht sorgfältig studiren möge, um daraus neuen Stoff zur anschaulichen Bearbeitung zu schöpfen. Die Abbildungen sind nicht perspectivisch, sondern architectonisch vom Vf. selbst gezeichnet und sehr gut gerathen; demungeachtet aber ersetzen sie die Modelle selbst noch nicht. Der Beschreibung geht eine Einleitung voran, die in einem so treuerzigen Tone geschrieben ist, daß Rec. großes Vergnügen daran hatte. Man sieht daraus sehr deutlich, wie der Vf. gern nützlich seyn möchte — *et voluisse sat est.*

## KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Leipzig, b. Supprian: *Die Kunst sich die zur Jagd und zum Vogelfang nöthigen Netze selbst zu verfertigen*. Ein Jagdbuch zum Nutzen und Vergnügen für Jäger und Jagdliebhaber. 1802. 8 S. Vorr. und 95 S. Text. 8. Mit Kupfern. (10 gr.) In dieser kleinen Schrift werden die Netze vom Hirsch- bis zum Nachtigallenfang beschrieben. Sie stehen, wie bekannt, schon in mehreren aber größern Werken. Da es Liebhaber geben kann, welche jene Werke nicht be-

sitzen, und einen Unterricht der Art wünschen: so wird eine solche Zusammenstellung nicht überflüssig seyn. Wenn aber auch der Vf. die Handgriffe nicht angeben wollte, die sich allerdings besser absehen lassen: so sollte er doch die Werkzeuge zum Stricken beschreiben und verzeichnen. Es setzt also diese Anleitung eigentlich schon eine Fertigkeit im Netzstricken, die man von einem Jäger zu lernen hat, voraus.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 20. November 1802.

## KIRCHENGESCHICHTE.

HALLE, b. Hendel: *Vorschritte zur feinern theologischen Literatur durch auf Schulen begonnenes Lesen griechischer Kirchengeschichtschreiber*, von M. S. Aus Eusebius, Sokrates, Sozomenus. 1801. 126 S. gr. 8. (10 gr.)

Der Titel ist eben so seltsam als das ganze Buch. Er sollte heißen: *Chrestomathie aus den griechischen Kirchengeschichtschreibern für Schulen zur Förderung des Quellenstudiums der K. G. bey angehenden Theologen*. Alsdann hätte sich der Vf. etwas deutliches und nützliches gedacht; allein er hätte dann einer solchen Chrestomathie auch eine zweckmäßigere Einrichtung geben müssen, als dieses Buch hat, um es für angehende Theologen brauchbar zu machen. Im Ganzen wäre aber sein Gesichtspunkt doch noch zu eng geblieben, und er hätte den Begriff einer zweckmäßigen *patristischen Chrestomathie* überhaupt auffassen und ausführen müssen, wenn er als ein Sachverständiger hätte erscheinen wollen. Eine solche Chrestomathie ist nämlich für katholische Schulen ein wahres Bedürfnis, und kann auch für protestantische Schulen ihren guten Nutzen haben, wenn angehende Theologen in dem letzten halben Jahre auf Schulen dadurch zur künftigen Lectüre der Kirchenväter vorbereitet werden. Ein Kenner der Patristik und Kirchengeschichte müßte zu diesem Ende nicht gar zu kurze Stellen aus den besten griechischen Kirchenvätern sammeln, theils aus den *Script. graecis* H. E. von Valois und den griechischen Concilien-Akten in historischer Hinsicht, theils aus dem Origines, Chryostomus, Theodoret und Theophylakt in exegetischer Hinsicht, theils (wenn noch dazu Raum wäre) aus einigen Apologeten, dem Athanasius, den beiden Gregoren von Nazianz und Nyssa und Basilus dem Großen in dogmatischer Hinsicht. Bey dem letzten Abschnitte auch einige Fragmente von den Gegnern der nicänischen Orthodoxie, die sich in den dogmatischen Schriften der letzten Kirchenväter finden, und wo möglich noch einige Hauptstellen, die sich auf die chalcedonische Lehre beziehen. In zwey kleinen Bändchen würde man alles dieses sehr gut umfassen können, wenn ein Band nicht hinreichen sollte, obgleich ein genauer Kenner bey der strengsten Auswahl schon mit einem Bande fertig werden würde. Ausser den nöthigsten Literarnotizen bey jedem Schriftsteller müßte jedes Fragment mit einer zweckmäßigen, also auch kurzen Einleitung begleitet werden, worin die Ver-

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

anlassung und der Inhalt bemerkt wäre; unter dem Text aber (versteht sich immer nach den besten Ausgaben abgedruckt) müßten die kritischen, so wie die nöthigsten historischen Erläuterungen stehen, und am Ende ein philologischer Index der schwersten Worte und Redensarten das Ganze beschließen. Auf diese Weise würden wir eine brauchbare patristische Chrestomathie gewinnen, statt daß wir in dem vorliegenden Buche eine ohne gehörige Auswahl und Plan gemachte Zusammenstellung von Fragmenten aus den auf dem Titel benannten Kirchenhistorikern haben, die sich mit den Worten: „Aus Eusebius K. G. I, 4.“ anfängt, und mit „Einigen Erklärungen, welche vielleicht (?) hier gesucht werden, und etlichen erläuternden Bemerkungen“ schließt. Da findet sich nichts über die Schriftsteller selbst, nichts über den Zusammenhang, die Veranlassung und den Inhalt der Stellen, und nur wenig was man zweckmäßige und richtige Erläuterung in philologischer, historischer und dogmatischer Hinsicht nennen könnte. Um das letzte Urtheil zu rechtfertigen, müssen wir einiges aus den Erklärungen und erläuternden Bemerkungen, die am Ende stehen, zum Belege anführen: „*Αετιος* ein Arzt zu Antiochien; nachheriger Diakon der dafigen Kirche. Er war in seine „Dialektik verliebt, und trieb die arianischen Begriffe weiter [was heist das?], weil er zu abstrakt „über die Gottheit [das kann man eben nicht sagen, denn ein Gott als Vater und ein Untergott als Sohn nach dem ächten Arianismus verräth keine philosophische Abstraction, sondern unphilosophischen Dualismus] „und wohl besonders im Grunde [Welch ein „Stil und welche Unbestimmtheit!] ein Verkennen „der Gottheit des Sohns wurde, trug er den Namen „*Αετιος* davon.“ Das heist alles nichts gesagt. *Aetius* war mit seinem Anhang in dem Sprengel von Antiochien dem reinen Arianismus zugethan, im Gegensatz gegen Athanasianer und Basilianer oder Semarianer. Er war also wohl ein Verkennen der Gottheit des Sohns nach dem Athanasianischen Systeme, aber er statuirte doch eine Gottheit des Sohns nach dem Arianismus, subordinirte also auch den Sohn dem Vater. Ferner lautet der Artikel *Απολλιναρτος* so: „Apollinaris, Vater und Sohn. Jener aus Alexandria gebürtig, und Presbyter zu Laodicea in Syrien. Dieser Lector dafelbst, nach Einigen in der „Folge auch Bischof.“ Die Hauptsache aber, daß der Letzte es sey, von dem der Apollinarismus herrühre, fehlt. *Ασκητηριον* Wohnung der Asceten, „oder solcher, die sich der gemeinen Welt entzogen, um in einem stillen, sich selbst ganz überlasse-

„nem Leben, den Betrachtungen und der ganz mit „scharfen Umrißen ausgeprägten Philosophie [dieses „verstehe, wer da kann, und finde in der Asceſis Philosophie, wenn er kann!] und Religionstugenden nachzuhängen.“ Diese Beyspiele aus dem ersten Buchstaben des Alphabets können schon hinreichen. Indessen wollen wir noch den Artikel *Σαβελλιος*; mitnehmen, damit man nicht glaube, das übrige Alphabeth sey besser davon gekommen. „Weil er „den Sohn Gottes nur für eine abgetheilte Kraft der „Gottheit hielt [Er hielt eigentlich die Namen V. S. und G. bloß für drey verschiedene Wirkungsarten eines und desselben Gottes] so machte Arius, indem er diesem Satze widersprechen und ihn widerlegen wollte, daher auf ein gegenseitiges Extrem „verfiel, *filium existisse*, aus dem Sohne Gottes einen „*novum Deum*.“ Hierin ist gar kein Sinn weiter, und man sieht, das selbst 10 gr. für dieses planlose Machwerk noch viel zu viel Geld ist.

### LITERATURGESCHICHTE.

- 1) ZÜRICH, b. Orell, Füßli u. C.: *Johann Kaspar Lavater, der Dichter*. Eine Rede, bey der musikalischen Gedächtnissfeyer am 26. Hornung 1801. gehalten von *Joh. Georg Schulthess*, Diakon. 1801. 3 B. 8. (Velinpapier) (8 gr.)
  - 2) WINTERTHUR, b. Steiner: *Johann Kaspar Lavater, der Wahrheitslehrer (Wahrheits-) und Menschenfreund*. Eine Rede bey Anlaß der Trauermusik geschrieben, nicht gehalten von G. C. Tobler. 1801. 3 B. 8. (4 gr.)
  - 3) ZÜRICH, b. Orell, F. u. C.: *J. K. Lavater*. Eine biographische Skizze. Von *Heinrich Meister*. 1802. (Mit einem sehr ähnlichen Bilde L., das ihn sitzend und lesend vorstellt). Aus dem *Französischen*. 3 B. 8. (12 gr.)
  - 4) WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke: *Denkmal der Wahrheit auf J. K. Lavater*, von *Karl Ludwig von Haller*. 8 B. 8. (9 gr.)
  - 5) WEIMAR, b. denselben: *Lavater als Menschenfreund*. Ein Nachtrag zum Denkmal der Wahrheit auf *J. K. Lavater*, von *K. L. von Haller*. 1 B. 8. (1 gr.)
  - 6) ZÜRICH b. Orell, F. u. C.: *J. K. Lavater, als Freund der Vernunft* dargestellt von *Felix Nüscheler*, Professor der Theologie in Zürich. 1½ B. 8. (3 gr.)
- 1) Nur der Revolution verdanken Lavaters Manen die in Zürich ungewöhnliche Ehre einer Todtenfeyer, welche am 26. Febr. 1801. in der achten Woche nach seinem Tode, in dem großen Münster vor sich ging; ohne eine solche, so viel Neues herbeyführende, und an noch mehr Neues gewöhnende, gänzliche Umwälzung aller bisherigen Verhältnisse hätte gewiß an eine Anzeiſnung der Art nicht gedacht werden

dürfen, indem die Eifersucht der Bürger gegen alle vorzüglichen Männer eine so außerordentliche Erhebung eines Einzelnen über die Gesamtheit nicht würde zugegeben haben. Bey dieser Feyerlichkeit hielt Hr. *Schulthess*, derselbe, der am 20. Sept. d. J. an der Kopfwunde starb, die er am 13. Sept. bey der zweyten Beschießung Zürichs durch die helvetischen Truppen erhalten hatte, diese, wenn auch nicht völlig gelungene, doch im Ganzen schöne Rede. Warum er L. nur als *Dichter* geschüldert haben mag? Ob er vielleicht, als ein kluger Mann, nichts berühren wollte, was einem erheblichen Widerspruche ausgesetzt gewesen wäre? Ob er vielleicht Bedenken trug, in einer gemischten Versammlung sich über dasjenige frey zu erklären, was man denn noch hätte erwarten mögen? Dies mag unentschieden bleiben. Genug es gefiel ihm, nur von dem Dichter zu reden, und über manches andre seine Gedanken bey sich zu behalten; gewiß verdienten auch schon die *Schweizerlieder*, diese frühere Frucht seiner Muse, einer rühmlichen Erwähnung, und Hr. Sch. wußte mit vieler Geschicklichkeit auch *Bodmern*, *Salomon Gessnern*, *Cramer* und *Klopstocken* einige duftende Kränze zu flechten. Ob indessen gleich diese Arbeit den geübten Geschmack des Vfs. verräth, und die Kunst des Redners manchen nicht gemeinen Gedanken in einer würdigen und gehaltvollen Sprache, nicht selten mit feinen Wendungen, vorzutragen wußte: so will die Rede doch nicht recht recht gefallen, und auch bey der ersten Vorlesung soll sie keine große Wirkung gemacht haben. Rec. erklärt dies so: die zerstreuten Sätze der Rede stehen nicht genau unter einer das Ganze umfassenden *Centralregierung*; die Gedanken sind nicht genug einem großen Hauptgedanken untergeordnet, von dem alles hätte ausgehen und zu dem alles hätte zurückfließen müssen.

Der Vf. von Nr. 2., ein Schwager des Hn. Sch., hatte mit Rührung die zu L. Andenken veranstaltete Trauermusik, und mit Vergnügen die dabey gehaltene Rede gehört. Der Gedanke stieg in ihm auf, das, obgleich Hr. Sch. gute Gründe gehabt haben möge, sich auf L., den *Dichter*, einzuschränken und seine Idee schon ausgeführt habe, doch eine Rede, in welcher L. von *mehrer* Seiten, insbesondere als *Wahrheits* und *Menschenfreund*, dargestellt würde, dem Zwecke einer solchen Feyerlichkeit auch nicht unangemessen wäre, und das bey einer so selten wieder kommenden Gelegenheit, in einer so großen Gesellschaft ungleichartiger Menschen manches hierauf sich beziehende Wahre und Gute mit mehr als gewöhnlichem Nachdruck und wohlthätiger Wirkung gesagt werden könnte. In diesem Gedanken machte er einen Versuch, der einigen Freunden gefiel, und den er hierauf dem Drucke übergab, wobey aber nicht zu übersehen ist, das der Vf. *nicht mehr sagen wollte, als was die Form einer solchen Rede mit sich brachte und vertrug*, mithin keine genauere, psychologische Entwicklung des Geistes und Charakters L., keine schärfere Bestimmung und Beurtheilung seiner Mey-

nungen, seines Verdienstes und seines Einflusses erwartet werden darf. Aus diesem von dem Vf. genau angegebenen Gesichtspunkte betrachtet, ist diese Rede ein wahres Meisterstück, und läßt die Schultheisische weit hinter sich zurück. Sie ist mit Liebe und mit Verstand geschrieben, sie schildert mit ungemeiner Wahrheit das Gute und Vorzügliche in dem Charakter Lavaters, und, was vorzüglich den Vf. als einen sehr edeln Menschen charakterisirt: *Es ist kein einziger Miston in dieser ganzen Rede, kein Ausfall auf Andersdenkende, kein schneidendes Wort, kein bitterer Ausdruck*; der Leser wird vom Anfange bis ans Ende in einer guten, das Gemüth innig bewegenden Stimmung erhalten. Dies ist um so schätzbarer, da die Revolution, in welcher auch Hr. T., als Gegner der aristokratischen Städte-Parthey, einen thätigen Antheil nahm, fast allen Gemüthern in Helvetien eine gewisse Säure mitgetheilt, und selbst die sonst sanftesten Menschen in eine leidenschaftliche Stimmung gesetzt hat. Diese Schrift ist durchaus mild und freundlich geschrieben, und kann in dem Leser nur sanfte und edle Gefühle erregen. Wer sie noch nicht kennt, wird es dem Rec. Dank wissen, daß er ihn aufmerksam darauf machte; *sie verdient allgemein gelesen zu werden*, und möge der Verleger sie bald in einer zweyten Ausgabe, zierlich gedruckt, erscheinen lassen, in welchem Falle sie nur von einigen wenigen Helvetismen gereinigt werden müßte. Noch wird bemerkt, daß nicht der Vf. der *Erbauungsschriften* und der *Anmerkungen zur Ehre der Bibel*, sondern sein ältester Sohn, der in jüngern Jahren den Sophocles überfetzte, diese Rede verfaßt hat.

Der Vf. der Skizze Nr. 3. ist mit seinem Vetter, *Leonhard Meißler*, nicht zu verwechseln; er mußte sich in dem siebenten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts wegen einer atheistisch geachteten Schrift nach Frankreich flüchten, und lebte viele Jahre zu Paris, wo er bey Diderot und seinen Freunden eine gute Aufnahme fand, erhielt indefs später die Erlaubniß, wieder nach seinem Vaterlande zurück zu kehren, und erneuerte in Zürich die freundschaftliche Verbindung mit Lavatern, seinem Mitbürger, der ihn, ungeachtet einer großen Verschiedenheit der Denkart, immer geschätzt und geliebt hatte. Hr. M. vergleicht in dieser interessanten Schrift Lavatern mit Diderot, und die Parallele, die er zwischen diesen beiden Männern zieht, ist umfänglich der anziehendste Theil derselben. „Beide Männer zeichneten sich, wie der Vf. sagt, in gleichem Grade durch *Enthusiasmus* und *Güte* aus; beide waren über ihre Schriften erhaben; beide besaßen eine originelle und hinreißende Beredsamkeit; beide, durch ihre Phantasie beherrscht, wußten eine mit dem Charakter derselben übereinstimmende Sprache zu schaffen; beiden war es Bedürfnis, *Sekten zu stiften*, und beide hatte die Natur mit den Eigenschaften ausgestattet, die dazu erforderlich sind. Hatte Diderot nicht das Unglück gehabt, ein Atheist zu seyn, sein Gefühl wäre sanfter, die Schöpfungen

„seines Genies wären weniger düfter und unregelmäßig geworden; Lavaters Phantasie würde man nichtfaltiger und glänzender, der Gang seiner Ideen würde fester, zusammenhängender und umfassender gewesen seyn, wäre er weniger andächtig, weniger Theolog gewesen; er würde ohne Zweifel weniger geschrieben, aber seine Werke würden einen höhern Grad von Reife erreicht haben; er hätte sich vielleicht mehr Bewunderung erworben, aber weniger Dankbarkeit verdient. — Beide liebten die schönen Künste; aber beide ließen einen gewissen Systemgeist und günstige Vorurtheile in ihre Urtheile über Kunstwerke einwirken. Beide belebte ein unruhiger Trieb, ihre Meynungen auszubreiten; aber stärker war bey beiden das Bedürfnis, Dürftige zu unterstützen und Unglückliche zu trösten. Hatte Diderot von Natur ausgezeichneter Talente: so besaß Lavater mehr Thatkraft, einen saustern, feurigern, expansiven Geist; bey beiden aber fand sich ein so überfchwenglicher Ueberfluß an Hilfsmitteln, daß gerade dieser große Vorrath der weisen Vertheilung dieser Kräfte im Wege stehn, die Auswahl weniger geschickt, den Erfolg weniger glücklich machen mußte.“ Von diesen wenigen Stellen mag man auf den Geist der ganzen Skizze schließen, und sich überzeugen, daß ihr Vf. ein feiner Denker und geübter Menschenkenner ist. Verwundern muß man sich, daß Hr. M. von verschiedenen Lebensumständen L., welche doch bekannt genug sind, nicht recht berichtet war. Dahin gehört, was von seiner Verwundung vorkommt: man vergleiche damit die Nachricht, die L. selbst von seiner Verwundung bekannt machte. — Gerne würden gewis Mehrere das Original dieser Schrift lesen; es ist bekannt, daß Hr. M. das Französische mit der größten Zierlichkeit schreibt, und gewis ist von dem Geiste der Urschrift in der zwar nicht gerade übel gerathenen Uebersetzung manches verloren gegangen; also hier noch die Notiz: das Original steht in dem *amerikanischen Almanache*, den die Verlagshandlung verankaltet hat.

Die Schrift Nr. 4. hat dem Rec. weniger gefallen, ob er gleich die ausgezeichneten Talente und die schöne Schreibart des Vfs. nicht verkennt. Schon der Vorbericht ist beleidigend. Der Nekrolog von L. in der Allg. Zeit. (Nr. 34—36. 1801.) wird häßlich genannt; das ist er aber nicht, wie Rec., der ihn auch gelesen hat und Verschiedenes daran berichtigen könnte, um so unverdächtiger erklären kann, da er den Vf. dieses Nekrologs nicht einmal vermuthet. Möchte Hr. v. H. Lavatern ein *Denkmal der Wahrheit*, ohne Rücksicht auf diesen Nekrolog gesetzt haben. Dadurch, daß seine Schrift ganz *potemisch* geworden ist, hat sie gewis nicht gewonnen. Auch fällt es auf, daß er L. nur als *Fremder* kennen gelernt hat, und nicht lange genug mit ihm umgegangen ist, um in das Innere seines Charakters tief eingedrungen zu seyn. Hr. v. H. wolle dies nicht so verstehen, als ob Rec. nicht vieles, was von ihm zu L. Lob gesagt ist, mit Vergnügen bestätigen würde;

aber er zweifelt doch, ob diejenigen unter L. Freunden, welchen er selbst zugestand, daß sie ihn beurtheilen könnten, durch vieles in seiner Schrift befriedigt worden seyen, ob sie nicht manches oberflächlich gefunden haben dürften. In verschiedene Meynungen dieses Mannes legt auch Hr. v. H. in der guten Absicht, ihn zu vertheidigen, einen andern Sinn, als in welchem L. sie nahm, und die Freunde dieser Meynungen werden schwerlich Hn. v. H. zu ihren Mitgläubigen rechnen. Darin pflichtet jedoch der Rec. dem Vf. vollkommen bey, daß in dem oben gedachten Nekrologe L. Unrecht geschehen sey, wenn er des *Eigennutzes* beschuldigt wird, und er wird schon darum geneigt, anzunehmen, daß der Vf. des Nekrologs ein entfernter Gelehrter sey, der L. nicht persönlich, wenigstens nicht genau gekannt habe; denn es läßt sich kaum denken, wie jemand, der in L. Nähe lebte, und mit ihm in einiger Bekanntschaft stand, diesen Vorwurf ihm machen konnte. Wenn er *Lotterieloose* für Zeichnungen, die er zu verkaufen wünschte, unterzubringen suchte, wenn er Expl. seiner *Handbibliothek*, seiner französischen *Physiognomik* und anderer von ihm selbst verlegten Schriften im Kreise seiner Freunde zu verkaufen sich Mühe gab: so irren Entfernte gewiß sehr, wenn sie glauben, er habe großen Gewinn dabey gehabt; auch wäre er darum noch nicht eigennützig gewesen, wenn er von einer erlaubten Industrie, gesetzt auch, daß es dabey auf Gewinn angesehen wäre, einige Vortheile gezogen hätte. Ein falscher Schein täuschte hier den Vf. des Nekrologs; denn L. war sehr uneigennützig, und kam eben auch mit seiner Uneigennützigkeit wegen, in Ansehung seiner Oekonomie, merklich zurück. Die Schrift des Hn. von H. ließt sich übrigens sehr gut, und ist gewiß von dem Publicum des deutschen Merkurs, dessen vorigem Jahrgange sie einverleibt ist, mit Theilnehmung gelesen worden.

Bev dem Nachtrage Nr. 5. beziehen wir uns auf die Anzeige der vorhergehenden Numer.

6) Lavater wußte mit großer Gewandtheit jedem die Seite seiner Individualität zuzuwenden, die für ihn die geniestbarste war; so zeigte er sich dem Hn. Prof. *Nüscheler* in Zürich als einen *Freund der Vernunft*; auf diesem macht deswegen dieser Gelehrte in seiner Darstellung Lavaters aufmerksam; er zeigt, daß L. ein zu guter Kopf gewesen sey, als daß er sich mit dem Alten immer hätte begnügen können; daß er als Prediger seine Vorträge in der Regel immer vorher vernünftig geordnet habe, daß man ihm die Berichtigung vieler Begriffe, und die Bestreitung und Widerlegung vieler schädlichen Vorurtheile verdanke, daß er oft bedauert habe, die

Kenntniß alter Sprachen hintangesetzt zu haben, und bemerkt dabey, daß also die jungen Studierenden sich nicht auf Lavaters Beyspiel stützen und die wissenschaftliche Bildung, deren Mangel dem Verewigten nachtheilig gewesen sey, nicht vernachlässigen sollen. Alles sehr zweckmäsig und anständig wie es dieses humanea Gelehrten würdig war.

Ueberieht man nun diese sechs kleinen Schriften: so ist es auffallend, daß Lavatern von einem *demokratischgesinnten* sogenannten *Neologen*, von einem *Freunde Diderots* und von einem *gelehrten Professor* noch die schönsten Ehrendenkmale gesetzt worden ist; und dies beweist zugleich die *Vielseitigkeit* der Denkart dieses geistreichen Mannes, welche seine einseitigen Verehrer ihrem Meister, zur Ehre seines Namens, etwas mehr ablernen sollten.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Modell-Magazin für Gold- und Silberarbeiter*, enthält die schönsten und geschmackvollsten Formen aller Arten von Gefäßen, nach Originalzeichnungen. *Erste Sammlung*. Mit 7 Kupfertafeln. gr. 4. (1 Rthlr.)
- 2) Ebendasselbst: *Modell-Magazin für Porzellan und Fayanz-Fabriken, wie auch für Zinngieser und Töpfer*, enthält die schönsten und geschmackvollsten Formen aller Arten von Gefäßen. *Erstes Heft*. Mit 8 Kupft. quer fol. (1 Rthlr.)

Die meisten der in Nr. 1. dargestellten Geräte sind weder neue Formen, noch können dieselben den erfahrnen Gold- und Silberarbeitern unbekannt seyn. Demungeachtet verdienen die Herausgeber keinen Tadel; denn es ist nützlicher, gute zweckmäsigte Sachen allgemeiner zu verbreiten, als Neues von mittelmäsigter Art erfinden, und mit demselben den Geschmack irre leiten. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, können wir beynahe alles billigen, was die vor uns liegende erste Sammlung enthält; nur die häßliche Theemaschine in Gestalt eines Fasses lit. A. Tab. 7. wünschen wir nicht nachgeahmt.

Nr. 2. enthält allerley Gefäße, deren Urbilder, wie es scheint, von geringerm Stoff waren, und auch von Seiten der Form nichts vorzügliches gehabt haben; die Theekanne Tab. 2. nebst der Zuckerdose Tab. 5. sind sogar mißfällig. Perlen als Zierath am Stiele verschiedener Löffel Tab. 6., scheinen uns ganz am unrechten Ort angebracht.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 22. November 1802.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

LUDWIGSBURG, b. Cotta: *Vertheidigung der Erregungstheorie* gegen einige hauptsächlichliche Einwürfe von *F. W. von Hoven*, Wirtemb. Hofmedicus und Physicus in Ludwigsburg. 1802. XXXIV. u. 303 S. gr. 8.

Hn. von H's. Uebertritt zur Röschlaubischen Fahne mußte unsere ganze Aufmerksamkeit rege machen. Seine Geschichte eines epidemischen Fiebers des Marktflecken Asperg zeugte von viel Beobachtungsgeist und trefflicher Beurtheilung, und war frey von bizarren, paradoxen Theorien, die seine gepriesene Abhandlung über das Wechselfieber Rec. unendlich machten. Ein Schriftsteller, der in wenigen Jahren sich so sehr vervollkommnete, wurde uns sehr werth, und gab große Hoffnungen. Jetzt erklärt er S. X.: „mein Glaube (an Nervenpathologie, nach der er seinen Kranke behandelte und die er mit Wärme in Schriften vertheidigte.) war nicht die Frucht wahrer Ueberzeugung; er war die Wirkung der Mode, nach welcher ich, wie meinen Rock, auch meine medicinischen Begriffe geändert hatte.“ Allgemein herrschend werdende Vorstellungsarten und Handlungsweisen, haben selbst auf die besten Köpfe oft einen ansteckenden Einfluß, der sie dunkel stimmt und leitet. Aber das darf in wichtigen Angelegenheiten nicht Ueberzeugung ausschließen. Wer sich vom Geist seiner Zeit zu Irthümern hinreißen läßt, der hat auf Entschuldigung Anspruch; wer aber, wenn es Menschenwohl gilt, wenn es auf Gesundheit und Leben von Menschen, die sich uns unbedingt hingeben, ankömmt, der Mode wesentlich und willentlich halbigt, der Mode, welcher, wie wir Hn. von H. sagen müssen, ein gesetzter Mann nicht immer seinen Rock unterwerfen mag, der tritt doch, milde zu urtheilen, aus der Reihe der Wahrheitsforscher und achtungswürdiger Männer freywillig heraus. Hr. v. H. zwingt uns, seiner selbst willen, seinen Worten hier nicht zu glauben. Er wollte sein älteres System, das sich am stärksten gegen den Brownianism hält, nicht einmal durch seine frühere Anhänglichkeit und Vertheidigung geehrt wissen, oder sieht es jetzt, verblendet von Secteneifer, in so verächtlicher Gestalt, daß er nicht begreift, wie es ihm in Wahrheit einß etwas seyn konnte, und scheuet sich nicht, sich einer öffentlichen Lüge schuldig zu erklären. Die Menschen stehen weniger an, ihre Sittlichkeit verdächtig zu machen, als ihre Einsichten und ihr Denkvermögen herunterzusetzen.

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

Mehrere Stellen der Zueignung und Vorrede sind uns in sittlicher Rücksicht höchst anstößig. Hr. von H. redet den ewig zankenden, schimpfenden, recht-haberischen, die größten Unanständigkeiten und Unwürdigkeiten sich erlaubenden Hn. Röschlaub an: *vortrefflicher Mann!!* Er scheuet, sich nicht ihm das Zeugniß zu geben, daß nicht Ruhm, sondern die Wahrheit sein Interesse ist, (auf wahren Ruhm legt es Röschlaub nun allerdings nicht an, aber das Interesse der Wahrheit ist bey ihm minder edlen Leidenschaften untergeordnet); die neue Theorie wird dastehen, prophezeit er, fest gegründet und unerschütterlich, und dann — wehe ihren Gegnern! Aber worin besteht dieses Wehe, womit Hr. von H. als Strafgericht die Gegner bedroht? Daß sie große wissenschaftliche Aufschlüsse entbehren müssen, daß sie ihre Kranke nicht von Tod und Krankheit zu retten vermögen, das führt er ihnen nicht zu Gemüthe; auch schreckt er nicht mit göttlichen Strafen, etwa mit Verlußt der ewigen Seligkeit. Das Wehe ist ihm: sie werden ihren Credit als Praktiker verlieren, ihre Schriften werden ungelesen bleiben. Nun aus dieser Hölle des Hn. von H., könnte man erwiedern, hat derselbe uns ein untrügliches Erlösungsmittel kennen gelehrt — man ändere seine medicinischen Begriffe nach der Mode. — Es ist weder überflüssig, noch anmaßende Zudringlichkeit, sondern dringendes Bedürfniß, bey geschätzten Schriftstellern den moralischen Gesichtspunkt nicht unbeachtet zu lassen, und ihre bestimmten Aeußerungen, ihr unbezweifeltes öffentliches Benehmen auch von der Seite zu würdigen. Anderweitig darf die öffentliche Beurtheilung den Privatcharakter nicht berühren.

Was nun den Werth der Schrift selbst betrifft, so ist sie tief unter unserer Erwartung. Zwar hat der Vf. ein ausgezeichnetes Talent als Schriftsteller, er schreibt mit großer Bestimmtheit, Deutlichkeit, selbst mit Anmuth, und widerspricht und widerlegt mit Freymüthigkeit, aber ohne anzügliche, beleidigende Wendungen. Er hält sich an Röschlaubs Pathogenie, an die frühern Aufsätzen im Magazin desselben, aber er ist ein zu gut organisirter Kopf, um von vermeynter Naturphilosophie sich täuschen zu lassen, um der noch nie in einem einzelnen Fall zu Stande gebrachten a priorischen Construction der Krankheit und ihres Heilplans sich zu vertrauen, und er ist zu unterrichtet, und seines Stoffes zu sehr Herr, um Spiegelfechterey mit philosophischen Kunstworten und Formeln treiben zu müssen. Röschlaubs frühere Vorstellungsarten gewinnen also sehr durch seine Erörterung, und wir begreifen nur nicht, warum er es

Fif

ver-

verschweigt, daß er nicht durchaus mit jenem übereinstimmt, oder daß er Sätze desselben beybehält, welche von jenem jetzt aufgegeben sind. Dieser von Hovenschen Schrift ist vorzüglich nachtheilig, daß sie die neuen Lehren nicht selbstständig entwickelt, nicht in ihrem Fundament selber zu begründen sucht, sie nicht vollständig darstellt, nicht umfassend zeigt, wie sie Einheit und Zusammenhang in alle Erscheinungen bringen, nicht sie mit neuen Thatsachen belegt und aus ihnen hervorgehen läßt, und ihre Vorzüge am Krankenbette nicht einleuchtender macht. Der Vf. stellt bestimmte Einwürfe der Gegner auf, um sie zu widerlegen; eine Manier, die nicht weit führt, mit der nicht viel gewonnen wird. Die Geläufigkeit der Antwort beweiset nichts, fehlte noch nie dem Anhänger irgend eines Systems wegen der Mängel desselben, läßt sich aus einer Reihe willkürlicher, und im voraus festgesetzter Lehren leicht schöpfen, wenn man sich und andern es verhehlen will, wie schwach diese begründet sind. Besonders mag unser Vf., wie andere Brownianer, gern Hn. Hufeland sich gegenüberstellen. Warum fällt die Wahl nun so häufig auf diesen Schriftsteller? weil es schwerer oder leichter ist, seine Einwürfe zu beseitigen? seine eigenthümlichen Vorstellungsarten an sich oder nach ihren oft lockern Beweisen als ungenügend zu entkräften? Was ist gewonnen, wenn Hufeland wirklich widerlegt ist? Man giebt sich das Ansehen, als stünde er an der Spitze der nicht Brownischen Parthey, als hätten seine Lehren so vielen Eingang unter Aerzten gefunden. Wer Kenntniß der neuen medicinischen Literatur oder des jetzigen medicinischen Publicums hat, wird wissen, wie falsch diese Voraussetzung ist. Ueber Reils im Wesentlichen der Erregungstheorie entgegengesetzte Ansichten beliebt man zu schweigen. Da dieser große Schriftsteller mit logischer Bündigkeit, und mit einer angemessenen Nüchternheit schreibt: so ist die Ursache leicht aufzufinden; aber um so auffallender, da die Erregungstheorie so viel von dem Hallischen Lehrer entlehnte.

Der Vf. stellt acht Hauptätze der Erregungstheorie auf. I. Die Erregbarkeit ist eine ungetheilte, durch den ganzen Organismus gleichartige, in seinen verschiedenen Theilen nicht verschiedene Eigenschaft. Vorerst über das, was man spezifische Erregbarkeit nennt, besonders gut. Sie gründet sich nicht auf Reize, die nur auf sie wirken; im Gegentheil diese Reize sind, als z. B. das Licht, Reize für den ganzen Körper — aber zur Verrichtung des Sehens gehört auch eine mechanische Einwirkung, eine Reihe von Thätigkeiten, zu denen nur das Auge organisch ist. Dann schreitet der Vf. zur Erörterung des aufgestellten Satzes. Daß das, was dem Leben zum Grund liegt, mit den Brownianern zu reden, die Erregbarkeit, durch den ganzen Organismus zusammenhängt, daß die Theile, welche diesen bilden, als Zellgewebe, Gefäße, durch denselben fortlaufen, und so schon für eine große Uebereinstimmung beweisen; daß auf vielfache Weise eine Ein-

heit des Ganzen geknüpft ist, und zum Wesen des Organismus gehört, wer hat das je geläugnet? Der Vf. hätte also hierbey nicht verweilen dürfen. Hierauf beschränkt sich nicht der Sinn des aufgestellten Brownischen Satzes; das ist nicht das, wogegen man sich auflehnte. Hr. von H. hätte den Beweis führen sollen, daß jede Modification der Erregbarkeit an jeder Stelle nicht nur der Erregbarkeitssumme, die dem ganzen Körper zukommt, gemäß seyn müsse, sondern auch unmittelbar und augenblicklich sich gleichförmig über das Ganze verbreite, und zwar nicht durch den mechanischen und chemischen Zusammenhang aller Theile, nicht durch ihre anderweitige Verbindung zu einem Organismus, sondern durch die Erregbarkeit selbst, ohne alle andere Vermittelung: weil die Erregbarkeit als ein Continuum, als eine Einheit durch das Ganze geht. Die Stelle, auf welche die äußeren Reize zuerst wirken, oder welche von ihnen heraus besonders ergüßen, und zum Schauplatz der Krankheitserscheinungen wird, hat nur ein wenig voraus, das einige, aber nicht vorzügliche Aufmerksamkeit in der Behandlung verlangt. Was wahr an dieser Behauptung ist, hat so wohlthätigen Einfluß auf die Ausübung der Kunst, giebt der theoretischen Beurtheilung so viel Einfachheit, hängt mit dem wesentlich Guten des reinen Brownianismus so innig zusammen, daß wenn man die aufgestellte These im Brownischen Sinn verläßt, und sie nach Röschlaubs Deutung mit dem Vf. annimmt, die großen Vorzüge der ursprünglich schottischen Lehre vor der deutschen Erregungstheorie giebt, recht sichtbar hervortreten. Wie sehr diese von jener abweicht, wie unser Vf. überhaupt seine Grundätze darthat, und in seinen Raisonnements verfährt, erhellt am besten aus folgenden Stellen. Es giebt außer der mechanischen noch eine andere Nebenwirkung bey den Reizen, die im gefunden Zustand auf den Organismus einwirken, diejenige, die ihm zukommt, in so fern sie Materien sind, die zum Ersatz der organischen Materie dienen, und dazu eigene Bearbeitungen nöthig haben, wie z. B. die Speisen und Getränke, die atmosphärische Luft, das Blut (?) die Lymphe (?) u. s. w. Auch diese zweyte Nebenwirkung muß von der reizenden sorgfältig unterschieden werden, wenn wir uns von der Wirkung der Reize auf den Organismus überhaupt einen richtigen Begriff machen wollen. Wir sollen daher zweyerley Gattungen von Arzneimitteln unterscheiden, die welche auf die Organisation, und die welche auf die Erregbarkeit wirken. Die erstern äußern entweder gar keine reizenden Kräfte; oder wenn sie sie auch äußern: so besteht doch ihre Hauptwirkung nicht darin, sondern in der Veränderung, welche sie entweder mechanisch in der Structur (chirurgische Mittel) oder chemisch in der Mischung der organischen Materie verursachen, wie z. B. die verschiedenen Salze, die Spiesglanzbereitungen, die Quecksilberpräparate, die Canthariden (was zur Erhaltung und Wiedererfetzung der Stoffe, die die Organisation erfordert, nöthig ist, eine Rücksicht, die der Vf. aner-

kannte, bildet eine Gattung, die hier vergessen ist.) die andern Arzneymittel wirken zwar höchst wahrscheinlich auch chemisch auf die organische Materie, und verursachen ebenfalls eine Zersetzung derselben; aber diese Zersetzung ist nicht so beträchtlich, dringt nicht so tief in die Mischung der organischen Materie ein; daß, wie es bey jenen der Fall ist, die lebendige Gegenwirkung des Organs aufgehoben, und seine Materie den Gesetzen des todten Chemismus unterworfen wird. Das Organ wird vielmehr dadurch zu einer lebhaftern Gegenwirkung, zu einer stärkern Erregung veranlaßt, wodurch nicht nur dem weitern Fortschreiten der Zersetzung Schranken gesetzt werden, sondern auch die zersetzte Materie wieder in ihren vorigen normalen Mischungszustand gebracht wird. (Ganz ohne allen Beweis wird hier angenommen, daß die reizenden Mittel auch Zersetzung der organischen Materie verursachen, welche aber von der bewirkten Erregung aufgehoben oder restituirt wird. Hr. von H. läßt die organische Materie wieder in *statu quo* versetzen, ohne Rücksicht darauf, ob die Erregung durch die in chemischer Beziehung immer mehr oder weniger zerstörend einwirkende Licitamente, Gesundheit oder Krankheit hervorbringen. Daß das Resultat, die Wiederherstellung der im Organ vorgegangenen chemischen Veränderung, immer auf die erregenden Mittel sich ergeben soll, die Erregung sey von welcher Art sie wolle, zeigt schon den Irrthum). Die Erfahrung, daß die vorzüglichsten Reizmittel gegen gewisse Formen allgemeiner Krankheiten nicht gleiche Hülfe leisten, und daher eine Auswahl, nicht allein ihrer Menge nach, erfordern, woraus man schließt, daß sie in bestimmten Organen noch etwas besonders leisten, sey es im Rücklicht der Erregbarkeit oder der organischen Materie, eine Erfahrung, die unter den Brownianern vorzüglich der jüngere Frank sehr lehrreich verfolgte, mißversteht der Vf. und sucht ihr mit Sophismen zu entchlüpfen. Man sagt ja nicht, dieses Reizmittel wirkt nur auf diesen Theil, sondern diese Zufälle dieses Theiles weichen stets besonders schnell diesem Mittel. — Ein Arzneymittel reizt, heißt: es verstärkt die Erregung. Allein wie verstärkt es die Erregung? Es verändert vermöge seines chemischen Verhältnisses zu der Materie des Organs, auf welches es angebracht wird, die Mischung derselben, daß die lebendige Gegenwirkung des Organs, die wir Erregung nennen, vermehrt wird. Da nun, wie wir oben gesehen (gesagt?) haben, eben durch diese lebhaftere Gegenwirkung nicht nur dem weitern Fortschreiten der durch die Einwirkung des Arzneykörpers begonnenen Zersetzung der organischen Materie Einhalt gethan, sondern auch ihr voriger normaler Mischungszustand wieder hergestellt wird: so hört natürlicher Weise eben dem Augenblick, da dieses geschieht, die Wirkung des Arzneymittels auf; oder vielmehr, da es durch den chemischen Proceß, der während der Erregung des Organs in seiner Materie vorgeht, und in den es ebenfalls mit hineingezogen wird, zersetzt

werden muß: so hört es sogar auf, Arzneymittel zu seyn, und seine unmittelbare Wirkung kann sich also nicht weiter, als auf das Organ erstrecken, auf welches es unmittelbar angebracht wird, — wenn ein reizendes Arzneymittel von dem Organ aus, auf welches es unmittelbar angebracht wird, seine reizende Wirkung auch noch auf andere entfernte äußert: so kann dieses nicht anders, als durch die Erregung geschehen, die es in dem erstern veranlaßt, und die sich von diesem aus auf die letztern fortpflanzt (man sieht, Hr. von H. hat sehr neue, anschauliche, genaue Nachrichten über die verborgenen und verwickeltsten Erscheinungen im Innersten der organischen Körper; Nachrichten, welche ihn zu wichtigen Folgerungen mit der größten Bestimmtheit und Zuverlässigkeit führen. Nur Schade, daß er unterlassen hat, uns zu sagen, woher er das alles hat, worauf es sich stützt, welchen Grad von Gewisheit es hat, was dafür spricht? Wir bleiben sogar im Dunkeln, ob er Thatfachen oder Grundsätze a priori zum Grunde legt? oder wohl gar die neue Naturphilosophie? Die letztere wohl nicht, sonst würde er in einer daraus angeführten Stelle sich nicht so viel vergeben haben, einen Hauptsatz derselben nur als höchst wahrscheinlich zu bezeichnen. Wir fragen ihn und unsere Leser nun, ob es sich einem denkenden Forscher geziemt, ob es wissenschaftlich verfahren ist, Fundamentalsätze aufzustellen, und den ausgedehntesten Gebrauch von ihnen zu machen, ohne über ihre Quelle, Demonstration und Gewisheit sich nur auf die entfernteste Weise zu erklären? Würde man das einem Inspirirten gestatten? Hr. von H. läßt durch die Reize die organische Materie zersetzen, aber auch diese in jedem Fall sich vollkommen wieder herstellen. Das letztere durch den Zauber der Erregung, die es auch immer vermag, die Reize selbst zu vernichten, so daß sie so aus der Reihe der Wesen verschwinden, daß sie nur auf die Stelle wirken konnten, auf die sie zuerst hingebracht wurden, und von ihnen nichts übrig bleibt, das im Körper aufgenommen und auf einen andern Theil abgesetzt, diesen durch sich selbst reizen könnte. Bey Mohnsaftvergiftungen fand man doch den Mohnsaft noch im Magen, und ohne daß er an Gewicht verloren hatte.)

(Der Beschluss folgt.)

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. BIAN: Kaufmännisches Adress-Buch der Königl. Preuss. Haupt- und Residenz-Städte Berlin und Potsdam für das Gewerbe treibende Publicum auf das Jahr 1801. 215 S. 8. (16 gr.)

Enthält eine, in der That ziemlich vollständige, Nachweisung aller Gewerbe treibender Bewohner Berlins und Potsdams; desgleichen ein Verzeichniß der abgehenden und ankommenden Posten, und vermischte Nachrichten für Fremde, woraus diese sehen können, was in Berlin sehenswerth sey, und



wo man es aufzufuchen habe. Dafs ein solches Adreßbuch, bey seiner ersten Erscheinung, Mängel enthalte, ist sehr zu entschuldigen; so z. B. ist nicht bemerkt worden, dafs die Französische Colonie ihre

eigene Auctions-Commissarien habe, unter den italienischen Kaufleuten S. 148. ist Morino und Thiermann, unter den Restaurateurs Roger nicht aufgeführt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**PHILOSOPHIE.** Leipzig, b. Tauchnitz: *De Scepticismi causis atque natura.* Commentatio philosophica aurore Christiano Weijio, Phil. Doct. et in Lit. Univ. Lips. Prof. publ. extraord. 1801. IV. u. 65 S. 4. Nachdem der Vf. dieser lehrreichen Abhandlung in dem 1. Kap. die Schwierigkeiten, den Begriff des Scepticismus festzusetzen, dargestellt hat, handelt er im 2. Kap. von den zwey Arten der Philosophie, der dogmatischen und skeptischen. Der Grund dieser Eintheilung ist die Ueberzeugung von der Verbindung der Dinge mit unsern Vorstellungen, mit welcher man an das Philosophiren geht. Die Eintheilung der Philosophie in dogmatische, akademische und skeptische wird geprüft und verworfen. *Id enim solum verum est, quod jure existimatur pertinere ad aliquid (objectum dicamus) ab ipsa cogitatione vel perceptione (h. e. a cogitandi percipiendique actu) diversum, cumque eo congruere. Cujusmodi verum, qui se tenere confidit, in philosophando dixerunt: qui aut desperat de eo, aut dubitat, quin teneri ab homine possit, probabilia tantum secutus ac cogitationum necessitatem, etsi οὐκ ἀποδείκνυται, tamen idem εἴρηται.* Die neuerliche Eintheilung in dogmatische und kritische Philosophie beruhe auf einem andern Eintheilungsgrunde, und habe nur die Methode, die Klugheit bey Philosophiren im Auge. Im dritten Kap. handelt der Vf. von dem Princip, Ursprung und Wachstum des Scepticismus. Das Princip der Skepsis ist die Ueberzeugung: *quae vera videantur, etsi iis non essentiae non possimus, tamen non satis recte haberi pro experimentibus ipsum rerum cogitatarum naturam.* Hierbey wird die Behauptung derjenigen bestritten, welche nicht zugeben, dafs die Skepsis, wie eine dogmatische Schule, von einem Princip ausgehe. Dieser Punkt, über welchen sich viel sagen läßt, ist hier zu oberflächlich behandelt. Das was der Vf. als Princip der Skepsis ausgiebt, ist nicht Princip, sondern Resultat derselben. Der Skeptiker kann logisch nichts weiter daraus ableiten, und er würde einseitig Parthey nehmen, wenn er, was aus seinen Untersuchungen hervorgehen soll, an die Spitze derselben stellte. Und wenn der Skeptiker, wie der Vf. in der Folge bemerkt, derjenige ist, welcher die Behauptungen der Dogmatiker unablässig bestreitet: so kann er selbst nichts Dogmatisches zum Grunde legen; er hat keine constitutiven, sondern nur leitende Principien für sein Raisonement nöthig. Befriedigender ist die allgemeine Betrachtung über den Ursprung und den Fortgang des Scepticismus, welcher immer dem Dogmatismus zu gleichen Schritten folgte, und über die Grade desselben, welche der Vf. einzeln auf eine lehrreiche Weise untersucht. Nur wünschten wir bey dem ältern Scepticismus zuweilen mehr Bestimmtheit und historische Kritik. Der erste Grad (4. Kap.) war, nichts für gewis zu halten, *pro omnibus et contra omnes disputare, worin die Skeptiker mit den Sophisten übereinzukommen scheinen, dafs man beide nicht unterscheiden könnte, wenn nicht die letzten partim decreta decretis opposentes omnia miserent, partim pravo consilio reliquos turbantes, sibi subtilitatis atque scientiae laudem parare studeant: Pyrrhoniis satis fuit, ab ista animi ad decernendum de rebus proclivitate sibi temperasse.* Wir wünschten aber, der Vf. hätte auf den Ursprung und den Charakter der Skepsis des Pyrrho, mehr Rücksicht genommen, vorzüglich auf die beiden Umstände, dafs Pyrrho ein Sokratischer seyn wollte, und dafs er Tugend für das letzte Ziel des Menschen erklärte. — Facta, welche gewöhnlich von den Schrift-

stellern der Geschichte der Philosophie, Tennemann ausgenommen, ganz unbeachtet geblieben sind — er würde dann weit bestimmter den Sophisten von dem Skeptiker haben unterscheiden können, und nicht in der *δυναμὴς ἀπιδείκτου φιλοσοφίας καὶ νοσηρίας*, wie Sextus die Skepsis definiert, die sophistische Zweifelsucht gefunden haben. Auf diesem noch unbestimmten und unbegrenztem Zweifel folgte der zweyte Grad (5. Kap.), in welchem die Skeptiker den Grund angaben, warum man für und gegen alles disputiren müsse. Sie läugneten nämlich, dafs es allgemeine oder nothwendige Erkenntnisprincipien, oder ein allgemeines Kriterium des Wahren gebe. Der Vf. zeigt, in wie fern Pyrrho (was von diesem gesagt wird, beruhet auf keinen sichern historischen Gründen; Diogenes Laert. handelt ja in dem neunten Buche, woraus S. 31. eine Stelle angezogen wird, von den Skeptikern überhaupt, nicht von Pyrrho allein), Sextus, selbst die Akademiker und einige neuere hierher zu rechnen sind. In dem dritten Grade (6. Kap.) wurde der Grund des zweyten entwickelt durch die Unterscheidung des subjectiv und objectiv Wahren. *Posito igitur inter subjective verum et objective verum — discrimine, — nunquam negligendo, facile Sceptici largiebantur, quidquid vel Matheosus vel Logica vel Physica de rebus earumque nexu praeceperet adjecta tantum admonitione, ne quis, quod subjective verum esset (i. e. de quo non persuasus esse non posset,) statim pro objective vero (i. e. pro cognita penitusque perspecta rei natura) haberet. Illud accessu non nimis difficile esse, ab hoc mortales oculos, mortale acumen semper arceri.* Diese Art des Scepticismus war unter den Alten allein dem Sextus bekannt; unter den neuern hat sie keiner reiner und bestimmter entwickelt als Hume, bey dessen Scepticismus sich daher der Vf. am längsten verweilet. Noch fügt er etwas von Plauer, Aenesidemus und Kreuzer hinzu, und zeigt, dafs mehrere kritische Philosophen nach dem Beispiele Kants, behauptet haben, dafs die Realität einer ausser uns gegründeten Sinnenwelt kein Object des Wissens, sondern nur des Glaubens sey. Allein der Vf. scheint sich hier nicht ganz bestimmt auszudrücken, und die empirische und transcendente Realität der Außenwelt zu verwechseln; auch sehen wir die Folgerung in der Anmerkung S. 59. nicht ein: *hoc volo, ex Kantii philosophia critica doceri non posse, cognitionibus nostris a priori ad objectum necessario referendis, ejusmodi objectum a priori respondere. Atque tamen eo opus esse videtur, postquam animo humano, seorsim a rebus externis considerato, quidquam propria vi inesse positum est. Ceterum, (setzt er hinzu,) nentiquam probamus eam philosophiam, quae hodie, omnem realitatem ex intelligentia pura explicando, philosophiam criticam a se perfectam esse gloriatur; etenim sic non erat perficienda Kantii philosophia.* Der Vf. beschließt die Abhandlung mit der Untersuchung: wohin der Scepticismus führe? (7. Kap.) Der Scepticismus hat das negative Geschäft, den Dogmatismus in Schranken zu halten, und die Philosophie dadurch auf die rechte Bahn zu leiten. *Nacti sumus omnes eundem persuasionis legem, quam cum mentem sanam appellamus, salvos eo dace nos esse significamus. Hanc ut quisque firmiter teneat et assidue in dies excolat, humanitatis officium est; ut defendat eam, ejusque causas investiget, philosophiae — ein Punkt, worauf es immer nöthiger wird, die Aufmerksamkeit zu lenken.*

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 23. November 1802.

## ARZNEIGELAHRTHEIT.

LUDWIGSBURG, b. Cotta: *Vertheidigung der Erregungstheorie* gegen einige hauptsächlichliche Einwürfe von F. W. von Hoven, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgetrocknenen Recension.)

II. Die Erregbarkeit ist keiner andern Veränderung, als allein der Veränderung des Grades fähig, und der Grad der Erregbarkeit steht im umgekehrten Verhältniß mit der Stärke der Reize, die auf sie gewirkt haben. Die Erregung macht in eben dem Maasse, als die Gegenwirkung lebhafter ist, die Mischung bis zu einem gewissen Grad vollkommener. [Aber Erregung und Gegenwirkung ist nicht denkbar, ohne Verlust und Verzehrung der Stoffe, ohne schnelleres Fortstoßen der darin enthaltenen Theile. Wird das nicht oft zum Nachtheil der Mischung geschehen?] Wenn die organische Materie durch chemische Einwirkung ihre Mischung oder durch mechanische ihren Zusammenhang verliert: so hört sie auf, organische Materie und erregbar zu seyn. [Muss es denn zum gänzlichen Vernichten kommen? finden nicht häufiger Annäherungsgrade statt, welche gerade solche sind, die die Hülfe des Arztes erfordern, und daher von jeder nützlichen Theorie erörtert werden sollen?] Den Beweis, dass die Erregbarkeit [eigentlich wohl die Erregung?] keiner Veränderung *in modo* fähig sey, führt der Vf. nicht, sondern er zeigt nur, wie die Erscheinungen, die dafür sprechen sollen, auch eine andere Deutung zulassen.

III Alle Krankheiten des Organismus sind entweder sthenische oder asthenische. Keine Theorie kann uns die örtlichen Fehler heilen lehren, [das glaubt Rec. auch, und dehnt die Behauptung noch weiter aus. Aber da die Classe der örtlichen Uebel im Brownischen System so viel umfassend ist: so wird der Werth der Theorie sehr heruntergesetzt.] Nur durch Erfahrung und Zufall [der durch falsche und einseitige Theorien den mehrsten Spielraum erhält] kämen wir zur Kenntniß der Mittel, die wir gegen die mancherley Fehler der Organisation anzuwenden haben. So hätten wir die *Kräfte der Chemie gegen die Wechselfieber*, des Quecksilbers in der Luftseuche u. s. w. kennen gelernt. Die eigenthümlichen Erscheinungen bey den ansteckenden Uebeln, als Blattern, Luftseuche, hatte Hr. Schäffer Unrecht, gegen die Brownschen Begriffe von Erregung aufzustellen, aber für die ganze medicinische Theorie bie-

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

ten sie doch große Schwierigkeiten dar. Unser Vf. will zu ihrer Aufhellung das nicht gelten lassen, was man aus den Lehren von außerordentlichem Absonderungsorgan, pathologischer Secretion, specifisch veränderter Absonderungsthätigkeit schöpft, und erklärt diese aufgestellten Sätze für nichts sagende Worte. Ihm wird alles hell, wenn er eine Zersetzung der organischen Materie, einen chemischen Process [uns wieder nichts sagende Worte] annimmt. Die Einwirkung thierischer Gifte oder anderer Schädlichkeiten soll die gesunde Form und Mischung für sich allein, und unabhängig von Erregung in eine kranke umändern. Genügt nun diese Erklärung? sagt sie viel? ist sie wahr? Wir widersprechen ihr. Diese Veränderungen sind nur im lebenden Zustand zu bewirken, nur in besondern Verhältnissen desselben, und erfordern zum Theil, als z. B. die Blattern, zu ihrem Wesen, zu ihrer Erzeugung allgemeine Erschütterungen des Ganzen unter der Form von Fieber. Alles im lebenden Organismus erfolgt nach chemischen Gesetzen, oder diese geben auch hier einen untergeordneten Gesichtspunkt.

IV. Nie kann in einer allgemeinen Krankheit Sthenie und Asthenie beyammen seyn, sondern der Zustand des Organismus ist immer entweder rein sthenisch, oder rein asthenisch. Es ist interessant, Hn. von H's. Aeußerungen über die Vorzüge seines jetzigen, der Erregungstheorie gemäßen Heilverfahrens zu hören, und in etwas zu beleuchten. Nie, sagt er, war ich in Behandlung des Typhus [immer wird nur diese Krankheit ausgehoben!] so glücklich, als jetzt [ob von Monaten oder Jahren, von vielen oder wenigen Fällen die Rede ist, wird nicht gesagt,] seit ich den Grundsätzen der Erregungstheorie folge. Ich habe zwar, als ich nach der gewöhnlichen Methode verfuhr, beynahe eben so viele Kranke gerettet, als ich jetzt rette; allein wozu ich sonst Wochen brauchte, das bewerkstellige ich jetzt nicht selten *in wenigen Tagen*, [waren es aber die nämlichen Fälle? wird das nicht durch die wenigen Tage gerade zweifelhaft?] und wenn ich auch, wie es bey dem epidemischen Typhus [das Epidemische macht doch weiter keinen Unterschied an sich, gegen die sporadisch eintretenden Fälle, als dass man mehr Gewissheit hat, dass selbst die gelinder verlaufende Krankheit wirklich ein Typhus ist. Anders ist es mit dem Hospital oder überhaupt ansteckenden Typhus, wie Joseph Frank dargethan hat], öfters der Fall ist, die Krankheit nicht abzukürzen im Stande bin: so sehe ich sie doch selten mehr den hohen Grad erreichen, als ich nach der Anwendung der Reizmittel, Brechmittel,

Ggg

mittel, eröffnende Salze, kühlende und schweiftreibende Arzneyen vorausgeschickte [es kommt nun freylich auf die Natur der Fälle an, bey denen diese Arzneyen angewendet wurden, und auf das Maas, das der Vf. hielt; das sie im Allgemeinen sehr gemisbraucht wurden, wird von allen eingestanden:] als ich noch im eigentlichen Verstand durch Schwächung zur Stärkung vorbereitete, [eben dieses schien uns in einigen chronischen Krankheiten zu Zeiten sehr zweckmässig,] als ich noch im Verlauf der Krankheit bey meinen Verordnungen zu viel [das zu viel taugt nie] Rücksicht auf die hervorstechenden Symptome nahm, und z. B. bey eintretenden Blutflüssen kalte Umschläge, [wer that das aber bey eintretenden Blutflüssen?] bey örtlichen Entzündungen allgemeine oder locale Blutasterungen, bey Verstopfung des Stuhlganges eröffnende Clystiere, oder wohl gar ausleerende Arzneyen, in Verbindung mit den Reizmitteln verordnen zu müssen glaubte, kurz als ich noch nicht einfah, das alle diese Zufälle, Wirkungen einer *einzig*(?) Ursache, der Asthenie sind, das sie nicht anders, als allein durch eine zweckmäßige Anwendung reizender Mittel beseitigt werden können, und das der einzige Fall, wo, dem reizenden Plan zuwider, der Gebrauch schwächender Mittel statt findet, *die Lebensgefahr des Kranken* ist, welche, wie z. B. die Entzündung edler Theile, bey heftigen Blutflüssen nicht anders, als durch Umänderung der Form der Krankheit, vermittelst der Anwendung solcher Mittel auf die afficirten Theile, welche die Asthenie in andern Theilen vergrößern, abgewendet werden kann. [So haben sich also die Zeiten verändert, das die *Indicatio vitalis* jetzt Schwächen verlangt und entschuldigt. Man sieht, die Erregungstheorie muß in den großen Fallen zu den gewöhnlichen Maasregeln der bisherigen Praxis ihre Zuflucht nehmen, freylich mit Sophistereyen, als z. B. von Lebensgefahr, von Umänderung der Form der Krankheit, die nie erfolgt, von Vergrößerung der Asthenie in andern Theilen, die man nie wahrnimmt.] V. Die Diagnostik der allgemeinen Krankheit darf nicht auf die Erscheinung des Uebelbefindens, sondern sie muß auf die Beschaffenheit der Einflüsse gegründet werden, wodurch sie veranlaßt wurde. Den Einwurf dagegen: das die Diagnostik der Krankheit deswegen nicht auf die Beschaffenheit der Einflüsse, wodurch dieselbe veranlaßt worden, gegründet werden könne, weil die Erforschung dieser Einflüsse mit zu großen Schwierigkeiten verbunden sey, als das man auf diesem Wege allein zur Kenntniß einer Krankheit gelangen könnte, habe niemand *gründlicher* und *ausführlicher* vortragen, als der Recensent der Röschlaubischen Schriften in der A. L. Z. 1799. Nr. 376.; daher er sich auf eine ausführliche Prüfung derselben einläßt. VI. Alle allgemeine Krankheiten, so wie sie nur durch äussere Einflüsse entstehen können, so können sie auch nur durch äussere Einflüsse gehoben werden, und es giebt keine Heilkraft der Natur in denselben. VII. So wie es nur zwey Classen von Krankheiten,

so giebt es auch nur zwey Heilungsmethoden. VIII. Alle Arzneymittel wirken entweder örtlich auf die Organisation, oder allgemein auf die Erregbarkeit und die Erregung, und im letztern Fall immer reizend. In der Ausführung dieser Sätze ist es immer vorzüglich Hr. *Hufeland*, gegen den der Vf. disputirt.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS: *Recueil de Lettres de Mlle. de Launai (Mme. de Staal) au Chevalier de Menil, au Marq. de Sully, et à M. d'Hericourt, avec les lettres de Mr. de Chaulieu à Mlle. de Launai.* 2. Vol. Pan IX. 52 Bog. 8. (r Rthlr. 16 gr.)

Die Demoiselle *de Launai* gehörte zu dem Hofe der Herzogin von Maine, als diese die Verschwörung gegen den Regenten von Frankreich, den Herzog von Orleans, anstiftete. Sie nahm an dieser Verschwörung einen so bedeutenden Antheil, das man sie deswegen lange in die Bastille einsperrte. Eine *Notice*, die den Briefen voraus geht, ist ein Auszug aus ihren Memoiren. Mlle. *Launai* war von geringer Herkunft. Körperliche und Geistesgaben erwarben ihr vornehme Gönner, die sie an den Hof der Herzogin von Maine brachten. Ein Zufall, durch welchen ihre Kenntnisse und ihr Geist bekannt wurde, entriß sie den geringen Diensten, die sie anfangs verrichten mußte. Es war aber kein reizendes Glück, von den Launen dieser ehrfüchtigen und veränderlichen Frau abzuhängen, besonders bey so feinen Gefühlen, als man bey der Mlle. *de Launai* antrifft. Den grössten und anziehendsten Theil der Briefe, die hier von ihr gesammelt sind, machen diejenigen aus, die sie an den Chev. *de Menil* schrieb. Ihr Ursprung ist sehr romanenhaft. *De Menil* befand sich aus gleichen Gründen mit ihr in der Bastille. Ihre beiderseitige Gefangenschaft war nicht hart. Sie lernten sich kennen, verliebten sich in einander, und führten einen geheimen Briefwechsel. Verwickelter wurde das Abentheuerliche dieser geheimen Verbindung dadurch, das der Lieutenant *du Roi* in der Bastille, der Hr. *de Maisouville*, sich gleichfalls in die *de Launai* verliebte, ihre Liebe zu dem Ritter *Menil* entdeckte, und edel genug dachte, ihr die seinige aufzuopfern, ungeachtet seine Leidenschaft heftig genug war, ihn unglücklich zu machen. Die Briefe selbst sind vortreflich. Bey der Fülle der Liebe, die in allen herrscht, reden sie die natürliche Sprache des Herzens; man erblickt allenthalben ein Zartgefühl, dem der kleinste Beweis von Gegenliebe, so wie die mindeste Spur von Kaltinn, nicht entgeht. Im Ganzen war ihre Verfasserin zur Schwermuth geneigt, aber dennoch sind die Briefe nicht ohne muntern Witz, und launigte Einfälle. Ihre Verbindung scheint unschuldig gewesen zu seyn; der Ritter *Menil* bot ihr eine schriftliche Eheverücherung an, sie schlug sie aber aus, und erklärte ihm, das sie seine Hand ohne sein Herz nicht begehre. Dennoch

noch verlor sie es, sobald der Ritter in Freyheit war. Seine Untreue machte ihr heftigen Kummer, aber sie verliebte sich dennoch hernach in den Marq. von Silly, gleichfalls ohne Erwiderung. Die Briefe an ihn haben weniger Werth, da sie grösstentheils nur den Zweck haben, seine Trennung von einer vornehmen Person, die ihr liebte, zu befördern. Daciv wollte sie nach dem Tode seiner ersten Frau heyrathen. Die Herz. v. Maine verlangte, das sie bey ihr bleiben sollte, und sie brachte ihr dieses Opfer. Als ihre Jugendjahre schon vorüber waren, dachte die Herzogin darauf, sie zu verheyrathen. „Sie liess, so sagt Mlle. de Launai selbst, in dem ganzen Corps Schweizer, das der Herz. v. Maine commandirte, herum suchen, ob sich nicht ein Mann fände, der eine Frau ohne vornehme Geburt, ohne Vermögen, ohne Gesundheit, und ohne Jugend nehmen wollte.“ Endlich fand man den Hn. v. Staal, einen Wittwer, mit zwey Töchtern, und nicht sehr reich, der damals nur Lieutenant in einer Compagnie der Schweizer-Garde war, nachher aber die Compagnie erhielt. Dem. de Launai lobt ihn sehr. Als Mad. Staal schrieb sie die Briefe an den Hn. d'Hericourt. Sie betreffen gelehrte Sachen und Begebenheiten des Tages, und sind Beweise von den gründlichen Kenntnissen und dem richtigen Geschmack ihrer Verfasserin. Angehängt sind die Liebesbriefe des 80jährigen, fast blinden Chaulien, an die noch sehr junge Launai. Sie lachte darüber, vermuthlich er auch. Man kennt seine witzige, tändelnde Art.

KIEL, in d. akad. Buchh.: *Historische und literarische Aufsätze* von D. H. Hegewisch. 1801. 18 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Diese (grösstentheils sonst schon gedruckten) Aufsätze sind sämmtlich lefenswerth und belehrend, wie alles, was wir von der Hand dieses Schriftstellers erhalten. Es sind folgende: 1) *Erinnerungen aus einer Reise nach Stockholm im J. 1794.* Wir haben von Schweden und von der Hauptstadt dieses Landes noch nicht so viele Nachrichten, das uns nicht alles willkommen seyn sollte, was ein gut beobachtender Mann darüber schreibt. Der Literator wird besonders manche ihm brauchbare Bemerkung in diesen Erinnerungen finden. Merkwürdig ist Hn. H. Unterredung mit Sparmann über die Swedenborgianer, zu denen dieser schwedische Gelehrte selbst gehört. Würde sie aber Hr. H. auch haben drucken lassen, wenn Sparmann sich noch offner herausgelassen hätte? Wir glauben, die individuellen Religions-Meynungen eines Mannes gehören zu seinen Privat-Angelegenheiten, und halten es daher der Discretion gemäss, seine Aeusserungen darüber nicht öffentlich bekannt zu machen. 2) *Ueber den schriftstellerischen Charakter des Tacitus.* Der Vf. ist sehr gut eingedrungen in die Ursachen, die den schriftstellerischen Charakter dieses vorröflichen Geschichtschreibers bildeten. 3) *Die Aramäer oder Syrer.* Eine Geschichte dieses alten Volks, das Hr. H. von den Geschichtschreibern bisher für zu vernachlässigt hält. Das da-

zu gehörende ist sehr fleissig gesammelt, und, freylich nicht ohne viele Hypothesen, vorgelegt. 4) *Ueber die Alexias der Anna Komnena.* Betrachtungen, sowohl über die Schriftstellerin, als über den aus ihrem Geschichtsbuche hervorgehenden Charakter der Byzantiner. 5) *Welche von den europäischen Nationen hat das Merkantilsystem zuerst vollständig in Ausübung gebracht?* Nachdem was in der Abhandlung gesagt ist, dünkt uns, müfste die Frage so gestellt seyn: Welche europäische Nation hat zuerst ein Merkantilsystem gehabt? Der Vf. entscheidet für Frankreich unter Colbert. Vielleicht hätte Venedig im 15ten Jahrhundert einige Rückblicke verdient. 6) *Anmerkungen über Kaisers Julians Schriften und Charakter, in so weit der letztere sich in seinen Schriften dargestellt hat.* Der Vf. zählt Julians Schriften auf, giebt von den vornehmsten den Inhalt kurz an, und zeigt, das der Hauptzug in dem Charakter des Kaisers Neigung zu geistigen Vergnügungen und Unterhaltungen war, sie mochten ernsthaft oder witzig, scherzhaft und spottend seyn. Seine Anhänglichkeit an die griechische Religion erklärt er aus seiner Erziehung und dem Unterricht von heidnischen Lehrern, seiner Liebe für griechische Schriftsteller, und den Beleidigungen, die er von Christen erlitten hatte. Er hätte hinzufügen können, das der Unwerth der damals schon höchlich verderbten christlichen Religion einem vernünftigen Manne nicht einladend seyn konnte, einmal von Jugend auf eingefogene Grundfätze fahren zu lassen. 7) *Vergleichung der Hindostaner und Sinesen.* Wir glauben doch, das der Vf. hier von den Sinesen eine zu gute Meynung äussert. Auch möchte wohl der Charakter eines Volks, das ein so ausserordentlich grosses Land bewohnt, nicht überall derselbe seyn. 8) *Ueber Adam von Bremen.* Nach kurzen Nachrichten von dem Schriftsteller, Auszüge aus seinem Geschichtsbuche. 9) *Otto von Freylingen.* Die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Gelehrten. 10) *Ueber Macphersons Geschichte von Großbritannien, nebst (der) Uebersetzung einer Stelle daraus.* Die Geschichte der Periode, die Macphersons Werk umfaßt, hat demselben sehr viel Berichtigung und Aufklärung zu danken. Das man ihn aber von aller Partheylichkeit für die Stuarts losprechen müsse, und das nicht selten die Unmöglichkeit, seine Anhänglichkeit an sie zu verheelen, Beweis seiner Partheylichkeit sey, möchten wir nicht mit dem Vf. behaupten. 11) *Rede zum Andenken des Grafen von Bernstorff, den 28. Aug. 1797.* Rec. hat diese schöne Rede, die einen der vortheilhaftesten und verständigsten Minister, welche die neuere europäische Geschichte kennt, ohne Uebertreibung lobt, mit wahrem Vergnügen gelesen.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Neue homiletische-kritische Blätter.* 1799. 1. 2. 3. 4. Quartalheft. 460 u. 378 S. 1800. 1. 2. 3. 4. Quartalheft. 429 u. 453 S. 1801. 1. 2. 3. 4. Quartalheft. 385 u. 388 S. 1802. 1. Quartalheft. 216 S. 8. (jedes Heft 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 224.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. Helmstädt, b. Fleckeisen: *Cantores, Theocriti Idyllium VIII. Latino versu expressum. Accedit Spicilegium observationum imprimis de carmine amoebaeo.* — Die Feldsänger, eine Idylle nach der achten des Theokritus. Auctore Chr. Gottl. Wernsdorffo. 1802. 40 S. gr. 8. (4 gr.) Die lateinische Uebersetzung erregt schon als eine Seltenheit in unseren Tagen Aufmerksamkeit; und in der That, sie gehört nicht unter die schlechtesten, welche von begeisterten Freunden des syrakusischen Sängers versucht worden sind. Diefs lehrt gleich der Anfang:

*Daphnidi formoso, cum tauris alta prementi,  
Dux ovium fertur forte occurssasse Menalcas.  
Flava utriusque coma et primus flos puberis aevi:  
Cannas inflare ambo, ambo cantare periti.  
Daphnaide conspecto, prior orsus voce Menalcas.*

Anlaß zum Tadel indess bietet sich häufig dar, wenn man entweder das Original, oder auch nur andere Uebersetzungen ernsthaft vergleicht. Gleich in den ersten Versen ist die Wortstellung des griechischen Dichters zu weit verlassen; *alta prementi* ist zu gesucht für *βουκόλιον*, und das *fertur forte occurssasse* ist wenigstens nicht wohlklingend. Glücklicher hat diese Verse *Lamagna* übertragen:

*Daphnidi formoso, dum pascit per juga tauros,  
Upilio, ut perhibent, occurrit forte Menalcas.*

Im dritten Verse ist eine nachlässige Verbindung der Sätze, welche gegen die Concinnität des griechischen *Ἄμφω τῶν ἡτῶν περιετρίων, ἀμφὼ κίττω*, sehr absteht. Eob. Heß übersetzte:

*Ambo aetate pares tenera, florentibus ambo  
Crinibus.*

Den vierten Vers, laut gelesen, erträgt kein menschliches Ohr. Am besten hat diesen und den vorhergehenden Vers *Dan. Heinsius* nachgebildet:

*Rufus uterque, et uterque fuit florentibus annis,  
Ludere uterque, et uterque fuit cantare peritus.*

Auch im letzten Verse würden wir statt *prior orsus voce* lieber das einfachere *coepit prior ista* wählen. Noch weit mehr aber ließe sich, unsers Bedünkens, gegen Hr. Prof. *Wernsdorff's* Uebersetzung einwenden, wenn man die Lesarten und Erklärungen des griechischen Textes, denen er dabey gefolgt ist, mit der Fackel der Kritik beleuchten wollte. Einmal geht er selbst mit Treuherzigkeit; *Sequutus sum vulgarem interpretationem verborum ὁ βέτος Ἰλας Μυζιον, quia commodius in metra latina conveniebat*; und giebt dann in der Note erst die richtige Erklärung an. Da es übrigens scheint, daß die Uebersetzung, nicht die Noten, bey dieser Arbeit ihm Hauptsache waren: so würde es unbillig seyn, wenn man dem Vf. die getäuschte Hoffnung durch strengen Tadel entgelten lassen wollte. Nur das Bekenntnis wird er uns zu Gute halten, daß wir von seiner sonst bewährten Gelehrsamkeit etwas weit vorzüglicheres erwarteten, als hier geleitet worden ist. Auch sind wir überzeugt, daß er die Ansicht von diesem Gedicht ganz anders genommen, und seinen Bemerkungen über den bukolischen Wechselgesang mehr Schärfe und Wahrheit gegeben haben würde, wenn ihm etwas mehr, als *Reiskens* und *Vaickenaers* Vermuthungen, das Gedicht durch Transpositionen herzustellen, be-

kannt worden wäre. Weil diese Gelehrten ihre Vermuthungen zum Theil auf sehr leichte Gründe stützten, und den rechten Weg der Emendation zwar ahndeten, aber nicht fanden: so glaute Hr. *W.*, daß mit der Widerlegung dieser Gründe zugleich auch die Festhaltung und Vertheidigung des Alten verbunden sey. Ja selbst diesen Gründen hat er oft etwas Unstatthaftes entgegen gesetzt: z. B. wenn er eine offene Lücke in dem Wechselgesang (nach V. 60.) aus einem bescheidenen Stillschweigen des *Daphnis* ableitet: „*quod silentium pertinet ad exquisitam artis elegantiam, qua mores pastorum, in carminibus amoebaeis certantium, quatenus illo vivere possunt ad favorem judicis in alterutram partem inclinandum, notare et insignire solent poetae bucolici.*“ Einen ganz anderen Gesichtspunkt, aus der Manier der theokritischen Wechselgesänge, hat Hr. *H.R. Eichstädt* in der neuesten und ausführlichsten Kritik dieses Gedichtes. (*Quaestio. philologica. Spec. p. 42.*) aufgestellt, welche unser Vf. nicht gekannt zu haben scheint. — Der schwächste Theil dieser Arbeit ist unstreitig die deutsche Nachbildung des theokritischen Idylls in gereimten Versen. Wie weit diese hinter der lateinischen Uebersetzung zurück bleibe, und in welchem Geschmack überhaupt sie verfaßt sey, wird sich auch ohne unser Urtheil, aus ein paar ausgehobenen Proben ergeben. Hier der Anfang:

Als im Gebirge einft Menalk, der Schäfer, irrt,  
Trieb *Dafnis* bey ihm hin, sein Freund, der Rinderhirte.

Ein holdes Paar, und gut, blond beide, zart und schön,  
Voll Anmuth und Talent, die äußern Reiz erhöh'n;  
Halb Knaben noch, befeelt vom Feuer munterer Jugend;

Geist hob den einen mehr, den andern sanfte Tugend;  
Muth tönt aus jenem, Witz, der heitern Laune Scherz,

Aus *Dafnis* Unschuld, Ruh', Natur, Empfindung,  
Herz.

Noch weniger sind die lyrischen Strophen gelungen. *Menalk's* Gefang z. B. lautet hier so:

Verfchon', o Wolf, die Lämmer mein!  
Verfchon die sanften Mütter!  
Erbarm dich, wenn sie zitternd scheun  
Dein zornig Ungewitter!

Friss auch den kleinen Schäfer nicht,  
Der dich in Demuth ehret.  
Den Jäger beiß, der Hohn dir spricht,  
Und deinem Anfehn wehret.

Sieh stolz die Lüch's' und Füchse gehn,  
Als ob sie gleich dir wären,  
Als hätstt du sie mit Macht verfeh'n,  
Zu beißen und zu zehren.

Denk nicht, hier sind der Schafe viel,  
Und nur ein kleiner Schäfer!  
Auch Hunde giebt's rings um so viel,  
Als bey dir Fliegen, Käfer.

Der sonst achtungswerthe Vf. hat sich offenbar hier auf eig ganz fremdes Feld verirret, von welchem die ernstere Wissenschaft ihn hoffentlich bald zurück rufen wird.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. November 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Cadell u. Davies: *An Account of a Geographical and Astronomical Expedition, to the Northern Parts of Russia, performed by Commodore J. Billings, in the Years 1785 to 1794 the whole narrated from the Original Papers by Martin Sauer.* 1802. 332 S. nebst 58 S. Anhang. 4 m. 14 Kupf. und einer Generalkarte von Arrow-smith.

Aus Lefseps Reise von Kamtschatka nach Petersburg ward es zuerst bekannt, daß die russische Regierung das bisher von Wildschützen besuchte östliche Inselmeer, die Beringsstraße, und die von Cook befahrene nordwestliche Küste von Amerika, genauer wollte erforschen lassen, und schon 1785 einen von Cooks letzten Reisegefährten den Capitain Billings zum Führer einer neuen Entdeckungsreise ausersehen hatte. Lefseps sah 1788 die dazu bestimmten Schiffe in Ochotsk auf dem Stapel liegen, erfuhr auch dort einzelne Particularien von der ganzen Unternehmung, die aber sehr geheim gehalten wurde. Seitdem blieb der Erfolg der ganzen Expedition verborgen und man wußte kaum, ob sie wirklich zu Stande gekommen war oder nicht.

Hr. Sauer, der den Capitain Billings als Secretär und Journalist begleitete, selber ein Tagebuch während der ganzen Reise hielt, und von andern bey jeder Gelegenheit genaue Erkundigungen einzog, giebt uns endlich in dem vorliegenden Werke von dem ganzen Reiseplan, und wie er ausgeführt ward, hinlängliche Auskunft. Billings sollte zuerst die wahre Lage des Kovinaflusses und der nördlichen Küsten des Tschuktischen Landes bestimmen, um das Vorgebirge Shelazkoi, in die Beringsstraße zu kommen suchen, und mit Gewißheit ausmachen, ob nordwärts derselben Land vorhanden wäre, hierauf aber nach Ochotzk zurückkehren. Wären bey seiner Ankunft die zur weitem Fahrt bestimmten Schiffe nicht fertig: so sollte er unterdeß die Kurilischen Inseln, Japan, und die ganze Küste von Ochotzk bis Corea genau erforschen. Nach diesem Geschäft ward ihm die Berichtigung der Lage aller östlichen Inseln, die jetzt unter dem allgemeinen Namen der Aleuten begriffen werden, der übrigen Inseln, welche längst der amerikanischen Küste liegen, des festen Landes, und der dort vorhandenen Häfen, Buchten und Einfürten aufgetragen. Er sollte auch solche Völkerschaften, die sich andern europäischen Mächten nicht unterworfen hatten, mit Güte dahin bringen,

A. L. Z. 1802. Vierter Band,

die russische Herrschaft anzuerkennen, und überhaupt von den Landesprodukten die besten Nachrichten einzuziehen. Die Ausgesandten waren zu dem Ende mit allen möglichen Hilfsmitteln ausgerüstet. Man hatte ihnen die Berichte der frühern russischen Seefahrer nach diesen Weltgegenden in Auszügen mitgegeben, sie mit allen astronomischen Instrumenten versehen, und ihnen einen Naturforscher und Maler mit gegeben. Die Schiffsmannschaft erhielt während der Reise doppelten Sold, und nach Vollendung derselben ausgezeichnete Belohnungen, welche in der am Ende angehängten Instruction ausführlich zu finden sind.

Allein die Absicht der Regierung ward gar nicht oder nur theilweise erreicht. Billings, der sich auf dem nächsten Wege über Ischigin nach den russischen Niederlassungen am Kovima begeben sollte, mußte dorthin einen weiten Umweg nehmen, weil der bisherige Commandant von Ischigin, der die Tschuktischen durch sein Betragen völlig mit ihren Ueberwindern verohat hatte, abgelöst war, sein Nachfolger hingegen diese Wilden durch harte Behandlung gereizt hatte, alles Verkehr mit den Russen aufzugeben, so daß die Reise durch ihr Gebiet äußerst gefährlich war. Wegen Mangel an Lastthieren, (denn bloß zum Transport der nöthigen Reisebedürfnisse nach Kovima und Ochotzk wurden 3000 Pferde erfordert), verzögerten sich die Ausrüstungen ungemein. Der Kovinafluß ward zwar bis zu seiner Mündung unterfucht, aber wegen des Eises konnte die weitere Fahrt nach Nordosten nicht unternommen werden, welche aber wahrscheinlich geglückt wäre, wenn der Capitain dort hätte bis Anfang Augusts warten wollen, um welche Zeit, nach den Berichten der Eingebornen, das Meer ziemlich von Eise frey seyn soll. Die Kurilischen Inseln nebst der südöstlichen Küste von Asien wurden gar nicht befahren, und nur sehr wenige von den östlichen Inseln in der Ferne gesehen. Am längsten verweilten die Schiffe in Unalafchka und Lodiak und auf der amerikanischen Küste nur einige Zeit in Prinz - Wilhelmsfunde, so daß Schelechof, der hier 1788 umherkreuzte, genauere Nachrichten, als das von Sauer geführte Tagebuch enthält. Hernach ward ein Theil der nördlichen Küste bey Rodneys-Spitze beschifft. Die ganze Fahrt endigte sich mit Unterfuchung der Lorenz Bay südwärts vom Ost-Kap, und die Schiffe kehrten 1792 nach Kamtschatka zurück. Billings hoffte zwar, von der Lorenz-Bay durch das Gebiet der Tschuktischen, weitere Entdeckungen längst der Küste zu machen, allein

H h h

er

er fand bey den Wilden die erwartete Aufnahme nicht, sie beraubten ihn und seine Begleiter, ließen sie hungern und frieren, und erlaubten ihnen nicht etwas aufzuzeichnen, so dafs ihr trockenenes Tagebuch nur die täglichen Unfälle erzählt, und nicht einmal den Weg angiebt, den Billings durch das Land der Tschuktischen nahm.

Da Hr. Sauer den Befehlshaber der Entdeckungsflootille überall, außer auf seiner letzten Reise durch das Land der Tschuktischen begleitete: so hat er die wichtigsten Vorfälle der ganzen Unternehmung nebst andern unterweges gesammelten Erfahrungen, über einzelne russische Entdeckungen im Eismeer, über die Jakuten und andere Einwohner des russischen Asiens in 22 Abschnitten geordnet. Zuerst beschreibt er die Landreise der ganzen Schiffsgesellschaft von Petersburg nach Ochotsk, und die vornehmsten Städte, welche sie auf dieser Straße berührte. Sie verließ Petersburg den 25. Oct. 1785. und erreichte Ochotsk den 3. Jul. 1786.

Hinter Kasan fuhr Hr. Sauer 34 Werste durch einen herrlichen Eichenwald, bey seiner Rückkehr war aber davon keine Spur zu sehen. Tobolsk enthält 2300 Häuser und 23 Kirchen. Die Zahl der öffentlichen und Privatgebäude wird von mehreren Orten angegeben, ihre Bevölkerung aber wagt der Vf. nie zu bestimmen. Von Katschuga, einem Dorfe hinter Irkuzk; gieng die Reise zu Wasser bis Jakutsk auf dem Lenafluß. In der Nachbarschaft dieser Stadt wuchs wilder Flachs in Menge. Ochotsk besteht aus 132 elenden hölzernen Häusern, und verschiedenen verfallenen Magazinen. Wegen der beständigen Nebel und kalten Winde gedeihen hier und fünf Werste von der Küste, weder Bäume noch andere Gewächse. Die Einwohner leben größtentheils von Fischen, und damit werden auch ihr weniges Rindvieh und ihre Hunde gefüttert. Jeder hält wenigstens zwanzig der letztern, des Winters die Schlitten zu ziehen. Im Frühling ist großer Mangel an Lebensmitteln, so dafs die Hunde aus Hunger einander verzehren, und die ersten ankommenden Pferde zerreißen. Wegen einer Sandbank, die ihre Lage häufig verändert, ist der Hafen schwer zu beschießen.

Unterdeffen hier zwey Schiffe zur weitem Reise erbauet wurden, wozu das Holz 70 Werste herbey geschafft werden mußte, sollte Billings den Kowimafuß und die Küsten des Eismees untersuchen. Da aber der Weg über Ischiginfk wegen der Unruhen unter den Koräken und Tschuktischen nicht gewählt werden konnte, so mußte er einen großen Umweg über Saffwersk am Indigirka nehmen, und die Reise gieng zum Theil auf Kenntnissen weiter, die man als Reitpferde bräucht, durch Wäßen, in denen Tungusen und Jakuten umherkreifen. Weil es in diesen wilden Gegenden an Lebensmitteln fehlte: so mußten die Reisenden bloß von getrockneten Fischen leben. Nach vielen Fährlichkeiten kamen sie endlich bey Oberkoyina an, 65° 28'

25" nördl. Breite, einer von den drey Niederlassungen, welche die Russen am Flusse dieses Namens angelegt haben. Dort mußten sie den Winter zubringen. Im November war schon die Kälte so groß, dafs Reaumurs Thermometer 40° unter 0 stand. Verließen sie bey dieser Kälte ihr warmes Zimmer: so konnten sie nur durch ein Schnupftuch Luft schöpfen. Außer dem Haufe ward jeder von ihnen wegen des Athemholens und der Ausdünstung von einer dichten Atmosphäre umgeben, die sich schnell in feinen Reif verwandelte, und bey dieser Kälte mußte die mitgebrachte Mannschaft Schiffe bauen, das Eismeer zu befahren.

In der Nachbarschaft dieser Niederlassung wohnen die Jukagiren, welche diesen Namen nicht kennen, sondern sich Andon Domni nennen. Sie sind durch Kriege mit ihren Nachbarn, durch die Pocken und Vermischung mit den Tungusen allmählig so vermindert worden, dafs die ganze Nation höchstens aus 300 Mannspersonen besteht. Den 12. März ließen sich die Schwaerlerchen zuerst sehen, den 15. May fieng das Eis an im Flusse aufzuthauen, und den 25. segelte Billings nebst seiner Mannschaft von Oberkoyina den Fluß hinab. Er erreichte endlich Niederkoyina, 68° 17' 14" den nördlichsten russischen Posten. Jetzt sollte, der Instruction gemäß, die nordöstliche Küste untersucht und das Vorgebirge Schelatskoi umschifft werden, aber wegen des Eises kam Billings nicht weiter als bis zum Meerhäfen Tschau; er segelte schon den 26. Jul. 1787 unverrichteter Sache wieder zurück, und begab sich nebst seinen Leuten nach Jakutsk. An dieser Küste wird viel Treibholz, auch eine Menge Mammutsknochen gefunden, und am Vorgebirge Barannokaman entdeckte man einen dieser Knochen, der 115. englische Pfund; wog.

Weil Schalurof, ein Kaufmann, schon 1761. die von Billings befahrene Küste des Tschuktischen Landes untersucht hatte, und dessen Winterwohnung dort noch gefunden wurde: so rückt Hr. Sauer eine kurze Nachricht von dieser Privatunternehmung ein, die wir hier aber nicht wiederholen wollen, weil Hr. Pallas solche längst im ersten Bande seiner nordischen Beyträge beschrieben hat. Während seines zweyten Aufenthalts in Jakutsk erfuhr der Vf. auch einiges von der Entdeckung der Lachofischen Inseln, die 73° N. Br. im Eismeer liegen, und schaltet eine kurze Geschichte dieser Reisen ein, die aber ebenfalls schon durch Hn. Pallas Bemühungen bekannt sind. Eben daselbst sammelte er auch mancherley Nachrichten über die Jakuten, welche in dieser Gegend mit ihren Herden umherziehen. Ihre Anzahl vermindert sich wegen des harten Drucks, den sie von ihren russischen Obern erdulden, und wenn sonst ein Jakute Herden von 20.000 Herden und Rindern besaß: so haben die reichsten gegenwärtig kaum 2000 Stück.

Von Jakuzk verfügte sich die Gesellschaft abermals nach Ochozk um die östliche Entdeckungsreise



se anzutreten. Die beiden dazu bestimmten Schiffe lagen auf dem Stapel fertig, allein das zweyte Schiff scheiterte, als es aus dem Hafen gebracht werden sollte, und ward nachher verbrannt, um wenigstens das Eisenwerk zu benutzen. Wegen dieses Unfalls ward beschloffen, nach Kamtschatka zu gehen, und dort ein neues zu bauen. Beides ward auch ausgeführt, aber darüber verfloß bey nahe wieder ein Jahr, in welchem nichts ausgerichtet wurde.

In Kamtschatka erhielt Hr. Billings die Nachricht, das Schweden während des Krieges mit Rußland ein armirtes Schiff in diese Gewässer geschickt habe, den russischen Handel zu beunruhigen. Dasselbe ankerte auch hernach in Unalascika, aber ohne den dortigen Wildschützen den geringsten Schaden zuzufügen. Billings liefs sich auch nicht abschrecken, mit einem Schiff nach den Aleuten zu segeln, und kam damit nach Unalascika. Die Kleidung der Einwohner dieser Insel und ihre Lebensart werden genau beschrieben, und sie überhaupt wegen ihrer saubern Arbeit gerühmt. Sie verfertigen aus Seebundfäden Zwirn von der Feinheit eines Haars bis zur Dicke des Packgarns. Ihre Nähnadeln bestehen aus den Flügelknochen der Möven, an dem obersten Ende sind sie statt des Ohrs mit einem feinen Einschnitte versehen, womit sie die künstlichsten Stickereyen zu Stande bringen. Ihre Baidaren, oder ledernen Fahrzeuge sind zum Theil ganz durchsichtig, so das man von aussen ihre innere Construction erkennen kann. Die weiter liegenden Inseln wurden bis auf Kodiak (Kychtak) nur in der Ferne gesehen. Auf dieser letztern hatte ein russischer Kaufmann, Namens Schelechof, eine ordentliche Niederlassung, welcher ein Grieche vorstand. Sechshundert Baidaren, jeder mit zwey oder drey Aleuten bemannt, mußten für die Russen fischen, Robben und Seeottern erlegen, oder sich mit der Jagd beschäftigen. Vor Ankunft der Russen pflegten diese insulaner keinen Wintervorrath einzulegen, sondern behielten sich in dieser Jahreszeit kümmerlich mit Muscheln, andern Schaalthieren, und was sonst die See an ihre Küsten warf. Die Russen haben bey ihren Wohnungen ordentliche Gärten, worin sie Kohl, Kartoffeln und andere Gemüse ziehen. Sie hatten auch vier Kühe und zwölf Ziegen herüber gebracht. Schelechof brauchte zu seinem Pelzhandel mehrere große Schiffe, und bezahlte seine Matrosen sehr gut, sie erhielten 600 bis 1000 Silber-Rubel jährlich. Aber sie mußten bey diesem hohen Lohn doch kärglich leben, weil sie Kleidung und Artikel des Luxus von dem Unternehmer für die ungeheuersten Preise kaufen mußten. Ein Glas Brantwein kostete einen Rubel, ein Pfund Tabak 50 Rubel, und ein grobes Hemde 10 Rubel. Die Seeottern, denen wegen ihres herrlichen Pelzwerks am meisten nachgestellt wird, nehmen zusehends ab. An den Küsten von Kamtschatka werden sie nicht mehr gefunden, bey den aleutischen Inseln sind sie jetzt eine Seltenheit, die Schumagininseln haben sie ohnlangst verlassen, und in

funfzehn Jahren werden sie zwischen 45° und 60° nördl. Breite völlig ausgerottet seyn. Auf den östlichen Inseln, welche der amerikanischen Küste näher liegen, finden sich auch russische Niederlassungen, so wie auf dem festen Lande an Cooks Einfahrt.

Von Kodiak wollte Billings diese Einfahrt besuchen, es gelang ihm aber nicht hinein zu kommen; daher schiffte er nach Prinz-Wilhelms-Sund. Er erfuhr auch, das eine spanische Fregatte, unter Capitain Mendoza in jener Einfahrt vor Anker läge, und das die Spanier, um mit den Russen zu handeln, jährlich diese Gegend beschiffen, denen sie Lebensmittel und Seeotterfelle, gegen Eisenwerk, Glascorallen, und Leinwand vertauschen. In der Nachbarchaft des neuen Ankerplatzes unterredete sich Hr. Sauer mit einem alten Amerikaner, und auf die Frage, wie lange es wohl her sey, das fremde Schiffe an diese Küste gekommen wären, erwiederte der Alte: er erinnere sich von seiner Jugend her, das ein Schiff bey einer Insel, die der gegebenen Anzeige nach keine andere, als Kaysinsel seyn kann, gelegen habe. Die Einwohner hatten bey dem Anblick desselben sämmtlich die Flucht genommen, wären aber nach Abfahrt des Schiffs zurückgekehrt, und hätten in einem ihrer unterirdischen Magazine, Glascorallen, Blatter, (Tabak,) und einen eisernen Kessel gefunden. Da nun aus Stellers Tagebuch erhellt, (der Vf. hat aus demselben die hieher gehörige Stelle überfetzt) das diese Dinge dort von dessen Gefährten zurückgelassen wurden; so vermuthet er, Billings sey zufällig nach derselben Gegend gekommen, wo Steller ans Land gieng; und da dieser das Vorgebirge, oder die äußerste Spitze einer ansehnlichen Insel den Eliasberg nannte: so glaubt er, dieser Berg, der auf allen untern Karten auf dem festen Lande liegt, habe eine ganz unrichtige Lage erhalten, und man müsse künftig die äußerste Spitze der Kaysinsel, Eliasberg benennen. Eben dieser Alte wiederholte verschiednenemale, das südostwärts von ihrem Landungsplatz 60° 18' 48" nördl. Br. und 213° 42' 45" östlicher Länge ein großes salziges Wasser vorhanden wäre. Hr. S. ward von dieser Nachricht so ergriffen, das er dieses Meer allein untersuchen, und tiefer Landeinwärts bis Canada oder andern europäischen Niederlassungen vorzudringen beschloß. Dies ward ihm aber nicht erlaubt. Wir wundern uns, das er bey Abfassung seiner Reise noch an dieses Meer glaubt, da nach Vancouvers Untersuchungen, und Mackenzies letzter Reise dies auch von andern vermeynte Meer unmöglich vorhanden seyn kann. Die Amerikaner mit denen sich unser Vf. durch einen Dolmetscher unterredete, hatten von dem fremden Seefahrern einzelne europäische Worte erlernt. Waren sie mit dem Tausche nicht zufrieden, so sagten sie no, wo, wollte man mehr von ihren Waaren haben, so riefen sie plenty, auch bedienten sie sich des spanischen Worts amigo.

(Der Beschlufs folgt.)

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ZERBST, in Comm. b. Fuchsel: *Communionsbuch* von C. F. Sintenis, Consistorialr. u. Pastor zu St. Trin. zu Zerbst. 1801. 200 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. liefert hier, wie er in der Vorrede sagt, bloß seine eigenen Ueberzeugungen vom Abendmahle, und beschreibt die Art und Weise, wie Er dasselbe zu genießen pflegt; da sich jedoch sein Herz bey dieser Weise so wohl befügt fühlt: so wünscht er, daß Viele, recht Viele, das Abendmahl eben so genießen möchten wie Er, und deshalb widmet er dieses Büchlein der ganzen evangelischen Kirche. Er betrachtet das Abendmahl aus einem ganz eignen Gesichtspunkt, worüber er seine Gedanken in den drey oder vier ersten Abhandlungen eröffnet. „Das Wunderbare weg, (sagt er in der Vorrede), ist mein Wahlpruch, und den Leuten alles natürlich gemacht, so haben sie theils nichts mehr zu spotten, theils verlassen sie sich auch nicht mehr auf Wunder, und sind darüber verlassen, sondern greifen selbst mit an, und genießen dadurch den ganzen Segen der Religion — auch sogar bey ihren äußerlichen Feyerlichkeiten.“ Damit die Leser wissen, was sie in diesem Communionsbuche zu suchen haben, so zeigen wir die Rubriken kürzlich an. Es sind folgende: Richtige Würdigung der kirchlichen Feyerlichkeit der Christen — das Abendmahl genannt. Einsetzung des heiligen Abendmahls. Beantwortung einer hier entstehenden Frage:

(ob das Abendmahl nur eine Feyerlichkeit für die Apostel habe seyn sollen?). Nun zur Sache — für mich. Ueber das Verdienstliche des Todes Jesu. Das Hauptkapitel in jedem Communionsbuche. Ueber die Benennung: Sacrament des Altars. (Das Sacrament steht nicht auf dem Altar; die Communikanten müssen es erst zum Altare bringen, das heißt, sie müssen sich bey dem Empfange des Brodes und Weins dasselbst zu etwas Gewissen feyerlich verpflichten. — Die Redensart: Mein Sacrament, die Erinnerung an mein Sacrament — wird mir dies und dies leisten — kommt zu oft vor. S. 160 heißt es: Ach — mein Sacrament, mein Sacrament, das ich heute dort ablege etc.) Entferntere Zubereitungen zum Genusse des heiligen Abendmahls. Der Morgen des Communions-tags — durch Beyspiele beschrieben. Schlußbetrachtung am Communions-tage. *Erster Anhang*: über die Familiencommunio. Der Hausvater im Kreise der Seinen vor — nach dem Genusse des Abendmahls. (Verzüglich schön!) *Zweyter Anhang*: für Erstlinge. *Dritter Anhang*: Von den sogenannten Hausberichtungen. Allgemeines Schema zur zweckmäßigen Einrichtung einer Krankencommunio. Nacherinnerungen. Schlußanmerkung. — Der Vf. hat, wie nicht anders zu erwarten war, auch in diesem Buche viel Wahres und Beherzigungswerthes gesagt; und man wird ihn auch da gerne hören, wo man nicht mit ihm übereinstimmen kann. Manche seiner besondern Meynungen verdienen eine genaue Prüfung, die uns aber zu weit führen würde.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Технология. Berlin, b. Braun: *Ueber die Bernstein-grübereyen in Hinterpommern*. 1802. 34 S. 8. (3 gr.) — Diese kleine Schrift beginnt mit einer Geschichte des Bernsteins, nach welcher derselbe schon bey den Römern im Werth gestanden, und von denselben gegen baares Geld eingetauscht worden ist, wovon nicht selten noch Goldstücke mit dem Gepräge der Cäsarn aus den preussischen Aeckern ausgepflügt werden sollen. So lebhaft der Handel mit diesem Produkt bis auf den heutigen Tag getrieben worden ist, so ist doch noch nicht ganz entschieden, welches der allgemeinste Gebrauch desselben ist. Denn außer dem kleinen Theil, der zu Modewaaren verarbeitet, und in Europa abgesetzt wird, nehmen griechische und armenische Kaufleute den Bernstein in den beträchtlichsten Quantitäten; wohin ihn aber diese Zwischenhändler absetzen, ist völlig unbekannt. Nur mahnsamlich wird angegeben, er käme in der heiligen Kaaba zu Mekka zusammen, wo er als Opfer der Pilgrimme zu Ehren des Propheten verdampfe. Ueber seine Entstehung und natürliche Geschichte wird wenig befriedigendes beygebracht. Dafs er eben sowohl in der See, als in den Sand- und Thonschichten des benachbarten festen Landes, in einer Entfernung von mehreren Meilen von der Küste, und meistens in Verbindung mit bituminösen Holze gefunden wird, ist bekannt, und lehre wahrscheinlich, daß die Küsten von Vorpommern, Rügen, Mecklenburg, Kur- und Liefland

noch reiche Schätze davon enthalten dürften, die der Zufall, und die Hand der Betriebsamkeit vielleicht noch ans Licht bringen wird. Doch ist der See-Bernstein dem gegrabenen allemal weit vorzuziehen. Die Verarbeitung des Bernsteins wird so lebhaft betrieben, daß sie zu Stolpe allein an hundert Familien beschäftigt, in Königsberg aber noch mehr im Gange zu seyn scheint. Das Graben wird übrigens etwas ungeschickt und ohne verständige Bergleute betrieben. Man bedient sich keiner Zimmerung, sondern sucht durch Anfeuchten völlige Sandschichten vor zu frühem Einsturz zu bewahren, daher oft die hoffnungsvollesten Baue verschüttet werden, und nicht selten Arbeiter das Leben verlieren. Gemeinlich beginnt der Versuchsbau mit einem Schachte, von ungefähr einem Lachter Weite. Trifft man damit auf eine Bernstein haltende Schicht; so erweitert man diesen vom Tage nieder, oder reißt seine Stöße nach, und dies immer so fort, bis endlich die obere Weite desselben bis zu fünfzig Fuß, im Durchmesser, anwächst, und der ganze Bau die Figur eines Beckens bekommt, das sich von fünf zu fünf Fuß, in halb so breiten Abätzen, verengt. Die Ausförderung des Sandes sowohl, als des Wassers geschieht von Hand zu Hand, wozu man sich mit mehrerem Vortheil des Haspels, der Laufkarren und der Handpumpen bedienen könnte.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. November 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Cadell u. Davies: *An Account of a Geographical and Astronomical Expedition, to the Northern Parts of Russia*, perf. by Commod. J. Billings 1785 to 1794 narr. by M. Sauer etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

W eil der mit genommene Vorrath nicht für den ganzen Winter hinreichte, und Hr. Billings nicht glaubte, in einem Hafen längst der Küste hinlängliche Lebensmittel für seine Mannschaft zu erlangen: so ward die Rückreise beschloffen; und er segelte nach Kamtschatka, ohne unterwegs anzuhalten, oder eine von den schon bekannten Inseln zu berühren. Da das zweyte Schiff den Winter über fertig geworden, und die in Ochozk zurückgelassene Mannschaft angekommen war: so trat Hr. B. den 19. May 1791 seine zweyte Reise nach Osten an. Der Nebel verbanderte die Lage mehrerer in der Ferne gefehener Inseln zu bestimmen. Doch in der Nähe von Unalafchka wurden einige untersucht, und bloß auf Tanaga Eider Enten gefunden. Aber anstatt die nordamerikanische Küste näher zu erforschen, beschloß Hr. B. den Lorenz-Meerbusen im Tschuktischen Lande zu befahren. Doch vorher landete er bey Rodney's Spitze noch einmal auf der nördlichen Küste von Amerika, ohne jedoch einige Entdeckungen von Wichtigkeit zu machen.

In der Lorenz-Bay fanden die Seefahrer bey den Tschuktischen eine sehr gute Aufnahme. Diese Völkerchaft theilt sich in die beiden Stämme der See- oder anfähigen Tschuktischen, und derer die mit ihren Rennthieren umherziehen. Die ersten wohnen vom Meerbusen Anadir bis zum Ost-Kap längst der Küste, sie ziehen auch wohl bis zum Vorgebirge Shelazkoi. Mit den Amerikanern treiben sie Handel, bekriegen aber auch einander oft, entführen deren Weiber als Sklaven, und verhandeln diese Beute wieder den Rennthier-Tschuktischen. Da sie ein so kaltes unfruchtbares Land bewohnen, so besteht ihre ganze Anzahl nur aus 3000 Familien. Sie verbrennen ihre Todten und bedecken die Ueberreste hernach mit Steinen und Rennthierhörnern. Die Beringsstraße ist zwischen der Lorenz-Bay, und dem Kap Prinz Wales nur 48 englische Meilen breit, und zwischen beiden liegen drey Inseln. Da Hr. Billings die Küsten, nebst dem inneren Lande, zu Fuß untersuchen wollte, begab er sich nebst zwölf Begleitern auf dem

A. L. Z. 1802. *Vierter Band,*

Weg, befaß aber der übrigen Mannschaft, sich nach Unalafchka einzuschiffen, und sich hierauf nach Kamtschatka zu verfügen, wo sie einander im künftigen Jahre treffen wollten.

Hr. Sauer war mit unter denen, die in Unalafchka überwinterten, und dieser lange Aufenthalt gab ihm Gelegenheit, die Insel und ihre Einwohner zu beobachten. Seine Gefährten mußten zugleich von den letztern und benachbarten Inulanern den Krontribut eintreiben. Die Mannschaft litt gegen Ende des Winters gewaltig vom Scharbock, und im Februar wurden oft drey Personen an einem Tage begraben. Die Bevölkerung von Unalafchka, und der übrigen Aleuten hat sehr abgenommen, weil die russischen Wildschützen die Männer zur Jagd und andern Arbeiten zwingen, und Jahre lang fern von ihren Wohnungen entführen, ohne ihnen weiter etwas für ihre Mühe, als Glas-Korallen, und kümmerliche Nahrung zu reichen, so daß sie die bittersten Beschwerden über ihre Unterdrücker führen. Unalafchka ist gewöhnlich in dichtem Nebel verhüllt, und während der acht Monate und sechszehn Tage, die der Vf. dort verlebte, sahe er nur achtzehnmahl Sonnenblicke, und keinen einzigen klaren Tag. Den 17. May 1792 ward die Insel wieder verlassen und die Schiffe langten den 16. Junius wieder in Kamtschatka an.

Auf diese Art war die ganze Reise beendigt. Hr. Sauer fügt hierauf noch einige Abschnitte hinzu, worin er die natürliche Beschaffenheit und den neuesten Zustand der Halbinsel Kamtschatka und die Rückreise, der ganzen Gesellschaft über Ochozk, Irkuzk und weiter beschreibt, auch einige Bruchstücke von Billings gefahrvoller Landreise mittheilt. Die Halbinsel ist außerst geringe bevölkert. Die ganze Volksmenge wird hier nur auf 2740 Menschen angegeben; davon 1687 Russen, und die übrigen Kamtschadalen sind. Von den sogenannten Städten hat Nieder Kamtschatka die meisten Einwohner. Russische Waaren und fremde Artikel sind gewaltig theuer, ein Pfund Thee kostet 12 Rubel, Zucker 3 Rubel, Blättertabak 3 Rubel etc.

Der Vf. hat seine Beschreibung noch mit sieben Anhängen versehen. Darin sind Billings und des ihm mit gegebenen Naturforschers Instructionen auf der ganzen Reise wörtlich abgedruckt, ferner Proben der Jakutischen, Tungusischen, Kamtschadalischen und Aleutischen Sprachen. Auch das Verzeichniß aller Stationen von Petersburg bis Irkuzk ist hier nebst ihrer Entfernung von einander und von vielen die Anzahl

iii

zahl der Wohnungen und Kirchen zu finden, ingleichen der Sold aller hohen und niedern sibirischen beyrn Seewesen angestellten Personen nach dem Reglement von 1782.

Noch dienen vierzehn Kupfer zur Verzierung des Werks, welche entweder die Trachten der Einwohner, ihre Waffen und Geräthschaften, Ansichten von einzelnen Städten, wie von Ochozk und Zachivsk entbalten, oder Küsten und Gebirge vorstellten, wie diese von den Schiffen aufgenommen wurden. Manche wie Capitain Clerkes Grab, die Aufsicht der heißen Quellen in Kamtschatka, hätten, nebst den Abbildungen einiger Aleuten ohne Gefahr wegbleiben können, da die letztern theils zu klein gerathen, theils in Cook's und andern Reisen schon zu finden sind. Ein Kupfer, welches eine Familie der Tschuktschen darstellt, scheint uns am besten seinen Zweck zu erfüllen.

Hr. *Arrowsmith* hat diesen Reisebericht mit einer großen Karte versehen, welche er Abbildung der Strafe zwischen Amerika und Asien betitelt. Es sind darauf das Meer von Ochozk bis zum Amurfluß, die Halbinsel Kamtschatka, die östlichen Küsten der Tschuktschen, ein Theil der Küsten des Eismees von Nord-Kap bis in die Nachbarschaft der Mündung des Kovima, die Beringsstraße, die Inseln zwischen Kamtschatka und Amerika, und die nordwestliche Küste dieses Welttheils vom Eis-Kap bis Kap Sukling abgebildet. Der Vf. versichert dabey vorzüglich Billings's Observationen benutzt zu haben, im Ganzen aber hat die Erdkunde durch seine Arbeit wenig gewonnen, und bloß der Theil der Küsten des Eismees von der Mündung des Kovima bis zum Meerbusen Tschau ist nach wirklich angestellten Beobachtungen gezeichnet, alles übrige ist schon auf ältern Karten, und häufig genauer dargestellt. Wir haben bey der Beringsstraße diese Karte mit Cook's Abbildung derselben verglichen, und überall die größte Uebereinstimmung gefunden. Nur ist Clerks-Insel, wo Cook eine Durchfahrt vermuthete, hier als ganz zusammenhängend gezeichnet. Dagegen ist Cook's Cap Serdze Kamen weiter gegen Süden nach einer ganz andern Stelle verlegt. Hin und wieder sind zwar die russischen Namen mit aufgenommen, aber gerade bey Cook's Einfahrt, und Prinz Wilhelm's Sunde nicht, wo die neuen Benennungen der russischen Karten zuweilen Verwirrungen veranlassen. Obgleich Georgis's Karte vom russischen Asien nach einem viel kleinern Maasstabe gezeichnet ist: so sind doch auf ihr manche hier ganz übergangene Punkte anzutreffen. Selbst Hn. Billings's Reise ist hier nicht einmal ganz aufgenommen, und nach der Karte ist er weder nach Kodiak, noch Prinz Wilhelm's Sund gekommen; auch fehlt beyrn *Arrowsmith* der ganze Weg den Billings von der Lorenz-Bay durch das Land der Tschuktschen nahm.

posed by Charles Grant Viscount de Vaux. 1801. 571 S. in 4.

Bey den Inseln, die in der Nachbarschaft von Isle de France liegen, hat der Vf. sich sehr kurz gefaßt. Er hat bloß aus Reisebeschreibern einiges über die Insel Rodriguez, die Niederlassungen der Franzosen auf Madagascar und sogar nach des alten Spillbergens Tagebuch, der 1615 auf den comorrischen Inseln war, diese beschrieben, ungeachtet sie bessere Beobachter in neuern Zeiten gefunden haben. Desto mehr muß man sich wundern, wie er ein so ausführliches Werk über die kleine Insel Frankreich und das benachbarte Bourbon zusammenbringen konnte. Aber er hat auch bloß zusammengetragen, oder vielmehr zusammengerafft. Denn die Bemerkungen seines Vaters über beide Inseln, der zwanzig Jahre in Isle de France lebte, sind hiet mit den Nachrichten aller alten und neuen Seefahrer wörtlich zusammengestellt, ob sie gleich bisweilen nur eine von diesen Inseln in der Ferne sahen, und aufser dem eine Menge biographischer, nautischer und historischer Nachrichten aufgenommen, die mit der Geschichte dieser Insel in keiner oder sehr geringer Verbindung stehen. So kann man hier den Schiffbruch des französischen Emigrirten Leguat auf der Insel Rodriguez, im J. 1691 und dessen fernere Schicksale ausführlich lesen, die aus seiner bekannten Reise wörtlich eingeschaltet sind. Ferner die Geschichte des berühmten Seehelden de la Bourdonnais, und seine Thaten auf der Küste Coromandel gegen England. Aus d'Apres de Manvillettes orientalischem Neptun sind eine Menge Vorschriften und Erfahrungen für Seefahrer eingeschaltet, welche die indischen Gewässer besuchen wollen. Da der Astronom de la Caille 1753 auf Befehl der Regierung in Isle de France Beobachtungen anstellen mußte: so sind diese aus den Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgetheilt, auch das Leben ihres Verfassers beschrieben. Unter andern fremdartigen Einschübseln verliert Hr. Grant sich auch in die neuere indische Geschichte, und beschreibt die Regierung des berühmten Hyder Aly, den Krieg der Engländer und Franzosen auf der Küste Coromandel von 1756 bis 1760, selbst die Hinrichtung des unglücklichen Lally, und den letzten myrorischen Krieg mit allen Nebenumständen.

Da Isle de France und Bourbon in naturhistorischer, mercantillischer und statistischer Rücksicht so oft geschildert sind, und Hr. Grant hier seines Vaters, Poivre's, S. Pierre, Rochon, le Gentil, Raynal, und anderer Nachrichten bloß wieder abdrucken lassen, wenn sie gleich zuweilen eben dasselbe wiederholen: so enthält sein Buch eben nichts neues über die frühern Schicksale, den allmäligen Aunbau, und die natürliche und politische Beschaffenheit beider Inseln, und man muß seine Arbeit größtentheils als eine Sammlung der vornehmten über diese französischen Besitzungen vorhandenen Nachrichten ansehen. Interessanter sind aber die Beichte von den neuesten Vorfällen und dem gegenwärtigen Zustande beider Inseln,

Inseln, wenn sie gleich mit vielen andern untermischt sind, die gar nicht in die neueste Geschichte derselben gehören.

Seit 1784 oder der Errichtung der neuen ostindischen Gesellschaft hat sich die Lage dieser Inseln sehr verbessert. Vorher durften sie ihre Produkte nicht ausführen, oder ihre Bedürfnisse mit eigenen Fahrzeugen aus Frankreich oder andern Ländern holen, sondern ihr ganzer Handel war in den Händen jener Gesellschaft. Damals aber erhielten sie Freyheit, alle indische Häfen, nur China nicht, zu befahren, und jeder Kaufmann in Frankreich konnte Schiffe nach diesen Inseln befrachten; dadurch wurden sie der Mittelpunkt des indischen Handels, und der allgemeine Wohlstand vermehrte sich zusehends. Auch die Stürme der Revolution verbreiteten sich über diese Colonien, die Einwohner bildeten sich in Volksversammlungen, die Besatzung empörte sich gegen ihre Befehlshaber, es vereinigte sich ein Jacobiner-Club, die Guillotine ward errichtet, und Alles gerieth in die ärgste Verwirrung. Allein die Nachricht von der im Mutterlande decretirten Freylassung der Negerklaven und dem Sturz der Jacobiner in Frankreich, die 1795 dort anlangte, vermochte die begüterten Einwohner, in nähere Verbindung zu treten; ihnen gelang es auch, den Jacobiner-Club zu zerstören, und die Häupter derselben, dreyßig an der Zahl, nach Frankreich zu schicken. Zugleich ward der Beschluß gefaßt, keinen Franzosen, ohne Einwilligung der Colonial-Versammlung, ans Land zu lassen.

Doch auf einmal schien 1796 die kaum wieder hergestellte Ruhe von neuem gestört zu werden. Das Pariser Directorium schickte zwey Agenten mit einem Truppen-Corps von 800 Mann nach Isle de France, und diese landeten, ohne sich an die früher getroffenen Verfügungen zu kehren. Weil die Agenten aber ihre Instruction nicht vorzeigen wollten, die alte Garnison gegen ihre Befehlshaber und die Einwohner aufzuwiegeln suchten, die angesehensten Einwohner mit Stolz und Härte behandelten, und die Colonial-Miliz zahlreicher als die bewaffneten Begleiter der Agenten waren, so wurden diese Friedensförderer einige Tage nach ihrer Ankunft wieder zurückgeschickt, ohne dafs die alte Garnison oder die aus Frankreich gekommene Verstärkung an dem Schicksal ihrer neuen Führer Theil nahm. Noch war die Colonie aber nicht von aller Gefahr befreyet. Unruhige Köpfe und Mißvergünstigte hingen sich an die Besatzung, und suchten die Freylassung der Negerklaven zu bewirken. Man fand indess auch dagegen Mittel, und die ganze Begleitung der Agenten ward 1797 unter dem Vorwande nach Batavia geschickt, dafs die Engländer diesen Hauptsitz des holländischen Handels bedroheten. Die alte Besatzung aber, welche hierauf ähnliche Unruhen anfieng, ward gezwungen, sich 1798 nach Frankreich einzuschiffen.

Im Jahr 1799 stieg die Bevölkerung beider Inseln auf 121,000 Menschen, darunter waren 103,000

Neger. Isle de France liefert in guten Jahren 200,000 Zentner Zucker und 300,000 Pfund Indigo; Bourbon hingegen 60,000 Ballen Caffee. Die Nelkenbäume sind auf beiden gut angeschlagen, und man schätzte 1800 die Nelkenärnte auf 80,000 Pfund. Eine sehr genaue Specialkarte von Isle de France ist dieser Geschichte beygefügt, aber statt des sehr verkleinerten Nachstichs vom indischen Ocean, aus dem orientalischen Neptun, würde eine getreuerere Darstellung von Bourbon dem Inhalt des Werks angemessener gewesen seyn.

SCHLEUSINGEN u. COBURG, b. Hoffmann und in Comm. b. Sinner: *Joh. Casp. Röhrigs* von ihm selbst beschriebene *Schicksale und Reisen* durch einen Theil von Europa, von Holland nach Lissabon u. s. vermehrt mit nützlichen Anmerkungen und einer Vorrede von einem Liebhaber von Wahrheit und von Reisen. 1801. 298 S. 8. (1 Rthlr.)

Dafs ein Handwerksbursche, wenn er auf Reisen geht, sich ein Journal hält, worin er die Begebenheiten des Tages und die von ihm gesehenen Merkwürdigkeiten niederschreibt, ist sehr löblich. Nur muß es nicht nach seiner Zurückkunft sogleich gedruckt werden. Nicht leicht ist uns eine so fade, an Beobachtungen so leere, an Kenntnissen so arme, und an Stil so elende Reise vorgekommen, als die gegenwärtige. Kaum hat die Kritik die Betrügerey eines Damberger entlarvt, so muß sie nun wieder vor der Armseligkeit eines Röhrig warnen; damit sein Beyspiel nicht mehr wandernde Gesellen reize. Der Bäckergefell Röhrig, geboren zu Birkenfeld (wo dieses Birkenfeld liege, denn es giebt deren mehrere in Deutschland, wird nicht gesagt) reiset nach Holland im J. 1768, und da er hier keine Arbeit bekommen kann, kehrt er nach Deutschland zurück, und besucht mehrere Städte am Rhein bis nach Straßburg. Von diesen Städten werden bloß die Namen angeführt, ohne der mindesten Merkwürdigkeit darin zu gedenken. Der Herausgeber will die Lücken ausfüllen, und hat in den Anmerkungen, die über das ganze Buch gehen, aus alten und verjährten Beschreibungen verschiedenes über diese Städte beygebracht, das gemeinlich mit der Bemerkung beschlossen wird, dafs durch den Revolutionskrieg die Verfassung und der Zustand sehr geändert sey. R. begab sich aufs neue nach Holland, diente zwey Jahr bey einem Beckermeister in Amsterdam, und bekam nun Lust zur See zu gehen. Was er von den Bäckereyen in Holland, und vorher von denen in Mannheim sagt, ist vielleicht die einzige Stelle im Buche, die noch einer Classe von Lesern, nämlich den Bäckern, nützlich seyn kann. Das Uebrige ist ein Gewebe von allträglichen Bemerkungen oder baaren Unrichtigkeiten. Nachdem R. Lissabon und verschiedene Häfen im mittelländischen Meere besucht hatte, (welches auf dem Titel: *Reisen von Holland nach Lissabon, Gibraltar,* Spa-

Spanien, Malaga. Italien genannt wird) tritt er wieder in die Dienste seines vorigen Herrn, verläßt sie aber bald, um 1773 als Matrose nach Ostindien zu gehen. Den Bäckergefallen erkennt man an der umständlichen Beschreibung, wie es bey einem Leichenbegängnisse und den Bestunden auf dem Schiffe hergegangen ist, und an der Uebergang von tausend andern viel wichtigeren Gegenständen. Von Batavia aus machte er Excursionen nach Malacca und Bengalen, und kam 1776 wieder nach Europa. Die Schicksale, die R. erlebt hat, sind so, wie sie bey einem herumsehweifenden Handwerksburschen zu seyn pflegen. Zu Lande in Europa war er mehrmalen in Gefahr, von den Seelenverkäufern, wie er sie nennet, und den Preussischen Werbemännern genommen zu werden. Als Matrosen wollte man ihn zuweilen auf Schiffe bringen, wo er nicht gern dienen, oder zu Diensten zwingen, die er nicht gern übernehmen machte, oder länger im Dienste behalten, als er zu bleiben Luft hatte. Was liegt aber dem Publikum daran, diese Schicksale eines sehr unbedeutenden Mitgliedes zu wissen? Von der Unwissenheit des Reisenden nur einige Proben. S. 214. passirte R. auf dem Wege von Batavia nach Malacca die *Mitternachtlinie*, wo die Hitze nicht so stark als unter der *Mittagslinie* ist. Was mag jene Linie für eine seyn? — S. 261. Die Mohren beten den Mond an, und doch sagt R. selbst S. 287, daß sie den Mahomedanischen Glauben haben. — Gegen die deutsche Grammatik wird fast auf allen Seiten gefündiget. — S. 268. Die *Jentives* (so nennet R., der eine Zeitlang in Holland gewesen ist, und holländische Wörter unter deutsche menget, mit den Holländern die Eingebornen von Indostan, welche wir mit den Engländern gewöhnlich *Hindus* oder *Hinduer* nennet) theilen sich in zwey Partheyen, davon die eine, wenn der Mann stirbt, die Frau lebendig mit verbrannt wird. Dergleichen könnten wir noch vieles andere anführen, wenn wir nicht des Raums schonen wollten. Dazu nehme man die seltsamen und die nach dem

Gehör falsch geschriebenen Wörter als S. 119. *Gejundmacher* statt *Visitatores* der aus verpesteten oder der Pest wegen verdächtigen Gegenden angekommenen Schiffe. — S. 271. *Befachhaber* — S. 209. *Passer* statt *Baza*, im Oriente der Markt — S. 274. *Pienangsbaum* — S. 251. *Binangsbaum* vielleicht statt *Pisangbaum* — S. 233. *Srapp* — S. 265. *Cauer* statt *Cauris*. Da Königs Reise durch eines andern Hände in die Druckerey gegeben wurde: so hätte dieser für die Säuberung des Manuscripts sorgen sollen. Allein der Herausgeber scheint nicht viel besser unterrichtet zu seyn, als der Autor selbst. S. 260. sagt er von den Hindus, sie *sollen*, ihrer dunkelbraunen Farbe ungeachtet, dennoch wohl gestaltet seyn. Hat man nicht Schriften genug über Indostan, daß man hierüber etwas gewisses sagen kann? — Ebend. wird *Stavorinus* angeführt, der die Geschicklichkeit der Handwerker in Bengalen rühmt. Was alle Reisenden einstimmig behaupten, muß nicht durch das Zeugniß eines Einzigen bewiesen werden; man möchte sonst glauben, es wäre nur dieses eine Zeugniß da. — S. 250. Woher weiß der Herausgeber, daß die Engländer Batavia 1709 den Holländern weggenommen haben? Ist es nicht vielmehr weltkundig, daß die Holländer während des ganzen Kriegs im ruhigen Besitz von Batavia geblieben sind? — Jedoch wir mögen uns nicht länger bey diesem über die Massen schlechten Buche aufhalten, können aber nicht die Bemerkung unterdrücken, daß wir es, als die Frucht der unter den niedern Ständen immer mehr um sich greifenden Lesewuth, und der dieser Wuth fröhnenden Popularisirung aller Zweige der Gelehrsamkeit ansehen. Denn diese Lesewuth und diese Popularisirung erzeugen eine solche Fluth von eledenen Büchern, daß die guten, welche immer der Zahl nach weniger werden, von ihnen ganz erdrückt zu werden, Gefahr laufen, nicht zu gedenken, daß dadurch viele, die wohl sonst erscheinen würden, gar nicht zur Existenz gelangen können.

### KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Das Einstandsrecht in Bayern* nach staatswirthschaftlichen Grundsätzen betrachtet. 1802. 48 S. 8. (5 gr.) Der Hauptzweck dieser Schrift ist, das Einstandsrecht als schädlich und unzweckmäßig darzustellen, weil es den Verkäufer in der freyen Wahl, sein Eigenthum zu veräußern, hindert, und für den Käufer drückend ist, da er die zwey Jahre über, wo es ausgeübt werden darf, sich nicht als ruhigen Be-

sitzer des Guts betrachten kann, auch in Rücksicht der verwandten Kosten nicht hinlänglich von den Gesetzen geschützt wird. Außerdem bringt der Vf. gegen das Einstandsrecht der Anverwandten, Grund- und Lehnherrn und des Adels noch besondere Gründe vor, welche allerdings richtig und wahr sind; nur wäre überhaupt zu wünschen gewesen, daß der Vf. seinen Gegenstand gründlicher und ausführlicher behandelt hätte.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 25. November 1802.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

- 1) WIEN, b. Wappler u. Beck: *Arabische Chrestomathie*, herausgegeben von *Johann Fahn*, Dr. der Philos. und Theologie, K. K. Prof. der orientalischen Sprachen, der Einleit. ins A. T. der bibl. Archäol. und der Dogm. auf der Universität zu Wien. 1802. 280 S. 8.
- 2) Ebendaf.: *Lexicon arabico-latinum Chrestomathiae arabicae accommodatum a Johanne Fahn.* — 490 S. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Die Chrestomathie hat nicht allein den Titel und die Aufschriften einzelner Stücke, sondern auch die lesenswerthe Vorrede von XVI. S. in deutscher Sprache: das Lexicon ist durchaus lateinisch. Diese sonderbare Verschiedenheit wird in der Vorrede damit gerechtfertigt, weil ein „Herr Anton Aryda, ein gelehrter Archipresbyter von Tripolis“ — versteht sich, Tripolis in Syrien — der sich seit einiger Zeit zu Wien befindet, und Hn. Prof. F. freundschaftlichen Beystand leistete, das Lexicon durchsehen sollte, und doch die deutsche Sprache noch nicht vollkommen versteht. Hätte aber nicht, auch nur diesem gefälligen Mann wieder zu Gefallen, auch die Vorrede lateinisch geschrieben, und dann auch das Uebrige gleichförmig gemacht werden sollen? Der Inhalt der Chrestomathie ist dieser: I. „Aus dem Koran.“ S. 1—45. Vorzüglich solche Stücke, welche die vorzüglichsten Wahrheiten und die größten Irrthümer, welche in dem Buch enthalten sind, neben einander aufstellen. Nicht aus einer Ausgabe, sondern aus einer Handschrift; doch mit Vergleichung der Hinkelmannischen Ausgabe: wo diese abweicht, ist ihre Lesart beygefügt, aber in Klammern eingeschlossen. Und dies ist allerdings zu billigen. Gleichwohl sind die Varianten weder zahlreich noch bedeutend. II. „Aus der Naturgeschichte.“ S. 46—79. Einzelne arabische Stellen, wie sie Bochart im Hierozoicon gegeben hat, meist, nicht immer, auch mit Anführung der neuen Rosenmüllerischen Ausgabe. III. „Aus Abulfeda's Beschreibung von Aegypten. Ausg. Michaelis.“ S. 80—106. Mit Zuziehung der Varianten in Eichhorn's allgemeiner Bibliothek. V. B. 4. St. S. 569. ff. Am Rande sind, sehr natürlich, die Seitenzahlen von Michaelis Ausgabe beygezeichnet. Allerdings ist, was in der Vorrede behauptet wird, Aegypten ein sehr merkwürdiges Land. Mußte aber deswegen eine Ausgabe beynahe ganz wieder gedruckt werden, deren Exemplare noch nicht ausge-

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

gangen seyn mögen? IV. „Aus Abdollatif's Denkwürdigkeiten Aegyptens.“ S. 107—184. Hier hat man 5 Kapitel des ersten Buchs, und die 3 Kapitel des Andern. Freylich mit Auslassungen. Nur das erste Kapitel ist ganz vollständig, und nur das sechste ist ganz übergangen. In den Uebrigen ist bald mehr, bald weniger ausgelassen. So ist z. B. Kap. IV. was von Amad Affawari vorkommt, übergangen. Der Abdruck ist, ganz zuverlässig, aus der Octavausgabe gemacht, die neuere Quartausgabe muß nicht nach Wien gekommen seyn. Beweis: S. 137. Z. 9. steht *عضاء*, die-Quartausgabe hat (S. 106. Z. 7.) richtig *أعضا* S. 166. unten steht *ألي الجرية*, die Quartausgabe hat *ألي محل الجرية*. Die Vorrede sagt, S. XI. „den Text des Abdollatif, von welchem ich fast die Hälfte aufgenommen habe, hat Hr. Aryda durchgesehen, und die offenbaren Fehler der Abschreiber oder des Druckers, die ich übersehen, oder nicht geradezu ändern wollte, verbessert, sonst aber hat er sich keine andere Freyheit genommen, als nur in einer Stelle, wo er, weil eben ein Stück des Textes ausgelassen worden, ein paar Worte, in Klammern eingeschlossen, hinzugesetzt hat, damit der Anfang der Stelle nicht so abgebrochen da stände. Ich kann diese Stelle, weil der Druck nicht unter meiner Aufsicht geschieht, jetzt nicht nach der Seitenzahl angeben, man wird sie aber bald bemerken.“ (Man findet sie S. 147.) Die Verbesserungen sind nicht erheblich. S. 124. Z. 13. *جاء أحداها*,

statt *جلدها* S. 136. Z. 8. *يُنحَلِّها* (ح sollte خ seyn) statt *يُنحَلِّها* S. 137. Z. 12. *حتي لو كان* statt *حتي لو كان ذلك* statt *ذلك الأذف أذفا لرجل*. *مشير* statt *المشير* S. 142. Z. 4. *أذف الأذف لرجل* S. 160. Z. 9. *أن عنده يستحوذ الخراج* statt der richtigen *يستحوذ*. Solche wahre, oder unwahre, Besserungen mußten entweder in Klammern gesetzt werden — was nur ein Mal geschehen ist, S. 163. Z. 3. — oder, noch besser, sie mußten auf den untern Rand gestellt werden. Eine andere, nicht unbescheidene, Forderung ist,

Kkk



ist, daß bey diesem Nachdruck die Seitenzahlen des ersten Drucks nicht weniger bemerkt wären, als es bey dem nächst vora gehenden Artikel geschehen ist. Wer nun beide Texte vergleichen will, wäre es nur, die Druckfehler des andern Drucks aus dem Erstern zu berichtigen, wird es äußerst mühsam finden. S. 136. Ist eine ganze Zeile übersehen, weil in der Octavausgabe S. 58. die siebente Zeile mit dem Wort **فلك**, und die Achte wieder mit demselben Wort sich endigt. S. 118. ist das Abbrechen

des Texts nicht glücklich getroffen; das Wort **ورأيت**

mit einem **✕** muß den folgenden Absatz anfangen. V., „Aus der Hamasa des Abi Temmain“ (Temmam). S. 185—200. Aus der bekannten, von A. Schultens zuerst edirten, Anthologie 3 Gedichte. VI. Zwey bisher noch ungedruckte Makamüh, Confessus, von Hariri, VII. und XI. mit kurzen Scholien, S. 201. bis 220. aus einer Handschrift der K. K. Bibliothek. Die Vorrede sagt S. XII. „Hr. Aryda hatte die Güte, meine Abschrift zu durchsehen, welches hier um so viel wichtiger ist, da die Handschrift, aus der ich abgeschrieben hatte, hier und da, besonders in den Scholien, schwer zu lesen war, und ich bisweilen wirklich falsch gelesen und geschrieben hatte.“ Dieses ist aber noch bey weitem nicht alles, sondern noch weit wichtiger ist, daß Hr. Aryda die Verbesserungen meiner Abschrift nach seinem eigenen Exemplar gemacht hat, welches er sich aus einer Handschrift der K. K. Bibliothek abgeschrieben, die in einer Versammlung von gelehrten Arabern nach der Urschrift (Autograph) des Vfs. selbst war durchgesehen und verbessert worden, wie am Ende der Handschrift ausdrücklich angemerkt ist, wo auch die Gelehrten, die in dieser Versammlung zugegen waren, namentlich angeführt sind.“ VII. Vier Unterhaltungen, S. 221—280. Sie sind von Hn. Aryda in der Mundart, die heut zu Tage in Syrien üblich ist, aufgesetzt; von Hn. Prof. *Jahn* ist nur der Stoff dazu geliefert worden. 1) Von der jetzt üblichen arabischen Sprache. Sie sey von der Alten nicht verschieden; es seyen auch nicht neue Wörter aufgekommen, nur wenige aus dem Griechischen und Persischen. Es wird S. 230. eine Stelle angeführt aus einer Schrift von Michaelis, **علي الألسن** S. 139. man denkt da-

bey an die Beurtheilung der Mittel — es will aber nicht zutreffen. — Von der Aussprache der Vocale. Von dem Unterschied der Volkssprache und der Büchersprache; eine Probe von der Letztern, S. 134. ff. Daß allerdings die Aussprache nach der Verschiedenheit der Länder etwas verschieden sey. Was Alexander Ruffel vorgebe, daß eine zu Ende gebrachte Abschrift einer Versammlung von Gelehrten, deren jeder sein Exemplar vor sich habe, vorgelesen, auf diese Weise berichtet, und sodann von diesen Gelehrten mit Unterschrift ihrer Namen beurkundet werde, sey ein seltener Fall; auf der Kaiserl. Bibliothek zu Wien befinde sich ein auf diese Weise

beurkundetes Exemplar des Hariri (nicht aber das Autographon des Vfs.). 2) Von den verschiedenen Formeln der Begrüßung. Die Syrische Sprache sey nun auf dem Gebirge Libanon ganz von der Arabischen verdrängt und ausgestorben; in der Gegend von Damask seyen zwey Dörfer, **صيدا** und **معلولا**, deren Einwohner, Melchiten, noch ein verdorbenes Syrisches sprechen; es sey unrichtig, daß in der Gegend von Tripolis ein Dorf Kadisch sey, wo noch vor 40 Jahren Syrisch gesprochen worden: aber bey Mausfel und Mardin soll neben dem Arabischen auch das Syrische sich noch erhalten haben. Etwas von den Liturgien der morgenländischen Christen. 3) Von den Druzen. Nicht selten besuchen sie den Gottesdienst der Christen, selten werde einer von ihnen wirklich ein Christ. Sie seyen eigentlich ohne Religion; ihr Katechismus sey nichts, als eine Nachäffung des Christlichen, werde aber nicht als Lehrbuch gebraucht; ihre Versammlung werde nicht am fünften Wochentage, sondern am sechsten gehalten, habe aber nichts Gottesdienstliches; sie bestehe in einer frohen Unterhaltung, die mit einer Collation von Trauben, Feigen, Nüssen, beschloffen werde. Die Okkal haben eine äußere und eine innere Kammer; in die Innere wird einer erst zugelassen, wann er in der Außern gleichsam sein Noviciat gemacht hat; was in derselben vorgeht, darf nicht bekannt gemacht werden. Die Dschohäl bleiben in vollkommener Unwissenheit. Vier Staatsveränderungen auf dem Gebirge Libanon seit 1785 bis zum J. 1799. Diese Nachrichten wurden niedergeschrieben, als der Ausgang des Kampfs der Türken mit den Franzosen noch ungewiß war. Denn es heißt S. 278.: „Wird der Groß-Vesir die Franzosen besiegen, und Meister im Lande seyn: so mag es dem Dschefâr, **جنرال**, übel gehen.“ Dieser Dschefâr Bascha erscheint auch hier als ein Ungeheuer. — Hr. Aryda scheint ein gut unterrichteter, verständiger Mann zu seyn; man könnte wünschen, von ihm ausführlichere Nachrichten über die Beschaffenheit und Geschichte seines Vaterlands zu erhalten. Er ist (S. 250.) zu Tripolis geboren, nach S. 267. hat er sich eine Zeitlang in **دير القمر**, dem Wohnsitz des Groß-Vesirs und der Regierung, aufgehalten. Diese vier Unterhaltungen sind für den Rec. bey weitem das Schätzbarste der ganzen Sammlung

Das Lexicon ist nach der Ordnung des hebräischen und aramäischen Alphabets eingerichtet. Dies war ein unglücklicher Gedanke; man kann es nicht glauben, wie beschwerlich nun der Gebrauch desselben ist. Wohl heißt es, Vorr. S. V. „Weil meine Zuhörer, wenn sie zu dem Arabischen kommen, das Hebräische und Aramäische schon ziemlich verstehen: so habe ich die Ordnung des hebräischen und aramäischen Alphabets befolgt, an welche sie schon gewöhnt sind, und welche selbst bey den alten Arabern üblich war.“ Sollen denn diese Zuhörer auf immer an dieses Wörterbuch gebunden bleiben? Und

Und wenn sie irgend ein anderes gebrauchen wollen, müssen sie sich nicht von Neuem an eine andere alphabetische Ordnung gewöhnen? Durchaus wird doch dieses Lexicon den Leser der Chrestomathie nicht befriedigen, er wird je und je ein Wort vergebens suchen. Auch ist es Schade, daß bey den Verbis die Constructions Weise mit den Partikel nicht angegeben ist. Der Druck ist keineswegs nachlässig, aber doch gar nicht frey von Fehlern; und die Anzeige derselben wird der Ungeübte ungern vermissen.

PARIS, in d. Nationaldruckerey: *Dictionnaire abrégé François Arabe*, à l'usage de ceux qui se destinent au commerce du Levant; par J. F. Ruffy. An X. (1802.) XV. und 227 S. gr. 4.

Wohl eine unerwartete Erscheinung. Hr. R. sagt im Vorbericht: bey dem Anfang des Drucks sey angenommen worden, Frankreich werde im ungehörten Besitz von Aegypten bleiben; um die Verhältnisse des Mutterlandes und der neuen Colonie zu erleichtern, sey dieses Wörterbuch verfaßt worden: habe nun gleich die Regierung wieder abgetreten, was mit so viel Ruhm erworben worden: so sey doch immer noch zu hoffen, daß Frankreich bald das Uebergewicht im Levantischen Handel wieder haben werde, zu welchem seine Lage es berechige. Dieser Handel könne nicht mit dem ganzen Vortheil geführt werden, wenn nicht derjenige, der ihn treiben wolle, sich der arabischen Sprache zu seinem Gebrauche bemächtige. — Ob zu dieser Absicht dieses *Dictionnaire* hinreichend erfunden werde, möchte sich wohl bezweifeln lassen. Indessen für Liebhaber der arabischen Literatur mag Einiges aus der Sprache des gemeinen Lebens ausgehoben werden. In derselben hat das Wort *شي* eine thätige Rolle, besonders in Fragen und Verneinen. *ما أحب شي*, ich will nicht — *ما أعرف شي*, ich weiß nicht — *ما عرفنا اش وقع*, wir wissen nicht was geschehen ist — *(أي شي)* wie ist dein Befinden? — *اش خبير* Was Neues? — *اش لا* Warum? — *اش انتا* Warum hast du mich warten lassen? — *اش* damit — *اش قدر* Wieviel? — *اش قدر* soviel ich vermag. — Ein Brandschiff *نفسرة*, Schaluppe *فيلوكة*, Paketbot *نفسرة*, Wechselbrief *بوليصة*, Muffelin *خاصة*, Pflaster *غرش*, Rauchtabak *دخان*, Schnupftabak *نشوق*, Tabaksdose *حكة*, Kanone *مدفع*, Flinte *بنديقية*, im Orient, *مكحلة* in der Barbarey, Schießpulver *بارود*. Das Wort *مناع* wird vor den Genitiv ge-

setzt, *جهة مناع الافريقية*, die Küsten von Africa, *الدار مناع يوسف* das Haus des Josephu. s. w. Der Druck ist splendid, *imprimé par les soins de P. D. Duboy-Laverne, directeur de l'Imprimerie de la République*. Die arabische Schrift ist die bekannte Schrift der Pariser Polyglotte. Bey einer etwas wirthschaftlichen Einrichtung hätte der Quartband ein Taschenbuch werden können. Der Vorbericht enthält die merkwürdige Stelle, S. VII. *Le C<sup>er</sup>. Silvestre de Sacy, professeur actuel à l'école speciale des langues orientales, et l'un des hommes les plus savans de l'Europe, a composé en françois une grammaire arabe qui est un modèle de clarté et d'érudition. Mardochee et Najar, Tunisien, dont les talens égalent la modestie, travaille en ce moment, sous les auspices du Gouvernement, à la composition d'un dictionnaire complet françois arabe qui fera époque dans les annales de la littérature. Mardochee et Najar, ein Jude aus Tunis, der nach einem Aufenthalt von mehreren Jahren in Cairo sich nun in Paris befindet, ist mit seiner Arbeit noch nicht weit vorgerückt. Aber der würdige de Sacy hat seine arabische Grammatik längst fertig. Wie sehr ist es zu wünschen, daß sie bald erscheinen könne!*

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Gefsner: *Historisch-literarisch-statistisches Magazin*, angelegt von Joh. Georg Meusel. — Erster Theil. 1802. XIV. u. 336 S. 8.

Dieses neue Magazin des für die historischen Wissenschaften rastlos arbeitenden Herausg. schließt sich an die während der J. 1775 bis 1794 ohne große Unterbrechung gedruckten Sammlungen, zunächst aber an das *hist. lit. bibliograph. Magazin* an, und würde sich der Zeit nach noch näher angegeschlossen haben, wenn nicht der unselige Krieg in der Schweiz den bereits 1795 angefangenen Druck gestört hätte. Der in diesem ersten Theile gelieferten sehr verschiedenartigen Aufsätze sind dreyzehn. I. *Abhandlung über den Handel der Hansestädte mit Schweden; über ihre mit diesem Reiche geschlossenen Bündnisse; über die Wirkung, welche ihre Macht und ihre Begierde, sich in Schwedens Angelegenheiten zu mischen, auf dessen Schicksal gehabt, und wann ungefähr diese Wirkung ganz aufgehört hat*; eine Preisschrift von J. Dav. Flintenberg, M. d. Phil. zu Upsala, aus dem in der A. L. Z. 1792. Nr. 32. angezeigten zweyten Theile der *Kongl. Wittexhets, Historie och Antiquitets Academiens Handlingar* übersetzt. II. *Ueber Göttingen, besonders über die dortigen Bibliotheken und Professoren um das J. 1755 eine Fortsetzung der im hist. lit. bibliogr. Mag. angefangenen Nachrichten von einigen Privatbibliotheken und ihren Besitzern*. Wer jene mit Vergnügen gelesen hat, wird auch in dieser eben so launig geschriebenen Fortsetzung bey den darin mitgetheilten Bemerkungen über diese berühmte Universität und den charakteristischen Anekdoten

doten von Gefsner, Mosheim, Gebauer, (der eine beträchtliche Menge theologischer Bücher, und eine über anderthalb tausend starke Sammlung von Gesangbüchern besafs), Heumann, Hollmann u. a. seine Rechnung finden, zum Theil freylich auf Kosten derer, die hier auftreten. Als einen kleinen Beytrag zur Geschichte der leidigen Rangfreitigkeiten zeichnet Rec. aus, das bey einem *Anniversario* der Universität, welchem der Vf. beywohnte, der Kanzler (Mosheim) fehlte, weil es ein noch unausgemachter Rangstreit war, ob er den Grafen (es waren dort damals drey derselben) vorgehe; das deshalb auch keine Proceffion statt fand, und des Kanzlers in den Anreden gar nicht gedacht wurde. III. *Hessisches Groschen-Kabinet oder Beschreibung der groschenförmigen Münzen des hochfürstlichen Hauses Hessen*, (begreift 166 Stücke). IV. *Ueber des Abbé Cl. Quillet Callipaedia sive de pulchrae prolis habundae ratione Poema didacticum*; eine launige Analyse dieses Gedichts, die gerade jetzt zu rechter Zeit kommt, da besonders in Deutschland und Frankreich, wo eben dieses Gedicht vor wenigen Jahren von dem Arzte *Caillau* zu Bordeaux neu überferzt mit Anmerkungen herausgegeben wurde, dieser Gegenstand an der Tagesordnung ist. Nicht unbemerkt hat der Vf. dieser Analyse gelassen, -dafs in Rücksicht der beliebigen Erzeugung von Kindern männlichen oder weiblichen Geschlechts der erfahrene Abbé längst alles besser gewusst habe, als alle unsere neuern Quacksalber; die ausgezogenen Stellen, die wir zum Nachlesen empfehlen, beweisen diefs zur Genüge. V. *Ein kurzer Auszug aus Wolfgang Fabricius Capito's Lebensgeschichte*, aus einem seltenen gleichzeitigen Büchlein, und VI. *Nachrichten von dem Würzburgischen Urkundensammler und Geschichtsforscher Ignaz Gropp*, liefern bedeutende Ergänzungen zu Jöcher u. a. Ersterer ist zugleich ein Beytrag zur Geschichte der Reformation, deren Geist auch durch einige unter Nr. VII. mitgetheilte *seltene eigenhändige Briefe aus dem sechszehnten Jahrhunderte*, aus der Kirchenbibliothek zu Neustadt an der Aisch erläutert wird. Die zwey ersten derselben aus Worms, von dem Markgräflichen geheimen Secretair und nachmaligen Kanzler *Georg Vogler*, der mit seinen Herren dem Reichstage zu Worms beywohnte, enthalten vorzüglich, wie der Vorbericht sich ausdrückt, das stattlichste Zeugniß von dem Heroismus Luthers vor Kaiser und Reich; drey andere Briefe sind von Luther selbst, zwey in Ehsachen, und sein vorletzter Brief von Eisleben aus, an Melancthon, worin er sich über den schlechten Fortgang des Vereinigungsgeschäfts der Grafen von Mansfeld beklagt und seine Abberufung wünscht; der letzte, von einem Studierenden zu Wittenberg, beschreibt die durch Luthers Tod erregte Sensation. Von Nr. VIII. *Noch mehr Fischartiana* gilt dasselbe, was von Nr. II. be-

merkt wurde; dieser Aufsatz schließt sich an die früher von demselben Vf. (Hn. Ring zu Karlsruhe) mitgetheilten Fischartiana an, und liefert die Hälfte des seltenen Gedichts: *das glückhafte Schiff von Zürich*, in welchem derselbe Gegenstand besungen wird, den Hr. R. in seiner Geschichte des Zürcher Breytopfs bearbeitete. IX. *Einige Bemerkungen über die Benennung der Tage und Feste im Mittelalter, nebst einigen andern diplomatischen Zweifeln und Fragen*; Diplomaten zur Prüfung und Beantwortung vorgelegt. X. *Ein bibliographischer Beytrag zu Supplementen und Ergänzungen des gelehrten Deutschlands*. Auszug eines Briefs; betrifft den Kanzler und geheimen Rath von Springer zu Rinteln, und enthält aufser den bibliographischen auch einige biographische Nachrichten von diesem 1798 verstorbenen höchstthätigen Geschäftsmann und Schriftsteller, der unter andern auch eine eigene Biographie hinterlassen hat. XI. *Etwas über die Ungarische Druckerey, mit einigen Beylagen* (aus dem Kaufbeurischen Kirchenarchiv) von dem 1799 verst. Stadtpfarrer am Ende zu Kaufbeuern, verdient mit *Schnurrer's literarischem Bericht über den Slavischen Bücherdruck in Württemberg während des 16. Jahrhunderts*, (Tübingen 1799. 8.) verglichen zu werden. XII. *Anekdoten von dem Kardinal Quirini (und Schelhorn)*. XIII. *Haupttabelle aller Getrauten, Gebornen, Gestorbenen und Kommunikanten in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth, vom 1. Nov. 1797 bis zum 31. Oct. 1798*. Der Gebornen waren im Fürstenthum Ansbach 8429. der Gestorbenen 7011.; im Fürstenthum Bayreuth waren der ersten 8882. der letztern 6220.

PARIS u. LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Neues Modellbuch eleganter Wäschzeichen* zu Tafeltüchern, Servietten und Taschentüchern in sechs und zwanzig Medaillons, als Einfassungen zu Buchstaben und Nummern; schmale Bordüren und Kärtchen, zu Brusttücher, Krägen, Hemdebindchen und Schnupftücher. Nebst zwey Alphabet verschiedener schöner Schrift gezeichnet von *Emilie Bevrin*. kl. 4. m. 6 Kpft. (16 gr.)

Dem Titel, welcher die ganze Inhaltsanzeige dieses Werks ausmacht, hat Rec. nichts beyzufügen, als das meist alles ziemlich einfach, niedlich, und daher empfehlenswerth ist.

\* \* \*

LINDENETADT, (ERFURT), b. Keyser: *Der junge Antihypochondriacus*, oder Etwas zur Erschütterung des Zwergfels und zur Beförderung der Verdauung. 14tes Porzionchen. 64S. 15tes Porz. 64S. 16tes Porz. 64S. 1803. 8. (à 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 366.)

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. November 1802.

## ARZNEFGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Helwing'schen Hofbuchh.: *Ideen zur Diagnostik*, beobachtenden Aerzten mitgetheilt von *Joh. Ernst Wichmann*. Zweyter Band. Zweyte verbeff. Aufl. 1801. 228 S. Dritter Band. 1802. 222 S. 8. (20 gr.)

Nicht ohne ein lebhaftes Gefühl der dankbarsten Rührung, nicht ohne die wehmüthigste Erinnerung an den trefflichen, uns nun entrissnen Vf. dieses classischen Werkes können wir uns der Anzeige seiner Fortsetzung unterziehen. Wie viel hat die Arznei-Wissenschaft an dem verewigten *Wichmann*, diesem durch Wissenschaft, Erfahrung, Beobachtungsgest und Gabe des Vortrags großen Schriftsteller verloren! Aber wie vielen hat er als Arzt, Freund und Rathgeber sein Andenken theuer gemacht! *Multis ille bonis sebilis occidit!* Und nicht wenige werden mit dem Rec. hinzusetzen: *Nulli sebilior quam mihi!*

Das größte Verdienst, was sich W. als Schriftsteller in unsern Zeiten erwerben konnte, erwarb er sich durch dieses Werk. Es mußte nämlich dem Strome der modigen Iatrosophie, die das leere Grübeln dem ruhigen Beobachten, das absprechende Setzen von lustigen Principien dem bescheidenen Forschen vorziehn lehrt, diesem hinreißenden Strome mußte sich ein Mann von Geist, Erfahrung und Ansehn widersetzen, und der weisern Nachwelt einen Beweis liefern, daß von der scholastischen Sophistik unserer Tage nicht alle deutsche Aerzte angesteckt seyn, daß es Männer unter uns gegeben habe, die kühnlich den *Sydenham's* an die Seite gestellt werden können. Zum Ruhm unserer Nation und unsers Zeitalters muß man gestehn, daß *Wichmann's* Beyspiel mehrere Nachahmer gefunden, daß seine eifrige Empfehlung der Diagnostik als des wichtigsten Theils der Pathologie, Manche von Irrwegen abgezogen und zum Studium dieser Wissenschaft angefeuert habe. Der würdige *Wichmann* freute sich dessen und anserte öffentlich seine Zufriedenheit über den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen.

Das meiste Aufsehn erregte unstreitig der zweyte Band wegen des Aufsatzes über das schwere Zahnen. Es ist bekannt, welche Menge Federn dieser Aufsatz in Bewegung gesetzt hat; aber es war auch abzusehn, daß der würdige W., dessen Charakter sich durch Ruhe und Unbefangenheit am meisten auszeichnete, wenig Rücksicht auf alles Geschrey seiner er-

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

bitzten Gegner nehmen würde. In dieser zweyten Auflage erscheint nun auch seine Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit des Zahnens bey den mancherley dasselbe begleitenden Zufällen, als unerschütterlich, ungeachtet er nicht gänzlich übersieht, was weniger partheyliche Widersacker dagegen gesagt haben. Die Unempfindlichkeit, die schwammige, lockere Beschaffenheit des Zahnfleisches, welches bey dem allmäligen Wachstume der Zähne leicht nachgiebt; der Mangel an eigener Beinhaut bey den durchbrechenden Zähnen; die Unwahrscheinlichkeit, daß die Zahn-Nerven durch den Druck des Zahns nach unten gereizt werden können, sind ihm vorzügliche Beweise gegen den pathologischen Zustand bey dem Zahnen. Alle, sonst durch Mitleidenschaft erklärte Zufälle, des Speichelflusses, des Fiebers, der Ruhr etc. leitet er, durch triftige Erfahrungsgründe bewogen, von andern Ursachen ab. Das Durchschneiden des Zahnfleisches sieht er als eine unnütze Operation an: die Zufälle, welche das Hervorkommen der sogenannten Weisheits-Zähne bey Erwachsenen erzeugt, entstehn, nach ihm, zwar von eben diesem Durchbruche; aber er findet auch hier ganz andere Hindernisse, als bey Kindern, und hält diesen Durchbruch für eine Abweichung von dem Normal-Zustand. Die übrigen Aufsätze über das Millar'sche Asthma und die polypöse Bräune, so wie über die Brustbräune und die Herzpolypen, haben fast gar keine Veränderungen erlitten.

Aber gerade als ob der Vf. noch zuletzt seinen Verdiensten die Krone hätte aufsetzen wollen, wählte er für den dritten Theil die schwierigsten Krankheiten; Harn-Verhaltung, beschwerliches Schlucken, Kopfwasserfucht etc. und man muß gestehn, daß der Vf. die diagnostischen Merkmale verschiedener Arten derselben unübertrefflich richtig und schön auseinander gesetzt hat. Zuörderst lehrt er die Harnverhaltung von einer oft verkannten Ursache, nämlich der Verdickung der Häute der Harnblase, herleiten. In diesem Falle ist die Verhaltung des Harns mit unwillkürlichem Abtröpfeln des Urins verbunden. Sie entsteht und wächst nur allmälig; plötzlich aber entsteht die Harn-Verhaltung, wenn sie Folge der Verhärtung der Vorsteher-Drüse ist: dann ist sie auch schmerzhaft, und man kann die verhärtete Drüse durch den Mastdarm fühlen. Die Verdickung der Blasenhäute ist unheilbar, und nach der Ausleerung des Urins läßt sich die verdickte Blase immer noch fühlen. Ist die Vorsteherdrüse verhärtet; so kann der Kranke fast nicht anders Urin lassen, als mit vorwärts gebogenem

Körper: er kann nicht reiten, und sein Urin wird in der Folge gewöhnlich blutig, gauchig und stinkend. Wenn aber der Vf. von dieser Verhärtung meistens einen schnellen tödtlichen Ausgang fürchtet: so ändert Rec. diese Furcht ungegründet, da in der That oft genug dies Uebel Jahre lang ertragen, und endlich durch Schieling's Electricität und Quecksilber geheilt worden ist.

Ungemein lehrreich findet Rec. auch die folgende Abhandlung über die Unterscheidung des Wasserkopfes, dessen Existenz der Vf. gegen Weikard gründlich vertheidigt. Ist die Krankheit hitzig: so kündigt sie sich durch Straucheln und Stölpeln beym Gehen auf ebener Erde an, worauf dann der fieberhafte Zustand mit Kopfschmerzen, Schlämmer und ähnlichen Zufällen folgt. Als tödtliches Zeichen sieht der Vf. einen frieseelartigen Ausschlag an. Dann kommt er auf einen dem Wasserkopfe sehr ähnlichen Zustand, das sogenannte Wurmieber, wo er sehr richtig, aus Gründen, die *Rush*, *Muggrave* und andere schon angeführt haben, die Würmer als Ursache dieser Fieber verdächtig macht. Nicht allein ändert oft bey allen Zufällen der Würmer nach dem Tode keine gefunden worden, sondern der Vf. führt auch, wie *Rush*, mehre Beyspiele an, wo bey einer ungemeynen Menge von Bandwürmern dennoch vollkommene Gesundheit statt fand. Dem ungeachtet leugnet der Vf. nicht, daß die Würmer in hitzigen Krankheiten einen Reiz mehr veranlassen, und mancherley nachtheilige Zufälle, die den Symptomen der Kopfwassersucht ähnlich sind, hervor bringen können. Es unterscheiden sich diese falschlich sogenannte Wurmieber von der Kopfwassersucht durch die Veränderlichkeit ihrer Zufälle. Rec. würde noch mehr auf das von *Camper* angegebene Zeichen der niedergedrückten Augen - Zwiebel Rücksicht nehmen, welches in der Kopfwassersucht beständig und wesentlich ist. Daß Convulsionen gleich Anfangs bey Wurmkrankheiten vorhanden seyn sollen, wie der Vf. sagt, bestätigt sich auch nicht durch die Beobachtung. Aber sehr wichtig ist die Diagnose des schlaffsüchtigen Wechselfiebers, wovon selbst Kinder befallen werden, und das mit der Kopfwassersucht äußerlich leicht zu verwechseln ist. Der Vf. sieht bey der Untersuchung hauptsächlich auf die periodische Beschaffenheit der Anfälle. Allein die fehlt bey verärrten Wechselfebern sehr oft, und dann muß man doch nothwendig auf andere Merkmale des Wechselfiebers, auf den Metallgeschmack im Munde, auf den sauren Geruch des Schweißes etc. Rücksicht nehmen. Die erste Periode der Kopfwassersucht will der Vf. nicht für entzündlich gelten lassen, weil der Puls offenbar langsamer werde, weil auch nicht gleich Anfangs Phrenesien dabey seyn, weil die Krankheit länger daure als eine Entzündung des Gehirns dauern würde. Ungeachtet Rec. diese und noch mehrere Zweifel schon längst gegen die entzündliche Natur dieser Krankheit in ihrer ersten Periode gehegt hat: so muß doch ein der Entzündung ähnli-

cher Zustand, eine Congestion vorausgehn, ehe der Erguß wässerichter Feuchtigkeiten erfolgen kann. Dies gibt der Vf. auch in der Folge zu. Als eine der häufigsten Ursachen beschuldigt er einen Fall auf den Kopf. Das Quecksilber fand auch er sehr wirksam.

Auf die Ausschlagskrankheiten, über die der Vf. schon so viel Licht verbreitet hat, kommt er hier noch einmal zurück. Er wählt die Nesselsucht, von der er bemerkt, daß sie oft eine so große Verstimmung in der Haut hervor bringe, daß nach jedem starken Druck mit dem Finger, zugleich eine Röthe an der gedrückten Stelle entstehe: eine Bemerkung, die Rec. ebenfalls bestätigen kann. Auch ist merkwürdig, daß der Ausschlag verschwindet, wenn man die kalte Luft kommt. Dann vergleicht der Vf. diesen Ausschlag mit der Krätze und dem Masern, und zeigt die Verschiedenheiten. Den Schluß macht die Diagnostik des beschwerlichen Schluckens, von Krämpfen und von Lähmung der Schlandmuskeln. Ist der Schlund, wegen des Druckes der geschwollenen benachbarten Rückendrüsen des Vesalius verengert: so soll, nach des Vfs. Bemerkung, der Kranke besser schlucken können, wenn er auf dem Rücken liegt. Auch bemerkt man allezeit ein Wiederkäuen, welches in andern Arten des verhinderten Schluckens nicht wahrgenommen wird. Das Quecksilber that hier sehr gute Dienste. Sehr interessant ist, was der Vf. von der Erschlaffung der Speiseröhre, als Ursache des beschwerlichen Schlingens, sagt. Bisweilen bildet sich, vermöge dieser Erschlaffung ein blinder Sack in den Häuten der Speiseröhre, in den die Speisen hinab fallen, und nun, ohne Wiederkäuen, mit vielem Schleime vermischt, wieder ausgebrochen werden. Höchst merkwürdig war, daß bey einem dieser Kranken, die der Vf. selbst beobachtet, dies Uebel nicht nur wirklich mit Husten entstanden, sondern dieser auch mit demselben fortgedauert hatte.

Möge doch der letzte Wunsch des verewigten Vfs. in Erfüllung gehn, daß mehrere Aerzte auf diesem nun einmal gebahnten Wege fortwandeln und durch reife Erfahrung entweder seine Beobachtungen immer mehr berichtigen, oder über andere Krankheiten, die er nicht untersuchte, die ihm eben so rein, offenherzig und ohne Aufwand von prahlender Gelehrsamkeit mittheilen!

LEYDEN, b. d. Gebr. Luchtmans: *Gerardi Sandifort Tabulae anatomicae*. Fascic. I et II. 1801. Mit der Vorr. 24 S. Text u. 4 Kupfertafeln. gr. fol. (8 Fl. holl.)

Der Vf., ein Sohn des hinlänglich bekannten Arztes und Zergliederers, des Greises *Eduard Sandifort*, den die Curatoren der Universität Leyden im J. 1799 als *Professor* auf dem dasigen Zergliederungsfaale und als *Gehülfe seines Vaters* in diesem Fache anstellten, und im J. 1801, nachdem er bereits angefangen hatte, die vor uns liegenden Tafeln herauszugeben, zum *ausserordentlichen Professor der Anato-*

mie ernannt, tritt durch die Bekanntmachung dieser Tafeln, die er auf seine Kosten heraus giebt, in die Fußstapfen seines würdigen Vaters. Ihr Gegenstand ist in den beiden ersten Tafeln die *Zergliederungskunde des kranken*, in der dritten und vierten die *des gefunden menschlichen Körpers*. Hr. S. hat sich besonders vorgenommen, wichtige Krankheitsfälle, deren Natur bey dem Leben dunkel blieb, oder deren Wichtigkeit überhaupt es verdiente, in diesen Heften zu beschreiben, jene Dunkelheiten durch den Befund der Leichenöffnungen, wo möglich, aufzuklären, und durch Abbildungen zu erläutern. Das akademische Hospital, welches im J. 1799 gemeinnützig gemacht wurde, verschafft ihm zu dergleichen Leichenöffnungen gute Gelegenheit. Mit Citaten will er den Text nicht überladen, und nicht auf solche Art das Werk unnöthiger Weise vergrößern und vertheuern. Die Kupfer sind gut gearbeitet; die Zeichnung ist von dem Vf. selbst, der Stich von R. Blüys. Nur sind manche Buchstaben sehr undeutlich.

Der Inhalt von *Fasc. I u. II.* ist folgender. 1) Ein Krankheitsfall, mit beygefügt Leichenöffnung, und Taf. I. II. *Eine Geschwulst der innern Hüftarterie (Aneurysma arteriae iliaca internae), als eine seltene Ursache der Ischias nervosa.* Die Kranke, eine Frauensperson von 32 Jahren, zwar „*admodum libidiosa,*“ war jedoch, ihrer Aussage nach, niemals schwanger gewesen. Ihre Krankheit wurde als *Ischias nerv.* behandelt, hatte aber, natürlich, wegen der angeführten Ursache, einen unglücklichen Ausgang. Unter die beschwerlichsten und gefährlichsten Zufälle, woran die Kranke litt, gehörte ein fürchterlicher Schmerz, der sich auf keine Weise heben ließ. Der Brand half ihren Leiden ein Ende machen. Vom Pulse heist es: „*erat debilis, aequalis, parum febrilis, et sic per totum morbi decursum permansit.*“ Auf die Beschreibung der Leichenöffnung, mit Hinweisung auf die Abbildungen, folgt: *Symptomatum examen,* und eine Erklärung der Kupfertafeln macht den Beschluß. Ueber die Ursache dieser Schlagadergeschwulst getrauet sich der Vf. nicht zu entscheiden, indem sich, aufser dem angeführten Hange zur Wollust, und aufser einem Verdachte, daß die Person ehemals *venerisch* gewesen sey, aus ihren Schicksalen nichts darüber habe ausmitteln lassen. Der *venerischen Schärfe* ist er auch geneigt, in diesem Falle die Zerstörungen in den Knochen zuzuschreiben, welche das, aus der Schlagadergeschwulst ausgetretene, und mit dieser Schärfe geschwängerte Blutangerichtet hatte. 2) *Lage der Eingeweide der Brust- und Bauchhöhle auf der linken Seite.* Taf. III u. IV. Ludwig (*Icones cavorum thoracis et abdominis*) und Loder (64ste Taf.) hätten den Forderungen der Kenner, die Eingeweide des menschlichen Körpers in ihrer Lage darzustellen, nicht Genüge gethan. Mit rühmlicher Bescheidenheit setzt Hr. S. hinzu, er gebe seine Versuche dieser Art, wovon Taf. III und IV. eine Probe seyn solle, und worauf er aus seinem Vorrathe von Zeichnungen, die er bey Gelegenheit

der, für seines Vaters anatomische Demonstrationen gemachten Präparate, verfertigt habe, andere wolle folgen lassen, nur für einen jugendlichen Versuch aus. Wir, für unsern Theil, halten sie aber für etwas mehr. Was der Vf. durch Taf. III u. IV. zu leisten unternahm, glauben wir am besten mit seinen eigenen Worten S. 14. ausdrücken zu können: „*Ex hac ergo sectione (es war ein männlicher Leichnam) apparet, qualis sit cordis, pericardio inclusi, situs, quacnam viscera abdominalia revera intra thoracis scelti cavum inveniantur; quantopere thoracis capacitatis, adscendente diaphragmate immineatur, abdominis vero adaugeatur; qua ratione hic musculus sese contrahens in viscera abdominalia agere possit, et contra, quomodo respiratio impediatur a distento nimis ventriculo; cujusmodi porro sit intestini crassi decursus a latere sinistro, ac quo pacto tandem in intestinum verum mutetur.*“ Sein Verfahren bey dieser Art von Zergliederung hat der Vf. umständlich beschrieben. In dem Körper, der zur Zergliederung diente, hatten die Därme, besonders die dicken, diejenige Lage, welche von den Schriftstellern als die regelmäßige angegeben wird; bey welcher Gelegenheit Hr. S. die widernatürliche Lage der Därme beschreibt, die er einst in einem männlichen Leichnam fand. Bey der Erklärung, sowohl der IIIten als IVten Kupfertafel, macht er auf den Nutzen aufmerksam, den der ausübende Art und Wundarzt bey der Heilung der Krankheiten aus einer solchen Kenntniß der in der Brust und Bauchhöhle liegenden Eingeweide, und überhaupt der Theile des menschlichen Körpers, ziehen können; eine Materie, die er in seiner Antrittsrede *de accuratioris et subtilioris Anatomies studio, Medicis et Chirurgis maxime commendando,* weiter ausgeführt hat.

Wir sehen der Fortsetzung dieser nützlichen Sammlung mit Verlangen entgegen.

#### NATURGESCHICHTE.

STUTTGARD, a. K. d. Herausg. u. STRASBURG, gedr. b. Levrault: *Andr. Michaux Geschichte der amerikanischen Eichen,* oder Beschreibungen u. Abbildungen aller Arten u. Abarten der Eichen des nördlichen America, nach ihren Kennzeichen, ihrem Anbau und Nutzen. *Erstes Heft.* Uebersetzt und mit illumin. Abbildungen begleitet von Hofr. und Prof. J. S. Kerner. (1802.) 16 S. gr. 4. mit schönen Didot'schen Schriften auf Velinpapier und 5 Kpft. (ill. 2 Rthlr. 12 gr. schw. 1 Rthlr. 20 gr.)

Ein sehr verdienstliches Unternehmen des Herausgebers war es, das vorzügliche Werk von Michaux, welches Rec. im Jahre 1801. Nr. 303. umständlich beurtheilt hat, dergestalt zu bearbeiten, daß die in jener Rec. bemerkten Nachlässigkeiten und Fehler des Originals vermieden und besonders eine gute Illumination hinzugefügt wurde. Hr. Hofr. K. erhielt auf sein Verlangen von einem bekannten Botaniker die allermeisten in diesem Werke beschriebenen Arten und Abarten getrocknet. Auf solche Art wird das Original von dieser Uebersetzung weit übertroffen,

zumal da Hr. K. für einen sehr guten Stich in *Aqua tinta*, und für sehr richtige Illumination geforgt hat, wo man besonders die filzigen, grauen oder haarigen Ueberzüge der Blätter deutlich bemerken kann. Rec. freut sich, das deutsche Publicum auf dieses äußerst nützliche Werk aufmerksam machen zu können, und

versichert, daß durch dasselbe die so sehr schwierige Kenntniß der Eichen - Arten ungemein erleichtert werden wird. Aeußerst wünschenswerth ist es, daß Hr. K. seinen Voratz, auch die Eiche des südlichen Europa auf ähnliche Art zu bearbeiten, nicht aufgeben möge.

### KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELEHRTHEIT. *Weissenfels u. Leipzig*, in der Bösfelchen Buchh.: *Der schriftstellerische Charakter und Werth des Petrus, Judas und Jacobus zum Behuf der Specialhermeneutik ihrer Schriften*, untersucht und bestimmt von M. Joh. Dan. Schuize zu Leipzig, 1802. 98 S. gr. 8. (9 gr.) Wir würden den Titel „*Specialhermeneutik der Schriften des Petrus u. s. w.*“ vorziehen, weil uns dieser der Sache und dem Inhalte angemessener zu seyn scheint, als der, den der Vf. vorgehen läßt. Seine Absicht geht nämlich dahin, die Eigenthümlichkeiten jedes Schriftstellers des N. T., sowohl was den Inhalt, als die Darstellung und Einkleidung betrifft, so treffend und so vollständig als möglich heraus zu heben, mit Ausschließung aller fremdartigen Zwecke, welche sich mit einer solchen Arbeit zur Noth wohl vereinigen ließen, deren Vereinigung aber nur zum Nachtheil des eigentlichen nächsten Zwecks ausschlagen kann, wie die bisherigen Versuche dieser Art zeigen. Wir stimmen hierin mit dem Vf. völlig überein, und billigen es sehr, daß er die Idee einer Specialhermeneutik so auffaßte, wie sie *Eichhorn*, *Beck* und Andere angegeben haben, denn wir sind der Meynung, daß die Gegenstände, welche in dieses Fach einschlagen, zuvor abthätlich *besonders* behandelt werden müssen, ehe das Resultat davon in die Einleitungen des N. T. besonders aufgenommen werden kann. In einzelnen Punkten ist freylich schon genug vorgearbeitet, und die Einleitungen ins N. T. haben auch nicht verfehlt, die Resultate davon aufzunehmen: allein so vollständig und mit Vorbeylassung alles Neben zwecks, wo hier, ist dieses, so viel wir wissen, bis jetzt noch nicht geschehen. Auch ist die Methode, die der Vf. befolgt hat, recht gut, seine Behauptungen über die Sprache, Manier und den Charakter der Schriftsteller, so viel möglich, mit den eigenen Worten derselben nach dem griechischen Texte zu belegen; denn nur dadurch kann der Leser in den Stand gesetzt werden, dem Vf. auf dem Fusse nachzugehen, mit eigenen Augen zu sehen, und alles selbst zu prüfen. Es kann nämlich gar nicht fehlen, daß bey einer solchen Analyse Vermuthungen, Wahrscheinlichkeiten und Behauptungen entstehen, die der Vf. schon für Wahrheit hält, wenn gleich die Sache auch noch von einer andern Seite angesehen werden kann, und Zweifelleidet. Werden nun in solchen Fällen bloße Citate ohne Text angeführt: so nimmt der eine Theil der Leser auf gutes Glück alles an, der andre ungläubige Theil aber bleibt bey seinen Zweifeln, weil es zu un bequem ist, alle Stellen nachzuschlagen, und so bleibt die Sache nach wie vor in ihrer alten ungewissen und schwebenden Gestalt. So unangenehm also auch ein solches Register von griechischen Stellen neben und unter einander dem Auge auffällt: so nothwendig und nützlich dünkt es uns doch, besonders da ein solches Werk, wie das vorliegende, nicht zur angenehmen Lectüre, sondern zum Unterricht und zur Prüfung geschrieben ist. — Um eine Idee von der Einrichtung zu geben, so werden zuerst die *Quellen* des Schriftstellers angegeben, und darauf wird die *Schreibart* desselben in allen ihren Modificationen und Eigenheiten charakterisirt, bis auf ein Register der ihm eigenthümlichen Worte. Natürlich ist also die letzte Rubrik die weitläufigste, welche in eine Menge Unterabtheilungen zerfällt. So heist es z. B. von den *Quellen des Petrus* in seinen beiden Briefen: „Sie sind theils Stellen des A. T., die „er bald vollständiger bald kürzer und im Auszug, bald nur

„statt seiner eignen Worte anführt, theils Ueberlieferungen, „theils die ältere Geschichte der Juden, theils endlich Aus „sprüche Jesu und die Geschichte desselben.“ Dieses vorläufige Resultat wird darauf in allen seinen Theilen mit Stellen beider Briefe belegt und erwiesen. In Hinsicht der Schreibart des Petrus heist es: 1) Er sagt oft dasselbe positiv und negativ, 2) er liebt die Gegenätze, 3) aus jener Gewohnheit in Gegenätzen zu reden, ist auch das Parallelsichende in seiner Schreibart herzuleiten. [Hier würden wir lieber von dem hebräischen Parallelismus ausgegangen seyn, der dem Petrus als Hebräer eigenthümlich war, und die übrigen beiden Punkte davon abgeleitet haben]. 4) Er häuft gern Epitheta und Synonyma, weil er seiner natürlichen Lebhaftigkeit gemäß, sich die Dinge immer von mehreren Seiten denkt, und den Mangel philosophischer Genauigkeit weder fühlend noch achtend, durch gehäufte Worte, wiederholte Schilderungen, und veränderte Ansichten, gerade wie es noch jetzt der gemeine Mann thut, seinen Lesern deutlich zu werden bestrebt ist. [Dies ist eine sehr gute Bemerkung. Unfreutig fand der Mangel an philosophischer Bestimmtheit der Ideen, aber auch an bestimmter Kenntniß der Sprache, und dann Lebhaftigkeit die Hauptursachen von der Häufung der Synonymen, wie man es im gemeinen Leben häufig genug wahrnehmen kann]. 5) Daher kommt es auch, daß er immer auf allgemeine Sätze und Ausdrücke besondere und detaillirtere folgen läßt, und seine Hauptgedanken durch Beyspiele erläutert. — Doch genug zur Probe. Wir bemerken nur noch hiebey, daß nicht alle unterrichtete Leser mit allen solchen Sätzen völlig übereinstimmen werden, wie es die Natur der Sache mit sich bringt: allein in sofern jede Behauptung mit Stellen und Beyspielen belegt ist, wird man um so schneller übersehen können, was man davon zu unterschreiben und was man daran zu begränzen oder zu erweitern hat. Die Reden der Schriftsteller in der Apostelgeschichte sind zugleich mitgenommen und verglichen. Es ergibt sich daraus, daß zwar *Lucas* ihnen die Sprache zu leihen scheint; aber die Gedanken sind in ihrer Manier, also ächt. Dergleichen unerwartete Resultate werden mehrmals gezogen, und das ist eben der Gewinn im Großen von einer solchen Specialhermeneutik. Bisweilen scheinen sie freylich noch zweifelhaft. So nimmt der Vf. nicht nur an, daß *Jacobus* auf beide Briefe des *Petrus* Rücksicht nimmt, und sucht dies durch eine Induction von Vergleichung einzelner Stellen zu beweisen S. 89. fg.; sondern er behauptet auch geradezu, daß sich *Jacobus* 4. 6. auf 1 Petr. 5. 5. berufe, wovon wir uns nicht überzeugen können. Ueberhaupt ist die Sache mit dem Rücksichtnehmen des einen Apostels auf die Briefe des andern noch großen Zweifeln unterworfen, wie *Ziegler* und Andere gezeigt haben, welches dem Vf. nicht unbekant seyn kann. Wir hätten also gewünscht, daß er sich in solchen Fällen nicht gar zu bestimmt, sondern lieber noch etwas zweifelhaft ausgedrückt hätte. Der Brief des *Judas*, welcher offenbar vom zweyten Briefe des *Petrus* abhängig ist, kann hier nicht in Betracht kommen; denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß er nicht vom *Apostel* *Judas* herrührt. Uebrigens muntern wir den Vf. zur Fortsetzung auf, und wünschen nur, daß manche Stellen zum Belege, die nicht genug beweisen, in Zukunft wegleiben mögen, damit Raum erspart, das Volumen der ganzen Arbeit nicht zu sehr vergrößert, und eben dadurch minder gemüthlich werde,



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 27. November 1802.

## PHILOSOPHIE.

FÜRTH, im Bureau für Literatur: *Verbesserte Logik, oder Wahrheitswissenschaft auf den einzig gültigen Begriff der Wahrheit erbaut.* Von J. H. Abicht. 1802. 475 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Titel dieser Schrift macht uns schon auf zwey Punkte aufmerksam, erstlich sollen wir hier eine *verbesserte* Logik erhalten; und zweytens soll die Logik nichts anders als eine *Wahrheitswissenschaft* seyn. In dieser Absicht handelt der Vf. in der Einleitung von der Philosophie und ihren Theilen, und von der Logik überhaupt; dann folgt die Wahrheitslehre selbst in vier Hauptstücken. Nachdem der Vf. sich über Wahrheit überhaupt erklärt, einen Auszug aus der psychologischen Naturlehre geliefert, und von den erweislichen Kenntnißarten und den Gesetzen ihrer Wahrheit gehandelt hat, redet er im *ersten* Hauptstück von der Wahrheit der Sinneskenntnisse oder Kunde, im *zweyten* Hauptstück von der Wahrheit der Verständnisse, im *dritten* Hauptstück von der Wahrheit der Verhältnißbegriffe, und im *vierten* Hauptstück von der Wahrheit der Vernunftkenntnisse.

Die Manier des Vfs., seinen eigenen Gang nach einer eigenen Terminologie eigenständig zu gehen, ist schon aus dessen andern Schriften bekannt; auf alle ihm dagegen gemachte sehr gegründete Einwendungen achtet er nicht, vielmehr legt er auf seine beliebige Art der Forschung und des Ausdrucks ein großes Gewicht. Als etwas Eigenes muß Rec. hier gleich anführen, daß der Vf. in seiner Logik vieles als Bestandtheil derselben behandelt, was man sonst sehr sorgfältig von ihr geschieden, oder allenfalls nur als Vorkenntniß und zum Behuf der Erläuterung vorgegeschickt oder untergeordnet hat. So findet man hier einen Abriss der Psychologie, vieles aus der Ontologie und andern, sonst nicht zur Logik gehörigen, Lehren und Wissenschaften. Eine solche Vermischung widerspricht zwar dem Charakter der Wissenschaftlichkeit, und sollte ohne die triftigsten Gründe nicht wieder vorgenommen werden, allein wir wollen dies nicht weiter rügen, sondern uns lieber mit der hier verheissenen Verbesserung der Logik etwas näher bekannt machen.

Der Vf. theilt die Philosophie 1) in die *theoretische*, als die allgemeine Wissenschaft von dem Kenntbaren; 2) in die *ästhetische*, als Allgemeinwissenschaft vom Fühlbaren, und 3) in die *praktische*, als Allgemeinwissenschaft von dem Wohlbaren. Diese

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

Eintheilung hat zum Grunde, wie er sich ausdrückt, die Trinität der Seelenkraft, welche in der Vorstellungskraft, oder im Geiste, in der Gefühlkraft, oder im Herzen, und in der Willenskraft, oder im Gemüthe gegeben ist. Die Gegenstände dieser Philosophien aber sind entweder *logische* oder *unlogische*. Logische sind solche, die in der Beseelung (*λογω*) begriffen sind, demnach Bewußtseyn, Vorstellungen und Gefühle. Unlogische sind solche, welche nicht zur Beseelung gehören. Die logischen Wissenschaften theilt der Vf. wiederum 1) in psychologische Naturwissenschaft, des Geistes, des Herzens und der Willenskraft; 2) in die Objectivitäts- oder Realitäts-Wissenschaft; 3) in die Bedeutungswissenschaft, d. h. Wissenschaft von dem Verhältnisse unserer Erkenntnisse, als Kopien, zu ihren Objecten, als den Originalen; 4) in die Wahrheitswissenschaft (Logik, Alethologie) und zwar der theoretischen Kenntnisse des bloß Betrachtbaren, der ästhetischen, herzrührenden Kenntnisse des Fühlbaren, und der praktischen, den Willen lenkender Kenntnisse des Guten und Bösen. Diese drey Logiken sollen sich aber ja nicht in eine einzige auflösen lassen. Sie setzen sich wohl einander voraus, aber ersetzen sich nicht. Die Logik ist also dem Vf. nicht eine Verstandes- oder Vernunftlehre. Wenn sie auch mit dem Verstande bekannt macht: so thut sie dies doch lediglich in der Absicht, um zur Wahrheit zu führen. Sie ist ihm die *Wissenschaft von der Wahrheit*; Wissenschaft der Kunst, Kenntnisse (*λογους*, oder Beseelung überhaupt, *λογου*) zu bilden und zu erproben. Wir bedürfen einer Wissenschaft, die uns Anleitung gebe, wie wir die Wahrheit dem Zufalle entreißen, und zu einem Werke der Freyheit erheben können. Die Logik ist also die Wissenschaft von der Kunst zu philosophiren; oder von den Kunstregeln, durch deren Befolgung wir uns vernünftiger (wissenschaftlicher, systematischer, philosophischer) Kenntnisse versichern. *Logische Regeln* sind Kenntnisse, Urtheile von den Rücksichten und Verfahrensarten, mit deren Hülfe wir wahre Kenntnisse bilden, und uns der Einsicht ihrer Wahrheit versichern können. Da diese Regeln unserm Willen, folglich auch unserer Willkür, d. i. unserer praktischen Bestimmungskraft gegeben sind: so gehören sie in die Classe der praktischen Regeln. Darum ist die Logik ein Theil der praktischen Philosophie. Die logischen Gesetze theilen sich, in Rücksicht ihres Ursprungs, in reine und empirische. Die reinen fließen theils aus der Natur der Kenntnisse, theils aus der Seelen-Natur; die empirischen aber folgen aus den durch Erfahrung

M m m

er-

erkenntlichen Umständen, unter welchen wahre Kenntnisse geformt und erprüft werden sollen.

Eine zweckmäßige Logik, heißt es weiter, muß uns vor allen Dingen einen richtigen Begriff von der Wahrheit geben. Aber, was Wahrheit sey, dieß hat vor dem Vf. laut seiner Versicherung noch kein Philosoph gewußt. Alle bisher davon gegebene Erklärungen müssen nun eine scharfe Kritik aushalten. Wir wollen doch sehen, was der Vf. hier zu Tage fördert. Wahrheit soll *nicht* seyn *Uebereinstimmung der Kenntniß mit sich selbst*. Nun sucht der Vf. umständlichst darzuthun, daß die innere logische Wahrheit nichts anders sey, als die innerliche *Denkbarkeit* eines Begriffs, und er zuckt mitleidig die Achseln über alle diejenigen, welche mit jener Erklärung weiter reichen wollen. Dieß ist nun sehr unnöthig; denn alle vernünftige Denker haben dadurch nie etwas mehr, als die innere Denkbarkeit verstanden wissen wollen. Eben so verhält es sich auch mit der äußern Denkbarkeit, und der Triumph, welchen sich der Vf. über diejenigen bereitet, welche unter dieser äußern Denkbarkeit mehr verstehen wollen, ist ein Triumph über seinen eigenen Schatten. Wahrheit soll nicht seyn: *Uebereinstimmung der Kenntniß mit ihrem Objecte*; weil wir uns einer solchen Zusammenstimmung durch nichts versichern können. Was man objective Wahrheit nennt, soll, wenn man nichts ungereimtes sagen will, *Bedeutung der Kenntnisse* seyn. Rec. verweist den Leser, welche das weitläufige Gespinnste des Vf. hierüber kennen lernen will, auf die Schrift selbst, und bemerkt bloß, daß die Quelle aller materiellen Wahrheit in der Urtheilskraft selbst, als dem Vermögen, das Object zum Begriffe zu verknüpfen, liege; und aller Irrthum entspringt daraus, daß wir das subjective für objectiv halten, mithin zu urtheilen verneynen, indem uns doch der urtheilende Act, d. h. die Verknüpfung des Objects zum Begriffe, abgeht. Alles was der Vf. hiergegen vorbringt, beruht auf Unkenntniß mit dem Erkenntnißvermögen, auf Wortverdrehung und Philodoxie. Die *ächte Wahrheit* ist ihm die *Umwandelbarkeit* einer Kenntniß. Weil die Kenntniß A so beschaffen ist, und zu ihr die Kenntniß B so und so sich verhält: so muß auch diese B Kenntniß nur ein solches und kein anderes Bild von einem Gegenstande seyn. Dieß ist ihm das ewige Schema der Begründung, worin der Geist seinen natürlichen lautern Wahrheitsbegriff bestimmt ausspricht. Nach dem Vf. giebt es Kenntnisse, die weder wahr noch falsch sind, dahin gehören ihm die einfachen, alle beliebige, imaginäre, Kenntnisse.

Man sieht leicht, daß der Wissenschaft durch solche angebliche Verbesserungen, die sich gar als Reform der Philosophie ankündigen wollen, im Grunde aber nichts als beliebige Einfälle und Sinnverkehrungen der Worte sind, nicht viel geholfen werden kann. Der Vf. hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, das grau zu nennen, was andere blau nennen; das unter einander zu werfen, was andere mit vieler Mühe geordnet und geschieden haben. So

ist ihm das *wahr*, was wir *unveränderlich* nennen. Wenn wir also z. B. zu einem Menschen sagen: sage uns die Wahrheit; so wird Hr. *Abicht* sagen: sage mir die Unveränderlichkeit (Unwandelbarkeit)! — Hier hätten wir also abermals eine neue Logik, als Gegenstück zu Hr. *Bardili's* erster Logik. Die Reformatoren sind in unsern Zeiten häufig; wird die Natur noch fernerhin so fruchtbar den Genien bleiben: so werden wir bald einen neuen Himmel und eine neue Erde haben. Denn was läßt sich nicht alles erwarten, wenn man nur setzen darf, um producirt zu haben?

## O E K O N O M I E.

KOPENHAGEN, b. Arntzen u. Hartier: *Zeitschrift für die Forstwissenschaft*. Herausgegeben in Gesellschaft mehrerer Forstmänner von August Hartmann in Stuttgart und C. P. Laurup zu Kopenhagen. *Ersten Bandes, erstes Heft*. 1802. 14 S. Vorr. 210 S. Text. 8. (16 gr.)

Ungeachtet schon mehrere Journale nach ähnlichem Plane existiren: so kann doch für die gewiß höchst nöthige Cultur einer Wissenschaft, die uns alle interessirt, noch bis jetzt nicht zuviel geschehen, und es ist nur zu wünschen, daß diese Zeitschrift das wirken möge, was sie ihrem Zwecke nach wirken soll. Es ist freylich eine ganz eigene Erfahrung, die unsers Wissens im keinem Fache so auffallend ist, daß es der Fortschritten so viel, und der Leser derselben so wenige, der Anwender aber noch weniger giebt. Der Plan besteht aus folgenden Rubriken: 1) Ungedruckte Aufsätze über die Forstökonomie. 2) Beyträge zur Forstnaturgeschichte, Forstchemie, Forstechnologie, und Mathematik. 3) Wichtige Entscheidungen und Aufsätze über forstrechtliche Gegenstände. 4) Forstgeographie. 5) Uebersetzungen und Auszüge aus größern von dem Forstmann weniger gelesenen Schriften. 6) Aeltere und neuere Holzpreise verschiedener Gegenden. 7) Forstgesetze und Verordnungen verschiedener Länder nebst Recension über die wichtigern. 8) Jährliche Fortschritte der öffentlichen und Privat-Forstinstitute. 9) Witterungsbeobachtungen in Beziehung auf die Forstwirtschaft. 10) Recensionen aller neuen Forstchriften. 11) Vermischte Nachrichten, Neuigkeiten und Anekdoten. 12) Ein Intelligenzblatt.

Unter den *ungedruckten Aufsätzen* werden hier 1) Beyträge zur Geschichte des Forstwesens in Württemberg geliefert. — Sie sind interessant, und man sieht aus denselben, daß schon in den frühesten Zeiten im Württembergischen sehr zweckmäßige Forstanstalten sind gemacht worden. 2) Gutachten des Landjägermeisters von *Wedell* an das Königl. Preussische Forstdepartement, die damals projectirte Revision der Kurmärkischen Forstordnung betreffend. — Nicht sowohl wegen des vorgelegten Plans zu einer neuen Forstordnung, der wegen der vielen Schwierigkeiten nicht auszuführen war, sondern wegen Auf-

Aufzählung der Fehler in der Kurmärkischen Forstökonomie und der gefäulerten und anwendbaren forstwirtschaftlichen Grundsätze wird dieser Aufsatz wichtig. — In den *Beyträgen für Forstnaturgeschichte* liefert D. Hartmann eine Kritik über den Blütenbau der Nadelhölzer, worin er die Gattungskennzeichen von *Pinus*, *Thuja* und *Cupressus* (die Fortsetzung folgt), wie sie Linné, Gärtner, Mönch, Borkhausen, Batfch und Jussieu, meist unvollkommen oder gar unrichtig angeben, durchgeht, und seine eigene Meynung über die Charaktere derselben mittheilt. — Unter der Rubrik *Forstgeographie* wird der Zustand der Waldungen und deren Benutzung im Russischen Reiche aus Storcks, Friebers und Georgs Schriften ausgezogen und zusammengestellt. — So angenehm dieser Aufsatz Rec. war: so hätte er doch gewünscht, daß der Vf. mit Deutschland angefangen hätte, und wenn er auch nur eine unvollkommene Skizze hätte liefern können. Sie hätte zum Mufter und zur Nachahmung dienen können, um dadurch nach und nach eine genauere Uebersicht zu erhalten. — Unter den *Auszügen aus größern Werken* findet sich hier 1) aus Riems neuer Sammlung ökonomischer Schriften, die successive Abnahme der Höhe und Stärke unserer Waldbäume, welche daraus bewiesen wird, daß unsere Wälder jetzt nicht mehr das Klima und die Nahrungsmittel wie sonst haben. 2) Aus den ökonomischen Heften eine Vergleichung der Hitze von Holzkohlen und gebrauntem Torf, worin durch die Erfahrung hervorgeht, daß die letztern zweymal stärker als die ersten hitzen. — Unter den *vermischten Nachrichten* findet man eine Anzeige von der neuen Forstlehranstalt zu Stuttgart, und von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens. — Die *Recensionen* und das *Intelligenzblatt* übergehen wir.

Rec. hofft durch diese vollständige Angabe des Inhalts einer neuen Zeitschrift den Leser in den Stand gesetzt zu haben, über den Gehalt derselben urtheilen zu können. Es ergiebt sich, daß sie nicht sowohl für den gemeinen Förster (er müßte denn in einer Forstanstalt gehörig gebildet seyn), sondern für den eigentlichen gelehrten Forstmann, wenigstens nach diesem ersten Hefte zu urtheilen, bestimmt ist, dieser aber wird gewiß, bey der Voraussetzung, daß sie sich immer gleich bleibt, und immer bloß das Interessante im Forstfach liefert, mit Verlangen der Fortsetzung entgegen sehen.

GÖTTINGEN, b. Schröder: *Beytrag zur Bewirthschaftung buchener Hochwaldungen* von G. Sarauw. 1801. 136 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. beschreibet hier die Bewirthschaftung der buchener Hochwaldungen in der Hannoverschen Landschaft Calenberg, und zwar in dem 26000 Morgen haltenden Forste des Amtes Lauenstein, und vergleicht sie dann mit den andern bekannten aber abweichenden Methoden. Sie ist diese: Man haut den ausgewachsenen Ort nicht eher an, als bis ein Saa-

menjahr einfällt, alsdann treibt man 6—8 Jahr in demselben ab; und tritt unterdessen wieder ein Saamenjahr ein: so haut man auch wohl einen andern Forstort an, um diese Gelegenheit nicht zu versäumen. Vorher läßt man aber durch das Vieh, und vorzüglich durch die Schweine, den Ort reinigen und wund machen. Zwischen dem 20 und 30ten Jahre werden die weichen Holzer, als Sahlweiden und Aspen, so wie die geringen und krüpplichen Buchenstangen, weggenommen. Eichen, Ulmen, Ahorn, Eschen, und auch gut gewachsene Aspen läßt man stehen, welche letztere bey der zweyten Durchforstung zu Balken und Sparren, und zum Bau im Trocknen weggenommen werden, weil es am Nadelholz fehlt. Die reinen ungemischten Buchenörter werden im 25ten Jahre durchforstet, aber leider gewöhnlich nicht regelmäßig genug, wegen der mancherley Bedürfnisse, die mit diesem Holze bestritten werden müssen. Nach 10—12 Jahren haut man wieder eine Menge unterdrückter und überwipfelter Stangen heraus, und so lichtet man dann von Zeit zu Zeit bis zum 70 oder 80ten Jahre aus. Alsdann läßt man den Wald bis zur Hauptbenutzung in Ruhe stehen. Man hat zum Turnus 100 Jahre bestimmt, welches bey dem fruchtbarem Holzboden, wo es in 50 Jahren Stämme von 9—10 Zoll im Durchmesser giebt, hinlänglich scheint. — Bey der Vergleichung mit andern Methoden vertheidigt der Vf. die Calenbergsche gegen die Burgdorfsche, Hartigsche, Witzelbische u. a. Er glaubt nämlich, daß man räthlicher im 6ten und 7ten Jahre den Schlag reinigen müsse, anstatt erst bey 1 Fuß Höhe des ganzen Wuchses den Lichtschlag, und bey 2—4 Fuß Höhe den Abtriebsschlag zu machen, weil zu viel junges Holz dadurch ruinirt würde. Dann nimmet er das Hütchen in jungen Schlägen mit dem Hornvieh zur Vertilgung und Zurückhaltung des Grafes in Schutz, wobey aber dasselbe nach dem Verholzen des jungen Aufschlages bloß weitläufig und langsam durchgehen dürfte. Weiter hält er auch das Auspflanzen der Blößen mit jungen 15—20 jährigen, 12 Fuß weit von einander gesetzten Stämmchen, die noch obendrein geköpft werden, nicht für zweckwidrig und unstatthaft, ob er gleich gesteht, daß es wohl besser sey, es gleich mit 3—4 füssigen jungen Buchen, die man 8 Fuß weit von einander setzen soll, bey gänzlicher Räumung der Schläge zu thun. Gegen die verschiedenen Angaben, wenn die erste Durchforstung statt finden soll, findet er die im 30ten Jahre *caeteris paribus* am schicklichsten, wiederholt sie dann von 20 zu 20 Jahren, und die letztere fällt zwischen das 20te und 30te Jahr vor den Abtrieb des Orts, und wird etwas lichter gehauen als die vorhergehenden.

Es ist dies die erste Schrift des Vf., die er mit Bescheidenheit dem Publicum übergiebt. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und es werden sie gewiß, besonders angehende, Forstmänner nicht ohne Nutzen aus der Hand legen, da hier bloß Erfahrungen aufgezählt und Regeln aufgestellt werden, die man

man in den meisten Forsten, deren Bewirthschaftung sich nicht nach den Bücherregeln richten kann, sondern nach dem Locale richten *muss*, angewendet werden können.

TÜBINGEN, in d. Cotta. Buchh.: *Ideal einer vollkommenen Forstverfassung und Forstwirthschaft*, entworfen von C. P. Laurop, der Forstwissenschaft Candidaten, der Herzogl. Gotha'schen Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen Mitgliede. *Erster Theil*. 1802. 254 S. 8. (20 gr.)

Diese Schrift ist dem Herzoge von Meiningen dedicirt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er unter diejenigen Fürsten gehört, welche ihr vorzügliches Augenmerk darauf richten, eine auf neuere und bessere Grundsätze gebaute Bewirthschaftung in ihren Waldungen einzuführen, und weil er der erste deutsche Fürst ist, der eine zweckmäßige öffentliche Forstschute für sein Land eingerichtet hat. Hr. Laurop ist schon aus mehreren Schriften auf eine vortheilhafte Art bekannt, und auch dies Ideal, das nicht, wie so manches andere, bloß für die Studierstube gehört, sondern wirklich ausführbar ist, zeugt von den schönen und geläuterten Forstkenntnissen desselben. Die Schrift ist an sich zu gedrängt abgefaßt, als daß sie eines Auszugs fähig wäre, und es genügt also Rec. bloß die Hauptrubriken anzudeuten. Der *erste Abschnitt* handelt von einer möglichst vollkommenen Forstverfassung, wozu 1) die Bildung

tüchtiger und geschickter Forstmänner, 2) eine zweckmäßige Anstellung des Forstpersonale, 3) die Sorge, daß sämtliches Forstpersonale auch im Stande sey, seine Pflichten treu und mit Eifer zu erfüllen, 4) die Entwerfung guter und dauerhafter Forstordnungen und Instructionen, und 5) genaue Bestimmung der verschiedenen Forstrechte gehören. Im *zweyten Abschnitte*, welcher sich mit der Einrichtung einer möglichst vollkommenen Forstwirthschaft beschäftigt, wird 1) darauf *überhaupt* bey der äußern Einrichtung der Forstwirthschaft des ganzen Staats, und 2) *insbesondere* bey der innern Revierwirthschaft Rücksicht genommen.

Da dies alles in kurzen Sätzen angegeben ist: so ist zu wünschen, daß ein *zweyter Theil* die Erläuterungen in Tabellen, Karten und Beyspielen mehr ins Detail und in Anwendung bringen möge.

NÜRNBERG, in d. Stein. Buchh.: *Monatliche Jagd- und Forstbeschäftigungen für Förster und Jäger*. Nebst einer kurzen Jagd- und Forsterminologie in alphabetischer Ordnung. Von L. G. K. 1802. 176 S. 8. (12 gr.)

Wenn ein solches Buch ohne Namen des Vf. und ohne Vorrede zum Vorschein kommt: so ist dies das gewöhnliche Kennzeichen, daß man nichts neues oder wenigstens etwas entbehrliches zum Kauf erhält. Zu Verfertigung solcher Schriften gehört weiter nichts als etwas Fleiß, Feder und Dinte.

## KLEINE SCHRIFTEN.

KINIGSWISSENSCHAFTEN. München, b. Lentner: *Die Ballistik, oder Anwendung der Parabellehre auf das Bombenwerfen*. Von Joh. Georg Prändel, öffentl. Lehrer der Physik und Mathematik auf dem Kurfürstl. Schulhaufe zu Amberg. 1801. 82 S. 8. und 2 Kupfert. (9 gr.) Obgleich die neuern Auflösungen des ballistischen Problems mit hinreichender Evidenz erwiesen haben: daß bey der Fluglinie der Projectilen der Widerstand der Luft keinesweges aus dem Auge gesetzt werden dürfe: so bedient man sich doch bey dem praktischen Bombenwerfen zu Berechnung der Würfe noch häufig der parabolischen Theorie nach Belidors Grundätzen. In der That zeigt die Erfahrung: daß die auf letztere, und den mit gleicher Ladung geschehenen Probewurf gegründeten Berechnungen, sich nicht auf eine sehr merkliche Weise von den wirklichen Würfen entfernen. Selbst bey der möglichsten Genauigkeit, obgleich der Widerstand der Luft und alle übrigen Nebenumstände mit in Anschlag gebracht worden sind, werden durch die verschiedene Beschaffenheit des Pulvers, des Blockes oder der Laffete, und der Bomben dennoch sehr bedeutende Abweichungen von der Theorie entstehen, und man wird bald mehr, bald weniger Grade nehmen müssen, als die Berechnung ergiebt, wenn man das Object erreichen will.

Auch Hr. Pr. nimmt auf den Widerstand der Luft keine Rücksicht, sondern nimmt die Bahn der Bombe für eine parabolische Linie an, deren Eigenschaften er nach einigen geometrischen und mechanischen Prämissen zergliedert, und hierauf die verschiedenen Aufgaben des Bombardements auf eine falsche Art vorträgt. Es ist jedoch nicht praktisch richtig, S. 25. daß man allezeit den Winkel von  $45^\circ$  zum Probewurf anwenden muß; vielmehr lassen sich die über das Object hinausgehenden Würfe nicht beurtheilen, wie die zu kurz fallenden. Es muß daher der Probewurf immer unter einer Elevation geschehen, bey welcher die Wurfweiten durch einige hinzugesetzte Grade vergrößert werden können, und man das Object durch allmähliges Steigen um so sicherer erreicht. Man muß zugleich die Ladung dergestalt einrichten, laß man sich mit den folgenden Würfen nicht zu weit von dem Probewurf entfernen darf, weil man außerdem eine zu große Verschiedenheit der Würfe erhalten würde.

Der Winkel von  $15^\circ$  giebt keineswegs die halbe Wurfweite von  $45^\circ$ , sondern allezeit etwas weniger, weil hier die Portee durch den Rückstoß des Mörters verringert wird; bey  $85^\circ$  hingegen, wo der Mörtel mehr Widerstand auf die Betung findet, bemerkt man das Gegentheil.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 29. November 1802.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

ABERDEEN, gedr. b. Rettie: *Medical researches and observations: being a series of essays, on the practice of Physic. Essay I. On the nature, cause and cure of Fever: with forms for extemporaneous prescription.* By Dr. Andrew Ferguson. 1801. 375 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Diese neue Fieberlehre ist aus Brown'schen und chemiatriſchen Ideen zuſammengeſetzt, an Inconſequenzen und Widerſprüchen eben ſo reich, als an Thatſachen arm. Der Vf. ſpielt mit den Ausdrücken *vital principle, vitalment, vitality, vital powers*, ohne nur die gewöhnliche Klarheit ſeiner Begriffen zu geben. Auf Wärme und Sauerſtoff, als die beiden mächtigen Erhalter der Lebenskraft, wird beſtändig Rückſicht genommen. Die Fieberhitze ſey Folge der angehäuften Vitalität, oder ein krankhaftes *Vitalment*, Wirkung der Schwäche. Der Grund aller Fieber liege in dem Mangel an Wärme und Sauerſtoff: alſo alle Fieber kommen von directer Schwäche her. Der Vf. mußte einſehen, wie höchſt einſeitig und falſch dieſs Urtheil war; daher giebt er nicht allein zu, daß die indirecte Schwäche oft in Fiebern obwalte, ſondern er geſteht ſogar, daß es ein ächt entzündliches Fieber gebe, von dem er aber dennoch keine weitere Notiz nimmt. Die Unfähigkeit der Urſtoffe, die Wärme zur Säuerung des Systems zu benutzen, veranlaſſe, ſammt der Anhäufung der Vitalität, eine verſtärkte Thätigkeit des Herzens. Der Wärmestoff häufe ſich nun in der Haut an. Sind die Säfte hiſalänglich geſäuert: ſo verbinde ſich der Wärmestoff leichter mit ihnen und gehe als Gas durch die Ausdämpfung fort. Daher alle Reizmittel, die die Ausdünſtung verſtärken, auch in der Fieberhitze nützlich ſind. — Alle entfernte Urſachen der Fieber wirken negativ, durch Entziehung der Wärme, und Verminderung des Sauerſtoffs: *Mitchill's* Hypotheſe vom Septon, als Krankheitsurſache, gefällt dem Vf. nicht, weil, wegen des Säuregehalts dieſes Septons, Alkalien und Kalch ſonſt die beſten Gegengifte dieſer Miſtmen ſeyn müßten (was *Mitchill* auch nicht ohne Gründe behauptet). Die Kälte wirke bloß ſchwächend; alle Thatſachen, die andere Erklärungen zulaſſen, werden ignorirt. Unterdrückte Ausdünſtung ſey keine andere Urſache der Fieber, ſondern es liege allezeit Schwäche zum Grunde. Die Wechſelfieber halten den beſtimmten Typus mehr wegen der Einwirkung beſtimmter Urſachen (was heißt das?), als wegen einer täglichen

Revolution. In Aberdeen giebt es keine Wechſelfieber, und die dort herrſchenden anhaltenden zeigen nichts von Remiſſion. — Bey der Prognöſis bemerkt der Vf., die Gefahr beruhe hauptſächlich auf der Anhäufung und Verminderung der Vitalität. (Wie dunkel und ſchwankend!). Doch ſtellt er die gefährlichen Zufälle ſehr gut und in einer gewiſſen Ordnung zuſammen. Die kritiſchen Tage verwirft er Anfangs, aus dem Grunde, weil er ſie nicht bemerkt habe. Dann aber giebt er nicht allein wieder ihre Exiſtenz zu, ſondern verſichert auch, daßs die meiſten Fieber in Schottland am 17ten, oder am 14ten, 17ten und 20ten Tage ſich entſcheiden. Sehr ſchlecht unterſcheidet der Vf. die kritiſchen von den ſymptomatiſchen Zeichen. Den Schweiß will er nicht als entſcheidendes Zeichen gelten laſſen, und dennoch ſucht er ihn durch Reizmittel zu befördern. Auf den Urin hält er nicht viel, weil er ihn nicht gehörig unterſucht hat. — Ein neues Wort: *aliphoria diathesis* wird für den Zuſtand gebraucht, den *Celsus Terrentia morbi* nannte, wo die Opportunität merklich und doch noch nicht in die Krankheit ſelbſt übergegangen iſt.

Die Cur richtet der Vf. ganz nach dem Verhältniß der directen und indirecten Schwäche ein. Die Diät ſoll durchaus reizend ſeyn. Wärme und Licht, ſelbſt Geräuſch bekomme den Fieber Patienten beſſer, als kühle Temperatur, Dämmerung und Ruhe. (Wie verkehrt!). Fleiſchnahrung wird ſtatt der Hippokratiſchen Diät empfohlen, und die Schwäche der Verdauung, welche Einige als Gegenanzeige der Fleiſchnahrung anſehen, fodere dieſelbe im Gegentheil. Alles, was der Kranke, durch Inſtinkt getrieben, fodere, müſſe gereicht werden. Wein mit einer Abkochung von Erbſen und Linſen ſey das beſte Getränk für Fieberkranke. — Alle Mittel wirken reizend, beſonders die Schweiß treibenden, welche ſo früh als möglich im Fieber gereicht werden müſſen. Es ſey verderblich; von der Einwirkung der Arzneyen auf einzelne Systeme zu reden. Ueber das Aderlaſſen und die Abführungen urtheilt der Vf. ziemlich richtig. Brechmittel empfiehlt er als wichtige Reizmittel, beſonders das James-Pulver und den Brechweinstein. Dann die übrigen Reizmittel: Opium, Kampher, Aether, Wein, Fiebertinde, Moſchus, Blafenpflaſter. Die Fieberrinde lehrt er in ſchicklichen Formen anzuwenden. Die Abarten des Synochus (aus Synocha und Typhus zuſammengeſetzt) der Synocha und des Typhus ſind aus den bekannten Noſologieen entlehnt.

Die angehängten Arzneyformeln haben sehr viel Eigenes. Nicht allein die neueste chemische Nomenclatur findet man hier, sondern eine Menge neuer Salze, die der Vf. vielleicht bloß aus Curiosität oder Paradoxie verordnet: so läßt er aus den brenzlichen Holz- und Schleimsäuren (die schon wieder eingegangen sind) und Alkalien ein Salz bereiten, das er Drachmenweise mit Wein und Fiebersinde nehmen läßt. So giebt es hier *Saccholat*, *Sebat*, *Borat of potash*, *magnesia*, *soda* etc.

LONDON, gedr. b. Rider: *An inquiry into some of the effects of the venereal poison on the human body; with an occasional explication of physiology, observations on some of the opinions of Mr. John Hunter and Mr. Benjamin Bell, and practical remarks.* By *J. S. Sawrey*, Surgeon. 1802. 201 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Neue, der Beherzigung werthe, Erfahrungen über den Zusammenhang der Vorläufer der Lustfeuche und dieser Krankheit selbst. Der Vf. beobachtete Schanker und Lustfeuche, als Folge des einfachen Trippers: er erzählt die Fälle genau, gesteht aber, daß sie für den Leser weniger überzeugende Kraft als für den Beobachter haben, indem der Zweifel nicht gänzlich gehoben wird: es könnte in dem Falle, wo ein einfacher Tripper zugegen zu seyn schien, doch Schanker ihn begleitet haben. Hunters Einwürfe löst der Vf. sehr gut durch anatomische Gründe, indem er mit Recht annimmt, die von Schanker angegriffenen Theile seyn andere und anders gestimmt, als die vom Tripper befallene. Daher rühre der Unterschied. Auch gegen Bell bemerkt er mit Recht, daß dieser selbst Krankengeschichten erzähle, wo die Entstehung des Schankers und der Lustfeuche aus dem einfachen Tripper wahrscheinlich war. Umständlich und fast zu weitläufig wird Hunter widerlegt, der auf die specifische Verähnlichung, welche das venerische Gift in den Säften bewirke, Rücksicht genommen: es wird gezeigt, daß alles auf den bestimmten und eigenthümlichen Eindruck ankomme, welchen die äußern Ursachen in den erregbaren Organen hervorbringen, und, daß, nach der verschiedenen Stimmung der Erregbarkeit in diesen Organen, sich auch eine verschiedene Wirkung zeigen könne. Daraus zieht der Vf. einige nützliche Regeln bey der Behandlung, daß man nämlich vor allen Dingen auf Reinlichkeit bedacht sey. Dann geht er zu den Wirkungen des venerischen Giftes auf die Blutmasse über: er nimmt ohne hinlänglichen Beweis an, daß das Blut wirklich von diesem Gifte angesteckt werde. Statt dessen wäre es folgerechter und der Erfahrung gemäßer gewesen, auf die Fortpflanzung des Eindrucks des Giftes von den ursprünglich angegriffenen Organen zu andern mit ihnen in Mitleidenschaft stehenden Rücksicht zu nehmen, und in jedem dieser Organe eine neue Erzeugung dieses Giftes, wegen Identität des Eindrucks, zu statuiren. Denn ausgemacht ist wohl, daß das Blut auf keine

Weise an der venerischen Ansteckung Theil nimmt. Damit hängt die Frage zusammen: ob das Kind im Mutterleibe von der Mutter angesteckt werde? Diese Frage bejahet Hr. S., ohne sich um entgegengesetzte Erfahrungen zu bekümmern.

EDINBURGH, gedr. b. Mundell: *Essays on the diseases of Children, with cases and dissections.* Essay I. Of Synanche trachealis or Croup. By *John Chayne*, M. D. 1801. 72 S. kl. fol. (5 Rthlr. 8 gr.)

Mit großer Pracht gedruckt, und wegen der lehrreichen, von *Charles Bell* gezeichneten, Kupfermerkwürdig, aber ohne besonders wichtigen praktischen Gehalt. Die Geschichte der polypösen Bräune wird oberflächlich vorgetragen: dem Rec. fiel bloß die Bemerkung auf, daß der Tod der Kranken meistens nach einem scheinbaren Nachlaß der Zufälle und einer wunderbaren Erleichterung folge, welches der Vf. daraus erklärt, daß, nach dem leichten Aufhusten eines Theils der verstopfenden Haut, ein anderer Theil zurück bleibe, der nun, gleich einer Klappe, die Luftröhre verschließt und dergestalt Erstickung hervorbringe. Die Curmethode des Vfs. zeichnet sich durch nichts aus: Aderlassen, Brechmittel, warme Bäder und Spießglanzmittel in kleinen Gaben; darauf schränkt sich sein Verfahren ein. Der Bronchotomie ist er gar nicht gewogen. Zehn angehängte Fälle haben an sich nicht viel Interesse: die vier ersten bestärken den Nutzen des Aderlasses in der entzündlichen Periode der Krankheit; der fünfte und zehnte Fall sind aus Michaelis bekaanter Abhandlung entlehnt. Die vier übrigen Fälle, welche tödlich abliefen, sind vielleicht die lehrreichsten, weil die pathologische Zergliederung über die Bildung der polypösen Concretion Aufschluß gab, und diese sowohl als die heftige Entzündung in einem andern Falle durch die vortrefflichen Kupfer erläutert sind. So wenig das Buch an sich der Uebersetzung werth ist: so sehr verdienten die Kupfer, zur Belehrung der Anfänger, in irgend einem deutschen Journale copirt zu werden.

BRESSLAU, HIRSCHBERG u. LISSA, b. Korn d. Aelt.: *Annalen der neuesten brittischen Arzneykunde und Wundarzneykunst.* Herausgegeben von D. *Friedrich Gotthelf Friese*, ausübendem Arzte zu Bresslau. *Evster* Band, *erstes* Stück. 1801. II<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Bogen. 8. m. 1 Kpf. (18 gr.)

Gegenwärtige, die schon so starke Anzahl medicinischer Journale vermehrende, Zeitschrift ist nach eben dem Plane angelegt, der bey den Hufeland'schen Annalen der neuesten französischen Heilkunde zum Grunde liegt. Die Hülfswissenschaften der Medicin und theoretischen Zweige derselben, als Anatomie und Botanik, gehören nicht zu den Gegenständen dieser Sammlung, die zunächst für den praktischen Arzt bestimmt ist. Sie soll in unbestimmter Zeit-

Zeitfolge Heftweise erscheinen, und drey Hefte machen jedesmal einen Band aus. Jedes Heft zerfällt in drey Abtheilungen, wovon die erste ausführliche, in extenso überfetzte, Abhandlungen und Beobachtungen, die zweyte kurzgefaßte Nachrichten, und die dritte literarische Notizen enthalten soll.

Die in diesem ersten Stücke gelieferten ausführlichen Abhandlungen sind folgende. 1) *Ueber die Anatomie des kranken Körpers*, von dem Wundarzte Spry in London (aus dem *medic. and physic. Journal*. Enthält nichts Neues, bis auf zwey Krankheitsfälle, von einer doppelten Intusussception bey einem Kinde von sechs Monaten, zu welchem das Kupfer gehört, und von Verstopfung der Drüsen des Mesenterium mit nachfolgender Abzehrung und Hautwassersucht, unter welchen nur der erste merkwürdig ist). 2) *Drey Fälle von Hirnschaalbrüchen*, von Dr. Skrimshire zu Wisbrach. (Eben daher. Zum Beweise, daß die Anwendung des Trepan nicht so oft nöthig sey, als man vordem allgemein geglaubt hat und noch jetzt zum Theil glaubt. Der Vf. dringt besonders auf strenge antiphlogistische Behandlung). 3) *Einige Fälle von Kopfverletzungen*, nebst Bemerkungen darüber, von dem Wundarzte Capman zu Ampthill. (Eben daher und von derselben Tendenz, als der vorhergehende Aufsatz. Der Vf. warnt gegen die Edinburger Methode, bey Hirnerschütterungen die Kranken mit Herzstärkungen, Wein, und stimülirenden Mitteln zu behandeln). 4) *Beobachtungen über den Carunkel*, von dem Wundarzte Konge zu Schifnal (aus *Beddoes's contributions*. S. A. L. Z. 1800. St. 317. f. War denn aber dieser Aufsatz der einzige merkwürdige in jenem Werke?). 5) *Geschichte einer mit mancherley ungewöhnlichen Ereignissen begleiteten Harnverhaltung*, von dem Wundarzte Chevalier. (Aus dem *London medical Review and Magazine*. Ein etliche Jahre vorher entstandener Abscess hatte sich zwischen der Haut und dem schwammichten Körper gebildet und endlich mit dem Canale der Harnröhre, sowohl oberhalb, als unterhalb, communicirt, so, daß der Harn durch diese Oeffnungen einen neuen Weg gefunden hatte, den er offen erhielt. Das an dieser Stelle sehr dick gewordene *corpus spongiosum* hatte den Penis stark nach vorwärts gekrümmt, wodurch der, ursprünglich wahrscheinlich bloß aus einer irregulären fistulösen Sinus bestehende, neue Canal der geradeste Weg für den Urin wurde. Dieser verdickte Theil des schwammichten Körpers befand sich zwischen der wahren und so zu sagen falschen Urethra und bildete eine, ungefähr einen Zoll lange Verengerung, die auf jeden Canal eine Art von Valve bildete; beide waren durch dieselbe gekrümmt. Die sehr dicke, sonst durchaus gesunde, Blase bildete da, wo die Prostata befindlich seyn sollte, eine Höhlung, in die sich die Gänge der letzteren öffneten, und welche wenigstens eine Unze fassen mochte. Die Saamenbläschen und die Vorsteherdrüse schienen, als Geburtstheile betrachtet, eher zur Substanz der Blase zu gehören; eritere waren fast ganz verschwunden). 6) *Einige Beobachtungen über Arzneimischun-*

*gen*, vom Dr. Ge. Fordyce. (Aus den *Medical Transactions*. Betrifft die Frage, ob es besser sey, eine einfache Substanz für sich anzuwenden, oder ob und in welchen Fällen Arzneimischungen den Vorzug verdienen? und enthält im Grunde nichts Neues. Der Vf. zieht die Anwendung mehrerer Substanzen, die fast von gleicher Wirkung sind, dem einzelnen Gebrauche derselben vor. Das S. 102. so gerühmte Purgans aus 5 Theilen Aloe, 3 Theilen Sagapenum, 2 Theilen Gummitutt, 1 Theile destillirten Chamillenöls, und 2 Theilen arabischen Gummi's, mit *syr. e spina cerv.* zu Pillen, 6—10 Grane pro Dosi, gemacht, findet hoffentlich unter uns keine allgemeine Nachahmung). 7) *Zwey Fälle von glücklich geheilten Verwundungen*, die man bisher für tödtlich gehalten hat, nebst einigen Bemerkungen darüber, vom Wundarzte Simmons zu Manchester. (Aus den *Medical Facts and Observations*. Der erste betrifft eine Trennung der innern Drosselblutader, wobey man jedoch die bestimmte Art der Blutstillung nicht genau erfährt, und der zweyte eine Verletzung des (schwangeren) Uterus. Eine seit acht Jahren Bauchwassersüchtige wurde, zum erstenmale, im dritten Monate der Schwangerschaft glücklich, zum zweytenmale aber, als sie fünf Monate schwanger war, nicht so glücklich, durch den Bauchstich in der Mitte zwischen dem Nabel und der Schaamgegend operirt: es kam nämlich dies letztemal, statt des Wassers, Blut aus dem verletzten Uterus. Die Kranke gebar zur rechten Zeit ein gesundes Kind, wurde 10 Monate darauf zum drittenmale operirt, und ist seit dieser Zeit völlig geheilt. Wir streiten beiden Fällen den Werth der Merkwürdigkeit keinesweges ab, allein in legaler Hinsicht werden sie hoffentlich Niemanden in seinen Grundfätzen irre führen können. Den ersten Fall möchten wir gleichsam *laesionem per accidens sanatam* nennen; eine vielleicht nicht ganz zu verwerfende Unterart der *per se lethalen* Verletzungen). II. *Kurzgefaßte Nachrichten*. 1) *Mitchill's* zu Neu-York Behandlung venerischer Geschwüre mittelst des äußeren Gebrauches der Pottasche oder des Weinstein salzes. 2) Ueber die (besser einzurichtende) Vermischung verschiedener Arzneimittel mit *sperma ceti*. 3) Thermometer zum medicinischen Gebrauche. 4) *Aqua ammoniac purae*, ein Gegengift wider den Biss der Schlangen. 5) Perkinismus. 6) Olivenöl gegen den Biss der amerikanischen Klapperschlange. III. *Literarische Nachrichten*. 1) *Wohltätige Anstalten*. Institut zur (für die) Einimpfung der Kuhpocken in London, Kuhpockeneinimpfung im Hospital zu Manchester, Asyl für Kinder vermieheter Ammen in London, Institut für Personen, die mit Bruchschäden behaftet sind, zu London, Londoner Rettungsanstalt für Verunglückte. (Seit der Entstehung der *Royal human Society* sind durch dieselbe über 23000 Verunglückte gerettet). 2) Preisfragen (deren Bekanntmachung hier zu spät erfolgte). 3) Erhebung der Corporation der Wundärzte in London zu einem königlichen Collegium. 4) Kritische Uebersicht der neuesten und vorzüglichern



chern Schriften brittischer Aerzte. (Dem Plane nach gehört doch das anatomische Vade-mecum S. 159. nicht hieher). 5) Nekrolog. — Ob der Ausdruck: „gelber Wachszeug.“ (S. 10.) ein Provinzialismus oder ein bloßer Druckfehler ist, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

HAARLEM, b. Kampman: *Commentatio, exhibens Anatomiam systematis, respirationi inservientis, pathologicam.* Auctore Cornelio Jacobo van den Bosch, Med. et Art. obstetr. Doct. (zu Haarlem) 1801. VI. u. 202 S. gr. 4. m. 1 Kpf. (3 Fl. holl.)

Der Vf., ein Holländer von Geburt, hielt sich, der Studien wegen, eine Zeit lang in Göttingen auf, von wo aus auch die *Vorrede* im J. 1800 datirt ist, und lieferte, so viel wir wissen, diese Schrift statt einer *Inauguraldissertation*. Das Ganze, und besonders auch die Literatur, ist mit vielem Fleiße und nicht ohne Beurtheilung zusammengetragen, und die literarischen Notizen sind, wie man es erwarten kann, vorzüglich in Ansehung der holländischen Schriftsteller vollständiger, als in *Ploucquet's Repertorium*, welches er bey seiner Arbeit zum Grunde legte. Die göttingische Bibliothek leistete ihm dabey große Dienste. Das Kupfer stellt eine *Lordosis sterni* vor, welche Hr. Blumenbach dem Vf. aus seiner Sammlung abzeichnen zu lassen erlaubte.

Der I. *Absehn.* dieser Abhandlung liefert die *Anatomie*. I. Cap. *Von der Brusthöhle überhaupt.* Von den Knochen, woraus die Brusthöhle zusammengesetzt ist; von der Brusthöhle selbst; von den weichen Theilen der Brusthöhle; von den Muskeln; von den Blut- und Lymphgefäßen; von den Nerven. 2. Cap. *Von der Lage der Theile im Halse und in der Brusthöhle.* Von der Lage der Theile im Halse; von der Pleura; von der Lage der Lungen; von der Lage der Theile im vordern, und der im hintern Mediastinum; von der Lage der übrigen Theile. 3. Cap. *Von den Werkzeugen des Athemholens insbesondere.* Vom Luftröhrenkopfe; von der Luftröhre; von den Lungen; von den Blut- und Lymphgefäßen dieser

Theile; von ihren Nerven. — II. *Absehn. Pathologie.* Der Vf. hielt sich, im strengeren Sinne des Wortes, mit Uebergehung des semiologischen und aetiologischen Theiles, bloß an das Pathologische. 1. Cap. *Organische Fehler der Werkzeuge des Athemholens.* Von den Fehlern des Rückgrathes, der Rippen, des Brustbeines; von der fehlerhaften Brusthöhle; von den Fehlern der weichen Theile der Brust, besonders der Muskeln; von den Fehlern der Blut- und Lymphgefäße; von der krankhaften Pleura; von fremden Körpern in der Brusthöhle; von den Fehlern des Luftröhrenkopfes, der Luftröhre, der Lungen; etwas über die Vereiterung der Lungen; andere Ausgänge der Entzündung; von Wasser, Luft etc. in den Lungen; von den übrigen Fehlern derselben. 2. Cap. *Von der krankhaften Lebenskraft der Werkzeuge des Athemholens.* Theils von der Lebenskraft überhaupt, theils von der Lebenskraft im kranken Zustande. S. 169. *Irritabilität* (die, nach dem Vf., „a *superiorum incitabilitate fere non discrepat*“), und *Sensibilität* seyen verschieden. S. 170. stellt er den Lehrsatz auf: „*Totum organon, respirationi dicatum, vera incitabilitate ornatum est, i. e. qualitate, stimulo admoto, sese contrahendi et constringendi.*“ Bald darauf heist es: „*Organa, respirationi inservientia, etiam sensibilitate instructa esse, nullo pacto in dubium vocari potest, simul, lac sententia sit vera: Partes, magna nervorum, vi armatas, sensibiles esse.*“ Das Daseyn dieser Nerven wird aus den Schriften der Zergliederer, besonders auch aus *Scarpae Tabul. neurolog.*, erwiesen, und der Beweis durch die Darlegung der krankhaften Erscheinungen verstärkt. 3) Cap. *Von den krankhaften Verrichtungen dieser Theile.* Einige allgemeine Bemerkungen. (Der Vf. wolle, mit Uebergehung aller chemischen Erklärungen des Athemholens, bey der reinen Erfahrung stehen bleiben). Von der Ab- und Aussonderung des Schleimes, und den Fehlern dieser Verrichtung. Der krankhafte Schleim wird in Ansehung der Quantität und Qualität betrachtet. Endlich von dem fehlerhaften Athemholen. Anhang vom *Consensus partium.*

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELEHRTHEIT. Bath, gedr. b. Meyler: *An essay on the Plague; also a sketch of a plan of internal police, proposed as a mean of preventing the spreading of the plague, should it be introduced into the country.* By *Wm. Falconer.* 1801. 72 S. 8. (16 gr.) Die Beschreibung der Pest hat nichts Eigenthümliches, da der Vf. mehrentheils *Russeln* folgt. In Rücklicht der Curmethode verwirft er das heisse Verhalten, die reizenden und schweißtreibenden Mittel, und

empfehlte nach *Currie*, die Kälte und selbst Eis. Sehr unzulänglich ist, was er über die Verhütung der Ansteckung, auf *Haygarth's* Untersuchungen gestützt, sagt. Reinlichkeit ist freylich die Hauptsache, wodurch man die Ausbreitung der Krankheit verhüten kann; aber sie ist gewiß nicht allein hinlänglich. Alle übrigen Vorschläge findet man in *Manget, Chenot, Samoilowitz* und ähnlichen Schriftstellern viel besser und bestimmter.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. November 1802.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

LONDON, b. Wright: *Eighth Letters on the Peace and on the Commerce and Manufactures of Great-brittain.* By Sir Frederick Morton Eden. 1802. 132 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese acht Briefe standen vorher in einer englischen Zeitschrift *the Porcupine* betitelt. Der, durch andere politische Bemerkungen über den Zustand der Armen, und zuletzt durch eine von uns angezeigte Schrift über die Bevölkerung von Großbritannien bekannte, Vf. hat sie von neuem übersehen und im Anfange dieses Jahrs zusammendrucken lassen. Sie behandeln den Frieden mit Frankreich, die gegenwärtige Lage von St. Domingo, das europäische Gleichgewicht, die Eroberung von Aegypten, vorzüglich die Beschaffenheit und den Wachsthum des brittischen Handels während des Krieges bis zum Jahre 1801. Mit dem letzten Gegenstande beschäftigen sich die vier letzten Briefe, und sie enthalten die mannichfaltigsten, trefflichsten Aufschlüsse sowohl über das Ganze, als einzelne Theile desselben; und was wir bisher darüber in englischen Blättern gelesen haben, ist weder aus so glaubwürdigen Quellen gezogen, noch so meisterhaft belehrend dargestellt.

Eigentlich bestreitet Sir Morton Eden einen ungenannten Schriftsteller in der angeführten Zeitschrift, der die Fortsetzung des Krieges anrieth, die Abtretungen an England durch den Frieden für höchst unbedeutend erklärte, und dabey behauptete, daß dadurch das europäische Gleichgewicht verletzt worden, und nach Rückgabe der meisten ost- und westindischen Eroberungen der brittische Handel eine beträchtlichen Verlust leiden werde.

Hierauf wird geantwortet, daß Großbritannien bey längerem Kriege, seine Nationalschuld jährlich mit wenigstens 30 Mill. Pf. vermehren müste, ohne durch Eroberungen einigen Ersatz dafür zu erlangen, und gegen Frankreich keine andern Unternehmungen Rattfinden könnten, als dessen Häfen einzuschließen und zu bombardiren. Großbritannien hat den Krieg zu seiner eigenen Vertheidigung und Beschützung seiner Allirten unternommen, und wenn gleich Ceylon und Trinidad die Kriegskosten noch lange nicht ersetzen: so müssen noch die myrischen Eroberungen, und die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten zu den erlangten Vortheilen gerechnet werden. Der Zustand von St. Domingo wird so geschildert,

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

als man ihn nach den wiederholten Verheerungen durch die Neger erwarten kann. Der Verlust an Negern, bloß in dem weiland französischen Antheil, wird auf 300,000 Köpfe geschätzt, deren Ergänzung ein Capital von 10 Mill. Pf. erfordert. Bey der Darstellung des europäischen Gleichgewichts zeigt der Vf. die Abwechselungen in den vornehmsten Reichen seit dem westphälischen Frieden. Unterdeffen mehrere Mächte beträchtlichen Länderverlust erlitten, oder ihre Staaten ansehnlich vergrößerten, ist England geblieben was es war, und dessen Eroberungen auf dem festen Lande bestehen bloß in Gibraltar; es hat seiner Lage nach jetzt von den Verbindungen des Continents nichts zu fürchten, und sein Einfluß auf Europens Schicksal kann nur durch Kräfte und Hülfsmittel, die es aus sich selbst zieht, geleitet werden. Ueberhaupt gehört der Vf. zu denen, welche der Meynung sind, daß die Ruhe von Europa keinesweges von diesem vermeynten Gleichgewichte abhängt.

Bey der Schilderung des brittischen Handels, so wie dieser zu Ende des Revolutionskrieges beschaffen war, zeigt der Vf. nach Angaben der Zollregister, und der Zählung der Kauffartheysschiffe, wie sehr der Handel seit 1793 emporstieg, dahingegen er sich während aller Kriege des vorigen Jahrhunderts beträchtlich verminderte. (Er hat dabey aber zu wenig auf die fast gänzliche Vernichtung des französischen und holländischen Handels gerechnet). Nicht nur vermehrte sich die Zahl der jährlich erbauten Schiffe, sondern man baute gegen Ende des Krieges auch viel größere, als zu Anfange desselben. Zu Anfange des Krieges beschäftigte der Handel 16,079 brittische Fahrzeuge von 1,540,145 und 1800 — 18,877 Fahrzeuge von 1,905,438 Tonnen. Zwey Drittheile vom letzten Jahre gehörten in England zu Hause, 1864 Schiffe in Schottland, 1016 in Irland, 221 in Jersey und Mann, und den brittischen Kolonien 3009. Im Jahre 1799 war die westindische Einfuhr sowohl von den brittischen als fremden Besitzungen am höchsten und stieg auf 7,376,310 Pf., da sie 1793 nur 4,647,980 Pf. betrug; (allein sollte der unterdeß gestiegene Preis aller westindischen Producte auf dieses beträchtliche Plus keinen Einfluß gehabt haben?) — Der Handel mit Rußland hat sich durch den Krieg sehr erweitert. Die damit beschäftigten Fahrzeuge hielten zu Anfange desselben 41,637 Tonnen, und 1800 — 163,756. Sie brachten aus Rußland 1793 nach dem bisherigen Zolltarif berechnet, der 1797 festgesetzt wurde, für 1,804,025 Pf. und führten dahin an brittischen und fremden Waaren für 320,827 Pf. Diese letztern Ex-

000

por-

porten haben während des Krieges stufenweise genommen, und betragen 1800 schon auf 1,025,335 Pf. dagegen die gesammte russische Einfuhr sich nur bis auf 2,382,098 Pf. vermehrt hatte. — Der Handel mit Dänemark war ebenfalls beträchtlicher wie vor dem Kriege, und die Schiffahrt zwischen beiden Reichen von 69,828 Tonnen bis 215,383 Tonnen angewachsen. Die dänischen Staaten hatten zwar, beide Perioden mit einander verglichen, am Ende nicht viel mehr, als im Anfange nach Großbritannien ausgeführt, denn ihre Exporten wurden 1793 auf 205,822 und 1800 auf 241,562 Pf. berechnet. Allein die englische Zufuhr vorzüglich an fremden Artikeln war gestiegen, und ward 1793 auf 291,265, und 1800 auf 540,698 Pf. angegeben. Dagegen ward der Handel zwischen beiden Reichen von 1795 an größtentheils mit fremden oder dänischen Schiffen betrieben.

Auf gleiche Art detaillirt der Vf. den brittischen Handel, mit allen in und aufer europäischen Reichen, nach einer Reihe von zehn und mehreren Jahren. Er verbreitet sich zugleich über die brittischen Fischereyen, Manufacturen, den Kohlen- und Salzhandel, und ertheilt überall die wichtigsten Aufschlüsse. Oft ist er, um zuverlässige Resultate zu liefern, tief in diesen sehr verwickelten Gegenstand eingedrungen, und hat einzelne Waaren der Ein- und Ausfuhr nicht nach dem alten Werth der Zollhaus Register (*official Value*), sondern nach ihren gegenwärtigen Preisen (*real Value*) berechnet, weil zwischen beiden eine Differenz von 71 pro Cent statt findet. Wir haben aus diesen schätzbaren Angaben nur einzelne Bruchstücke mittheilen können, weil der Zweck unserer Blätter es nicht gestattet, auf gleiche Art bey andern Ländern zu verweilen.

Doch jetzt müssen wir noch etwas über den Handel zwischen Deutschland und Großbritannien auszeichnen, und uns begnügen, Politiker und Statistiker auf eine Schrift aufmerksam gemacht zu haben, welche den brittischen Handel mit der ganzen Welt während der zehn letzten Jahre untersucht, und so reichen Stoff zum weitem Nachdenken darbietet. Bey dem Handel mit Deutschland, sind zwar die Städte Hamburg und Bremen von den übrigen abge sondert, aber es werden nur die Schiffe nach der Tonnenzahl bemerkt, die während der angeführten Periode zur Ein- und Ausfuhr gebraucht wurden. Im Jahr 1793 exportirte ganz Deutschland für 794,095 und 1800 für 2,352,197 Pf. nach dem Zollwerth. Dagegen ward von Großbritannien 1793 für 2,482,695, und 1800 für 12,664,591 Pf. eingeführt. Bey dieser Einfuhr hat sich freylich die der englischen Fabricate während des Krieges verdoppelt, und diese stiegen 1800 nach dem Zollwerth an höchsten, nämlich auf 4,364,120 Pf.; allein das meiste, welches Deutschland erhielt, waren fremde oder vorzüglich weltindische Artikel. Von 1795 an wurden jährlich nie unter 6½ Mill. Pf. eingeführt, und zweymal über 8 Millionen.

## NATURGESCHICHTE.

PARIS U. STRASBURG, b. Levrault: *Annales du Muséum nationale d'histoire naturelle par les Professeurs de cet établissement; ouvrage orné de gravures.* I. Cahier au XI. (1802.) 92 S. 4.

Mit diesem ersten Hefte beginnt ein für die Naturgeschichte überaus wichtiges Werk, welches schon durch den Titel die Aufmerksamkeit aller Naturforscher auf sich ziehen wird. Die Professoren des Muséum's fangen dadurch an, die Schätze zu öffnen und gemeinnütziger zu machen, welche diese berühmte Anstalt verschließt. Dieses Heft enthält sechs Kupfertafeln und folgende sehr interessante Abhandlungen. *Notice historique sur le Muséum d'histoire naturelle par A. L. Jussieu*; mit einem Kupfer, welches die erste Größe des Gartens in der Perspective darstellt; eine Copie von *Gui de la Brosse's* Darstellung, welche 1636 erschien. Diese Notiz enthält nur einen kleinen Zeitraum der Geschichte dieser Anstalt, von ihrer Gründung nämlich bis 1643. Wer anders konnte diese Schilderung mit glücklicherm Erfolge unternehmen, als der Mann, welcher im Garten gleichsam erzogen, schon vor seiner Zeit, wenn man so sagen darf, in seinem berühmten Onkel *Bernard Jussieu* dort lebte, dessen Talente er erbe, dessen Beobachtungen er sammelte, dessen Bibliothek und Herbarien in seine Hände kamen. Unter *Ludwig XIII.* starb *Guy de la Brosse*, sein Arzt, im Jahre 1626 den ersten Gedanken der Anlage eines Pflanzen-Gartens zu Paris; mehrere Umstände verhinderten seine Ausführung bis 1635, in welchem Jahre er durch ein besonderes Edict begründet wurde, welches man hier im Originale liest. *Gui de la Brosse* wandte alles an, um diese neue Anstalt empor zu bringen. Sein Eifer erkaltete nur mit seinem Tode, bis zu welchem diese Notiz geht. Die Fortsetzung davon wird künftig folgen. — *Memoire sur le Trass ou Tuffa volcanique des environs d'Andernach par Faujas Saint-Fond.* Der Vf. dieser Abhandlung liefert hier einen nicht ganz uninteressanten Beytrag zur Naturgeschichte dieser merkwürdigen Gegend. Er schildert besonders die Schichtung der Gebirgsarten des Tuffsteinbruchs zu *Pleyt*, und giebt fünf verschiedene Arten oder Abweichungen dieses vulcanischen Products an. Merkwürdig ist es, daß man in dem Trass eine Substanz findet, welche auch schon *Cordier, Ingenieur des mines*, vorher beobachtet hatte, Steine nämlich, welche an Farbe dem Saphir gleichen, aber durch die Crystallisation und Härte von ihm verschieden sind. *Hauy* hält sie für einen *pléonaste*, eine Steinart, welche er in seiner *Mineralogie* Tom. 3. p. 17. beschrieben hat. *Faujas* bestätigt *Hauy's* Beobachtungen durch eigene Untersuchungen. Diese Abhandlung begleitet eine Kupferplatte, welche die Ansicht von dem Tuffsteinbruch zu *Pleyt* darstellt. — *Observations sur le cuivre arseniate par Hauy.* Klaproth analysirte zuerst dieß Metall, welches man nur in *Cornwallis* findet. Seit dieser Zeit kannte und be-

beschrieb man nur einerley Crystallisationen. Der Vf. hat deren mehrere Verschiedenheiten beobachtet, welche er zu Gattungen des Arsenik-sauren Kupfers erhebt. Die erste hat stumpfe Octaëder, die zweyte lamellenförmige Crystalle, die dritte spitzige Octaëder. Von dieser kommen zwey Varietäten vor, eine mit Haar-Crystallen, und eine andere zitronförmige. Die vierte Gattung endlich hat dreyeckige Prismen zur Norm ihrer Crystallisation. Diese Formen werden durch eine linearische Platte erläutert. — *Analyse de l'Alumine de Hall en Saxe par A. F. Fourcroy.* Man hielt die hallische Alaunerde immer für reinen Alaun, wie *Schreber's* und *Green's* Versuche lehrten, so daß *Widenmann* ihn sogar für ein pharmaceutisches Product hielt; *Werner* nahm denselben als reinen Alaun in sein System auf. *Fourcroy* erzählt, nach der genauen Schilderung seiner äußern Kennzeichen, die chemischen Versuche, welche er damit angestellt hat; seine Analyse dieser Erde liefert ihm 45 Theile Alaun, 24 schwefelsauren Kalk, 27 Wasser, und 4 Theile Kalk- Kiesel- und kochsalzsaure Erde. Er will aber diese Analyse selbst nicht als bestätigend angesehen wissen, weil er zu wenig von dieser Erde untersuchen konnte, um diese Verhältnisse richtig bestimmen zu können. — *Description du genre Tithonia par Desfontaines*, mit einer vorzuefflichen Abbildung, welche *Sellier* nach *van Spaendonck's* Meistergemälde durch seinen künstlichen Grabstichel vervielfältigte. Die Beschreibung dieses Geschlechts wurde schon im J. 1780 vom Verfasser der Akademie der Wissenschaften vorgelesen. Die Geschlechtsbestimmung ist folgende: *Calix cylindricus, gemino ordine multipartitus, laciniis ovato-oblongis, conniventibus, strictis, subaequalibus. Flores radiati, ligulis neutris. Corollulae hermaphroditae, tubulosae, supra basim insituae, quinquedentatae. Semina elongata, paleis quatuor aut quinque coronata. Receptaculum paleaceum. Folia alterna.* Der Vf. nannte sie *Tithonia*, weil ihn ihre purpurfarbenen Blüten an die Morgenröthe erinnerten. Sie hat Aehnlichkeit mit *Fougeroux's Gaillardia*, oder *L'Heritier's Virgilia*. Sie unterscheidet sich aber von derselben durch ihre cylinderförmige Geschlechts-hülle u. s. w. Ihr Vaterland ist *Vera Crux*; man baute sie einige Jahre im Pflanzengarten zu Paris, allein sie brachte so wenige Samen hervor, daß sie nachher eingieng. — *Memoire sur la plante nommée par les botanistes Erica daboecia et sur la nécessité de la rapporter à un autre genre et à une autre famille par Jussieu.* Die *Erica daboecia* gehört nach des Vfs. Beobachtungen zu dem von *Smith* neu errichteten Geschlecht *Menziezia*. Er glaubt ihr den Gattungsnamen *polyfolia* beylegen zu müssen, indem ihre Blätter dem *Teucrium polium* und der *Andromeda polyfolia* sehr gleichen. Die Gattungsbestimmung ist folgende: *M. p. foliis alternis, ovatis, revolutis, supra viridibus, glabris, passim pilosis, subtus tomentosis, incanis; floribus racemosis, terminalibus.* *Jussieu* bezeichnet dann noch die *M. ferruginea* *Smith* genauer, und glaubt auch, daß die *Azalea pilosa* *Mi-*

*chaux*, welche *Lamarck* in seinen *Illustrations* p. 404. als eine ungewisse Gattung beschreibt, hieher gehöre. — *Histoire naturelle et description anatomique d'un nouveau genre de poisson du Nil, nommé polyptère par Geoffroy*; mit einer Abbildung. So selten die Formen sind unter den Fischen mit festen Branchien und knorplichen Skelette: so übertrifft beynahe das Ausserordentliche die Form des von dem Vf. beschriebenen neuen Fisches, unter den Rauchaalffern. Dieser Fisch, welcher in Aegypten *Bichir* genannt wird, hat mit der Ordnung, in welcher er steht, nichts gemein, als die Stellung der Flossen. Er sieht den Schlangen ähnlicher als einem Fische; ist mit kleinen Schuppen bedeckt, und sein Kopf mit breiten Knochenstücken überkleidet. Der Vf. beschreibt mit Genauigkeit seine Bewegungsorgane. Sein innerer Bau kömmt mit dem der Roche überein. Man findet zwey Luftfische in dem *Bichir*, welche von ungleicher Größe sind, und mit dem Magen und der Leber in Verbindung stehen. An der faltigen Oeffnung des Schlundes sitzt ein wahrer Sphinkter. Dieser Fisch scheint sich, seinen natürlichen Verhältnissen nach, dem Hechtgeschlechte am meisten zu nähern. Ein einziger Branchienbogen, zwey Luftröhren, und eine große Anzahl von Rückenflossen sind seine Geschlechtskennzeichen. — *Memoire sur l'animal de la Lingule (Lingula anatina) par G. Cuvier.* Unter den Weichthieren ist vielleicht kein Geschöpf, welches von seinem Gehäuse oder der Conchylie selbst so sehr verschieden ist als dieses, und welches also mehr vielleicht als irgend ein andres nothwendig macht, das Thier selbst zu kennen, ehe man der Conchylie die Stelle im Systeme anweist. Man findet dieselbe bey *Linne* unter den einschaligen, unter den Patellen, weil dieser Naturforscher nur die Hälfte der Muschel sah, die nächstem noch zahlos ist, und also gar nicht errathen läßt, daß sie doppelt seyn könne. *Brugiere* und *Lamarck* machten zuerst ein neues Geschlecht daraus. Schon *Seba* kannte die wahre Gestalt dieses Thieres, und es ist zu bewundern, daß die Naturforscher so wenig auf diese seine Beobachtung aufmerksam waren. Der Vf. bestimmt hier nicht nur ihre Gestalt sehr genau, sondern liefert davon auch eine sehr interessante Zergliederung. Die beiden Schalen sind weder durch Einzählung, noch durch ein elastisches Band, wie die gewöhnlichen einschaligen Conchylien, verbunden, sondern sitzen beide an einem gemeinschaftlichen Stiele fest, welcher der Form und Structur nach denen in den Entenmuscheln gleicht. Dieser Stiel ist halbweich, und mit einer mit Zirkelübern versehenen Haut, cylinderförmig umgeben. Nun folgt die genaue Zergliederung, die eine vortreffliche Abbildung begleitet, welche *Cloquet* nach *Cuvier's* eigener Zeichnung gestochen hat. Auch in dem innern Baue herrschen große Verschiedenheiten zwischen dieser und den doppeltchaligen Conchylien. Die Branchien hängen hier am Mantel selbst fest, oder machen sogar einen Theil davon aus. Die *Lingula* hat zwey Herzen, und, nach weggehobe-

nem Mantel eine Menge Muskeln, welche sich in einander und mit den Haupteingeweiden verschlingen. In den zweyschaligen Conchylien sind die Muskeln gewöhnlich perpendicular von einer Schale zur andern. Die Eingeweide bilden einen gleichen Canal ohne Anschwellung, folglich ohne Magen. Der Mund enthält weder Zunge noch Zahn, sondern einen bloßen Anfang von Schlund, wie bey den Acephalen. Die aufgefundenen Verschiedenheiten in diesem Thiere zusammengenommen, bestimmen den Vf., eine vierte Familie in der Ordnung der Weichthiere anzunehmen, welche durch die Abwesenheit des Kopfs und des Fusses, durch die beiden fleischigten und haarförmigen Arme, welche den Mund umgeben, durch die Lage und Gestalt der

Branchien unterschieden wird. — Hierauf folgen Correspondenznachrichten von *Martin*, welcher mit der Direction der Gärten und Baumschulen in der französischen Guyane beauftragt ist; (Sie betreffen das Wachsthum und die Verpflanzung von Gewürzbäumen); — ferner über einen fossil gefundenen Elephanten Zahn im Nieder - Maasdepartement. Zuletzt ein Catalog der seltenen Pflanzen, welche im Jahre 10 aus dem botanischen Garten bey Charles-Town in Süd-Carolina an das Museum geschickt worden sind.

Alle Monate wird von diesen Annalen ein Stück erscheinen, so daß jährlich zwey Bände daraus gemacht werden können. Der Preis ist jährlich 48 Fr. oder zwey Louisd'or.

### KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Strasburg u. Paris*, b. König: *Dissertation sur un ver intestinal nouvellement decouvert et decrit sous le nom de bicorne rude*, par *Charles Sultzer*, Profecteur a l'ecole spéciale de Médecine et membre de la Société libre etc. 1801. 52 S. 4. m. 3 Kupf.

Ebendaf., b. Ebendensf.: *Beschreibung eines neu entdeckten Eingeweidewurms im menschlichen Körper* von *Karl Sultzer*, Profector u. s. w. 1802. 58 S. 8. mit 3 Kupf. (10 gr.)

Diese Abhandlung, welche für die Naturgeschichte der Eingeweidewürmer eine interessante Entdeckung liefert, und einen talentvollen Schüler des verstorbenen Herrmann zum Vf. hat, zerfällt in vier Haupttheile. In dem ersten beschäftigt sich der Vf. mit einer genauen Erzählung der Krankengeschichte, bey welcher dieser Wurm in Menge ausgeworfen wurde; und schildert im zweyten den äußern und innern Bau desselben. Der dritte enthält einige Vermuthungen über den wahrscheinlichen Nutzen seiner Hauptorgane; und der vierte den Grund seiner Benennung. Ohne von den pleuritischen Umständen der Kranken hier etwas zu erwähnen, hatte sie vorzüglich öfters Ohnmachten, Mangel an Eislust, heftige Coliken und einen beständigen Schmerz in dem linken Hypochondrium. Eine Menge Mittel von Aferärzten fruchtete nichts. Am achten Tage ihrer zweyten Krankheit nahm die Patientin ein Abführungsmittel von Gluzerfals und Manna, welches zwey Tage lang abführte und eine erstaunende Menge solcher Würmer abtrieb. Der Wurm, welcher seiner natürlichen Größe nach zwey und eine halbe Linie lang ist, besteht aus einem eiförmigen Körper und zwey Hörnern, welche die Hälfte der Länge des ganzen Wurms ausmachen, aber nicht dicker als ein Pferdehaar sind. Der Körper selbst ist in eine Blase eingeschlossen. Hat man diese weggenommen: so sieht man seine ovale Gestalt besser, und findet seine Flächen convex und mit einer Menge sphärischer oder ovaler Erhabenheiten besetzt, die zuweilen selbst eine eckige Gestalt annehmen. Diese Erhabenheiten sieht man auch nach innen, in der ovalen Höhle des Kör-

pers, jedoch schwächer. An der Gegend, wo die Hörner anfangen, ist eine kleine Erhabenheit, welche sich in einen allmählig dünner werdenden Cylinder verlängert. Die Hörner sind cylindrisch und mit Schleim, durch welchen kleine Lamellen wie Flocken dringen, überzogen. Ihr innerer Bau ist zellig. Wir übergehen die Abschnitte über die Verrichtungen der einzelnen Organe dieses Wurms ganz; wir sind in der Physiologie der Würmer noch zu weit zurück, als daß wir bey, oft noch nicht ganz deutlich erkannten, Organen, ihre Verrichtungen ahnden könnten. Der vierte und letzte Abschnitt dieser Schrift entwickelt die naturhistorischen Verhältnisse dieses Wurms. Das rauhe *Doppelhorn*, wie ihn der Vf. mit *Herrmann* nennt, *Ditrachyceros*; *bicorne rude*; gehört unter die Blasenwürmer, und hat folgende Geschlechtsbestimmung erhalten: *Corpusculo ovato, utrinque compresso, convexo, postice, sub-acuminato, venitente? vesica membranacea incluso; cornu bifurcato, duro, aspero, superius e vesica emergente.*

Die deutsche Bearbeitung ist nicht eine bloße Uebersetzung, sondern wirklich eine eigene abgekürzte Arbeit. So fehlt z. B. in dieser die kurze Uebersicht der Bemühungen der Helminthologen und andere Bemerkungen. Einige Schilderungen haben aber dadurch nicht gewonnen. Wir finden die französische Abhandlung deutlicher, lichtvoller, wenigstens an mehreren Stellen. Beide Ausgaben sind übrigens sehr splendid gedruckt, und die Kupfer nach den eigenen Zeichnungen des Vfs. mit vieler Weichheit gestochen. Das Titeltkupfer stellt in mancherley Verschlingungen alle bisher bekannten Eingeweidewürmer des Menschen dar. Die erste Tafel enthält den Wurm in natürlicher und vermehrter Größe, und mehrere seiner einzelnen Theile. Die zweyte bildet die vergrößerten Hörner, und ein abgetrenntes Stück von dem obern und vordern Theile des Körpers ab, welches die verschiedenen Substanzen der äußeren Hüllen des Körpers und den Höcker im innern u. m. dgl. sehr deutlich zeigt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 1. December 1802.

## GESCHICHTE.

1) BERLIN, in d. akad. Buchh.: *Denkschrift auf Friedrich II. mit besonderer Hinsicht auf seine Einwirkung in die Cultur und Aufklärung des 18ten Jahrhunderts.* Von D. Jenisch. 1801. II Bdg. 8. (16 gr.)

2) BERLIN, b. Maurer: *Ueber den Einfluss Friedrichs II. auf die Aufklärung und Ausbildung seines Jahrhunderts. Eine gekrönte Preisschrift,* von J. G. Gebhard. 1801. 10 Bdg. 8. (14 gr.)

**N**R. I. Mit völligem Rechte sagt Hr. J. in der Vorrede, daß er ein großes Thema zu bearbeiten gewählt habe, und auch darin irrt er nicht, daß er nicht wohl gethan haben würde, wenn er über diesen erhabenen Gegenstand in einer kleinlichen Manier geschrieben hätte. Besser hätte er aber gethan, wenn er die Schrift in eine Lobrede auf den König verwandelt hätte, als daß er, wie er sagt, in der Behandlung seines Themas sich zwischen der Trockenheit einer akademischen Abhandlung, und dem gewöhnlichen Pomp eines französischen Eloge, habe in der Mitte halten wollen. Dergleichen Mitteldingen giebt man gewöhnlicher Weise Eigenschaften, die auf keine Art zusammen passen. Das Lob Friedrichs II. würde die Schrift gepriesen haben, die Bearbeitung möchte seyn, von welcher Art sie wollte. Nach dem, was der Vf. in der Vorrede sagte, mußte man jetzt die Resultate einer ruhigen Untersuchung erwarten, wie Friedrich auf sein Zeitalter gewirkt habe, zwar wohl in einer blühenden, geschmückten Schreibart, aber ohne übertriebenen Redner-Pomp. Statt dessen finden wir durch die ganze Schrift nicht bloß Redner-Pomp, sondern die gefuchteste affectirteste Schreibart, ein Haschen nach ungewöhnlichen Wendungen, und einen Gebrauch von selbst gemachten Wörtern, z. B. entwildern, wachtvoller (gewichtvoller) Vollwucht, u. dgl. so daß Hr. J. darin alle französische Elogen hinter sich läßt. Eben so übertrifft er sie weit in dem Schwalle von Worten, in welchen er die wenigen Thatfachen einhüllt, die seine Denkschrift enthält. Rec., dessen Jahre zum Theil mit den Jahren des Königs Friedrich II. hinfliessen, ist von jeher ein eifriger Verehrer des großen Mannes gewesen, und hat in mehreren seiner Schriften sich als solcher erklärt. Aber er muß gestehen, daß ihm die ewigen Lobpreisungen des Vfs., nicht durch Analyse seiner herrlichen Thaten, sondern, mit Worten, höchst ekelhaft geworden sind.

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

Dazu kommt noch, daß manches Lob völlig falsch, manches sehr fehlerhaft ausgedrückt ist. So ist es sehr irrig, wenn Hr. J. sagt, daß das Publicum schon in dem Könige als Kronprinzen einen großen Regenten erwartet hätte. Man glaubte vielmehr, er würde ein mittelmäßiger, den Krieg scheuender, und das Militär vernachlässigender Fürst seyn. Eben so falsch ist es, wenn er S. 36. rühmt, er sey nach dem siebenjährigen Kriege, „die Hoffnung Germaniens gewesen, welches in ihm seinen schützenden Genius erkannte.“ Das Gegentheil war vielmehr der Fall, bey der damals noch fortdauernden blinden Anhänglichkeit der deutschen Fürsten an Oesterreich, bey der Züchtigung, die manche von ihm in dem siebenjährigen Kriege gelitten, den strengen Maassregeln, die er zur Aufhebung seiner Fabriken und Manufacturen nahm, und dem heiligen Hass der Geistlichkeit gegen ihn. Erst bey Josephs II. Vergrößerungs-Plänen wandten sich die deutschen Fürsten an ihn. Manches Lob ist so ausgedrückt, daß Hr. J. sich hätte bedenken sollen, ehe er es hinschrieb. Dahin gehört das unedle Bild S. 11. wo er die Beschaffenheit des zahllosen *Parterres* zu beschreiben verspricht, vor welchem Friedrich *auf die Bühne trat*; und S. 15. wo er ihn einen genialischen Roscius nennt. Die Note, daß die Römer ein jedes treffliche Genie in jeder Gattung der Kunst, einen Roscius genannt hätten, macht nichts gut, und Hr. J. kann sich darauf verlassen, daß kein römischer Kaiser, außer vielleicht Nero, und die kein anders Verdienst hatten, als er, sich würde geehrt gehalten haben, wenn man ihn einen Roscius genannt hätte. Höchst auffallend ist die Stelle S. 117. „Seit dieser (Friedrichs) Zeit glich Europa nicht wie sonst, nur im Kriege, sondern auch im Frieden, einem unermesslichen Lager voll immer gerüsteter Streiter. *Die Füßten waren weniger die ersten Bürger ihres Staates, als die ersten Felöherrn ihres Heers.*“ Fühlte Hr. J. nicht, wie schrecklich er hier seinen Helden anklagt? Fiel es ihm nicht ein, oder gehört er auch zu denjenigen, die nie durch die Geschichte belehrt werden, welche durch alle Zeiten bewiesen hat, daß ein kriegerischer König die Geißel seines Landes ist? Aber, Gottlob! daß das was Hr. J. hier sagt, theils aufs ärgste übertrieben, theils falsch ist. Nicht Friedrich, sondern Ludwig XIV. war derjenige, der die größten Staaten zwang, auch in Friedenszeiten eine starke Armee auf den Beinen zu halten. Friedrichs Armee war größer, als andere Staaten von gleichem Umfange und Menschenzahl sie unterhielten, eben weil er sich gezwungen sah, es diesen Staaten

Ppp

gleich

gleich zu thun, wenn er nicht von ihnen überwältigt werden wollte. Dafs aber sein Land keinem Kriegslager gleich, und dafs Friedrich mehr erster Bürger seines Staats als Feldherr war, beweiset der Wohlstand, und die vermehrte Menschenzahl in demselben, während seiner Regierung. Ein bedeutender Theil seiner Soldaten trug selbst zu der Betriebbarkeit und dem Kunstfleisse bey, durch welche dieser Wohlstand erhalten wurde. Ist jetzt ein Fürst, der mehr Feldherr als erster Bürger seines Staats ist: so mögen seine Unterthanen ja die Vorsehung anrufen, dafs sie ihm andere Gesinnungen gebe. Aber Hr. F. übertreibt alles. So stürzte, seinem Ausdrucke S. 30. nach, die Schlacht bey Collin Friedrichen, „von dem Gipfel des Glücks in Abgründe hoffnungslosen Mißgeschicks hinunter.“ Schlesien ist S. 63. ein kleines wenig beachtetes Bruchstück eines mächtigen Nachbarn-Staats, dessen sich „der Stifter des neuen *Rangstaates*, bemächtigte, der kein Reich in *Trümmern* schlug, um das seinige daraus zusammen zu bauen.“ Westpreussen vergiftet Hr. F. wohlbedächtig. S. 128. erfahren wir, dafs die Pamphlets, die Zeitungen, die Gedichte, welche Friedrich II. betrafen oder verherrlichten, zuerst den deutschen Lesergeist geweckt hätten. Eben so übertrieben und eben deswegen entweder Lächeln oder Ueberdrufs erregend als Friedrichs Lob, lauter auch das, was er S. 99. von einigen großen Gelehrten unter seiner Regierung sagt. „Spalding, der *unbefangenste* Deist unter allen protestantischen Theologen und Lehrern; Teller, der Mann mit der *alles zermalmenden* Bibel-Exegese; Eberhard, der *Seligspreeher* der Heiden; Kant, der *Titanische Zertrümmerer* des philosophischen Dogmatismus.“ So gar bis zu einzelnen Worten steigt diese Uebertreibungsfucht. Ruinen oder Trümmern, ist ihm allein nicht genug, sondern S. 63. läßt er die neuen politischen Prachtgebäude in eine schauerhafte *Trümmer-Ruine* zusammen fallen. Diese übermäßige Sorge, das Kind seines Fleisses herauszuputzen, hat denn den Vf. abgehalten, es mit Eigenschaften auszustatten, die ihm einen wahren Werth hätten geben können. Ein paar Anekdoten ausgenommen, lesen wir nur das allgemein Bekannte in mehreren Büchern Erzählte. Die Ordaung, die der Vf. dabey beobachtet hat, ist folgende: 1) Geschichte und verschiedene Epochen von Friedrichs Einfluß auf sein Jahrhundert. 2) Schöner Zusammenklang trefflicher Eigenschaften und Tugenden in Friedrichs Charakter und in seiner Thaten-Geschichte, als eben so vieler großen Ursachen, zur Hervorbringung großer Wirkungen. 3) Friedrichs Wirkungen auf das 18te Jahrh. selbst; und zwar A. auf die Regenten und Großen, die der Vf. politische Welt nennt. Er machte sie aufmerksam auf die Verbesserung der Staatsgebrechen; lehrte sie eine bessere Regierungskunst, durch Anerkennung der Fürstpflichten, der Selbstregierung, einer genauern Staatsökonomie, und Verfassung der Denk- und Schreibfreyheit; bildete drey berühmte Regenten-Charaktere, Catharine II, Joseph II, und Gustav III, und

führte ein ganz neues Kriegssystem ein. B. Auf die intellectuelle und moralische Welt wirkte er, indem er dem eben erwachten Denkgabe einen „mächtigen Anschwung“ gab, die religiöse und allgemeine Aufklärung beförderte, und die Künste und Wissenschaften aufmunterte. Am Ende wird bewiesen, dafs er mehr als Alexander, Julius Caesar, Karl der Große, Gustav Adolph, Heinrich IV., und Peter I. auf sein Jahrhundert gewirkt habe. — Wir zweifeln nicht, wenn Hr. F. seinem falschen Geschmacke, seiner Gewohnheit, Bombast für Erhabenheit zu nehmen, entsagen wollte, dafs er Kraft hätte, sich, mit besserem Glücke als hier, in der Lobrede zu versuchen.

Nr. 2. Hr. G. hat nicht den Fehler, dafs er in den Wolken daher führe, dafs er alles in einer Kraftsprache und in ungewöhnlichen Ausdrücken sagen wollte, oder dafs er in dem Lobe selbst übertriebe. Vielmehr muß man das Gegenheil an ihm tadeln. Sein Stil ist schwach, des Gegenstandes nicht würdig, an vielen Orten vernachlässigt, an andern schleppend. Sein Gegenstand scheint nicht lebhaft genug auf ihn zu wirken, und nur am Ende seiner Schrift sieht man ihn etwas erwärmt. Aeußerst schwächend für die Darstellung ist die häufige Einkleidung der Perioden in Fragen. Er wiederholt sich nicht selten, reißt den Faden seiner Gedanken plötzlich ab, und geht zu etwas anderm über, nimmt manches Triviale auf, und den tiefen Denker vermißt man überall. Allein ungeachtet dieser Unvollkommenheiten müssen wir seine Schrift der ersten weit vorziehen. Sein Lob des Königs ist gerecht, wenn wir eine Stelle S. 43. ausnehmen, nirgends übertrieben, und aus richtig angeesehenen und beurtheilten Thatfachen hergenommen. Freylich fucht er häufig die Schwächen desselben zu entschuldigen, und da, wo der König weit weniger that, als er hätte thun sollen und können, z. B. für die Schulen, wird dem Erwas das gefehlt, wohl zu vieler Werth beygelegt. Aber dieß ist einem Lobredner schon zu verzeihen. Auch mancher einzelne Satz scheint Rec. tadelhaft. So würden wir z. B. nicht wie der Vf. S. 70. wenn wir Friedrich als ein außerordentliches Genie, dem das ein Sporn ist, was andere abschreckt, loben wollten, gesagt haben: „Weil sein Vater die Wissenschaften haßte, so liebte er sie.“ Das ist eine Eigenschaft sehr vieler schlechten Menschen, die nichts weniger als Genies sind. Auch glauben wir wohl nicht, dafs Friedrich in diesem individuellen Falle sich von dieser Motive habe leiten lassen, wenn sie gleich in manche andere von seinen Handlungen Einfluß hatte. Die Ordnung, der Hr. G. folgt, ist weniger künstlich, als die Hr. F. wählte. Nach einer allgemeinen Einleitung, untersucht er: 1) die Beschaffenheit der Aufklärung und Ausbildung des 18ten Jahrh. bis zum J. 1740, und fragt 2) was hätte man nach der fehlerhaften Beschaffenheit desselben, davon in der zweyten Hälfte erwarten sollen, und wie ist hingegen sein Zustand? 3) Hat Friedrich der Große auf die Veränderung Einfluß gehabt? Dieser Abschnitt ist der allerchwächste und



und man könnte ihn beynabe ganz wegstreichen. 4) Welchen Einfluß hat er darauf gehabt? Sein Einfluß war A. ein allgemeiner a) auf die Denkart aller Stände, in Rücksicht auf Staatswissenschaft, Toleranz, Pressfreyheit, Menschenwerth, Menschenrechte, und Annäherung der mancherley Stände; b) er wirkte auf die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit; c) auf eine bessere Rechtspflege und Gesetzgebung; d) auf die Landwirthschaft, den Handel, die Fabriken und Manufacturen. (So geneigt man ist, Friedrichs Verfahren in Hinsicht des Handels zu tadeln: so stimmen wir doch dem völlig bey, was der Vf. sagt.) e) auf die öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Davon sollte man lieber schweigen. Was geschah, geschah nicht durch ihn; die Ausrufungen S. 117. Rehen daher nicht am rechten Orte. Er hatte aber auch einen besondern, und vorzüglichen Einfluß a) auf die Kriegswissenschaft; b) auf die schönen Künste; c) auf die schönen Wissenschaften. (Er möchte hier wohl zu gros vorgestellt seyn;) d) auf den kirchlichen Zustand, die Religion, Moral, und Moralität. Dieser Abschnitt ist der vorzüglichste in der ganzen Schrift, und man sieht wohl, daß Hr. G. hier in seiner Sphäre ist. Was er in Hinsicht der Meynungen und des Verfahrens des Königs in Kirchlichen- und Religions-Angelegenheiten, lobt, tadelt, entschuldigt, ist der Wahrheit, der Vernunft und dem gereinigten Christenthume gemäß, und erregt für Hn. G. viele Hochachtung.

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Grundriß einer Geschichte des Privatlebens der deutschen Fürsten.* — Aus der Handschrift eines Veteranen herausgegeben von T.Z. 1801. 108 S. 8. (8 gr.)

Es ist ein guter Gedanke, durch Gegeneinanderstellung der ältern und neuern Zeiten den großen Abstand in Hinsicht auf den Begriff eines Fürsten zeigen, und durch ein lebhaftes Gemälde darlegen zu wollen, wie er seine Zeit ehemals verlebe, und wie er sie jetzt verlebe. Das erstere hat keine Schwierigkeiten; niemand findet etwas gegen den Schriftsteller einzuwenden, der die Bruchstücke von der Lebensart der alten Vorsteher des Volks sammelt: wer aber in unsern Tagen mit der näheren Entwicklung dieses Gegenstandes sich befassen wollte, dürfte wohl von mehreren Seiten her nicht ohne Anfechtung bleiben. Der Vf. wagt sich daher mit Wohlbedacht nicht an die Zeiten nach dem hubertsburger Frieden, und bleibt auch in der nächst vorhergehenden nur bey sehr allgemeinen Schilderungen stehen. Dafür giebt er uns aber zugleich zum Besten, was der Titel des Buchs nicht erwarten läßt: das Entstehen und allmälige Emporwachen der Fürsten, bis zur Bildung des erhabenen Begriffs, den wir jetzt von ihnen haben. Recht hat der Vf., der nach mehreren Aeußerungen im Anfange der Auseinandersetzung ein Adlicher ist, wenn er versichert, daß im Karolingischen Zeitalter die verschiedenen Classen der Stände sich noch lange nicht so, wie in

spättern Perioden abgefondert hatten; daß der Herzog bloß ein Amt bekleidete, welches seiner Familie keinen weitem Vorzug vor andern gab; aber er irrt sehr in der Behauptung, daß „zwischen dem gemeinen Edelmann, der auf seinem Hofe saß, Niemanden unter sich hatte, als ein paar hundert Bauern, die ihm das Land bauen mußten, und dem Herzog der Provinz kein Unterschied des Standes war.“ Zu der Zeit, wo der Herzog als bloßer Gouverneur des Königs die Provinz dirigitte, gabs keinen Edelmann, noch weniger einen, dem etliche hundert Bauern das Feld bearbeiteten. Und wo möchte wohl der Vf. den Beleg zu Stellen herholen, von denen wir eine ausheben wollen, S. 9. „Der Sohn des Herzogs lernte Stallmeistersdienste, dem Vater die Waffen tragen, schlug sich täglich mit seinen Kameraden herum; und wäre sein Vater auch Kaiser gewesen, so hätte der Junge sich nicht unterstehen dürfen, einem alten Ritter zu pocken; er wäre gestraft worden, wie der geringste Bube des Edelmanns.“ Aus solchen Aeußerungen scheint ungeläuterter Adelsstolz hervorzuleuchten; denn wenn wir bey diesen ältesten Zeiten, welche der Vf. darstellen will, auch bis auf Wilhelm von Holland herunter gehen, der sich erst zum Ritter schlagen ließ, als er Kaiser wurde: so beweist dies nur, daß der Ritterstand geehrt war, daß er selbst Ritter seyn wollte, um selbst Ritter schlagen zu können, und daß er dies bey seinem bisherigen Stande als Regent einer Grafschaft für unnöthig gehalten hatte. Von einer Gleichstellung der Kaisersöhne mit dem Adlichen schweigt aber, soviel Rec. weiß, die ganze Geschichte. S. 12. „Der junge Fürst war nur als Edelmann, nicht einmal als Ritter geboren. Fürst mußte er erst werden, erst ein Fürstenthum erlangen, wie der *Candidatus Theologiae* ein Pastorat erhält.“ Beynabe soviel Verstöße gegen die Geschichte als hingeworfene Worte. Der Fürst war nur als Edelmann geboren. Ja wohl; und nur er allein; das was man jetzt Edelmann nennt, existirte damals noch nicht. Er war nicht einmal als Ritter geboren. Natürlich, weil es zu der Zeit, als der Herzog in des Königs Namen die Provinz nur verwaltete, noch keinen Ritter gab. Er mußte erst Fürst werden. Nein; Herzog konnte er werden, Fürstenthümer waren nicht vorhanden; und der Name *Princeps* zeigte an, daß sein Geschlecht unter die ersten der Nation gehörte. S. 15. „Wenn auch der Kaiser eines gemeinen Edelmanns Tochter heyrathete, so war sie immer noch seines Gleichen. Denn Aemter machen noch keine besonderen Stände.“ Welche Arroganz! und so ganz aus der Luft gegriffen. Vom Adel hat der Vf. gar fürchterliche Begriffe. S. 6. „Im Anfange dieser Periode war nicht einmal die Gränze zwischen dem bloßen *Ingenuo* und dem *von Adel* recht bestimmt. Der reichere *Ingenuus* verlor sich unter dem Adel, wie vielleicht oft der arm gewordene *Adeliche* zum *Ingenuo* herab sank, wenn er kein Pferd halten, und durch Heers-Bann aufgerufen, nicht mehr ritterlich gewaffnet erscheinen konnte.“ Also will

will wenigstens der Vf. nicht wissen, daß der ursprünglich allen Franken gemeinschaftliche Titel *Ingenuus* nach den Karolingern zur Seltenheit wurde, daß fast nur ausschließend Männer aus Familien vom eigentlichen, das heißt höhern Adel ihn führten, und bey der Unterschrift in Diplomen deswegen sorgfältig das gleichbedeutende Wort *liber* beyfügten; daß hingegen das, was wir Adel nennen, erst vom elften und zwölften Jahrhunderte an, größtentheils aus Ministerialen, die der Regel nach nichts weniger als *Ingenui* waren, erwuchs; daß eher der Bergbauer in den Gegenden, wohin die Unterdrückung weniger gereicht hatte, sich *Ingenuus* nennen konnte, als bey weitem der größte Theil der Classe, die wir jetzt Edelleute nennen? — Setzt man sich aber über diese Ausbrüche des Adelgefühls hinweg: so wird man den Vf. als belebenden und denkenden Mann finden, der über die ältere Handlungsweise der Fürsten das Bemerkenswerthe mit sorgfältiger Auswahl vorträgt. Vielleicht gefallen mehreren unserer Leser einzelne hierausgehobene Züge. S. 63. „Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz spielte mit dem Bischof von Eichstädt Karten, und setzte auf jedes Blatt 1. Kreuzer. Der Bischof machte ihm aber eine Gewissenssache aus diesem hohen Spiel: das sey zuviel, sagte er; man könne auf solche Art wohl einen Gulden verlieren.“ Die Fürstentöchter hießen vor dem dreißigjährigen Kriege noch nicht Prinzessinnen, sondern Jungfern und Fräulein; und mit natürlichen Töchtern machte man gar keine Umstände. S. 77. „Der Jude Lippold in seiner Rechnung für den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, wenn er etwas für dessen natürliche Tochter zu berechnen hatte, setzte gerade hin: für das Hurkind Magdalachen.“ Kein Fürst durfte es wagen, seine Maitresse bey Hofe öffentlich zu produciren. S. 84. „Heinrich der Jüngere Herzog von Braunschweig, wollte sich die bekannte Eva von Trot-

ta als Maitresse öffentlich halten; aber alle Fürsten schrieen gegen ihn. Er ließ sie daher zu Gandersheim sterben, (soll heißen: er gab vor sie sey gestorben) öffentlich begraben, in der Stille aber auf eines seiner Schlösser bringen, wo er sieben Kinder von ihr zeugte, bis die Sache von neuem zur Sprache kam.“ Alle diese edle, wenn auch öfters etwas steife und bigotte Einfalt änderte sich mit dem dreißigjährigen Krieg. S. 93. „Ludwig XIV. setzte unsern Fürsten in den Kopf, daß jeder derselben, seiner Art nach, einen Souverain spielen könnte, — da sie das Recht Bündnisse zu schließen und Krieg zu führen gewannen. — Der ganze alte häusliche Ton hat sich daher völlig geändert“ etc. Wenn aber der Vf. sagt, der Titel *Durchlaucht* sey jetzt erst angekommen: so irrt er; schon unter Kaiser Karl V. war er gewöhnlich. S. 98. „Wehe den Landesständen, wenn sie sich nicht bey so aufgeklärter Verfassung freywillig zu frohen Werkzeugen aller fürstlichen Launen machen ließen! Vergeblich wird der Fürst seine Soldaten nicht halten. Die Stände müssen nothwendig mehr bezahlen als vorher, weil der Fürst so große Anstalten zu ihrer Vertheidigung macht, die desto lobenswürdiger sind, da kein Feind in der Ferne und in der Nähe ist“ etc. — S. 101. „Im J. 1686 hatte es in Wirtemberg große Unterhandlungen gekostet, bis sich Prälaten und Landschaft entschlossen, 200 Mann zur Landesdefension werben zu lassen; aber funfzig Jahre nachher, 1736, war es schon so weit gekommen, daß Kraft einer Bewilligung der Stände 12000 Mann aufgestellt werden sollten.“ — Am Ende zieht er den Schluß: „wenn Deutschland noch lange hin nicht einen Herrn bekommt, und die Verfassung in den deutschen Fürstenthäusern in eben dem Verhältniß fortschreitet, als man bey den meisten seit dem Hubertsburger Frieden wahrnimmt: so wird Deutschland das *glücklichste Reich* in Europa werden.“

## KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. Halle, b. Hendel: *Beiträge zur Statistik des Saalkreises und der Grafschaft Mansfeld* aus neuen und zuverlässigen Quellen geschöpft von *Friedr. Manitius*. 1801. 32 S. 8. (2 gr.) Mit Einschluß von Halle sind in dieser Flugschrift neun Städte, der auf dem Titel erwähnten Districte, beschrieben, wie solche nach den Kammertabellen, vom Jahre 1797 in Ansehung ihrer Volksmenge, ihres Viehstandes, und ihrer Gewerbe beschaffen waren. Man erfährt aber von einer jeden nicht viel mehr, als schon aus dem topographisch-statistischen Wörterbuch für die preussischen Staaten bekannt

ist, und wenn hin und wieder einzelne Thatfachen angegeben sind, die bey andern fehlen: so sind diese entweder Veränderungen, welche die Zeit hervorbringt, oder Einrichtungen, die man in den meisten kleinen Städten findet. Außer Halle hat der Vf. bloß die unbedeutenden Ortschaften, Alsleben, Cönnern, Gerbstädt, Mansfeld, Leimbach, Löbejün, Schraplau, und Wettin beschrieben. Warum er das Bergamt in Wettin, und die Steinkohlengruben in Löbejün ganz übergangen hat, wissen wir uns nicht zu erklären.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 1. December 1802.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

LANDSHUT, b. Krüll: *Prüfung einzelner Theile des bürgerlichen Rechts.* von F. X. Krüll, Prof. des Rechts in Landshut. 1802. 119 S. 8. (10 gr.)

Man würde sich sehr getäuscht finden, wenn man hier eine Prüfung des bürgerlichen Rechts nach den bis jetzt allgemein anerkannten Quellen der positivrechtlichen Wahrheit erwartete. Der Vf. wählt sich einen weit höhern Standpunkt; er vergleicht, bisher bestrittene und nicht bestrittene Rechtsätze mit den allgemeinen Forderungen der Vernunft, und bekennt sich, selbst in Ansehung der Grundideen des positiven Rechts und seiner verbindenden Kraft, zu einem eigenen Glauben. Jenes ist ihm (S. 91) ein zunächst durch Willkür gesetztes, in irgend einer Zeit in einer bürgerlichen Gesellschaft wirklich aber *bedingt* bestehendes, allgemeines und nothwendiges Recht, zu dessen Constitution die äußerlich gesetzgebende Gewalt durch Ereigniß und Umstände bestimmt wird, welche die Bedingung des positiven Rechts ausmachen. Das Nichtdaseyn oder Aufhören dieser Bedingung benimmt, nach S. 98., dem positiven Rechte seine Wirksamkeit *von selbst*, und eine ausdrückliche Erklärung der äußern Gesetzgebung ist nicht *bestimmend*, sondern nur *declaratorisch* (also wäre sie bloß Form, nicht wesentlicher Grund des positiven bürgerlichen Rechts?), weil es nur ausspricht, was an sich schon wirklich ist. Durch Obervanz und Gewohnheit kann ferner, nach des Vfs. Begriffen, kein Recht begründet werden, und Privilegien überhaupt sind ihm keine rechtmäßigen Titel. Ueber das Auffallende dieser Theorie wollen wir keine Worte verlieren; denn wer wird sich wohl heut zu Tage über sonderbare Meynungen wundern? Dafs aber Hr. K. diesen eigenthümlichen Charakter seines Mafstabs zur Prüfung bürgerlicher Rechtsmaterien nur beyläufig in der zweyten Abhandlung berührt, und sich nicht über die Richtigkeit desselben durch eine gründliche Deduction der zum Grunde liegenden Begriffe und Sätze mit seinen Lesern zu vereinigen gesucht hat, verdient doch mit allem Rechte getadelt zu werden. Sollte nicht bey dieser eigenen Ansicht des positiven Rechts dem Vf. der Gedanke sich aufgedrungen haben, dafs der Werth seines ganzen Unternehmens, selbst als theoretische Untersuchung, betrachtet, von der Wahrheit jener Vorderätze abhängt? Und bleibt bey allen dem nicht immer noch der wichtige Zweifel übrig, ob

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

solche Vergleichenungen des *geltenden* d. i. positiven Rechts mit dem *gültigen* d. i. natürlichen, (wie Hr. K. diesen Unterschied bezeichnet) auch auf *richterliche* Anwendung Einfluß haben kann?

Die erste Abhandlung enthält die *Prüfung der sogenannten willkürlichen Gerichtsbarkeit aus dem richtigen Begriffe der Gerichtsbarkeit*. Der Vf. zeigt, sowohl durch Darstellung der richterlichen Gewalt und der Gerichtsbarkeit überhaupt, als durch Analytirung der einzelnen Gegenstände, welche gewöhnlich zur willkürlichen Gerichtsbarkeit gerechnet werden, dafs letztere zur ausübenden Polizey-Gewalt gehört. In einem Rechtssysteme, oder bey einer neuen Abtheilung der Geschäfte mag immerhin ein richtigerer Begriff der willkürlichen Gerichtsbarkeit, auf den auch andere Rechtsgelehrte schon aufmerksam gemacht haben, zum Grunde gelegt werden; aber nach diesem allgemeinen oder auf irgend eine Art geläuterten Begriff, können doch wohl die Rechte derjenigen, welche einmal Gerichtsbarkeit überhaupt rechtmäßig erworben haben, nicht gemessen werden. Wenn man freylich Ha. K's Theorie annimmt: so ist das Loos solcher Erwerbungen schon im Voraus entschieden. — In der zweyten Abhandlung *Prüfung des innern Nachsteuer- oder Abschloßrechts* schickt der Vf. die Entstehung und den Fortgang dieses Rechtsinstituts, nach der gewöhnlichen Vorstellung, jedoch ohne Hinweisung auf urkundliche Belege voraus, und sucht sodann die Behauptung auszuführen, dafs das ehemalige Recht mittelbarer Städte und Herrschaften, Nachsteuer zu beziehen, erloschen sey, da sein Grund, die vor der Landeshoheit bestandene Privatautonomie, und alle darauf sich beziehende Anstalten sich verloren haben; die Ausübung dieses Rechts sey also unrechtmäßig, und es hätte weder durch Privilegien, noch durch unvordenkliche Gewohnheiten, welche der Vf. in diesem Falle sogar unter die in Nov. 134. c. 1. verworfenen *jura male excogitata* zählt, erhalten werden können. Was aus dem historischen Grunde dieses Rechtsinstituts (mit dem aber der Vf. wieder seine metaphysischen Voraussetzungen vermischt,) zum Nachtheil des Nachsteuerrechts der Mittelbaren gefolgert werden kann, beschränkt sich bloß darauf, dafs nach entstandener Landeshoheit eigentlich ein doppeltes Nachsteuerrecht existirt, das *landesherrliche* und das *mittelbare*, dafs das erstere die Regel ausmacht, und für solches die Vermuthung steht, das letztere aber unter die Ausnahmen gehört, und erwiesen werden muß: beide können neben einander bestehen; dem Landesherrn mag auch unter gewissen

Umständen die Befugnifs zukommen, das Nachsteuerrecht der Mittelbaren zu beschränken oder aufzuheben: damit steht aber die Frage über die Rechtmäßigkeit dieses Nachsteuerrechtes keineswegs in Verbindung. — Der Vf. verspricht die baldige Fortsetzung dieser Versuche, wenn sie einer guten Aufnahme gewürdiget werden.

LEIPZIG, b. Tauchnitz: *Ueber die Natur der Strafrechtswissenschaft*, von D. Karl August Tittmann, kurfürstl. sächsischem Ober-Consistorial-Rathe in Dresden. 71 S. 8. (6 gr.)

Mit dieser Abhandlung macht Hr. T. den Anfang, die *Beiträge zur Strafrechtswissenschaft und deutschen Strafgesetzkunde* zu liefern, welche derselbe in seinen *Grundlinien der Strafrechtswissenschaft* versprochen hat. Da der Vf. dieser Abhandlung noch mehrere andere über einzelne, nach der Ordnung des Systems gewählte Materien folgen lassen will, so dafs am Ende aus denselben ein Commentar über das Ganze entstehen werde: so ist es ohne Widerrede zweckmässig, dafs er mit einer Abhandlung über den Begriff und die Grenzen der Wissenschaft, deren Bearbeitung er sich unterzieht, den Anfang macht. Ob aber der Gegenstand dieser Abhandlungen nicht blofs in Beziehung auf die nachfolgenden Arbeiten glücklich gewählt, sondern auch glücklich bearbeitet worden sey, — ob in dieser Abhandlung, der Begriff und die Grenzen der Wissenschaft wirklich richtiger und besser, als es bisher geschehen, bestimmt worden seyen? — diefs ist eine andre Frage, deren Beantwortung hier dem Rec. obliegt, welche dieser aber, nach seiner innigsten Ueberzeugung, keineswegs bejahend beantworten kann.

Dafs das sogenannte *peinliche Recht* ohne die wissenschaftliche Bearbeitung einer *Strafrechtstheorie* überhaupt nicht wissenschaftlich bearbeitet werden könne, ist aufer Zweifel. Von dieser Ueberzeugung sind alle neuere Bearbeiter des Criminalrechts, wie die Versuche derselben beweisen, ausgegangen, und Rec. ist daher ganz mit Hr. T. einverstanden, wenn dieser S. 26. behauptet, dafs an die Stelle der *peinlichen Rechtswissenschaft* eine *Strafrechtswissenschaft* treten müsse, ob gleich Rec. zu der weiteren Behauptung des Vf., dafs unter den einzelnen Bestimmungen des Zwangsrechtes das Strafrecht als das *höchste* und *weitumfassendste* erscheine, keinen hinreichenden Grund einseht. Die Strafrechtswissenschaft ist Hn. T. *der systematische Inbegriff gewisser, bey der Ausübung des Rechts zu strafen, gültiger Grundsätze*. Das Wort: *gewisser* ist hier offenbar sehr unglücklich gewählt, und in dieser unglücklichen Wahl liegt wohl der Grund zu dem ganzen folgenden *Räsonnement* des Vf. „Hierdurch,“ fährt er nämlich fort, „ist die Strafrechtswissenschaft nur im Allgemeinen beschrieben, der Gegenstand derselben bleibt immer nur schwach angedeutet und die Grenzen sind noch nicht scharf genug gezeichnet.“

Diefs veranlafst ihn denn, eine genauere Verzeichnung zu versuchen. Aber warum, fragt Rec., sind denn diese Grenzen nicht scharf genug gezeichnet, warum ist hierdurch jener Gegenstand nur schwach angedeutet? Gewifs doch nur darum, weil es dem Vf. gefallen hat, ohne allen Grund das, freylich höchst schwankende Wort: *gewisser* in seine Definition aufzunehmen, denn sonst müfste der Gegenstand der Strafrechtswissenschaft und ihre Grenzen so gewifs scharf bestimmt seyn, als der Begriff des Strafrechts ein scharf zu bestimmender Begriff ist. Wir wollen indessen sehen, wohin den Vf. sein Bestreben zu einer feiteren Bestimmung geführt habe.

Unmittelbar, sagt der Vf., und ohne dafs es hierzu einer Einwilligung des mit ihm in Gemeinschaft gesetzten Menschen bedürfte, hat der Mensch nur ein Strafrecht zum Schutz gegen die Entsetzung aus seinem Freyheitsgebiete, d. h. gegen die, absolute oder partielle Vernichtung solcher Kräfte, welche die Bedingung seiner *Existenz* als Mensch enthalten, (Leben, Gesundheit, Freyheit, Eigenthum). Allein der Mensch will nicht blofs seine *Existenz* sichern, nicht blofs in dem *Besitze* des Freyheitsgebietes sich *erhalten*, auch wohl *besinden* will er sich in demselben. Der Zustand des *Wohlbefindens* lafst sich aber nicht denken, ohne das Freyheitsgebiet selbst als *erweitert* zu denken — Da nun jede Erweiterung des Freyheitsgebietes nicht ohne Beschränkung des Freyheitsgebietes Anderer geschehen kann, diese aber nicht geschehen darf und soll: so muß für den Zweck des Wohlbefindens in dem Freyheitsgebiete eine vorausgegangene *Vereinigung* der Menschen für diesen Zweck als notwendig gedacht werden, und dann kann aus dieser Vereinigung auch das Recht, den Zustand des *Wohlbefindens* durch Strafe gegen den Störer zu sichern, entstehen. — Da der Mensch *zuerst*, um seine Existenz zu sichern, *dann* aber auch, um seinen Zustand des Wohlbefindens zu befördern, in den Staat tritt; so ist bey dem Strafrechte des Staats dasselbe Verhältnifs vorhanden, wie bey dem Strafrechte des Menschen aufer dem Staate. Da nun aber in Hinsicht des Grundes des Strafrechts und in Hinsicht der strafbaren Handlungen ein so großer Unterschied zwischen den *Entsetzungen aus dem Freyheitsgebiete* und den *Fährdungen des Wohlbefindens* ist: so können beide nicht Gegenstand einer Wissenschaft seyn — und daher, schließt denn der Vf., ist es am besten, jene Handlungen als die Grundlage der *Strafrechtswissenschaft*, diese hingegen als die Grundlage der *Polizeyrechtswissenschaft* zu betrachten.

Rec. will hier nichts gegen die Art und Weise, wie Hr. T. die polizeylichen Befugniffe des Staats begründet, erinnern, ob er gleich überzeugt ist, dafs diese Begründung keineswegs genüge, sondern alles Polizeyrecht des Staates aus der Begründung des notwendigen Zweckes desselben: die juridische Weltordnung, *auf alle Zeiten hin begründet*, praktisch

tisch darzustellen, unmittelbar fließe; — er will mithin vor der Hand die Ableitung des Vfs. selbst als ganz richtig zum Grunde legen; allein dennoch kann er nicht einsehen, wie Hr. T. glauben kann, hierdurch zwey *reell* verschiedene Wissenschaften abgeleitet zu haben. Mag immerhin der Entstehungsgrund der polizeylichen Rechte von dem der unmittelbar aus der Menschen-Natur abzuleitenden Rechte verschieden seyn, mögen immerhin die Polizeyvergehen von andern Verbrechen sich dadurch unterscheiden, daß jene den Zustand des Wohlbefindens in dem Rechtsgebiete stören, diese das Rechtsgebiet selbst verletzen; — insoferne beide *strafbare* Handlungen sind, haben sie doch einen gemeinschaftlichen Charakter, und durch diesen gemeinschaftlichen Charakter werden sie beide Gegenstand der die Principien der Strafbarkeit menschlicher Handlungen bestimmenden Wissenschaft — der Strafrechtswissenschaft. Es sind dieselben Grundsätze, welche die Größe der Strafbarkeit, dieselben Grundsätze, welche die Anwendung des Strafgesetzes bestimmen, und mithin folgt, daß sie in der Wissenschaft nicht getrennt werden dürfen, sondern daß vielmehr ein vollständiges System der Strafrechtswissenschaft alle bürgerlich strafbaren Handlungen umfassen müsse. Es folgt, daß, wenn man von den zufälligen und außerwesentlichen Verschiedenheiten, welche positive Gesetze in Ansehung der Art des Verfahrens zwischen Polizeyvergehen und Verbrechen begründen, absteht, gar kein andrer Grund vorhanden sey, in der Strafrechtswissenschaft zwischen Polizeyvergehen und Verbrechen zu unterscheiden, als welcher auch vorhanden ist, um in diesen zwey Hauptclassen strafbarer Handlungen weiter zu unterscheiden und z. B. die Lehre von dem *Blorde* von der Lehre von dem *Diebstahle* abzusondern.

PARIS, b. Hacquart u. Rondonneau: *Nouveaux Style des Notaires de Paris* etc. Ouvrage utile à un grand nombre de Personnes; aux Notaires, Hommes de Loi, Avoués, Gens d'Affaires etc. Tome premier. 1802. XX u. 392 S. Tome second. 1802. 402 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Schon längst war es der Wunsch aller Franzosen, einen Maßstab zu besitzen, nach welchem Jeder den Schutz des *Eigenthums*, gesetzlich realisirt sehen möchte, ohne der seit vielen Jahren eingerissenen Chikane einer, über allen Begriff entarteten, Justizverwaltung länger mehr ausgesetzt zu seyn. Dieser gerechte Wunsch ist nunmehr durch das vorliegende Werk erfüllt, indem dasselbe, ohne jedoch es geradezu öffentlich zu bemerken, unter der Aufsicht und mit Vorwissen der Regierung die Presse verlassen hat, auch jedem, nach den bisher noch bestehenden Gesetzen aus der Revolutions-Periode nützlich werden kann, bis man diese in einem Civil-Codex umgeschaffen haben wird. Wer es weiß, wie schwie-

rig die französische Rechtspflege, und mit wie vielen Chikanen und Kosten sie bisher verbunden war, der wird sich mit Tausenden der Einwohner Frankreichs freuen, daß wenigstens der gesetzliche Gang zur *Sicherung des Eigenthums*, durch diesen *Pariser neuen Notariatsstyl*, gegen die früheren republikanischen Gesetze merklich abgekürzt und gegen die Anfälle verschnitzter Advokaten (*Hommes de Loi*) und bestochener Geschwornen (*Jurés*) consolidirt worden. Das Werk zerfällt in *drey Bücher*. In dem *ersten Buche* des 1. Bandes S. 1—85 findet man eine, in 18 Titeln abgefaßte Erklärung von dem Zweck und Nutzen der notariellen Verträge im Allgemeinen, und dem in Paris und in ganz Frankreich insbesondere, wobey die Regeln und Vorschriften angewandt werden, die bey einem Vertrage der Art zu beobachten sind, um sowohl den Notar selbst, als die handelnden Partheyen in einem solchen Act gegen die so leicht mögliche Gefahr einer Nullität zu schützen. Ueberhaupt wird gezeigt, (wie auch in der That wahr ist) daß nur ein notarieller Act, es mag eine schriftliche Verbindlichkeit zweyer oder mehrerer Personen seyn, welche sie wolke, in dem jetzigen Umfange der französischen Republik, die einzige Gesezskraft von Haupte aus enthält, und gar nicht von irgend einer Justizbehörde angefochten werden kann, wenn die darin vorgeschriebenen Formalien, Pflichten und Verbindlichkeiten des Notars, gehörig beobachtet worden. Von diesen handelt dann vorzüglich das *zweyte Buch*, das noch in den *zweyten Band* S. 1—199 übergeht. In diesem wird eine einfache und leichte Anleitung gegeben, nach welchen Regeln und Grundätzen man dergleichen Irrungen in allen möglichen Fällen zu vermeiden, und den Gefahren der Ungültigkeit auszuweichen habe. Allenthalben ist dabey auf die bestehenden Gesetze Rücksicht genommen worden. Damit nun unerfahrene Personen, die das Amt eines Notarius verwalten wollen, eine erläuterte Uebersicht dessen bekommen, was sie für unterhandelnde Partheyen gesetzmässig vollziehen sollen, sind im *dritten Buche* S. 200—393 eine Menge Beyspiele und Formulare angehängt, so wie sie sich zu den verschiedenen Aeten und Verhandlungen eines Notars passen, und nunmehr üblich gemacht werden. Das dem 1sten Bande sowohl als dem 2ten beygefügte *Materien-Register*, erleichtert den Gebrauch merklich, und giebt eine deutliche Uebersicht aller vorkommenden Hauptgegenstände, die in diesem Werke für den Geschäftsgang des Notars anzutreffen sind. Zu einem *dritten Bande*, der für die Notarien in den neuen Departements bestimmt seyn soll, wird noch Hoffnung gemacht. Wir wünschen nur, daß dieser zum Wohl unserer ehemaligen deutschen Brüder, wie die *Sammlung der Verordnungen und Gesetze*, in beiden Sprachen herausgegeben werden möge, indem die französische Sprache, trotz allen kühnen Behauptungen einiger unwissenden Journalisten, *wie leicht nie* — wenigstens in den ersten zehn Jahren.

ren nicht die allgemeine Sprache der Welt werden kann noch wird; die gegenwärtigen Inconvenienzen bey gerichtlichen Verhandlungen, nicht einmal dabey in Anschlag gebracht.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Straßburg*, b. Lervault: *De la Navigation du Rhin*, mémoire imprimé par Ordre du comité consultatif du commerce de Strasbourg. Germinal. An X. 65 S. (1 Fr. 50 C.)

2) (Ohne Druckort, wahrscheinlich: Coblenz): *Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Rhein- und Mosel-Schiffahrt, und über die Mittel, wie dieselbe zu ihrem ehemaligen Flor zurückzubringen seyen.* Von einem Freunde der Handlung. Jahr 10. 1802. 55 S. 8. Schreibp. (5 gr.)

Beide Schriften sind einem und dem nämlichen Gegenstande gewidmet; aber in der Ausführung ganz von einander verschieden. Jene ist im ächten Geiste der Eigennützigkeit, diese nach den Grundsätzen des europäischen Völkerrechts abgefaßt, wobey Gerechtigkeit als das erste Princip der Staats-Moral vorangeschickt wird. Um davon richtig zu urtheilen, wollen wir in der Kürze die wesentlichsten Gegenstände von beiden ausheben.

No. 1. zerfällt in zwey Abschnitte. Im ersten wird zu förderst der Zustand der jetzigen Rheinschiffahrt geschildert, und im zweyten die Mittel vorgeschlagen, wie in der Folge die Verbesserung und Einrichtung derselben, zu treffen seyn möchte. Die Angaben im I. Abschn. wegen der Waaren-Ausfuhr in Frankreich, die über den Rhein ins Ausland verfuhr werden; — die Zahl der bisherigen Zollstädte von Biersort bis an die holländische Grenze an beiden Rhein-ufeln; — die Erhebung und Vertheilung dieser Zölle in den vier Departements, nach der Consular-Verordnung vom 14. Therm. VIII. J. (1 Aug. 1800), und mehr andre Dinge der Art, sind nicht ganz richtig. (Besonders ist das Vorgeben irrig, als wenn das, in gedachtem Beschlusse festgesetzte, Drittel der Zölle nach dem alten Tarif, zur Verbesserung der Dämme, der Deiche, des Ufer- und Strombaues angewandt würde. Noch zur Zeit geschieht dieses nicht, ungeachtet die Deich- und Wasserwerke zu Grunde gehen, die Krippen und Ufer vom Strome eingerissen und weggeschwemmt, auch die Sinkstücke, wie die Pflanzungen auf den Warten am Niederrheine, theils verwahrloset, theils verkauft, und theils zu Wiesenland ausgetrotet werden. Rec. bürgt für die Richtigkeit dieser Thatfachen, die er alle Augenblicke zu beweisen sich erbietet.) — Gegen das bisher von Mainz und Köln unter Genehmigung des französischen Gouvernements ausübte Stapelrecht, ist der Vf. dieses Aufsatzes mit vollem Rechte eingenommen; die Art aber, wie er dagegen die Schiffahrt durch Stationsfahrten einschränken will, ist nicht lobenswürdig. Den bestehenden Douanen-Einrichtungen wird, wie natürlich, nirgends Wehrauch gestreuet, doch werden die Bewohner der vier Departements auf bessere Zeiten und auf die Weisheit des Gouvernements vertröster. Der *Thalweg* (Fahrwasser für eigentliche Handelsschiffe) sey zwar tractatenmäßig die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland; es müsse aber jedem Theile frey stehen, über diese Scheidewand ungehindert hinausfahren zu dürfen. (Das sollte billig so seyn, und das allgemeine Völkerrecht erlaubt dieses um so mehr, da Umstände eintreten können, welche diese Grenze zu überschreiten nöthig machen, z. B. bey Stürmen, hohen und seichten Wasser, Rückwinden und andern Vorfällen mehr. Demungeachtet

hat aber seit zwey Jahren die Erfahrung bestätigt, daß die französischen Mauchbeamten dergleichen Schiffe, die der Gefahr der Elemente entgingen, arretriren und für gute Prisen erklärten. Anderer tractatwidriger Beyspiele nicht zu gedenken. — Der 2te Abschnitt zergliedert die Vorschläge und Wünsche, wie die Schiffahrt auf dem Rheine in der Folge einzurichten sey. Der Eingang desselben steht mit der Fortsetzung, in Absicht der Zölle, in Widerspruche. Zuerst sollen dieselben zum Beiten des Wasserbau-Regals abgeschafft, weiterhin aber S. 55 ff. unter gewissen Modificationen beybehalten, und der Deich- und Uferbau durch Aufgeboth der Landbewohner befördert werden. (Man sieht also klar, daß der Vf. dieses Aufsatzes keinen richtigen Begriff, weder von dem Wasserwerken überhaupt, noch von der Maxime, dieselben zu erhalten, hat. In der Gegend von Straßburg und am Oberrheine mag dies Verfahren anwendbar seyn; aber im nördlichen Theil des Rhur-Departements, wo der preussische Staat, bloß zur Erhaltung des Strom- und Uferbaues im Clevischen, jährlich 100,000 Rthl. Beri. Cour. Eratsmäßig zu verwenden erlaubte, [aufserordentliche Fälle von Ueberschwemmungen, wie die in den Jahren 1784 und 1799, nicht einmal dazu gerechnet], kann diese Malsregel nicht stattfinden, wie die Präfectur-Berichte des Arrondissements von Grefeld und Cleve, an den Minister des Innern vom J. IX und X. hinlänglich bestätigen, wovon Rec. aus acht Quellen unterrichtet ist.) — Ferner: In Köln, Koblenz, Mainz und Straßburg müßten wieder Schiffer-Innungen, die man gleich zu Anfange der Revolution einstimmig abschaffte, errichtet werden, damit kein Schiffer, *wer er auch sey*, über seine Station hinausfahren dürfe, u. s. w. Dieß alles und viele andre Dinge mehr, die den Handel und die Schiffahrt beiderseitiger Uferbewohner gänzlich einzuschränken bestimmt sind, werden unter dem Vorwande der *Sicherheit des Handels* vorgeschlagen. Wie kann aber dabey die *tractatenmäßige freye Schiffahrt* für beide Völker stattfinden? —

No. 2. theilt die Beobachtungen über diese Gegenstände in 5 Paragraphen ein. Im 1stem untersucht der Vf. den Thalweg des Rheins; im 2ten die Rheinzölle; im 3ten die Moselzölle; im 4tem die Mauthen, und im 5ten das Stapelrecht und fügt allenthalben richtige Bemerkungen bey. Auch beweiset er seine Grundätze, wo es erforderlich ist, mit Stellen aus dem allgemeinen Staats- und Völkerrechte, und wird da am gründlichsten, wo es auf die gegenseitige Wohlfahrt der Völker ankommt; nur in Ablicht der Gränze Frankreichs und Deutschlands, hätten wir gewünscht, lehrreichere Bemerkungen anzutreffen. Denn schon *Montesquieu* sagt deutlich (*l'Esprit des Loix* P. VII. Liv. 25. : *Du sollst nicht wider meine Erhaltung handeln; deine Grenzen nicht überschreiten, und meine Glückseligkeit, durch Anwendung deiner Kräfte zerstören.* Und haben nicht *Gratius* (*de jure belli et pac.* L. II. c. 3. p. 138—43.) *Moser* (*Versuch* etc. 5r Th. S. 229, 284, 288, 307; *Beiträge* etc. 5r Th. S. 237 und *Nachbarlich. Staatsrecht*, S. 4 o.); *Günther* (*Europ. Völkerr.* 2r Th. S. 20 ff. und S. 55 ff.) und mehr andre Lehrer des Staats- und Völkerrechts diesen Gegenstand nach richtigen Principien gewürdigt? und wie kann die Stelle S. 12. gerechtfertigt werden, da die Erfahrung und das Princip in *Jollivets* Schrift: *Du Thalweg* etc. derselben geradezu widerpricht? —

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. December 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Mawman: *Travels through Sweden, Finland and Lappland to the North Cap in the years 1798 and 1799.* By Joseph Acerbi. In two Volumes. Illustrated with seventeen elegant Engravings. 1802. Vol. I. 396 S. Vol. II. 380 S. gr. 4.

Der Vf., ein geborner Italiener, machte die Reise durch Finnland und Lappland in Gesellschaft mit dem schwedischen Obersten Skjöldebrand, dessen prächtige Kupfer und nette Beschreibungen das Publikum bereits unter dem Titel: *Voyage pittoresque au Cap Nord.* Gr. Fol. Stockh. 1801. (S. A. L. Z. 1802. N. III.) mit Beyfall aufgenommen hat. An dieser Arbeit, welche überall den sichern Stempel der ungekünstelten Wahrheit trägt, hofft man nach ihrer Vollendung einen Leitfaden zur Beurtheilung der Nachrichten von Finnland und Lappland, sowohl früherer Schriftsteller als auch Acerbi's zu erhalten. Das Werk dieses letztern, das Rec. hier nur vorzüglich in Rücksicht auf das, was Schweden angeht, prüfen wird, da er dieses Land bey einem längern Aufenthalte darin ziemlich kennt, bedarf eines solchen kritischen Hülfsmittels. Gleich seinen meisten Vorgängern, welche als reisende Fremde Anmerkungen über dies Reich gemacht haben, ist Hr. A. nicht genau genug in seinen Angaben; und ob er sie gleich gewissermassen in dieser Hinsicht übertrifft: so kann sich doch Rec. nicht der Bemerkung enthalten, dafs es in der That sonderbar ist, dafs die Reisenden so selten die nördlichen Länder und Einwohner Europens, die im allgemeinen noch ziemlich unbekannt sind, in dem wahren und verdienten Gesichtspunkte beobachtet haben. Liegt die Ursache in der Begierde des Vf., das, was er erfuh, als etwas ungeheures und unerwartetes darzustellen; oder will er seiner Arbeit durch das Wunderbare einen grössern Werth verschaffen; oder rühren diese Mißgriffe von dem Mangel zuverlässiger Aufklärungen her; oder auch von des Vf. Leichtsinne oder Unkunde? Das entscheidet Rec. nicht; aber aus Hn. A. eigenen im Anfange beygebrachten Bemerkungen über dasjenige, was ein Reisebeschreiber in acht nehmen, und über die Gefahren, denen er ausweichen müsse, scheint es, als ob sein eignes Bewusstsein bey seinen Lesern eine ihm unangenehme Entdeckung zu veranlassen, der er zuvorkommen zu müssen glaubte. Es gehört gewifs ein hoher Grad von anhaltendem Fleisse, Geduld und

A. L. Z. 1802. Vierter Band,

Wahrheitsliebe dazu, um nicht auf eine oder die andere Seite mißgeleitet zu werden, wenn man seine Nachrichten öfters aus wenigen oder nicht bekannten Quellen schöpfen, und bisweilen eine Sprache gebrauchen muß, die auf einer oder vielleicht auf beiden Seiten nicht zur Hälfte verstanden wird. Aber eben deswegen muß man nicht alles dasjenige schreiben oder berichten, was man hört oder zu hören glaubt, ohne völlige Ueberzeugung von deren Wahrheit. Wir werden bald Gelegenheit haben, zu zeigen, warum diese Anmerkungen hier eine Stelle fanden. Vorher wollen wir aber ein paar Worte über die sogleich auf dem ersten Blick in die Augen fallenden Kupferstiche sagen. Sie sind im allgemeinen wohl gestochen, obgleich die Zeichnung bisweilen minder glücklich zu seyn scheint. Voran steht des Vf. Bildniß mit dem hochtrabenden Sinnspruche: *Sistimus hic tandem nobis ubi desuit orbis.* Die Karte in Royal-Folio über den nördlichen Theil Schwedens von Skara und Wenersborg an bis zum Eismeere, ganz Finnland mit einbegriffen, ist eine unvollkommene Copie der Hermelinschen, und enthält nicht einmal die Namen aller von dem Vf. bereiseten Oerter. Das erste Kupfer stellt eine übel ja falsch gewählte *Winter Scene zu Stockholm* dar; z. B. eine Wasser-Tonne auf einem Karren gehört nicht für den Winter, sondern für den Sommer. Bey dem zweyten, der *Reise über Ålandshof*, mögen Kenner beurtheilen, ob Hr. A. den Skjöldebrand, oder dieser jenen abgezeichnet habe. Bey dem dritten, einer *ungewöhnlichen Weise zu singen*, hat wohl das Ohr, aber nicht das Auge etwas zu thun. Das vierte stellt den *Anfall eines Bären von einem Finnen mit einem Spieß* dar. Von dem fünften: *Gefährliche Reise über das Eis*, gilt das bey dem zweyten Gesagte. Bey dem sechsten, *wie die Finnen die Eichhörner schießen*, ist das Mißverhältniß der Figuren sehr auffallend; eben so auf dem siebenten: einem *finnischen Baude*. Im zweyten Baude kommen aufser der Karte vor auf dem achten; zwey *lappländische Fischer*; auf dem neunten eine *lappländische Familie, welche Fische brätet*; auf dem zehnten ein *Berg und ein lappländisches Zelt, nebst Rennthieren*; auf dem elften eine *Eule, Strix lapponica*, illuminirt; auf dem zwölften *Corvus lapponicus*, auch illuminirt; auf dem dreyzehnten neue Insecten: *Sivex nigricornis, Apis alpina, Ap. lapponica, Bombyx alpina, Noctua alpicola, Apis arctica*; auf dem vierzehnten *Papilio Emilia, Leptura spadicea, Lept. thoracica, Bombyx lapponica*; auf dem funfzehnten *Papilio Sophia, Tinea leucomela, Dyticus alpinus, Silpha to-*



mentosa. *Coccinella lapponica*. *Coccin. hyperborea*. *Dasyses linearis*. *Lymexylon paradoxum*. *Curculio arcticus*. *Leptura smaragdula*. *Carabus alpinus*. *Hypulus quadriguttatus*. *Cantharis alpina*. *Rhagium fennicum*. *Cerambyx fennicus*. *Scarites arcticus*. *Elater costalis*. Alle Insecten sind zwar illuminirt; die Zeichnungen aber scheinen von einer ungeübten Hand zu kommen, und sehn Holzschnitten oder nachgemachten chinesischen oder japanischen Figuren ähnlich. Wir vermissen die Gewächse, ob sich gleich der Vf. durch die eingerückten Pflanzen Verzeichnisse das Ansehen eines Botanikers geben will. In einem Anhang folgen Noten über die National-Musik; auch der Reiseweg von Stockholm nach Finnland, Lappland u. s. w. mit der Entfernung der Posthäuser von einander, der Ausgaben u. s. w.

Aus der Reisebeschreibung selbst soll nun eins und das andere angemerkt werden, ohne das sich die Kritik in Kleinigkeiten einläßt. Der erste Band stellt in 30 Kapiteln den historischen, politischen, moralischen, statistischen und ökonomischen Zustand Schwedens und Finnlands dar. Der Stil, er rühre nun von dem Vf. oder von einem englischen Bearbeiter her, ist größtentheils gut. Dies Verdienst verliert aber durch eine zu oft bewiesene Flüchtigkeit in Beurtheilung und eine zu nachlässige Prüfung der für die Reise gesammelten Materialien. Bereits S. 4. wird Wermeland (nicht *Warmerland*, wie Hr. A. schreibt) ein unangenehmer Landes-Strich mit nackten Klippen und häßlichen Bergen genannt. Wenn man aber bedenkt, das diese Provinz wohl bewohnt und bebauet ist, viele Eisenbergwerke und Rittergüter hat, und durch Ströme und Seen sehr durchschnitten ist: so findet man bald, das Hr. A. das Land entweder gar nicht oder nicht recht gesehen hat. Nach seiner eigenen Anmerkung fand es Coxe angenehm. Da der Vf. die schwedischen Landwege, die überhaupt vortreflich und viel besser, als in Deutschland sind, mit den englischen vergleicht: so hat er recht; aber in der Angabe der Ursachen, wesswegen es keine Frachtwagen und Dilligencen giebt, ist er gleich andern Reisenden, und noch neulich Hn. *Lenz*, übel unterrichtet worden. Rec. erinnert sich, das während seines Aufenthalts in Schweden dergleichen angelegt wurden, aber aus Mangel an Reisenden und Frachtwaaren keinen Bestand hatten. Man muß den Vf. beklagen, wenn man ihm glaubt, das zwischen Helsingborg und Stockholm (beynahe eine Strecke von 400 englischen Meilen) nichts was einem Wirthshause ähnlich war, angetroffen werde. Coxe fand es auch ganz anders (*Travels* Tom. IV. S. 330—335.) Ganz falsch ist es, das man bey dem Eintritte in Schweden genöthiget werde, sein eigenes Fuhrwerk zurück zu lassen, und ein anderes unbequemes dafür anzunehmen. Bey den ganz ebenen Landwegen kann man mit breiten und schmalen Wagen fahren, da man in andern Ländern bey dem breiten oder schmalen Gleise oft in große Verlegenheit geräth. Der Vf. widerspricht sich auch selbst, indem er sich beklagt, das er vor seinem

Wagen, der in Deutschland von drey Pferden gezogen worden seyn soll, bis sieben habe vortspannen müssen. Eine schwedische Meile, (das ist anderthalb deutsche und beynahe sieben englische Meilen) in einer Stunde zu machen, welches gewöhnlich in Schweden ist, heißt doch wohl nicht langsam fahren; und für das Pferd acht Schillinge in Reichsschuldzetteln, oder drey bis vier Groschen Conventions-Münze wird kein Verändiger theuer finden; da man noch ohnehin von dem Prellen der Postillione, des Wege- und Brückengeldes u. dgl. gänzlich frey ist. Ueberdies reiset man unbewaffnet und doch ganz sicher unter einem stillen Volke. In einer Anmerkung S. II. heißt es: *Gripsholm* sey ein gänzlich unbewohnbares Schloß. Gleichwohl wohnt Gustav III. öfters daselbst, und der jetzige König und die Königin hielten sich mit den Badenschen Herrschafren daselbst im Herbst 1801 auf. Außer der anderweitigen Pracht findet sich daselbst ein Theater, dessen Wände mit Spiegelglase bekleidet sind. — Von Helsingborg reiste der Vf. über Warberg nach Gothenburg, besah die Schleusen zu Trollhätta, und kam im Herbst 1798 nach Stockholm. *Gothenburg* hat seinen Beyfall, und das Frauenzimmer daselbst vom bessern Stande erhält großes Lob. Es sey liebenswürdig und mit fremden Sprachen bekannt. Die Volks-Menge wird zu 15,000 angegeben, welches der Wahrheit ziemlich nahe kömmt. Das ostindische Haus und das Sahlgrensche Hospital für 30 Kranke werden beschrieben. Der Handel sey blühend, und werde mit 250 Fahrzeugen betrieben; außerdem werde der Hafen noch jährlich von etwa 500 schwedischen und 800 ausländischen Schiffen besucht. Der Heringsfang, der im October anfangt und bis zum Schlaße des Februars, ja auch wohl des Märztes getrieben werde, trage hauptsächlich zum Flore der Stadt bey. Ein zu Mittage eingeladener Fremde esse auch ohne neue Einladung des Abends auf derselbigen Stelle. Vor und nach der Mahlzeit wurde in der Stille kurz gebetet, und indem die Gäste dem Wirth dankten, so versichere ihnen dieser, das sie herzlich willkommen wären. Hier verwechselt der Vf. die Wörter: Willkommen! und wohlbekomme es! mit einander. Letzteres braucht der Wirth bey dieser Gelegenheit, jenes bey der Ankunft der Gäste. Diese Sitte, welche Rec. nicht allgemein in Schweden fand, soll nach des Vf. Berichte an einigen Oerrern in England gebräuchlich seyn. — Mit Vergnügen liest man die Anmerkungen über Trollhätta. Die zu einem großen Theile durch die Felsen gesprengten Schleusen und den Canal nebst dem sechszig Fufs hohen Wasserfalle sieht er mit Recht für höchstmerkwürdig an. Diese bewundernswürdige Arbeit ist durch den Zusammenschuß und auf die Veranstaltung von Privatpersonen ausgeführt worden, nachdem es die Regierung ein Jahrhundert hindurch fruchtlos versucht hatte, zum Beweise, was das Interesse von Privatleuten bewirken kann. Der Kanal ist beynahe drey englische Meilen lang, 36 Fufs breit,  
hie

hie und da über 50 Fufs tief, und hat neun Schleusen. Wenn er, da er die Schiffahrt zum Wenner öffnet, mit dem See Hjelmars vereinigt wird, und dieser wiederum mit dem Mäler; so können die Waaren auf denselbigen Schiffen von Gothenburg nach Stockholm verführt, und es kann der Oerefunds-Zoll erspart werden. Der Vf. merkt hierbey an: dafs dieser Kanal, als die schwedische Nation charakterisirend, angesehen werden könne; sie zeigre sich hier zu großen Unternehmungen geeignet, und ausgezeichnet für mechanische Erfindungen. Er sieht diese Schleusen-Einrichtung für die erste in der Welt an, und erhebt sie über alle Kanäle in England, so wie über den berühmten Languedokischen Kanal in Frankreich. Unter den Geraide Arten Schwedens hat der Vf. nur in Schonen und bey Upsala Waizen gesehen, da er doch keinesweges in Schweden und Finnland selten ist; es müßte denn eine Ausnahme in den nördlichen Provinzen statt finden. Unrichtig ist die Anmerkung, dafs das Auslaufen der Wälder die Ursache zu der Unfruchtbarkeit des Feldes sey. Die Kälte hält sich länger in Wäldern und Schatten, Sumpfen und Morästen u. s. w. Diese vermehren die Härte des waldichten Erdreiches. Eben so unrichtig ist des Vf. Bemerkung, dafs die Vornehmen und Reichen den Sommer über in Schonen, dem Paradiese Schwedens, zubringen; die Meisten wohnen viel näher bey Stockholm.

Die Lage der Stadt *Stockholm* rühmt er. Unter den acht Inseln, worauf sie seiner Angabe nach gebauet seyn soll, brauchte Längholmen nicht angeführt zu werden. Darauf steht bloß das Zoll-Gebäude, das Spinn- und Zuchtbaus und der kleine Werft zu Jagd Schiffen. Da der Vf. Blasjeholmen (S. 37) nennt: so begeht er in der Zeitrechnung einen häßlichen Irrthum von fast vierhalb Jahrhunderten. Die zur Regierungszeit des Königs Albrecht so berühmten Hüttenbrüder verwechselt er mit den seit dem Reichstage auf gekommenen sogenannten Hütten und Müttern, und sagt von jenen, was von diesen gilt; so wie er an mehreren Stellen Personen, den Bischof Munk mit dem Prof. Munthe, und die Grafen Bunge und Bonde und andere mit einander verwechselt. Dafs das Rathhaus und Gustav's J. Bildsäule auf Ritterholmen stehen, ist unrichtig; man findet sie auf dem Ritterhaus-Markte: allein für unsern Vf. waren *Ridderholmen* und *Ridderhustarget* dasselbige. — Die Aussicht von der Norderbrücke wird mit Recht als sehr angenehm beschrieben. — Der Vf. sah eine Zuckerriederey in der größten Kälte brennen; das Wasser, womit das Haus bespritzt ward, frore sogleich zu Eis, und das Haus blieb mehrere Tage hinterher damit überzogen. Gleich andern Reisebeschreibern bemerkte der Vf., dafs das Kartenspiel, besonders *Boston*, ein sehr gewöhnlicher Zeitvertreib in Schweden sind. — *Drottningholm* wird als ein angenehmes, wohlgebautes königl. Lustschloß angegeben. Viele im dreißigjährigen Kriege von Prag weggeführte mythologische Figu-

ren von Metall sind in dem Garten aufgestellt. Im Schlosse finden sich eine gute Bibliothek, seltene Handschriften, hebräische Gefäße von großem Werthe u. dgl. Ueber das Karussell auf Drottningholm, macht er verschiedene vernünftige und freye Bemerkungen; nur ist es falsch, dafs es jährlich angestellt würde. Er gedenkt der Spatzierfahrt nach dem Thiergarten bey der Stadt am ersten May, welche bey gutem Wetter von den königl. Personen im größten Staate und von den Vornehmen und Reichen angestellt wird. Dafs aber jene diese Fahrt wieder den 24ten Jun. anstellen, dafs sie dann bis zum Schlusse des Monats unter Zelten wohnen, und einer aus der Stadt-Befahrung gebildeten Campirung beywohnen, ist abermals eine Zusammenschmelzung mehrerer nicht zusammengehörigen und größtentheils falschen Umstände. — Den September und October, nebst dem May und Junius, wo die Zerbrechung des Eises geschehen soll, sieht der Vf. als besonders beschwerlich für Stockholm an; allein da ist das Eis und das Thauwetter längst vortbey. Vermuthlich war dies in seinem Tagebuche für Torneå aufgezeichnet, dahin möchte es passen, aber keinesweges für Stockholm. Der Vf. litt minder an der Kälte zu Stockholm (gegen 25° des Celsius'schen Thermometers; warum nahm er nicht den damaligen höchsten Grad der Kälte, welcher bis zu 30 ging?), als bey der weit geringern Kalte Italiens. — Die schwedischen Wohnzimmer und die Art sie zu erwärmen, werden gerühmt. — Zu Stockholm gab es damals drey Theater: die königl. Oper und das dramatische, auch ein komisches Privat-Theater; außerdem Börsen-Assembleen, Vauxhall und private Tanz-Einrichtungen. — Musik und Gesang, Oper und Concerte u. dgl. sollen nach Hn. A's Meynung in schlechtem Zustande seyn. Mit aller Achtung gegen des Vf. musikalisches Beurtheilungs-Recht glaubt doch Rec., dafs sein Urtheil einige Einschränkung leide. Hr. Häffner (nicht Häffner) ist als ein sehr guter Theoretiker bekannt; außerdem giebt es viele geschickte Liebhaber. Die Namen der übrigen Musiker sind Rec. ganz unbekannt, vielleicht auch nur unrichtig geschrieben und also unkenntlich. — Das schwedische Frauenzimmer findet der Vf. im Allgemeinen genommen schön bey ausgezeichneter Stille und Gemüthsruhe im Angesichte, aber ohne das Feuer und die Leidenschaften, welche bey den Schönheiten Italiens und Frankreichs sichtbar seyen. Er gesteht, dafs es eine gute Erziehung genieße, spricht ihm aber das Interessante in den Gesellschaften ab, welches man bey dem weiblichen Geschlechte in Italien antrefse; und giebt als eine Ursache davon an, dafs das männliche ihm so wenige Höflichkeit beweise. Uns scheint es aber mehr in der Art häuslicher Bildung, in dem Klima und der allgemeinen Ernsthafteigkeit der Nation zu liegen. — Ein Klubb, unter dem Namen: Societät, ist für Reisende der angenehmste Ort; da findet man allezeit gute Gesellschaft, allerley Zeitungen und gutes Essen.

fen. Derjenige, welcher des Vf. Leichtgläubigkeit mit der Nachricht von der Zubereitungsart des schwarzen und dabey süßen Brodes versuchte, hat seine Absicht gegen seine Vermuthung erreicht. Wie sollte wohl das Spülwasser von den Zuckerfiedereyen zu allem dem süßen, oder sogenannten Limpebrod, welches zu Stockholm und in ganz Schweden gebacken wird, zureichen? Dergleichen zuglauben ist ungereimt. — Die schwedische Kleidertracht ist minder kostbar, als die in andern Ländern, weil Farbe und Form ziemlich bestimmt sind. Der Vf. sieht den Hof zu Stockholm für den ceremoniellesten unter allen Höfen an, und seiner Meynung nach ist Gustav III. der Urheber davon. Die Mahlzeiten und der Umgang dieses Königs waren stets heiter, sinnreich und lebhaft; jetzt verhalte es sich ganz anders. (S. 76.) Er stellt eine Vergleichung zwischen Gustav III. und Karl XII. an, und wirft einen forschenden Blick auf die Bewegungsfachen der Thaten des erstern. Die im 5ten Kapitel vorkommenden Anmerkungen verdienen im Zusammenhange gelesen zu werden. Wir wollen sie nur aufzählen: Gustavs III. Charakter — Wissenschaften und Künste unter seiner Regierung — der Herzog von Südermanland, dessen Charakter und Regierung — eben so des jetzigen Königs — Religions-Zustand — jetzige Verfassung der Denkfreyheit, der Künste und Wissenschaften. — Ueber diese letzten erklärt sich der Vf. auf folgende Art: „sie bedürfen weder des „Glanzes eines Thrones, noch des Schutzes eines „Fürsten. — Sie gleichen gewissen empfindlichen Gewächsen, die bey dem Berühren der leichtesten und reinsten Hand sich zusammenziehen, die aber „wachsen und blühen, wenn man sie frey und sich selbst überläßt.“ Zum Beweise des Zustandes der Theologie führt er an; dafs ein gewisser Bischof M\*\*\* eine Dissertation herausgegeben: *de potentia diaboli in corpus humanum*, worinn er die Teufel in mehrere Arten vertheilt und Mittel zu ihrer Vertreibung angebe. Die unter dem Herzoge von Südermanland hergestellte Druckfreyheit finde nun nicht mehr statt. Zum Beweise davon wird angeführt: dafs ein Buch, ungeachtet es censirt war, gleichwohl hernach auf hohen Befehl confiscirt und verboten worden. Unter den Herausgebern des Journals: *Läsning i blandade ämnen*, wird *Hersparre* genannt; vermuthlich soll es: *Adlersparre* heißen. Nachdem der Vf. sich über die Akademie der schönen Wissenschaften, und über die schwedische geäußert hat, kommt er auf die Wissenschafts-Akademie und auf die Univerfitäten: Upsal, Lund und Åbo. Unter den Poeten, die nicht Akademiker sind, werden mit Ruhme *Lidner* Vf. des Gedichtes *Spästares Död*, und *Thorild* Vf. des Gedichtes: *Passionerna*, genannt. Das letzte soll doch nach des Vfs. Urtheile nicht mit dem von dem englischen Dichter Collin

verglichen werden können. Ossian soll Thorilds Muster gewesen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

## HAN DL U N G S W I S S E N S C H A F T.

KÖLN (am Rhein) in d. Exped. d. Anzeig., u. bey Haas u. Sohn: *Literarisch-merkantilischer Anzeiger für das linke Rheinufer, die Niederlande und Holland. Erstes Heft. 32 S. Zweyt. H. 33—68 S. Dritt. H. 1—32 S. Viertes (und letztes) Hft. 1—28 S. gr. 4. Ohne Jahrzahl. (Sept. bis Dec. 1801.) in einem farbigen Umschlage. (Alle 4 Hefte 2 Rthlr.)*

So groß auch das Bedürfnis ist, in den vier Rhein-departements ein Blatt für Kaufleute, Fabrikanten, Manufacturisten, Schiffsfahrer u. dgl. wöchentlich oder in monatlichen Heften herauszugeben, um darin Alles, was den Handel und das Commerzwesen dieser ehemals sehr blühenden Gegenden Deutschlands betrifft, aufzunehmen und anzuzeigen, was dem Bedürfnis der Zeiten und der Lokalität der merkantilschen Verhältnisse einzelner Individuen angemessen sey; eben so sehr ist das vor uns liegende Blatt in aller Absicht mißglückt. Es herrscht darin weder Plan noch Ordnung; alles ist durcheinander geworfen, und man sieht nirgend einen bestimmten Zweck, es sey denn, dafs es der sey: Buchhändler-Anzeigen aus allen Gegenden Deutschlands aufzunehmen, und damit diese Hefte anzufüllen. Wir wollen dieses durch Thatfachen beweisen.

I. Heft S. 1—8 enthält sechs unbedeutende, dem auswärtigen Handel gewidmete Aufsätze; von S. 9—32 findet man bloß Bücher-Anzeigen, weiter aber nichts. — II. Heft S. 33—36. *Büsch's Entwurf einer Geschichte des Hansebundes* — wovon hier der Anfang geliefert, und die Fortsetzung versprochen wird. Dies ist ein wörtlicher Abdruck aus dem bekannten *Hanseat. Magaz.* 1. St. und aus *Büsch's bisher noch nie gesammelten vermisch. Schriften.* 1. Th. S. 324 ff. — ohne der Quellen zu denken. S. 45—68. *Bücher-Anzeigen.* — Im III. Hefte findet man eine schlechte Uebersetzung von dem berühmten *Mémoire sur les quatre Departem. etc.* par le Cit. J. J. Eichhoff, à Paris An. X. 72 S. gr. 4.), die in Frankreich und am linken Rheinufer viele Sensation gemacht, nur nicht den beabsichtigten Zweck erreicht hat. Die Veranlassung dieser Uebersetzung, und dafs es wirkliche Uebersetzung sey, wird mit keiner Sylbe erwähnt. Der IV. Heft enthält weiter nichts als *Bücher-Anzeigen.* Weiter läßt sich nichts von einem Unternehmen sagen, das so zwecklos angefangen, und in seiner Geburt, aus Mangel des Beyfalls, erstickt wurde! Dafs aber auch das beste literarisch-merkantilsche Product am linken Rheinufer gedeihen würde, läßt sich aus mehreren Gründen bezweifeln.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 3. December 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Mawman: *Travels through Sweden, Finland and Lappland to the North - Cap.* — By *J. Acerbi. etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die 1739 gestiftete Wissenschafts - Akademie besteht aus 100 inländischen und vielen ausländischen Mitgliedern; ihre beiden Secretäre sind beständig. Die Einnahme von den Kalendern soll im J. 1800 zwey tausend Reichsthaler gewesen seyn; aber dies macht nicht, wie Hr. A. meynt, den einzigen Fond der Akademie aus. Sie besitzt ein eigenes Haus, worin (und nicht auf der Sternwarte, wie Hr. A. irrig berichtet) sie ihre Zukunftsstücke hält, ihre Bücherammlung, Naturalien u. s. w. aufbewahrt; und außerdem noch die Sternwarte. Die Eintheilung ihrer Mitglieder in sieben Classen hat ihre Unbequemlichkeiten, und die Anzahl von 100 wirklich verdienten Männern ist zu groß für die geringen Fortschritte in Kenntnissen, und für ein an Volk armes Land. Die Classen sind: 1) für die allgemeine Haushaltung; 2) den Handel und die Mechanik; 3) die äußere Naturkunde und die Naturgeschichte; 4) die innere Naturkunde und die natürliche Philosophie; 5) die Mathematik; 6) die Medicin; 7) die Schönen - Wissenschaften, die Weltgeschichte und die Sprachkunde. Hier wirft der Vf. einige Fragen auf, welche der Rec. zur Ehre der Akademie zu beantworten sich nicht getrauet. Auch läßt er es dahingestellt: ob Hr. A. recht hat, wenn er sagt: „Diese Eintheilung scheint gemacht zu seyn, um allen denjenigen den Eintritt in die Akademie zu eröffnen, die irgend mit ihrem Range, oder Gelde, oder durch andere Auswege das Ansehen der Akademie vermehren können;“ und dann hinzufügt: „so kann ein jeder Haushalter in die erste Classe kommen; ein jeder Kaufmann in die zweyte; ein jeder Fliegenfänger in die dritte oder vierte; ein jeder Kalenderschreiber und Rechenmeister in die fünfte; ein Feldscheer in die sechste; und in die siebente kann ein Balladenschreiber und ein Wörterbuchs - Fabrikant mit allem Rechte aufgenommen werden.“ Zugleich werden Beispiele von der Wahl der Mitglieder und den Bewegungsursachen dazu angeführt, die, wofern sie wahr sind, nicht zur Ehre der Akademie gereichen. Jedoch hat Hr. A. keine große Ansprüche auf Glaubwürdigkeit; und das ist ein glücklicher Umstand für die Per-

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

sonen, welche er in seinem Werke oft unbedachtfam tadelt; ein anderer Vortheil kommt denen zu statten, deren Namen so entstellt sind, daß sie nicht erkannt werden können. Es gehört gleichwohl ein großer Grad von übeln Willen dazu, ohne dringende Nothwendigkeit und bey nicht voller Ueberzeugung, ein Vergnügen in persönlichen Angriffen und Rügen zu finden. Der Vf. führt classenweise die Mitglieder der wissenschaftlichen Akademie auf, und füge bey eines jeden Namen, so weit seine wahren oder falschen Nachforschungen sich erstrecken konnten, einen gewissen Zug von dessen Charakter bey; allein in Ermangelung eines andern hat er oft Anekdoten aufgezeichnet, die auf keinerlei Weise ihr literarisches Ansehen betreffen. Wir enthalten uns, unsern Lesern eine besondere Rechenschaft von des Vfs. Art und Weise in der Mittheilung dieser Gegenstände abzulegen. Ohne Zweifel wird irgend ein Schwede, der seine Landsleute besser kennt, die Verteidigung derer übernehmen, die hier unrecht leiden. Derselben rächenden Hand überlassen wir, was Hr. A. von den Lehrern auf den Universitäten und von den gelehrten Gesellschaften berichtet, deren er für Künste und Wissenschaften neun an der Zahl aufzählt. — Der Modell Saal zu Stockholm ist der größte, den der Vf. irgend je gesehen, oder wovon er gehört hat; die Modelle werden in einem großen Saale und in guter Ordnung aufbewahrt. Er rechnet einige davon her, und macht dabey die Anmerkung: daß viele Erfindungen in England, als neu aus Deutschland gekommen, angesehen wurden, nachdem sie doch zuvor in Schweden gemacht worden. „Vielleicht,“ sagt er, ist kein Land in Europa, wo Unterweisung und Kenntnisse mehr ausgebreitet sind, als in Schweden, Island, Schottland und Genua aufgenommen. Die Schweden, ich meyne die niedere Volksclasse, sind ein offenherziges, gutes, munteres, gastfreyes, abgehärtetes und muthiges Volk. „Es würde schwer seyn, eine Nation zu nennen, die sich mehr durch Vereinigung des Witzes, der Bravheit und der natürlichen Bescheidenheit auszeichne.“ — Hierauf ertheilt er seinen Lesern Nachricht von dem Zustande der Erziehungsanstalten in Hinsicht auf die ersten Gründe. Er redet von den Kirchspiel - Schulen auf dem Lande, den Gymnasien und den Universitäten; von der letzten Gesellschaft und den Professoren und andern Lehrern; liefert Auszüge aus ihren Lections - Verzeichnissen, sagt einiges von eines jeden Lehrers Arbeiten und Verdiensten, ertheilt Nachrichten von den Stipendien für

für bedürftige Studierende, und von der Ordnung bey Prüfungen und Promotionen in den Facultäten. Dafs diese ohne Ceremonien geschähen, ist falsch; man hat zwar um ihre Abschaffung gehörigen Ortes angefucht, aber, wie Rec. vermuthet, immer abschlägliche Antwort erhalten. — Der Vf. kommt nun auf die freyen Künste, und beschreibet eine Ausstellung von Malereyen, welche jährlich im Februar statt findet, und wozu jedermann freyen Zutritt hat. Zur Maler- und Bildhauer-Akademie gehören neun Professoren, und ungefähr 400 Lehrlinge. Die Ausstellung des Jahres, welche der Vf. sah, enthielt 129 verschiedene Gemälde und dahin gehörige Arbeiten. Aus dem gedruckten Verzeichnisse darüber führt er vier Classen an, nämlich: die Arbeiten von 1) schwedischen Mitgliedern; 2) auswärtigen; 3) associirten und 4) Zugabe; hier ist eine Mifsrechnung; denn die letzte kann keine Numer abgeben; sie enthält blofs Zusätze zu den vorhergehenden.

Unter den schwedischen Mitgliedern der Akademie, welche hier aufgezählt werden, erhalten *Sergel, Breda, Belanger* und *Deprez* grosses Lob. Von dem letzten bemerkt der Vf., dafs er, wofern Gustav III. bey dem Leben geblieben wäre, muthmafslich Schweden viele Millionen Reichsthaler gekostet haben würde. Er meynt also: dafs dessen ausgedehnte und fruchtbare Einbildungskraft nie würde aufgehört haben; dem genannten Könige Vorschläge zu thun, die dieser denn ausgeführt hätte. In Vergleichung mit andern Nationen unter ähnlichen Umständen von Schwierigkeiten, Lage und Himmelsstrich, des Kampfes mit innerlichen Unruhen, auswärtigen Anfällen u. s. w. nicht zu gedenken, glaubt der Vf., dafs keine Nation so grosse Fortschritte in Wissenschaften und Künsten, als die schwedische, gemacht hätte. Handel und Gewerbe blühen; der Volksinn, oder die Geistesstimmung, bleibe unverändert, unerachtet vieler die Freyheit niederdrückenden Umstände. Die Regierung müfste doch noch zum Theile auf die allgemeine Denkungsart Rücksicht nehmen. Die Gerechtigkeit ist mit Milde vermischt, und die hilflosen Armen finden überall Trost und Unterstützung. Inzwischen tadelt der Vf., oder, wie er sich ausdrückt, beklagt: dafs sich durch den Einflufs des Hofes, Intriguen und Kabalen bey einer muntern und lebhaften Nation, fast in allen Zweigen der Verbindungen eingedrungen hätten.

Nun berichtet er seine Abreise von Stockholm nach *Finnland* im März 1799 auf einem Schlitten. Unterweges sah er oft Füchse, die bey dem ihnen ungewöhnlichen Laute des Pfeifens stille standen, und die pfeifenden Menschen antaunten. Er nahm den Weg nach *Grislehamen* und über *Ålandshof* auf dem Eise. Die Geschichte und der Fang der Seehunde werden kürzlich berührt, und einige den König Gustav III. und die Seeschlacht bey *Hogland* unter dem Herzoge Karl angehende Anekdoten beygebracht. *Åland*, eine Sammlung von Inseln im bothnischen Meerbusen wird nach *Clima*, *Naturgeschichte*, *Volks sitten* u. s. w. beschrieben.

Die Reise durch *Finnland* macht gleichsam einen besondern Theil des ersten Bandes aus, und fängt mit dem Aufenthalte zu *Åbo* und dessen Beschreibung, Bibliothek, Handel u. s. w. an. Die Fortsetzung der Reise geschah nordwärts. Hier kommt verschiedenes Merkwürdiges vor von der Schwierigkeit zu reifen, wenn es am Schnee fehlt, von des Volkes Sitten, Kleidung, Fertigkeit im Schiessen u. dgl. Er sah Ueberreste von den Waldbränden, und beantwortet, nach des Rec. Meynung sehr überflüssig, die Frage: ob solche von der Wirkung der Sonnenstrahlen herkommen könnten. Hierauf kam er mit seinen Mitreisenden *Bellotti* und dem Obersten *Skjöldebrand* nach *Wasa*, dessen Lage, Handel und Einwohner beschrieben werden.

Durch *Gamla Carleby* und *Brästad* ging die Reise nach *Uleåborg*. Diese Stadt ward durch *Karl IX.* im J. 1605. angelegt. Nach S. 257. soll sie von den Russen in den Jahren 1498. 1517. 1589. und 1592., folglich ehe sie erbauet war, angegriffen worden seyn. Das konnte nun freylich nicht statt finden; sie drangen nur bis zu jener Gegend vor. Bey den mineralischen Quellen in der Nähe dieser Stadt und in der Anführung ihrer Steinarten will sich der Vf. das Ansehen eines Chemikers und Mineralogen geben; er thut es aber auf eine Art, die gegen seine Kenntnisse in diesem Fache grosses Mißtrauen erweckt, da er von einem *sale digestivo* redet, und sich auf *Retzii Mineralogie* beruft. Der Winter währt hier zwey Monate länger, als zu Stockholm. Die Winde von bothnischen Meerbusen sind im Herbst warm, aber im Winter kalt und unangenehm. Die Ost und Nordostwinde sind im Frühjahr warm, aber im Winter kalt. Der Vf. findet die Ursache in den Wäldern und Ländereyen, die im Frühjahr von der Sonnenwärme und der Wachsthumskraft erwärmt werden, zur Winterszeit aber die über die gefrorenen Moräste und Landseen streichenden Winde kalt machen. Gegen den Schluss des Augusts stellt sich der Frost ein; der Winter fängt erst im October an, und reicht bis zum Ende des Aprils. Die Vegetation geht hier sehr schnell. Innerhalb sechs Wochen säet und ärtet man. Der Vf. hielt sich länger, als er sich vorgesetzt hatte, zu *Uleåborg* auf; theils fand er die Gesellschaft angenehm, theils wollte er unter Anweisung des Hn. *Fulin.* (Apothekers daselbst, und Mitglieds der Stockholmer Akademie der Wissenschaften, von dem hier auch eine meteorologische Tabelle mitgetheilt wird,) sich mit der Naturgeschichte bekannt machen. Der Freyherr *Silfwerhjelm*, in dessen Gesellschaft er reiste, ein Zögling *Mesmers*, stellte Versuche mit dem Magnetismus an, und zeigte von dessen Wirkung ein Beyspiel an des Vfs. Landsmann. Die Gastfreuyheit wird sowohl von *Uleåborg*, als von dem ganzen nördlichen Schweden gerühmt. Musikalische Kenntnisse und Fertigkeit finden dort grosse Bewunderung. Man tanzt und singt nach einem finnischen Instrument mit fünf Metallsaiten, eine für jeden Finger, Harpu genannt. Man wundert sich, einen National-Gesang von  $\frac{1}{2}$  Tact zu fin-

finden, welcher der gelehrten Musik zugehört, vermisst aber den Rhythmus, welcher gewöhnlich in den Gefängen von minder verfeinerten Nationen angetroffen wird. — Die Fischerey unter dem Eise zur Winterszeit geschieht mit Nerzen, welche durch mehrere abgefonderte Oeffnungen im Eise durch lange Stangen und Stricke unter dem Eise von einer Oeffnung zur andern gezogen werden. Der Bericht von der Robben-Jagd auf dem Eise im Frühjahre und der damit verbundenen Gefahr ist lesenswürdig. — Die Verehlichung bey den Finnen hat ihre Eigenheiten. Der Freyer meldet seine Sache durch eine alte Frau an, die dem Mädchen eine kleine Gabe überliefert. Wird solche angenommen, so ist es ein Ja. Den Tag nach der Hochzeit erklärt der Bräutigam vor allen Gästen, ob er seine Braut als Jungfer befunden hat oder nicht. Schlägt diese Erklärung zum Vortheile der Braut aus: so wird zur Ehre derselben von einem gegenwärtigen Redner; die Glückseligkeit des Ehepaars in der verwichenen Nacht gepriesen, und die Gesellschaft trinkt ihre Gesundheit aus einer rein gescheuerten Schale; im Gegentheile geschieht es aus einem schmutzigen Gefäße, und die Braut erhält ernsthafte Vorstellungen. In jedem Falle nimmt der Redner ein paar sogenannte Bräutigams-Hofen hervor, schlägt damit der Braut an den Unterleib, und sagt: Werde fruchtbar und gieb deinem Manne Erben (S. 295.). — In Kemi-Kirchspiele schlafen die Verlobten unangekleidet die Woche vor dem Hochzeitstage zusammen. — Das durch einen Kupferstich erläuterte Baden geschieht in einem eigenen Hause, worin die Steine stark erhitzt werden, so daß das darauf ausgegossene Wasser quillt. Beide Geschlechter baden sich auf einmal im Dunkeln ohne Kleidung oder eine andere Hülle. Der Vf. fand, daß das Volk in diesem Bade eine halbe Stunde eine Hitze von 70 Graden nach Celsius Thermometer aushielt, er selbst konnte nicht Athem darin schöpfen; ob er gleich zu Kemi bey einer allmählig geschehenen Erwärmung anfänglich 50, und hernach bis 65 Grade aushielt. Die Badenden reiben sich mit Birkenreisern den Leib; die Mannspersonen scheeren sich den Bart in den Badstuben. Zur Winterszeit gehen sie oft heraus, und wälzen sich nackend bey einer Kälte von 20—30 Graden im Schnee herum. Sie behaupten: daß ihre Stärke und Gesundheit durch das Baden eben so viel, als durch den Schlaf und die Ruhe gewinne. Der Vf. bringt eine Sammlung von sinnlichen Sprichwörtern und Versen, als Beyspiele der Nationalpoesie, bey; welche im Zusammenhange gelesen werden müssen, um einen vollständigen Begriff von ihrer Beschaffenheit zu erlangen. Einige ihrer Verse sind zur Heilung gewisser Krankheiten erfunden worden; davon haben sie auch den Namen, sie werden aber meistens geheim gehalten.

Die Abreise von Uleåborg, wo unsere Reisende viele Freunde hatten, geschah nicht ohne Mißvergnügen von beiden Seiten. Der Voratz, zur Som-

merszeit nach Nordcap zu kommen, ward von Landes-Einwohnern als ein Luftschloß angesehen. Inzwischen traf man die gehörigen Anstalten. Die Gesellschaft vermehrte sich bis zu zehn Personen, nachdem noch ein Paar andere dazu gekommen waren; allein diese wandten bald mit Hn. As. Landsmanne und Reise-Gesellschafter um. Tabak und Brantwein nahm man zu Geschenken für die Lappländer mit. Den 8ten Jun. 1799 um 10 Uhr Abends, da noch die Sonne über dem Horizonte war, geschah die Abreise nördlich durch Kemi, die Stadt Torneå bis zu den Dörfern Kengis, Kautokeino, Alten, und endlich bis Nordcap. Bey Torneå, (der nördlichsten Stadt Schwedens,) berichtet er: daß man zur Zeit der Sonnenwende mittenächtlich die Sonne von einem Kirchturme sieht; prüft Maupertuis's schauerhafte Beschreibung von Torneå zur Winterszeit, und liefert denn eine andere ganz vortheilhafte Schilderung der Stadt, wie er sie im Sommer fand. Die Volkszahl wird auf 600 angegeben. Sie ward unter Karl IX. im J. 1602. angelegt. Noch wird ein Buch verwahrt, worin die Reisenden ihren Namen anzeigen. Hr. A. liefert einen Auszug über diejenigen, welche er für die merkwürdigsten ansah. Der erste Franzose war J. F. Regnard, Verfasser von dramatischen Arbeiten. Er war daselbst im J. 1681. und gab hinterher seine Reisebeschreibung heraus, die aber voll Unrichtigkeiten ist. — Der Lachsfang im Flusse Torneå wird beschrieben. Den 18ten Jun. kam unsere Reisegesellschaft zu Ober-Torneå, einem ungefähr 42 englische Meilen von der Stadt entlegenen Dorfe an. Hier endigte sich der Landweg, und die Reise ward den Strom hinauf fortgesetzt. Unter den wenigen Gewächsen, die dort nun in Blüte angetroffen wurden, waren vornämlich: *Betula nana*, *Rubus chamaemorus* und *arcticus* und *Cornus suecica*. Auf dem von Maupertuis erwähnten Berg *Avastaxa* fand man von Gewächsen und Insecten, z. B. *Bartsia alpina*, *Trollius europæus* u. s. w. und *Chrysom. lapponica*, *Leptura interrogationis* u. s. w. Der Vf. giebt hier und da kleine Verzeichnisse von Gewächsen, oft von eben denselben, jedoch ohne irgend einige Bemerkungen. Als einen Beweis von der Länge des Winters erzählt der Vf., daß er einen guten Braten von einem acht Monate zuvor geschlachteten Renathiere gegessen habe. — Die Ruhe und Kälte der Finnen in den Gefahren bemerkt man in den Fahrten mit Böten durch die Wasserfälle, deren es so viele und oft recht heftige in den lappländischen Strömen giebt. Die Reisenden tauschen nun Böte und Ruderer statt der Pferde auf den Stationen. — Die Akademie der Wissenschaften hatte zwey ihrer Mitglieder dorthin gesandt, um Maupertuis's Gradmessung bey Torneå zu untersuchen; einer davon, Hr. *Swanberg*, hatte über seine Reise einen Bericht von dem Unterschiede der von jenem Gelehrten und ihm selbst angestellten Bemerkungen eingesandt; diesen zuvor in den Abhandlungen der Akademie abgedruckten Bericht findet man hier wörtlich, auf 11 Seiten übersetzt

für br  
 Letzt eingerückt. — Der Vf. sah hier den Seevogel: *Mergus merganser*, der seine Eyer gewöhnlich in hohle Bäume am Ufer legt. Die Einwohner hängen zu ihrem Dienste kleine Laden an den Bäumen auf. In jene legen nun die Vögel die Eyer. Wenn der Bauer sieht, daß einige darin gelegt sind: so nimmt er sie bis auf eins oder zwey heraus. Diefes geschieht vier bis fünfmal, so daß man wohl ein Schock von einem einzigen Vogel bekommt; die letzten läßt man zum Aushecken liegen. Kengis ist eine Eisen-Schmiede etwa 140 englische Meilen von Torneå, wo sich die Gesellschaft trennte. Hr. A. nebst dem Obersten Skjöldebrand und einem Bedienten setzten die Reife fort; die Andern wandten wieder um nach Torneå und Uleåborg.

(Der Beschlufs folgt.)

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden, Illyrer und Slaven*, deren geographische Ausbreitung von dem adriatischen Meere bis an den Ponto; deren Sitten, Gebräuche, Handthierung, Gewerbe, Religion u. s. w. nach einer zehnjährigen Reise und vierzigjährigen Aufenthalte in jenen Gegenden, dargestellt von B. Haquet, der Weltweish. und Arzneygelahrth. Doctor, K. K. Bergrath, ordentl. Lehrer der Naturkunde an der Josephinischen Schule in Oßgallicien, und sehr vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied. — *Erster Theil, erstes Heft*. 1801. 48 S. 4. Mit 7 sauber illuminirten Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der verdienstvolle und unermüdete Vf., dem wir so viele in die Gebirgskunde und andere physikalische Gegenstände eingreifende Werke zu verdanken haben, dessen Erfahrungen sich über fast alle Theile der österreichischen Monarchie und der zunächst angrenzenden Länder erstrecken, hat sich nun entschlossen, die verschiedenen Zweige der großen Slavischen Nation, durch Darstellung ihrer Handlungsweise, Kleidertracht etc. dem Deutschen näher bekannt zu machen. Mit Dank erkennen wir seine Arbeit, und wünschen nur, daß es ihm belieben möge, etwas nähere Rücksicht auf geographische Hauptpunkte zu nehmen, bey Ländern, wo es uns noch so sehr an Belehrung fehlt. Was kann es ihm für Mühe machen, die wichtigsten Orte, nach ihrer Größe, Bevölkerung und Erwerbszweigen auszuzeichnen, und mit der allgemeinen Darstellung der Lage, welche hier schon gegeben wird, zu vereinigen. Es mußte z. B. ein interessantes obgleich trauriges Gemälde aus der gewissenhaften Beschreibung einzelner Gegenden in der Moldau und Bessarabiens entstehen, welche durch die russischen Kriege so sehr gelitten, und den größern Theil ihrer Bewohner verloren haben. — Dieses erste Heft schränkt sich auf die Schilderungen einiger Wenden im Kärnthner Geithale, und der Slaven in Krain und Istrien ein.

Die Beschreibung ihres Wuchses, ihrer Kleidung, erhält durch die beygefügtten charakteristischen Zeichnungen noch mehreres Leben; und der Darstellung ihrer Sitten kann es unmöglich an auffallenden Verschiedenheiten von den unsern fehlen, z. B. S. 15. „Die Geithalerinnen in Kärnthen bereiten sich am Abend vor der Hochzeit zum Tanze mit Waschen und Reinigung des ganzen Körpers vor; wobey die Mädchen sich den Unterleib so mit Stroh und groben Tüchern scheuern, daß alles den andern Tag noch ganz roth vor aller Zuschauer Augen erscheint. Wenn ich sage, vor aller Zuschauer Augen: so gründet sich diese Wahrheit auf ihre äußerst kurze Tracht, da bey dem gewaltigen Tanzen und Bockspringen der ganze untere Stock vollkommen aller Schau ausgesetzt ist; woraus sich eine Wandin nicht das geringste macht. Es scheint vielmehr aus der angeführten Vorbereitung, daß es ihr Wunsch ist, da gesehen zu werden, wo man es bey jeder civilisirten Nation äußerst unanständig finden würde.“ S. 28. „Heyrath bey den Krainerischen Slaven eine Witwe: so wird ihr, wenn sie zur Kirche geht, eine unausstehliche Schimpfmusik von dem gemeinen Volke gemacht. Diese besteht, wo das Brautpaar vorbeysieht, aus eisernen Pfannen, Zangen, Ofengabeln, und andern Klemperwerke, womit ein unleidliches Getöse gemacht wird.“ Die nämliche Sitte erhält sich durch ganz Istrien; nur daß man dort den Schimpf durch kleine Geschenke abkaufen kann. — In der allgemeinen kurzen Einleitung über die große Nation der Slaven giebt der Vf. den Kaukasus als Ursitz derselben an; dieß würde wohl schwerlich geschehen seyn, wenn er gewußt hätte, wie viele Völker man schon aus dieser fruchtbaren Wiege geführt hat. Mehrere Aufmerksamkeit verdient vielleicht die Behauptung, daß der Russe und Böhme, als im Ganzen genommen kurzstämmiges Volk mit festem Knochenbau, mehr zum Mongolischen als Slavischen Stamme gehöre, der in seinen verschiedenen Zweigen größtentheils schlanke gutgewachsene Leute mit offener Bildung hervorbringt.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DÜSSELDORF, b. Dänzer: *Jahrbuch der Armenversorgungsanstalt und Adressbuch von Düsseldorf*, zum Besten der Armen herausgegeben von der Hauptverwaltung. 1801. 172 S. 8. (16 gr.)

Die musterhaften Armenanstalten im Herzogthum Berg verdienten wohl diese Zusammenstellung mit dem Personale der sämtlichen Kurfürstlichen Diener- und Kaufmannschaft. Erstere sind seitdem unverändert geblieben, letztere aber durch die neue Organisation im October 1802 ziemlich umgeschmolzen. S. 59. ff. findet man die Akademie der Wissenschaften und das Gymnasium, und nach diesen den zahlreichen Handlungsvorstand mit Inbegriff der jüdischen Kaufmannschaft.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 4. December 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Mawman: *Travels through Sweden, Finland and Lappland to the North-Cap.* — By J. Acerbi etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Band faßt die eigentliche Reise durch Lappland nach Nord-Cap in elf Kapiteln, die allgemeinen Anmerkungen über Lappland in 27 Abschnitten nebst einem Anhang über die National-Musik und einem Tagebuch über des Vfs. Hin- und Herreise zwischen Stockholm, Uleåborg und Nord-Cap.

Von der Eisen-Schmiede Kengis ging die Reise auf einem Boote den Strom hinauf 22 Meilen, innerhalb 12 Stunden, wovon doch fünf zur Ruhe angewandt wurden. Ein schrecklicher Regen, von einem Gewitter begleitet, welches das einzige war, welches unsere Reisende auf dem ganzen Wege hörten, überfiel sie. Sie fuhren nun durch schauderhafte Wasserfälle, und blieben einmal mit Lebensgefahr in einem derselben an einem Steine hängen. Bald zog man das Boot über Land solche Fälle vorbey, die nicht befahren werden konnten; bald ging das Volk ans Land, und zog das Boot mit Seilen durch dieselbe. — Hier fing der Muth unserer Reisenden zum erstenmale an, zu wanken. — Das Land ist jedoch angenehm, der Strand ist mit Birken bewachsen, und hohe Berge sind bloß von ferne sichtbar. — Die Schulerung des Muths und der Ausharrung in Gefahren, die schreckliche Stärke und Geschwindigkeit des Muonio-Wasserfalles und die Beschwerden der Reisenden auf der Fahrt zwischen Colare und Muonioniska verdienen im Zusammenhange gelesen zu werden. Die Heftigkeit des Wasserfalles war so stark, daß man eine englische Meile innerhalb 3 — 4 Minuten zwischen Klippen und spitzen Felsen zurücklegte. — Der Vf. sah hier eine kleine Anpflanzung von Finnländern; die Lage wird als einnehmend beschrieben. Muonioniska ist ein Kirchspiel, wo ein Prediger wohnt. Der Vf. giebt zu erkennen, daß dieser Prediger ihm viele bedeutende Dienste geleistet, guten Verstand gezeigt hätte u. s. w., nimmt sich aber doch die Freyheit heraus, sowohl seine politische Denkungsart, als auch verschiedenes minder anständige von seinem Charakter und seiner Lebensart anzuführen. Kann dies wohl mit der pflichtmäßigen Discretion eines Reisenden bestehen? — Auf heynahe 200 Quadratmeilen rechnet der

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

Vf. 400 Seelen in diesem Kirchspiel. Es sind nicht Lapp-, sondern Finnländer, die sich in diesen Bezirk Lapplandes niedergelassen haben. Die Jugend beiderley Geschlechts schläft, ohne irgend einige Folge einer so nahen Bekanntschaft, zusammen. Raub und Mord sind unbekannt; vom Selbstmorde hat man jedoch Beyspiele. Man ist am meisten Fische, die an der Sonne getrocknet sind. Ackerbau ist bey ihnen noch wenig bekannt, dürfte auch wohl in jenem Erdstriche nicht gedeihen. Wenn im Herbst die Vögel ihre Federn wechseln, und nicht fliegen können: so werden sie mit Stöcken erschlagen, und dienen zur Speise. Das Volk ist sehr nüchtern. Man gab ihnen Wein, den sie für ein Arzneymittel hielten. Krankheiten sind ungewöhlich; manche Leute haben hier ein Alter von 110 Jahren erreicht. — Der Vf. besuchte einen Berg östlich von Muonioniska, der den Namen Pallas und Keiniö Tunduri führt. Für ihn war die Gegend überaus einnehmend. Auf dem Berge sah er Schnee am Ende des Junius. Er erhielt hier *Motacilla Suecica*, *Larus glaucus*; suchte, aber vergebens, Perlschnecken, die im Strome gefunden werden sollten, und fand *Mya pictora*. — Den 5. Jul. stand der Celsius'sche Thermometer Mittags auf: + 29° und des Nachts auf: + 19°. Unsere Reisende fuhren desselben Tages von Muonioniska nördlich. Das Stromwasser war klar und rein; Niemand aber wagte es, der Mücken halber, sich darin zu baden. Der Vf. berichtet, daß man auf dem Wege nordwärts, innerhalb den Grenzen Lapplands, nicht weiter als bis nördlich von Muonioniska, und am weitesten nördlich von Torneå kommt. Das Südliche gehört zu Westbothnien. Maupertuis und mehrere haben sich hierin geirrt. Noch ein Stückweges folgte der Vf. dem Muonio-Flusse, den er dann links ließ: auf einem andern reiste er hernach bis Lappajerfwil und Kautokeino; von wo die Reise bis Alten und Nord-Cap fortgesetzt werden mußte. Der Dürre halber war zu wenig Wasser im Strome, so daß nun neue Schwierigkeiten zu überwinden waren. Das Land bekam hier ein ganz verändertes Aussehen. Rennthierflechte (*Lichen rangiferinus*) war hier überflüssig. Bey der Ankunft zu Lappajerfwil ward der Vf. von einem Rauche zu zwey lappländischen Fischern geleitet, die ihr Angesicht mit Theer bestrichen, und die Hände und Schultern mit Zeug wider die Mücken bedeckt hatten, die bey ihrer myriadischen Menge und Stichen viele Plagen verursachen. Der Strom ward seichter, und unsere Reisenden wurden oft genöthiger, ihre Sachen zu tragen, um das Boot zu erleichtern. Die Meer-

Ttt schwal-

schwalbe (*Sterna hirundo*) war hier so zahm, daß man sie mit Ströcken erschlagen konnte. Die Gesellschaft verweilte hier auf einer Insel in Pallajerwi, wo Fischer waren, drey Tage. Man schickte Boten umher, Lappländer aufzufuchen und zu befehlen, um unsere Reisende an einem gewissen Orte und zur gewissen Zeit aufzunehmen, und nach Kautokejno zu führen. Der Vf. traf sie auch richtig an, und macht die Anmerkung, daß die schwarze Farbe ihnen im Allgemeinen hier eigen sey, und einen Unterschied zwischen ihnen und den Finnen ans mache, die er hier nicht so gefärbt sah. Als diese zurückgekehrt waren, und sich die Gesellschaft unter den Lappländern befand, sahen sie sich als ganz abgetrennt von der übrigen Welt an. Diese sieben sollten ihre Reise Gepäck tragen, und die Karavane bestand nun aus elf Personen, nämlich außer den Lappländern, dem Vf., dem Obersten Skjöldebrand, einem Bedienten und einem Dollmetscher. Die Hitze war 29° im Schatten und 45 im Sonnenschein. Die Reise geschah zu Fulse, einer hinter dem andern, und nach einem Wege von 6 Meilen erreichte man die norwegische Gränze und einen Landsee, wo man zwey elende Böte fand, die hier über Winter und Sommer liegen. Man kam glücklich auf der andern Seite an, und die Reise ward, wie zuvor, zu Fulse fortgesetzt. *Angelica* (Engelwurz) fand man hier; ein gutes Mittel, dem der Vf. seine unveränderliche Gesundheit auf der Reise zuschreibt. Die Lappländer gränzen, seiner Beschreibung nach, nahe an die Thiere. Sie lieben stark Tabak und Brauntwein. Der Vf. erzählt, daß die Sonne um Mitternacht zwey Diameter über dem Horizonte war, und der Versuch sey geglückt, mit einem Brennglase eine Pfeife anzuzünden. Dies hätte ihm nicht unerwartet seyn sollen; da die Sonne, wenn sie sichtbar ist, und hell scheint, dieselbige Wirkung Tag und Nacht hat. — Seit dem letzten finnischen Kriege haben die Wolfe großen Schaden unter den Rennthier-Heerden der Lappländer angerichtet. Der Vf. kann sich dies nicht erklären; so begreiflich es zu seyn scheint, daß diese Thiere durch die Kriegerunruhen, auch durch den Donner des Schießgewehrs, aus den finnischen Gegenden fortgeschucht worden. Wenn die Hyänen den Kriegerheeren der Wilden in Africa folgen, wo man keinen Schuss hört, sondern Bogen und Speiß gebraucht: so folgt daraus nicht, wie (S. 58.) Hr. A. wähnt, daß die Wolfe bey einem Kriege aus Schießgewehren dasselbe thun sollten. — Endlich traf man einen Strom an; die Reise ging nun in 2 Böten bis Kautokejno. Auf dem Wege traf man: *Anas nigra*, *Anas albifrons* und *Scolopax arquata*. — Der Vf. behauptet, daß der Lappländer keinen Begriff von einem harmonischen Laute hätte. Gleichwohl verweist er die Leser auf den zuvor gemeldeten Anhang, wo einiger Beweis darüber gefunden werden soll; dieser besteht aber in einer fortgesetzten Wiederholung derselbigen Noten (S. 70.) — Bis hierher hatte man Kautokejno als einen im Sommer unzugänglichen

Ort angesehen, welcher innerhalb Dänemarks oder eigentlich Norwegens Gränze liegt. Im Febr. wird dort jährlich ein Markt gehalten. Pferde findet man dort nicht; hie und da Kühe und Schafe. Den 9. Jul. ging die weitere Reise vor sich auf dem Strome Alten, der in das Eismeer fällt. Sie besuchten einen Hof, mit Namen Alten, wo ein Kaufmann wohnte. Dreyzehn norwegische oder beynahe 100 englische Meilen weiter liegt Nord-Cap; der einzige mögliche Weg dahin war zur See. Den 15. Jul. ging der Vf. zur See in einem offenen Boote, und kam den 19. zum Cap. Auf dem Wege sah man sonderbare steil sich herabstürzende Wasserfälle von dem auf den Gebirgen geschmolzenen Schnee. Hier giebt es keine giftige Thiere. Der Vf. sah bey einem Lappländer an 300 Renntiere. Im Wallfisch-Sund, wo fast stets Wallfische angetroffen werden, fand er keine. Drey Monate im Jahr scheint hier keine Sonne. Der Nordschein ist die einzige Lichtquelle. Je mehr man sich dem Nord-Cap nähert, desto schauerhafter wird alles; die Gewächse ersterben, und nur nackte Klippen werden angetroffen. Man hört keinen Vogel, und nichts lebendiges. Das Nord-Cap selbst ist ein unförmlicher nackter Felsen, der weit hinaus in das Eismeer reicht. Der Vf. traf hier außer einer *Motacilla* einige *Lavi* und *Alca arctica*; die *Angelica*-Wurzel wächst auch hier herum. Der Vf. kehrte nun auf dem Strome Alten durch dessen viele Wasserfälle zurück. Er beschreibt die Ufer bald als lieblich, bald als häßlich. Er sah einen Bär, der herabkam zu laufen, aber schnell zurückfloh. Nach der Rückkehr zu Kautokejno reiste er innerhalb dritthalb Tagen meist zu Fulse westwärts nach *Enontekis*, wo kurz zuvor 2 Engländer eine Luftpumpe hatten aufsteigen lassen, um bey dem Völke daselbst das Andenken ihres Aufenthalts zu erhalten. An dem benannten Orte wohnt ein Prediger, welcher seiner Gastfreyheit und Kenntnisse wegen gerühmt wird. Er hatte in seiner Gemeine gegen 1000 Seelen, und theilte ein Verzeichniß der dort befindlichen Vögel mit, worunter *Strix scandiaca*, *Nyctea*, *Turdus roseus*, *Motacilla specica*, *Tringa lapponica*, *Tringa lobata*, *Platalea leucorodia*, *Anas nigra*, *Anas erythropus* sind. Er sammelt allerley Naturalien, und wird dafür von der Ak. der Wissenschaften zu Stockholm, die sie empfängt, bezahlt. — Von Enontekis reiste die Gesellschaft Kengis vorbey über Torneå nach Uleåborg und so nach Stockholm zurück. Der Vf. führt am Ende gesammelte Schlusssätze über die Reisen in Lappland hinzu, und sieht sie als die merkwürdigsten an, welche beschwerlich zu machen, aber angenehm und belehrend für die Erinnerung wären. Er steht in einer Note (S. 131.) daß er keine Gründe zu der Bejahung der Frage von der Centralhitze gefunden hätte. Daß er (laut S. 114.) auf der westlichen Seite eines Vorgebirges zwischen den Felsen von Nord-Cap den Schnee ungeschmolzen bloß zwey Klaffer über die Meeresfläche liegen sah, scheint ihm zum Theil das französische System, betreffend den Schnee bey einer gewissen Höhe in der

Atmosphäre, und das ganze System von der Centralhitze wankend zu machen.

Die allgemeinen Anmerkungen über Lappland sind von andern Schriftstellern entlehrt, insonderheit von dem zehn Jahre hindurch als Missionar in Lappland gewesenem *Carl Leems*; dieser schrieb zuerst dänisch; 1757 erschien sein Werk in einer lateinischen Uebersetzung zu Kopenhagen. Hr. *A.* zog aus den genannten Quellen bloß das aus, was er für nützlich hielt, und fügt an den gehörigen Orten seine eigenen Gedanken bey. Am Schlusse dieser Anmerkungen theilt er weitläufige Verzeichnisse über die Naturgeschichte Lapplands mit, nennt aber die, die ihm hierin Hülfe geleistet hatten. Der Dr. *Quenzel* zu Stockholm gab ihm die zoologischen Verzeichnisse. *Paykul* zu Stockholm und *Thunberg* zu Upsal erlaubten ihm freyen Zutritt zu ihren Sammlungen, so daß er verschiedene artige Gegenstände durch den Lieutenant G. Brandel zeichnen lassen konnte. Das Verzeichniß der einheimischen Gewächse Lapplands verdankt er dem Prof. *Swartz*, und das Verzeichniß der Mineralien dem Hn. *Hjelm* zu Stockholm. — Den Ursprung der Lappländer leitet der Vf. von den alten Finni beyrn Ptolemäus und Tacitus ab, und diese stammen von den Scyten oder Tataren, und von den Zweigen unter ihnen her, welche Samojeden genannt wurden. Diese drey Völker sollen die ersten Einwohner Schwedens und Norwegens gewesen seyn, welche hernach von herzudringenden Völkern nach den Gebirgen hingedrängt worden. Ihre Sprache soll zwar eigenthümlich seyn, jedoch mit der Finnischen einige Aehlichkeit haben. Einige Redensarten werden angeführt. — Schnee und Rauch sollen ihre Augen schwächen. Sie sind dunkelfarbig, haben ein schwarzes kurzes Haar, einen großen Mund u. s. w.; sind klein im Wuchse, haben sehr geschmeidige und biegsame Glieder. Ehemals brauchten sie nur Pfeil und Bogen, nun auch Schiefsgewehr. Der König Friedrich IV., welcher 1619 den dänischen Thron bestieg, führte zuerst die christliche Religion unter ihnen ein. — Beide Geschlechter sind beynahe gleich gekleidet mit Pantalons ohne Strümpfe. Die Hütte oder das Gezelt ist konisch, mit dem Feuerherde in der Mitte, und der Ausgang für den Rauch ist mitten in der konischen Spitze. Oft wohnen mehr als eine Familie in derselben Hütte, und zwar sehr einträchtig. Rennthier. Felle auf Birkenreisern geben ihre Betten ab. — Durch den Rauch und vermittelt der Vorhänge über jenen befreyen sie sich von den Mücken (*Culex pipiens*), worunter nur die Weibchen stechen und Blut saugen. Die Nahrung der Lappen ist meistens die Milch von Rennthieren, die zu Eise gefroren im Winter aufbewahrt wird; im Sommer wird davon Käse gemacht. Einige machen auch Butter daraus, die aber nicht wohlschmeckend seyn soll. Das Fleisch, hauptsächlich frisch gekocht, dient ihnen zur täglichen Speise; bald wird es geräuchert, bald getrocknet,

(Rec. hat es, nachdem es etwas im Eßig gelegen hatte, gebraten, von gutem Gelchmacke, dem Rinder- und Hirschbraten ähnlich gefunden; sie essen auch Fische, aber selten oder niemals Brod und Früchte sind ihnen unbekannt. Einiges wenige Geschirr von Kupfer, Zinn und Holz nebst Löffeln von Horn, macht ihr ganzes Hausgeräthe aus. Rec. fügt noch hinzu, daß man den Lappländern Schuld giebt, daß sie das baare Geld an sich zu ziehen, es zu verheimlichen und wohl zu vergraben wissen. Die Rennthiere werden zur Sommerzeit von einer großen Fliege (*Oestrus nasalis*) geplagt, welche, nach des Vfs. Meynung, ihre Eyer in die Naselöcher derselben legt. Im Winter fröst das Rennthier den Schnee fort, spürt unter demselben dem Moose nach, und zehrt davon; ist aber der Schnee zu hart, oder zu Eise gefroren: so kömmt es um. Außer den zahmen Heerden findet man auch wilde Rennthiere. Manche werden gezähmt; sie ziehen eine Art leichter Schlitzen vermittelst eines Strickes, der am Nacken befestigt wird, und zwischen den Vorder und Hinterbeinen zum Schlitten geht. Mit einem einzigen, am Kopfe befestigten Zaume werden sie gelenkt. Ein Abschnitt liefert die Geschichte der vierfüßigen Thiere und der Vögel Lapplands. Hier scheint eine und die andere merkwürdige Beobachtung vorzukommen. Z. B. die Zugvögel, welche Lappland im Sommer besuchen, fliegen über unbewohnte Länder, und wohnen den Winter über in Süd-Asien oder der chinesischen Tatarey. *Motacilla juvica* wird ihres Gesangs wegen Nordens Nachtigall oder nach dem finnischen Namen: der Vogel mit hundert Stimmen, genannt. In dem den Fischen gewidmeten Abschnitte wird (S. 238.) der Schwerdtfisch ganz anders als bisher beschrieben. Der Vf. muß hier eine oder mehrere andre Arten verstehen, oder es beweiset bloß, daß er selbst nicht gewußt hat, wie dieser Fisch aussieht. In dem Abschnitte von den Insecten bringt er verschiedene gute Bemerkungen über das entomologische Studium bey. — Sonderbar ist es, was er aus einer von dem D. *Quenzel* über den Nachtfalter (*Phalena*) in Lappland ihm mitgetheilten Anmerkung anführt, daß solcher ganz wider seine Natur in Schweden am Tage herumfliehet, und des Nachts, oder da die Sonne dem Horizonte näher, als am Tage ist, ruht. Die lateinischen Beschreibungen der neuen und in Kupfer gestochenen Insecten sind vom dem erstbenannten D. *Quenzel*; die der lappländischen Gewächse aber vermuthlich vom Prof. *Swartz* verfaßt worden; unter letztern finden sich keine neue; auch sind keine in Kupfer gestochen. *Rubus arcticus* (die nordländische Himbeere) wird ihres Geschmacks und Geruches wegen sehr gerühmt. Der Vf. berichtet es als ein bewundernswürdiges Beyspiel der Geschwindigkeit der Wachsthumskraft, daß alles innerhalb zwey Monaten reif ist. Ein Tabacksblatt bey Enontekis wuchs in 24 Stunden mehr als einen Zoll im Umkreise. Noch wunderbarer scheint es, daß dieß die Kälte so wenig ertragendes Gewächs so hoch in Norden fortkommen kann. — Eine Beschrei-

Schreibung der lappländischen Mineralien soll bey dem Freyherrn *Hermelin*, dem berühmten Herausgeber der Karten von Schweden, Finnland und Lappland, unter Arbeit seyn. Hr. H. theilt indessen ein weitläufiges Verzeichniß aller Mineralien mit, welche in Lappland und den umherliegenden Landschaften, folglich im nördlichen Theile von Schweden und Finnland, gefunden werden. Diefs kömmt vom Hn. *Hjelm* her, welcher Wardein bey der Münze und Aufseher der Mineralien-Sammlung des Bergwerkscollegii ist. — In besondern Abtheilungen redet der Vf. von den Handarbeiten der Lappländer; verschiedenen ihnen eigenthümlichen Gebräuchen (wo auch *Primmstave*, welches doch Runfest heißen soll, vorkommt, welches gleichwohl kaum bey den alten Lappländern, sondern nur bey den alten Schweden bekannt war); ihrer Freyerey und ihrem Ehestande; ihren Vergnügungen und Zeitvertreiben; Krankheiten, Arzneymitteln und Begräbnissen; ihren Göttern vor dem Christenthume, die in vier Classen vertheilt waren; den Opfern für die Götter (diese waren doch nicht bey allen Lappländern dieselben); ihrer Zauberey; ihrer eigensinnigen Liebe für ihr Vaterland, und der Abneigung, es zu übergeben; endlich theilt er noch Anmerkungen über das Klima und die Naturgeschichte Lapplands mit. Am Schlusse stehen: eine meteorologische Tabelle, ein *Catendarium Faunae et Florae*, welche zu Utijocki vom Sam. *Castreia* gehalten worden, Noten zur Musik, und das obengemeldete Reise-Tagebuch.

Diefs ist nun eine getreue Darstellung des Aesthetischen Werkes über Schweden, Finnland und Lappland. Zufälligerweise kam ein und das andere Exemplar sehr frühzeitig nach Stockholm, und machte

ein großes, ja vielleicht größeres Aufsehen als es verdiente. Viele an dem dasigen literarischen Horizonte leuchtende Sterne scheinen zu fürchten, dadurch verdunkelt zu werden. Auch ist das Werk von höherer Behörde verboten worden; und man macht, wo man kann, Jagd auf die Exemplare. Auch läßt sich nicht leugnen, daß der Vf., der so vieles wahr und richtig sah, offenbar doch hier und da, theils aus Mißverständnis unrichtig, theils bitter sich äußert. Die Folge dieses Betragens Hn. A's. und der vielen Reisenden vor ihm, die einen so freyen Zutritt zu allem genossen, und eben so bereitwillig als unsigennützig mit nicht unerheblichen Beyträgen versehen wurden, wird vielleicht den künftigen Reisenden die Zugänge erschweren, und die Einheimischen gegen die Fremden mißtrauisch machen. Indessen kann man dem Vf. keinesweges das Lob entziehen, sich durch die, trotz den wahrlich großen Beschwerlichkeiten der Reise, gesammelten Nachrichten ein bedeutendes Verdienst erworben zu haben. Zu arg ist es jedoch, daß schon davon drey sich die Zeit und den Rang ablaufende Uebersetzungen in Deutschland angekündigt worden. Es ist zu besorgen, daß die verhältnißmäßig nur wenigen in dieser Recension gerügten Fehler durch noch größere in den Uebersetzungen werden vermehrt werden; wofür nicht ein in und mit Schweden sehr bekannter Uebersetzer die Hand ans Werk legt. Zum wenigsten muß der Uebersetzer A's., um sich vor großen Fehlern zu hüten, die neue Ausgabe der schwedischen Geographie von *Tuneld*, und des (mit dem Vf. zugleich gereiseten Obersten) *Skjöldebrand Voyage pittoresque au Cap Nord etc.* (wovon der letzte Heft noch erwartet wird) bey der Hand haben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**RECHTSORLAHRTHEIT.** München, b. Lentner; *Versuch einer Geschichte der bayerischen Gesetzgebung vom Entstehen des bayerischen Staats bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts.* Zur Erlangung der juristischen Lizentiatenwürde — vorgelegt vom Vf. *Franz Xaver Klemm*, d. R. Kandidaten. 1801. 61 S. 8. (5gr.) Der Vf. verdient durch diesen Versuch den Beyfall, welchen ihm der Präses Hr. HR. und Prof. *Festsmaier* in der Vorrede giebt. Er stellt in kurzem den Geist der bayerischen Gesetze mit Rücksicht auf Cultur und Geschichte dar, belegt seine Sätze mit Stellen aus den ältern Gesetzen und Schriftstellern, und zeigt dadurch eine nicht gemeine Beseffenheit. Das erste Gesetz der Baiern war die *Lex Bajuvariorum* vom Frankenkönige *Dagobert I.* zwischen 628 und 630, wozu unter *Karl I.* vier Capitularien kamen. Unter den Herzogen von 911—1180 blieben die ehemaligen Gesetze unverändert, bis unter den Herzogen aus dem ostfriesisch-welfischen Stamme der östliche Theil Baierns sich vom Mutterlande absalt, die Bischöfe sich der Subordination unter die Herzoge

entzogen und während der allgemeinen Unruhen Deutschlands die Gesetze fast ganz verstümmten. Nach und nach wurde das römische Recht, so wie in Deutschland überhaupt, so auch in Baiern eingeführt. Doch ward unter den *Wittelsbachern* das einheimische Recht nicht verdrängt. Der *Schwabenpiegel* fand auch in den bayerischen Gerichten Eingang. Im J. 1346 entstand das *Kaisersbuch* und bald darauf das *Münchener Stadtrecht*, welches nach und nach verschiedene Städte in Baiern erhielten. In Niederbaiern gaben *Georg der Reiche* und sein Sohn *Ludwig* Gerichtsordnungen, welche aber wenig Glück machten. Im J. 1516 erschien das Buch der gemeinen *Landbot, Landsordnung, Satzung und Gebrauch des Fürstenthums in Ober- und Niederbaiern*, 1518 eine Reformation des bayerischen Landrechts, 1520 eine Gerichtsordnung im Fürstenthum Ober- und Niederbaiern, und 1553 die bayerische *Landsordnung*, von welchen allen der Vf. eine sehr lesenswürdige Uebersicht liefert.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. December 1802.

## GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Bonaparte als Mensch, Held, und Staatsmann. Ein historisch-politisches Gemälde, vom Bürger Chas de Nismes. Aus dem Französischen. 1802. 1 Alph. 1 Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)*

Der B. Chas versichert seine Leser gleich auf dem ersten Blatte seines Buches, daß er das nicht sey, was er auf allen Seiten ist, nämlich ein hochtönender Lobredner Bonapartes. Er behauptet, er sey sich seines Berufs und seiner Obliegenheit bewußt, als schlichter Geschichtschreiber die Wahrheit weltkundiger Thatfachen in ihrer majestätischen Einfachheit darzustellen, und doch ist er so sehr um Putz bemüht, daß die Schmeicheley sehr oft der Gelegenheit wahrnahm, sich an die Stelle der Wahrheit zu stellen. Ausser daß dieses einem warmen Lobredner überall leicht begegnet, hat der Vf. sein Buch dem französischen Geiste gemäß geschrieben, der wie er S. 251 sagt, „an rasche und glänzende Gedanken-Reihen gewöhnt, alles mit Geringsachtung zurückstößt, was einen Charakter der Trockenheit und Dunkelheit trägt.“ Wenn die Wahrheit auch nicht dunkel ist: so könnte sie, schlicht vorgetragen, doch wohl trocken seyn. Der B. Ch. hat sich davor so sorgfältig gehütet, daß es ihm überhaupt auf Genauigkeit in Erzählen, und auf Richtigkeit seiner Angaben, und dergleichen Pedantereyen gar nicht ankommt. So läßt er Bonaparte bey seiner ersten Anführung der französischen Armee in Italien, vor dem Frieden zu Campo Formio, seine Soldaten aufmuntern, gegen diejenigen zu marschiren, welche die französischen Gefandten feig ermordet hätten. S. 20. Der König von Neapel bittet S. 24, nachdem die Oesterreicher hinter die Fesche gedrängt waren, Frankreich um Friede, und flehet seinen Schutz an. Das hatte Neapel wahrlich damals nicht nöthig, sondern Bonaparte freute sich vielmehr, daß er mit diesem Staate, einen für denselben wenig beschwerlichen Frieden schließen konnte. Nach S. 49 haben Cyrus, Selim und Mahomet Aegypten erobert; nach S. 78 landen nach Bonapartes Zurückkunft von dem syrischen Feldzuge, Engländer in Aegypten, und Engländer nehmen Abukir weg; man erfährt nicht, wo sie geblieben sind, denn auf der folgenden Seite schlägt Bonaparte die Türken, und nimmt ihnen Abukir wieder weg, S. 176 erobert Moreau Böhmen, und schließt mit dem Erzherzog Karl den zwiefachen wieder gebrochenen

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

Waffenstillstand. Alle diese historischen Unrichtigkeiten sind Folgen; der raschen und glänzenden Gedanken-Reihe des Vfs. Wir wissen nicht, ob wir auch manche Uebertreibungen desselben dahin rechnen müssen, die er sich, um den Gegenstand, den er lobt, noch stärker heraus zu heben, bey dem Gegenheil zu Schulden kommen läßt, z. B. was von Cromwel S. 96. in Vergleichung mit Bonaparte gesagt wird, S. 221 von der Berliner Bank, S. 245 von dem arnfeligen Zustande, in welchem sich die nachherigen vereinigten Niederlande vor ihrer Loslösung von Spanien befunden hätten. Lächerlich und ekelhaft sind die Pralereyen von den Thaten, durch welche die französische Seemacht Europa in Furcht und Zittern gesetzt habe. S. 240, 245. Diese und manche andre kleinere Irrthümer und Fehler abgerechnet, enthält das Buch doch auch viel Gutes und Brauchbares. Was von Bonapartes Kriegszügen gesagt wird, ist jedoch weiter nichts, als eine Wiederholung des Bekannten in einer hochtönenden Lobrede. Die Constitution, welche Bonaparte Frankreich gegeben hat, wird weitläufig gepriesen, und jeder Theil derselben vertheidigt. Der B. Ch. ist besonders der Meynung, daß eine jede Constitution, die zum Glück eines Volks gereichen soll, die Hand der gesetzvollstreckenden Gewalt sehr stärken, und ihr nothwendig einen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt einräumen müsse. Man findet hier schon Anspielungen auf manches, was nachher geschah, als Bonaparte seine Gewalt auf Lebzeiten ertheilt wurde. Der beste Theil des Buchs ist der letztere, in welchem genau und Materienweise durchgegangen ist, welche Vorkehrungen Bonaparte für das innere Wohl von Frankreich getroffen hat, wie viel dadurch ausgerichtet worden, und was noch zu thun übrig ist. Ueber einige, z. B. bey den kirchlichen und Religions-Vorkehrungen verbreitet sich der Vf. sehr ausführlich. Am Schluß wird bey einer Uebersicht des politischen Verhältnisses der europäischen Nationen Pitts Charakter nicht übel gezeichnet, und überall widerfährt dem Werthe der englischen Nation Gerechtigkeit. Auf dem in Kupfer gestochnen Titel des Buchs werden zwey Theile angegeben. Es ist aber nur ein Theil. Die Uebersetzung ist gut und ohne bedeutende Fehler. S. 9. mußte nicht: Vertheidigungssystem, stehen; „diese schonen Gegenden pumpen die Reichthümer der Welt an sich,“ S. 247 ist nicht nur unedel, sondern auch ohne Sinn; denn man kann nichts an sich pumpen. Bonapartes Bild, von Maffard gut gezeichnet, ist von Maffard, dem Sohne, etwas schwach, in Punzen-Arbeit ge-

Uuu flo.

stochen. Sein Blick ist ernst, fast drohend, nicht so ruhig als man ihn auf andern Abbildungen findet.

LONDON: *Universal History, ancient and modern from the earliest records of time to the general peace of 1801.* By *Wil. Mavor.* 1802. Vol. I—7. 12. (12 Rthlr.)

Wir haben von diesem Werke, welches aus 25 Bänden bestehen soll, 7 Bände vor uns liegen, von denen jeder mehr als 30 Bogen enthält. Da zugleich Karten, und vor jedem ein ziemlich gut gezeichnetes und gestochenes Kupfer ist, das eine Scene aus der in jedem Theile enthaltenen Geschichte darstellt, so ist der Preis von 2 Pf. Sterl. für diese 7 Theile nicht zu verwundern. Es könnte aber weit weniger kosten, und der Leser würde es seinem Werthe nach immer zu theuer bezahlen. Denn: es zeichnet sich durch nichts aus von der Reihe Bücher, die Engländer und Franzosen geschrieben haben, um denjenigen zum Unterricht oder zur Unterhaltung zu dienen, welche die Geschichte nicht zu einem gelehrten Studium gemacht haben. Wenn man in dergleichen Büchern eine Zahl kleiner und unbedeutender Fehler findet: so ist dieses von keinem großen Belang; sie können doch immer Zweck und Absicht recht gut erfüllen. Wenn sie aber durch Beybehaltung wichtiger, religiöser und politischer Irrthümer, einem der Hauptzwecke der Geschichte, unsern Verstand aufzuklären, und ihn zur richtigen Beurtheilung desjenigen, was um uns geschieht, fähig zu machen, gerade entgegenarbeiten: so ist es billig, daß man das Publikum davor warnet. Hn. M. Buch ist voll von dergleichen groben Irrthümern. Der erste Theil enthält zuerst eine kurze Uebersicht der allgemeinen Geschichte, die nicht übel gerathen ist, und bey der man besonders die Unpartheylichkeit loben muß, mit welcher der Vf. von der französischen Revolution redet. Allein die folgenden Erzählungen von der Schöpfung der Welt bis zur Sprachen-Verwirrung, folgen ganz der alten orthodoxen Erklärung der ersten Kapitel der Genesis. Man findet also hier die Geschichte des Sündenfalls bis auf den Cherub mit dem feurigen Schwerte; doch ist der Teufel aus der Schlange weggeblieben; alle Thiere kommen gehörig in Noahs Arche, die, *in all probability*, recht gut mit Licht und frischer Luft versehen war; genau am 23. Oct. 2347 der Welt gieng Noah aus der Arche. Gott hindert durch die Sprachen-Verwirrung den babylonischen Thurmbau. Die Sprache, die er den ersten Menschen gegeben hat, war vermuthlich die hebräische; ist sie es nicht, so ist diese erste Sprache bey der babylonischen Verwirrung verloren gegangen. So weit die ägyptische Geschichte in dem folgenden Kapitel aus mosaïschen Nachrichten genommen ist, hat sie ganz denselben Charakter. „Die Wissenschaft, worin die Aegypter besonders berühmt waren,“ sagt Hr. M. S. 192, „war die Zauberkunst. Ihre Lehrer darin waren die Priester und die heiligen Schreiber,

von denen zwey, Jannes und Jambres, um Moses Widerstand zu thun, einige außerordentliche Beweise von ihrer Zauberkunst gaben, bis sie endlich in den Wunderwerken ihres Gegners Gottes Finger erkennen mußten.“ Wer sollte glauben, daß ein Capellan des Grafen von Dumfries, der einige zwanzig Bände Reifen herausgegeben hat, 1802 dergleichen schreiben könnte? Daß ein solcher Mann die über Aegypten so schwer zu verstehenden griechischen Schriftsteller nicht gehörig erklärt, braucht wohl keinen Beweis. Der folgende Theil enthält die jüdische, assyrische und babylonische Geschichte, in demselben Geiste geschrieben. Um die Ehre des Priesters Samuel unangetastet zu lassen, hat er Sauls Geschichte völlig verstümmelt, und die scheußliche Ermordung des Königs der Amalekiten ganz ausgelassen, obgleich David auf Gottes Befehl zum Könige gesalbet wird. Etwas mehr Werth hat die griechische Geschichte im 3ten Theile, doch auch nur was die Erzählung der Begebenheiten betrifft. Denn in allem demjenigen, was staatsbürgerliche Verfassung angeht, ist er unvollkommen und fehlerhaft. Völlig unbrauchbar ist dasjenige, was von Lycurgs Staatsverfassung gesagt wird. Der 4te Theil setzt die Geschichte von Griechenland von dem Peloponnesischen Kriege, bis zur Verwandlung des Landes in eine römische Provinz fort. Der 5te, 6te und 7te enthält die römische und byzantinische Geschichte bis zur Eroberung Roms von den Türken.

LONDON: *The history of the Rebellion in the year 1745,* by *John Home.* 1802. 2 Alph. 5 Bog. gr. 4. (6 Rthlr.)

Diese sehr ausführliche Erzählung der Rebellion der Hochschotten in dem J. 1745, um den Prätendenten auf den Thron zu setzen, ist aus sehr guten Quellen geschöpft; der Vf. hat sie zum Theil in einem Anbange abdrucken lassen, der ein Drittheil des Buchs anfüllt. Rec. kennt Hn. J. H. nicht, als einen historischen Schriftsteller, wohl aber als einen Dichter, der mehrere Trauerspiele geschrieben hat, unter welchen einige gute sind. Hier ist Hr. H. nicht Dichter. In einer dem Gegenstande angemessenen natürlichen, von keinem poetischen Schmucke glänzenden Schreibart, findet man einen abermaligen Beweis, daß unsre Nachbarn bey der Meynung beharren, daß wir von den Griechen und Römern unsren historischen Stil lernen sollten. Wenn es doch manche deutsche Schriftsteller glauben wollten! Das Buch eignet sich im Ganzen nur zum Gebrauch für diejenigen, welche sich von dieser Begebenheit genau unterrichten wollen, aber es hat einzelne sehr unterhaltende Kapitel, und Rec. hat es ohne Ueberdruß ganz durchgelesen. Der Vf. ist nicht partheyisch. Er lobt den Prinzen Karl Eduard nicht gerade zu, aber er erzählt seine Handlungen so, daß man Hochachtung für den muthvollen, standhaften, dem härtesten Elende nicht unterliegenden jungen Mann erhält. Sein Angriff mit einer Handvoll ungerübter und schlecht bewaffneter Leute auf einen der

mäch-

mächtigsten Staaten, hatte einen so bewundernswürdigen Fortgang, daß gefährliche Folgen daraus zu fürchten gewesen wären, wenn nicht schon bey der Einnahme von Carlisle Uneinigkeit unter den Häuptern der Hochschotten entstanden und aus Schottland ein Hülfscorps zu dem Prinzen gestossen wäre, welches ebenfalls die Einigkeit verhinderte. Als er dem Herzog von Cumberland das Treffen bey Culloden lieferte, war seine Sache schon so weit verdorben, daß man vorher sehen konnte, daß eine Niederlage, das Auseinanderlaufen seiner unbezahlten, sogar Hunger leidenden Armee zur Folge haben würde. Seine Flucht, und kümmerliche Errettung aus den Händen seiner, ihn allenthalben umgebenden, Verfolger wird auch hier ausführlich erzählt, mit verschiednen Abweichungen von frühern Berichten. In dem Anhang ist eine Erzählung von Miß Flora Macdonald, die den Prinzen, als ihre Magd verkleidet, aus einer gefährlichen Gegend wegführte. Das Buch ist mit Aufwand gedruckt. Eine beygefügte Karte von Schottland bezeichnet die Grenzen von Hochschottland, von Dumbarton bis Dunintra. Sie hätte leicht nützlicher gemacht werden können, wenn man den March der Armeen, und den Weg bezeichnet hätte, den der Prinz auf seiner Flucht nahm, gesetzt, man hätte sie auch etwas grösser entwerfen müssen. Ausserdem findet man Plane von den Treffen bey Preston, bey Falkirk, und bey Culloden, und ein von Smirke vortrefflich gezeichnetes, und von James Tindler gestochenes Brustbild des Prinzen, nach einer Büste von le Moine. (Le Moine war ein Maler; aber die Zeichnung scheint nach einer steinernen Büste gemacht zu seyn.)

PARIS, b. Lerouge: *Correspondance secrette de plusieurs grands personnages illustres, à la fin du XVIII Siècle, ou memoires importants pour servir à l'Histoire du Temps.* 1802. 279 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

So einverstanden wir mit dem Herausgeber darüber sind, daß man, vorzüglich von einzelnen Beyträgen zur Geschichte der französischen Revolution, Aufklärungen über diese noch so räthselhafte Kette erstaunenswürdiger Begebenheiten erwarten muß: so wenig dürfen wir eine reiche Ausbeute aus der vorliegenden Schrift versprechen. Sie enthält verschiedene Briefe der Königin und derer, die zu ihrer Parthey gehören, auch des Herzogs von Orleans, über die Lage des Königs in den Jahren 1789 bis 1791, welche der Herausg. durchaus mit einem Commentar begleitet, der sie gewissermaßen zu einem Ganzen verbindet. Die Brieffschreiber treten aber nicht unter ihrem eigenen Namen auf, sondern der Herausgeb. substituirt jenen willkürliche Namen, wozu man desto weniger den Grund einsieht, da diese Briefe niemand irgend einer Gefahr aussetzen können. Der Herausg. scheint also nur diese Form gewählt zu haben, um seinem angebli-

chen Funde einen neuen Anstrich von Wichtigkeit zu geben, den er ihm überhaupt mit sichtbarer Affectation beylegt. Auch für die Aechtheit der Briefe haben wir kein anderes Zeugniß; man kann sie indess gerne auf sein Wort annehmen, weil die Briefe dem Charakter ihrer Urheber völlig entsprechen, und auch mit anderen Reden und Handlungen, die von ihnen bekannt genug sind, übereinstimmen. In wie weit sie daher überall einen historischen Werth haben möchten, würden wir diesen, ihre Aechtheit vorausgesetzt, eher darin suchen, daß bekannte Züge eine neue Bestätigung dadurch erhalten, als daß sie uns, wie der Herausg. meynt, wichtige neue Aufschlüsse geben.

Die Ursachen der Revolution sieht der Vf. mit Recht in den Fehlern Ludwig XVI, und die nächsten Triebfedern in den streitenden Leidenschaften der Königin und des Herzogs von Orleans. Seit der Berufung der Reichsstände habe jene ihren Plan des Widerstandes mit der größten Hartnäckigkeit verfolgt; dieser eben so heftig seinen Entschluß, die Dynastie zu stürzen und sich auf den Thron zu setzen. Orleans spann die Empörung vom 14. Julius an, durch Ausstreuung des Gerüchtes, die Nationalversammlung solle mit Gewalt aufgehoben werden. Camille Desmoulins, ein feuriger Schwärmer, reizte das Volk durch seine Rede im Palais royal zur Einnahme der Bastille. Damals gieng die Erbitterung des Volks nur gegen die Königin. Nachher deckte Orleans selbst seine Absichten auf durch sein schiefes Benehmen am 5. und 6. Octob., worüber die Königin einen Prozeß verhängte, der niemand einigen Zweifel an seiner Strafbarkeit übrig liess. Die Folge davon war seine Verweisung nach England. Er war neun Monate abwesend; aber die Königin liess diese günstige Zeit verstreichen, ohne im Innern für sich zu arbeiten, wahrscheinlich, weil sie sich so sehr auf auswärtige Hülfe verließ. Das war die Absicht bey der Reise nach Varennes, über deren Vereitelung noch ein undurchdringliches Dunkel schwebt. Vielleicht liess *la Fayette* sie nur zu, um sich auf den höchsten Gipfel des Ansehens zu schwingen, wenn er den König zurück brächte. In dieser Rücksicht fodert der Vf. ihn mit auf, seine Memoiren zu schreiben, die ungemein viel Licht über diesen Theil der Revolutionsgeschichte verbreiten müßten. Nach der Zurückkunft des Königs hatte Orleans wieder bald gewonnenes Spiel. Er wußte sehr gut, daß die Annahme der Constitution nur ein Blendwerk war. Die Königin beschäftigte sich schon in demselben Augenblick mit den Mitteln sie umzustürzen. Aber Orleans, der alle ihre Schritte auspähet, und sie sogar mit seinen Spionen als mit treuen Bedienten, umgab, brachte das Volk auf das äusserste, ehe die Plane der Königin reiften. *Robespierre* unterstützte ihn anfangs, um ihn nachher zu vernichten. *Brissot* hingegen war auf des Königs Seite, in der Hoffnung ihn ganz zu regieren. Diese beiden Partheyhäupter sind Schuld an allem Blutvergießen in Frankreich. Nach dem Sturz der Monarchie in der bisherigen



rigen Form stritten sie mit einander um die Herrschaft, und ihre Anhänger verlängerten und verstärkten den Kampf. Der König zog sich selbst seinen Tod zu durch Inconsequenz; Orleans durch Feigheit. Zu diesem von dem Vf., theils in der Einleitung, theils in seinen Commentarien aufgestellten Hauptzügen liefern die Briefe hie und da Belege.

Angehängt ist das in mehr als einer Rücksicht merkwürdige Schreiben von *Crequi-Montmorency* an den König vom 30 May 1792, worin er ihm, als seinem Verwandten, gewissermaßen republikanische Rathschläge aufdringt, vermuthlich aus Rache, weil der König ihn lange im Gefängniß hatte sitzen lassen. Das Memoire, welches dieser Brief begleitete, liefs der Vf. nicht mit abdrucken, weil es ihm zu ungläubliche Dinge zu enthalten schien. Gleichwohl ward dieser 60jährige Greis den 7ten Thermidor des zweyten Jahres hingerichtet als Mitverschworner in den Gefängnissen von St. Lazare. — Noch findet man am Schluß eine ziemlich umständliche Rechtfertigung des Generals *Biron*, die eigentlich nicht hieher gehört. Sie blieb auch ohne Erfolg; der General starb unter der Guillotine.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahres.* Von D. Johann Georg Rosenmüller, Superintendent zu Leipzig. Erstes Vierteljahr. Januar, Februar, März. 1802. 390 S. gr. 8.

Zweytes Vierteljahr. April, May, Junius. 376 S. (2 Rthlr. 15 gr.)

Dieses sehr empfehlungswerthe Haus- und Handbuch enthält kurze Betrachtungen von vier oder fünf Seiten, deren jeder ein biblischer Spruch vorgefetzt ist, und jede mit einer Strophe, größtentheils aus verbesserten oder neuen Kirchenliedern, beschloffen wird. Einmal auf den 25ten Januar ist anstatt der Abhandlung das schöne Lied von Uz: „Zu Gott, zu Gott flieg auf“ abgedruckt. Der Vf. hat die natürliche Ordnung zu einem populären Unterricht in der ganzen christlichen Religion und Tugendlehre beobachtet, dafs er zuerst

von der Bestimmung des Menschen, über die Frage: Was bin ich? woher bin ich? zu Betrachtungen über die Erkenntniß Gottes aus seinen Werken, über den Menschen und die Natur überhaupt, den Zweck unsers Lebens unsrer Kraft, den Endzweck des menschlichen Geschlechtes, über Spiritualität, Unsterblichkeit, Schicksal nach dem Tode (wobey einige unhaltbare Vermuthungen lieber übergangen seyn möchten) zu der Frage: wie kann ich werden, was ich seyn und werden soll? übergeht. Dann folgen Abhandlungen über die sogenannte (?) natürliche Religion, wobey er eine kurze Geschichte der Religionen der Aegypter, Syrer, Babylonier, der alten Deutschen, Griechen, Römer, Samojuden, Taheiter (welche doch alle nicht reine natürliche, sondern positive Religionen sind) liefert. Dann handelt er von der geoffenbarten Religion des Alten und Neuen Testaments; von den Verfälschungen der christlichen Religion; Reformation; Lesung der Bibel und Regeln dabey, mit weifer Unterscheidung des wesentlichen Religionsinhaltes vom temporellen; vom Sprachgebrauch der biblischen Schriftsteller, mit Auszeichnung des interessanten Inhaltes selbst der historischen Schriften, mit einer (immer noch für die unaufgeklärten Christen nöthigen) Weisung in Absicht der Davidischen Bußpsalmen, des Hohenliedes. Es folgen die Ueberzeugungsgründe von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion aus der Geschichte und dem Charakter Jesu; Betrachtungen über Gottes Eigenschaften, Einheit, Dreyeinigkeit (mit Absonderung aller patriarchalischen, synodischen und scholastischen Spitzfindigkeiten) und der göttlichen Vorsehung, womit der erste Band schließt.

Im zweyten Vierteljahr werden auf gleiche Weise mehrere historisch-theologische Themata interessant behandelt. — Von der christlichen Pflichtenlehre geht dieser Theil nur die Pflichten (oder pflichtmäßigen Gefinnungen) gegen Gott durch, womit der Monat Junius schließt. Obgleich gelehrte Leser hier eben keine neuen Aufschlüsse finden werden: so ist doch dieses Buch um seiner Reinigkeit von allem streitigen unbiblischen Schulwust, und um seiner geläuterten praktischen Anwendung willen allen denen sehr zu empfehlen, die mit der christlichen Religion als solcher sich zu ihrer Belehrung und Erbauung bekannt machen wollen.

Druckfehler. In No. 330. S. 423. L. 20. nach βεκολόσι ist einzuschalten κατ' ὄρεα μακρὰ. — L. 22. st. Lamagna<sup>1</sup> 1. Zamagna. — L. 27. st. πυρροστρωχ 1. πυρροστρωχ<sup>α</sup>.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 7. December 1802.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

DEUTSCHLAND: *Staatswirtschaftliche Aufsätze in strenger Beziehung auf Zeitumstände, und besonderer Rücksicht auf Böhmen. 1801. Erster Theil. 221 S. Zweyter Theil. 220 S. Dritter Theil. 308 S. 8. nebst einigen Tabellen. (3 Rthlr. 2 gr.)*

Mit vieler Bescheidenheit sagt der Vf. in der Vorrede: „dafs diese Schrift blofs flüchtige Darstellungen einiger staatswirtschaftlichen Veränderungen und Einrichtungen, die er, in gewisser Rücksicht, als Bedingung der Wohlfahrt Böhmens betrachtet, enthalte.“ Indessen verrathen seine Vorschläge zu sehr die vorangegangene genaue Prüfung der Umstände, den partheylosen Geist, und die innige Bekanntschaft mit dem abgehandelten Gegenstande, um die Schrift eine blofs flüchtige Darstellung nennen zu können. Die erste Abhandlung: *Ueber das heutige Verhältniß der Bauern zu dem Gutsherrn in Böhmen, und die Möglichkeit dieses Verhältniß zum Vortheil beider abzuändern*, enthält vortreffliche Bemerkungen. Zuerst zeigt der Vf. den Nutzen, den die Abschaffung der Leibeigenschaft gestiftet hat; dann geht er zu den Zwangsdiensten über, beweist, wie irrig dieselben häufig als Folge der Leibeigenschaft angesehen würden, da sie doch im Grunde nichts weiter sind, als Zinsen, die mit Arbeit abgetragen werden. Er gesteht ein, dafs die Aufhebung der Hofdienste wünschenswerth sey, dafs dieses aber, ohne völlige Entschädigung der Gutsherrn, eine schreckliche Ungerechtigkeit wäre. Da aber in Böhmen der Bauer zu arm ist, um statt der Dienste, Geldzinsen zu geben: so thut der Vf. einen Vorschlag, der wohl Beherzigung zu verdienen scheint; er will nämlich, dafs man alle geistliche Güter aufhebe, und diese, nach Verhältniß, unter die Gutsherrn als Entschädigung der Hofdienste vertheile, und dafs dagegen die Bauern, denen die Hofdienste dadurch erlassen werden, das unter sich in Gelde oder Producten aufbringen, was die Geistlichkeit bisher von ihren Gütern gezogen hat. Diefs scheint zwar bey dem ersten Anblick ein blofses Cyclus zu seyn; ist es aber keinesweges; denn bekanntlich zieht die Geistlichkeit bey weitem nicht so viel aus ihren Gütern, als diese tragen sollten, und als man sie dem Gutsherrn zu Entschädigung der Hofdienste anschlagen kann; und zweytens ist die Last des Hofdienstes für den Bauer weit gröfser, als der Vortheil für den Herrn. Bey dieser Compensation würden also die Geistlichkeit und der Gutsherr nichts ver-

A. L. Z. 1802, Vierter Band.

ren, und die Unterthanen offenbar gewinnen; zu geschweigen, dafs die Landescultur überhaupt dadurch zunehmen müfste. — *Ueber die Judenschaft in Böhmen mit Rücksicht auf die Mittel, ihre den bürgerlichen Verhältnissen bisher nachtheilige Wirksamkeit unschädlich zu machen.* Eben so weit entfernt von dem Partheyhafte gegen die Juden, als von der blofs theoretischen Behauptung, dafs, wenn der Jude alle Freyheiten des Christen genösse, er unbedingt aufhören würde, schädlich zu seyn, prüft der Vf. den Gegenstand mit eben so viel Einsicht als Mäßigung. Er läfst den menschenfreundlichen Gesinnungen des Hn. v. Dohm alle Gerechtigkeit widerfahren; bemerkt aber, dafs dieser Schriftsteller viel zu einseitig geurtheilt, und die Schwierigkeiten nicht hinlänglich gekannt habe. Wie unpartheyisch der Vf. übrigens sey, ergiebt sich schon daraus, dafs er die Neigung zum Wucher und die Verfassung der Militärdienste, nicht einmal als gegründete Beschwerden gegen die Juden gelten lassen will. Dagegen aber widerspricht er dem Satze, dafs, wenn man die Juden den Christen gleich stellen wollte, sie eben dadurch auch thätiger seyn würden, durch das Beyspiel von Böhmen, wo den Juden ausgezeichnete Vorrechte zugeitanden sind, wo viele Pachtungen haben, keiner aber selbst den Acker bestellt, sondern dieses durch Christen besorgen läfst, und lieber einen Nebenverdienst durch Wucher erwirbt. Er behauptet, dafs in den Gegenden des platten Landes, in Böhmen sowohl als in Gallizien, wo Juden sich aufhalten, die Landleute ungleich elender wären, als in denen, wo keine sind, und schildert den namenlosen Schaden, den die jüdischen Branntweinbrenner dem einfältigen Landmanne zufügen. Eben so wenig findet man in den Manufacturen, die Juden gehören, jüdische Arbeiter. Die Vorschläge des Vf., um die Juden unschädlich zu machen, sind zum Theil sehr gut; sie gehen hauptsächlich dahin, sie vom Wucher abzubringen, und sie thätiger zu machen; daher soll ihnen der Ankauf kleiner Ländereyen, jede Art von Handwerk etc. jedoch nur unter der Bedingung, dafs sie selbst, oder unter ihnen Juden arbeiten, gestattet werden; Lieferungen und Handel mit rohen Producten, die sie nicht erzeugt haben, sey ihnen aber ganz zu verbieten. Diese Vorschläge verstatten keinen Auszug, indem sie sowohl, als die dafür angeführten Gründe, ganz gelesen werden müssen, um nicht mißverstanden zu werden. — *Ueber das öffentliche Geld und Creditwesen der österrichischen Staaten.* Der Zeitpunkt der Zerrüttung des Geldwesens in den österrichischen

Xxx

schen Staaten, war das J. 1786, und die Veranlassung dazu lag in einer solchen Erhöhung des Zahlwerths der Goldmünzen, daß die Proportion des Goldes zum Silber von 1—14. 15. zu 1—15. 28. angenommen wurde, welches die natürliche Folge hatte, daß das Silber aus dem Lande ging. Der französische Krieg liefs vollends das baare Geld verschwinden. Indessen bemerkt der Vf., daß demungeachtet die Handlungsbilanz an sich nicht so nachtheilig gewesen, als man gewöhnlich geglaubt hat, und beweist es sehr richtig dadurch, daß als die Regierung die zweyte schlechte Scheidemünze prägen liefs, die Differenz des Wechselcourses vom *Pari* nicht so gross war, als der Unterschied des innern Gehalts der Scheidemünze zu ihrem Zahlwerthe. Diesen höchst lehrreichen Aufsatz beschliesst der Vf. mit der Warnung vor allen Palliativen und Künsteleyen, um den Geldverlegenheiten abzuhelpfen, als die Ausfuhrverbote der edeln Metalle, Vorschriften zur Bestimmung des Verhältnisses des Goldes zum Silber, Reduction der Münzen u. dergl. und empfiehlt dagegen die Beförderung der Industrie und des Handels, und eine weise Oekonomie, als die einzigen Mittel, einen dauerhaft vortheilhaften Cours zu erlangen, und dem Credit-Wesen aufzuhelfen. *Ueber das Bedürfnis und die Mittel dem Privat-Credit in Böhmen zu Hülfe zu kommen.* Der Vf. schlägt zu dem Ende ein Credit-System, in der Art wie es in Schlesien ist, vor. Es ist aber die Frage: ob genug baares Geld in Böhmen vorhanden sey; denn, nach des Vfs. eigener Bemerkung, kann ein Credit System in einem Lande Credit erzeugen, nie aber Geld. Die übrigen Vorschläge zu berühren, würde zu weitläufig seyn; nur kann Rec. sich nicht enthalten, vor dem Vorschlage zu warnen (2. Th. S. 160.) zur Unterstützung der dürftigen Fabrikanten, Handwerker und Künstler, ihnen von Seiten des Staats, ihre Fabrikate zu einem billigen Preise, mit einem Rabatte von einigen *pro Cent* abzunehmen, und demnächst zu verhandeln. Diese Verlegenheit um Absatz, von Seiten der veredelnden Classe, beweist schon, daß mehr Waare vorhanden sey, als die Nachfrage erheischt; und fängt der Staat einmal an, seinen Vorrath zu verkaufen: so übersetzt er vollends den Markt, thut den übrigen Verkäufern Schaden, und verliert selbst sehr ansehnlich, ohne seinen Endzweck zu erreichen. Im J. 1787 wurde der nämliche Vorschlag in Ansehung der Baumwollen-Arbeiter in Berlin realisirt, aber nach einigen Jahren mußte der Staat die ganze Einrichtung aufheben, und mit grossem Verluste die ansehnlichen Vorräthe in das Ausland verkaufen. — *Ueber die Nothwendigkeit, dem Wohlstande in Böhmen durch Versicherungs-Anstalten zu Hülfe zu kommen, mit Rücksicht auf die Art und Weise es zu thun.* Enthalt einen ausführlichen Plan zu einer Versicherungs-Anstalt wegen Ueberschwemmung, Hagelschaden und Feuersbrünste. — *Mangel des Daseyns wirksamer Maaßregeln in Böhmen zur Verstopfung der Quellen der Armut; in Unzulänglichkeit der Einrichtungen in Absicht auf Armenpflege daselbst, und Vorschläge, dem*

einen wie dem andern abzuhelpfen. Gute und wohlmeynende Vorschläge, nebst einem vollständigen Plane das Uebel auszurotten. Nur die Gesundheitsassurance würde wahrscheinlich in der Ausführung nicht Stich halten; sie würde ein zu grosses Detail erfordern, und den Mißbräuchen zu freyes Spiel lassen.

So vorzüglich diese Abhandlungen sind: so kann man sich doch des Wunsches nicht enthalten, daß der Vf. mehr Rücksicht auf die Einkleidung genommen hätte. Die Perioden sind oft unausföhrlich lang, und voller Einschaltungen, wodurch der Stil dunkel wird. Der Vf. wiederholt oft das bereits Gesagte, und erläutert zuweilen mit einer Art von Aengstlichkeit, Behauptungen, die schon an sich einleuchten, und keiner Erklärung bedürfen. Dies macht das Lesen des Buchs unangenehm, und könnte manchen davon abhalten, dem übrigens der so lehrreiche Inhalt von grossem Nutzen wäre. Wenn der Vf. auch diesen Punkt in der Folge berücksichtigt: so wird er dem Leser keinen Wunsch mehr, als den nach einer Fortsetzung übrig lassen.

## GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Meissner: *Alphabetisches Verzeichniß aller alten Berge und Ruabscblöffer, verfallener, öder, wüster und gänzlich zerstörten Burgen, Berg- und Wasser Festen des Mittelalters; Fürstl. Gräflicher, und anderer Schlöffer und Häuser in Süd-Obersachsen, in der Lausitz, im Saalkreise, den Fürstenthümern Halberstadt und Blankenburg, auf und an dem Harze, auf und an dem Eichsfelde, im Erfurtischen, Mühlhausenschen und Goslarischen Gebiete, in der Grafschaft Henneberg, in der Herrschaft Asch und in einem Theil von Magdeburg, Wolfenbüttel, Hildesheim, Calenberg, Hessen und Fulda.* Ein Beytrag zur Erläuterung der ältern Deutschen, besonders Sächsischen, Thüringischen und Meissnischen Geschichte. Mit einer Landkarte. 1802. 110 S. 4. (1 Rthlr.)

Der ungenannte Vf. liefert hier nur ein blosses Namensverzeichnis der alten Bergschlöffer mit der Angabe des Landes und des Amtes, worin sie liegen. Diese Arbeit ist also wohl mehr für einen Beytrag zur mittlern Geographie, als zur Erläuterung der ältern Sächsischen Geschichte anzusehen, welche nur dann etwas gewonnen haben würde, wenn es dem Vf. gefällig gewesen wäre, sich über die Geschichte der genannten Schlöffer zu verbreiten, und von ihren Besitzern und Schicksalen diplomatische Nachrichten zu ertheilen. — Zur Erweiterung der Geographie des mittlern Zeitalters hingegen, möchte gegenwärtiges Verzeichniß nicht ganz ohne Nutzen seyn, wiewohl zur völligen Erreichung dieses Zwecks nöthig gewesen wäre, daß der Vf. entweder die alten meist verfallenen Bergfesten von den neuen Fürstlichen und Adlichen Schlöffern getrennt, und nicht, wie hier geschehen ist, unter einander verzeichnet, oder, welches wohl am schicklichsten gewesen wäre, die

die bekannten Residenzen und Ansitze ganz weg-  
lassen hätte. Auch ist die geographische Lage der al-  
ten und neuen Burgen nicht überall richtig angege-  
ben. So werden z. B. Adelhausen, Harras, Seiden-  
stadt, Strauchhain und Steinfeld als Zubehör des  
Fürstenthums Coburg ausgegeben, da sie doch, wie  
alle geographische Werke lehren, in den Sachsen-  
Hildburghäusischen Landen gelegen sind. Selbst das  
Residenzschloß Hildburghausen setzt der Vf. in das  
Coburgische Land, und man sollte fast glauben, daß  
ihm die Existenz jenes Fürstenthums ganz unbe-  
kannt seyn müsse, wenn er nicht S. 47. das Schloß  
Schwickershausen, als ein im Fürstenthum Hildburg-  
hausen (aber richtiger in der Grafschaft Henneberg)  
gelegenes Schloß bemerkt hätte. Ferner liegen Al-  
tenstein, Sauerberg und Rauenstein nicht im Cobur-  
gischen, sondern in S. Meiningischen, — Marisfeld,  
Oestershausen und Schnepfenburg nicht im Coburgi-  
schen, — sondern im Hennebergischen; — das Schloß  
Hermannstein, dessen Lage nicht angegeben wird,  
ist im S. Weimarischen Amte Ilmenau anzutreffen;  
Hutsberg gehört nicht zum S. Eisenachischen Amte  
Lichtenberg, sondern zu Meiningen; Wallenburg,  
nicht zu Broderoda, sondern zu Schmalkalden; an-  
derer geographischen Unrichtigkeiten nicht zu ge-  
denken.

Uebrigens glauben wir dem Vf. sehr gern, daß  
ihm, wie er in der Vorrede äußert, diese Arbeit vie-  
le Mühe gekostet habe, und daß er dabey mit ängst-  
licher Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sey.  
Dies bekräftigt der, in der Vorrede befindliche, Nach-  
trag von vielen Schlössern, die seiner Aufmerksamkeit  
entgangen waren. Auf das Verzeichniß der Schlösser,  
950 an der Zahl, folgen noch zwey historische Ab-  
handlungen, welche für die Liebhaber der ältern  
und mittlern Geschichte nicht ganz ohne Interesse  
sind. Die eine vertritt die Stelle einer Einleitung  
zur Geschichte der Entstehung und des Verfalls der  
Schlösser in Süd-Obersachsen bis zu Ende des Mit-  
telalters. Der Vf. liefert zuvörderst von dem ältesten  
Zustande Deutschlands überhaupt, und Süd-Ober-  
sachsens insbesondere eine kurze Schilderung, wel-  
che sich über Boden, Klima, Naturproducte, Woh-  
nungen, Viehzucht, Ackerbau, Staatsverfassung,  
Lebenwesen, Nationalgeist, Waffen, Kriegssystem u.  
dgl. m. verbreitet, und die Wohnsitze einiger alten  
Völkerstämme bemerkt. — Bey der darauf folgen-  
den Veranlassung zu Erbauung der ersten Schlösser  
in Süd-Obersachsen bis zur Errichtung der Burgwar-  
ten im Meißnischen, geht der Vf. bis in das zwey-  
te Jahrhundert zurück, und erzählt die unaufhör-  
lichen Kriege und Fehden der deutschen Völker, und  
besonders der Sachsen und Franken, wobey er aber  
den eigentlichen Zweck seiner Abhandlung ganz aus  
den Augen verliert und sich auf fremdartige Gegen-  
stände einläßt. Nur hin und wieder wird der Exi-  
stenz einiger Bergschlösser erwähnt, und zuletzt wer-  
den einige Burgwarren und Schlösser namhaft ge-  
macht, wovon jene seit dem Jahre 961 gegen die  
Sorben, letztere aber in spätern Jahrhunderten, be-

sonders zu Zeiten des Faustrechts, von dem hohen  
und niedern Adel angelegt wurden.

Durch die Erfindung des Schießpulvers, und  
durch die Einführung des groben Geschützes, wur-  
de der Untergang der vielen Bergfesten vorbereitet,  
und durch den Hussiten- und Bauernkrieg größtent-  
heils vollendet.

Die zweyte Abhandlung S. 105—110. handelt von  
der Lage und Bauart der alten Schlösser. Eine gut  
gerathene Beschreibung, welche von den verschie-  
denen Lagen der Berg- und Wasserfesten, von ih-  
rer äußern und innern Bauart, von den Baumate-  
rialien und von der Festigkeit des alten Mauerwerks,  
brauchbare Nachrichten enthält. Die dem Werke  
beygefügte Landkarte empfiehlt sich durch die Rein-  
lichkeit des Sticks, und durch die Genauigkeit, mit  
welcher die verzeichneten Schlösser eingetragen sind.  
Doch würde eine hervorstechende, und nach Ver-  
schiedenheit der Landesdistricte gewählte Illumi-  
nirung derselben, ihren Werth noch erhöht haben.

#### LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, in Comm. b. Lechner: *Beschreibung  
typographischer Seltenheiten und merkwürdiger  
Handschriften, nebst Beyträgen zur Erfindungs-  
geschichte der Buchdruckerkunst.* Zweyte Liefe-  
rung; von *Gotthelf Fischer*, Prof. und Biblio-  
thekar zu Maynz etc. Mit *J. Fuß's* Bildnisse und  
einer Schriftplatte. 1801. 131 S. gr. 8. (16 gr.)

Wir setzen voraus, daß der Gehalt dieser Schrift  
schon durch das öffentliche Urtheil, auch unserer  
Blätter (A. L. Z. 1801. Nr. 164.), vom ersten Hefte  
hinlanglich bekannt ist, und begnügen uns, den In-  
halt des zweyten anzugeben. Voran gehen einige  
interessante Bemerkungen über *Johann Fuß's* Bild-  
niß. Dann folgt ein Versuch über die Verschiedenheit  
der ersten Maynzner Typen *Johann Fuß's* und *Peter  
Schöffer's*, bündige Resultate einer sorgfältigen Nach-  
forschung. Hr. F. unterscheidet Mißaltypen, Bibel-  
typen, Rosatypen, Paulustypen und kleine Mißaltyp-  
pen, und führt bey jeden die Bücher an, wobey sie  
gebraucht worden: woher sich die Benennung dersel-  
ben dann von selbst ergibt. Alphabete zählt er acht-  
zehn. — Unter den Druckseltenheiten beschreibt er  
mit vielem Fleiße eine Reihe unbekannter Drucke  
von *Arnold von der Hoernen*. — Die dritte Rubrik:  
*Nachricht von selteneren Handschriften*, enthält diesmal  
eine Nachricht von einer seltenen und kostbaren Hand-  
schrift, (*Codex aureus quatuor evangeliorum ex recen-  
sione Hieronymi Presbyteri cum ejusdem praefatione et  
epistola ad Damasum papam saeculi VIII. fol.*) aus  
welcher kurze Bemerkungen über die Kennzeichen  
des Alters der Handschriften überhaupt beygefügt  
sind. Um dieses Alter gehörig zu bestimmen, will  
Hr. F. nicht bloß auf das Alphabet, welches man  
für jedes Jahrhundert festgesetzt hat, — Rücksicht  
genommen wissen, sondern er macht vorzüglich auch  
auf Beobachtung der Interpunction, verbunden mit

Orthographie, als auf ein sicheres Kennzeichen aufmerksam. Manche gelegentlich beygebrachten antiquarischen Bemerkungen, über das Alter der auf einer, und der auf zwey Seiten beschriebenen Rollen,

über den Einband in Gold, Silber, Elfenbein, Seide, oder Holz, und andere, welche auch zur Erläuterung der Alten dienen, werden sich dem Alterthumsforscher von selbst empfehlen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ARZNEYGELAHRTHEIT.** *Wien, b. Camolina: Bemerkungen über die Krankheiten, welche unter der Garnison zu Mantua während der Blokade vom 30sten May 1796 bis zum 3ten Februar 1797 geherrscht haben.* Von Dr. Ferdinand Steegmeyer, K. K. Feldtabsarzte, und correspondirendem Mitgliede der K. K. med. chir. Josephs-Academie etc. 1801. 51 S. 4. (8 gr.) Wer einen Theil des Kriegselendes in seiner fürchterlichen Gestalt will kennen lernen, der lese diese Blätter. Wir theilen Folgendes daraus mit. Der Charakter der hier beschriebenen Krankheiten, worunter das sogenannte bössartige Wechselfieber (*Febris interm. perniciosa*) und das anhaltende Fieber die herrschenden waren, die Ruhr aber nur zwischendurch, bey Gelegenheit der sie begünstigenden Ursachen, sich zeigte, war rein nervös. Zwey Ursachen waren es hauptsächlich, die dem Nervensysteme des Kriegers seine Energie raubten, und dasselbe für solche Nervenfeber empfänglich machten: in den heißen Monaten die, wie ein Pesthäuch aus den vielen, die Stadt und Festung Mantua umgebenden stehenden Gewässern sich verbreitende Sumpflust (eine Luftart, woraus Rec. in andern Gegenden der ehemaligen Lombardey auch in Friedenszeiten Nervenfeber entspringen sah), und sodann die sehr feuchten Nächte, die der Soldat im Freyen, bey dem Dienste, zubringen mußte, und wovon seine Kleidungsstücke ganz durchnäßt wurden. In der Folge stinkende Nebel. Zu diesen Ursachen gesellte sich späterhin Mangel, nicht nur an Lebensmitteln und Kleidung, sondern auch an Bettzeuge, an Holz, an Arzneyen, ja an allen möglichen Bedürfnissen. Mit der Vermehrung dieses Mangels vermehrte sich natürlich die Schwierigkeit, zu helfen, Krankheiten zu verhüten oder zu heilen; und zuletzt überstieg das Elend alle Vorstellung. Dabey ein äußerst beschwerlicher Dienst. Kaum war der Soldat halb genesen, so mußte er sich aufs Neue den nämlichen Krankheitsursachen preisgeben. Taufende von Kranken hatten, wir sagen nicht, keine Strohsacke, weder reine, noch halb verwesete, nein, auch nicht eine Handvoll Stroh, worauf ihre matten Glieder hätten Ruhe finden können; der kalte steinerne Fußboden war ihr Lager. An Pferdefleisch und Pferdefett, soviel Abscheu auch viele eine Zeitlang dagegen bezeigten, gewöhnte man sich doch mit der Zeit, und man hätte sich glücklich geschätzt, wenn man es bis ans Ende der Belagerung hätte haben können. Als der Vorrath der Fiebrerrinde fast ganz verbraucht, und Zimmt oder Zimmetnelken durchaus nicht mehr zu haben waren, wurden, auf des Vfs. Vorschlag, aus den in der Stadt noch vorräthigen Gewürznelken und dem Ingber Aufgüsse mit dem, ebenfalls sehr selten gewordenen Branteweine gemacht, und, mit Wasser verdünnt, als Getränk gegeben. Selbst das half am Ende nichts mehr, wenn Hr. St. eine Anzahl Kranker besonders übernahm, sie mit allem, mit Arzney, Nahrung etc. gehörig versorgte, und ihnen die nöthige Pflege verschaffte: auch diese wurden eine Beute des Todes. Wie sehr es aber den übrigen an dieser Pflege fehlte, davon entwirft er ein schauerhaftes Gemälde. Bewunderung und Erstaunen muß es erregen, daß am 23. November 8000 theils kranke, theils ausgehungerte, Leichen

ähnliche Soldaten einen Ausfall wagten, den ganzen Tag im Feuer waren, und des Abends mit 700 Verwundeten zurückkamen. Das Lager der unglücklichen Verwundeten war dann der kalte Fußboden von Stein, und ihre eigenen Kleidungsstücke, so gut oder schlecht sie waren, ihr Bettgeräthe. Aus Mangel an Holz war keine Möglichkeit, die Schufswunden mit Bähungen zu behandeln; der Kälte ausgesetzt, und fast aller Pflege beraubt, griff der Brand bald schrecklich um sich, und wurde ihr Erlöser.

Der Vf. erscheint bey allen diesen Erzählungen in einem menschenfreundlichen Lichte. Sein Heilverfahren muß man höchlich billigen. Aber, was hilft Einsicht, was hilft der beste Wille, wenn es an allen Mitteln gebricht, die zur Vollführung guter Abüchten erfordert werden! Den Wein, wovon Rec. in den lombardischen Hospitälern die herrlichsten Wirkungen sah, würde er, so lange dieses Mittel zu bekommen war, noch reichlicher verordnen haben, als es, dem Ansehen nach, Hr. St. that. — Wenn die Fiebrerrinde etwas leisten sollte, und der Kranke entweder vorher nicht war vernachlässiget worden, so daß die Lebenskräfte zu sehr gesunken waren, als daß irgend ein Mittel sie hätte wieder aufrichten können: so mußte man sie aufs nachdrücklichste, und zwar in Pulvergestalt, anwenden; in keiner andern Form war sie so hülfreich. Der Vf. gab, nach der kürzern oder längern Apyrexie, in kürzern oder längern Zwischenräumen, in dringenden Fällen anderthalb Unzen Chinapulver mit einem Gran Opium, in acht Theile getheilt, in minder dringenden eine Unze mit einem Gran Opium, auf sechs Mal. Das Opium mußte der, außerdem von der China zu befürchtenden Durchfälle wegen, zugesetzt werden. — Zu dem Gesundheitszustande (*Sanitätszustande*, wie es der Vf. nennt), den er von Monat zu Monat angeführt hat, gehört auch die Angabe der Zahl der Kranken und Todten, die man, vom Sept. an, in jedem Monate hatte. Im Sept. 1796 starben von 8500 Kranken, 1300; im Oct. von 9000, 2560; im Nov. von 9500 Kranken und Verwundeten, gegen 2400; im Dec. von 7354 Kranken, 2021; und im Jan. 1797 von 6523, 1968. — Im Dec. und Jan. wüthete der Scorbut unter jeder Art von Truppen auf die gräßlichste Weise. — Der Tetanus, der sich, bey der großen, nothgedrungenen Verwahrlosung der Pflege der armen Verwundeten, schon im Sept. zu den leichtesten, bloß die Muskeln betreffenden Schufswunden gesellte, und der den kräftigsten Mitteln widerstand, wurde von Hn. St. bey einem Officier durch animalische Diät, und durch eine Unze China, mit zwey Gran Opium und einer Unze Zimmetinctur dergestalt geheilt, daß in 12 Stunden alle Symptome gelinder, und, nachdem diese Mischung in zwey Tagen dreymal war wiederholt worden, ganz gehoben waren. — In der Schreibart muß man dem Vf., als einem Oesterreicher, wohl etwas nachsehen, und es mit Ausdrücken, wie: gut gefärbte Menschen; Anstopfung der Eingeweide (an einem andern Orte Verstopfung); vorrücken; Muskulatur; Aufsenwerker; Kukuruz (Zea Mais) etc. nicht so genau nehmen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. December 1802.

## NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Haude u. Spener: *Geognostische Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien angeestellt von Leopold von Buch.* 1802. 320 S. 8. (2 Rthlr.)

**E**in sehr wichtiger Beytrag zur Geognosie von einem aufmerksamen genauen Beobachter, gewiss allen Freunden dieser Wissenschaft äußerst willkommen. Zuerst *Entwurf einer geognostischen Beschreibung von Schlesien.* Die Gebirge, welche dieses Land umgeben, werden mit Unrecht von einigen Schriftstellern das Riesengebirge genannt. Die ganze Bergreihe bildet eine Gebirgsebene, auf welcher sich höhere aber schmalere Gebirge gleich Dämmen erheben, die sich von einander bestimmt unterscheiden. Einer dieser Dämme ist das Riesengebirge, und in ihm die Schneekoppe der höchste Berg; ein anderer ist das Gebirge nordwärts von Hirschberg gleichlaufend mit dem vorigen, ferner das Eulengebirge u. s. w. Das Riesengebirge ist größtentheils eine Kette von Granitbergen. In den steilen Granitfelsen sieht man oft völlig gerundete Kugeln hervorragen, die aus feinkörnigem Granit bestehen, auf der Oberfläche mit Glimmer bedeckt, die aber in ihrem Innern weniger Glimmer zu enthalten scheinen. Alle kleine aus der Auflösung getretene Massen versammeln sich um einen Punkt, und dieses Bestreben bildet bekanntlich Kugeln. Es ist wahrscheinlich, daß hiebey noch Verwandtschaft der Stoffe wirkt, der Feldspat und Quarz sich im Mittelpunkte verbinden, der zusammengesetztere Glimmer die Oberfläche einnimmt. (Ob bey der Verwandtschaft, der KrySTALLISATION, der Zusammenstellung der Krystalle, die allgemeine Anziehungskraft allein oder nur besonders wirke, ist noch eine große Frage. Wir können jene Erscheinungen auf keine Weise erklären. Daß die Urgebirge durch KrySTALLISATION entstanden sind, ist eine Hypothese, welche mit der eigentlichen Geognosie nichts zu thun hat. Diese lehrt bloß die Folge der Gebirgsarten auf und neben einander. Warum will man diese Wissenschaft, einen Zweig der Naturbeschreibung, durch Hypothesen an die am wenigsten ausgemachten Theile der Physik und Chemie knüpfen?). Ueberall zeigt das Gebirge Spuren von Zerrörung in den zerrissenen Felsen. In der Ebene gegen Schweidnitz, Jauer, Striegau und Liegnitz trifft man wieder feinkörnigen Granit an. Er ist unstreitig die älteste Gebirgsart. Man verfolgt einen Uebergang aus den fast reinen Kieselgesteinarten, aus Gra-

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

nit mit vielem Feldspat und Quarz und wenigem Glimmer, durch glimmerreichern Gneufs durch Glimmerschiefer selbst, in dem schon der, im Verhältniß anderer Erden leicht auflösliche, daher lange in der Auflösung zurückbleibende, Kalkstein sich absetzte, bis in völlig thonige Gebirgsarten, Thonschiefer, Hornblend- Alaunschiefer. Vielleicht enthält der Granit, je älter er ist, desto weniger Glimmer, vielleicht war die erste Gebirgsart, welche sich bildete, bloß Quarz. (Eine sehr wahrscheinliche Hypothese). Zwischen Reichensteina und Wartha ein feinkörniger sehr glimmerreicher Granit neuern Ursprungs auf dem Glimmerschiefer. Der Gneufs erhebt sich am Riesengebirge nur wenig; er unterscheidet sich vom Glimmerschiefer hier durch den Glimmer, welcher fast wie eine zusammenhängende Masse macht. Unweit Burkersdorf umschließt er ein Lager von feinkörnigem Syenit. Am Eulengebirge erhebt er sich sehr und wird ungeheuer mächtig. Kalklager findet man nicht in ihm; hin und wieder Erze. Der Glimmerschiefer ist eine der ausgebreitetsten Gebirgsarten in Schlesien, besonders auf der südlichen Seite des Riesengebirges. Sichtbar ist der Andrang der Formations-Fluth, die Absetzung dieser Gebirgsmassen von Süden aus; man bemerkt, wie höhere Granitgebirge ihre Verbreitung nach Norden hinderten. Der Glimmerschiefer geht in Thonschiefer, Hornblendschiefer und andere Steinarten über; es finden sich in ihm häufige Lager von körnigem Kalkstein. Zuweilen trifft man in diesen letztern Serpentin, als die älteste Erscheinung der Talkerde. Der Glimmerschiefer enthält im südlichen Schlesien häufig Granaten; nicht so der Gneufs, bey Friedeberg am Queis, bey Giehren und Querbach Erzlagen im Glimmerschiefer; auch ein Granatenerz und dazwischen Glanzkobald; Zinnstein bey Giehren in der Gebirgsart verstreut. Zwischen Rudelstadt und Jänowitz ein Lager von derbem Granat in Hornblendschiefer, mit Strahlstein und Kalkspat. Die Einigkeit bey Kopperberg bauet auf einem Lager, welches größtentheils aus asbestartigem Strahlstein besteht, mit Schwefelkies, Eisenglanz, Kupferkies u. s. w. Die Erzlager bey Rudelstadt haben ein so ansehnliches Fallen, daß man sie oft nicht für Lager gehalten hat. Auf der Friederike Juliane Silbererze, besonders gediegenes Silber. Der Porphyr ruht auf Glimmerschiefer, und auf ihm scheint Thonschiefer zu ruhen. Fast nur allein im Fürstenthum Schweidnitz stehen die Porphyrkegel abgefondert von einander aus dem Flötzgebirge hervor. Unfern Liebau gegen Landesbuth bildet er das steile Rabengebirge. Eine zweyte fast

Yyy  
noch

noch ausgedehntere Porphyrmasse umgiebt Friedland von der Nord- und Ostseite. Unweit des tiefen Flötzgrundes in Schmiedsdorf wird er bläsig, und in den Blasen ist er mit Quarzkrysalen überzogen, auch stehen in ihnen kleine Tafeln von Schwerpat. Zuweilen deckt ihn Sandstein. Der Wildenberg ohnweit Schönau im Fürstenthum Jauer ist in dünne senkrechte Säulen zerpalten. Ausser dem ältern Serpentinstein im Glimmerschiefer hat Schlesien noch eine Serpentinformation, die mit dem Thonschiefer gleichzeitig zu seyn scheint; denn man sieht sie, wo man Thonschiefer erwarten sollte, und vermisst sie, wo dieser in großer Ausdehnung vorkommt. An manchen Stellen, z. B. am Zobtenberge ruht auf ihm der Urgrünstein. Es ist noch ungewiss, wie Opal und Chrysopras bey Kofemütz im Serpentin vorkommen. Im Fürstenthum Jauer kommt allein Thonschiefer vor, der in Glimmerschiefer übergeht, und auf der andern Seite bald mit Conglomerat wechselt. Bey Goldberg und anderwärts deckt ihn älterer Sandstein. Das die Steinkohlen einschließende Conglomerat, der älteste gröbere Absatz zertrümmerter Gebirgsarten, begleitet im Fürstenthum Schweidnitz immer den Fuß der höhern Gebirge. Alle Fürstenthümer, welche gegen Westen durch unanfängliches Gebirge geschützt sind, haben keine Spur neuer Flötzgebirgsarten. Das Conglomerat besteht nie aus weit herbeygeführten Geschieben, man findet sie im nächsten Urgebirge ankehnd, daher mangelt es bey den Steinkohlen in Oberschlesien, wo die Urgebirge fehlten, und wird dort nach und nach ein feinkörniger weit herbeygeführter Sandstein. Dieser Umstand ist vortrefflich dargestellt. Mitten in diesen Geschieben, die aus der Nähe kamen, waren Abdrücke unbekannter Pflanzen, folglich auch wohl nicht aus fernem Gegenden herbeygeschwemmt, sondern einst hier einheimisch. (Ein merkwürdiger Umstand. Aber neben der Humboldt'schen Hypothese, welche der Vf. hieby lobt, können noch viele andere bestehen). Die ober-schlesischen Steinkohlenberge werden oft von Eisenstein gedeckt, und ruhen auf einer im Großen schiefrigen auf der Oberfläche saßrigen, sehr zerreiblichen Holzkohte. Von den Formationen des Flötzkalksteins enthält Schlesien wahrscheinlich nur eine, die, welche an den Alpen in unglaublicher Höhe vorkommt, und in Thüringen Zechstein heißt. An verschiedenen Orten in Niederschlesien wechselt er mit kupferhaltigem Schieferthon. Bey Tarnowitz deckt ihn das Bleyglanzflöz, auf diesem ruht ein anderer feinkörniger, versteinungsloser Kalkstein, worin sich Kalkspat, Gallmey und Kugeln von braunem Eisenstein finden, und über diesen bey Tarnowitz selbst blauer Ton, sonst Eisenstein, unter und über welchem Gallmey vorkommt. Eine sehr steile schmale Bergkette von Albendorf bis Habelswerth besteht aus Sandstein von sehr einförmiger Bildung, dem weiter von den Urgebirgen entfernt das thonige Bindungsmittel fehlt. Die Sandmasse am rechten Ufer der Oder im Fürstenthum Oppeln scheint das neuere Sandsteinflöz selbst vorzustellen; vielleicht

ist es derselbe Fall mit den Sandwüsten der baltischen Ebene. Die schlesischen Basaltberge scheinen nur verirrte Glieder der Hauptmasse in Böhmen. Der Buchberg bey Landeshuth mit einer geschichteten Grünsteinmasse ist besonders merkwürdig. Sonderbar ist die Basaltmasse fast auf der größten Höhe des Riesengebirges, gleichsam an den Granit angeklebt. Bey Krobsdorf Basalt als Lager im Glimmerschiefer, und doch völlig ähnlich dem gewiss sehr jungen Basalt in andern Gegenden. Unter den aufgeschwemmten Gebirgsarten verdient das goldführende Conglomerat zu Goldberg erwähnt zu werden. 2) *Geognostische Uebersicht des österreichischen Salzkammerguts.* Die Berge bestehen aus Zechstein; die oft sehr tiefen Seen sind Einsürze, verursacht durch die schnelle Erhebung des Gebirgs, welche auch in schroffen Bergen eine Unordnung der Schichtung hervorbringt. Die rothe Farbe des Kalksteins ändert sich besonders in den Tiefen; oben ist er weiß. Die Versteinerungen liegen in einzelnen Lagen. Die Salzberge liegen im Kalkstein, gehören zu einer Formation mit ihm, sind neuer als die Steinkohlenmassen der flachen Länder, älter als der sohlenführende Gyps, der zwischen dem Zechsteine und neuern Sandsteine lief. Uebrigens kommt auch mit ihnen Gyps vor. Die größere Kalksteinmasse liegt unter den Salzbergen, wodurch diese dem sohlenführenden Gyps ähnlich werden. Eine Gebirgsart, wenn sie in großer Menge irgendwo abgesetzt wird, pflegt oft neuere weniger mächtige Gebirgsarten in sich zu schließen. Der Salzthon, welcher hier beschrieben wird, ist charakteristisch für diese Salzberge. 3) *Reise durch Berchtolsgaden und Salzburg.* 4) *Barometrische Reise über den Brenner von Salzburg nach Trento.* 5) *Vergleichung des Passes über den Mont-Cenis mit dem über dem Brenner.* 6) *Perginn.* Um nicht zu weitläufig zu werden, führt Rec. diese letztern Abhandlungen nur kurz an; auch sind sie selbst kürzer als die vorigen, und man wird getäuscht, daß man über Italien nicht mehr erfährt. Aus dem Gefagten wird übrigens der Kenner schon schließen können, wie wichtig dieses Werk für die Geognosie ist. Es verdient ein aufmerksames Studium, und darf nicht bloß flüchtig gelesen werden, besonders da man hier Werners geognostisches System überall angewandt findet. Rec. enthält sich aller weitern Anmerkungen, welche dieses System betreffen, soferne es sich aus dem, was davon angeführt wird, beurtheilen läßt. Die Thatfachen, welche eine Hypothese ans Licht bringt, verdienen immer unsern Dank; das Uebrige ist doch wohl nur willkürlich.

LEIPZIG, b. Roch u. C.: *Magazin für die gesammte Mineralogie.* Herausgegeben von K. E. A. von Hoff. Ersten Bandes viertes Heft. 1801. 12 Bogen 8. m. 1 Kupf. (20 gr)

Mit diesem Hefte ist der erste Band geschlossen. Es enthält: 1) *Beiträge zur Mineralogie von Pommern*



mern und Westpreussen. Von Dr. U. F. Seetzen. Der Vf. führt die verschiedenen Abänderungen von Torf um die Güter Schwartow und Schwartowke in der Herrschaft Lauenburg an; redet von den Baumstämmen, welche man unter Torfmooren findet, und hält mit Recht die Meynung für unglaublich, daß sie von den ausgehauenen Wäldern zu Karls des Großen Zeit herrühren. Die Geschiebe sind, nach ihm, nicht durch Wasser herbey gespült. Er zählt die Arten auf, welche am häufigsten vorkommen, und empfiehlt beyläufig die Insecten im Bernstein einer genauern entomologischen Untersuchung. Der aufmerksame und fleißige Vf. würde ohne Zweifel das Verzeichniß der verschiedenen Arten von Geschieben in diesen Gegenden um die Hälfte vermehrt haben, wenn er sich dort länger aufgehalten hätte. Der mineralogische Reichtum der großen Ebene zwischen dem Ausflusse der Elbe und Weichsel besteht in Geschieben, worunter zuweilen sehr merkwürdige Steinarten vorkommen: so hat man vor kurzem den Sait im Meklenburg-Strelitzischen gefunden. Aber es ist ein bloßer Zufall dergleichen zu finden, da nichts bey der Auffuchung leiten kann. 2) Die Höhle bey Glücksbrunn. Vom Berg-Inspector Köcher. Sie befindet sich bey dem Herzogl. Gothaischen Blaufarbenwerke zwischen Altenstein und Liebenstein in Raunkalk, und ist inwendig fast ganz trocken. Der Vf. bemerkte, daß sich der Talg, welcher von den Lichtern abtropfte, bald in Schimmel verwandelte. Vorzüglich merkwürdig sind die fossilen Knochen von einem unbekanntem Raubthiere, welche der Vf. hier beschreibt und wovon er den Oberkopf nebst der Unterkinnlade abgebildet liefert. Der Schedel zeichnet sich besonders dadurch aus, daß er oben scharf zuläuft (kielförmig ist). Das Gebiß gleicht sehr dem Bären-Gebiß. 3) Nachricht von fossilen colossalen Knochen eines Raubthieres in Virginien gefunden. Ist Jeffersons Nachricht von seinem Megalonyx. J. glaubt, nach einigen Nachrichten von fürchterlich brüllenden Raubthieren, dieses Thier halte sich noch im innern Amerika auf. Hierin ist J. wohl zu leichtgläubig. 4) Ueber die Arten der Säugthiere, von welchen man Knochen im Innern der Erde findet, von Cuvier. Aus dem Journal de Physique. 5) Literatur. Die Nachrichten von der englischen Literatur werden vielen Lesern sehr angenehm seyn. 6) Einige Bemerkungen über die Nammgebung in der Mineralogie, von Prof. Wiedemann. Ein Wort zu seiner Zeit geredet; möchten es aber auch die Ausländer hören! 7) Beschreibung des dichten schwefelsauren Strontians von Montmartre, von Ebendenselben. Er findet sich dort in einem Thonlager neben Gyps, in Platt-Kuchen- oder Nierenförmigen Stücken, inwendig meistens in säulenförmige Stücke gerissen und dort mit Kry stallen besetzt, von hellweisser, grauer und gelber Farbe. Die Beschreibung ist sehr genau. 8) Correspondenz-Nachrichten. Oberberggrath Karsten berichtet, das wirkliche Olivenerz sey arseniksaures Eisen, nach den Untersuchungen von Chenevix und Vauquelin. Der

Moroxit ist nach Vauquelin's Untersuchungen ein Apetit. 9) Vorfälle und Veränderungen, welche einzelne Gelehrte persönlich betreffen. 10) Todesfälle. 11) Absterben. 12) Nachricht des Mineralien-Handel betreffend. Rec. und gewiß alle Mineralogen mit ihm wünschen die baldige Fortsetzung dieses lehrreichen Journals.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

ALTENBURG, b. Rink u. Schnuphase: *Ἐπιλογὴ ποιημάτων, seu Carmina Graeca selecta. In usum scholarum collegit et indice verborum instruxit Aug. Matthiae, Philos. D. Gymnas. Altenburg. Director et Bibl. Duc. Custos. 1802. XVI. und 142 S. kl. 8.*

Die Absicht des würdigen Herausgebers bey dieser Chrestomathie ging dahin, den Schülern ein Buch in die Hände zu geben, welches sie auf das Studium der homerischen Gesänge vorbereitete, und zur Lectüre derselben ihnen gleichsam den Weg bahnte. Mit einigen tyrifchen Gedichten, besonders Skollen, hebt er an; dann folgt eine Auswahl Epigramme und anderer elegischen Bruchstücke, z. B. Solons, Tyräus, zuletzt *Ἐπιμύχαι*, welche einige Stellen aus Hesiod's didaktischen Gedichten und dem homerischen Hymnus auf Demeter enthalten. Rec. bekennt aufrichtig, daß er diese Vorbereitung zu dem Studium Homers nicht für nöthig hält; er bekennt, daß er schon mehrmals, und nie ohne glücklichen Erfolg, den Homer, wenigstens Theilweise, unmittelbar nach dem Gedichtlichen Lesebuch mit jungen Anfängern gelesen, und dann erst die späteren Dichter, in chronologischer Reihe, gewählt hat. Allein wir zweifeln nicht, daß es Schulmänner geben wird, welche der Ueberzeugung des Hn. Matthiae beystimmen, und diesen wird die gegenwärtige Sammlung angenehm seyn. Nur werden auch diese ihrem eignen Urtheil in der Ordnung folgen müssen, in welcher die hier aufgenommenen Gedichte zweckmäßig zu erklären sind. Denn daß die von Hn. M. gewählte Ordnung nicht die beste, daß vielmehr bey dem Gebrauche des Buches ein vollkommenes Hysteron Proteron zu machen sey, glauben wir behaupten zu können; und der Herausgeber selbst gesteht es wenigstens in Ansehung der tyrifchen Gedichte zu, welche hier die Reihe eröffnen. Er äußert sich darüber folgendermaßen: *Prima posui carmina tyrica breviora, non quo ab his initium in scholis faciendum, vel posse iis legendis viam ad sequentia et Homerum magis, quam aliis quibuscunque, muniri existimarem, sed quia digna ea judicabam, quae iis, qui supra scholarum angustias evahi vellent, privata letione tractarent, vel quae, variandi argumenti causa, in ipsis scholis explicarentur.* Ob und in wie fern aber dieser Grund dem eigentlichen Zwecke gegenwärtiger Chrestomathie entspreche, lassen wir dahin gestellt seyn. — Ueberhaupt würden wir das ganze Buch nicht sowohl zu der Absicht empfehlen, in welcher

der Herausgeber es eigentlich angelegt hat, als vielmehr dasselbe für Schüler, welche vom Homer den Uebergang zu den tragischen, und sofort zu den alexandrinischen Dichtern zu machen wünschen, und Köppers Blumenlese zu diesem Behuf entweder zu weiläufig, oder zu theuer finden, vorzüglich brauchbar achten.

Die Texte sind nach den besten Ausgaben abgedruckt. Hie und da hat der Herausg. entweder fremde oder auch eigene Conjecturen aufgenommen, weil er mit Recht urtheilte: *in tali opusculo magis id curandum esse, ut, quae aperte vitiosa sunt, nec sensum idoneum admittant, emendate legantur, etsi nullo Codice adspicante, quam ut omnia ad Criticam aequae severam, ac justis in editionibus par est, exigantur.* Eine sinnreiche Verbesserung dieser Art, welche Hn. M. zugehört, finden wir in dem bekannten Paaen des Aristoteles am Schlusse: *ἄθανάτων τε μιν αἰέσουσι Μοῦσαι, Μνημοσύνας θύγατραι, Διὸς ξένου*

*σεβας ἄζουσαι* (st. *ἄζουσαι*), *Φίλις τε γέρας βαβαίου.* Das Activum braucht auch Sophocles (Oed. Col. 134.), *antiquorum verborum amator*, wie Musgrave zu dieser Stelle sagt; was auf den Vf. dieses Gesanges nicht minder paßt.

Kurze biographische Notizen von den Dichtern, deren Gedichte hier aufgenommen worden, hat Hr. M. nach dem Muster der Gedichtischen Chrestomathie, wie es scheint, vorangeschickt, und ein sehr vollständiges, mit Fleiß gearbeitetes Wortregister, welches mehr als die Hälfte des Buches anfüllt, macht den Beschluß. Den versprochenen Commentar werden gewiß Schullehrer mit Nutzen und Dank von dem gelehrten Vf. annehmen. Dafs übrigens der Druck correct und deutlich, und überhaupt das Aeußere sehr anständig ist, verdient um so mehr eine besondere Empfehlung, je gewöhnlicher sich Verleger bey Schulbüchern über diese Sorge hinwegzusetzen pflegen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELEHRTHEIT. *Wien, b. Camefina: Ueber die eindringenden Brustwunden*, von D. Gerhard Fering, k. k. dirigirendem Stabsfeldarzt in Oesterreich u. s. w. 1801. 36 S. 4. (8 gr.) Mit Recht klagt der gründliche Vf. über die sehr problematische Gewissheit der von den Schriftstellern als untrüglich aufgeführten Zeichen von dem Eindringen der Brustwunden und von Blutergießung in die Brusthöhle. Eben diese Klage läßt sich leider noch bey manchen andern schwer zu erkennenden Krankheits-Umständen erheben. Der Vf. zeigt nun zuerst die Trüglichkeit der gewöhnlichen Zeichen: die Sonde könne zumal bey Stichwunden gar nichts entscheiden, und die Stellung der Kämpfenden sey in den meisten Fällen gar nicht zu erforschen. Das Ein- und Ausziehen der Luft bey dem Aus- und Einathmen ist bey langen engen Stichwunden gar nicht vorhanden, und selbst da, wo der Vf. erweiterte, so dafs ergoffenes Blut ausfloß, fehlte dieses Zeichen noch. Ungewisser werden alle Kennzeichen von Extravasat, wenn vorher schon kränkliche Beschaffenheit der Eingeweide der Brusthöhle, vorzüglich der Lungen vorhanden war. Der Vf. führt einen sehr lehrreichen, gut dargestellten Fall an, wo das Extravasat von zwey sonst bewährten Männern verkannt wurde. Der Vf. giebt die sichersten (*standhaftesten und verlässlichsten*) Zeichen der Blutergießung in die Brusthöhle an, welche Rec. aber hier nicht ausheben kann; und dringt darauf, den vor der Verwundung vorhandenen Zustand des Kranken zu beseitigen, auch Acht zu haben, ob die Symptome etwa bey allgemeiner Behandlung verschwinden oder nicht. Aus den S. 23 und 24. erwähnten Meynungen und Vorschriften der berühmtesten Wundärzte ergibt sich, dafs man jede eindringende Brustwunde vereinigen und heilen müsse, ja einige finden sogar in einer kleinen Lungenverwundung eben keine Gegenanzeige zu dieser Heilart. Unser Vf. giebt befriedigend die Gründe an, warum diese Vorschriften zu verwerfen seyen. Er beweist und belegt es durch seine Erfahrung, dafs die dreiste Erweiterung der eindringenden Stichwunden gar nicht

so viele Gefahr habe, als man gewöhnlich glaubt. Er behauptet mit Recht, dafs eindringende Hieb- und Schufswunden an der Brust, wobey sogar innere Theile verletzt würden, in den meisten Fällen viel leichter und glücklicher heilen, als enge, nicht künstlich erweiterte Stichwunden. Nur in dem Falle rath der Vf. nicht zur Erweiterung der Stichwunden, wenn die Richtung derselben unmittelbar auf eine Rippe oder auf einen Brustwirbel führt, so dafs die Untersuchung mit der Sonde offenbar einen Knochen als Boden der Wunde zu erkennen giebt. Rec. ist nach einigen ihm selbst vorgekommenen Erfahrungen völlig der Meynung des Vfs. und durch dessen gut und bündig dargelegte Gründe noch mehr in der eigenen Ideen über denselben Gegenstand bestärkt worden. Die Abhandlung verdient von jedem Wundarzte gelesen und sorgfältig ohne Vorurtheil mit der Erfahrung verglichen zu werden.

VERMISCHTESCHRIFTEN. *Paris, b. d. W. Panckouke: Notice historique sur le Sauvage de l'Aveyron et sur quelques autres individus, qu'on a trouvés dans les forêts à différentes époques.* Par P. J. Bonnaterre, an VIII. 50 S. 8. (6 gr.) Durch die Zeitungen ist die Geschichte des kleinen Wilden in Aveyron auch in Deutschland bekannt geworden. Hier wird sie umständlich von einem gelehrten Augenzeugen erzählt. Ein unglückliches Kind, von seinen barbarischen Aeltern, nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, es geradezu aus dem Wege zu räumen, in die Wildnis ausgefetzt, erhält sich wunderbar von Eichen- Wurzeln und rohen Feldfrüchten; sein Körper erträgt acht Jahre lang die stärksten Winterfröste; endlich wird es eingefangen und nur nach und nach an bessere Kost gewöhnt. Seine Verstandeskkräfte schienen nicht gelitten zu haben, obgleich seine Triebe bloß thierisch waren. In Flucht gesetzt, ging es auf allen Vieren, sonst aber aufrecht; seine Gestalt und seine Mienen waren gar nicht entstell. Der Vf. erzählt bey dieser Gelegenheit ähnliche, zum Theil fabelhafte, Geschichten aus ältern Schriftstellern.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 8. December 1802.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, in d. Waifenhausbuchh.: *Zufchrift an Theologiestudierende über die ficherfte Vorbereitung zum Examen und die zweckmäfsigfte Benutzung der Candidatenjahre. Nebft einem Abdruck der neufften Inffruction der Confiftorien über die theologifchen Prüfungen in fämmtlichen preuffifchen Landen. Von D. Auguft Hermann Niemeyer, Confiftorialrath und Profeflor der Theologie. 1801. 144 S. 8. (8 gr.)*

Eine für Studierende und für Candidaten äufferft lehrreiche wichtige Schrift, die in ihrer aller Händen zu feyn verdient. Sehr richtig ift die Bemerkung, daß viele Studierende ihr ganzes Studium nur auf das Candidaten-Examen beziehen. Die Inffruction für Confiftorien über die theologifchen Prüfungen vom 12. Febr. 1799, von der der Hauptinhalt hier abgedruckt ift, follte billig jedem, der um Theologie zu ftudieren auf die Univerfität kommt, vom Prorector eingehändiget werden, damit er vom Anfange wiffe, was man von ihm dereinfü fordern wird. Ueber die Inffruction giebt nun der Vf. den jungen Theologen in diefer Zufchrift fehr durchdachte und heiffame Belehrungen, daß fie von den Confiftoriis gar nicht blofs nach dem kirchlichen dogmatifchen System, fondern nach ihren exegetifch gründlichen Einfichten in die chrißlichen Lehrwahrheiten, nach dem Intereffe, das fie felbft in Abficht ihres praktifchen Einfluffes daran nehmen, nach ihrem Selbftdenken, nach ihrer Bekanntschaft mit der Philofophie und der Dogmengefchichte, und nach bewährten Zeugniffen wegen ihrer eigenen Moralität werden geprüft werden; daß es als nicht auf Nachbeterey auswendig gelernter Terminologien — aber auch eben fo wenig auf eine jetzt fehr mißverftandene Popularität, das blofs Gemeinnützige, empirifch Ungründliche, als auf die Speculationen mancher neuern philofophifchen Schulen, die in ein Labyrinth von Zweifeln verwickeln, und die jungen Studierenden (auch wohl manche ältere überfpannte Männer) mit neuen unverftandenen und unverftändlichen Kunftwörtern zum gelehrten Dünkel und zur Verachtung alles bisher gründlich Gedachten und Gefagten verleiten, die dann wohl gar ihre hohe Wortweisheit auf der Kanzel und in Catechifationen an den Mann bringen wollen, ankommen werde. Der Vf. giebt den Studierenden den einzig guten Rath „studiere planmäfsig und emfig, fo ift jede befondere Vorbereitung auf das Confiftorialexamen

A. L. Z. 1802. *Vierter Band,*

überflüffig.“ Bey diefer Planmäfsigkeit giebt er einen doppelten Gesichtspunkt an: 1) auf die zweyfache Beftimmung der Theologiestudierenden zu Erziehern und zu Religionslehrern und 2) auf die nothwendige Verbindung des *Theoretifchen* mit dem *Praktifchen* schon in den Vorbereitungsjahren. Er warnt ja nicht zu vergeffen, daß das Gefchäft, worauf fich die *eigentliche* Theologie in ihren mannichfaltigen Theilen eigentlich bezieht, vielleicht erft nach fünf bis fechs Jahren Berufsgefchäft werden wird, und deshalb die Humaniora über den fogenannten Brodcollegiis nicht zu verfaumen. (Den Hofmeiftern hat man Urfach, die entgegengesetzte Warnung zu geben, damit fie nicht alles zur Theologie gehörige Erlernete wieder vergeffen und das theologifche Fortftudieren nicht, wie gewöhnlich, verfaumen.) Nun giebt der Vf., aufser einem fehr guten Plan zur Anordnung der Collegien in einem dreyjährigen Curfus, viele fehr nützliche Regeln. Nachdem er es mit Recht getadelt hat, daß auf Gymnafien über dem Lesen rein griechifcher Profaiker und Dichter die Lesung des N. T. für künftige Theologen zu fehr auf die Seite gefchoben wird, fo daß mancher, der den Homer fertig überfetzen kann, bey den leichtesten Stellen des N. T. Anftofs findet, die bekanntesten Worte ignorirt, und das um fo mehr, da das auf Schulen jetzt weit feltner Lesen des deutlichen N. T. ihn den Sinn nicht einmal errathen laßt; und den Lehrern auf Gymnafien die ebenfalls nöthige Erinnerung giebt, wenn fie ihre Schüler ja zur Lesung des N. T. anführen, daß fie fie nur in treuer wörtlicher Ueberfetzung üben, die Exegefis und Kritik aber dem Univerfitätsftudium überlassen: fo empfiehlt er dem Studierenden mehr die Uebung in beftimmten Begriffen, im Definiren, Excerptiren, in tabellarifchen Entwürfen, im präcifen Vortrage des Erlerneten, das Studium der Erfahrungseelenkunde und der praktifchen Philofophie mehr, als der transcendentalen, und warnt vor Sektengeift, Wortftritt und Skepsis, da fie fich jetzt erft ein feftes System bilden follten. Zur Bildung zum Jugendlehrer und Erzieher (wonach beym Tentamen und Examen zum Religionslehrer eigentlich nicht gefragt wird) empfiehlt er aufser der Naturgefchichte, Phyfik, Mathematik, Gefchichte und Geographie, das Studium der Pädagogik und Didaktik und die Erwerbung der Fertigkeit, gut franzöfifch zu fprechen, die fie beffer durch Umgang mit Emigrirten als von Sprachmeiftern erlernen können. Insonderheit empfiehlt er den jungen Theologen das Selbftdenken, das Nichtthalbwiffen, um Intereffe für

Z z z

die

die Religionswahrheiten zu erlangen, und mit dem Zeitalter künftig fortzuschreiten; eine systematische Verbindung der Lehren der kirchlichen Dogmatik, als der Philosophie über Religion, mit der Moral; gewissenhaftes Nachdenken darüber nach ihren ersten Principien, um in Collisionen Fällen, so wie unter den Bewegungsgründen weislich und zweckmässig zu wählen. Das Studium der Geschichte des allnählichen Entstehens und der Bildung des kirchlichen Lehrbegriffs empfiehlt er mit großem Recht, selbst mit Auswendiglernen der Daten derselben, nach zurückgelegter akademischer Laufbahn, den Candidaten als eine der nützlichsten Beschäftigungen (wozu es an Hilfsmitteln jetzt gewiss nicht fehlt.) Was theologische Literatur betrifft, rath er mit Recht, sich nicht blos mit Lesung gelehrter Zeitungen und Journale zu begnügen, unter denen er nur die Allg. Lit. Zeitung und das Journal für Prediger vorschlägt. Desto ernstlicher empfiehlt er die Verbindung des Theoretischen mit dem Praktischen, sowohl in Absicht eigener Praxis des erkannten Guten, als in Absicht der Methode, das Gemeinverständliche der praktischen Wahrheiten andern mitzutheilen; warnt, nicht jede neue Schrifterklärung oder theologische Hypothese ungeübten Zuhörern vorzulegen, oder gelehrte Theologie, unfruchtbare Untersuchungen und Streitfragen in ihre Vorträge zu mischen, oder trockne langweilige Predigten auszuarbeiten und zu halten, welches dadurch verhütet wird, wenn sie ihre gelehrte Theologie durch eigenes Studium mit der populären praktischen Religionslehre verbinden, wodurch sie die Vereinigungspunkte der verschiedenen Tropen und Vorstellungsarten, und die allgemein eingestandenen Begriffe als die Hauptsache, sich geläufig machen, wodurch Einseitigkeit und Unduldsamkeit verhütet wird. Hierauf folgt eine Uebersicht der den Studierenden auf drey akademische Jahre vorgeschlagenen Vorlesungen über die *Hilfswissenschaften* und *Hauptwissenschaften*, deren Kenntniß die Instruction für das Consistorialexamen voraussetzt; und eine Anweisung zur nützlichen Anwendung der Candidatenjahre; wobey des Vfs. *Briefe an christliche Religionslehrer* mit Recht empfohlen werden, sonderlich denen, welchen in Conditionen von Aeltern der Religionsunterricht gern ganz erlassen wird, ingleichen die fleißige Lesung des griechischen N. T., ein ernsthaftes gesetztes Wesen, Menschen- und Weltkenntniß, die man in keinem Collegio lernt, durch Menschenbeobachtung, und vor allen Dingen eigene Angelegenheit des Herzens an der praktischen Religion. Wie gut würde es um die Kirche stehen, wenn Studenten und Candidaten dieser Anweisung folgten, und diese kleine Schrift als einen Wegweiser und Erinnerer täglich zur Hand hätten!

MARBURG, in der Expedition: *Neue theologische Annalen*. 1801. 63  $\frac{1}{2}$  B. 8. *Theologische Nachrichten*. 1801. 27 B. 8. *Neue theol. Annalen*.

1802. Jan.—Oct. 58 B. 8. *Theol. Nachr.* 1802. Jan.—Oct. 24  $\frac{1}{2}$  B. 8. (Prän. Preis des Jahrgangs 3 Rthlr. Ladenpr. 4 Rthlr.)

Mit dieser Zeitschrift sind seit einigen Jahren so viele Veränderungen vorgenommen worden, daß, ob es gleich gegen die Gesetze unsers Instituts seyn würde, den *kritischen* Theil derselben einer Kritik zu unterwerfen, von diesen Veränderungen doch eine kurze Nachricht dem Publikum gegeben werden muß. Nach allgemeinem Urtheil waren die *Annalen* unter dem sel. *Hassenkamp* allmählig beynahe zur Fabrikwaare herabgesunken; seitdem aber der jetzige Red. die Herausgabe derselben besorgt, haben sie nach eben so allgemeinem Urtheil, insbesondere seit den letzten Jahren, wieder so sehr gewonnen, daß die alten neben den neuen nicht mehr genannt werden können. Es ist ein besonderes Verdienst dieser Zeitschrift, daß sie von dem merkwürdigen Neuen, was in ihrem Fache erscheint, in der Regel ungewöhnlich *frühe* Nachricht giebt, und sie hat diesem Verdienste ihre Erhaltung neben so vielen ähnlichen Instituten gewiss mit zu danken. Sie umfaßt auch so viele Schriften, daß nicht leicht ein erhebliches Werk in der theologischen Literatur unbemerkt bleibt, und sie liefert um einen billigen Preis so Vieles, daß die Uneigennützigkeit des Herausgebers alles Lob verdient. Zwischen dem *Gabler'schen theologischen Journal*, welches für gelehrtere Theologen berechnet ist, und den *homiletisch-kritischen Blättern*, welche sich, so wie noch einige andre ähnliche periodische Schriften, mehr nach den Bedürfnissen des theologischen Geschäftsmanns richten, hält es das Mittel, und beürtheilt sowohl *gelehrtere* als *populäre* theologische Schriften. Die Aufsichten, welche von manchem Werke mitgetheilt werden, sind neu, und unverkennbar ist der Eifer der Mitarbeiter, zur Beförderung einer freyen und vernünftigen Denkart in Ansehung der Theologie mitzuwirken, und allem gröbern und feinern Papismus entgegen zu arbeiten. Die *Nachrichten* sind von den *Anzeigen* und *Beurtheilungen* getrennt worden, und jeder Theil kann nun einzeln gekauft werden. In den *Nachrichten* findet man sehr viel Interessantes, was zum Theil keine andre Zeitschrift liefert; insbesondere wird von dem linken Rheinufer, aus der Schweiz, aus Schwaben, aus Ober- und Niedersachsen, aus dem Holsteinischen, aus Dänemark und Schweden und aus andern Ländern und Gegenden das Neueste und Interessanteste oft so schnell mitgetheilt, daß man auf eine ausgebreitete und gute Correspondenz des Herausgebers schließen muß. Unter den *Nachrichten* dieses Jahrs zeichnet sich vorzüglich eine merkwürdige *Correspondenz* über den *Ueberritt des Gr. zu St. zur katholischen Kirche*, und eine Erzählung von *Pestalozzi's neuer Schulanstalt*, aus. Daß seit einem Jahre jeder Monat mit einem die Anzeige des Inhalts enthaltenden *Umschlage* versehen und *geheftet* versandt wird, ist bequem. Möge der Herausgeber ferner auf die *Vervollkommnung* seiner nützlichen und

unterhaltenden Zeitschrift so ernstlich als bis dahin bedacht seyn, und immer von *tüchtigen* Männern unterstützt werden, welche *Freymüthigkeit* und *Weisheit*, *Ernst* und *theologische Würde* vereinigen! Keinem, der bloß *Mutwillen treibt*, müsse es gestattet werden, an diesem Institute Theil zu nehmen!

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn, u. PETERSHAGEN, b. d. Vf.: *Religion und Christenthum*. Ein Lehrbuch für die reifere Jugend der gebildeteren Stände, von *Georg Christoph Friedr. Gieseler*, zweytem Prediger zu Petershagen im Fürstenth. Minden. 1802. XVI. u. 188 S. 8.

Dieses Lehrbuch verdankt zunächst sein Daseyn der von dem Preuss. Oberconsistorium an alle Religionslehrer dieses Landes ergangenen Aufforderung zur Ausarbeitung und Einsendung solcher Bücher. Ueberdies glaubt der Vf. aber auch, einen wirklich neuen Beytrag geliefert zu haben. Er findet nämlich an unserm bisherigen Religionsvortrage darin ein wesentliches Gebrechen, daß man immer *Christenthum* mit *Religion* verwechselte. Ihm ist (S. VII.) das Christenthum keine Lehre, sondern eine Anstalt, ein Reich Gottes auf Erden, welches (nach S. 54.) alle diejenigen Mittel in sich begreife, deren sich Gott bediene, um die Menschen sittlich zu erziehen, oder ihren Wachsthum an Weisheit und Tugend zu befördern. Im Christenthume müsse zwar Religion gelehrt werden; aber von einer christlichen Religion zu sprechen, sey eine Art zu reden, die lauter Verwirrung in die Begriffe bringe. Hr. G. versichert S. X., daß diese, der Bearbeitung seines Buchs zum Grunde liegende Ideen sich zwar schon in den Schriften der Weisen unsrer Zeit befinden; nur das einzige Verdienst wünscht er sich, daß ihm die von der Philosophie unsrer Tage (in unsern Tagen giebt es gar mancherley sogenannte Philosophien; wir fragen daher billig: welche meynt Hr. G.?) gemachte Anwendung besser gelungen seyn möge, als seinen Vorgängern. Daß Hr. G. seinen eigenen Gang gehet, kann man schon aus der kurzen Inhaltsanzeige ersehen. Das 1te Kapitel führt die Ueberschrift: *Religion des Verstandes* und enthält 8 Abschnitte, welche von Gottes Daseyn, der Schöpfung, Erhaltung, Regierung, dem Begriff Gottes, Geschichte der Religion des Verstandes und dem Ende der Welt handeln. Das 2te Kap. ist überschrieben: *Religion des Herzens*. Hier kommen folgende Rubriken vor: Grundlage derselben; allgemeiner Inhalt des Sittengesetzes, Heiligkeit und Verbindlichkeit, Uebertretung desselben, Sünde; Besserung und Heiligung; Reich Gottes, welche letzte Rubrik mehrere Unterabtheilungen enthält. Die Sittenlehre ist in einen Anhang gebracht. Daß der Vf. sich in dieser Schrift als einen selbstdenkenden Mann gezeigt habe, dieses Lob können wir ihm nicht versagen; aber um vor manchen Mißgriffen bewahrt zu bleiben, mußte er ein

scharfsinnigerer Philosoph und gründlicherer Exeget seyn, als er es wirklich ist. Nach unsrer Meynung ist durchaus nichts verloren, wenn man *Christenthum* und christliche *Religion*, oder vielmehr christliche Religionslehre für gleich viel bedeutende Ausdrücke nimmt; ja wenn selbst das erste dieser Wörter ganz außer Gebrauch kömmt; aber man verwechsle nur nicht die Begriffe: *Zweck* und *Mittel*. Moralisch-religiöse Kenntnisse — man fasse diese nun unter dem ehemals in den Trivial-Schulen gewöhnlichen Namen des Christenthums, oder unter dem der christlichen Religionslehre zusammen — sind das Mittel, den Zweck Jesus, moralisch-religiöse Gesinnungen und Handlungen zu befördern, — oder in einem aus der Sprache eines Volks, dessen Verfassung einst eine sogenannte Theokratie war, entlehnten Bilde zu reden, — einen *moralischen Gottesstaat* zu gründen. Der Ausdruck: *Reich Gottes* ist nichts anders, als ein schöner *bildlicher* Ausdruck. Die Consequenz, welche Hr. G. dieser Behauptung S. 61. entgegensetzt, also habe sich Jesus eines *bildlichen Ausdrucks wegen hinrichten lassen*, zeugt von großer Begriffverwirrung. Ueberhaupt wechseln in diesem Buche lichte und dunkle, halbhelle und halbdunkle Ansichten mit einander ab. Zu den geläuterten Ansichten rechnen wir die Ideen des Vfs. über Inspiration S. 70; seine Erklärung der Tauf-Formel S. 77; seine Aeufserung über die Religionsfeierlichkeit, die man, wie er S. 78 sehr richtig bemerkt, durch ein seltnes Kleben am Buchstaben, Abendmahl genannt hat. Auch finden sich in diesem Lehrbuche einige Materien, die nicht in allen Büchern dieser Art angetroffen werden, ob sie wohl darin einen Platz verdienen, wie S. 93 über Liturgie und S. 181 über die Pflicht durch Umgang zu vergnügen. Es fehlt aber auch nicht an Hypothesen, sonderbaren und unerweislichen Behauptungen, deren einige ziemlich nahe an Schwärmerey gränzen. In ein Lehrbuch der reinen moralischen Christuslehre gehört der Artikel: von der Person Jesus überhaupt nicht; noch weniger aber die subjective Meynung, die einer oder der andre darüber hegt. Nach unserm Vf. soll Jesus S. 57. der Seele nach ein höheres und reiferes Vernunftwesen, als alle Menschen und (S. 58.) schon vor seiner Exiltenz auf Erden in einem höhern Verhältniß da gewesen seyn; für Gott wolle er aber selbst nicht angesehen seyn. Nach seiner Auferstehung soll er sich (S. 75) den Seinen mit einem *feinern* Körper bekleidet, gezeigt haben; bey seiner Taufe (S. 100) habe die Gottheit ihre Abweichung von den allgemeinen Naturgesetzen auf eine glaubwürdige Art vorher bekannt gemacht. Ueber die sichtbare Wiederkunft Christi drückt sich Hr. G. zwar S. 75 und 111 sehr problematisch aus; aber wir wundern uns, wie er nur diese chiliaistische Idee erwähnen konnte. Auch das Kapitel vom *Weltende*, welches nur ein Mythos der Vorwelt, und Petrus subjective Meynung ist, gehörte nicht hieher. Der S. 69 befindliche Satz: „Es ist sehr begreiflich, daß ohne Vergebung der Sünden kein Reich

Reich Gottes möglich ist, weil ohne sie keine Vernunftfreyheit bleibt“ ist uns durchaus unverständlich.

ALTONA, b. Hammerich: *Was soll der Prediger wissen und thun, um vor der Welt und seinem Gewissen gut zu bestehen? und wie kann er dazu gelangen?* Mit freymüthiger Wahrheitsliebe und Bescheidenheit allen Theologen zur Prüfung und Beherzigung gewidmet, von Franz Adolph Schrödter, Stadtprediger zu Oldenburg in Holstein. Mit einer Vorrede des Hn. Generalsuperint. D. Köler. 1801. 176 S. gr. 8. (16 gr.)

Eine gute Schrift, die für Candidaten und Prediger sehr beherzenswürdige Belehrungen giebt. In der allgemeinen Einleitung werden über die schlechte Vorbereitung zum Predigtamte in den Schul-Universitäts- und Candidatenjahnen große Wahrheiten gesagt, ohne deren Beherzigung von Regenten und Curatoren der Schulen und Universitäten und der Präsidenten der Consistorien das Predigtamt immer in noch größern Verfall und tiefere Verachtung herab sinken muß; indem die meisten Theologie Studirenden bey einem leichtsinnigen Wandel, ohne daß ihnen die Religion Herzensangelegenheit ist, nur darauf rechnen, vor dem Consistorium zu bestehen und eine Pfründe zu erhalten, bey der sie heyrathen können. Billig unterscheidet er die Aufgabe: vor der Welt, d. i. vor verständigen und rechtschaffenen Menschen — so wie vor dem großen Haufen, der nur die Außenseite beurtheilt — und vor seinem eignen Gewissen 1) als praktischer Volkslehrer, 2) als Gelehrter, und 3) als moralisch guter Mensch zu bestehen. Die Sachen sind den Gelehrten bekannt, es wäre aber zu wünschen, daß diejenigen, für die das Buch geschrieben ist, den Inhalt beherzigen möchten, um das zu werden und zu seyn, was ein Prediger nach Pflicht und Gewissen seyn muß, wenn er Nutzen stiften will. Dabey werden dann literarische Notizen der zu jedem Kapitel gehörigen gemeinnützigen Schriften gegeben.

## PAEDAGOGIK.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Elementar-begriffe*, oder Entwicklung vieler Begriffe, die zur Bestimmtheit im Denken und zum Verständniß vielgebrauchter Wörter dienen. Ein Handbuch bey dem öffentlichen und häuslichen Unterricht und ein Nachtrag zu seinen Vorbereitungen, von J. A. C. Löhr. 1801. 14 und 560 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Was Hr. von Rochow und Schollmeyer durch ihre Katechismen der Vernunft beabsichtigten, das ist hier, nach einem weit umfänglicheren Plane und im Ganzen recht glücklich ausgeführt. In kurzen Dialogen zwischen einem Vater und seinem Sohne wird eine große Anzahl Wörter, welche im täglichen Leben häufig vorkommen, in diesem Buche erklärt. Die Nützlichkeit solcher Begriffsentwicklungen läßt sich unmöglich bezweifeln. Hn. L's Erklärungen empfehlen sich auch größtentheils durch Präcision und Falschheit, und dienen zu einem neuen achtungswürdigen Zeugnisse für seine Einsicht und Geistesgewandtheit. Wer die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit erwägt, welche die Sprache des gemeinen Lebens in viele Wörter gelegt hat, dem wird es auch einleuchten, daß die richtige Erklärung mehrerer dieser Wörter mit großen Schwierigkeiten verbunden war, und er wird daher den ausdauernden Fleiß des Vfs. um so mehr schätzen müssen. Nur in einigen Erklärungen können wir dem Vf. nicht bestimmen, wie S. 409 bey der Bescheidenheit, Hr. L. giebt auch das als ein Merkmal eines bescheidenen Menschen an, daß er bey Tische zufrieden ist, wenn er keine theuera und kostbaren Gerichte findet etc. Dies dünkt uns mehr Genügsamkeit, oder Frugalität, als Bescheidenheit zu seyn. Nach unsrer wahren Ueberzeugung können wir dieses Buch den Jugendlehrern empfehlen. Es enthält durchdachte Materialien zu einer praktischen Logik, welche in keinem Geschäftsstande ganz entbehrt werden kann.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Regensburg: *Ueber Deutschlands Verlust und das dabey eintretende Entschädigungssystem*, in Bezug auf das Interesse des gesammten Reichs und der übrigen Mächte Europens. Der hohen Reichsversammlung in Regensburg gewidmet. Zweyte stark vermehrte Auflage. 1801. 83 S. 8. (7 gr.) Die Nomenclatur und die statistischen Rundzahlen sind aus andern bekannten Druckchriften

entlehnt; die Urtheile und Anwendungen des ungenaueten Vfs. aber nicht einmal bis auf die Zeit der Herausgabe fortgeführt, mithin jetzt von geringem praktischen Werthe. Die auf dem Titelblatte angeführte starke Vermehrung dieser neuen Auflage beträgt etwa 20 Seiten, ohne daß sich dadurch der innere Gehalt wesentlich verbessert hätte.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. December 1802.

## GESCHICHTE.

STRASBURG u. PARIS, b. Treuttel u. Würz: *Lettre sur l'inscription Egyptienne de Rosette*, adressée au C<sup>en</sup>. *Silvestre de Sacy*, professeur de langue Arabe à l'école spéciale des langues orientales vivantes, etc. par *J. D. Åkerblad*, Ancien Secrétaire des Commandemens de S. M. le Roi de Suède; de la Société royale des Sciences de Goettingue etc. À Paris de l'Imprimerie de la République. An X. — 1802. v. St. 70 S. gr. 8. m. 2 Kpft. (4 Franken.)

Unter diesem Titel sind nun endlich Hn. Åkerblads vorläufige Untersuchungen über den ägyptischen Theil der Inschrift von Rosette erschienen, in welchem er einstweilen das Alphabeth dieser Inschrift entziffert, also das wichtige Geschäfte übernommen hat, den Weg zur Erklärung derselben zu bahnen. Ueber diese letzte hat er eine weitläufigere Arbeit bereit, die er wahrscheinlich einst in Druck geben wird, wenn erst die ganze Inschrift einmal bekannt gemacht seyn wird, was zwar das National-Institut und die französische Regierung schon seit langer Zeit versprochen, aber noch nicht gethan haben; ungeachtet nichts natürlicher schien, als die Inschrift ohne allen Commentar blofs bekannt zu machen, um dadurch jeden Gelehrten, dem dieß Fach geläufig ist, in Stand zu setzen, sich mit der Erklärung derselben zu beschäftigen.

Die erste von den zwey Kupfertafeln, welche Hn. Åkerblads Dissertation begleiten, enthält mehrere von ihm entzifferte Worte; die zweyte stellt die einzelnen Buchstaben des ägyptischen Alphabeths vor, so weit und in so fern es Hn. Åkerblad gelungen ist, es zu entziffern; diese Buchstaben sind nach dem coptischen Alphabeth geordnet, dessen Charaktere jedem ägyptischen zur Seite stehen.

Die Gruppen von Buchstaben der ersten Kupfertafel, so wie die einzelnen Buchstaben der zweyten, sind sehr getreu dem Abdruck nachgebildet, welchen *Marcel* mit aus Aegypten gebracht, und Hn. *Silvestre de Sacy* mitgetheilt hatte. Hr. Åkerblad bemerkt, daß die Buchstaben in dem von Hn. *Silvestre de Sacy* bekannt gemachten Stück der Inschrift von dem Kupferstecher mit viel zu starken Ungleichheiten abgebildet worden, daß man diese nicht in dem Abdruck des Hn. *Marcel* finde, und daß die von ihm bekannt gemachten Schriftzüge weit treuer seyen. „Um sich hiervon zu überzeugen, setzt Hr. Åkerblad hinzu, darf man nur die verschiedenen Abschrif-

A. L. Z. 1802. Viertes Band,

ten oder Abdrücke der Inschrift, welche zu Paris befindlich sind, und besonders den trefflichen Schweßelabguss, welcher dem Hn. *Roffeneau de Lille* gehört, vergleichen; dieser wird wahrscheinlich zum Muster dienen, wenn endlich dieses Monument, wie man uns Hoffnung macht, in Kupfer gestochen werden sollte.“

Auch Hr. Åkerblad sieng seine Untersuchungen damit an, die *Nomina propria* ausfindig zu machen; er fand eben so, wie Hr. *S. de Sacy* die drey Namen Ptolemäus, Alexander und Arsinoë, in eben den Buchstaben-Gruppen, in welchen dieser gelehrte Orientalist sie gefunden hatte; allein er ist von ihm in der Auslegung der einzelnen Buchstaben sehr weit verschieden.

Unter Nr. 1. der ersten Kupfertafel liefs Hr. Å. die Buchstaben-Gruppe abbilden, welche Hr. *S. de Sacy* und er für Ptolemäus ansehen, sodann liefs er denselben Namen mit geringen Veränderungen, wie er ihn mehrmals in der Inschrift antraf, abbilden. In dem sehr großen Aleph des Hn. *S. de Sacy* findet Hr. Å. drey Buchstaben. Vor diesem Zug geht eine kleine krumme Linie her, von der Hr. *S. de Sacy* gar nicht spricht, und welche Hr. Å. für ein M, und hier für ein Präfixum hält, wie dieß im Coptischen fast bey allen Casibus im Singularis und Pluralis statt hat.

Der Buchstabe, welcher fast einem Q mit einer langen Basis gleicht, ist der erste Buchstab des Wortes, also ein P. Bisweilen hat diese Figur auch die Bedeutung eines B, PH, auch sogar OU und EU, Buchstaben, die im Coptischen oft miteinander verwechselt werden.

Der zweyte Buchstabe, das T, besteht aus zwey Linien, welche einen spitzen Winkel bilden, dessen Spitze gegen die linke Hand gekehrt ist.

Die hierauf folgende schiefe Linie, welche nach Hn. *S. de Sacy* Meynung den Hauptstrich des Aleph bildet, ist Hn. Å. zufolge ein L. Der kleine Strich in der Mitte unterscheidet diesen Buchstaben von einem andern ähnlichen. Nach diesem L kömmt ein perpendicularer Strich, der gegen das obere Ende gebrochen ist. Dieß ist ein O oder OU.

Hierauf folgt wieder das M, welches dem oben bemerkten Präfixum ähnlich ist. Die folgenden Buchstaben sind ihrer Form nach in den verschiedenen Worten ziemlich verschieden, wie man schon aus den drey Vorstellungen sehen kann, welche Hr. Å. unter Nr. 1. mittheilt. Hr. Å. schliesst der Analogie nach, welche ihm fortgesetztes Studium des ägyptischen Alphabeths angezeigt hat, daß man hier drey

Aaaa



drey Buchstaben erkennen müsse. Der erste besteht aus drey perpendicularen Strichen; dieß ist ein oft vorkommender Vocal; hier hat er den Werth eines als einfacher Vocal ausgesprochenen AI. Die krummlinichte hierauf folgende Figur ist ein O. Hr. *A.* vergleicht diesen Buchstaben mit dem hebräischen Vav, weil es eben so wie dieses letztere mehrere Töne vorstellen kann. Der letzte Buchstab ist ein S, welches aus drey und sogar aus vier kleinen Strichen besteht. Die zwey ersten werden besonders zu Anfang der Worte, bisweilen ganz ausgelassen. Als Endbuchstab hat er die Form eines griechischen runden C (Sigma). Bisweilen endigt sich der Buchstab mit einem perpendicularen Strich, so daß der Buchstab fast einem K gleicht.

Nimmt man diese Buchstaben zusammen: so bilden sie den Namen Πτλουεος oder Πτλομειος; ein Name, welcher von der griechischen Art zu schreiben, Πτολεμειος oder Πτολομειος, (denn man findet diesen Namen auf beide Arten geschrieben), nicht sehr weit entfernt ist. — Hr. *A.* bemerkt hier, daß die Copten bey den aus dem griechischen entlehnten Namen, meistens die ursprüngliche Endung beybehalten, daß sie jedoch bisweilen dieselbe auch weglassen. So sagen sie z. B. πτολομειος und πτολομει; und diese letzte Form fand Hr. *A.* in der Geschichte des Märtyrers S. Apater, in dem jetzt auf der Nationalbibliothek befindlichen Codex Nr. 63. Fol. 69. verso. — Der Name Arfinoë, welchen Hr. *A.* unter Nr. 2. abbilden liefs, kömmt viermal in der Inschrift vor; er befindet sich noch ein fünftesmal im Anfang der vierten Zeile, wo aber der Stein beschädiget worden, so daß nur die letzten Buchstaben desselben noch übrig sind. Vor dem Namen geht wieder das M her, welches hier das Präfixum des Genitivs ist. Der erste Buchstabe muß nothwendig ein A seyn, weil alle Namen, die im Griechischen mit einem A anfangen, im Aegyptischen diesen Buchstaben zum Anfangsbuchstaben haben. — Hierauf folgt ein schiefer Strich, welcher demjenigen, den der Vf. im vorigen Worte für ein L genommen hat, bis auf den kleinen Querstrich, der dort in der Mitte angebracht war, und hier fehlt, ähnlich ist. Er hält diesen Buchstaben für ein R, und bemerkt hierbey, daß diese Aehnlichkeit des R und L auch in einer der alten persischen Schriftarten, dem Pehlvi angetroffen wird. *S. de Sacy* in seinen *Mém. sur diverses Antiquités de la Perse*, S. 243. Diese zwey Buchstaben scheinen selbst in der Aussprache oft verwechselt worden zu seyn; gerade diese Verwechslung in der Aussprache und Schrift, des R und L bemerkt man auch unter den Bewohnern von einem Theil Aegyptens, und sie macht einen der Hauptcharakter von einem der drey coptischen Dialecte, von dem sogenannten Balchmurischen aus. *S. Fragmentum Evangel. S. Joannis* von dem *P. Georgi*, Vorrede S. LV. ff. — Der folgende Buchstabe ist der, welcher das Wort Ptolemaios endigt. Er besteht hier aus drey kleinen Strichen, wovon zwey ein wenig gekrümmt sind. Diese Form hat dieser Buchstab in der Mitte

der Worte. — Die drey kleinen senkrechten Striche, welche im vorigen Worte ein AI oder E vorstellten, haben hier denselben Werth. Hr. *A.* bemerkt, daß obgleich die Griechen Arfinoë schreiben, dieser Unterschied doch zu gering sey, um darin eine Schwierigkeit zu finden. Die Copten, setzt er hinzu, welche diesen Namen sehr gut kennen, weil eine ihrer Städte denselben getragen hat, schreiben ihn *Αρσενωε*, und dieser Name findet sich auch noch in den coptischen Lexicis als Synonym. von Feyyoum. (S. das coptische Manusc. der Nat. Bibl. Nr. 44. fol. 77.) — Die Form des N ist in den zwey, unter Nr. 2. auf der ersten Kupfertafel, abgebildeten Worten ein wenig verschieden. Diese Form hat das N nur in der Mitte der Worte; im Anfange derselben hat es eine ganz andere Form. — Das O hat dieselbe Form wie in *Πτολεμειος*. Die zwey letzten Striche, welche das Wort endigen, scheinen ein S zu seyn. Da dieser Name aber bey den Copten öfters vorkommt: so hat Hr. *A.* Mühe sich zu bereuen, daß sie ihn Arsenos ausgesprochen, und also dessen Orthographie verändert haben sollten. Dader halbe Cirkel mit dem darauf folgenden perpendicularen Strich in mehrern Stellen der Rosettischen Inschrift den Werth eines E hat: so glaubt Hr. *A.*, daß man ihm auch hier diesen Werth lassen müsse. — Dem Gefagten zufolge hätte man also hier die Form Arsenoë, gerade wie man dieses Wort im Coptischen schreibt. — Hr. *S. de Sacy* hat in seinen Probeworten auf der zweyten Kupfertafel Nr. 6. diesen Namen auch abbilden lassen; allein der erste Strich des ersten Buchstabens fehlt dort. Dieser kleinen Verstümmelung ungeachtet, findet Hr. *A.* wenig Aehnlichkeit zwischen der Figur, welche Hr. *S. de Sacy* in diesem Wort für ein großes Aleph hält, und denjenigen, welche er in dem Worte Alexander für denselben Buchstaben ansieht. — Dieß veranlaßt Hr. *A.* bey der Analyse des Worts *Αλεξανδροος*, welches er zweymal unter Nr. 3. der ersten Kupfertafel abgebildet hat, zu verweilen. Er sieht hier ganz und gar nicht die vier großen Buchstaben, welche Hr. *S. de Sacy* darin fand, und glaubt, daß man Ursache sich zu wundern hätte, wenn in einem so alten Monument eine so neue Erfindung sich vorfände; wie dieß auch schon Hr. *S. de Sacy* sehr aufgefallen ist. — Der Name Alexander, welcher hier in Genitiv steht, hat das Präfixum *μ* vor sich. Der folgende Buchstabe ist ein A, wie in Arfinoë; der zweyte ist ein L, wie es schon im Worte *Πτολεμειος* vorkam; der dritte, welcher über einem andern steht, ist ein K, wie man ihn in dem Worte Berenice wieder findet. Der darunter befindliche Buchstabe ist ein coptisches Sch (*Ϡ*); mit diesen zwey Buchstaben

hat der ägyptische Uebersetzer der Inschrift das *Ξ* der Griechen, welches in seinem eigenen Alphabeth mangelte, anzeigen wollen. Die Copten, welche diesen Buchstaben für die griechischen Worte, in welchen er sich befindet, angenommen haben, bedienen sich desselben bisweilen, aber selten, um die

die zwey Buchstaben KC in den Worten ihrer eignen Sprache auszudrücken. Hr. *A.* gesteht indessen, daß er nie das Griechische  $\Xi$  im Coptischen durch ein  $\text{K}\Omega$  ausgedrückt sah, wie man aus diesem Beyspiel vermuthen sollte, daß die Aegyptier es bisweilen gethan haben. Gewöhnlich setzen sie so wie die Copten ein K und ein C an die Stelle dieses griechischen Buchstaben. — In dem Worte Alexander ist der fünfte Buchstab der nämliche wie der erste; und nach den erst genannten zwey Buchstaben findet man einen, der gerade auslieht, wie derjenige, mit welchem das Wort in dem Aegyptischen anfängt. — Dieser Buchstab steht über einem andern, welcher ein N seyn muß, ober schon in dem Abdruck, dessen sich Hr. *A.* bediente, sehr schlecht ausgedruckt ist. Die drey folgenden Buchstaben bilden nur eine einzige Gruppe; der oberste ist ein T von eben der Form, wie der zweyte Buchstab in Ptolemäus. Das T vertritt hier die Stelle des im Coptischen fehlenden  $\Delta$ . Etwas ähnliches findet man oft in den coptischen Manuscripten, wo man  $\text{T}\alpha\beta\omega\lambda\omicron\varsigma$  statt  $\Delta\alpha\beta\omega\lambda\omicron\varsigma$ , und  $\text{T}\iota\omicron\varsigma\pi\omicron\lambda\iota\varsigma$  statt  $\Delta\iota\omicron\varsigma\pi\omicron\lambda\iota\varsigma$  findet, obgleich die Copten das  $\Delta$  annehmen, um es in Worten griechischen Ursprungs zu brauchen. — Die zwey Buchstaben unter dem T sind ziemlich schwer zu erkennen: der eine muß ein horizontal liegendes R seyn; die Figur, welche ein O vorstellt, findet sich einigemal in dieser Inschrift; und der letzte Buchstabe, welcher ein S ist, läßt keinen Zweifel über den Werth der zwey vorhergehenden Buchstaben.

So hätte man denn das Wort  $\text{A}\Lambda\epsilon\epsilon\alpha\text{N}\Delta\text{P}\omicron\varsigma$  Buchstabe für Buchstabe mit ägyptischen Charakteren. In Ansehung der übereinander geschriebenen Buchstaben vermuthet Hr. *A.*, daß der Grund davon vielleicht darin liege, daß man den Raum habe sparen wollen; vielleicht liege auch eine calligraphische Ursache bey dieser Buchstaben-Anordnung zum Grunde, über welche wir uns nun freylich heut zu Tage nicht mehr Rechenschaft geben können. Indessen bemerkt Hr. *A.* doch, daß man in der Lapidarschrift der Araber, Perfer und Türken oft solche übereinander gesetzte Buchstaben finde, wodurch das Lesen dieser Inschriften oft sehr erschwert wird. — Hr. *A.* bemerkt noch überdies, daß die Form des Namens Alexander, welchen Hr. *S. de Sacy* unter Nr. 3. auf seiner zweyten Kupfertafel abbilden liefs, und welche er S. 10. und 11. seines Briefs analysirt, durchaus nicht als geltend angenommen werden kann; indem die Stelle, welchen dieser Name einnehmen soll, durch die vorübergehenden und folgenden Worte vollkommen bestimmt ist, besonders auf der zweyten Zeile, wo dieser Name zum erstenmal vorkömmt. Das Wort, welches hier vor demselben hergeht, bedeutet Priester, und kömmt so oft wieder, daß seine Bedeutung aufser allem Zweifel ist. Das Wort, welches unmittelbar nach dem Namen Alexander folgt, und welches Hr. *S. de Sacy* zu diesem Namen selbst zieht, ist die Conjunction *und*, welche mehr als vierzigmal in dieser Inschrift vorkömmt,

und deren Bedeutung dadurch aufser allem Zweifel ist. Der Strich endlich, welcher auf *Hn. S. de Sacy* Kupfertafel diesen Namen endigt, ist *Hn. A.* zufolge der Artikel NI oder N, welcher zum folgenden Worte Götter gehört, „wie man sich (setzt Hr. *A.* hinzu) hiervon überzeugen kann, wenn man die griechische Inschrift vergleicht, welche hier so lautet:  $\text{E}\Phi\ \text{I}\text{E}\text{P}\text{E}\text{Q}\text{S}\ \text{A}\text{E}\text{T}\text{O}\text{T}$  (dieses Nomen proprium steht in der ägyptischen Phrase ganz am Ende)  $\text{T}\text{O}\text{T}\ \text{A}\text{E}\ \text{T}\text{O}\text{T}\ \text{A}\Lambda\epsilon\epsilon\alpha\text{N}\Delta\text{P}\text{O}\text{T}\ \text{KAI}\ \text{Q}\text{E}\text{Q}\text{N}$   $\mu\text{.}\tau\text{.}\lambda\text{.}$ “  
(Die Fortsetzung folgt.)

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Löflund: *Anleitung zur vernünftigen Erlernung des amtlichen Rechnungswesens*, entworfen von *J. K. Neidhart*. 1801. 248 S. 8. Mit 19 Tabellen. (20 gr.)

Der Vf. führt S. 178. unter den Regeln für die Stellung der Rechnungen auch diese auf: „man vermeide alle kindische Weidläufigkeit, wo man dem Leser zeigt, daß man immer den Fuß erst aufheben müsse, wenn man gehen wolle.“ Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, daß er bey der Verfertigung seines Buchs diese Regel selbst vor Augen gehabt hätte. Aber er holt allenthalben gewaltig weit aus, wiederholt sich, sagt mit ermüdender Weitschweifigkeit eine Menge Dinge, die sich von selbst verstehen, die jedem Trivialschüler bekannt sind, und zieht andere herbey, die in einem Buche vom Rechnungswesen niemand erwartet. Bey allem Zurückgehen auf die ersten Elemente vermißt man aber doch bestimmte und deutliche Begriffe, richtige Eintheilungen, Klarheit, Zusammenhang und Ordnung im ganzen und in einzelnen Theilen. Die meiste Verwirrung herrscht da, wo der Vf. sich über sein eigentliches Fach hinauswagt, wo er Sätze und Eintheilungen aus der Rechtslehre und aus andern Wissenschaften entlehnt. Das Buch soll Anfänger, welche Gelegenheit haben, den Geschäftsgang im Rechnungswesen zu beobachten, in den Stand setzen, sich mit der Theorie dieser Kunst bekannt zu machen. Wir zweifeln aber, ob es diese Bestimmung bey irgend einem Anfänger erreichen wird. Schon die an der Spitze stehende Erklärung des Hauptgegenstandes ist, andere Fehler abgerechnet, offenbar zu weit. Die *Wissenschaft des Rechnungswesens* ist nämlich nach S. 1. „derjenige Theil der Haushaltungs-Wissenschaft oder Oekonomie, welcher die „Grundsätze vorträgt, nach welchen der Herr oder „der Verwalter eines Vermögens seine Einrichtungen zu treffen hat, um Unordnung und Untreue, „ja selbst den Verdacht derselben in seiner Haushaltung zu verhüten.“ Der Haushaltungskunst weist übrigens der Vf. den höchsten Rang unter dem menschlichen Wissen an. Alle übrigen Künste und Wissenschaften verhalten sich nach S. 12. zu derselben als bloße Hülfswissenschaften, weil sie Pflichten lehrt, die jeder Mensch zu beobachten habe. Denn, sagt der

der Vf. „wie jedes Würmchen und Gräschen einen Theil der großen Haushaltung des Schöpfers ausmacht: so ist auch der Mensch ein Glied dieser Haushaltung, und wer sein Pfund vergräbt, ist unnützlich, und als ein unnützer Knecht verwerflich.“ Möchte doch lieber der Vf. sein Pfund vergraben, als so unberufen damit gewüchert haben! Nach einer Einleitung „vom Rechnungswesen überhaupt, als einem Theile der Haushaltungskunst,“ handelt der Vf. im ersten Abschnitt S. 32—69. „von der Beschreibung und Eintheilung eines bürgerlichen Vermögens und seiner Artikel; von der Schätzung und dem Anschlag desselben, und den möglichen Veränderungen.“ Er fängt mit einer Eintheilung des Vermögens in *bürgerliches* und *natürliches* an. „Jenes nennt er den Inbegriff aller Dinge, welche sich ein Mensch zueignen und behaupten kann,“ über das er nach S. 43. *unbedingter* Herr ist, weil er es ohne Rücksicht auf andere wenigstens unbedingt behaupten kann. Ein bürgerliches Vermögen hingegen ist nach dem Vf. „der Inbegriff derjenigen Dinge, welche einen von der bürgerlichen Gesellschaft und folglich von den Gesetzen, welchen sich die Gesellschaft unterworfen hat, anerkannten Besitz haben.“ Ueber dieses Vermögen findet nach S. 43. nur *bedingte* Herrschaft statt, „weil sich da jeder Mensch, wo nicht nach den Gesetzen, doch nach der Laune seiner Mitmenschen richten muß, um sich in dem Besitze zu behaupten.“ Von dieser bedingten Herrschaft nimmt der Vf. sieben *Grade* an, die den Werth der Dinge bestimmen, und aus der Rechtslehre entlehnt seyn sollen. Mit der Aufzählung dieser seltsamen Stufenreihe wollen wir jedoch unsere Leser verschonen. Jene Herrschaft ist aber auch dem Vf. in zweifacher Rücksicht bedingt,

in so fern man nämlich nach S. 45. *Vorteile* aus den Vermögensstücken anderer, oder von der Person anderer zu beziehen, oder wegen eines Vermögensartikels, oder seiner eigenen Person *Beschwerden* zu tragen hat. Unter der Aufschrift „allgemeine Eigenschaften der Dinge, folgt sodann die Eintheilung „derselben in *Rechte*, als unkörperliche Vermögensartikel, welche aber in ein Leben versetzt, körperliche Vorteile oder Beschwerden verursachen,“ und *körperliche Dinge*, veränderliche und unveränderliche, beständige und zufällige, *res fungibiles*, „verwaltliche! Vermögensartikel“ u. s. w. Nun folgt ein verwirrtes und leichtes Geschwätz über die möglichen Veränderungen eines Vermögens, ihre Ursachen und Wirkungen, und über die rechtlichen und moralischen Gesichtspunkte, die dabey eintreten. Unsere Leser würden's uns aber nicht danken, wenn wir sie mit diesem Galimatias näher bekannt machten. Wir begnügen uns daher, die Aufschriften der folgenden Abschnitte, die übrigens des brauchbaren und zur Sache gehörigen verhältnißmäßig mehr enthalten, noch anzuführen. Zweyter Abschn. „Grundsätze und Regeln der Rechnungslehre in Rücksicht auf einen Haushalter, der sich eine Rechnung über die Verwaltung seines Vermögens, und über sein Vermögen vorlegen läßt. Cassen und deren Verhältniß. Dritter Abschn. Grundsätze und Regeln „des Rechnungsführers. Vierter Abschn. Grundsätze und Regeln für einen Rechnungsführer. Fünfter Abschn. Grundsätze und Regeln bey Untersuchung einer Rechnung für — dem Nachrechner, „Unterfucher, Revisor und Abhörerichter oder Justificator.“ Die angehängten Tabellen sind als Formulare vielleicht noch das brauchbarste am ganzen Werke.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**LITERATURGESCHICHTE.** Marburg, b. Krieger: *Memoira Michaëlis Conradi Curtii*, Ser. Hassiae Landgravii a Consul. Justit. int., Historiar. Eloqu. et Poet. Prof. ordin. etc. — Academiae Marburgensis jusu scriptis *Georg. Fridr. Creuzer*, Phil. D. Graec. Lit. Prof. extraord. Societ. Lat. Jen. Social. 1802. gr. 4. Einfach, wie das Leben des Verstorbenen war, ist auch diese Denkschrift; bloß wie es scheint, zum Unterricht des Lesers bestimmt, und daher nicht geschickt, durch eine lebhaftere Theilnahme das Gemüth zu erheben. Curtius, im J. 1724 im Mecklenburgischen geboren, erlangte seine Ausbildung zu Hannover in dem Hause des Geh. Rathes v. Schwicheldt, wo er eine Hauslehrerstelle bekleidete. Hier bediente sich seiner der berühmte Münchhausen, am liebsten in Leipzig für die durch Mosheim's Tod erledig-

te Kanzlerstelle zu Göttingen zu gewinnen; hier arbeitete er seine Uebersetzung der Aristotel. Politik aus. Von hier kam er an die Ritterchule zu Lüneburg im J. 1759, und acht Jahre später von dort nach Marburg als Lehrer der Geschichte, der Rede- und Dichtkunst. Als Mitglied der ökonomischen Gesellschaft zu Zelle übersetzte er den Columella. Sonst bestehen seine meisten Schriften in akademischen Programmen, Denkschriften und Gelegenheitsreden. Eine mit Auswahl veranstaltete Sammlung dieser Schriften, besonders derer, welche sich aufs römische Recht und die römische Verfassung beziehen, würde gewiß nicht bloß für die näheren Freunde des Verstorbenen ein angenehmes Geschenk seyn.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 10. December 1802.

## GESCHICHTE.

STRASBURG u. PARIS, b. Treuttel u. Würz: *Lettre sur l'inscription Egyptienne de Rosette, adressée au C<sup>on</sup>. Silvestre de Sacy etc. par J. D. Akerblad etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Rezension.)

Der Name *Berenice* kommt in der 3ten Linie der ägyptischen Inschrift vor. Hr. *A.* hat ihn unter Nr. 4. der 1sten Kupfertafel abbilden lassen. Vor demselben geht das Präfixum  $\mu$  her, und zeigt den Genitiv an. Das  $\beta$ , mit welchem dieser Name anfängt, hat eine besondere Form, und Hr. *A.* wagt es nicht zu bestimmen, ob es eine Variation des im Worte *Πτολεμαϊος* vorkommenden  $\Pi$  ist, oder ob die Aegyptier wirklich für diese 2 Buchstaben auch 2 Zeichen hatten. Das  $\mathcal{R}$  ist dasselbe wie in *Arfinoë*. Eben so das  $\mathcal{N}$ , eine ganz geringe Abweichung abgerechnet. Die 3 perpendicularen Striche kommen hier zum 3ten male vor; sie haben Hn. *A.* zufolge hier den Werth eines  $\mathcal{I}$ , das  $\mathcal{K}$  fand sich schon im Worte *Alexander*. Der folgende mit dem  $\mathcal{K}$  verbundene Strich ist ein oft vorkommender Vocal, der schon in dem Namen *Ptolemäus* vorkam, wo ihm Hr. *A.* den Werth eines  $\mathcal{O}$  gab. In dem Alphabet stellt er es als ein  $\mathcal{Y}$  auf, und er ist sehr geneigt es, ungefähr wie das hebräische *Vau*, für ein Fulcrum zu halten. Er nimmt an, das es hier ein  $\mathcal{E}$  ist, „wenn man (setzt er hinzu) nicht etwa lieber *Berenicos* „ausprechen will, denn der letzte Buchstab ist un- „streitig ein  $\mathcal{S}$ .“ — Die angegebenen Buchstaben bilden also das Wort  $\beta\mathcal{P}\mathcal{N}\mathcal{I}\mathcal{K}\mathcal{E}\mathcal{C}$  oder  $\beta\mathcal{P}\mathcal{N}\mathcal{I}\mathcal{K}\mathcal{O}\mathcal{C}$ , welches etwa die Form hat, welche dieser Name im Koptischen haben würde, obgleich Hr. *A.* sich nicht erinnert, in den Büchern dieser Sprache ihn angetroffen zu haben. Das  $\mathcal{S}$  ist in diesem Namen zu viel; Hr. *A.* vermuthet, das es auf die Rechnung der Unwissenheit des ägyptischen Uebersetzers zu schreiben ist, der im griechischen Decret diesen Namen im Genitivus sah und das Sigma für einen Wurzelbuchstaben nahm. Diefs hält er wenigstens für eine ausgemachte Sache, das dieses Decret zuerst griechisch abgefaßt worden, und das das Aegyptische nur eine Uebersetzung des Griechischen ist.

Die 3te Linie der ägyptischen Inschrift enthält mehrere *Nomina propria*, welche Hr. *A.* (unter Nr. 5, 6, 7 u. 8. der ersten Tafel hat abbilden lassen. Der erste Namen, welchen Hr. *A.* untersucht, ist der des Ober-Priesters, welcher zum Dienst *Alexanders*  
A. L. Z. 1802. *Vierter Band,*

und der *Ptolemäer* bestimmt war. In der griechischen Inschrift liest man:  $\epsilon\Phi$  *ιερωσ* *αετου του δε του αλεξανδρου και θεων σωτηρων* etc. In der ägyptischen Uebersetzung steht der Name *Αετος* nach denen der Fürsten Aegyptens, wahrscheinlich that diefs der Uebersetzer aus einem gewissen Respectgefühl; in den folgenden Perioden, wo bloß die Namen der Fürstinnen und der ihrem Dienst vorgesetzten Priesterinnen vorkommen, hat er diese Versetzung nicht mehr befolgt. Was die Buchstaben betrifft, aus denen dieser Name *Αετος* besteht: so ist der erste der nämliche, mit welchem die Worte *Alexander* und *Arfinoë* anfangen. Die drey hierauf folgenden Perpendicular-Striche sind das schon vorgekommene  $\mathcal{E}$ ; hierauf folgt der Strich, welcher ganz müßig ist, und welchen Hr. *A.* daher für ein bloßes Fulcrum hält, welches mit mehreren Vocalen zusammengestellt wird. Sodann folgt das schon aus dem vorigen bekannte  $\mathcal{T}$ ; hierauf der bey der Spitze eingebogene Strich, welcher im Worte *Ptolemäus* ein  $\mathcal{O}$  bedeutete. Der letzte Buchstab ist ein  $\mathcal{S}$ , vor welchem zwey kleine Striche hergehen, wie in *Arfinoë*. Hier wäre also das ganze Wort *Aetos*. Hr. *A.* bemerkt hier die Eigenheit, das dieses Wort zweymal hintereinander wiederholt wird; zwischen den beiden Worten befindet sich ein Strich, der in seinem Abdruck nicht deutlich war, den er aber für ein  $\mu$  hält, und so erklärt, das es heißt: *Aetos*, Sohn des *Aetos*, *Αετος τω Αετου* scil. *υιου*. Vielleicht, setzt er hinzu, ist es aber auch nur ein Versehen des Buchstabenbauers; wenigstens ist dieser Ausdruck nicht dem Genius der coptischen Sprache angemessen, und scheint Hn. *A.* wenn er anders richtig ist, aus dem Griechischen unter den *Ptolemäern* entlehnt zu seyn. In der dritten und vierten Zeile liest man die Namen der drey Priesterinnen, welchen der Dienst der Königinnen Aegyptens aufgetragen war. Im Griechischen heißt es: *αθλοφωρου βερενικης ευεργετιδος πυρρα της φιλενου*. Die ägyptische Construction dieser Phrase ist von der griechischen sehr verschieden; sie ist der Coptischen und der im Französischen üblichen sehr ähnlich, als wenn man in dieser letzten Sprache sagte: *Pyrrha, fille de Philène étant athlophore de Berenice Evergète*. — Der letzte Buchstabe des Wortes *Pyrrha* scheint ebenfalls ein Vocalfulcrum zu seyn, und bald ein  $\mathcal{A}$ , bald ein  $\mathcal{E}$ , bisweilen sogar ein  $\mathcal{I}$  anzuzeigen. Wer nur den geringsten Begriff von den orientalischen Sprachen hat, wird sich an diese Vocal-Verwechslungen nicht stoßen. Das Wort, welches *Tochter* bedeutet, ist nur durch eine Art von Monogramm angezeigt, welches weiterhin noch zweymal vorkommt,  
B b b b

kömmt, und welches Hr. A. Τίγερς (Tischeri) ausspricht. Er findet auch das Ω darin, welches er schon im Worte Alexander fand. Nach dem bisher Gefagten ergibt sich das Wort Φίλενος oder etwas ähnliches von selbst. Β und Φ scheinen die alten Aegypter übrigens eben so, wie noch heut zu Tage die Copten, oft verwechselt zu haben.

Der griechische Text fährt fort; *κανηθορου αρωνης Φιλαδελφου, αρειας της διογενους*, welches der ägyptische Uebersetzer so verdolmetscht: *als Areia Tochter Diogens Canephor war von Arfinoë Philadelph.* Das Wort Areia bietet keine Schwierigkeit dar; Tochter ist mit dem Monogramme angezeigt. Der Name Diogenes ist *διογενε* geschrieben, τ und θ, so wie γ und κ werden oft im Coptischen mit einander verwechselt. Von dem Worte, welches Canephor bedeutet, sind nur noch die drey ersten Buchstaben übrig; sie kommen noch in mehreren andern auf eine ähnliche Art zusammengesetzten Worten vor, und bedeuten *derjenige oder diejenige, welche etwas trägt*. Die dritte Priesterin wird Irene genannt, sie stand dem Dienst der Arfinoë, Gemalin von Ptolemäus Philopator vor, welcher die Inschrift eben den Beynamen giebt, den ihr Gemal trägt. Im Griechischen heist es: *ιερεια αρωνης Φιλοπατορος ειρηνης πτολεμαυς*; dieß giebt der ägyptische Uebersetzer auf eine Art, die mit folgender französischen Uebersetzung ganz übereinstimmt: *Irene fille de Ptolemée étant prêtresse d'Arfinoë Philopator*. Die Beynamen Philadelph und Philopator sind durch gleichbedeutende ägyptische Worte übersetzt. Die Buchstaben des Wortes Irene bieten nach dem bisher Gefagten keine Schwierigkeiten dar.

Hr. A. bemerkt hier unter andern, daß die Diener des Götterdiensts ihre griechischen Namen beibehielten, welches Hr. S. de Sacy in seinem Brief an den Minister Chaptal S. 44. in Zweifel gezogen hatte. — Zu Ende der 14ten Zeile der griechischen Inschrift liest man das Wort *συνταξεις*, wo von den jährlichen Auflagen an Geld und Getreide die Rede ist, welche zum Dienst der Tempel unter Ptolemäus Philopator bestimmt und von Ptolemäus Epiphanes bestätigt worden waren. Sonderbar muß es allerdings scheinen, daß dieses Wort in der ägyptischen Inschrift beybehalten worden ist, wo es sich zu Ende der 5ten Zeile findet. Hr. A. hat es unter Nr. 7. der ersten Kupfertafel abbilden lassen. Alle Buchstaben dieses Wortes sind schon im vorigen vorgekommen. Das Ξ ist hier durch ein KC ausgedrückt, statt mit einem K und Ω wie im Worte Alexander. Hr. A. bemerkt, daß dieß nicht das einzige griechische Wort ist, welches in der ägyptischen Inschrift beybehalten worden, und dieß ist wohl mitunter einer der triftigsten Beweise für Hr. A.'s Meynung, daß der griechische Text das Original, und der ägyptische die Uebersetzung ist. Unter andern griechischen Worten, welche Hr. A. in der ägyptischen Inschrift

zu finden glaubt, nennt er unter andern folgende *Ανωβιος, επιΦωνης, ευχαριστος, ευαγγελος* u. dgl. In Aufsehung des Wortes *επιΦωνης* bemerkt Hr. A., daß er es nicht in der Buchstaben-Gruppe gefunden habe, in welcher Hr. S. de S. es fand. In die weitere Erklärung und Analyse dieser Worte läßt er sich übrigens nicht ein.

Das Bisherige beträfe besonders die Untersuchungen des Hn. A. über diejenigen Buchstaben, welche dem ägyptischen und dem griechischen Alphabeth gemein sind. Er fügt hierauf noch Bemerkungen über einige ganz ägyptische Worte bey, in welchen sich Buchstaben befinden, welche bloß dem ägyptischen Alphabeth angehören.

Zuerst hält er sich bey dem Namen auf, welchen *Aegypten* in dieser Inschrift führt. Hr. S. de Sacy hatte Anfangs eine Buchstaben-Gruppe für *Misr* gehalten, allein er macht in seinem Briefe an den Minister Chaptal sich selbst die Bemerkung, *Aegypten werde niemals von seinen eigenen Bewohnern Misr genannt*. Ein anderer Umstand, welchen Hr. A. anführt, wirft diese übrigens von Hn. S. de S. selbst wieder aufgebene Meynung vollends um; dieser Umstand ist, daß die Buchstaben-Gruppe, welche Hr. S. de S. *Misr* lesen wollte, nur 4 oder 5mal in der Inschrift vorkommt; da hingegen der Name *Aegyptens* wenigstens 12mal in der griechischen Inschrift steht. Das Wort, welches *Aegypten* bezeichnet, und welches Hr. A. unter Nr. 10. mit einigen seiner Abänderungen hat abbilden lassen, war eines der ersten Worte, welche er errieth, weil es in der ägyptischen Inschrift mehr als 20mal vorkommt, also häufiger als in der griechischen, indem der ägyptische Uebersetzer einigemal das Wort *Aegypten* einschaltete, wo im griechischen Original nur *βασιλεια* steht und *της Αιγυπτου* darunter verstanden wird; dieß ist z. B. gleich heym Anfang der ersten Zeile der Fall. Auch da, wo *Aegypten* im Griechischen bloß durch das Wort *χωρα* bezeichnet wird, hat die ägyptische Inschrift geradezu den Namen *Aegypten*: so liest man z. B. in der 7ten Zeile des griechischen Textes: *οι αλλοι ιερεις παντες εκ των κατα την χωραν ιερων*, was im Aegyptischen mit den Worten übersetzt ist: *die übrigen Priester der Tempel Aegyptens*. Endlich ist das Wort *Aegypten* auch noch bisweilen eingeschaltet, wo es im Griechischen für überflüssig gehalten ward. In der 9ten Zeile bey den Worten: *ανατεθεικεν εις τα ιερα αρρημας και σιτιας προσδους* etc. ist im Aegyptischen nach dem Worte *Tempel* der Name *Aegypten* eingeschaltet. Man kann also hier nicht den Einwurf machen, daß, weil dieser Name häufiger im ägyptischen Theile als im griechischen vorkommt, es nicht derselbe seyn könne.

Dieser Name, welchen *Aegypten* in der rosetischen Inschrift trägt, ist *χχιϛ*. Der erste Buchstabe, welcher in den bisher erklärten Worten nicht vorgekommen ist, ist das aspirirte K der Aegyptier, welches zugleich die Stelle der übrigen Aspirationen des coptischen Alphabeths zu vertreten scheint.

Die sanfte Aspiration (bemerkt Hr. A. in einer langen Note, deren Inhalt wir sogleich mittheilen wollen), welche im Coptischen durch den Buchstaben *hori* C angezeigt wird, ist in der Inschrift von Rosette bisweilen ganz weggelassen. Der Name Horus z. B., welcher im Coptischen  $\text{C}\alpha\text{P}\text{P}$  geschrieben wird, wie man aus den *Nominibus propriis*  $\text{C}\alpha\text{P}\text{P}$ ,  $\text{H}\text{C}\alpha\text{P}\text{P}$  [die Griechen schreiben diese Namen  $\text{H}\alpha\text{P}\text{P}$ ,  $\text{H}\alpha\text{P}\text{P}$ , S. Palladius, Nicephorus, Suidas],  $\text{C}\alpha\text{P}\text{P}\text{E}\text{S}\text{H}\text{C}$ ; u. s. w. schliessen kann, wird in der Inschrift von Rosette  $\text{O}\text{P}\text{P}$  oder  $\text{C}\alpha\text{P}$  geschrieben. „Bey dieser Gelegenheit (fährt er fort) sey es mir erlaubt, eine Vermuthung beyzufügen, die ich, so wahrscheinlich sie mir auch scheint, nicht in den Text dieses Briefes aufnehmen mochte, weil ich in demselben sorgfältig alles, was bloß Vermuthung war, weglassen wollte. Unter den langen, pomphaften Titeln, welche in der griechischen Inschrift dem Ptolemäus Epiphanes gegeben worden, befindet sich auch dieser: *εμωυ θεου διοσ*, Jupiters lebendes Bild. Der Name, welcher im Griechischen *Jupiter* bedeutet, ist im Aegyptischen mit einem Worte gegeben, welches nur aus einem einzigen Buchstaben besteht, aus demjenigen nämlich, welcher in den Worten Ptolemäus, Aëtos u. s. w. ein  $\text{U}$  oder  $\text{O}\text{X}$  vorstellte. Die Schwierigkeit war hier, das im Coptischen sich kein Appellativum von dieser Form und einer schicklichen Bedeutung findet, und das ich keine ägyptische Gottheit dieses Namens kannte. Ich glaube, das folgende Vermuthung diese Schwierigkeit löst. Die *Jupiterstadt*, oder *Diospolis (parva)* in der Thebaide, trägt in den coptischen Wörterbüchern den Namen  $\text{C}\alpha\text{U}$  oder  $\text{C}\alpha\text{O}\text{X}$ . In dem jetzt auf der Nationalbibliothek befindlichen Vaticanischen Mspt. Nr. 69., wird eines *Nomus Ho*,  $\text{H}\text{C}\alpha\text{O}\text{U}$   $\text{H}\text{C}\alpha\text{U}$  erwähnt; dies ist der *Nomus Diospolitæ* der Alten. Die meisten arabischen Schriftsteller, und mehrere neue Reisende kennen diesen Namen und d'Anville hat ihn, nach der englischen Beschreibung, *How* in seine Karte geschrieben. Nun scheint es mir aber ziemlich wahrscheinlich, das dies der Name einer in Ober-Aegypten angebeteten Gottheit war, welche dieselbe ist, die in der Inschrift  $\text{O}\text{X}$  genannt wird, das die Stadt von der wir sprechen  $\text{H}\text{C}\alpha\text{O}\text{X}$ ,  $\text{H}\text{C}\alpha\text{U}$ , die Stadt des *Ho*, oder nach der Rechtschreibung unserer Inschrift  $\text{H}\text{C}\alpha\text{U}$ , genannt wurde; das endlich die Griechen, welche so gern alles auf ihre Mythologie bezogen, den Namen dieses Gottes mit *Zede* und den Namen der Stadt mit *Diospolis* überetzten. Diejenigen, welche Liebhaber von etymologischen Vergleichen sind, werden vielleicht dieses Wort in dem *No-Amon*  $\text{H}\alpha\text{P}\text{P}$  -  $\text{H}\alpha\text{P}\text{P}$ , oder

„dem *Hamon-nö*,  $\text{H}\alpha\text{P}\text{P}$ , wieder finden; einen Namen, welcher in den Propheten vorkommt, und welcher allem Anschein nach irgend eine große Stadt von Aegypten bezeichnet, obgleich die Ausleger in der Bestimmung dieser Stadt ziemlich von einander abweichen. Die LXX. und die coptische Uebersetzung geben dieses Wort in der That mit *Diospolis* (Ezech. XXX, 16.); allein die Beschreibung, welche Nahum (III, 8.) von *No-Amon* macht, paßt sehr schlecht auf das *Diospolis* der Thebaide. Daher haben auch die Septuaginta und der coptische Uebersetzer, welcher sie slavisch dollmetst, in dieser Stelle etwas ganz anderes, als in der angeführten Stelle Ezechiels gefunden. Eine andere Stelle im *Jeremias* (XLVI, 25.) macht vollends die Sache, wenigstens sehr zweifelhaft. Was die Etymologie dieses Namens betrifft: so scheint sie so ziemlich mit der von unserm *Ho* überein zu stimmen: *No-Amon* wäre  $\text{H}\text{C}\alpha\text{U}$   $\text{A}\text{M}\text{O}\text{N}$ , *Jupiter-Ammon*; um so mehr, da das Präfixum  $\text{H}$  zu diesem Namen gezogen und mit ihm verbunden worden ist; in einem der thebaïschen Wörterbücher der Nationalbibliothek, Nr. 44., ist dieser Name sogar  $\text{A}\text{M}\text{O}$  statt  $\text{H}\text{C}\alpha\text{U}$  geschrieben. Ich weiß wohl, das Herodot, Plutarch und andere alte Schriftsteller sagen, *Jupiter* sey von den Aegyptern *Ammon* genannt worden; allein es wäre leicht möglich, das dieser letzte Namen nur ein Beyname dieser Gottheit gewesen, und das derselbe in der Folge gerade die Veranlassung war, das man den Namen selbst, welcher vor diesem epitheton hergehen sollte, weglass. So wurde z. B. *Venus* in einem Theil Aëtiens unter dem Namen *Mylytta* angebetet, obgleich dies nur ein Attribut dieser Göttin war; eben so findet man auf den *Abrahas* bisweilen das Wort *Sabaoth* als den Namen einer Gottheit, ob es gleich ursprünglich eine ganz verschiedene Bedeutung hatte.“ Das oben erwähnte K gleicht so ziemlich der Form, welche eine der drey coptischen Aspirationen das C als großer Anfangsbuchstabe in den coptischen Manuscripten des Xten Jahrh. hat, und diese Aehnlichkeit trug nicht wenig dazu bey, Hr. A. es kenntlich zu machen. Der zweyte Buchstabe ist wieder das schon öfters vorgekommene  $\mu$ ; der letzte besteht aus einem halben Zirkel, vor welchem ein oder zwey kleine etwas schiefe Striche hergehen, denn dies Wort ist auf ziemlich verschiedene Arten geschrieben, wie man aus den von Hr. A. mitgetheilten Proben sehen kann. Es ist der nämliche Buchstabe, der in dem Namen *Irene* und in dem Monogramm, welches *Fochter* bedeutet, vorkommt.  $\text{X}\text{H}\text{H}\text{S}$ , oder im thebaïschen Dialect  $\text{K}\text{H}\text{H}\text{E}$  ist der einzige Name, womit Aegypten überhaupt in den coptischen Büchern bezeichnet wird; und dies ist gerade der Name, den man in der bisher erklärten Buchstaben-Gruppe findet. Dies ist das  $\text{H}\alpha\text{P}\text{P}$ , *ter-ra Chamí*, der Hebräer (*Psalms* CV, 23. 27. CVI, 22.), das

das *Xyula* des Plutarchs (*De Iside et Osride*) und das *Ham*, welches nach *S. Hieronymus* (*Quaestio. in Genesin*, Op. t. III. ed. Maffei. „*Ham, a quo et Aegyptus usque hodie Aegyptiorum lingua Ham dicitur*“), der Name war, den die Einwohner Aegyptens diesem Lande zu seiner Zeit gaben.

(Der Beschlufs folgt.)

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Oekonomisch-juristische Grundsätze von der Verwaltung des Domainenwesens in den preussischen Staaten*. Mit Bezug auf die Kurmark- und Südpfeussischen Provinzial-Verfassung dargestellt von *J. D. Nicolai*, königl. Kriegs- und Domainen-Rath. 1802. *Erster Theil*. 272 S. *Zweyter Th.* 236 S. 8. Nebst Tabellen. (2 Rthlr. 12 gr.)

Schon längst erwartete man, daß der Vf. des bereits vergriffenen Werks: *Juristisch-ökonomische Grundsätze von Generalverpachtung der Domainen*, eine neue Ausgabe liefern würde. Seine Geschäfte haben ihm indessen nicht verkannt, dieser Erwartung zu genügen. Dagegen hat Hr. Nicolai, jetzt Cammer-Director zu Kalisch, die Mühe übernommen. Indessen kann man gegenwärtiges Buch nicht bloß als eine neue Ausgabe des vergriffenen, sondern vielmehr als ein ganz neues Werk ansehen, das den nämlichen Gegenstand, jedoch viel ausführlicher, und mit Rücksicht auf die südpreussische Domainen-Verfassung behandelt. Nachdem der Vf. ganz kurz den Ursprung und die gesetzlichen Vorrechte der Domainen abgehandelt, liefert er eine förmliche Encyclopädie der Landwirthschaft, die allein 216 Seiten einnimmt. Da der Hauptzweck dieses Buchs die Belehrung der angehenden Cameralisten und Cammer-Referendarien seyn soll: so ist nicht zu leugnen, daß das Anführen der Rescripte und Edicte über die verschiedenen landwirthschaftlichen Gegenstände zweckmäÙig sey, indem es mit den Hauptgrundsätzen der preussischen Cameral-Verfassung bekannt macht, und das Nachschlagen der Acten erleichtert. Ob aber übrigens die ganze Beschreibung der landwirthschaftlichen Verrichtungen, und der Viehzucht, an ihrer Stelle sey, ist eine andere Frage. Wenn man voraussetzen darf, daß der angehende Cameralist schon praktische landwirthschaftliche Kenntnisse besitzt: so wird er in dieser Encyclopädie nur das finden, was ihm, so wie dem gewöhnlichen Landwirthe, bereits bekannt ist; ist ihm aber der Gegenstand noch ganz neu: so wird er aus dieser Beschreibung, die jeden Punkt nur kurz berührt, wenig lernen. Er wird z. B. einige Mittel

zur Heilung der Raude und zur Abwendung des Drebens der Schafe finden (S. 125.), was aber das Uebel sey, wird er nicht erfahren. Uebrigens ist der Vf. offenbar gegen die Koppelwirthschaft eingenommen, und scheint von ihren Vorzügen sich nicht haben überzeugen wollen. Den Beschlufs des ersten Bandes macht die Abtheilung von der Verwaltung und von der verschiedenen Benutzungsart der Domainen. — Der zweyte Theil betrifft die Pacht-Anschläge, und die dabey angenommenen Grundsätze, den Gang des Pachtgeschäfts, und die Form der Contracte, die Remissionen, die Uebergabe der Pachtstücke, und endlich die Pflichten und die Gerechtfame der Domainen-Beamten. Dieser Theil ist für den angehenden Cameralisten in der That lehrreich, und gewinnt noch an Interesse durch den Ueberblick, den er über die Verfahrungsart in Südpfeussen gewährt, und durch die vielen angehängten Tabellen.

Bey einem zur Belehrung bestimmten Werke, hätte der Vf. darauf sehen sollen, Unrichtigkeiten zu vermeiden, als z. B. S. 9. „eine magdeburgische „Hufe enthält 180 Quadratruthen“ statt zu sagen: enthält 30 Morgen, jeder zu 180 Quadratruthen (S. 90.) „daß die Holzkäufer ohne Holz gekauft zu haben, kein Holz erhalten sollen,“ statt: ohne Torf. — Auch ist der Stil oft schleppend und dunkel, die Perioden voller Einschaltungen und mit fremden Wörtern überhäuft, die auch im Geschäftsstil ohne Affectation füglich durch deutsche Worte ersetzt werden können, wie z. B. einen Monat accordiren, statt bewilligen. Folgende Periode mag zum Belege dieser Behauptungen dienen. (2. Th. S. 13.) „Auf eine „oder die andere Art muß nur jede einzelne Prästation jedes einzelnen Wirths consistiren, weil auf „die Informations-Protocolle und Prästations-Tabellen in den Geschäften häufig recurriert wird, und „wenn man nicht separirt hätte, Verdunkelungen „und Misverständnisse zu beforgen ständen.“

DRESDEN, in Comm. b. Gerlach: *Merkwürdige Gewächse der Obersächsischen Flora, nebst Bemerkungen über ihren Nutzen in der Oekonomie, Technologie und Arzneykunde*, von C. G. Erdmann (bloß geschriebener Text zu aufgetrockneten Pflanzen). XIII—XXII Heft (in jedem Heft 15 Arten. (8 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 38.)

BERLIN, b. Schöne: *Leben und Schwänke verlegirter Studenten*. Ein Spiegel menschlicher Leidenschaften. *Sechstes Bäch.* 1803. 314 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 355.)



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den II. December 1802.

## GESCHICHTE.

STRASBURG u. PARIS, b. Treuttel u. Würz: *Lettre sur l'inscription Egyptienne de Rosette, adressée au C<sup>en</sup>. Silvestre de Sacy, etc. par J. D. Akerblad, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. A. geht hierauf zur Analyse einer Buchstaben-Gruppe über, welche bisweilen in der Inschrift vor dem Worte Chemi hergeht. Sie ist unter Nr. II. der ersten Kupfertafel abgebildet. Hr. S. de Sacy hatte sie unter Nr. 8. seiner zweyten Kupfertafel abbilden lassen, und den Namen Osiris darin zu erkennen geglaubt. Hr. A. bemerkt gegen Hr. Sacy's Meynung, dass der Name Osiris nur dreymal in der griechischen Inschrift vorkommt; und dass diese Buchstaben-Gruppe hingegen mehr als zwanzigmal im Aegyptischen findet, und zwar meistens ohne mit den Buchstaben verbunden zu seyn, welche Hr. Sacy für den Namen Isis hält. Dies würde, wie Hr. S. de Sacy auch angenommen hat, eine sehr große Verschiedenheit zwischen den zwey Inschriften voraussetzen. Hr. A. versichert hingegen, dass nach allem dem, was er bisher von diesem Monument entziffern konnte, einige unbedeutende Varianten abgerechnet, die ägyptische Uebersetzung sehr treu den griechischen Text wieder giebt.

Die Analyse dieser Buchstaben-Gruppe giebt Hr. A. das Wort ΠΣΕΡΦΗΘΟΣ; dieses Wort, welches im Coptischen die Tempel bedeutet, ist der Pluralis von ΕΡΦΕΣ, welches ebenfalls in dieser Inschrift vorkommt. In dem thebaïschen Dialect wird dieses Wort ΕΡΠΕ und ΠΠΕ geschrieben; die Araber drücken eines dieser Worte durch ihr *berbi* aus, (indem sie den coptischen Artikel hinzufügen), als mit welchem Namen sie die prächtigen Ruinen der alten Tempel Aegyptens bezeichnen.

In Ansehung der Buchstaben-Gruppe, welche Hr. S. de Sacy für den Namen Isis hält, ist Hr. A. auch verschiedener Meynung mit ihm. Der Name Isis kommt in der griechischen Inschrift nur zweymal, und die gedachte Buchstaben-Gruppe zwölfmal in der ägyptischen Inschrift vor, und immer an Stellen, wo sie den im Griechischen befindlichen Worten *πληθος, πολλοι, και πολλοι*, oder etwas ähnlichem zu entsprechen scheint. Gerade dies ist die Bedeutung des coptischen Wortes *ΑΩΑΣ*, eines Substantiv's, wel-

ches ursprünglich *πληθος* bedeutete, und in der Folge als Adjectiv genommen wurde. Die Analyse der einzelnen Buchstaben giebt ebenfalls das obige noch im Coptischen existirende Wort.

In der Folge des Briefs beschäftigt sich Hr. A. mit der Bestimmung einiger Buchstaben, die bloß dem coptischen Alphabeth eigen sind, und welche er in mehreren zum Theil noch nicht ganz von ihm entzifferten Worten zu finden glaubt, die er einstellweilen unter Nr. 13. u. ff. hat abbilden lassen.

Zu Ende der Inschrift, wo es im griechischen Decret heisst, es solle in dreyerley Charakteren, in heiligen, gewöhnlichen und griechischen eingegraben werden, kommt, für diesen letztern Ausdruck, eine Buchstaben-Gruppe vor, die Hr. A. unter Nr. 16. abgebildet hat. Die einzelnen Buchstaben sind alle schon in den vorher erklärten Worten vorgekommen, und bilden ganz genau das coptische Wort *ΟΘΕΣΣΩ*, ein Adjectivum, welches Griechisch bedeutet, und welches einer Wurzel angehört, die in allen orientalischen Sprachen dieselbe Bedeutung hat. Vor diesem Worte geht eine Sylbe her, welche Hr. A. *ΑΕΤ* ausspricht, und welche mit dem obigen Worte verbunden, ein Adverbium daraus macht, welches dem griechischen *ελληνιστι*, (in griechischer Sprache) entspricht, eine Form, die sich oft in den coptischen Büchern findet.

Außer den ägyptischen Worten, welche Hr. A. in einem der coptischen Dialecte fand, enthält dieses Monument noch eine Menge anderer, welche Hr. A. zwar entziffert hat, für welche er aber kein Analogum im Coptischen gefunden hat. „Hierüber werden sich diejenigen nicht wundern, (setzt er hinzu) welche es wissen, wie beschränkt die Gegenstände sind, von denen die coptischen Bücher, welche wir besitzen, handeln: sie bestehen in lauter Uebersetzungen der Bibel, Liturgien, Homilien, Martyrologien, Kirchenliedern u. s. w. deren demüthiger und gemeiner Stil nothwendig von der erhabenen Sprache eines Decrets verschieden seyn muss, welches im Namen der Priesterchaft von ganz Aegypten abgefasst wurde, und bestimmt war, das Andenken an die Heldthaten und Wohlthaten eines ihrer Könige zu erhalten. Eine Menge griechischer Ausdrücke übrigens, welche besonders seit der Einführung des Christenthums in die coptische Sprache aufgenommen worden, haben nach und nach die ägyptischen Worte, an deren Stelle sie getreten, in Vergessenheit gebracht. Die Copten bedienen sich z. B. griechischer Worte, um die Begriffe Gesetz, Bild u. s. w. auszudrücken,

drücken, und die eigentlichen coptischen Ausdrücke sind ganz aus dieser Sprache verschwunden. Diese Ausdrücke und andere, welche in dem neuern Idiom ebenfalls unbekannt sind, finden sich in der Inschrift von Rosette, welche hin und wieder Ausdrücke enthält, die von der Hoffsprache der Ptolemäer entlehnt sind, und welche die Copten in der übrigen nicht beybehalten zu haben scheinen, für welche sie aber in ihrer eigenen Sprache Worte haben, welche diese Begriffe sehr gut ausdrücken. Bedenkt man hierbey noch, daß zwischen der Verferrigung dieser Inschrift und den ältesten coptischen Werken, die wir besitzen, mehrere Jahrhunderte verlossen sind, und daß in diesem Zeitraum die Sprache sich nothwendig verändert haben muß, so wird man sich nicht mehr über die Verschiedenheiten zwischen der Sprache der Inschrift und der coptischen Sprache wundern.“

„Nach diesen durch unsere Inschrift gerechtfertigten Bemerkungen darf man sich wundern, daß La Croze, Jablonsky und andere Gelehrte, welche nur einen Theil der coptischen Werke kannten, die wir heut zu Tage besitzen, sich haben einfallen lassen können, mit so schwachen Hülfsmitteln alle Namen der ägyptischen Gottheiten, aus dem jetzigen Aegyptischen abzuleiten; daher findet sich auch nicht eine einzige von den Etymologien, welche sie von den Namen der in der Rosettischen Inschrift erwähnten Gottheiten vorgebracht haben, durch dieses Monument bestätigt. Die Pariser National-Bibliothek besitzt eine große Anzahl coptischer Manuscripte, wovon die alten zum sogenannten *ancien fond*, oder dem schon seit vielen Jahren und vor der Revolution hier befindlichen Vorrath gehören, die andern aus Rom hierher gebracht worden sind. Diese letztern waren bisher in der fast unzugänglichen Vaticanischen Bibliothek vergraben; daher sind auch die meisten dieser Manuscripte den Gelehrten bisher unbekannt geblieben. *Zu Paris sind die literarischen Schätze für jedermann offen*; und die wirklich bewundernswürdige Humanität der über dieselben gesetzten Gelehrten, ist für die Literatoren gleichsam eine Einladung dieselben zu benutzen. Den vorigen Winter habe ich aus den coptischen Handschriften alles dasjenige ausgezogen, was auf die Geographie und bürgerliche Geschichte Aegyptens Bezug hat. Ich habe mein Exemplar des La Croze'schen Wörterbuchs, mit einer großen Anzahl darin fehlender Wörter bereichert; ich habe die erste Anlage zu einem Thebaischen Lexicon gemacht, welches schon über 2000 Artikel enthält: dem ungeachtet finde ich sehr oft ägyptische Worte, deren Bedeutung theils durch die Analogie der griechischen Inschrift, theils durch die Construction bestimmt wird, und welche sich nicht in meinen Sammlungen befinden. Die Inschrift von Rosette ist indessen nur um einige Jahrhunderte älter, als die ältesten in coptischer Sprache geschriebenen Werke, z. B. als die Psalmenübersetzung; man darf sich also um desto weniger schmeicheln, in unserer kirchlichen coptischen Sprache, die

Etymologien dieser Namen der ägyptischen Gottheiten aufzufinden, deren Alter sich in den entferntesten Zeiten der Mythen-Welt verliert, da der Ursprung der Namen von den griechischen und römischen Gottheiten uns kaum bekannt ist, ungeachtet der großen Menge der, in Vergleich mit den coptischen, sehr alten Schriftsteller, welche uns in beiden Sprachen übrig geblieben sind.“

Hr. S. de Sacy hatte S. 43. seines Briefs die Meynung geäußert, der Stil der ägyptischen Inschrift sey weniger hochtrabend, als der in der griechischen Steinschrift, weil in jener an mehreren Orten zwischen dem Namen Ptolemäus Epiphanes, und dem seiner Aeltern weniger Platz eingenommen wird, als in dieser letztern. Hierauf bemerkt Hr. A., daß die ägyptischen Worte oft viel kürzer sind, als die griechischen. So werden z. B. in der von Hr. S. de Sacy angeführten Stelle die griechischen Worte *πατριάρχης του Θεου*, mit einem einzigen Worte von sechs Buchstaben ausgedrückt, welches das nämliche bedeutet.

„In Ansehung des diesem Briefe angehängten Alphabets, (fährt Hr. A. in der Folge fort) habe ich nur ein Wort zu sagen. Im allgemeinen gleicht es keinem mir bekannt gewordenen, ob ich gleich nicht läugne, daß man einzelne Buchstaben darin finde, welche mit gewissen Buchstaben des Phöniciſchen und Syrischen, vielleicht sogar mit dem Zend einige Aehnlichkeit haben. Ich überlasse es indessen jedem dieselbe selbst aufzufuchen. — Was die Vocalen betrifft, wovon uns die Alten (f. *Demetrius, περί ἑρμηνείας*. S. 71.) berichten, das ägyptische Alphabet habe deren sieben gehabt: so glaubte ich Anfangs, man könne sie in den sieben Classen der ethiopischen Vocalen finden, . . . . . allein ich fand Schwierigkeiten, welche mich von dieser Idee abbrachten. . . . Ich gebe dieses Alphabet, besonders was die Vocalen betrifft, mehr für einen ersten Versuch, als für das letzte Resultat meiner Untersuchungen, die ich noch bey weitem nicht geendigt habe.“

„Es wäre überflüssig, hier das wenige anzuführen, was die Alten uns über die alphabetische Schrift der Aegypter berichten: Hr. Zoëga hat in seinem Werke *de origine et usu obeliscorum* diese Materie erschöpft, und Sie selbst haben, so weit es der Plan ihres Briefs an den Minister Chaptal erlaubte, die vorzüglichsten Stellen der Alten auf eine sehr befriedigende Art erläutert. Erlauben Sie mir indessen noch hierüber einige Bemerkungen. Ich bin ganz mit Ihnen darüber einig, daß Herodot's Ausdruck *ἑρμηνεύειν ἢ γράμματα* auf die Charaktere unserer Inschrift anzuwenden seyen, welche in dieser letztern durch die etwa gleichbedeutenden Worte *ἐγκρίματα* γράμματα bezeichnet werden: allein wir sind wesentlich von einander verschieden, in Ansehung der Erklärung der berühmten Stelle aus dem Clemens von Alexandrien (*Strom. V. 4.*) welcher schon so vielerley Meynungen veranlaßt hat. Es scheint mir äußerst wahrscheinlich, daß seine hieratische Schrift nichts anders

ders ist, als diejenige, in welcher unsere Inschrift abgefaßt ist, weil Clemens ausdrücklich sagt, daß es die Schrift gewesen, deren sich die *Hierogrammaten* oder heiligen Schreiber bedienten, und eben diese heiligen Schreiber sehr deutlich in unserer Inschrift, als zur ägyptischen Priesterchaft gehörig, welche das Decret gab, angegeben werden. Was ist also natürlicher, als zu glauben, sie haben es in denjenigen Schriftzügen gefertigt, welche die Alten ihnen zuschrieben, und in welchen wenigstens ein Theil ihrer heiligen Bücher geschrieben war? Dieß erhält aus einer andern Stelle des nämlichen Clemens, wo er unter den hieratischen Büchern zuerst dasjenige nennt, welches die Hymnen zum Lobe der Götter enthielt. Diese Hymnen mußten nothwendigerweise mit alphabetischen Buchstaben geschrieben seyn, weil die Hieroglyphen die Dichtersprache, wo die feinen Wendungen und Bedeutungen der Sprache und Worte so wichtig sind, nur auf eine sehr unvollkommene Art hätten ausdrücken können. Es scheint daher sehr wahrscheinlich, daß die Hierogrammaten, theils zum Abschreiben ihrer heiligen Bücher, theils zur Ausfertigung der von dem Priestercollegium (zu welchem diese Schreiber gehörten) erlassenen Decrete, sich desjenigen Schriftcharakters bedienten, welchen Clemens Alexandrinus den Hieratischen nennt. Was die Briefschrift anbelangt, von welcher der nämliche Vf. spricht: so ist sie wahrscheinlich eine, mit manchen Abänderungen von der hieratischen oder *Bücher-Schrift*, abgeleitete, *Cursiv-Schrift* gewesen. Dieß war der Gang, welchen die Schreibekunst bey allen Völkern befolgt hat. Nimmt man diese Erklärung von Clemens Stelle an, welcher der einzige Schriftsteller ist, der, nebst Porphyrius, von einer dreysachen Schrift der Aegyptier spricht, so lassen sich diese Schriftsteller sehr leicht mit Herodotus und Diodorus vereinigen, welche nur von zweyerley Schrift, der hieroglyphischen und der gewöhnlichen oder alphabetischen Schrift sprechen. Diese letztere nennt Clemens die hieratische; weil die Hierogrammaten sich derselben bedienten; und die davon abgeleitete Cursivschrift, ist der von ihm Briefschrift genannte Charakter. Diese Cursivschrift dürfte wohl diejenige seyn, welche wir auf den Mambien-Bandeletten, und auf den Papyrus Rollen finden, welche offenbar eine Abänderung der Schriftzüge unsers Monuments ist. Ich erkenne in derselben mehrere Buchstaben, welche sich in unserer Inschrift finden; und wenn ich bisher noch kein ganzes Wort habe entdecken können, wodurch diese Uebereinstimmung außer allen Zweifel gesetzt würde: so ist die Ursache bloß darin zu suchen, weil ich noch keine Gelegenheit hatte, hierüber ungestörte Untersuchungen anzustellen. Uebrigens sind die Fragmente, welche wir bisher gehabt haben, zu klein und zu übel zugerichtet, als daß man sich von einer solchen Arbeit vielen Erfolg versprechen dürfte. Die ägyptische Expedition hat unsere Sammlungen dieser Art beträchtlich vermehrt. Ausser mehreren Stücken von epigraphi-

scher Schrift, welche in B. *Demou* eben so interessantem als kostbar ausgeführtem Werke bekannt gemacht worden sind, hat der erste Consul die größte und von allen die ich kenne am besten (wenigstens in einigen Theilen) erhaltene Papyrusrolle mit solcher Schrift ganz kürzlich dem Antiken-Cabinet der National-Bibliothek verehrt; und ich zweifle nicht, der gelehrte und uner müdliche B. *Mittin*, dem die Alterthumskunde schon so viel verdankt, werde uns bald dieses interessante Monument mittheilen. (man macht bereits Anstalten, diese Papyrus-Rolle treu zu copiren; Hr. *Akerblad* wird sich mit der Erklärung derselben sodann beschäftigen, und das Resultat seiner Untersuchungen dürfte wohl nebst der in Kupfer gestochenen Schrift, [Denon liefs bloß das Gemälde in Kupfer stechen] in dem Magazin Encycl. der gelehrten Welt mitgetheilt werden) was ohne Zweifel viel dazu beytragen wird, die Meynung der Gelehrten hierüber zu bestimmen.“

„Erlauben Sie mir, ehe ich diesen Brief endige, zu bemerken, wie wichtig eine weitere Entzifferung der ägyptischen Inschrift sey, um die Stellen der griechischen Inschrift, welche verflümmelt sind, wieder herzustellen. Mehrere dieser Lücken sind in der That leicht auszufüllen; allein bey andern ist dieß wohl ohne Hülfe des Aegyptischen nicht möglich; von dieser Art ist z. B. die auf der 46ten Zeile, wo ein Datum fehlt, welches man wahrscheinlich nirgends anders finden wird. Ich habe die Stelle, welche der angezeigten im Aegyptischen entspricht, nicht entziffern können, da sie in dem mir anvertrauten Abdruck zu sehr verwischt war: wenn es mir indessen gelingen sollte, einen Gipsabguss davon zu erhalten, so zweifelte ich nicht daran, diese Lücke zu ergänzen. Dieß konnte um so leichter geschehen, da zu Paris ein Moule dieses Monuments existirt. Die letzte Zeile des Griechischen ist in demselben Falle, und kann wohl ohne Hülfe des Aegyptischen nicht ergänzt werden. Diese Ergänzung habe ich die Ehre Ihnen hier mitzutheilen. In der letzten Zeile der griechischen Inschrift liest man: dieses Decret sey auf einem harten Stein mit heiligen, gewöhnlichen und griechischen Buchstaben eingegraben worden, und man habe denselben aufgestellt, in jedem der ersten und zweyten. . . . στερεου λιθου τοις τε ιεροις και ευχαριστοις και ελληνικοις γραμματαις και στασαι εν ευχαριστω των τε πρωτων και δευτερ. . . . Hier beginnt die Lücke, welche in der Voraussetzung, die Linie sey ganz ausgeschrieben gewesen, etwa den Raum von 50 Buchstaben beträgt. Diese Lücke fülle ich der ägyptischen Inschrift zufolge, auf diese Art aus: και δευτερων και τριτων ιερων εν οις ιδρυεται η ειρων του Θεου βασιλευσ ακωνοβιου, diese Inschrift soll nämlich in jedem Tempel der ersten, zweyten und dritten Ordnung aufgestellt werden, wo man die Bildsäule des Königs aufrichten würde. Hier findet sich aber die Schwierigkeit, daß diese Phrase um einige Buchstaben, für den übrigen Raum, zu lang ist. Vielleicht stand in der Inschrift εστω statt ιδρυεται, obgleich das ägyptische Wort, welches die-

sem letzten Verbum vollkommen entspricht, sich sehr ausdrücklich in der Inschrift befindet. Vielleicht stand auch im griechischen Decret ein gleichbedeutender aber kürzerer Ausdruck; z. B. *του Θεου επι-Θαυου*, statt der drey letztern im ägyptischen befindlichen Worte. Wie dem nun auch seyn mag, so scheint mir der Sinn derjenige gewesen zu seyn, welchen die von mir vorgeschlagene Ergänzung darbietet.“

„Merkwürdig ist es allerdings, das diese Ergänzung, was wenigstens die drey Tempelordnungen betrifft, durch den hieroglyphischen Theil der Inschrift, den ich bis jetzt bloß sehr oberflächlich habe untersuchen können, bestätigt wird. Am Ende der letzten Zeile sieht man hier nämlich drey horizontal-liegende hieroglyphische Figuren, welche unterhalb von der Rechten zur Linken mit I, II, III, bezeichnet sind. Ich überlasse es übrigens den Gelehrten, welche sich mit der Erläuterung des griechischen Theils dieser Inschrift beschäftigen, uns über diese drey Ordnungen der Tempel eines nähern zu belehren.“

Die Antwort des Hn. *Silvestre de Sacy*, welche diesem Briefe angehängt ist, enthält fünf Seiten; er wünscht dem Vf. zu seiner scharfsinnigen Erklärung, der er in vielen Stücken Beyfall giebt, Glück, gesteht aber, das ihm noch einige Zweifel in Ansehung verschiedener Erklärungen des Hn. *A.*, und namentlich die des Wortes Alexander, übrig bleiben. Er hofft, das es bey fortgesetzter Untersuchung Hn. *A.* gelingen werde, die ganze Inschrift zu entziffern, da seine große Bekanntschaft mit der coptischen Sprache ihm diese Arbeit leichter, als jedem andern macht.

### OEKONOMIE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Ueber Sturmshäden in Gebirgsforsten, ihre Ursachen, und die Mittel zu ihrer Verminderung.* Von

*Wilhelm von Wedell*, Königl. Preussischen Kriegs- und Domänen- auch Forstrath bey der . . . Kammer zu Plock. 1802. 75 S. 8. Mit einer Karte. (1 Rthlr.)

In gedrängter Kürze werden in dieser Schrift, die eben deshalb bloß für die Chefs des Forstwesens bestimmt ist, weil man von diesen nur die hier vorausgesetzten Lehren der Naturkunde, Geometrie und Trigonometrie mit Recht erwarten kann, (ob sie gleich gewiß auch zu unsern Zeiten manchen fehlen), die Sturmverwüthungen und ihre Folgen, die Theorie von der Kraft, Bewegung und Richtung des Sturms, die Erfahrungsgrundsätze über die Kraft und Bewegung des Sturms in deutschen Gebirgsforsten, die allgemeinen Mittel zur Abwendung der Sturmgefahr, weiter die Mittel zur zweckmäßigen Einrichtung des Gebirgsforsthaushaltes, namentlich die Vermessung, Zeichnung der Karten, Veranschlagung, Flächeneintheilung und Bewirthschaftungsplan, specielle Darstellung einer nach dem vorgetragenen Lehrsätzen eingetheilten Gebirgsforst, und dann die Administration derselben angegeben und gelehrt. Eines Auszugs ist sie wegen ihrer Gedrängtheit nicht fähig, allein schon diese Inhaltsanzeige wird den lehrbegierigen Forstmann auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam, und einer weitern Empfehlung von Rec. Seite überflüssig machen. — Die Flächeneintheilung eines Gebirgsforstes *en gros* und *en detail* oder der abzuholzenden Forstörter und der jährlichen Schläge ist meist neu, zweckmäßig und daher nachahmungswerth. — Bey der Warzelwaldung S. 67. ist die Annahme bey 45 jährigem Umtrieb à 25 Klaft. pro Acker nach Rec. Erfahrung zu groß, und *caeteris paribus* hat die Baumwaldung vor derselben in Qualität und Quantität des Holzes den Vorzug.

LEIPZIG, in d. v. Kleefeldschen Buchh.: *Kabalen des Schicksals.* 4tes Bändch. 1801. 216 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 333.)

### KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Offenbach, b. Brede: *Resultat der Reichsfriedens-Unterhandlungen zu Raftadt in Verbindung mit dem neueren Frieden von Lüneville.* 1801. 85 S. 8. Eine Druckschrift, welche, selbst bey den jetzigen Entschädigungsverhandlungen zu Regensburg, von praktischem Werth ist, wenn gleich zwey Hauptpunkte derselben, die Schulden und die Geistlicher-Dependances daselbst reguliret worden, auch die französischen *Emigrations-Gesetze* jetzt nicht mehr so häufig zum Nachtheil von Deutschland angewendet werden. Denn vorzüglich beschäftigt sich der ungenannte Vf. (welcher, nach gedruckten Nachrichten, der Reichsritterchaft-

liche Consulent Hr. *Istein* zu Achaffenburg ist,) mit der *Rheingränze*. Noch immer bleiben dabey, außer den zu schließenden Commertractaten, noch viele nachbarliche Punkte unerledigt, z. B. die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten wegen der Brücken, der Festungswerke, der Schifffahrt, des Leinpfads und der Zölle. Die Abschaffung der letztern ist und bleibt ein Gaukelspiel, so lange die französischen *Douänen* und die Stapelgerechtigkeit der Städte Mainz und Cölln, ungeachtet des Antrags der Deputation, noch nicht aufgehoben sind.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. December 1802.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

LEMGO, in d. Meyerfch. Buchh.: *Jac. Tob. Werners*, ausübenden Rechtsgelehrten, u. f. w. *Feststellung der Rechtsgrundsätze vom Jure postliminii der deutschen Auswanderer*, besonders in Beziehung auf die Erörterung der Frage: „Können „deutsche Ausgewanderte, deren zurückgelassenes Vermögen vom Eigener veräußert worden, dasselbe, nach erfolgter Heimkehr von „den neuen Ankäufern, ohne diesen ihren ausgelegten Kauffchilling wieder zu ersetzen, zurückfordern?“ — Ein Beytrag zur Lehre von Ausgleichung der Schäden des gegenwärtigen französischen Kriegs, und zum Gebrauch für Rechtslehrer, Richter, Sachwalter und jeden nachdenkenden Geschäftsmann abgefaßt, 1801. 152 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. versucht es, in einer Materie, wo die Grundsätze des natürlichen und des sogenannten positiven Völkerrechts, die des römischen Rechts und die Ansprüche der natürlichen Billigkeit einander durchkreuzen, allgemeingültige Principien festzusetzen. Er gesteht den Ausgewanderten die uneingeschränkte Befugniß zu, ihr verlorne Eigenthum nach erfolgter Rückkehr ins Vaterland von den neuen Besitzern zurückzufordern, weil nach dem bekannten Rechtsfatze: *resoluto jure dantis resolvitur jus accipientis*, mit der Wiedereroberung oder der Friedensschlußmäßigen Zurückgabe des Landes die Rechte der letztern aufhören. Hier weicht der Vf. von den angenommenen positiven Rechtsprincipien darin ab, daß er zwischen beweglichen und unbeweglichen Gütern keinen Unterschied macht. In der Natur der Sache liegt freylich dieser Unterschied nicht. Diefes dürfte vielleicht auf eine andere Unterscheidung hinweisen, und das Zurückforderungsrecht auf diejenigen der vom Feinde veräußerten Güter beschränken, die derselbe weder mit sich fortführen, noch zerstören konnte, wiewohl freylich auch dies keinen rechtlichen Unterschied begründen möchte, wenn man auch dem Eroberer mit dem Vf. ein wirkliches, auf alles Vermögen des eroberten Landes sich erstreckendes, wenn gleich nur temporäres Eigenthum zuschreibt, statt daß ihm bloß das Recht zugestanden werden kann, sich des Eigenthums auch einzelner Bürger im Staate zu bemächtigen, insofern er es zur Schwächung der feindlichen und zur Vermehrung der eigenen Streitkräfte nothwendig findet. Ganz übereinstimmend mit dem Grundsätze, A. L. Z. 1802. *Vierter Band,*

daß das Eigenthum, welches während des feindlichen Besitzes ruhe, nach der Wiedereroberung wieder *ipso jure* in seine volle Wirkksamkeit eintrete, behauptet der Vf. Kap. II., daß der Eigenthümer nach der Strenge des Rechts nicht schuldig sey, dem neuen Besitzer das Kaufgeld zu vergüten, wenn dieser gleich zum Ankauf der Güter *gezwungen* worden seyn sollte; wobey übrigens die Erörterung der Frage: ob dem neuen Besitzer nicht die *actio quod metus causa* gegen den Eigenthümer zustehe, ziemlich überflüssig war. Ob indessen der Vf. dem gezwungenen Besitzer auf dem Wege einer sogenannten natürlichen Billigkeit nicht zuviel einräume, ist eine andere Frage. Es scheint zwar, daß man dem Vf. ohne Bedenken beystimmen könne, wenn er demselben nur dann Anspruch auf Wiedererstattung des Kaufgelds zugestehet, wenn er durch unentgeltliche Herausgabe einen wahren und unverdienten Schaden leidet, während der ehemalige Eigenthümer dadurch bereichert wird. Allein nach S. 61 würde dieser in jedem Falle deswegen reicher werden, weil er etwas erhalte, was nach Völkerrechtsgrundsätzen ganz aufgehört hatte, sein Eigenthum — während der Suspension desselben — zu seyn. Wie übrigens unter dieser freylich nicht ganz consequenten Voraussetzung nach §. 49. dem Besitzer noch der Beweis, daß der vorige Eigenthümer durch die unentgeltliche Zurücknahme seines Eigenthums bereichert werde, zugemuthet werden könne, sehen wir nicht ein. Bey einer *freywilligen* Erwerbung erhält der Besitzer nach §. 39—42 das Kaufgeld nur dann zurück, wenn er entweder eigentlicher *negotiorum gestor* war, oder wenigstens den Nutzen des vorigen Eigenthümers beförderte. Im letztern Falle würde wohl keine *actio negotiorum gestorum utilis*, sondern bloß eine *actio in factum* insofern statfinden, als der Eigenthümer reicher geworden ist. Hierher rechnen wir auch den Fall, wenn die Sache ohne den Ankauf des neuen Besitzers für den Eigenthümer auf immer verloren gewesen wäre, oder wenn ihre Herbeyschaffung einen dem Kaufgeld gleich kommenden Aufwand verursacht haben würde. Bey den Fragen über die Erstattung der Kosten und die Abtretung der Nutzungen, die den Gegenstand des fünften und sechsten Kapitels ausmachen, bringt der Vf. die hier einschlagenden Grundsätze des römischen Rechts zur Anwendung, wobey wir aber bestimmte Kriterien, durch die sich der redliche von dem unredlichen Besitzer unterscheiden ließe, vermiffen. Was dießfalls S. 79 und 81 bemerkt wird, ist, wie selbst die beygefügen Beispiele

spiele zu erkennen geben, allzuschwankend. Wegen des Kaufgelds und der übrigen Unkosten trägt der Vf. Bedenken, dem neuen Besitzer mit Leyfer ein stillschweigendes Pfandrecht in dem Falle einzuräumen, wenn eine *versio in rem* vorhanden ist, wohl aber gesteht er ihm in diesem Falle das Zurückbehaltungsrecht zu. Im 9ten Kapitel, das „von den Klagen zwischen dem neuen Besitzer und dem vorigen Gutseigenthümer in Betreff ihrer wechselseitigen Rechte und Pflichten“ handelt, scheint der Vf. dem Eigenthümer kein possessorisches Rechtsmittel zuzugestehen. Der Spolienklage, meynt er, könne sich dieser deswegen nicht bedienen, weil der Eroberer als solcher im eroberten Lande kein Spolium begehen könne. Unter den petitorischen Klagen führt er neben der Reivindication eine sogenannte *condictio ex L. 5. §. 1. und L. 22. §. 1. D. de capt. et postum.* auf. Letztere hält er für vortheilhafter, weil die Reivindication sich auf körperliche Sachen einschränke, *universitates juris* ausschliesse, und den strengsten petitorischen Beweis des Eigenthums voraussetze, während bey der letztern der Eigenthümer nur zu beweisen brauche, „dass er die Sache vor der Eroberung ohne Widerspruch besessen, genossen, auch Eigenthumsrechte daran ausgeübt, und mithin von jedermann aufs wenigste für den rechtmässigen Besitzer oder gar für den wahren Eigenthümer anerkannt worden sey, und bey seinem Gesetz oder Eigenthum gesetzlichen Schutz erhalten habe.“ Der Publicianischen Klage, bey der ein Theil seiner Inconvenienzen wegfällt, ist nicht erwähnt. In dem 10. Kap. „Ueber die Rechtsverhältnisse des vorigen Eigenthümers und des neuen Besitzers gegen einander im Concurs“ und im elften: „von der Verjährung der gegenseitigen Rechte des vorigen Eigenthümers und neuen Erwerbers“ sind die Fragen nach den verschiedenen Rücksichten, die dabey eintreten, gut auseinandergesetzt, und richtig beantwortet.

### ERDBESCHREIBUNG.

ULM, im Verlag d. Stettin. Buchh.: *Geographisches, statistisch-topographisches Lexikon von Obersachsen und der Ober- und Nieder-Lausitz, oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im Oberländischen Kreise und der Lausitz befindlichen Städte, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, 1 erkwünder Gegend u. s. w. mit genauer Anzeige von deren Ursprung, ehemaligen und jetzigen Besitzern, Lage, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufacturen, Fabriken, Viehstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, vornehmsten Merkwürdigkeiten etc. Erster Band. 1800. 774 S. Zweyter Band. 1801. 811 S. Dritter Band. 1802. 752 S. (6 Rthlr.)*

Dieses geographische Werk hat seine Erscheinung dem Beyfall zu verdanken, womit ähnliche, in eben

dieser Buchhandlung herausgekommene schriftstellerische Unternehmungen, z. B. über Bayern, Schwaben, Franken etc. vom Publikum aufgenommen wurden. Wir sind zwar weit entfernt, dergleichen geographischen Wörterbüchern, in Hinsicht des Nutzens den sie beym Nachschlagen gewähren, den Werth abzusprechen; wir sollten aber doch glauben, dass ein mit gleicher Ausführlichkeit systematisch bearbeitetes geographisches Handbuch vom oberländischen Kreise, wobey die politische Eintheilung der Länder, Aemter und Gerichtsbezirke berücksichtigt würde, einen weit grössern Vorzug verdienen dürfte, als die bisher in alphabetischer Ordnung beliebte Aufzeichnung und topographische Beschreibung einer so grossen Menge von Ortschaften, welche in so vielen ganz verschiedenen Gegenden des Landes zerstreut umher liegen, und der alphabetischen Ordnung wegen von einander getrennet werden müssen. Diese Methode gewährt dem Geographen und Statistiker bey weitem keine Uebersicht von dem Zustande eines jeden, im Kreise befindlichen, Landes oder der abgetheilten Gerichtsbezirke desselben — keine Uebersicht von den Zubehörungen und von der politischen Verfassung der einzelnen Provinzen und Gebiete, und keine Uebersicht von den Fortschritten, welche dieser oder jener District in der Landescultur gemacht hat; nicht zu gedenken, dass durch die beständigen Wiederholungen, die in einem Lexicon, in Ansehung der geographischen Lage und der politischen Verfassung, bey jedem einzelnen Orte statt finden müssen, viel Raum verschwendet wird, dahingegen in einem systematisch geordneten geographischen Handbuche, welches diesen oder jenen Bezirk unter einen Gesichtspunkt darstellt, alle Wiederholungen vermieden werden. Der einzige Vortheil eines Lexicons schränkt sich also bloss auf die geschwinde Auffindung der Ortschaften ein; die jedoch durch ein vollständiges Register eines Handbuchs eben so gut erlangt werden kann. Da ein grosser Theil uners deutschen Vaterlands, durch die Secularisation mehrerer Bisthümer und Stifter und durch den bekannten Entschädigungsplan, eine durchaus veränderte Abtheilung seiner Provinzen erlitten hat, und zum Theil erleiden wird, mithin Deutschlands Geographien einer gänzlichen Umarbeitung bedürfen: so kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass die topographischen Wörterbücher, wovon die bereits erschienenen nunmehr ohnehin zum Theil unbrauchbar geworden sind, in planmässige Länderbeschreibungen umgeschaffen werden möchten.

In dem vorliegenden Werk ist übrigens der Fleiss des Vfs. nicht zu verkennen, und man sieht, dass er sich bemühet habe, denselben, durch Benutzung vieler geographischen Schriften die möglichste Vollständigkeit zu verschaffen. Bey den meisten Ortschaften findet man die Angabe der Einwohner, der Hauser, des Viehstandes, des Ackerbaues, der vorzüglichsten Gewerbe und anderer, sowohl statistischer als historischer, Nachrichten, je nachdem die

Quellen, woraus solche geschöpft werden konnten, mehr oder minder ergiebig waren. Am ausführlichsten sind diejenigen Rubriken bearbeitet, welche ganze Kur- und Fürstenthümer, Kreise, große Länderdistricte und merkwürdige Städte bezeichnen. Dahin gehören vorzüglich die Kurmark Brandenburg, Kursachsen, die Fürstenthümer Altenburg, Anhalt, Eisenach und Gotha, ingleichen die Städte Berlin, Budissin, Chemnitz, Brandenburg, Dessau, Dresden, Eisenach, Frankfurt an der Oder, Freyenwald, Görlitz, Gotha, Greiswalde u. a. m. Dafs die hier mitgetheilten Nachrichten aus vielen Vorarbeiten zusammengetragen worden, versteht sich zwar von selbst; nur schade, dafs es dem Vf. nicht gefällig gewesen ist, überall die dabey benutzten Quellen namhaft zu machen, um den Leser alle Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit der statistischen und topographischen Angaben zu benehmen. Zum Beweis der Vollständigkeit, mit welcher die wichtigsten Artikel abgehandelt worden, wollen wir nur einen, nämlich *Kursachsen*, ausheben. Hier findet man zuvörderst die Bestandtheile, die Kreiseinteilung, den Flächeninhalt der sämtlichen Lande, die Volksmenge von 1722 — 1784, die Zahl der Städte, Flecken, Rittergüter und Dörfer, nach verschiedenen Angaben, unter welchen die Kanzlerische die richtigste ist, die Flüsse mit Bemerkung des Flosswesens — (die Dielen und die Bauholzflöße auf der Schleuse und Werra in der Grafschaft Henneberg ist, wie S. 381 angegeben worden, nicht mehr verpachtet, sondern wird jetzt von einer eignen kurfürstlichen Flosscommission administriret;) die Landprodukte, worunter besonders die Nachrichten vom Mineralreich, von den wichtigsten Manufacturen und von den dadurch eingebrachten Geldsummen, in ein genaues Detail gehen. Hierauf wird von den staatsrechtlichen Verhältnissen des Kurfürsten gegen Kaiser und Reich, von den Passiv- und Activlehnen, vom Wappen, vom Hofstaat, von den Landständen und sämtlichen Landescollegien, vom Gerichts-, Polizey-, Post- und Steuerwesen, Militärstat, von den Einkünften, Abgaben, von der Verfassung des Bergbaues überhaupt und von den gangbaren Gruben insbesondere und von andern zur statistischen Kenntniss des Landes gehörenden Gegenständen mit vieler Ausführlichkeit gehandelt, dafs dieser Artikel allein 9 Bogen einnimmt. Bey der Angabe der Ritterpferdsgelder (B. II. S. 595) hätte noch bemerkt werden können, dafs auf dem letzten Landtag 1799 für die nächsten 6 Jahre zusammen 250,000 Rthlr. verwilligt worden sind. Uebrigens hat man nach den angelegten Plan dieses Wörterbuchs eine ziemliche Anzahl von Bänden zu erwarten; denn die gegenwärtigen drey Theile begreifen nur die Buchstaben A bis G inclusive. Es wäre also doch wohl zu wünschen, dafs der Herausgeber sich mehr der Kürze beflüssigen, und die Leser, die vielleicht bey diesem oder jenem Artikel eine größere Ausführlichkeit verlangen, lieber auf die Schriften verweisen möge, welche dergleichen Gegenständen eigne Abhandlungen gewidmet haben.

FRANKFURT a. M., b. Behrens: *H. S. Hüsgen's getreuer Wegweiser von Frankfurt am Mayn und dessen Gebiete für Einheimische und Fremde, nebst einem genauen Grundriß der Stadt und einer accuraten Karte von deren Gebiete. 1802. 204 S. 8. (1 Rthlr.)*

Die Fremden, welche seit dem Frieden in sehr großer Menge Frankfurt bereisen, fragten bis jetzt vergebens nach einem Handbuche oder Wegweiser, dergleichen sie in allen deutschen Städten von gleicher Wichtigkeit finden. Die Tradition der Lehnbedienten war der Wanderstab, an welchem sie unbefriedigt die Strassen durchliefen. Die besser Unterrichteten sahen höchstens die güldene Bulle und die Krönungskirche der deutschen Kaiser. Die Judengasse, der Römer, (das Rathhaus) die Sachsenhäuser Vorstadt, das Hessen Monument und andere Merkwürdigkeiten blieben ihnen oft unbekannt. Hr. Rath *Hüsgen*, der als Schriftsteller und Sammler (S. 53. 96) sich längst rühmliche Verdienste um seine Vaterstadt erwarb, übergiebt hier dem Publikum einen Erstling, um jenem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Auf den *praktischen* Werth bedacht, wählte er die *alphabetische* Form, deren mancherley Unbequemlichkeiten freylich auch hier sich zeigen; (so z. B. köfst man auf Wiederholungen und auf ganz unerwartete Wörterbuchs Rubriken als *Namen, Ursprung* u. s. w.); vermied aber eine zu große Weitläufigkeit bey bekannten Sachen und Namen. Unter andern beweisen die häufigen Beziehungen auf den jährlichen *Raths- und Stadtkalender*, dafs er diesen gar nicht entbehrllich machen wollte. Dagegen aber wird der erfahrenste Leser durch viele antiquarische und statistische Bemerkungen überrascht; wie dies Rec., ungeachtet seines neunjährigen Aufenthalts und eifrigen Studiums der einheimischen altern Literatur, an sich selbst erfahr. — Frankfurt zählt (nach Hn. H. Angabe) 4,500 Schritte im Umfange, 145 Strassen, 3300 Häuser und 40,000 Menschen; hierin ist gewifs nichts übertrieben. In der politischen Arithmetik kann man die Zahlen der (60) Advocaten, der (33) Aerzte, der (20) Chirurgen, (11) Notarien, (7) Procuratoren und 25 Bankiers abzählen; bey letztern ist jedoch die Gränzlinie der Kauf- und Handelsleute schwer zu ziehen. Für Wissenschaften und Künste sind folgende Zahlverhältnisse interessant: 9 Buchdruckereyen, 16 Buchhandlungen, 31 Privat- Kunst- und Natur Kabinette (unter welchen das *Gerningische* S. 54 allgemein bekannt ist) 7 Kupferstecher, 4 Kunsthandlungen, 5 Lesebibliotheken, ausser der auch auswärts bekannten großen Lesegesellschaft, 10 Maler und 10 Papierhandlungen. — Dafs Frankfurt die *große Kreuz- Post Strasse von Europa* in der Einleitung genannt zu werden verdiene, beweisen die ausführlichen Abschnitte von den vielerley Posten (S. 117. bis 150) von den Landboten (S. 44—48) den zahlreichen und ausgezeichneten Galsthöfen (S. 79—81.) den 3 Marktschiffen (S. 103) den Messen u. s. w. —



Die zwey neuen Bade-Anstalten S. 28, die vielen Hospitäler und Armen-Anstalten und die Stadt-Bibliothek S. 31—40 (welche hoffentlich bald ein besseres Locale erhält), sind ebenfalls drey für den Frankfurter Patriotenerfreuliche Artikel; dagegen mag ihm die Rubrik der unvollendeten neuen Hauptkirche S. 100 etwas mißfällig seyn. — Von dem gesellschaftlichen Leben finden sich Bruchstücke in den Rubriken von den Collegien, (Abendversammlungen,) Comödien, Concerten, Gartenanlagen (unter welchen die von Holzhauensche auf der Oede mit Recht gelobt wird) und in andern, die nach dem Alphabet vorkommen. Hierbey stößt man auf mancherley Ergießungen und eigene Ansichten der Dinge in alten Stil der alten Vaterstadt, welche, wie Hr. L. R. Gerning in der Vorrede sagt, man dem wachern und wohlmeynenden Vf. nicht übel nehmen muß.

Bey einer wünschenswerthen zweyten Auflage werden die Rubriken der katholischen Stifter, Kirchen, Klöster und Gebäude, nach deren Secularisation, in anderer Gestalt erscheinen. Hr. H. liefert schon hier davon eine, der Umstände wegen sehr interessante, Beschreibung, welche den vielfachen Werth dieser Erwerbungen selbst in literarischer Hinsicht darstellt. Der Albaniter Hof S. 19, der Arensbürger und der Aschaffenburgers, S. 27, die drey reichen Bibliotheken des St. Bartholomäi-Stifts, der Friedrichs Herrn (Dominikaner) und Karmeliter S. 40—41, die Kapuziner und Karmeliter-Klöster S. 53—59, Engelthaler und Erbacher Hof S. 68 und 69, Friedrichs-Herrn S. 71, Frohnhof S. 73, das Imßbüdter Haus S. 93, Domikaner-Nonnen S. 95, (welche nach dem Entschädigungsplan nicht eingezogen werden dürfen) Liebfrauenkirche S. 99, St. Bartholomäi-Kirche S. 160, St. Leonhard S. 169, der Trierische Hof S. 195 gehören sämmtlich in diese Rubrik. Das Personale der Klöster und insbesondere das des kaiserli-

chen Wahl- und Krönungs-Stifts, kann aus dem oben erwähnten Stadt Kalender ergänzt werden, wo vielleicht die Rubrik der Fuldaischen Lehenträger künftig auch anders zu fassen ist.

## ERBAUUNGSCHRIFTEN.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Erbauungsreden für Studierende in den höhern Classen. Erstes Bändchen.* Von Kaj. Weiller. 1802. X. u. 116 S. 8. (9 gr.)

Schon seit vielen Jahren wurden die sogenannten marianischen Convente von den Studierenden immer seltener besucht, weil ihre Einrichtung weit hinter dem Zeitgeist zurückgeblieben war. Die jetzige Bayerische Regierung verordnete daher, daß neben jenen Conventen, neuere passendere Erbauungen für die Studierenden von neuerem Geiste und Geschmacke organisirt würden. Für diesen Zweck wurden daher die vor uns liegenden Reden von dem Vf., welcher sich schon als pädagogischer Schriftsteller rühmlich bekannt gemacht hat, ausgearbeitet. In diesem Bändchen sind sechs Reden enthalten. In der ersten wird, die Nothwendigkeit öfterer Erbauungen vorzüglich für Studierende dargethan; die folgenden handeln von der Cultur des Sinnes für das Schöne — Erhabene — Wahre — Sittlichgute — und Religiöse. Den Geist, der in diesen Reden weht, müssen wir als einen Geist des Lichts und der reinen Sittlichkeit ehren. Nur einzelne Aeußerungen dürften nicht ganz von einem gewissen Mysticismus freysprechen seyn. Der Vf. bemüht sich oft, innre Gemüthszustände darzustellen. Schwerlich werden daher diejenigen, welche nicht schon durch öftere Selbstbeobachtung mit ihrem Innern vertraut geworden sind, ihm überall zu folgen im Stande seyn,

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Linz am Rheine, in d. Braun. Buchh.: *Neueste und ausführliche Abhandlung, die in gegenwärtigem beyspiellosem Kriege ungeheuer gemachten Schulden auf die einzig mögliche und mindest drückende Art tilgen zu können.* Entworfen von einem bewährten Staats- und fachkundigen Manne. Mit IX Tabellen. 1801. 93 S. 8. (9 gr.) Das von dem Vf. in Vorschlag gebrachte Kriegsschulden-Tilgungssystem geht dahin, daß jedes besondere Amt, jeder District und jede städtische oder andere Gemeinheit nur die eigenen Schulden in einer gewissen Anzahl von Jahren aus eigenen Mitteln abzahle, wobey der Vf. die Landesschulden, so weit es möglich ist, unter die Gemeinheiten verhältnißmäßig vertheilt, und alle liegenden Gründe, Gebäude, Dienstgehälter, Gewerbe, alle in öffentlicher Verwaltung stehenden Gefälle und Renten, so weit sie nicht unmittelbar vom Eigenthum liegender Gründe herühren, ohne Unterschied, ob

sie steuerfrey oder steuerpflichtig sind, Einheimischen oder Auswärtigen gehören, nach gewissen Classen mit der Kriegsteuer belegt wissen will. Das Geschäft der Umlegung soll, so wie die Vorbereitungen dazu, unter der obersten Leitung einer Ober-Land-Kriegs-Schulden-Commission, theils von den Orts-Vorständen, theils von eigenen rechnungsverständigen und des Landes kundigen Unter-Commissarien besorgt werden. Wo bereits ein ähnliches Steuersystem für die ordentlichen Bedürfnisse eingeführt ist, und nur durch die Catastrirung der von der gewöhnlichen Steuer eximirten Gegenstände ergänzt werden darf, wo überdiß gut eingerichtete Lagerbücher vorhanden sind, da dürften die Hauptschwierigkeiten wegfallen, die der Ausführung des vom Vf. entworfenen Plans entgegenstehen; denn die verhältnißmäßige Belegung des steuerfreyen Eigenthums sollte doch wohl in einem solchen Falle billiger weise nie erschwert werden.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 14. December 1802.

## O E K O N O M I E.

LONDON, b. Nichols: *A treatise on the culture and management of Fruit-trees*, in which a new method of pruning and training is fully described. To which is added a new and improved edition of „Observations on the diseases, defects and injuries in all kinds of fruit- and forest-trees. With an account of a particular method of cure, published by order of government.“ By Will. Forsyth, Gardener to His Majesty at Kensington. 1802. 36 S. 4. (10 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. ist in Deutschland durch die Erfindung eines Baum-Mörtels bekannt, dessen Nutzen bey Wunden und offenen Schäden der Fruchtbäume sich sehr bewährt hat. Zuerst wurde dieser in der von Georg Forster übersetzten Abhandlung über die Krankheiten und Schäden der Obst- und Forstbäume, von Forsyth (Maynz. 1791. 8.) bekannt gemacht, und nachher auch in andern Gartenbüchern (z. B. in Blotz und Christ's Gartenkunst, B. II. S. 48.) gepriesen. In dem vor uns liegenden Werke liefert eben dieser erfahrene Gärtner eine sehr gründliche Abhandlung von der Behandlung der Obstbäume, besonders vom rechten Baumschnitt, vom Ziehen der Bäume an Spalieren und Wänden, von der besten Art der Veredlung, und von den Feinden der Fruchtbäume und Gartensträucher. Da es uns noch immer bisher an einer vollständigen Anleitung zum Beschneiden der Obstbäume fehlte: so ist dieses Werk vorzüglich in dieser Hinsicht sehr interessant. Der einzige Fehler, den Rec. dem Vf. vorzuwerfen weifs, besteht in dem Mangel an Ordnung, worin die einzelnen Gegenstände abgehandelt sind. Denn, nachdem der Vf. erst alle Obstarten einzeln durchgegangen, und bey manchen von Dingen, welche die allgemeine Behandlung angehen, gesprochen hat, kommt er endlich auf die Anlegung des Gartens, und auf das Einsammeln und Aufbewahren der Früchte; ein Mangel jedoch, den man einem Künstler, der kein Gelehrter von Profession ist, nicht zu hoch anrechnen darf, und dem sich bey einer deutschen Uebersetzung sehr leicht abhelfen läßt. Dagegen zeigt der Vf. eine bey Künstlern seiner Art so seltene Belesenheit, und eine solche Reife und Unbefangtheit des Urtheils, das man jene Mängel leicht übersehen kann.

Um gute Geländerbäume zu ziehn, stützt der Vf. alle junge Obstbäume, die er aus den Baumschulen an Treibmauern oder an Geländer verpflanzt, auch alle alte Bäume bis auf drey oder vier Augen,

weil sie sonst eine Menge nackter Reiser treiben, und nicht den vierten Theil der Früchte bringen. Dieses Stützen muß zeitig im Frühjahre im Februar und März geschehen; man muß Vorsicht dabey anwenden, und des Vfs. Baum-Mörtel auf die Wunde streichen; dann ist der Ertrag außerordentlich. — *Von den Aprikosen.* Es werden zehn vorzügliche Sorten, und unter diesen die *Pfirsich-Aprikose*, als die beste und grösste, beschrieben. Aprikosenbäume, an Geländern gezogen, müssen nie im Herbst, sondern immer zeitig im Frühling beschnitten und gestutzt werden. Die beste Bedeckung solcher Geländer-Bäume gegen den Frost und andere Beschädigungen, sind alte Fischreusen, in deren Maschen man große Wedel von trockenem Farrenkraut stecken kann, um der Gewalt der Stürme zu widerstehn. Ist der Baum schon mit langen vorstehenden Zweigen versehen: so stellt man Gabelpfähle unter das Netz, damit die Schoffen nicht durch die Maschen wachsen, und von späten Frösten leiden. Die Bredaer Aprikose schießt sich zu Standbäumen am besten: doch ist das Pflanzen der Aprikosen als Standbäume, wenig zu empfehlen, da sie auf diese Art selten eine reiche Aernte geben. — *Pflaumen.* Unter 26 vorzüglichen Sorten werden für einen kleinen Garten die frühe gelbe, die frühe Damascener, die Herren Pflaume (*Orleans*), die Weinpflaume (*Green Gage*), weiße Kaiserin (*Magnum bonum*), die rothe Eyerpflaume, die Katharinen-Pflaume, *Reine-Claude* und *Gros Damas de Tours* empfohlen. *Magnum bonum* soll zum Backen am besten seyn; an sich hat sie einen faden Geschmack. Beym Versetzen der Pflaumenbäume rath der Vf., die Löcher mit feiner Lehmerde auszufüllen. Rec. wundert sich, das die vortreffliche Methode des Einschlämmens der versetzten Fruchtbäume noch nicht in England eingeführt ist. Der Vf. rath auch bey dem Versetzen genau darauf zu sehn, das der Baum an seiner neuen Stelle wieder eben die Richtung gegen die Himmels-Gegenden habe, als vorher. Rec. findet diese Regel nur bey ältern Bäumen nöthig: bey jüngern ist diese Vorsicht ganz überflüssig. Alte Pflaumenbäume stützt der Vf., zertheilt ihre Wurzeln, und erhält so mehrere junge aus einem alten Baume. Alte abgelebte Pflaumenbäume treiben ganz vortreffliche Tragereiser, wenn sie nur gehörig gestutzt, und die schadhafte, brandigen Stellen abgeschnitten sind. — *Pfirsichen.* Unter 39 vorzüglichen Arten werden für einen kleinern Garten folgende empfohlen; die Frühpfirsiche, die kleine Mignonne, die Annen-Pfirsiche, *Royal George*, *Royal Kensington*, die

Eeee

schö-

schöne (*the noblest*) die frühe *Newington*, die späte *Newington*, *Galante*, *Nivette*, der Kanzler, die frühe Purpurpflirsche, und die Katharine. Bey der Anlegung der Pfirsich-Geländer sieht der Vf. hauptsächlich auf Güte und Trockenheit des Bodens: alle französische Pfirsichen leiden vom Mehlthau, wenn ihre Wurzeln im Wasser stehen. Der Vf. sucht den feuchten Boden mit Kalkschutt zu verbessern. Er stutzt die Geländer-Bäume im Frühlinge, doch so, daß die Richtung des Schnitts schief gegen die Mauer ist, und beltreichet die Wunde mit feinem Baum-Mörtel. Im ersten und zweyten Jahre läßt er kein Reis zu lang wachsen, sondern verschneidet sie, nach der Stärke des Baums, von sechs bis auf zwölf Zoll Länge. Aeste, die gerade in die Höhe gehen, dürfen nicht stehen bleiben, weil sie den Seiten-Aesten die Nahrung nehmen. Im Frühlinge verrichtet man auch das Abknippen oder Abdrücken der Spitzen der überflüssigen Zweige, die besonders nach vorwärts schiefen. Beym Verschneiden muß man übrigens bemerken, daß niemals das Reis bis auf eine einzelne Blütenknospe geschnitten werden muß, weil auch diese sonst abstirbt. Zweige, an denen einzelne Blütenknospen vorkommen, muß man in ihrer ganzen Länge fest binden: nur über doppelten Blütenknospen muß man den Schnitt vornehmen. Auch im Sommer muß man noch die überflüssigen Zweige der Geländer-Pfirsichen verschneiden, weil diese sonst zu stark schiefen, und den untern Theil der Wand kahl lassen. Alte Pfirsichbäume geben nur äußerst selten junge Triebe, und fast alle Kunst ist vergebens, sie dazu zu nöthigen. Der Vf. kennt nur eine Methode, und die besteht darin, daß man Ausschnitte aus den ältern Zweigen, nicht weit von den Theilungen in Aeste, macht, die einen bis drey Zoll lang seyn müssen. (Wie tief die Ausschnitte gehn müssen, sagt der Vf. nicht.) Er macht sie im April, aber die alten Aeste schneidet er nicht eher weg, als bis der junge Trieb sich gezeigt hat. Das Anheften der Schossen an die Geländer oder Mauern muß in einer bestimmten Zeit geschehen; thut man es zu früh, so wirkt die Sonnenhitze zu sehr auf Beschleunigung des Wachstums; zu spät können die Reifer leicht durch den Wind beschädigt werden. Die geradesten und etwas vorstehenden Reifer biegt er unter die andern: so hat man nicht besonders nöthig, sie fest zu heften. Wenn die Blätter anfangen abzufallen, so kehrt er den Baum mit einem weichen Besen von unten nach oben öfters ab; nur muß man nicht von oben nach unten kehren, weil man sonst die Knospen beschädigt. Die Bänder oder den Bast, womit man die Geländerbäume angeheftet hat, taucht man im Herbst in heisses Seifenwasser, damit die Insecten-Eyer getödtet werden. Alte Fischnetze sind auch für Pfirsichbäume die beste Bedeckung, nur daß sie bey reglichem Wetter abgenommen werden. Bey sehr dürrer Witterung bedeckt der Vf. die Wurzeln mit altem Mist und Laub, und begießt sie; auch bespritzt er die Bäume selbst, um sie vor Insecten zu schützen. Die rothe Milbe, die

den Geländerbäumen so sehr nachtheilig ist, rottet der Vf. dadurch aus, daß er die Bäume mit Kalkwasser besprengt. Wenn die Pfirsichen anfangen zu reifen: so muß das Laub nur behutsam abgenommen werden, damit die Früchte sowohl beschattet werden, als auch die nöthige Reife erlangen. Früher als die Früchte die gehörige Größe haben, darf das Laub nicht abgepflückt werden, und auch dann muß es nur nach und nach geschehen. Die frühen Sorten läßt er an die Nord- und Ostseite pflanzen, die späten aber an die Mittagsseite. — *Nektarinen*. Unter zehnerley vorzüglichen Sorten empfiehlt der Vf. am meisten die Elrüge, die rothe römische, die frühe, die *Newington*, und Scharlach-Nektarine. — *Kirschen*. In England kommt die erste Meldung von Kirschen in dem Gedichte des *Lydgate*, „*Lickperny*“ vor, welches vor 1415 geschrieben wurde. Unter 18 vorzüglichen Sorten führt der Vf. *Frazer's* schwarze tartarische Kirsche an, die aus Petersburg 1796 nach Chelsea gekommen ist. Die Geländer-Kirschbäume dürfen nur sehr sparsam beschnitten werden, da sie ihre Fruchtungen meist an den äußersten Enden tragen. Wird das Messer unvorsichtig gebraucht, so fließt der Saft aus; der Baum wird brandig und stirbt am Krebs. Doch versuchte der Vf. das Stutzen alter Kirschbäume, und sie trieben viel junge Schossen, die reichlich trugen, da er die Wunden mit feinem Baum-Mörtel gerieben hatte. Es versteht sich übrigens, daß solche alte Bäume, die gestutzt werden sollen, Augen haben müssen. Ist dies nicht, so kann man sie zum Treiben der Augen durch Ausschnitte nöthigen, welche man an den Zweigwinkeln gerade über den Stellen vornimmt, wo die Knospen zu treiben pflegen. Macht man den Ausschnitt höher hinauf: so stirbt der ganze Zweig, bis zur nächsten Knospe ab. Die Herzkirschen, die sich sonst zu Geländerbäumen nicht gut schicken, behandelt der Vf. eben so wie die falschen runden: er verschneidet die vorwärts stehenden Aeste nicht, sondern biegt sie unter die andern, um das Abbrechen durch Winde zu verhüten. Im Sommer dürfen Kirschbäume gar nicht verschnitten werden: auch tadelt er die Art des Beschneidens, wo man Sporen oder Stutzer stehen läßt: diese ziehen gewöhnlich den Brand nach sich. — *Aepfel*. Der Vf. rühmt auch hier das Stutzen alter, abgelebter Bäume, die dann mit seinem Baum-Mörtel gerieben werden. Beym Beschneiden muß man die vorjährigen Triebe schonen, weil diese gemeinlich Fruchtaugen ansetzen. Die letzten geraden Triebe schneidet der Vf. immer zuerst: so trägt der Seiten-Schößling, der zunächst unter dem Schnitte hervorkommt: wenn auch dieser nicht mehr trägt, so schneidet er weiter, und versichert, daß diese regelmässige Behandlung große Vortheile habe. Die beste Zeit zum Beschneiden der Aepfelbäume ist im April, nachdem die Pfirsichen und Kirschen beschnitten worden. Im Ganzen verwirft der Vf. das Ziehen der Aepfelbäume an Spalieren, und rühmt dagegen die Zwergbäume, in die man die Geländerbäume verwandeln kann, wenn man

man die Aeste nach und nach verkürzt. Die beste Erde für Geländerbäume ist Laub-Erde aus Mistbeeten, die der Vf. umständlich bereiten lehrt. Den Dünger tadelt er gänzlich, er müßte denn durchaus verweset und schon zu Erde geworden seyn. Beym Pfropfen auf alte Aepfelfrümmen empfiehlt er ebenfalls feinen Baum Mörtel, der den Brand verhindert, wenn man die Stelle, wo gepfropft worden, damit einreibt. — *Birnen.* Zu Geländer-Bäumen empfiehlt der Vf. die alten Stämme. Diese setzt er an die Mauern, indem er sie einschlämmt und sie bis auf wenige Augen stutzt. Das Stutzen thut bey alten, nicht mehr tragbaren Birnbäumen ganz besondere Dienste: der Vf. führt außerordentliche Beyspiele davon an. Auch das nachmalige Beschneiden ist sehr nützlich, wenn man den Leitzweig immer bis auf wenige Fruchtaugen abschneidet, damit er Seitenschossen treibe, die dann das Geländer leicht überziehen. In kalten Sommern springen einige Spalier-Birnen gern auf, besonders die Virgouleuse, Kulmar-Birne und Crafanne. Um dieß zu verhindern, macht der Vf. einen feinen Schnitt in die Frucht, von dem Stiel bis zum Kelche, und schmiert eine Mischung aus Holzasche und frischen K ü h d ü n g e r hinein. Hat die Frucht noch nicht ihre völlige Größe erreicht, so wird diese Masse durch das Wachsthum herausgetrieben, und die Birne platzt nicht auf. Sind die Mauern, woran man Birnen zieht, nach Süden oder Westen: so kann man im Anfange Pfirsichen, Wein und Aprikosen dazwischen pflanzen, bis die Birnbäume ihre nöthige Ausdehnung erlangt haben. — *Wein.* Unter 53 vorzüglichen Sorten zeigt der Vf. diejenigen besonders an, die sich zum Treiben und an Spaliere schicken. Umständlich beschreibt er die Erziehung aus Kernen, die in Töpfe gesät werden, welche man ins Mistbeet stellt, und die jungen Pflanzen nach und nach an die freye Luft gewöhnt. Will man Weinstöcke aus Rebenhölzern ziehen: so muß man Schnittlinge wählen, die die kürzesten Gelenke, und ein paar Zoll vorjähriges Holz haben. Das obere Ende muß schief nach der Wand zu geschnitten werden. Wenn aber die Rebenhölzer ins Freye gelegt werden: so muß der Schnitt nordwärts gerichtet seyn. Um Wein zu treiben, steckt man diese Schnittlinge einzeln in Töpfe und setzt sie ins warme Haus. Die Ableger werden am besten im Februar gemacht; die Töpfe oder Körbe werden den Sommer über mit Laub oder ganz verwesetem Dünger belegt, damit die Wurzeln feucht bleiben. Er empfiehlt bey dem Geländer-Wein am meisten das schlangenförmige Ziehn desselben, und erzählt merkwürdige Beyspiele von dem außerordentlich guten Erfolge dieser Methode. Das Beschneiden des Weins nimmt der Vf. zu Anfange des Februars vor, und tadelt es, daß man bisweilen im Herbste diese Operation verrichtet. Wenn das Weinlaub anfängt abzufallen, soll man mit einem Besen von unten nach oben kehren, damit das Holz desto eher verhärte, je gleichmäßiger das Laub abfällt. Beym Beschneiden im Februar müssen die platten

Ranken besonders weggenommen werden, weil diese selten tragen: nur das runde Holz mit guten Augen läßt man stehen. Der Vf. zieht die Weinstöcke auch an andern Stand- und Spalierbäumen in die Höhe: dieß hält man in Deutschland für nachtheilig, weil das Laub zu vielen Scharten giebt und die Trauben nicht reif werden. — *Feigen.* Eine vorzügliche Abhandlung, da wir, außer in *Blotz* und *Christ*, in keinem deutschen Gartenbuche eine so vollständige Anleitung zur Cultur der Feigenbäume haben. Es werden 15 verschiedene Sorten aufgeführt. Das Beschneiden muß immer nur zu Ende Aprils und zu Anfange Mays geschehen. Alle alten Zweige und nackten Aeste, besonders die durch den Frost gelitten haben, müssen weggeschnitten werden. Die Enden des jungen Holzes dürfen gar nicht geschnitten werden, weil da die Früchte sich gewöhnlich ansetzen. Zur Bedeckung der Feigenbäume im Winter rühmt der Vf. trockenes Farrenkraut, auch Heu, mit Stroh bedeckt. Bloßes Stroh ist gar nicht zur Decke zu rathen, weil sich Ratten und Mäuse hinein finden. Rec. läßt immer mit Laub decken und oben Steine auslegen, und findet diese Decke ebenfalls sehr gut. — *Quitten, Mispeln.* Die Nottingham-Mispel wird in England wegen ihres scharfen und pikanten Geschmacks vorzüglich geschätzt. — *Stachelbeeren.* Da diese in Deutschland ziemlich vernachlässigte Frucht in England außerordentlich vielfach gebauet und veredelt ist, so ist es interessant, den Vf. über diesen Gegenstand zu hören. Beym Beschneiden geht man in Deutschland am wenigsten vorfichtig um: man läßt oft die nackten ältern Aeste stehen, und dennoch trägt nur das zweyjährige Holz des Stachelbeer-Busches. Der Vf. läßt solche kable Büsche bey der Erde wegschneiden, damit sie wieder junge Triebe machen, und diese verschneidet er von Zeit zu Zeit bis an das erste Holzauge. Dieß Beschneiden geschieht vor Winters. Man hat jetzt in England zwischen 400 und 500 Sorten Stachelbeeren, und alljährlich entstehen neue Spielarten. Durchaus tadelnswerth ist die Methode, die Stachelbeer-Büsche oberker mit einer Heckenschere zu beschneiden. Die Raupen, welche diesem Strauche so sehr nachtheilig sind, vertreibt der Vf. mit Kalkwasser. — *Johannisbeeren.* Aus Saamen gezogen erhält man immer neue Spielarten. Ausländer muß man aber nicht nehmen, weil solche Pflanzen sich gar nicht gut ziehen lassen. Schnittlinge dagegen gerathen sehr gut. Da die Ohrwürmer den Johannisbeeren so sehr nachstellen, so schlägt der Vf. vor, Bohnenstengel in Bündeln neben die Büsche hinzustecken. In diese verkriechen sich die Ohrwürmer zur Regenzeit, und so kann man sie leicht tödten. — *Himbeeren.* Alles Holz, was im vorigen Jahre getragen hat, muß zeitig im Frühjahr geschnitten werden, weil es abkirbt, und nur fünf bis sieben lange Schossen läßt man zum Tragen stehen. Die Ausläufer müssen regelmäßig weggenommen werden. — *Berberitzen, Maulbeeren.* Sie werden am besten aus Schnittlingen vom vorigen Jahrwuchse gezogen. Al-

te Maulbeerbäume müssen gestutzt werden, damit sie junge Triebe geben. Der Baum-Mörtel des Vfs. thut auch hier sehr gute Dienste. — *Spirolingsbaum* und *Eberesche*. (*Sorbas domestica* und *auscuparia*.) *Mandelbäume*. Der Vf. rath sie als Zwergbäume zu ziehen, und sie im Winter mit Farrenkraut zu decken. — *Hafelnüsse*. Der Vf. empfiehlt vorzüglich die spanische Art aus Barcelona, die man bequem aus Saamen ziehen kann. — *Kastanien*. Der Baum wächst in England zu einer außerordentlichen Höhe und Dicke. In Tortworth, Gloucestershire, steht ein Kastanienbaum, der schon (vor 600 Jahren) zu K. Johannis Zeiten berühmt war, und leicht gegen 1000 Jahr alt seyn kann. Dieser hat 19 Ellen im Umfange. — *Wallnüsse*.

*Vom Pfropfen und Oculiren*. Rec. hat hier wenig Eigenes gefunden, und zieht *Christ's* Anleitung in seiner Gartenkunst bey weitem vor. Das Ablactiren giebt immer nur schwache Bäume: aber Wallnuss-Feigen- und Maulbeerbäume lassen sich nur allein durch diese Methode veredeln. Der Vf. oculirt auf das schlafende Auge. Beym Pfropfen oder Impfen einer Art auf die andere nimmt der Vf. bloß auf natürliche Verwandtschaft, keinesweges auf Identität der künstlichen Gattung Rücksicht: z. B. behauptet er, daß alle Steinfrüchte, alle Nüsse, alle Kernfrüchte sich auf einander pfropfen und impfen lassen. Auch in Deutschland hat man Versuche angestellt, die diese Behauptung bestätigen.

*Ueber die Anlegung eines Gartens*, besonders eines Baumgartens, der Melonenbeete u. s. f. Um die Rinde der Obstbäume von Insecten und Flechten rein zu halten, empfiehlt der Vf. das Waschen mit frischem Kuhmist, Seifenwasser und Urin. *Von Einsammeln und Aufbewahren der Früchte*. — *Von Schäden und Krankheiten der Bäume*, besonders vom Auslaufen des Harzes und vom Krebse. Nasse Witterung im Sommer, unverständiges Beschneiden und zu festes Anbinden junger Bäume sind sehr häufige Ursachen des Braudes und Krebses. Auch ist wohl

gewiß, daß, je mehr trockene Zweige man an einem Baume stehen läßt, desto eher wird er vom Brande ergriffen. Der Boden, sagt der Vf., ist so sehr nicht an dieser Krankheit Schuld, als man glaubt. Zur Cur derselben empfiehlt er seinen bekannten Baum-Mörtel, nachdem man alles Abgestorbene weggeschnitten hat. Den *Mehlthau* bemerkt der Vf. häufiger an der Süd- und Westseite der Wände als nach Norden und Osten hin. Gegen diese Krankheit empfiehlt er eine Abkochung von Toback, Schwefel, ungelöschtem Kalch und Hollunder-Knospen. Unter dem Namen *Blights* faßt der Vf. den Rost, das Abfallen der Blüthen und Früchte vor der Reife, das Welken der Blätter und das plötzliche Ausgeh'n der Bäume zusammen. Oft, meynt er, werden die Blätter und Blüthen verbrannt, weil die Sonnenstrahlen in einer hohlen Wolke, wie in einem Hohlspiegel concentrirt werden.

*Von Insecten, die den Bäumen schädlich sind*. Blattläuse fucht der Vf. mit einer Mischung von Holzasche und ungelöschtem Kalch zu vertreiben. Auch läßt er die Bäume mit Kalkwasser besprengen. Die rothen Milben, welche besonders den Pfirsichen und andern Bäumen, die im Treibhause gezogen werden, nachtheilig sind, vertreibt der Vf. bloß durch häufiges Sprengen und Gießen, bey verschlossenen Fenstern. Böse Gäste sind auch die Platt- oder Schildläuse, die vor mehreren Jahren in England die Aepfelbäume so sehr verwüsteten. Auch gegen die Raupen leistet das Waschen mit Seifenwasser und Urin sehr gute Dienste. Für die Ratzen setzt er eine Lockspeise aus Weizenmehl, Theriak, Kümmelöl und Brodkrumen.

Die angehängten Beobachtungen über die Krankheiten der Bäume sind schon aus *Forsters* angeführten Uebersetzung bekannt. Aber zu bemerken ist noch, daß die Kupfer, die den Baumschnitt vorstellen, sehr vorzüglich sind, und dem Werke einen besondern Werth geben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** *Würzburg*, b. Riener: *Tabellen über militärische Einquartierungen nebst Erklärung derselben*, als ein Vorschlag zum Gebrauche der Dorfschultheisen im Hochstifte *Würzburg*, nach welchen mit Zufriedenheit des Militärs sowohl als auch des Landmanns am besten einquartiert werden kann. Aus der Erfahrung bewährt und herausgegeben von *Nicolaus Müller*, Hochfürstl. *Würzburg*. Schultheisen zu Markt Wisfeld. 1801. 32 S. 8. mit 2 Tabellen. (8gr.) Der thätige Vf. behandelt hier einen Gegenstand, der im südlichen Deutschland seit langer Zeit leider sehr

praktisch geworden ist. Die Hauptidee des Vfs. ist, daß die Einquartierung nach Verhältnis der Schatzung, die ein jeder Unterthan zu leisten hat, geschehen müsse. Ueber die Anwendung dieses Grundsatzes giebt nun der Vf. seinen Amtsbrüdern verschiedne Rathschläge, welche allen Beyfall verdienen. Besonders besteht er darauf, daß jeder Schultheis eine genaue Tabelle mit Zuziehung des Gerichtschreibers über die Einquartierungen halte, worüber er zwey Formulare mit einer zweckmäßigen Beschreibung, wie man sie zu verfassen habe, liefert.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. December 1802.

## PHILOSOPHIE.

LEMGO, in d. Meyer. Buchh.: *Geist der reinen Sittlichkeit in Beziehung auf die Veredlung der menschlichen Natur, für die Aufgeklärtern und Gebildetern unserer Zeit, dargestellt von Friedr. Ehrenberg. 1802. 500 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)*

In der Vorrede über den Einfluss der Philosophie auf den Geist des Zeitalters, schickt der Vf. eine Geschichte der moralischen Bildung in Deutschland vorzus, die freylich nur nach sehr allgemeinen Ansichten abgefasst ist, um dann auf die Glückseligkeit und den verderblichen Einfluss derselben auf den Geist der Zeit überzugehen; wobey denn doch dieser Einfluss in zu starke Schatten gestellt, das Verdienst der auf empirischen Grundätzen beruhenden Moralphilosophie um die Beförderung der Sittlichkeit, ganz verkannt, und diese Philosophie als der bloß auf einseitige allgemeine Grundätze zurückgeführte Geist der Zeit, der nur hier und da etwas mehr Consequenz erhalten habe, nicht ganz wahr und gerecht geschildert wird. Der Vf. spricht hierauf von der Nothwendigkeit der Einführung einer Philosophie, die im Stande sey, das Fundament jener empirischen zu erschüttern, in dem sie zugleich das Herz ebenfalls, nur von einer andern Seite, in Anspruch nähme, jenem empirischen praktischen Interesse ein reines und würdigeres entgegen stelle, das Handelnde aus Pflicht zum einzigen wahrhaften Vorzug des Menschen mache u. s. w. Dieses alles gewähre nun zwar die kritische Philosophie; der Zeitpunkt sey aber bis jetzt noch nicht erschienen, wo man von ihr einigen Einfluss auf die öffentliche Denkungsart habe erwarten können. (So ganz fruchtlos ist sie denn doch nicht geblieben; viele haben ihre Grundätze schon in ihre Gesinnung aufgenommen, und handeln nach ihnen; auch ist es nicht unbekannt, welche Anwendungen öffentlich in so mancherley Gestalten von dieser Philosophie gemacht worden sind. Weiter läßt sich doch dabey nichts thun, das Uebrige muß dem Willen derer, die von ihren Wahrheiten unterrichtet sind, überlassen werden). Um dieser Philosophie Einfluss auf das wirkliche Leben und die Denkungsart des Volks zu verschaffen, müsse man sie fürs erste für die Bedürfnisse der Gebildetern bearbeiten, weil diese es wären, die den Gemeinen und Ungebildetern den Ton angäben. Was aber bisher in dieser Rücksicht geschehen, sey für wenig oder nichts zu achten. Wir befäßen freylich eine Menge zum Theil vortrefflicher Erläuterungen.

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

gen über die Kantische Moral; sie wären aber nur auf das wissenschaftliche Studium derselben berechnet, und könnten deswegen dem angedeuteten Zwecke nicht entsprechen; das Gepräge der Schule sey ihnen noch zu merklich aufgedrückt; es fehle ihnen noch diejenige Klarheit und Popularität, die durch einfache und das eine aus dem andern entwickelnde Zusammenstellung der Gedanken bewirkt würde u. s. w. Eine solche Schrift soll nun die gegenwärtige seyn; sie soll den Gebildetern, die jedoch von eigentlicher Gelehrsamkeit keine Profession machen, nicht bloß das Studium der kritischen Moralphilosophie erleichtern, sondern diese auch durch einen lesbaren, von Kunstwörtern und schulgerechten Bestimmungen gereinigten, von Seichtigkeit und unnützen Subtilitäten gleich weit entfernten Vortrag angenehm und interessant machen u. s. w. Ob es nun wohl an solchen Versuchen nicht so ganz gebricht, wie der Vf. behauptet, unter welchen wir nur *Suells Menon* und *Gruber's* Bestimmung des Menschen nennen: so halten wir jedoch jede wiederholte gelungene Bemühung in dieser Art für sehr verdienstlich, ungeachtet wir nicht glauben, daß die moralischen Schriften Kants die Fassungskraft gebildeter Leser so weit übersteigen, als sich manche vorstellen, besonders da sie von keinem großen Umfange sind, und der Zusammenhang ihrer wesentlichen Theile und Sätze sich leicht überschauen läßt; es kommt bloß darauf an, daß sie mit Aufmerksamkeit und Nachdenken gelesen werden, wie doch eigentlich jedes wissenschaftliche Werk von so wichtigem Inhalte gelesen werden muß. Auch sehen wir nicht ein, was in wissenschaftlicher Form abgefaßte Schriften für denkende und gebildete Leser Abschreckendes haben könnten, wenn sie nur verständlich sind, und unverständlich sind doch Kants *Kritik der praktischen Vernunft*, seine *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* und besonders diese, so wie seine *Tugendlehre* gewiß nicht. Wäre manches in diesen Schriften ja noch für diesen und jenen nicht begreiflich genug: so fehlt es nicht an Hilfsmitteln, bey welchen man sich Rathsholen kann, unter welchen wohl *Kiesewetter's Versuch einer faßlichen Darstellung — für Uneingeweihte*, dessen zweyter Abschnitt die Moral begreift, nicht mehr als 80 Seiten einnimmt, und mit großer Deutlichkeit abgefaßt ist, vorzüglich empfohlen zu werden verdient. Auch können hierbey die ausführlichen Lehrbücher, von *Jakob, Pörschke, Schmid, Stäudlin, Tieftrunk* u. a. gute Dienste leisten. In der That gereicht es der beabsichtigten weitem Verbreitung der Grundätze der kritisch-praktischen Philosophie kei-

nesweges zum Vortheil, wenn man die über dieselbe erschienenen Lehrbücher durch Klagen über ihre systematische Form, über ihr Schulgepräge u. dgl. in übeln Ruf zu bringen sucht, da sie und die Schulen, in welchen nach ihnen gelehrt wird, doch die eigentliche Quelle sind, aus welchen alle moralische Cultur ursprünglich in die Welt übergeht; und die Bildung des Geistes dessen, der sich vor der Lesung und dem Studium der Quellen der Moralphilosophie selbst scheut, und moralische Erkenntnisse nur von leichten, gefälligen Einkleidungen erwartet, hat die rechte Richtung wohl nicht.

Ob das gegenwärtige Werk den Zweck erreichen werde, den der Vf. sich bey Ausarbeitung und Bekanntmachung desselben vorgesteht hat? daran zweifeln wir, theils wegen der zu großen Ausführlichkeit und Weitläufigkeit, theils wegen der Art des Vortrags desselben. Leser, die nicht an die Quelle selbst gehen wollen, denen es also an Ernst, festem Voratz und Beharrlichkeit, sich in den kritischen Grundsätzen der Sittenlehre zu unterrichten, fehlt, werden, sobald sie dieses Buch ins Gesicht fassen, schon vor den 500 Seiten eines Theils, zu welchen sie einen zweyten, vielleicht eben so starken zu erwarten haben, erschrecken; und wenn sie zu lesen anfangen, sich lange hingehalten finden, anstatt sogleich unmittelbar in die Sachen selbst hineingeführt zu werden. Der Vortrag hat vom Anfange bis zum Ende dieselbe einförmige rhetorische Haltung, und nimmt Umschweife und allerley Wendungen, da er nur ganz simpel und lehrend zu seyn brauchte. Man kann nicht sagen, daß er unnatürlich wäre oder den Geschmack beleidigte; keinesweges! aber die Kunst, die darin liegt, hat doch etwas, bey dem es Liebhaber einer leichten Kost nicht lange aushalten werden; der Stil ist schwerer und ermüdender, als die Sache, die stilificirt wird. Man hört mehr den Redner vor einer auserlesenen Versammlung, der die Sprache in seiner Gewalt hat, als den Lehrer, der sich zu seinen Schülern herabläßt. Davon aber abgesehen, und das Buch an und für sich betrachtet, ist es gut und gründlich geschrieben, und denkende ernsthafte Leser werden es mit Wohlgefallen und Nutzen lesen, besonders, wenn ihnen die Sachen, die hier abgehandelt werden, nicht ganz fremd sind; denn außerdem dürften sie doch hier und da auf etwas fassen, wovon sie die Erklärung anderwärts deutlicher, unmittelbarer und offener dargelegt finden. Das Ganze wird aus zwey Theilen bestehen, von welchen dieser erste die allgemeinen Grundsätze der Sittlichkeit darstellt, der zweyte noch zu erwartende aber diese Grundsätze auf die einzelnen Pflichten des Lebens anwenden soll. Die Einleitung enthält eine empirische Seelenlehre unter der Ueberschrift: von der menschlichen Natur und ihren moralischen Anlagen überhaupt; die, wo nicht ganz wegfallen, doch kürzer gefaßt werden konnte; da vieles, was hier gesagt worden ist, nur in entferntem Verhältnisse mit der moralischen Natur des Menschen steht. Die allgemeine Darstellung der

reinen Sittlichkeit selbst, die den Hauptgegenstand dieses ersten Theils ausmacht, handelt in acht Abschnitten: I. von der Wahrheit und dem Gegründetseyn der moralischen Anlagen in der menschlichen Natur; mit Rücklicht auf die Einwürfe des Scepticismus dagegen, wobey doch auch auf die moralischen Sensualisten und Mytiker Bedacht hätte genommen werden sollen. Hier werden eigentlich die Gründe für einen zufälligen Ursprung der sittlichen Anlage durch Staatsverfassung, Religion, Erziehung u. s. w. widerlegt. II. Von der Vernunft, als moralischen Gesetzgeberin des Menschen. III. Von dem moralischen Gefühle, als der Triebfeder sittlich guter Handlungen. IV. Von der Freyheit des menschlichen Willens. V. Von der hieraus hervorgehenden Bestimmung des Menschen und den Voraussetzungen, unter denen sie allein gedacht werden kann, und welche moralische Religion begründen, die nach Maaßgabe dieser Voraussetzungen hier abgehandelt wird; diese sind nämlich die unendliche Wirkfamkeit des Gesetzes, oder die moralische Unsterblichkeit, und dann die Angemessenheit der Welt zu den sittlichen Zwecken des Menschen, oder Glaube an eine sitliche Ordnung der Dinge und an einen Gott. VI. Von dem Geiste dieser Religion und ihrem Verhältnisse zur Moral. VII. Von der Natur und dem hohen Werthe einer sitlichen Denkungsart. VIII. Von den verschiedenen Verhältnissen des Menschen zu seiner sitlichen Bestimmung, oder Umriss der vernehmlichsten moralischen Charaktere; ein vorzüglich gut ausgeführter Abschnitt.

Von gleicher Tendenz ist folgende Schrift desselben Verfassers:

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Reden an gebildete Menschen über die heiligsten Angelegenheiten des Geistes und Herzens in unsern Tagen. Zur Weckung und Belebung des moralisch-religiösen Sinnes.* Von Friedr. Ehrenberg, evang. reform. Prediger zu Plettenberg in der Grafschaft Mark. Erstes Bändchen. 1802. X. und 232 S. Zweytes Bändchen. 261 S. 8. (2 Rthlr.).

Da öffentliche Vorträge dem Gebildeten nicht alles das geben können, was er zu Aufbellung seines Verstandes, zur Veredlung seines Herzens, zur Beförderung wahrer Religiosität und kräftiger Vorsätze verlangt; da sie Begriffe entwickeln müssen, die sich der Gebildete schon längst deutlich gemacht hat, Wahrheiten beweisen, die ihm schon ausgemacht sind, oder wofür diejenigen Beweise, die sich vor einer vermischten Versammlung allein führen und verständlich machen lassen, ihm nicht genügen; da so mancher an sich wichtige Gegenstand, den er so gern im Lichte einer reinen Moral und nüchternen Philosophie erblicken möchte, hier nicht berührt werden darf, weil er über die Fassungskraft des größern Theils hinaus liegt u. s. w.: so sollen dieses die gegenwärtigen Reden, durch einen den Einsichten und Erkenntnissen der gebildeten Classe angemessenen, tiefer in die Sachen eindringenden Vortrag über für sie



sie besonders interessante, mit Rücksicht auf die Begebenheiten und den Geist der Zeit abgehandelte Materien, bewirken; und sie leisten dieses wirklich. Der Gang des Raisonnements ist voll Ordnung, die Wahl der Materien verständig und zweckmäÙig, ihre Behandlung gedankenreich, und der Stil gebildet und correct. Wenn der Vortrag hier und da etwas gedrängter wäre, der Vf. durch das Bestreben, seinen Gegenstand zu erschöpfen, nicht oft zu weit um sich gegriffen und seine Reflexion etwas mehr von Betrachtungen, die mit der Hauptsache nur in entfernter Verbindung stehen, zurückgehalten; wenn er zuweilen da, wo es galt, sich neben dem Verstande auch des Herzens zu bemächtigen gesucht hätte; wenn er weniger kalt geblieben wäre und auch das Gefühl lauter und vernehmlicher hätte sprechen lassen: so würden wir diese Reden in jedem Betrachte als musterhaft erklären können. Die Gegenstände, über welche hier geredet wird, sind im I. Th. Der Geist der Zeiten. Die Gewalt des Zeitgeistes. Der Geist unserer Zeit. Was ist ein gebildeter Mensch? Das Göttliche im Menschen. Die moralische Religion. Der Egoismus. Der Wahrheitsinn. Was ist Wahrheit? Ueber Unschuld, natürliche und sitzliche Güter. Von der Falschheit. Freudigkeit in der Pflichterfüllung. II. Th. Ueber den religiösen Sinn. Ueber die Weckung des religiösen Sinnes. Ueber die Schwärmerey. Ueber moralische und religiöse Geheimnisse. Gott ist heiliger Geist. Der Zweifel. Unbelohnte Mühe. Das Handeln aus Pflicht, Ueber das gesellschaftliche Leben. Das Reich der Geister. Die Vollendung. Dafs hier und da sich Aeusserungen finden, die der Bedächtlichkeit und dem kritischen Urtheile des Vfs. nicht hätten entweichen sollen, thut der Güte des Ganzen um so weniger Abbruch, als sie nur sehr selten vorkommen und nicht von der Art sind, daß man sie in die Classe schädlicher Irrthümer setzen könnte. Eine Stelle nur hätten wir ganz weggewünscht, da sie ein Vorurtheil begünstiget, das nachtheilig werden kann; und vielleicht schon oft gewesen ist. Es ist folgende in der ersten Rede des ersten Theils: „Und wer ist es, der den Zeitgeist zunächst bestimmt? Offenbar eben so wenig der Gelehrte, der seine Erfindungen *nur in Compendien* niederlegt, als der groÙe Haufe, der, unfähig sich selbst zu leiten und für sich zu denken, nur dahin geht, wohin er von andern getrieben wird. Die Gebildeten unter dem Volke sind es, die, ohne sich mit höhern und eigentlich wissenschaftlichen Speculationen zu befassen, doch an den heiligsten Angelegenheiten der Menschheit einen lebhaften Antheil nehmen, und durch welche die Cultur und Aufklärung erst ins wirkliche Leben übergeht“ u. s. w. Dieses Urtheil gegen die Schulgelehrten ist zu ab sprechend und ohne Grund. Die höhern Lehranstalten, und die bey ihnen angestellten Lehrer und Gelehrten, und gerade die Compendien und Systeme, nach welchen sie unterrichten, sind die eigentlichen und ursprünglichen Quellen aller Aufklärung. Diefs bedarf keines weitläufigen Beweises; eine auch nur

flüchtige Aufmerksamkeit auf diese Sache und auf eigene Erfahrung, muß jeden Mann, der mit Recht aufgeklärt genannt werden kann, davon überzeugen. Jenes Urtheil wird freylich jenen Lehranstalten und ihren Lehrern nichts schaden; aber ein Schriftsteller, wie der Vf., sollte um so weniger dieses Vorurtheil verbreiten helfen, da er selbst seine Aufklärung aus keiner andern Quelle, als aus der von ihm verkannten, geschöpft hat und schöpfen konnte.

WIEN, b. Carnesina: *Abriss eines reinen Vernunftrechts und Unterschied desselben von der Moral.* Von J. v. H. 1802. XII. und 57 S. 8. (9 gr.)

Was der Titel verspricht, leistet die Schrift selbst gar nicht. Ihr Inhalt besteht darin, daß erstlich der Rechtsbegriff, um ihm seine Dignität als eines Begriffs a priori zu sichern, als Bedingung des Selbstbewusstseyns abgeleitet werden soll. Hierauf wird, zweytens, der Begriff des Rechts, dieser Deduction gemäÙ, selbst aufgestellt, und gegen einige Einwürfe gerechtfertiget; drittens werden einige Folgerungen aus diesem Begriffe gezogen und von der Strafgesetzgebung gehandelt, um nach derselben den Unterschied des Naturrechts von der Moral bemerklich zu machen. Dafs durch diese Schrift für die Rechtslehre nichts gewonnen sey, und durchaus Mangel an deutlichen Vorstellungen, und Verworrenheit im Raisonnement und im Vortrage herrsche, davon wird die über 10 Seiten einnehmende sogenannte Deduction des Rechtsbegriffs als eines Begriffs a priori zeugen, die wir ins Kurze zusammen fassen wollen. — Das Wesen des Menschen, heißt es, besteht in *absoluter, unendlicher Thätigkeit*, verbunden mit der *Tendenz*, dieselbe anzuschauen. Damit dieses anfangs bewußtlose Wesen zum Bewußtseyn gelange, muß jene unendliche Thätigkeit durch Beschränkung eine endliche werden. Der Grund der Beschränkung des Vernunftwesens kann, da es absolut beschlossen seyn soll, nur in ihm selbst liegen; und da es seiner sich ganz bewußt werden soll: so muß es sich auch als ein solches anschauen, das den Grund seiner Beschränkung in sich selbst hat. Zu diesem Anschauen gelangt es aber nur im Gegensatz mit einem andern, das seinen letzten Grund nicht in sich selbst hat, also im Gegensatz mit dem Nothwendigen. Dieses Bewußtseyn nennt man *Freyheit*. Diese ist also Bedingung des Bewußtseyns, mit ihr hebt sich alles Bewußtseyn an. Allein das Vernunftwesen und seine unendliche Thätigkeit kann nicht durch physischen Widerstand beschränkt werden, denn sonst würde es durch Nothwendigkeit beschränkt. Nur wenn es durch den geistigen Widerstand eines andern Vernunftwesens aufser ihm zur Beschränkung aufgefordert wird, kann es sich feiner, als eines freyen Vernunftwesens bewußt werden; dieser geistigen Aufforderung kann er sich gemäÙ oder zuwider erklären; und zufolge dieser nothwendigen Einwirkung und der Art der Aufforderung, wird schon ein ursprüngliches und bestimmtes:

tes Verhältnifs zwischen freyen Wesen gesetzt, und dieß ist kein anderes als das Rechtsverhältnifs. Das, was das einwirkende Wesen bestimmt, das andere als ein freyes zu behandeln, ist, daß das einwirkende Wesen das Object der Einwirkung schon vorläufig, nicht bloß als ein organisches Ganzes und als ein Thier, sondern, vermöge seiner unendlichen Bildsamkeit, auch als ein Vernunftwesen erkennt. Diese Erkenntniß wäre aber dem einwirkenden Wesen schlechterdings nicht möglich, wenn es sich nicht selbst schon seiner Freyheit bewußt wäre. Nur so kann es diesen Begriff andern Wesen unterlegen, welche eine gleiche Gestalt mit ihm führen, und dieses andere wird das erstere ebenfalls nur dann als ein solches begreifen, wenn es durch Einfluß des erstern seiner Freyheit habhaft geworden. Das Subject der Einwirkung, oder das auf das andere einwirkende Wesen, hat sich demnach nach einer bloßen Voraussetzung, daß das andere Vernunftwesen es eben so gemäß jener Erkenntniß, behandeln würde, bestimmt; seine Handlungsweise ist bedingt durch das Eintreten der Voraussetzung der gleichmäßigen Behandlung seiner. Tritt diese ein: so ist das Vernunftwesen als solches gemeingültig anerkannt, es ist als Individuum in der Außenwelt constituir. Diese ursprüngliche Wechselwirkung, durch den Verstand objectivisirt, giebt den

Begriff *Recht*, und das abgeleitete Verhältniß ist das *Rechtsverhältniß*.“ Für sachverständige Leser bedarf es zur Beurtheilung dieser Ausführung keiner kritischen Fingerzeige.

### SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maurer: *Komische und humoristische Dichtungen*. 1802. 495 S. 8. m. 5 K. (1 Rthlr. 20 gr.)

Die Leser finden hier eine Menge kleiner und großer, theils in Versen, theils in Prosa geschriebener Erzählungen u. s. w., die sich zwar weder durch hohen Dichtergenius, noch durch besondere Schönheiten der Diction auszeichnen; worin aber dennoch ein gewisser Humor und eine gewisse poetische Kunstfertigkeit nicht zu verkennen sind. Die meisten scheinen schon in den Jahren 1771—1780 geschrieben zu seyn; daher der Vf. sicher kein Anfänger ist. Am besten hat Rec. die zweyte Erzählung in Prosa: „*Klopstocks Sieg über einen frischen Häring*“ gefallen, S. 331—382. bey der eine wahre Geschichte von 1773 zum Grunde liegen soll. Das Ganze, das sich überdem durch ein sehr gefälliges Aeußere empfiehlt, kann schon ein paar Winterabende recht angenehm mit durchbringen heißen.

### KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELEHRTHEIT. London, gedr. b. Gillet: *A short account of the climate of Madeira*; with instructions to those who resort thither for the recovery of their health. By Joseph Adams M. D. 1801. 20 S. 8. (8 gr.) Seit geraumer Zeit sind die englischen Aerzte gewohnt, ihre schwindsüchtigen Kranken nach Madeira zu schicken, und, so viele Beyspiele von glücklichen Curen, die durch den Aufenthalt in diesem *Elysium* des Odysseus bewirkt worden, bekannt sind; so oft haben dennoch diese Reisen nicht den gehofften Nutzen hervor gebracht. Unbekanntschaft mit dem Klima jener glücklichen Insel, noch mehr aber mangelhafte Untersuchung der Krankheit, ihrer Art und ihrem Grade nach, und eüdllich Mangel an Verpflegungs-Anstalten für solche Kranken in Madeira, müssen besonders bey dem unglücklichen Ausgange jener Curen beschuldigt werden. Aus diesem Grunde bewegen mehrere Londoner Aerzte den Dr. Adams, nach Madeira zu gehn und die Beforgung der Kranken zu übernehmen, die sie dahin schicken würden. Er schildert nun hier das Klima von Madeira als völlig elyßisch; das Thal besonders, worin die Hauptstadt Funchall liegt, wird nur süd-

wärts vom atlantischen Ocean bespült; nach Norden erheben sich Gebirge, 3000 bis 3500 Schuh über der Meeresfläche, von denen eine Menge Bergströme herab kommen und sich ins Meer ergießen. Die kühlen Seewinde und die Nähe der Gebirge mäßigen die Hitze der Luft so sehr, daß das Thermometer höchst selten bis auf 80° Fahr. steigt, so wie es im Winter niemals unter 58° sinkt. Diese vollkommene Gleichmäßigkeit der Temperatur ist mit einem beständig mittern Stande des Hygrometers verbunden. Es ist also begreiflich, was der Vf. sagt, daß epidemische Krankheiten hier fast gar nicht vorkommen, und daß die Schwindsucht in ihren ersten Perioden gewöhnlich sehr glücklich geheilt wird. Dr. Adams unterscheidet sehr richtig die in England gewöhnliche scrofulöse Schwindsucht von andern: in jener empfiehlt er den Aufenthalt auf Madeira ganz vorzüglich. Er erbiethet sich, nebst seiner Gattin, den Schwindsüchtigen für 10 Schilling, 6 Pence, täglich, Kost, Wein, Thee und Aufwartung zu verschaffen, und thut mehrere Vorschläge, wie die Verpflegung dieser Kranken noch mehr zu verbessern sey.

In Nr. 30. d. J. S. 240. Zeile 16. ist anstatt *fassen* zu lesen: *lassen*, und in Nr. 299. S. 170. Zeile 11. von unten ist anstatt *eines Studiums der Bibel* zu lesen: *eines gelehrten Studiums der Bibel*.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 15. December 1802.

## GESCHICHTE.

KOPENHAGEN U. LEIPZIG, b. Schubothe: *Kriegs-Ereignisse zwischen Dänemark und England* von dem 30. März 1801 bis zum Anfang der Stillstands-Unterhandlungen am 2. April. Nebst den Berichten des Lord *St. Vincent*, der Admirale *Hyde Parker*, *Nelson* und des Mr. *Addington*, mit erläuternden und berichtigenden Anmerkungen versehen. Nach officiellen Berichten und Augenzeugen gesammelt von K. H. *Seidelin*. Mit einer Karte vom Sund. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1801. 56 S. 8. (6 gr.)

LEIPZIG: *Der Neutralitätskrieg der Dänen im J. 1801*. Freymüthig und authentisch dargestellt. 1801. 112 S. 8. (10 gr.)

Beide Erzählungen eines, zum Theil schon durch die Ungleichheit der Streitkräfte merkwürdigen, Kampfes sind ziemlich vollständig, einfach und allem Ansehen nach vollkommen glaubhaft, wenn gleich etwas partheyisch für Dänemark. Sie liefern beide die officiellen Berichte, sowohl von englischer als von dänischer Seite; jene in der ersten Schrift mit widerlegenden und berichtigenden Anmerkungen begleitet. Ferner findet man in beiden die Urkunde des Waffenstillstandes, und in der letzteren die zu Hamburg am 7. May getroffene Vereinbarung über die Schifffahrt auf der Elbe, jedoch nur in deutschen Uebersetzungen. Ueberdies enthält die letztere noch eine Nachricht von der Besetzung von Hamburg, Lübeck und Travemünde, so wie von der Wegnahme der dänischen westindischen Inseln durch die Engländer. St. Thomas ward am 28. März, St. Croix am 1. April eingenommen, ohne Widerstand, der bey einer so entschiedenen Uebermacht nur Thorheit gewesen wäre. Aber merkwürdig ist es, daß diese Wegnahme geschah, noch ehe die Seeschlacht vorfiel, und daß sie von England aus zu einer Zeit befohlen und veranstaltet ward, wo England, selbst nach der Sprache der Regierung, noch in tiefem Frieden mit Dänemark war, und wo die englische Regierung, über die gütliche Beylegung der Mißverständnisse eifrig unterhandelte. Ohne Zweifel war eben dieß der Fall mit den dänischen Colonien in Ostindien. Man kann daraus abnehmen, mit welcher Sicherheit die dänische Regierung sich in Unterhandlungen einlassen konnte, welche dem Auslaufen der englischen Flotte vorhergingen.

A. L. Z. 1802. Vierter Band,

Das Resultat der englischen und dänischen Berichte stimmt zwar darin überein, daß die südliche Defension der Kopenhagener Rhede durch die sehr überlegene englische Flotte, theils zerstört, theils unbrauchbar gemacht ward: aber in Ansehung verschiedener einzelner Angaben weichen sie sehr von einander ab. Hier giebt schon der Ton der dänischen Berichte dem unpartheyischen Forscher einen überwiegenden Beweis für ihre grössere Glaubwürdigkeit ab, und man kann in die Anmerkungen des ersten Verfassers, und in den Commentar des zweyten fast keinen Zweifel setzen, wenn sie auf die Aussagen zuverlässiger Augenzeugen versichern, daß sich in den englischen Berichten die größten Uebertreibungen fänden. Der Verlust an Mannschaft auf dänischer Seite betrug an Todten und Verwundeten überhaupt 1050 Mann. Der englische ward von den Admiralen auf nicht volle 1000 Mann angegeben; man weifs aber aus anderen bekannt gemachten authentischen Listen, daß er 2154 Mann betrug. Aus diesem sehr starken Abgang einer ohnehin nicht überflüssig bemannten Flotte, auf welcher sich überdies noch manche dänische Matrosen befanden, die nicht an dem Gefecht Theil nahmen, läßt es sich erklären, daß Nelson einen Waffenstillstand anbot. Es scheint ausgemacht, daß er mit seiner Flotte nach diesem Gefecht, ohne sich wieder in den Stand zu setzen, nichts weiter vornehmen konnte; und wenn ihn gleich die Dänen nicht hindern konnten, sich wegzubegeben: so rettete er doch nur unter dem Schutz der Parlamentarflaggē drey seiner Schiffe, die schon gestrichen hatten, und durch das Feuer der Batterien beherrscht wurden. Zweydeutiger noch ist das Verfahren bey der Besitznehmung verschiedener von ihren Vertheidigern größtentheils verlassenen, nur noch von Verwundeten oder Unwehrhaften besetzten dänischen Schiffe, welche, nach den dänischen Berichten, erst während der Unterhandlungen über den Waffenstillstand geschah. Uebrigens wird in der zweyten Schrift die Eingehung des Waffenstillstandes von der dänischen Regierung fast gemisbilligt; aber der Vf. scheint nicht gewußt zu haben, daß man in Kopenhagen vor dem Abschluß des Stillstandes schon von dem Tode des Kaisers Paul's I. unterrichtet war, wodurch die Lage der politischen Angelegenheiten überhaupt sich sehr änderte, wenn man auch, bey seinem früheren Wankelmuth, seine damals schon wieder für England günstigere Gesinnung nicht als beständig ansehen wollte. Indefs wollen wir damit nicht entscheiden, ob schon hinlänglicher Grund vorhanden war, demers-

Gggg

sten

sten Parlamentar Gehör zu geben, und nicht vielmehr die ersten ganz unbestimmten, mit unerträglichem Stolz vorgebrachten Anträge des englischen Admirals, durch Fortsetzung des Feuers zu beantworten, und den Grund des angebotenen Stillstandes natürlicher in der Verlegenheit des Feindes, als in seinen angegebenen großmüthigen und menschenfreundlichen Gesinnungen zu suchen. Noch unbegreiflicher ist es, wie man die Division des Admirals *Nelson* am Abend vor der Schlacht ungehindert vor den Batterien vorbeysiegl, und die ihm zum Angriff so bequeme Stellung nehmen liefs, da man gerade damals die ganze Flotte zu vernichten im Stande gewesen wäre. Sonst wird der Tag der Schlacht in der dänischen Geschichte allerdings stets eine rühmliche Epoche machen: denn alle Nachrichten stimmen überein in das laute Lob des tapfern, entschlossenen Widerstandes der Dänen, der bey einer achtzig Jahre lang an den Frieden gewöhnten Nation, gegenüber den sieggewohnten Engländern befiehlt von *Nelson*, doppelte Bewunderung verdient.

Ueber die Besetzung von Hamburg und die nachmalige Convention wegen der Elbschiffahrt, erklärt sich der Vf. der zweyten Schrift nur kurz und unzulänglich. Ohne Zweifel standen alle diese Begebenheiten unter dem gebietenden Einflufs höherer politischer Combinationen, deren Mittelpunkt damals in Petersburg gewesen seyn dürfte. Einenauffallender Beweis davon gab die officiële Bekanntmachung der freyen Schiffahrt auf der Elbe, zu London vom 27. April durch den Lord *Hawkesbury*, da doch die Convention durch den Prinzen *Carl* erst am 7. May zu Hamburg geschlossen ward. Daraus scheint zu folgen, daß Preussen diese Freyheit der Schiffahrt in Dänemarks Namen versprochen habe, ohne einmal dessen Zustimmung erhalten zu haben; und damit stünde dann freylich die kräftige Mitwirkung Preussens bey der nachherigen Räumung Hamburgs durch die dänischen Truppen in Verbindung, obgleich die Preussen noch lange das Hannöverische und selbst Bremen besetzt hielten.

Die der ersten Schrift beygefügte Situations-Karte des Sundes erstreckt sich von Kronenburg bis Kopenhagen, und enthält zugleich eine concentrirte Vorstellung der Schlacht. Weit vorzüglicher aber ist in dieser Rücksicht die Karte von der *Kopenhagener Röhde* bey der zweyten Schrift, welche eine sehr genaue, deutliche, gut illuminierte Abbildung des Schlachtfeldes und des Theils von Kopenhagen liefert, welcher allenfalls den englischen Bomben ausgesetzt gewesen wäre.

FRANKFURT, h. Körner: *Beyträge zur Geschichte der Wetterau*. Herausgegeben von *Roth* und *Schazmann*. Erstes Heft. 1801. 191 S. 8. Mit einer illum. Ansicht. (1 Rthlr.)

Die Wetterau gehört unter die interessantesten Gegenden Deutschlands, sowohl durch ihre schöne Lage und Fruchtbarkeit, als auch, weil sie eines der we-

nigen Striche ist, in welchem wir den Aufenthalt der Römer mit historischer Gewisheit darthun können, und die deutlichen Spuren desselben noch in unsern Tagen finden; endlich wegen der vielen Orte und Ruinen, welche Denkmale des Mittelalters aufzuweisen haben. Eine Sammlung des Merkwürdigern mufs für die Bewohner dieser Ländereyen lebhaftes Interesse erregen; und selbst auch für das übrige Deutschland einzelne nicht unbedeutende Data liefern. Eine solche Unternehmung verdient also Aufmunterung; auch macht die gegenwärtige gerechten Anspruch darauf, und sie würde ihn noch mehr verdienen, wenn die Herausg. in der Auswahl gleich in diesem ersten Hefte etwas strenger gewesen wären. Sehr zweckmäfsig wird eine Untersuchung über das Alter der *Burg-Friedberg* von Hn. *Schazmann* an die Spitze gestellt. Friedberg ist der wichtigste Ort der Wetterau, vermuthlich auch einer der ältesten; an ihn ketten sich also eine Uebersicht von der Lage des ganzen Strichs vorzüglich aus den Zeiten der Römer. Die Urkunden sprechen von der Burg Friedberg nicht eher, als im 12ten und 13ten Jahrhundert, welches auffallend ist, und mehrere Schriftsteller veranlafst hat, einen der beiden Hohenstaufischen Friedrichs als Erbauer derselben anzugeben und selbst den Namen von ihnen abzuleiten. Unterdeffen scheinen das doppelte Mauerwerk der Burg, welche das beyliegende Kupfer äußerst getreu vorstellt; viele in der Gegend gefundene römische Münzen, vornehmlich aber die Urnen, welche bey dem Abbrechen einer alten Mauer zum Vorschein kamen, offenbar zu beweisen, daß schon die Römer diese bequeme Lage zur Befestigung einst benutzt haben. Die große Römerschanze, der sogenannte *Pohlgraben*, zieht sich zwar weiter nördlich fort, und zu den Gränzkastellen gehörte also Friedberg nicht; aber warum sollten die Römer nicht auch innerhalb derselben mehrere wohlgelegene Orte befestigt haben? Dieser Annahme steht nun freylich entgegen, daß im Karolingischen Zeitalter, wo so häufig von dieser Gegend aus gegen Hessen und Niedersachsen hin gewirkt wurde, der Name *Fritzlar* unter den vielen andern Orten nicht vorkommt. Der Gegenstand verdient noch nähere Untersuchungen. Der Vf. sucht sie zu liefern, und ist sehr von dem römischen Ursprunge überzeugt, welches ihm gerne zu verzeihen wäre, wenn er nicht mit Weitfchweifigkeit in das Detail von allen in das Innere von Deutschland durch *Drusus*, *Tiberius* etc. gemachten Zügen einging, und seine Entwicklung mit einer dem Geschichtschreiber nicht ziemenden Begeisterung und Sprache vorrüge. Z. B. S. 14. ist vom *Drusus* die Rede. „Die Unternehmungen dieses Helden zur Erreichung seines Zwecks sind riesenmäfsig; Staunen der Zeitgenossen und Bewunderung der Nachwelt folgte ihnen — *Wir noch stehen in Unbegreiflichkeit da, an den herkulischen Ueberresten derselben.*“ Auch *Rec.* steht in Unbegreiflichkeit da, dessen was der Vf. eigentlich sagen wollte. Vermuthlich glaubt er, seine Sache recht schön gemacht zu

zu haben; denn dieser Ton erhält sich durch den ganzen Aufsatz. — 2) *Geschichte des sogenannten Hexenthurms zu Lindheim*, einem gauerbschaftlichen Orte an der Nidder, vom Hn. Pfarrer *Horst* zu Lindheim. Eine Geschichte des Thurms darf man hier nicht suchen; denn von diesem läßt sich nichts sagen, als daß er dasteht und sehr alt ist. Ohne Zweifel war er der ganzen Beschreibung nach das Verlies irgend einer alten Burg, wie sich deren in den meisten zerstörten Schlössern mit ähnlicher Bauart finden; und den Namen Hexenthurm erhielt er vermuthlich, weil man in spätern Zeiten keinen passenden Ort zur Aufbewahrung angeklagter Hexen wußte. Aber merkwürdig und schauerhaft ist die in diesem Hefte noch nicht geendigte aktenmäßige Erzählung eines Hexenprocesses bald nach dem dreysigjährigen Kriege, welcher vielen Einwohnern dieses Orts Vermögen und Leben kostete. Nr. 3. liefert eine lange Ballade über die zerstörte *Glauburg*, welches ebenfalls eine römische Anlage gewesen seyn soll, weil sie dicke Mauern hat, und man Münzen in der Gegend findet. Natürlich treten also die riesenmäßigen *Mauern* der Römer, endlich auch eine deutsche Sängerin auf, und der Vf. hat nach Kräften Schauer zu erregen gesucht. Großes poetisches Verdienst wird man aber schwerlich in der Ausführung entdecken. 8) Die *Culturgegeschichte Friedbergs vor und nach der Reformation*, sind eigentlich Bruchstücke über Schulanfalten im 15ten und 16ten Jahrhundert. 5) Noch einige nur für *Friedberg* interessante Kleinigkeiten; worunter jedoch die Küchen- und Zehrföderung eines Kornets im 30jährigen Kriege durch ihre Impertineuz noch vor den neuern französischen sich auszeichnet.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Schöne: *Telegraphische und grammatisch-kalische Vorschläge* von *Abel Burja*. 1801. 102 S. 8. m. 2 Kpf. (21 gr.)

Diese kleine Schrift empfiehlt sich durch die Mannichfaltigkeit und das Interesse der darin abgehandelten Gegenstände, und durch mancherley sehr richtige Bemerkungen. Es ist bey mehreren dieser Gegenstände gewiss verdienstlich, daß sie in Anregung gebracht worden sind, wenn man auch gleich nicht alle *Vorschläge* des Vfs. zweckmäßig nennen kann. *Erster Vorschlag*. Neue Fernschrift. Der Vf. bemerkt mit Recht, daß der Nutzen der Telegraphen nicht jederzeit den darauf zu verwendenden Kosten entsprechen könne, wenn diese nicht eingeschränkt, und wenn nicht dagegen der Gebrauch der Telegraphen auch auf Nachrichten ausgedehnt werde, welche Privatpersonen, z. B. Kaufleute sich zusenden wollen. Er schlägt eine große Scheibe von Holz, schwarz angefrichen oder auch nur mit Wachstuch überzogen, mit einem durch einen leichten Mechanismus zu bewegenden weißen Zeiger vor, und setzt dabey (wohl ohne Grund) voraus, daß man leicht,

ohne besondere Bezeichnung der Ziffern 1 — 12 auf derselben, wie auf einem Uhr-Zifferblatte, diese 12 Stellen der Scheibe (ohne Mißverständniß) unterscheiden werde. Es folgt nun ein Schlüssel, ein Register von Buchstaben, Wörtern und Sätzen, die durch Zahlen ausgedrückt werden. In demselben haben die Deklinations- und Conjugationsendungen begreiflich ihre besonderen Zahlen, und es ist daher auffallend, die Flexionen von: ein, jede mit besonderen Zahlen bezeichnet zu sehen: mit einem 270, einen 209, einer 211. Das erste Kupfer stellt die ganze Vorrichtung dar. *Zweyter Vorschlag*. Neue Gebarden Sprache, der lebendige Telegraph, ein Versuch, sich durch die Bewegungen der Arme (S. 30. steht der Sinn entstellende Druckfehler: der Arme) zu verständigen, nämlich eine Angabe von 49 Stellungen des einen Arms oder beider, welche entweder ganze Gedanken, z. B. *Attention; Ein du mol*, oder die Buchstaben des Alphabets bedeuten. Sämmtliche Stellungen sind auf der zweyten Kupfertafel abgebildet. Der Vf. hatte diesen Gedanken schon vor mehreren Jahren der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin mitgetheilt, früher als ein Franzose eine ähnliche bekannt machte. *Dritter Vorschlag*. Allgemeines Alphabet. Der Vorschlag geht von der sehr richtigen Bemerkung aus, daß die Alphabete aller Nationen unzureichend sind, um jeden Laut genau zu bezeichnen, die langen Sitten von den kurzen zu unterscheiden, und die gehörige Stelle des Accents oder starken Lautes anzugeben. In dem von dem Vf. vorgeschlagenen Alphabet, welches in Wörterbüchern, Grammatiken, Reisebeschreibungen, mit Nutzen gebraucht werden könne, bezeichnet ihm z. B. *a*: das geschlossene e der Franzosen; *e*: das offene e derselben (*ä*); *α*: ein sehr offenes e, welches sich dem a nähert (sehr offenes *ä*), ferner *j*: das j und das weiche g der Franzosen (sehr gelindes *sche*), *γ*: das harte g, ein gemildertes k (*ge*, beynahe *ke*); *z*: das Brandenburgische g, wie in: *Magen*, Russisch *ghlaghol* (*gha*); *g*: das nasale n der Deutschen in *banze*, *denken*. Vollständig ist auch dieses Alphabet nicht; man würde es nur durch eine genaue Vergleichung aller verschiedenartigen Laute der europäischen Sprachen und dadurch ein Mittel gewinnen, den Lauten aufseureuropäischer Sprachen, die jeder Reisebeschreiber in seiner Muttersprache ausdrückt, näher zu kommen. Der Nutzen würde erheblich, aber die Wahl der Zeichen müßte sorgfältiger, als hier, angestellt seyn, damit man nicht durch das Zeichen selbst auf einen falschen Laut geleitet würde. Z. B. hier soll *γ*: das gewöhnliche i, u: das deutsche ö, z. B. in *hören*, *z*: das ö in *köjlich*, beide das französische eu; *σ* aber ü aus der Gurgel, das *y* der Polen, das *ieru* de. Russen seyn. Nun folgt ein Verzeichniß deutscher, französischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, englischer, dänischer, schwedischer, holländischer, polnischer, russischer, sranischer, hungarischer Städtenamen, die mit diesen Zeichen geschrieben sind. *Vierter Vorschlag*. Griechisch und Lateinisch lesen.

Man läßt jeden die Buchstaben beider Sprachen so aussprechen, wie er es in seiner Muttersprache gewohnt ist, und gleichwohl läßt sich die Aussprache mancher Consonanten und Vocale jener Sprachen aus Nachrichten mit Gewißheit, anderer wenigstens mit hoher Wahrscheinlichkeit bestimmen. Diese also soll man sogleich bey den Lesern lehren. Auch hier sind Beispiele gegeben. *Fünfter Vorschlag. Verbes-*

serungen der deutschen Sprache. I. Ueber: laßt uns gehen, und: gehen wir; letzteres sey zweydeutig. II. Ueber das Wort: Zeitwort; besser sey: Zustandswort. III. Vom langen und kurzen s. IV. Von der Nothwendigkeit eines Zeichens der Abkürzung. V. Von Du und Sie; man müsse bey der deutschen Conjugation auch unter der zweyten Person des Singulars und Plurals: Sie machen, aufführen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ORIENTALISCHE LITERATUR.** Tübingen, b. Hopfer: *Bibliothecae Arabicae P. III. Auct. Christi. Frid. Schnurrer.* 1802. 52 S. 8. Nach den unterrichtenden Nachrichten, welche das 1. und 2. Stück dieser *Bibliotheca Arab.* über historische und geographische Schriftsteller jenes Fachs mit Genauigkeit und urtheilsvoller Auswahl mitgetheilt hat, geht der Vf. über zu einer eben so interessanten Sammlung dessen, was arabische Grammatiken, Lexica und dergleichen philologische Vorbereitungsschriften betrifft. Seine Arbeit ist nicht nur viel vollständiger, als die Aufzählung solcher Schriften in dem bekannten und immer schon dankwerthen *Catalogue* von *William Marsden* (1796.). Sie hat zugleich den Vorzug, daß sie nicht bloß die Titel der Schriften angiebt. Fast jeder angeführten Schrift ist bald eine Anzeige über Inhalt, bald eine kurze, bündige Beurtheilung des Gehalts, bald diese oder jene literarhistorische, nicht bloß auf Seltenheit, sondern vorzüglich auf Nutzbarkeit sich beziehende Nachweisung beygefügt. Zuerst sind Schriften über die Schicksale der arabischen Sprache, alsdann die zahlreicheren, welche eine Empfehlung, sie zu studieren, enthalten, in der dritten Abtheilung aber arabische Grammatiken und Lexica gemischt aufgeführt. Die letzte Reihe geht bis auf das *Lexicon Goli* herab, über dessen eifertige Entzuehung und daher eingeschlichene Mängel der Vf. bemerkenswerthe Winke und Beispiele mittheilt. Golius schreibt zum Beispiel S. 400. *قَالَ* Fut. O. i. q. *قَالَ* intelligens fuit Ca. Dies beruht aber auf einem Schreibfehler, welchen Hr. Sch. aus seinem Mspt. des Camus verbessert. Nach diesem ist *قَالَ* idem, quod *قَالَ* folglich: *inconsiderate aliquid fecit.* Ohne Zweifel hat Hr. Prof. Sch. schon eine beträchtliche Anzahl von Verbesserungen zu Golius aus jenem Mspt. und so vielen andern Hülfsmitteln vorräthig, welche ihm vor vielen andern zu Gebote stehen und von keinem besser, als durch seinen geauuen Blick benutzt werden könnten. Welch ein erwünschtes, instructives Geschenk für die arabische Literatur würde die Bekanntmachung solcher Untersuchungen seyn. Die Berichtigung eines ausgebreiteten Irrthums scheint uns wichtiger, als selbst die Entdeckung einer Wahrheit, da jene zugleich eine Wahrheit hebrt! Auch Hr. Sch. erneuert den Wunsch nach einer neuen Ausgabe des Golius. Sollten wir sie wirklich aus einem Theil der Bergischen Verlagschaft zu Duisburg, dessen Ankauf für die dortige Universitäts-Bibliothek in dieser Absicht selbst von des Königs von Preussen Maj. unterstützt worden ist, sicher zu hoffen haben? Von einem auf der herzogl. Biblio-

thek zu Stuttgart vorhandenen, wegen handschriftlicher Anmerkungen von Golius selbst, sonst geschätzten Exemplar des Goliusischen Lexicons, zeigt der Hr. Prof., daß diese Anmerkungen meist nur das, was Golius im Appendix schon nachgeliefert und nachgebessert hat, folglich nicht vieles zu einer neuen Ausgabe nützlich enthalten. Dagegen giebt er den Wink, daß Golius den *Thesaurus Giggellii* zwar in der Vorrede anführe, aber nicht gebracht zu haben scheine, und daß von Gigg. wahrscheinlich noch jetzt Exemplare in dem Collegium Ambrosian. zu Mayland zu kaufen seyen.

Weil die *Bibliotheca arab.* als Dissertation gedruckt wird, hat der Vf. noch Disputationsätze aus der Exegese des A. T. dießmal über *Zachar.* III. angehängt. V. 2. giebt ein Beispiel, daß der Ausdruck: *Jehovah sprach.* so viel bedeutet als: *Jehovah's Abgesandter sprach.* V. 4. wird statt *וַיֹּאמֶר* vorgeschlagen *וַיֹּאמֶר* et dixit. Würde aber *וַיֹּאמֶר* nicht vielmehr et dicet bedeuten? Vermuthlich ist *וַיֹּאמֶר* als Forma Pyhal etiam dicebatur zu erklären. V. 7. hält der Vf. *מַלְאָכִים* für gleichbedeutend mit *מַלְאָכִים* *ducentes, antistites.* Im Gegensatz gegen das Stehen, d. h. Aufwarten zum Dienst, scheint das Gehen, *מָלַךְ*, schon an sich ein Bild des Anordnens zu seyn. Sinn: Auch will ich dir überragen die Gänge (der Aufsicht und Anordnung) unter jenen, welche zum Dienst aufwarten. So ist *ὁ περιπατῶν μετὰ σοῦ.* Apok. 2, 1. Bild der Aufsicht. Der Erklärung des Vfs. scheint hauptsächlich dieß entgegen zu seyn, daß auch die Pihelische Bedeutung von *הָלַךְ* gehen, nicht gehen machen, führen, Hihelische Formen aber fehlen. V. 8. Sehr passend werden *וַיִּשְׁמְרוּ מִן־הַכֹּהֲנִים הַיְהוּדִים* (*Sacerdotes*) qui versantur in exponendo et judicando prodigio erklärt. *כֹּהֲנִים* ist hier, wie der Zusammenhang giebt, nicht ein Vvänder, sondern ein vorgehaltenes bedeutungsvolles Symbol (*σημαῖον*) der Stein mit 7 Augen. Dieser Eine Stein, der doch 7 Augen hatte, scheint Symbol der Vermehrung der jüdischen Colonie durch Einen als Hauptverehrer des Jehovah zu seyn. Deswegen möchte Rec. das folgende übersetzen: Siehe, ich laße kommen (aus der Deportation) mit meinem Knecht (einem neuen Anführer zurückkehrender Exulanten) einen Zuwachs, *novam progeniem advenarum.* Allerdings ist *וַיִּשְׁמְרוּ* auch hier *proventus, propululatio* Genes. 19, 25. Ezech. 16, 7. Im 9 vs. erklärt der Vf. *Augen* von *oculis saxo insculptis.* Einige schwere Steine haben von Natur gleichsam Augen, *ocellati sunt.* In eben diesem Vs ist statt *וַיִּשְׁמְרוּ* mit Hn. Seb. wahrscheinlich *וַיִּשְׁמְרוּ* von *שָׁמַר* absterjit anzunehmen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 16. December 1802

## ERDBESCHREIBUNG.

GOtha, b. Perthes: *Sitten- und Kulturgemälde von Rom*. Mit dem Bildniss des Kardinals Ruf-fo und neun andern Kupfern. 1802. XXXVI. u. 292 S. kl. 8.

Durch die letzte Revolution und durch die Wiederherstellung der päpstlichen Hierarchie ist Rom von neuem so interessant geworden, daß eine treue Darstellung seiner Bewohner in ihrer gegenwärtigen Lage nicht anders als willkommen seyn kann. Diese liefert hier ein den Freunden der Kunst leicht kennbarer Gelehrter, der sich dort nicht weniger als neun Jahre aufgehalten hat. Auch wird die von Hn. C. R. Böttiger in der Vorrede bezeugte langjährige Beobachtung sehr bald durch die Lectüre des Werkes selbst bestätigt. Ueberall spricht hier die Fülle der Erfahrung; und der Vf. zeichnet nicht nur mit der festen Hand eines durch öftere Anschauung und anhaltendes Studium seines Gegenstandes vorbereiteten Künstlers, sondern giebt auch seiner Zeichnung das gehörige Colorit, so daß man weder zu starke und grelle, noch zu schwache Farben aufgetragen findet; und wenn man, wie der Vf. selbst andeutet, seinem Gemälde den Vorwurf machen könnte, den man gewöhnlich den italiänischen Malereyen macht, daß sie mehr Schatten als Licht zeigen: so ist dies nicht die Schuld des Malers, der eine treue Darstellung liefern wollte, sondern des Gegenstandes. Die Hauptparthieen des eben so vollständigen als treuen Gemäldes, denen eine für Rom nicht vortheilhafte Parallele mit andern großen Städten vorangeht, sind: *Roms Lage und locale Beschaffenheit — Volkscharakter — Religiosität und Sittlichkeit — häusliche Lebensweise — gesellschaftliche Vergnügungen; Volksfeste, öffentliche Lustbarkeiten — Römische Polizey und Justiz — Erziehung — Mode — Fremde, Juden, Freudenmädchen — Päpstliches Militär — Bevölkerung — Zustand der Literatur und der bildenden Künste*. Hier nur einige, theils bisher weniger beachtete, theils entweder durch die (während der Anwesenheit des Vfs. in Rom vorgefallene) Revolution mehr oder weniger veränderte oder sichtbar gewordene Züge, mit Uebergehung bekannterer, deren richtige, mit den Nachrichten glaubwürdiger Beobachter übereinstimmende Darstellung für die Wahrheit der übrigen hinlänglich zu bürgen scheint. „Religiöser Aberglaube herrscht freylich hier (wie man es von einer mit Priestern angefüllten Stadt leicht vermuthen wird) über

A. L. Z. 1802. *Vierter Band,*

alle Classen und Stände mit sichtbarer Gewalt; doch hat auch dieser seit einiger Zeit dem überall sich einnistenden, Unglauben einen nicht unbeträchtlichen Theil seines Gebiets einräumen müssen, wovon man während der Revolution, wo jeder sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen wagte, auffallende Beyspiele gesehen hat.“ — In wenigen katholischen Ländern herrscht weniger strenge Religiosität und Bigotterie, als in R.; nur durch die Anwendung aller Priesterkünste konnten die Trasteveriner einen Augenblick in Aufwallung gebracht werden: „gleichgültig sah das Volk Pius VI. von Rom wegführen, es witzelte, als die Kardinäle in das Kloster der büßenden Magdalena eingesperrt wurden, und war froh, als die Regierung tausende von auswärtigen Priestern und Mönchen aus Rom fortschickte; denn es hatte längst eingesehen, daß sie ihm als Müßiggänger und unnütze Brodesser zur Last lagen.“ Trotz dieser schon durch die frühere Geschichte bestätigten und leicht erklärbaren Lanigkeit des Volks gegen seine Priester-Regierung, welche die Revolution so sehr begünstigte, hängt es doch fest an seiner Religion oder vielmehr an dem auf seine Moralität gar nicht einwirkenden Mechanischen des Gottesdienstes, vorzüglich aus Neigung zum Müßiggange, so daß es noch immer fort die vom vorigen Papste aufgehobenen Feste feyert. Dieser Müßiggang, ein Hauptcharakterzug mehrerer italiänischer Nationen, vorzüglich aber des sorglos erzogenen, für die Haushaltung im Ganzen völlig untauglichen weiblichen Geschlechts, (das der Vf. eben so genau darstellt, als das männliche) äußert auch in Rom die gewöhnlichen Wirkungen. Dagegen ist die hier; sehr weit gehende Gewohnheit, Nacktes zu sehen, den Sitten weniger nachtheilig, als es scheinen mag; eben dies ist der Fall mit den sehr offenen Aeußerungen über Gegenstände, die anderwärts mit schamhafter Zurückhaltung behandelt werden. — Auch im Cicisbeate bewirkte die alles verwirrende Revolution eine plötzliche Veränderung. „Die violetten Strümpfe, die rauschenden Abbaton-Mäntelchen verflohen wie Spreu am Winde vor der dreyfarbigen Kokarde — und in wenigen Wochen, nachdem die schönen Römerinnen sich vom ersten Schrecken erholt hatten, waren [trotz dem alten Haße gegen die Franzosen,] alle erledigten Stellen mit schnurrbärtigen Republikanern besetzt, welche mit den herkömmlichen Rechten und Pflichten des Cicisbeats unbekannt, ihr republikanisches System auch hier auf bloße Principien der Natur gründeten. Der Erfolg übertraf die Erwartung; alle jungen und schönen Frauen in Rom wurden mit

Hhhh

Leib



Leib und Seele Republikanerinnen.“ — Als Residenz des Oberhauptes der Kirche leidet Rom in der Regel Mangel an Vergnügungen; die freyen Sitten und glänzenden Hofhaltungen einiger frühern Päpste „haben sich längst wieder in die Schranken der äussern Decenz zurückgezogen und gegenwärtig, unter der Regierung eines Papstes, der weder von Ehrgeiz, noch von Prachtliebe und Ruhmsucht beherrscht wird, und wo, nach den Stürmen der Revolution, die gebieterischen Umstände sowohl der Regierung als dem Adel, mehr Oekonomie aufliegen, ist die Eingezogenheit desselben grösser als je, und jeder schränkt seinen Aufwand nur auf das durch Gebrauch und Herkommen Nothwendige ein.“ So ist auch aus ökonomischen Gründen in den letztern Jahren die sonst am Namensfeste der Apostel Peter und Paul gewöhnliche Girandola, die aus einer Feuergarbe von mehrern tausend zugleich aufsteigenden Raketen bestand, abgeschafft worden. Die schönste Zierde hat das Frohnleichnamsfest durch den Verkauf der Teppiche Raphaels, an einen französischen Commissar (mit den übrigen Meublen des Vatikanischen Pallastes) verloren, und das ehemals so berühmte Carneval, das seit Basseville's Ermordung im J. 1793 schon sehr eingeschränkt, und während der Republik ganz verboten wurde, ist jetzt, nach der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung, durch das fortdauernde Verbot der Maskenfreyheit, seines vorzüglichsten Reizes beraubt. — „Die Theater sind jetzt selten vorzüglich besetzt; denn die Impressarien scheuen sich, in dieser geldarmen Stadt, wo überdem der Hof sich nicht thätig für ihre Unternehmung interessirt, grosse Summen anzulegen.“ Uebrigens ist das Theater liebende Publikum in Rom, trotz dem guten Vorurtheil für dessen Geschmack, dem in andern Städten Italiens, wie man es aus mehreren neuen Schilderungen kennt, fast durchaus ähnlich. — In dem scheusslichen, aber allem Anscheine nach nur zu wahren Gemälde der römischen Polizey und Justiz liest man mit Befremden, dass hier, wo so viel zu thun war, die Republik nichts weiter that, als dass sie die Bezeichnung der Häuser durch Numern einfuhrte, dass dagegen die projectirte Erleuchtung nicht zu Stande kam, die bisherige Unreinlichkeit der Strassen und die Menge der sie überschwemmenden Bettler noch grösser wurde. „Während der Republik wurden zwar mit den übrigen Fremden auch die fremden Bettler vertrieben; aber nur, um der noch grössern Menge einheimischer Bettler Platz zu machen, welche das seitdem immer zunehmende Elend auf eine schreckliche Weise gehauft hat. Rom scheint, seit jener unglücklichen Republik, nur ein grosses Spital zu seyn — — Täglich sterben jetzt Arme auf den Strassen, im eigentlichen Sinne, vor Hunger. Der Vf. sah jüngst bey einem Gange durch die Stadt eine solche Scene drey mal in einer halben Stunde an drey verschiedenen Orten. Durch die Plünderung des *luoghi di monte* (Leihhäuser) sind viele Familien in das tiefste Elend gerathen. [Weiterhin wird dieß ausführlich

erklärt]. Ganze Gruppen dieser Unglücklichen, die sich des Tages zu betteln schamen, schleichen des Abends durch die Strassen und flehen mit wenigen leisen, aber vom tiefsten Schmerz ausgepressten, Worten die Vorübergehenden um eine Gabe an. An den Misthaufen und an den Oeffnungen der Kloaken sieht man immer arme Kinder schmutzige halbverfaulte Abgänge von Nahrungsmitteln aus dem Kehrloch hervorwühlen und gierig verschlingen.“ — Die besonders an Festtagen häufiger, immer nur Nachmittags und Abends vorkommenden Morde werden aufser Spiel und Eifersucht, oft durch Streitigkeiten über Meynungen vom Wein erhitzter Köpfe veranlasst; „so endigte vor einiger Zeit in einem Wirthshause der Streit eines Schusters und eines Bedienten über den *Tasso* mit der Ermordung des erstern.“ Seit der Revolution sind zwar die Kirchen nicht mehr Freystätten der überhaupt leicht zu rettenden Mörder; noch sind es aber die Palläste der Prinzen, Cardinäle und Gesandten; besonders waren von jeher die Familie Albani und der spanische Gesandte die Protectoren der Mörder. Seit der Revolution, da das Messertragen verboten wurde, sind die Morde (deren man während der freylich sehr langen Regierung Pius VI. über 20,000 rechnete) seltener, ungeachtet die jetzige Regierung wieder nach den alten Grundsätzen verfährt, vielleicht auch deshalb, weil das Weintrinken durch die grosse Theuerung beschränkt wird, die den durch die Insurrectionen und Bewaffnungen des Landvolks schon vorher begünstigten Landstrassenraub und besonders den durch die neapolitanischen Truppen (grösstentheils Calabresen) in Gang gebrachten Diebstahl in Rom selbst immer mehr verbreitet. Uebrigens werden Diebe mit grösserer Strenge bestraft als Mörder: „wahrscheinlich weil jene vornehmlich auf das Eigenthum des Wohlhabenden und des Vornehmen Jagd machen, statt dass Mordthaten nur unter gemeinen Leuten vorkommen.“ Je seltener übrigens die Strafen sind, desto barbarischer sind sie noch gegenwärtig; von der bevorstehenden Todesstrafe rettet jedoch den gläubigen Katholiken noch zuweilen ein Cardinal, den Juden die Bekehrung zum Christenthum. Die gegenwärtige Noth hat den von Natur zum Müßiggange geneigten und schlecht erzogenen Römer, der die mühsamen Gewerbe Fremde betreiben lässt, zur Industrie genöthigt; die Zahl der Kleinhändler hat sich seit kurzen sehr vermehrt; andere junge Leute beschäftigen sich mit den zeichnenden Künsten der untern Sphäre. Jurisprudenz und Theologie werden mehr studirt als Medicin, alle jedoch schlecht genug. In den untern Schulen ist Singen und Beten die Hauptsache. Die vor andern sehr vorzüglichen Piaristen-Schulen verloren durch die Revolution alle auswärtige Zöglinge und die besten Lehrer, welche, als Revolutionsfreunde, mit den Franzosen Rom verlassen mußten. Im Collegio romano (das hier mit der Sapienza und andern Anstalten näher charakterisirt wird) ist seit der Wiedereröffnung dieser Anstalt auch zuerst ein Ka-

Kathedr für Chemie und Naturwissenschaft errichtet worden, und zwar auf besondere Verwendung des französischen Ministers Cacault, um auf diese Weise den Abate Scarpellini, einen geschickten Physiker und Astronom, welcher während der Republik römischer Tribun gewesen war, und des geleisteten Eides wegen seine Lehrstelle bey der Sapienza verloren hatte, zu entschädigen.“ — Die Mode ist in Rom bloß nachahmend und so wenig despotisch herrschend, daß der römische Hof noch bis zur Revolution Karossen von der Form des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts brauchte, und noch brauchen würde, „wenn nicht die alles zerstörende Revolution auch diese grotesken Maschinen vernichtet hätte, deren Trümmer mit den meisten andern Meubeln des Vaticans sich in den Trödel Magazinen der Judenstadt verloren haben“. — Der Papst allein besitzt eine von dem Prinzen Colonna geschenkte ganz mit Gold bedeckte Galla-Kutsche; „die Kardinäle mußten nehmen was sich in den Remisen der Wagenverkäufer vorfand; daher sah man eine Zeitlang bey den feyerlichen Aufzügen die Kutschen verschiedener Kardinäle mit Amorinen und Grazien und andern erotischen Emblemen verziert.“ — Zu den verschiedenen Einwohnern Roms, die durch den Abzug der Franzosen litten, gehörten vorzüglich die hart geplagten, doch vorzugsweise vor den Ketzern unter den Christen mit einem Local zu gottesdienstlichen Versammlungen begünstigten Juden; mehrere Wochen lang durfte sich keiner außerhalb seines Bezirks (Ghetto) sehen lassen, bis endlich die Regierung, die bey jedem Auslaufe des Pöbels jenen Bezirk nur durch Verstärkung der Wache an den Thoren desselben vor Plünderung und Brand schützen kann, durch wiederholte geschärfte Befehle den Pöbel zur Ruhe brachte. Die gegenwärtige Besatzung von Rom, etwa 1200 Mann stark, meistens wohlgebildete aber aus Mangel an guten Officieren schlecht disciplinirte Truppen, besteht aus sehr verschiedenen Theilen mit eben so verschiedener Montur; ihre Uniform ist ein Compositum aus allen militärischen Trachten, die während des Kriegs in Rom erschienen; die Infanterie ist vornehmlich nach kaiserlichen, die Dragoner sind nach neapolitanischen, und die Hufaren nach französischem Schnitte gemodelt; die (erst von dem jetzigen Papste statt der ehemaligen Cavallerizzi errichtete, aus etwa hundert freywilligen römischen Edelleuten bestehende) Nobelgarde hat sich die Engländer zum Muster genommen; die Schweizer allein sind ihrer barocken altdeutschen Tracht treu geblieben. Die Bevölkerung der Stadt, deren Sterblichkeit, aus Gründen, die der Vf. in dem ersten Abschnitte näher entwickelt, so beträchtlich ist, daß sie in einigen hundert Jahren aussterben müßte, wenn nicht der Verlust immer wieder aus der Provinz und dem Auslande ersetzt würde, betrug nach dem Staatskalender im J. 1800, die 9—10,000 Juden ausgeschlossen, 153004, worunter 1586 Priester, 1337 Mönche, 1330 Nonnen, 1393 Arme in Spitälern waren. Was von

dem gegenwärtigen schlechten Zustande der Literatur Italiens, von der Schwierigkeit der Schriftstellerey u. s. w. bekannt ist, gilt größtentheils auch Rom, wo es jetzt mehr als je, an den nöthigen Protectoren fehlt; denn „gegenwärtig möchten die Kardinäle, welche sich mit den Wissenschaften beschäftigen, leicht an den Fingern einer Hand abzuzählen seyn. Eben so selten ist jetzt auch gelehrte Bildung unter dem hohen Adel; der Principe Chigi und der Duca di Sermonete sind vielleicht die beiden einzigen unter der Menge, welche einen Theil ihrer Muße zu literarischen Beschäftigen verwenden.“ — Das große Publicum hat wenig Liebhaberey an Lectüre; Leseinstitute giebt es daher gar nicht, und sie würden auch wahrscheinlich nicht von der Regierung geduldet werden. Doch kann diese die Einführung verbotener Bücher, besonders der sogenannten neuen Philosophen, nicht hindern. An die Stelle des während der Revolution zuerst erschienenen einzigen Zeitungsblattes, des *Monitore* giebt jetzt der bekannte Antiquar Fea einen *Spettatore romano* heraus, der aber kaum die Kosten bezahlt. Je unbedeutender übrigens die einst so blühende Literatur Italiens und insonderheit Roms ist, desto rühmlicher herrscht diese Stadt noch jetzt im Gebiete der Künste; „denn wie ansehnlich auch — sagt der Vf., der hier ganz als Kenner spricht und durch diesen Abschnitt ein zum Theil stark herrschendes Vorurtheil widerlegt — der Verlust ist, den Rom im Laufe des verfloffenen Jahrhunderts, durch die Ausföhrung so vieler vorzüglicher Kunstwerke in alle Länder Europens, nach Florenz und Neapel, nach England und Spanien, besonders aber durch die letzte große Plünderung der Franzosen erlitten hat: so finden sich doch immer noch die meisten Ueberreste der Alten, und die ersten Meisterwerke der neuern Kunst hier beyfammen und stellen so, bis auf wenige, in andern Städten Italiens leicht auszufüllende Lücken, eine Geschichte der Kunst anschaulich dar.“ Mit Wärme erklärt sich hier der Vf. gegen die Plünderung der Franzosen, deren Unzulänglichkeit für die Bildung junger Künstler sie deutlich genug dadurch eingestehen, daß sie für nöthig halten, auch künftig, so wie vormals, die vorzüglichsten derselben nach Rom zu senden. Bey dieser Gelegenheit äußert sich der Vf. nicht aufs vortheilhafteste über den Geschmack der französischen Künstler, deren Idol ehemals Bernini, der Verderber des guten Geschmacks, war, und jetzt David ist, der, so wie jener in den Formen übertrieb, im Ausdruck überreißt, und entwickelt überhaupt die Epochen des seit Raphael immer mehr gesunkenen Geschmacks der irahanischen Künstler, die sich jetzt vornehmlich nach David bilden, d. h. so, daß die Werke Raphaels ihren Einfluß auf ihre Arbeiten noch nicht ganz verloren haben. Was der Vf. weiterhin über die verschiedenen jetzt mehr oder weniger gewöhnlichen Arten von Malerey, der Bildhauerey u. s. w. und den vorzüglichsten in- und ausländischen Künstlern, besonders dem seit kurzem so ehrenvoll ausgezeichneten *Canova*, und deren Werken

ken sagt, muß in dem Buche selbst nachgelesen werden. Den Beschluß machen allgemeine Bemerkungen über die letzte Revolution von Rom und des römischen Staats. Die zerrüttete Lage desselben ist nur zum Theil eine Wirkung der Revolution; sie beschleunigte bloß die Uebel, die auch außerdem erfolgt seyn würden, und eben deshalb ist auch keine Hoffnung, daß Rom, gleich andern Staaten, durch den Frieden wieder in Aufnahme kommen werde. Diese läßt sich nur von einer andern Regierung erwarten. Indessen hat sich das Volk nach der Revolution leicht überzeugen lassen, daß das Elend unter dem Krumstabe erträglicher sey, als unter der strengen Zuchtthe einer weltlichen Regierung. Ungeachtet übrigens die Revolution von zu kurzer Dauer war, um dem Geiste der römischen Volksmasse eine andere Richtung zu geben: so hat sie „doch nicht nur im Mittelstande, sondern selbst in den unteren Volksklassen, einen Schimmer der Aufklärung zurückgelassen, den man so leicht nicht wieder verjagen wird. Die Achtung für die Großen hat sich sehr vermindert — die wöchentlichen Fasten werden weniger streng beobachtet; — und obgleich das Volk überzeugt ist, daß die Republik nicht der Weg war, zu irdischer Glückseligkeit zu gelangen: so fühlt es doch zugleich, daß die leere Segenshand des heiligen Vaters seine Uebel eben so wenig lindert; ja es will nicht einmal glauben, daß die Fortdauer dieser Uebel eine Wirkung der Revolution sey, da es freylich sieht, daß die Häupter der Regierung nur für die Wiederherstellung ihres ehemaligen Poms sorgen und für seine dringenden Bedürfnisse nichts thun. Indessen ist bey allem diesem Elende der Luxus, besonders des weiblichen Geschlechts, stärker als je. Die Mittel ihn zu bestreiten findet der größte Theil der Römerinnen in ihren Reizen.“ — — —

Eine sehr angenehme Zugabe zu diesem Gemälde von Rom, zu welchem in der Vorrede ein Seitenstück von Neapel versprochen wird, sind, außer dem Bildnisse des Kardinals Ruffo, (ehemaligen Schatzmeisters der päpstlichen Kammer und Urheber des unseligen Papiergeldes, wie auch Generalissimus der neapolitanischen insurgenten-Armee,) mit dessen Biographie, sechs römischen Originalen nachgebildete Kupfer mit deren Erklärung. 1) Duphots Ermordung vor dem Thore des Palastes Corsini; 2) Ausstellung heiliger Reliquien in St. Peter, durch deren Berührung die päpstlichen Officiere ihre Degen weihen ließen; 3) die Berathschlagung der französischen Officiere in der Rotunda; 4) Berthier proclama t feyerlich die römische Republik

auf dem Capitol; 5) Einzug der (ehemaligen) Consuln auf Eseln; 6) Leichenbegängniß Pius VI. Drey andere Kupfer, durch welche die auf den Titel versprochene Zahl voll wird, sind Umrisse Canova'scher Kunstwerke.

## PHILOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Praktische Anweisung, Kinder auf eine leichte, angenehme und den Verstand schärfende Weise französisch lesen und sprechen zu lehren.* Für Aeltern, die ihre Kinder selbst lehren wollen, Sprachmeister und Gouvernantinnen. Von J. P. Pöhlmann. 1802. 120 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. setzt bey dieser Anweisung Kinder voraus, welche schon deutsch lesen gelernt haben, und auch die französischen Buchstaben kennen. Um ihnen die richtige Aussprache des Französischen auf eine leichte und angenehme Art bezubringen, bedient er sich der auf Bretchen geklebten beweglichen Buchstaben, womit er Sylben und Wörter an einer dazu eingerichteten Tafel vor den Augen der Kinder zusammensetzt, und sie dann aussprechen lehrt. Gleich die erste Ection fängt mit den Silben ca, ce, ci, co, cu, an. *Lehrer:* Wie wollt ihr diese Sylben aussprechen? *Kinder* (lesen wahrscheinlich, wie im Deutschen). L. Das war falsch gelesen. Nun will ich einmal lesen. (Der Lehrer liest die angelegten Sylben einigemal vor.) Habt ihr nicht bemerkt, daß ich das c einigemal wie f ausgesprochen habe? K. Ja. L. Was behauptet ihr jetzt bemerkt zu haben? K. Daß Sie das c wie f ausgesprochen haben. L. Durchaus, bey allen Vocalen? K. Nein.

Man sieht hieraus, daß die Methode des Vfs., wenn gleich nicht neu, doch die bessere ist, und daß Lehrer und Lehrerinnen, welche diese noch nicht kennen, seine Anweisung mit Nutzen werden gebrauchen können. Ein dabey befindlicher Bogen mit einzelnen, größern und kleinern, Buchstaben und Sylben dient zur Einrichtung des Buchstaben - Kästchens, welches der Vf. aber auch Liebhabern ganz fertig mit dem dazu gehörigen Apparat gegen frankirte Einsendung von 5 fl. 30 kr. rhu. oder 2 Lbthl. zu liefern verspricht.

Die Gabe der Deutlichkeit besitzt der Vf. in einem hohen Grade, und die Beyspiele und Leseübungen sind mit Beurtheilung gewählt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 17. December 1802.

## LITERATURGESCHICHTE.

UPSALA, b. Edman; *Bibliotheca Historica Sueo-Gothica* eller Förteckning uppå förval tryckte som handskrifne Böker, Tractater och Skrifter, hvilka handla om Svenska Historier, eller därutinnan kunna gifva ljus; med Critiska och Historiska Anmärkningar, af C. G. Warmholz, Hof-Råd. Åttonde, Del. (oder: *Verzeichniß sowohl gedruckter als ungedruckter Bücher, Abhandlungen und Schriften, welche die Schwedische Geschichte betreffen oder solche erläutern, mit kritischen und historischen Anmerkungen, von Hofr. Warmholz. Achter Theil.*) 1801. 229 S. 8.

Schon fingen wir an zu beforgen, daß diese schätzbare historische Bibliothek, obgleich der verstorbenen Warmholz solche vollständig ausgearbeitet, in 15 Bänden hinterlassen hat, in Stocken gerathen würde. Um so angenehmer ist es uns, jetzt nach einer Pause von acht Jahren wieder einen neuen Theil davon zu erhalten; dessen Herausgabe wir dem Hn. Prof. *Aurivillius* in Upsala zu danken haben. Dieser Theil enthält bloß das Verzeichniß der Bücher und Schriften, welche die Schwedische Geschichte während der Regierung der Königin Christina betreffen. Dieß Verzeichniß läuft mit fortgehender Numer der vorigen Theile hier von 3895 bis 4470. Freylich nicht alles große Werke und Bücher, sondern auch kleine Flugschriften, Reden, Schreiben, Münzen, Manifeste, Gedichte, auch Bücher die sich zwar nicht eigentlich mit der Schwedischen Geschichte beschäftigen, aber doch bey Dingen, welche die Schwedische Geschichte der Zeit angehen, verweilen. Die dem vollständigen Titel der Bücher oft beygesetzten Anmerkungen betreffen theils den Inhalt, theils sind sie bibliographisch, historisch oder biographisch, literarisch und kritisch, als z. B. bey *The Swedish Intelligencer*, London 1634; wovon der Vf. nur vier Theile vor sich gehabt hat; nach *Harte* sind noch mehrere davon heraus, die aber schlechter sind, da sie einen andern Vf. haben; man findet sie selten beyammen. *Monro's Expedition with the Scots Regiment*, Lond. 1637. hat *Harte* gut zu nutzen gewußt. Vom Graf *Risaccioni* ist sowohl der *Commentario delle Guerre successe in Almagna*, Venedig 1634, als die *Memoria Historiche*, Venedig 1642, und besonders das Werk: *Delle Historie memorabili de nostri tempi*, in zehn Büchern, Turin 1653. Auch er hält den Herzog Albrecht von Sachsenlauenburg für den Mörder K. Gustav Adolph, und führt

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

die in neuern Zeiten wieder in Anregung gebrachte romanhafte Erzählung von dem Haße dieses Fürsten gegen den König, wegen eines vormals von ihm empfangenen Backenschlages, an. Angenehm sind die literarischen Nachrichten von *Chemnitz Königl. Swed. in Teutschland geführten Krieges*, I. Th. Stettin 1648, den er hernach selbst ins Lateinische übersetzt, 1648 herausgegeben hat. Das Werk bestand eigentlich aus sechs Theilen. Den zweyten Theil, der seltener ist, legt *Vogt* ohne Grund dem Kanzler *Orcusfjerna* bey. Vom dritten Theil soll nach *Grubers* Bericht sich ein Exemplar in der Bibliothek zu Hannover befinden. Allein er ist überhaupt nicht gedruckt, da er nicht vollendet war, und also kann erwa eine Handschrift davon in der Hannöverischen Bibliothek auch nicht vollständig seyn. Eine Handschrift davon ist in der Königl. Bibliothek zu Stockholm vorhanden. (Rec. erinnert sich irgendwo gelesen zu haben, daß der vierte Band, der mit dem dritten zusammen die Geschichte des deutschen Kriegs, unter dem Feldmarschall *Baner* enthielt, im Reichsarchiv seyn soll.) *Stjernemann* versichert, daß alle ungedruckten Theile im Manuscript vorhanden sind, ohne anzugeben, wo sie sich befinden. *Bogisl. Phil. von Chemnitz* war ein Sohn des Holsteinschen Kanzlers *Martinus Chemnitius*, und Enkel des berühmten Theologen D. und Superint. *Martinus Chemnitius*. Er ward mit seinen fünf Söhnen und einer Tochter 1643 in Schweden geadelt. Nach vollendeten Studien ging er in Holländische und Schwedische Kriegsdienste, ward Capitain, hernach *Historiographus Regni Sueciae*, und zugleich *Härads höfding* (Distriktsrichter), und 1675 Hofrath. Er starb im Febr. 1673 auf seinem Gute *Hallstad*, und mit ihm ging der in Schweden introducirte Zweig dieser Familie wieder aus. — Der Vf. der *Commentariorum de bello germanico ejusque Causis auctore Benigno Julio*, Frankfurt 1638. in fol., war eigentlich *Nicol.* oder vielleicht richtiger *Julius Bellus*. Das Buch erschien zuerst 1627 in deutscher Sprache unter dem Titel: *Oesterreichischer Lorbeerkrantz*, und der von ihm herausgegebene: *Kayserl. Triumpffwagen*, ist nur ein Auszug daraus. *Bellus* veränderte oft seinen Namen, damit seine gelehrten Diebstähle nicht zu sehr in die Augen fallen möchten. *Henckelii* seltene *Epistolae carcerales*, Holm. 1640, worauf *Morhof* und *Gryphius* großen Werth setzen, enthalten doch nichts Interessantes. In *Hulsius Ondergank des Roomschen Arents door den Noord-schen Leeuw*, Amsterd. 1642, sind auch nur die Kupfer das Beste. *De Grenaille Soldat Suedois*, Paris 1642, ist eine Fortsetzung von *Spanheims Soldat Suedois*;

liii

dois; enthält aber meist Zeitungsnachrichten. Vom *Epitome Rerum Germanicarum*, die Böhm zu Leipzig 1760 mit Anmerkungen herausgab, führt Hr. W. eine seltener und weit vollständigere Ausgabe von 1657 an. *Dania ad exteros de perfidia Suecorum*, 1643 hat keinesweges den Bremischen Kanzler Th. Reinning zum Vf., welcher daher von den Schweden, die ihn gefangen bekamen, nach einiger Erzählung, gezwungen seyn soll, es in Grütze aufzueffen, sondern den bekannten Gundacus Rosencrantz. Die erste Auflage von J. H. Bacckleri *Historia belli Daniaci*, Stockh. 1676, die wir *Bergenhjelm* zu danken haben, hat vor der spätern von 1679 manche Vorzüge. *Mannerstedt Litterae*, Holm. 1653 sind nicht, wie es in der Vorrede zum fünften Band von *Mejers Act. pac. Westph.* heisst, zuerst in den *Miscell. Lips.* sondern schon vorher gedruckt, und des Rector Ladows zu Reval, Handschrift davon war eine Copie derjenigen, die *Oljeqvist Hist. Caroli Gustavi* angehängt ist. Der *Recueil des harangues, et des lettres*, Paris 1660, ist eine seltene Sammlung, die fogar *Arkenholz* nicht bekannt war. *Lacombe Histoire de Christine*, à Paris 1762, ist nur ein Auszug aus *Arkenholz*. Die Kritik der angeführten Bücher ist doch nur selten des Vfs. eigene, es ist aber immer angezeigt, woher sie genommen ist. — Unter den von dem Vf. aufgenommenen Manuscripten bemerken wir hier nur: z. B. Hn. *Bernharden des Grossen, Herzog zu Sachsen etc. Heldenthaten aufgezeichnet von dessen Gen. Adj. von der Grün, und mit dessen Annotatis in ein Compendium verfasst*, (von W. C. Zorn von *Blapsheim* in 4.) in der Gotha'schen Bibliothek zu Friedenstein, *Annales regni Sueciae ab an. 1628 ad a 1639*, in der Bibliothek zu Skogkloster; *Sam. Neugebaueri Diarium obsidionis Bremensis*; *Ax. Oxenstierna Relatio de administratione regni sub minorenni Christinae Reg. aetate, consignata 1644*, im Reichsarchiv; *Chronologia Danica inchoata a M. Nic. Petraco, deducta per C. Asladium, et ab Olao Wormio ad an. 1648 continuata*, in der akademischen Bibliothek zu Upsala; *Supplement til Dr. Christinae memoiret för åren 1681—1687*, von C. G. W., dem Vf. dieser Bibliothek, der darin Manches hat, was *Arkenholz* theils nicht bekannt war, theils von ihm aus Mangel an urkundlichen Nachrichten nicht vollkommen entwickelt werden konnte. Es betrifft hauptsächlich die Verwaltung der der Königin zum Unterhalt ausgesetzten Länder, ihre Unterhandlungen mit dem Schwedischen Hofe, Prozesse mit verschiedenen Privatpersonen u. dgl. m. Rec. wünscht, das man auf den neunten Theil nicht so lange, als auf den achten warten dürfe.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Brevvärling. Första Bandet. Första til Femte Häftet. (Briefwechsel. Erster Band. I. bis V. Hest.) 254 S. 8.*

Hr. Assessor und Bibliothekar *Gjörwell* in Stockholm, der so viele periodische, historische-literari-

sche Arbeiten seit 1748 unter verschiedenen und oft veränderten Titeln herausgegeben, und viel dazu beygetragen hat, Liebe für Geschichte und Literatur in seinem Vaterlande zu wecken und zu befördern, hat bey seinen hohen Jahren seit einiger Zeit grösstentheils die Feder niedergelegt. Ausser seinen *Svea Rihets Annaler* (Schwedische Reichsannalen), und *Det levande och utsecknade Sverige* (das Lebende und mit Tode abgegangene Schweden), fing er 1798 an, dieß *Colloquium epistolare*, welches er sein Familien Testament nennt, herauszugeben, wovon in diesem Jahre erst, der erste Band in fünf Heften vollendet erschienen ist. Er enthält 28 Briefe, zum Theil mit beygefüigten Anmerkungen und einigen Beylagen. Die Briefe betreffen grösstentheils die Literatur überhaupt und die Historie, besonders die Schwedische und die Zeitgeschichte. Einige sind mit Abkürzungen oder nur Auszugsweise mitgetheilt. Ein paar derselben, die schon vorher in des Vfs. *Riks-Archivum*, gedruckt waren, sind neu übersehen und verbessert. Die Sammlung enthält sowohl Briefe an den Vf., als Briefe von ihm selbst. Erste sind besonders von dem um die Literatur so verdienten Hofr. *Warmholz* von 1756 bis 1783 da er starb, vom Prof. *Liden*, von 1763 bis an seinen Tod 1793 geschrieben: so auch vom Arch. v. *Linné*, Bischof *Rhyselius*, D. *Bälter*; andere sind zwischen *Agrophilus* und *Urbicola*, zwey Pseudonymen gewechselt. Des Vfs. eigene Briefe sind grösstentheils an einen ungenannten Freund auf dem Lande geschrieben. Ausser mehreren, freylich nicht immer gleich wichtigen Dingen, liest man darin unter andern, eine Nachricht von der dem K. Gustav III. errichteten Statue, und dem von ihm der Stockholmer Bürgerschaft zu Ehren gesetzten Obelisk; von einem dem berühmten Dichter *Kellgren* errichteten Monument, welches zugleich in Kupfer gestochen beygefügt ist; von der Königin *Margaretha* der ältern zu Navarra; Urtheile über den Charakter K. Karl XII.; Nachricht von der *Warmholz'schen Bibliotheca Historico Sueogothica*, wovon der Vf. die ersten sieben Theile herausgegeben, das ganze völlig geendigte Original in 15 Folianten aber jetzt an die Akademie zu Upsala abgeliefert hat, welche auch neulich die Herausgabe des achten Theils durch Hn. Prof. *Aurivillius* besorgen lassen. Auch liest man Nachrichten von den Reisen der Königl. Familie, von dem traurigen Tode des Erbprinzen von Baden; eine historisch-genealogische Nachricht von der Markgrafschaft Baden, und dem ganzen Markgräflich Badenschen Hause, u. dgl. m. Hr. *Gjörwell* setzt diesen Briefwechsel fort, und an Materie kann es ihm bey der Ausdehnung, die er der Sammlung giebt, so leicht nicht fehlen. Eine etwas strengere Auswahl möchte man doch, in Hinsicht dessen, was für Schwedische Literatur und Geschichte interessant, und sonst nicht allgemein bekannt ist, wünschen.

1) ZÜRICH, b. Wafer: *Lavater der Kinderfreund. Ein Neujahrsgeschenk für die vaterländische Jugend*

gend auf 1802, von einem dankbaren Verehrer des Seligen. III S. 12. (6 gr.)

- 2) HAMBURG, b. Kratzsch: *Moralisches Taschenbuch für Jünglinge*, die für die Welt tauglich und in derselben glücklich werden wollen. Zunächst zum Gebrauche der Zöglinge des *Heze- lischen* Lehr- und Erziehungs- Instituts bestimmt, von dem Director derselben. *Ein neubearbeiteter Auszug aus Chesterfield*. 136 S. 12. (10 gr.)

Der Vf. von Nr. 1., welcher sich *J. S.* unterzeichnet, und als einen warmen Verehrer, aber keinen von den ernern Vertrauten Lavaters ankündigt, bemerkte, daß Lavater noch von Niemanden als *Kinderfreund* gezeichnet worden, da doch die Kinderliebe der hervorstechendste Zug in seinem Charakter gewesen. „Er war so ganz Kinderfreund, sein Sinn der ächte, rein evangelische Kinderinn, seine Seele- Kinderseele!“ Dies bewog den Vf., durch eine eigene Schrift beyzutragen, daß Lavaters Kinderliebe, Kindereinfalt und Kinderinn bey seinen Landsleuten und besonders bey der vaterländischen Jugend in Andenken bliebe. Wiewohl wir nicht glauben, daß dieses Neujahrsgefenk eigentlich zu einer Jugendschrift geeignet sey: so sehen wir sie doch als einen dankenswerthen Beytrag zur Charakterschilderung des außerordentlichen Mannes an. Im ersten Abschnitt wird Lavater *als Freund und Liebhaber der Kinder überhaupt* geschildert. Er nahm zärtlichen, religiösen Antheil an Kindern, weil sie Jesus geliebt, nannte sie am liebsten *Engel Gottes*, unterhielt sich immer freundlich mit ihnen, entliefs selten eines unbeschenkt „und wenn er mit hohen, fürstlichen Personen in Gesellschaft oder auf Spaziergängen war, schien ihm das kommende Kind willkommener als der Fürst selbst zu seyn.“ Er betete für sie und empfahl sich in das Gebet unschuldiger Kinder, dem er einen großen Werth beylegte. Er ward von den Kindern geliebt und verehrt, und seine Lehren und Ermahnungen hatten großen Einfluß auf ihren Fleiß und ihr sitliches Betragen. Sein physiognomischer Blick betrog ihn am wenigsten bey der Beurtheilung von Kindergesichtern. II. *Lavater als Religionslehrer der Jugend seiner Gemeinde*. Was er von einem Lehrer der Kinder foderte, wird hier durch eine Rede dargethan, die er bey Vorstellung eines Kinderlehrers in einer Landgemeinde gehalten hat. Er sorgte für die Erziehung der Zürcher Waisen- kinder und der Kinder seiner Petersgemeinde durch Unterricht und durch Kinderschriften, die er herausgab. Sein Schulunterricht wie seine Catechisationen wurden mit Wärme, Freundlichkeit und Herzlichkeit gehalten, und drangen ans Herz. III. *Lavater als Vater und Erzieher seiner eigenen Kinder*. Rührende Züge der lebhaftesten Freude über die Kinder, die ihm geboren wurden. Er erzog sie mit Liebe und im Sinn des Christenthums; alles wurde mit Religion tingirt, aber mit der freundlichen, bey der sich die Kinder froh und wohl befanden. Wäre doch der Vf., der Lavatern einen aufgeklärten

Erzieher nennt, nicht so leicht darüber hingegli- ten, was Lavater für die Bildung des Verstandes und der Vernunft seiner Kinder gethan, ob er die Fehler, die bey der Ausbildung, welche er selbst erhalten oder sich gegeben hatte, begangen worden waren, zu vermeiden, und das Gefühlvermögen und die Einbildungskraft mit dem Verstand, der Urtheilskraft und der Vernunft derselben ins Gleichgewicht zu bringen suchte! Ein Zug von seiner festen Aufmerksamkeit für seine Kinder wäre auch hier an seiner Stelle gewesen, daß er seinem auf der Uni- versität befindlichen Sohne monatlich ein für ihn besonders eingerichtetes, äußerst sauber in Folio geschriebenes und splendid gebundenes Tagebuch mit der Aufschrift: *Noli me molle* zuschickte, worin die Geschichte der täglichen Vorfälle im Lavaterischen Hause mit allerley Bemerkungen und guten Lehren in gebundener und ungebundener Rede begleitet war. IV. *Lavater als Schriftsteller für die vaterländische Jugend*. Da ein Theil der hier verzeichneten Schriften weniger außer dem Kreise, für den sie zunächst berechnet waren, bekannt geworden sind, so verdient der Vf. Dank durch Aufzählung und Beurtheilung derselben. Einigen wird großes Lob ertheilt, von andern bekennt der Vf. selbst, daß der Ton in ihnen etwas verfehlt sey, und daß überhaupt Lavater's Vielschreiberey der Vollkommenheit seiner Arbeiten Abbruch gethan habe.

Was Nr. 2. anbelangt, so hatte es Hr. Hezel zunächst für seine Lehr- und Erziehungs- Anstalt in Gießen bestimmt. Da er aber unterdessen an die Kaiserliche Universität in Dorpat berufen wurde, wo er ein Institut für die adeliche Jugend in Curland, Lief- land und Esthland zu errichten denkt: so erhält das Büchlein nun eine neue Bestimmung für seine Zög- linge *in spe*. Die Güte der Grundsätze, welche diese Anstalt den jungen Herzen einprägen wird, soll nun dieses moralische Taschenbuch beurkunden, welches 55 Chesterfieldische Aphorismen mit weitem Ausführungen enthält. Letztere wären einer sorgfältigern Ausarbeitung bedürftig. S. 45. „*Bemühe dich, dir edle Sitten zu eigen zu machen. Edle Sit- ten schliessen alles Gemeine und Pöbelhafte aus. Wenn du Leute siehest, die im Besitze eines bedeu- tenden Vermögens, einen hohen Werth in ihre schö- nen Kleider, und überhaupt in Gegenstände des Lu- xus setzen, Andere, die es ihnen hierin nicht nach- thun können, deswegen — mit Verachtung anse- hen, und im Gegentheile, eiferfüchtig und neidisch auf diejenigen sind, die es ihnen, in irgend einem Stücke, zuvorthun: so hast du einen Begriff von pö- belhaften und unedlen Sitten; mögen sie auch übrigs mit einem gewissen Grade von Feinheit und Geschmeidigkeit im Betragen, verbunden seyn.*“ S. 46. *Rede oft, doch nie zu lange. — Insbesondere hüte dich, lange Geschichten zu erzählen. — Nur wenn sie sehr artig und — sehr kurz sind, kannst du zuweilen eine vorbringen. Allzu oft damit zu kom- men, läßt auf Schwäche des Geistes, wenigstens auf*

*Mars-*

Mangel an Einbildungskraft (!), schliessen.“ Den sittlichen Werth der Chesterfieldischen Klugheits-Vor-schriften hat neulich Salat gewürdigt.

### KINDERSCHRIFTEN.

LÜBBEN, b. Gotsch: *Moralische Kinderbibliothek* oder die menschlichen Pflichten in Erzählungen für die erwachsenere Jugend von M. Friedrich Herrmann, Correct. am Lyceum zu Lübben. *Erster Theil*. Ueber die Bestimmung des Menschen, das Wesen und die Eigenschaften ächter Tugend und das Geschäft sittlicher Veredlung. 1802. 208 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Was wir von diesem Buche vor uns liegen haben, ist, einer angehängten Nachricht des Verlegers zu Folge, nur die erste Lieferung des ersten Bandes. Sie enthält drey Aufsätze, von welchen der letzte noch nicht vollendet ist. Der erste, mit der Ueberschrift: Tugend ist unsere Bestimmung und unser höchstes Gut, erzählt auf eine ziemlich unterhaltende Art die Geschichte dreyer Brüder, deren jeder sich einen andern Zweck zu erreichen vorsetzte, und welche endlich, nach verschiedenen Ereignissen, auf eine ziemlich romanhafte Weise vereinigt werden. Weniger interessant ist nach unserm Urtheile der zweyte Aufsatz: wir sollen auch glücklich werden, aber unser Glück muß der Tugend untergeordnet seyn, und das Streben nach dem ersten darf dem letztern

nicht schaden. Sollte der S. 137. aufgestellte Grundsatz: wer gewohnt ist, sich Freuden zu versagen, der ist auch nicht aufgelegt, andern Freude zu machen, wirklich richtig seyn? Rec. glaubt vielmehr das Gegentheil. Wer nur immer selbst genießsen will, wird dadurch oft unfähig und aufer gesetzt, andern eine Freude zu machen. Unrichtig ist auch die in dem dritten Aufsatze, über das Wesen der Tugend vorkommende Behauptung S. 183., daß Muhammed den Koran selbst geschrieben habe. Er dictirte nur einzelne Stücke desselben, wie sie ihm einfielen. Nachher wurden sie gesammelt und mit Zufätzen versehen.

HAMBURG, in Comm. b. Kratzsch: *Auswahl der Lehrreichsten und interessantesten Geschichten und Erzählungen für Kinder*. *Erster Theil*. 1801. 296 S. *Zweyter Theil*. 283 S. *Dritter Theil*. 183 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Fast alle in dieser sogenannten Auswahl befindliche Aufsätze sind aus Campe's Kinderbibliothek, Moriz's Fibel, den kleinen Belustigungen und dem angenehmen Zeitvertreib für Kinder etc. genommen. Wäre diese Compilation ein neuer Abdruck längst bekannter lehrreicher und interessanter Erzählungen genannt worden: so hätte der Sammler schon mehr als zu viel zu ihrer Empfehlung gesagt. Was soll denn den künftigen Erzählungsabschreibern zu ihrer Firma übrig bleiben, wenn jetzt schon das Lehrreichste und Interessanteste weggenommen wird?

### KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Leipzig, b. Kummer: *Abbildung und Beschreibung eines durch Praxis vervollkommenen holzersparenden Kochofens, wo mit dem vierten Theile Holz auszukommen*. Herausgegeben von Georg Friedrich Kettner, Bau-Inspector. 1800. 29 S. kl. 8. m. 1. K. (4 gr.)

Ebendaf.: *Verbesserter Wärme- und Kochfeuer-Behälter in Betreff der Holzspareung und Betrachtung über Eisen-Bau und Zug*. Von G. F. Kettner, Bau-Inspector. 1801. 52 S. kl. 8. m. h. (8 gr.)

Statt des gewöhnlichen Heerds in der Küche wird hier der holzsparende Koch-Ofen, zu Benutzung der bey dem freyen Feuer davon gehenden Hitze, angebracht. Er wird deswegen als ein Parallelepipedon von Mauersteinen, oder auch, wenn er zur Seite durch die Wand in ein Zimmer gehen soll, von Kacheln aufgebauet; seine wesentlichen Theile sind, die Kochmaschine, oder ein Kaßen von Eisenblech, in welchem die Töpfe eingesetzt werden, dessen Größe sich also nach der Anzahl und Größe der Töpfe, welche in einer Haushaltung zugefetzt werden sollen, richtet. Diese Maschine wird in dem Ofen fest gemacht, und bestimmt zunächst seine Weite und Tiefe. Ihr unmittelbar zur Seite ist in den Ofen der Wasserkeßel eingemauert, der zur Hälfte aufer ihm hervorragt. Das unmittelbar unter der Kochmaschine

auf einem eigenen mit dem nöthigen Luftzug versehenen Feuerheerd, angebrachte Feuer, zieht sich nun auf der linken Seite unmittelbar, auf der rechten Seite der Kochmaschine aber zwischen dieser und dem Wasserkeßel aufwärts, und durchstreicht so einen Canal, über welchem eine blecherne Bratröhre und eine Wärmeröhre neben einander in einem gewissen Abstand angebracht sind, zwischen welchen sich das Feuer durchzieht, und endlich oben bey der mit einer Klappe versehenen Esse ankommt. Noch weiter verbreitet sich der Erfinder über diese Oefen in der Abhandlung über verbesserte Wärme- und Kochfeuer-Behälter. Er giebt in derselben die Beschreibungen von gewöhnlichen und verzierten Zimmeröfen, von Kochöfen, Bratröhren, Kesselfeuer, Brantwein, Destillir- und Dörröfen; und fügt diesem noch einen Aufsatz über Braupfannen, und über den Bau der Essen bey. Da die Beschreibung dieser Oefen hier zu weitläufig werden müßte: so begnügt sich Rec. nur zu bemerken, daß die Regeln, nach welchen diese Oefen gebauet werden, ganz auf ächten physikalischen Grundsätzen des Feuers und des Zuges beruhen, und deswegen vorläufig einen guten Effect versprechen; es ist daher um so mehr zu wünschen, daß auch durch die Erbauung solcher Oefen die zu beabsichtigende Holzspareung und einleuchtenden Vortheile mögen erprobt werden.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 18. December 1802.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

JENA, b. Stahl: D. Joh. Wilh. Schmid's katechetisches Handbuch zum Gebrauch für akademische Vorlesungen und Uebungen. In drey Theilen. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1798 und 1801. gr. 8.

Die erste Ausgabe von 1791 ist in der A. L. Z. nicht angezeigt. Diese zweyte ist nach des Vfs. Tode von Hn. K. Ch. Erh. Schmid, Prof. der Theologie in Jena, besorgt und erweitert, so dafs er, nach dessen Erklärung in der Vorrede zum zweyten Theil, eine Encyclopädie für einen vollständigen Unterricht in der christlichen Religionslehre darstellen soll. Der erste Theil von 305 Seiten enthält Regeln der Katechetik, der zweyte von 391 S. einen kurzen (?) Abrifs der Religions- und Sittenlehre für die christliche Jugend, und der dritte Beyspiele von Katechisationen auf 276 S. In der Einleitung zum ersten Theil wird eine literarische Geschichte der Katechetik in allen christlichen Kirchenpartheyen gegeben, die ziemlich vollständig ist. Darauf zuerst von der Wahl der Materien aus der Glaubens- und Sittenlehre (wohin der Vf. auch die messianischen Weissagungen des A. T. rechnet, die doch jetzt nur für wenige von religiösem Gewichte seyn möchten) aus der Geschichte der Bibel und der Religion, den biblischen Geschichten, der Kirchen- und Dogmengeschichte, der Naturlehre und der Schrifterklärung [ein Plan zu einem vieljährigen Curfus!] Zweytens von guter Einrichtung und rechtem Gebrauch eines Katechismus nach Materie und Form [zu weitläufig]. Drittens von der Katechisation selbst, bey Kindern und Erwachsenen. Wobey gute Bemerkungen über die Anwendbarkeit der sokratischen [ironischen!] Methode, der Lehrart Christi, über die Erweckung der Thätigkeit der Urtheilskraft und des moralischen Gefühls u. s. w. vorkommen. Es ist doch sonderbar, dafs man noch immer die sokratischen Gespräche, wie sie Plato und Xenophon uns aufbehalten haben, für Muster eines dialogischen Unterrichts hält. Wer ihre Form kennt, wird mit dem richtigen Urtheil Wielands im vierten Bande seines Aristipps einstimmen. Im zweyten Bande, der in der neuen Auflage den besondern Titel hat: *kurzer Abrifs der Religions- und Sittenlehre für die christliche Jugend*, wird im ersten Theil, 1) vom Menschen, dessen Beschaffenheit, Bestimmung und Pflichten gegen sich und andere, 2) von Gott gehandelt, von dessen Daseyn zuerst der moralische, dann der physico-theologische Be-

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

weis von S. 42. bis 132. mit solcher Weitläufigkeit geführt wird, dafs der Vf. eine ganze Naturgeschichte nach allen Naturreichen liefert, wobey doch einige Unrichtigkeiten mit unter laufen, z. B. S. 48. „dafs die Erde bey nahe länglicht rund, wie ein Ey, demungeachtet an beiden Polen etwas eingedrückt sey.“ Da nun der Durchmesser der Erde unter dem Aequator gegen den Durchmesser von einem Pole zum andern, sich wie 178 zu 177 verhält, welches einen Unterschied von etwa 16 deutschen Meilen beträgt, welch ein ungeheurer tiefer Krater müste an beiden Polen bey einer eyförmigen Gestalt des Erdkörpers seyn? 3) von der Erde und den Veränderungen auf denselben, 4) von der Beschaffenheit des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft, 5) von Erkenntniß Gottes aus der Betrachtung der Natur, wobey denn zum zweytenmal von Gottes Eigenschaften, wie schon oben im zweyten Kapitel, gehandelt wird. Der zweyte Theil handelt, von geoffenbarter Religion, 1) deren Beschaffenheit überhaupt [mit weiser Mäßigung], 2) von der biblischen Geschichte des menschlichen Geschlechts und der Ausbreitung der Religion von S. 153. bis 213. mit einer Weitläufigkeit, die für den christlichen Religionsunterricht unnöthig scheint. Rec. würde Bedenken tragen, Katechumenen das antediluvianische Philosophem mit den hier und in der patriarchalischen und mosaischen Geschichte vorkommenden anthropopathischen und anthropomorphischen, auch so wenig richtigen physischen und moralischen Vorstellungsarten jenes Zeitalters — als zum Religionsunterricht gehörig — vorzutragen. Es ist ein Anderes, wenn Gelehrte dies alles als Archäologie, als Geschichte des langsam entwickelten Menschenverstandes behandeln. S. 186. gesteht der Vf. selbst, dafs die Bücher Moses zu unserm Unterricht in der Religion weniger brauchbar sind, als die jüngern Schriften der Bibel, und S. 190. wie wenig die Geschichte so roher Menschen, als die Richter Israels waren, erbaulich ist. In der Geschichte Jesu und der Apostel S. 213. bis 242. ist auch manches zu weitläufig und wiederholt erzählt. Nun fängt erst 3) die Abhandlung von den Lehren der christlichen Religion an, von Gott (wobey noch immer Stellen aus dem A. T. als Beweisstellen angeführt werden), von Gottes Wesen und Eigenschaften [die schon oben bey der natürlichen Religion abgehandelt waren, zum drittenmal], von der Dreyeinigkeit [wobey noch nach der alten Kirchendogmatik, Schriftstellen zum Beweise des mit Jesu vereinigten von Anfang Gott selbst gewesenem *λογος*, und der Gottheit des heiligen Geistes

Kkkk

stes als einer *selbstständigen* göttlichen *Substanz* (für Katechumenen!) angefaßt werden]. Eben so von den Engeln [nach einer Dogmatik des 17ten Jahrhunderts]. Von des Menschen Natur und Bestimmung mit weitläufiger Wiederholung dessen, was schon in der ersten Menschengeschichte überflüssig gesagt war. Dann von der Erlösung und Beglückung der Menschen durch Christum, von der Menschen sittlich guter und böser Beschaffenheit [mit Maßsigung, doch noch mit zu vieler Schuldogmatik für den Volksunterricht;] von den Pflichten und Tugenden der Christen, von den Folgen des verschiedenen Verhaltens der Menschen in diesem und im zukünftigen Leben; endlich die Geschichte der christlichen Kirche und Religion seit der Zeit der Apostel bis auf unsere Zeit. Wenn man diesen zweyten Band als eine kurze Uebersicht [die unnöthigen Wiederholungen abgerechnet] dessen, was ein Religionslehrer *selbst* nothwendig gelernt haben und wissen muß, betrachtet: so ist es ein nützliches Handbuch für Candidaten und junge Prediger; soll es aber ein Leitfa- den zum *Religionsunterricht* seyn, wobey der ganze Inhalt erklärt wird, so würden, bey wöchentlich vier bis sechs Stunden, mehrere Jahre dazu gehören, das alles gehörig zu lehren; — daher auch die Titel: *katechetisches Handbuch und kurzer Abriss der Religions- und Sittenlehre für die Jugend*, zu einem Buche in drey Theilen von zusammen 972 S. nicht zu passen scheint. Ueberdem enthält es vieles, was nur in eine kirchliche gelehrte Dogmatik, aber zur christlichen Religionserkenntniß gar nicht gehört, wodurch christliche Gesinnung im geringsten nicht befördert werden kann, vielmehr unnöthige Fragen und Anstöße, sonderlich in der alten Geschichte der Bibel, veranlaßt werden können. Um durch Religionsunterricht gutgesinnete Christen zu machen, dazu wäre der dritte Theil des Inhaltes hinlänglich, und ohne unnütze Ueberladung des Gedächtnisses dienlicher. Der *dritte Band* enthält Beyspiele zur Erläuterung der Regeln des ersten Bandes, und mit Kindern wirklich gehaltene Katechisationen, zum Theil ausführlich, im Ganzen recht gut, doch in der Methode nicht unverbesserlich; indeffen können Candidaten des Predigt- und Schulamtes vieles daraus lernen.

SCHLESWIG, b. Röh: *Schleswig-Holsteinischer historischer Kirchen- und Schulalmusach auf das Jahr 1801.* 274 S. 12. (18 gr.)

Ein patriotisches Unternehmen, welches Beyfall, Unterstützung, und sogar eine den Localitäten anzupassende, vielfache Nachahmung verdient. Der vorgelegte Kalender ist zweckmäßig. Er zeigt die gewöhnliche Perikopen neben den neuen an; alsdann die auf gewisse Termine nöthige Predigtgeschäfte, Berichte, Verlesungen von Verordnungen etc. Nun folgt ein Verzeichniß der sämmtlichen Predigerstellen im Herzogthum Schleswig, die Art, wie sie besetzt werden, ihrer Einkünfte, Abgaben und Lasten, Namen der jetzigen Prediger, der Diöce-

sen, etc. Verzeichniß sämmtlicher Landschulen in der Probstey Hütten und Eiderstädt auf ähnliche Art. Aufzählung noch unbeförderter sowohl als erit neu examinirter Candidaten, sogar mit öffentlichen Bekanntmachung des „Charakters“ (des über ihre Geschicklichkeit gefällten, durch eine Chiffer ausgedrückten Urtheils). Möge diese Publicität vielen ein Sporn zu guten Vorbereitungen werden! Der Candidaten sind 95—100. Alle Jahre werden höchstens 20 bedienstet. Von Kiel sind 1800 abgegangen, um Ostern 11. um Michaelis 13 Theologie Studierende. Noch nicht beförderte (Schulmeister-) Seminaristen in Kiel, mit den Examinationscharakteren. Sie werden dort jetzt auch im Drechseln, Buchbinden, und im praktischen Gartenbau unterrichtet. Ein wichtiges Fach ist Nr. VII. verbesserte Einrichtung verschiedener Stadtschulen. Man sieht aber auch darauf, den Lehrern Fleiß möglich zu machen. Darauf weist Nr. VIII. von Pensionsanstalten für Schulmeisterwitwen, und Nr. X. von Vertheilung der Schulfondsgelder (von jährl. 410 Rthl. im Schleswigischen) für Zulagen und Aufmunterungen der Lehrer. Nr. XI. ältere Rescripte über das Schulwesen. Nr. XII. Anzahl der Haupt- und Nebenschulen im Rendsburgischen. Nr. IX. Verbesserung des freywillig bestehenden Predigerconvents im Eidermärtischen. Den Schläfs machen Notizen über die vaterländische das Kirchen- und Schulwesen betreffende Literatur von 1800. Mit bescheidenen und doch freymüthigen Winken zur Kritik. Schriften von Wolfrath, Bolte, Olshausen, G. H. Müller, Frise etc. zeichnen sich aus. Von Kleuckers Encyclopädie I. Bd. wird S. 257. gesagt: „Das ganze Werk ist ein Versuch, „das sogenannte orthodoxe System der Vorzeit zu „vertheidigen. Dafs Hr. Kl. dabey der neuern Theo- „logie und allen neueren Theologen den Krieg an- „kündigen werde, war zu erwarten; und dafs er sich „dabey manche bittere Ausfälle und gehäßige An- „klagen gegen Andersdenkende erlaubt, ist nichts „ungewöhnliches, und es mag einem Manne voll so „fester Überzeugung von der Alleinwahrheit seines „Systems, das zu vermeiden, wohl schwer genug „seyn.“ etc. So wird diese Schrift und ihr Vf. in der Nähe beurtheilt. Bekanntlich enthält der zweyte Band eine wortreiche und heftige Antikritik gegen eine Rec. des ersten Bands in unserer A. L. Z., welche, ohne den Vf. näher zu kennen, seine Schrift aus dem nämlichen Gesichtspunkt schildern mußte.

### STATISTIK.

NÜRNBERG, b. Stein: *Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Bayern*, aus ächten Quellen geschöpft. — Ein allgemeiner Beytrag zur Länder- und Menschenkunde, von Joseph Horz, Kurpfalzbayrischen General Landesdirectionsrath in München. — *Zweyter Band, erste Abtheilung.* 1802. 546 S. 8. und viele einzelne Beylagen. (3 Rthl. 8 gr.)  
Rec. freut sich, die schnelle Fortsetzung dieses wichtigen und dem Statistiker so wie dem Geographen

phen gleich unentbehrlichen Werks, vor sich zu sehen, und auf den unverzögerten Druck der übrigen schon vollendeten Arbeit mit Zuversicht rechnen zu dürfen. Der gegenwärtige Band enthält noch immer die Pflegämter und Gerichte des Rentamts München, und erst der folgende wird die noch fehlenden dieses Rentamts beendigen. Die Einrichtung und Behandlungsart des Vfs. kennen unsere Leser schon aus der Beurtheilung des ersten Theils; auch der gegenwärtige giebt vollständige Auskunft und Belege über Grösse, Bevölkerung, Kleidertracht, Sitten und Denkungsart der Bewohner, über Beschaffenheit und Cultur des Landes. Ungleich reichhaltiger sind die glücklich aufgefaßten Bemerkungen Hn. H. über den gebirgigen Theil des Landes, wo sich der sorgfältige aus eigener langwierigen Einsicht urtheilende Beobachter nicht verkennen läßt. Die Sittengemälde, welche so vieles Auffallende liefern, das in andern Ländern sich nicht findet, welche den schädlichen Einfluß der Ordensgeistlichen, vorzüglich der Bettelmönche, auf Geist und Herz des übrigens gutmüthigen Landbewohners, nicht durch Raifonnement, sondern durch anspruchslos hingelegte Thatfachen bezeichnen, verdienen in der That, daß der Vf. sein Buch auf dem Titel als einen allgemeinen Beytrag zur Länder- und Menschenkunde angiebt. Der Leser mag selbst nach einigen hier ausgehobenen Stellen urtheilen. S. 42. ff. ist von dem Kloster Benedictbayern die Rede, einem der reichsten und prächtigsten im Lande, und von der Behandlung der Untergebenen, welche aber in den übrigen Klöstern meist noch härter ist. „Die Klosterpferde sehen gut aus, weil bey der jährlichen Pferdeschau im ganzen Gerichte dem Klosterhausmeister die Füllen vorgetrieben werden müssen, und derselbe sich die schönsten für geringen Preis aussucht.“ — „Die Untertanen haben alle Scharwerk für das Kloster zu entrichten. Auch müssen die Untertanen alles vorher dem Kloster anbieten, ehe sie etwas verkaufen dürfen. Ihre Söhne und Töchter müssen alle zuvor als Knechte und Mägde im Kloster dienen; und daß dies keinen Vortheil bringt, beweiset, daß sie sich mit 20 und mehr Gulden jährlich abkaufen, wenn sich jemand anders für sie stellt. Das Wirthshaus in der Jachenau hat die drückende Last, dem Pfarrer und Geistlichen Wohnung und Kost des Tags für acht Kreuzer zu geben.“ Doch liesse sich hier wohl auch manches zur Vertheidigung sagen, und Hr. H. läßt selbst die schönen Anstalten des Stifts für gelehrte Bildung und für das Schulwesen nicht unbemerkt. Von den Ablässen und Wallfahrten hat der grössere Theil des nördlichen Deutschlandes keinen hinlänglich lebhaften Begriff; hier also die kurze Beschreibung des Portiuncula Ablaßes der Franciskaner zu Weilheim. S. 67. ff. „Den Tag zuvor läuft alles weit und breit zusammen, um zur Beicht zu gelangen, und die Volksmenge ist immer so groß, daß die Leute nicht alle in den (zahlreichen) Wirthshäusern unterkommen können, und auf der Gasse zu übernachten gezwungen sind. Am Tage des Ablaßes selbst

ist ein Drücken und Stossen um die Kirche herum, ein Dampf, daß man sich kaum nähern kann, und Kirche und Kloster sind wie belagert. Das gute Völkchen ist vergnügt, daß es volle Freyheit hat, im Kloster alles zu sehen, und in die Zellen hineinschauen zu dürfen. Da wird denn jede Statue, deren man eine Menge auf allen Seiten antrifft, andächtig geküßt; besonders lassen die Mädchen den Strick des H. Antonius nie ungeküßt; denn nach ihrer Meynung hülft der erste Kufs, um vor der Heyrach nicht Mutter zu werden, und der andere, bald einen Mann zu bekommen.“ — Am reichlichsten mit Reliquien gesegnet ist aber das Kloster Andechs. S. 82. Der Berg, auf welchem es steht, heisset der heilige Berg, weil er eine halbe Million heiliger Leiber und Gebeine enthält. Folglich ganze Schaaren von Wallfahrern, die selbst von München aus jährlich mit Feyerlichkeit dahin wandern. In der Hofkapelle sind zu beschauen, Milchtropfen aus der Brust Mariä, Haarlocken von der heiligen Anna, einige von Judas Silberlingen, Blutropfen und Flecke von der Veronika Schweifstuch etc. — Mehrere Züge stellen aber auch von der ehemaligen Landesverwaltung, und von der Lage des Landmanns kein erheiterndes Bild auf. S. 174. „Der hietige Bauer hat ein unglückliches Mißtrauen gegen seine Obrigkeiten. Er sieht sie alle für seine Peiniger an, die es sich zum Geschäfte machen, ihm das Leben zu verbittern, und alle seine Lebensäfte auszusaugen. Ein hietiger 70 jähriger Bauer will aus seiner lebenslänglichen Erfahrung wissen, daß noch nie eine landesherrliche Verordnung erschienen ist, wo nicht entweder eine neue Last aufgelegt, oder Gemeinden gegen einander gehetzt und Proceße veranlaßt, oder neue Abgaben ausgeschrieben wurden. Dieses Vorurtheil herrscht fast durchgängig. Der Gerichtsdienner läßt sich im Dorfe nicht ein einzigmal unentgeltlich sehen; allemal wird er entweder für sich, oder für seine Herrschaft, oder für beide zugleich seine Forderungen anbringen; und dies wie häufig des Jahrs! Der Bauer vermuthet bey jeder neuen Verordnung neue Bedrückung, und da er sich in diesen Stücke so selten irrt, so erschrickt er vor jedem neuen Befehl, so wie vor dem Anblick des Gerichtsdieners.“ Die Folge von dieser Behandlung und mehreren Rücksichten ähnlicher Art ist, daß der Landmann die große Fruchtbarkeit in seinen Ehen so viel möglich zu beschränken sucht. S. 182. „Der Bauer freut sich, wenn sein Weib ihm das erste Pfand der Liebe bringt, er freut sich auch noch bey dem zweyten und dritten. Aber nicht so bey dem vierten; da treten schon Sorgen an die Stelle der Freude. Er sieht alle nachfolgende Kinder für feindliche Geschöpfe an, welche ihm und seiner vorhandenen Familie das Brod vor dem Munde wegnehmen. Sogar die zärtliche Mutter wird schon für das fünfte Kind gleichgültig, und dem sechsten wünscht sie laut den Tod, oder daß das Kind (wie man sich hier ausdrückt) *himmeln möüre*.“ — Daß übrigens der bayrische Bauer ein auferst reizbares Gefühl für seine Ehre

Ehre hat, und sich sehr häufig bis auf den Tod herumbalgt, ist eine allgemeine bekannte Sache; so wie die schweren Strafen, die man vergeblich zur Einschränkung dieser öfters in Mordthaten ausartenden, rohen Nationalfreyheit, angewendet hat. Auch die Verfündigungen im *puncto sexti* sind, zumal in einzelnen Gerichten, eine häufig vorkommende Erscheinung; aber auch hier benimmt man sich sehr delikate mit dem Ausdrucke: *sie hat selbst geschewathet*, sagt man von einem schwangern Mädchen. — Die über die Häuserzahl und einzelnen bemerkenswerthen Gebäude beygefügteten zahlreichen Tabellen verdienen vollen Beyfall, weil aus ihnen allgemeine Resultate gezogen werden können, und Hr. H. seinen Angaben dadurch das sichere Gepräge der Zuverlässigkeit giebt. Doch begreift Rec. nicht, warum der Vf. die überall so leicht zu bemerkende Menschenzahl nicht beyfügte; er wundert sich desto mehr darüber, da der Vf. sich im Texte sehr häufig darauf bezieht. Z. B. S. 36. „Das Gericht Benedictbayern hat 1827 männliche und 1657 weibliche Köpfe, wie aus der Beylage Nr. II. zu ersehen ist.“ Aber in der Tabelle finden sich keine Auseinandersetzungen über die Menschenzahl, welche man desto mehr vermifst, da sie zwar über die Städte und Märkte anderwärts her Rec. hinlänglich bekannt ist, nicht aber bey manchen sehr ansehnlichen Pfarrdörfern der hier beschriebenen Gerichte des Rentamts München. Man kann auch wegen dieser Auslassung keine Resultate über das Verhältniß zwischen den Einwohnern der Städte und Märkte, zu den Bewohnern des offenen Landes ziehen. Schon bey dem ersten Theile machte Rec. Er-

innerungen gegen die weitläufigen Rechnungen von den herrschaftlichen Gefällen und Ausgaben bey jedem einzelnen Orte oder wenigstens Gerichte; und er muß sie hier wiederholen. Was kann es jedem Ausländer, auch jedem Bayern, der nicht selbst Kameralbeamter ist, frommen, eine Menge Artikel einzeln aufgezählt zu finden, deren mehrere er nicht einmal dem Namen nach kennt? und die ihm am Ende doch kein reines Facit über das Ganze der Abgaben, welche der Bauer zu bestreiten hat, und der Einkünfte, welche der Landesherr und der Gutsbesitzer an directer und indirecter Einnahme beziehen, gewähren können; und doch nehmen diese Tabellen die ganze Hälfte ein, und machen es jedem unbegüterten Manne fast zur Unmöglichkeit, sich ein Buch anzuschaffen, in dessen zwey beträchtlich starken ersten Theilen noch nicht einmal das Rentamt München beendigt ist.

\* \* \*

BERLIN, b. Schöne: *Leben und Schicksale, auch seltsame Anekdoten Eduard Isenstamm's, eines verlegirten Studenten.* Vom Verfasser der *Leben und Schwänke* verlegirter Studenten. 2tes Bändchen. 1803. 314 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 153.)

BERLIN, b. Lange: *Gedichte. Sammlung für Schulen.* Herausgegeben von August Hartung. Erstes Bändchen. 4te veränderte Auflage. 1802. 248 S. 12. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 305.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGEMÄHRHEIT. Erlangen, b. Hilpert: *Diff. hist. exeg. de ortu Theologiae veterum Hebraeorum ejusque cum diverso diversorum seculorum, quibus incrementa sua cepit, ingenio atque indole congruentia.* Pars Prior... Pro facult. docendi publ. def. Leonhard Bertholdt, Philof. D. 1802. 74 S. 8. Ein Beytrag zur althebräischen Dogmengeschichte, welcher von Auffassung des richtigen Gesichtspunktes über Modification der Meynungen von Gott nach der bürgerlichen Verfassung der alten Hebräer, von Fleiß, Literaturkenntniß, biblisch-philologischen Studien und eigenem Fortschungsdrang Proben liefert, die auf den Vf. Aufmerksamkeit erwecken müssen. Die Uebersetzung von Genes. 6, 3. *vis mea (vitalis) et huius non porro infra erit apud homines* wäre nach Vergleichung des arabischen Verbum *dun* passend, wenn nicht *רַחֵם* Femininum wäre. 1, 3. Mehrere alte Uebersetzungen geben ebenfalls dem Wort die Bedeutung *bleiben*. Und diese läßt sich unstreitig aus *רָחַם* selbst, ohne Abänderung etwa in *רָחַם*, erklären. Auf jeden Fall ist *רָחַם* und *רָחַם* wohl zu unterscheiden. Gut wird gezeigt, daß die *בְּנֵי אֱלֹהִים* Hiob

38, 5. und sonst die Himmelsbewohner neben der Gottheit diesen Namen eben so führen, wie neben einem Großemir die übrigen freyen Hausväter der Nomadenhorde die Söhne von jenem genannt wurden (Genes. 25, 12—16.) wenn sie gleich nicht zu seiner Nachkommenschaft gehörten, vielmehr nur seine Associirte und Schützlinge waren. Warum der Vf. die Volksmeynung, daß man Gott nicht ohne Lebensgefahr sehen könne, erst bey B. Richt. 13, 22. als gangbar gelten läßt, und daher Genes. 28, 17. *וַיִּירָא* und 32, 31. *וַיִּרְאֵהוּ* für Interpolation hält, davon sieht Rec. den Grund nicht ein. Uns dünkt es wohl begreiflich, daß der großherzige Abraham seinen Gott nicht fürchtet, auch der schwächere Isaac von ihm so erzogen war. Aber daß Jacob schon vor Gott bangt, folgt eben sehr aus dem verwöhnten Charakter des Mannes, der, gleich seiner Mutter Rebecca, nicht offen und gerade, sondern listig und mit Wendungen handelt. Auch zeigt sich Exod. 3, 6. ähnliche Furcht. Daß das Lied 1. Sam. 2, 1—10. je für ein Lied der Channa angesehen werden konnte, von deren Angelegenheit es nicht eine Spur enthält, ist allerdings sonderbar.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. December 1802

## NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Plassan: *Histoire naturelle des Poissons par le Citoyen La Cèpède. Tome quatrième. L'an X. de la Républ. (1802.) 720 u. XLIV S. 4. (7 Rthlr.)*

Rec. geht zuerst die hier beschriebenen Gattungen und Arten durch, und verpart die Anzeige der Einleitung auf den Schluss. Das Kennzeichen der Gattung *Scarus* wird hier angegeben: *Les machoires offensives, tres avancées, et tenant lieu de véritables dents: une seule nageoire dorsale.* Die aufgeführten 19 Arten werden in 3 Abtheilungen (Sous-genres) gebracht, 1 mit gabelförmigen, 2 mit geraden oder zugerundetem, 3 mit dreylappigem Schwanz. Im Bloch'schen System findet man 14 bestimmte und 5 unbestimmte Arten. Die Zahl ist nun zwar dieselbe; aber Bloch hat mehrere neue, welche Lacépède nicht kannte; und umgekehrt ist dieses derselbe Fall bey Lacépède. Dagegen findet Rec. darunter Fische, welche durchaus nicht in die Gattung gehören, und deren Beschreibung Lac. in den Büchern nicht selbst nachgelesen haben kann. Vermuthlich folgt er hier blindlings seinem Landesmanne Bonnaterra. So ist *Scarus purpureus* bey Forskäl No. 12. mit einer Reihe kegelförmiger Zähne versehen; daher ihn Bloch unter die Arten von *Gramatistes* No. 28 gezählt hat. *Scarus stellatus* bey Forskäl No. 10 und *Sc. Sidjan* Ebd. No. 9. haben zwar knöcherne Kinnladen aus einem Stücke; aber mit Zähnen auf dem Rande oder inwendig besetzt; daher Forskäl sie von der Gattung *Scarus* getrennt wissen wollte; welches Bloch gethan, und beide in seine Gattung *Amphicanthus* No. 1. und 2. aufgenommen hat. Die vierte Art *Sc. enneacanthus* nach Commerçon beschrieben, hat die knöchernen Kinnladen mit deutlichen rundlichen Zähnen besetzt. Den *Scarus niger* fand und beschrieb Commerçon in der Farbe etwas anders als Forskäl. *Scarus denticulatus* Pl. I. f. 1. und *frenatus* f. 2. nach Commerçon beschrieben, scheinen neu zu seyn. Hingegen ist *Scarus Schlesseri* in der Beschreibung von Pallas *Spicil.* 8. p. 41. nach P. eigener Meynung vielmehr eine *Sciaena* oder ein *Sparus*. Wegen *Scarus Catesby* hat Rec. auch große Bedenken, kann aber in dem Augenblicke das Buch nicht vergleichen. Noch mehr ist dieses der Fall bey *Scarus trilobatus*, *Plümiere's Turdus varius*, *vicu obtuso*, *cauda fusciculata*, welchen Lac. nach der bloßen Zeichnung ohne Text beschrieben hat. Denselben Ausdruck *fusciculata cauda* braucht Plümier von *Balistes* A. L. Z. 1802. Vierter Band,

*vetula* bey Bloch 5 B. S. 22 und *Coryphaena Plumier* Daf. S. 174. denen Lac. doch keine dreylappige Schwanzflosse beylegt. — Der letzte *Scarus maculatus* Pl. I. f. 3. ist nach Commerçons Zeichnung sehr kurz beschrieben, und von Sonnerats, hier übergangenem, *Sc. guttatus* verschieden. Wegen der 2 Rückenflossen trennt Lac. den nach Commerçon sehr kurz beschriebenen Fisch, welcher hier *Ostorhinchus Fleuriere* heißt, und 3 B. Pl. 32 f. 2 abgebildet ist. Aber Rec. kann in der Zeichnung durchaus keinen *Scarus* erkennen, wenn gleich die Kinnladen knöchern seyn sollen. — Die Gattung *Sparus* hat hier folgende Kennzeichen: *Les lèvres supérieures peu extensibles ou non extensibles, ou des dents incisives ou des dents molaires, disposées sur un ou plusieurs rangs: point de piquans ni de dentelure aux opercules; une seule nageoire dorsale; cette nageoire éloignée de celle de la queue, ou la plus grande hauteur du corps proprement dit supérieure ou égale ou presque égale à la longueur de ce même corps.* Die 98 Arten bringt Lac. unter 3 Abtheilungen nach der Gestalt der Schwanzflosse wie bey den *Scaris*. Man sieht, das kein einziges festes, allen Arten gemeinsames, Merkmal die große Anzahl von Fischen in eine Gattung verbindet, und das der Vf. sich durch willkürliches Stellen über alle Schwierigkeiten weggesetzt hat, welche bey der Classification dieser Fische eintreten, und schon so viele verschiedene Versuche der Eintheilung veranlaßt haben. Der Artikel über *Sparus aurata* begreift 19 Seiten, und enthält nicht etwa allgemeine Betrachtungen über die ganze Gattung, sondern über das von Griechen, Aegyptiern, Persern und Juden geweihte Symbol der belebenden Schönheit und der Entstehung der Erde aus dem Wasser, über mehrere ganz gewaltsam herbeigezogene Gegenstände der Physik und Kochkunst, und liefert ein Meisterstück von der erhabnen Beredsamkeit des Vfs., mit welcher er die kleinsten Umstände in der Naturgeschichte der Thiere zu verschönern weiß, indem er sie zugleich der nähern Betrachtung der Naturforscher entzieht, und sich selbst des ekelhaften Details einer genauen Beschreibung Theil für Theil überhebt. Die unschuldige Veranlassung zu diesem unnützen Aufwande von Gelehrsamkeit und Redseligkeit gab der Umstand, den aber mehrere Arten mit dieser gemein haben, das die Griechen sie der Venus geweiht hatten, und das die Kinnladen davon mit den runden Backenzähnen häufig vertheinert gefunden werden. Desto schneller fertigt der Vf. nun die übrigen zahlreichen Arten ab. Vergebens sah Rec. sich hier nach neuen eignen oder frem.

fremden Bemerkungen um. An Kritik ist vollends gar nicht zu denken. So wird z. B. *Sparus calcaratus* (Linnés *Sparus Spinus*) noch besonders aufgeführt (S. 107) da er doch mit *Scarus Sidjan* bey Forskäl einerley ist, wie *Bloch Systema* S. 206. bemerkt hat. *Sparus fuscescens* wird S. 109 nach *Huttuyn* sehr kurz beschrieben; woher aber die Abbildung 3 B., Pl. 17 f. 3 mit der Aufschrift *Variété du Spare brunâtre* genommen sey, wird nicht gesagt. *Forskäls Sciaena mahsena*, *karak*, *ramak* und *grandoculis* werden zu dieser Gattung gezogen. Endlich folgen S. 131—136 fünf neue Arten von *Commerçon* beobachtet, *Sparus viridi aureus*, *Sp. mylostomus*, *Sp. mylio*, 3 B. P. 26 f. 2 abgebildet, *Sp. britannus* und *Sp. aureo lineatus*. Bey dem ersten merkt *Lac.* beyläufig an, daß *Commerçon* die schuppige Stütze der Bauchflossen für ein Kennzeichen der Gattung *Sparus* ansah; folglich haben alle Fische, welche er *Sparus* nennt, diese Stütze, welche *Lac.* in der Beschreibung der ersten Art S. 132 anführt, und *une lame écailleuse alongée et aiguillonnée à l'angle extérieur de chaque thoracine* nennt. Im Charakter der fünften Art heist sie *une écaille alongée en forme d'aiguillon auprès du bout extérieur de la base de chaque thoracine*. Von der vierten Art heist es S. 134 *la lèvre supérieure si extensible, qu'elle s'allonge quelque fois d'un neuvième et même d'un huitième de la longueur totale de l'animal*. Wie stimmt dies mit dem Gattungskennzeichen *les lèvres supérieures peu extensibles ou non extensibles*? — Die zwey *Spari semiluna* und *holocyaneos* (sonst schreibt *Lac.* um der Aussprache willen *holocyaneose*) Pl. 3 f. 1 und 3 B. Pl. 33 f. 2 sind nach *Plümiers* Zeichnungen copirt, welche *Bloch* wahrscheinlich schon unter andern Gattungen bekannt gemacht hat, ob Rec. sie gleich im Augenblicke nicht auffinden kann. *Sparus lepifurus* 3 B. Pl. 15 f. 2. *Sp. bilobatus* Pl. 2 f. 2. *Sp. cardinalis*, *Sp. sinensis*, *Sp. bufonites* Pl. 2 f. 3. *Sp. psittacus* 3 B. Pl. 26 f. 3 sind nach *Commerçon* beschrieben und zum Theil abgebildet. *Lepifurus* hat einen großen Theil der Schwanz, und Afterflosse mit Schuppen bedeckt; dergleichen hat *bilobatus* am Grunde der Schwanzflosse; noch mehr aber *Sp. bufonites*. *Cardinalis* und *Sinensis* sind nach *sinesischen* Zeichnungen höchst unvollständig beschrieben. Die Abbildungen von *Sparus cruentatus* Pl. 4 f. 1 ist eine Verkleinerung der *Plümierschen* Figur, welche *Bloch* Pl. 312 in natürlicher Gröfse und Farbe gegeben hat. *Sp. chrysomelanus* ist nach *Plümiers* Zeichnung beschrieben; *Sp. hemisphaericus* 3 B. Pl. 15 f. 3 *Sp. pantherinus*, *Sp. brachion*, 3 B. Pl. 18 f. 3 und *Sp. Desfontaines* nach *Commerçon*. Den letzten fand *Desfontaines* in dem warmen rauchenden Quellwasser so wie in den kalten Flüssen von Tunis. *Sp. brachion* hat die Bruttflößen auf einer fleischigen Basis sitzen. *Sparus Abilgaardii* ist von *Bloch* späterhin für einen *Scarus* erkannt und beschrieben worden. *Sp. aureo-ruber* B. 3 Pl. 33 f. 3 ist nach einer Zeichnung von *Plümier* beschrieben. Die Gattung *Dipterodon* enthält 6 Arten in 2 Abtheilungen, welche sich blofs durch die 2 Rückenflößen von der vorigen unter-

scheidet. Die Zähne sollen denen von den meisten *Sparis* ziemlich ähnlich seyn. Aber wie mancherley Art sind die Zähne der 93 Arten! Und wie kann der griechisch klingende Name dieses ausdrücken? Die erste Art *Dipt. Plumierii* ist nach einer Zeichnung von *Plümier*, *hexacanthus* nach *Commerçon* beschrieben. Die Gattung *Lutjanus* hat 71 Arten zugetheilt erhalten, welche alle eine Rückenflosse, an die Blätter des Kiemendeckels gezähnelte, ohne Stacheln, eine oder gar keine Bartfaser haben sollen. Darunter sind neu *L. hexagonus* nach einem trocknen Fische beschrieben; *L. gymnocephalus* B. 3 Pl. 23 f. 3 *triangulum* B. 3 Pl. 24 f. 3 *microstomus* B. 3 Pl. 34 f. 2 nach *Commerçon*; desgleichen *L. albo-aureus* Pl. 7 f. 1 *percula*, *albo-aureus*. Pl. 7 f. 1 *percula*, *elliptico-flavus*, *chaetodontoides*, *diacanthus*, *cayennensis*. Die Art *chaetodont*. soll *l'intérieur des lèvres granulé* haben; was heist dies? *Lut. trilobatus* 2 B. Pl. 16 f. 3 steht hier wegen der Schwanzflosse neben *Perca trifurca* *Lin.* Die Gattung *Centropome* unterscheidet sich blofs durch 2 Rückenflößen, und hat hier 13 Arten. Wie kann sie also den Namen mehr als die vorige verdienen, da er die Zähne des Kiemendeckels andeuten soll? Und wie ist dann die Gattung *Pomacentre* S. 509 verschieden, oder *Pomatoma* S. 435? Macht die Verletzung der Worte einen Unterschied in der Bedeutung des Namens? Wie läst sich lateinisch *Centropomus* daraus bilden? Fragen, die man an einen Mann nicht thun darf, welcher die griechischen Worte wahrscheinlich aus dem ersten besten Wörterbuche aufgreift und zusammenfügt, ohne sich um die Regeln der Grammatik und Analogie zu kümmern. Neu sind *Centropomus mulus*, *ambassis*, *rupestris*, *macrodon*, *aureus*, *ruber*. Den ersten hat *Noel* geliefert; er heist französisch *mulet*, sollte also lateinisch *mulig* lauten. Nach der Angabe von der Strahlenzahl in den Flößen ist er von *Mugil cephalus* verschieden, aber die Beschreibung ist zu wenig bestimmt. Der letzte *ruber* gehört wegen seines durchaus rauhen Kopfs und Körpers gewifs nicht in diese Gattung. Noch gehören aus den Zusätzen *C. fasciatus* und *perculus* nach *Commerçon* sehr unvollständig beschrieben hieher. Die Gattung *Bodianus* unterscheidet *Lacepède* durch die Stacheln der Kiemendeckel ohne gezähnelten Rand und eine Rückenflosse. Von den 24 Arten ist *B. palpebratus* (*Sparus p.* *Lin.*) Pl. 4 f. 2 nach einer Zeichnung von *Boddaert* ichlecht abgebildet. *B. vivanet*, Pl. 4 f. 3 nach *Plümier* beschrieben und abgebildet; *B. Fischeri* hat schiefstehende, rautenförmige, gezähnelte Schuppen wie *Chaetodon pictus* bey *Bloch Systema* N. 39. *B. decacanthus*, *lentjan*, *macrocephalus* 3 B. Pl. 20 f. 2 *cyclostomus* 3 B. Pl. 20 f. 3 *melanoleucus*, die beiden letzten *tetracanthus* und *sexlineatus* nach *Exemplaren* im National-Museum höchst mangelhaft beschrieben. Die Gattung *Taenia notes* hat einen oder mehrere Stacheln an den Kiemendeckeln und eine sehr lange Rückenflosse. Die erste Art *T. latovittatus* Pl. 3 f. 2 so wie die zweyte *triacanthus* würde *Rec.* zur Gattung *Coryphaena* gerechnet haben. Die Gattung *Sciaena* unterscheidet sich

sich von der vorigen bloß durch 2 Rückenfloßen, und hat 11 Arten; wovon *Sc. ciliata* und *heptacantha* neu und nach trocknen Exemplaren beschrieben sind. Die erstere hat fast alle Schuppen, in Gestalt eines Trapezium, durch eine Quergräse getheilt, und den vordern Theil glatt, den hintern gerieft und gezähnt. *Sc. pentadactyla* und *vittata* nach *Commerſon*, letztere hat eine sehr kleine Bartfaser am Kinne. Dieser Fisch ist der einzige aus vielen Gattungen, deren Kennzeichen immer *un seul barbillon ou point de barbillons* erwähnen, an welchem dieses Kennzeichen angeführt wird. Die Gattung *Microptere* hat eine zweyte kleine Rückenfloße, und nur 1 Art *M. Dolo-mieu*, Pl. 3 f. 3. In der Abbildung sieht R. die zweyte Rückenfloße für ein abgerissnes Stück der ersten an. *Holocentrus* hat Zähne und Stacheln an den Kiemendeckeln und 1 Rückenfloße. Von den 64 Arten sind neu *H. bouillon*, *flavo caeruleus*, *cauda vittata*, *nigriscans*, *leopardus*, *siliatus*, *albo ruber*, *albo fasciatus*, *diacanthus*, *tripetalus*, *tetracanthus*, *acanthops*, *radjabau*, *diadema*, 3 B. Pl. 32 f. 3. *gymnosus* 3 B. Pl. 27 f. 2 *rubro-fuscus*, *soldado*, *gibbosus*, *sonnerat*, *heptadactylus*, *pantherinus*, 3 B. Pl. 27 f. 3 *rosmarus* Pl. 7 f. 2 *oceanicus* Pl. 7 f. 3 *salmoides* 3 B. Pl. 34 f. 3. Von der ersten heißt es S. 368: *la première pièce de chaque opercule montre une échancrure propre à recevoir l'aiguillon de la seconde pièce*. Im Charakter S. 331 steht: *un aiguillon tourné vers le museau à la dernière pièce de chaque opercule*. Diesen letzten Umstand haben wir im Charakter einiger vorhergehenden Fische bemerkt gefunden, nicht aber die erstere Erklärung, welche mit der bey *Bloch Systema* S. 318 übereinkommt. Die zweyte Art hat über den Augen eine durchsichtige Haut; die dritte die Bauchfloßen durch eine Haut an den Bauch befestiget; die vierte eine gezähnelte Platte bey jedem Auge, und eine schuppige Stütze der Bauchfloßen; die achte (*albo ruber*) mehrere Haufen von Stacheln zwischen den Augen; die neunte Stacheln vor und hinter den Augen; die zwölfte *tetracanthus* eine gezähnelte Platte bey jedem Auge und über jeder Brustfloße; im Texte heißt es S. 373 dagegen: *des lames ecailleuses et dont la surface offre des stries disposées en rayons, couvrent le dessus des yeux*; die dreyzehnte (*acanthops*) eine gefachelte und ausgeschweifte Platte unter jedem Auge, über der Basis der Brustfloßen einen schief nach oben gekehrten Stachel; *h. radjabau* eine schuppenartige gezähnelte Platte über dem letztem Blatte des Kiemendeckels, wie *h. gibbosus*, *heptadactylus gym-nosus* (aus *gymnose*, und dieses wegen der Aussprache aus *γυμνος* gemacht, wie anderwärts *chry-sotosus* aus *chrysose* aus *χρυσωτος*) hat unsichtbare Schuppen, *h. soldado* hat den zweyten Stachel der Aterfloße groß, lang und platt gedrückt; *hepta-dactylus* hat am vordern Blatte der Kiemendeckel 3 Stachel nach vorn und 1 nach hinten gekehrt, und eine gezähnelte Schuppenstütze über den Brustfloßen: die Anzahl der Zähne an den beiden schuppenartigen Platten über den Brustfloßen scheint mit dem Alter zuzunehmen Die Gattung *Perseque* (*Perca*) hat Sta-

cheln und Zähne an den Kiemendeckeln und 2 Rückenfloßen. Von den 14 Arten sind *P. loubina*, *prasin*, *triacantha*, *pentacantha*, *fourcroy* neu; die erste hat rautenförmige gezähnelte Schuppen; die dritte gekielte; die vierte eine 3 mal auf und niedergebogene Seitenlinie, die fünfte eine lanzettenförmige Schwanzfloße. Die einzige Art der Gattung *Harpé*, nämlich *bleu doré* Pl. 8 f. 2 ist nach einer Copie von *Plumiers* Zeichnung beschrieben und abgebildet. Rec. begreift nicht, wie *Lac.* in der Zeichnung von Pl. die Zahl der Strahlen in der Kiemenhaut in den Floßen, den *barbillon comprimé et triangulaire de chaque côté au-près de la commissure des lèvres* erkennen konnte, was ferner hier heißt *l'anale attachée autour d'une prolongation charnue, ecailleuse, très grande, comprimée et triangulaire*, ist nach der Zeichnung zu urtheilen nichts als der mit Schuppen bedeckte Grund der Aterfloße, gerade wie bey *Sparus lepisurus*. *Le Pime-loptère Bosquien* (eine neue Gattung und Art) Pl. 9 f. 1 hat den hintern Theil der Rückenfloße, fast die ganze Aterfloße und die Schwanzfloße *adipense*. So nennt *Lacepède*, was sonst eine Fettfloße andeutet. Aber in der Zeichnung sieht man überall deutliche Strahlen ausgedrückt. Der Fisch hat in seiner Lebensart viel gleiches mit *Gasterosteus ductor*, und *Bosc* nannte ihn daher *Gasterosteus atherinus*. Die Bauchfloßen stehen nicht unter, sondern hinter den Brustfloßen. Die beiden neuen von *Commerſon* beschriebenen Fische *Chelio-curvatus* und *fuscus* bringt *Lac.* in eine neue Gattung mit länglichem Körper und Schwanz, niedergedrückter Schnauze, nacktem Kopfe und Kiemendeckel, granirtem Kiemendeckel ohne Zähne und Stacheln, hängenden Lippen, kleinen Zähnen und Brustfloßen und langer Rückenfloße. *Pomatomus* srib Pl. 8 f. 3 aus *Carolina* mit 2 Rückenfloßen hat 3 Einschnitte am obern Rande des geschuppten Kiemendeckels, plattgedrückte Zähne, und macht weite Sprünge. *Bosc* nannte ihn *Perca sibirica*. Die Gattung und Art *Leiofome que-nejaune* (*Leiofomus xanthurus*) Pl. 10 f. 1 bezeichnete *Bosc* sehr gut durch die Worte: *Perca edentula — P. D. secundae 30 nasa obtuso, dentibus nullis*. Der folgende *Centrolophus niger* Pl. 10 f. 2 hat vor der Rückenfloße 3 einzelne kurze Stacheln stehn, eine schwarz gepickelte Zunge, rautenförmige Schuppen am Kopfe, Leibe und Schwanz, und die Seitenlinie nach dem Alter zu gebogen. Der Fisch ward an der französischen Küste gefangen und von *Noel* eingefendet. *Eques americanus*, von *Bloch* tab. 347 abgebildet, macht hier eine eigne Gattung aus; eben so *Leiofomus argenteus*, (der Bedeutung nach mit *Leiofomus* einerley, aber richtiger) *Blochs Scomber edentulus*. In der Beschreibung von beiden Schriftstellern wird man bey der Vergleichung des *Blochischen Systema* eine grosse Verschiedenheit, nicht zum Vortheile des Franzosen, bemerken. Die Gattung *Chaetodon* hat hier 40 Arten, welche alle kleine und bieglame Zähne, Schuppen auf der einzelnen Rückenfloße oder mehrere andere, und keine Zähne oder Stacheln an den Kiemendeckeln haben sollen. Neu sind *Chaetodon fargoides* Pl. 10 f. 3 nach *Plumier*, *pentacanthus*, Pl. 11 f. 2 *elongatus* Pl.



6 f. 2 und *gallina*. Die Gattung *Acanthinion* unterscheidet sich durch mehr als 2 Stacheln im Nacken, von *lucy* abgeleitet. Alle 3 Arten sind bekannt. *Chaetodipterus* hat 2 Rückenfloßen und weder Stacheln noch Zähne am Kiemendeckel. Die einzige Art hat Bloch beschrieben. Die Zusammenfetzung von *Chaetodon* ist sprachwidrig. Die Gattung *Pomacentrus* hat nebst der einzelnen Rückenfloße einen gezähnelten Kiemendeckel ohne lange Stacheln; von den 7 Arten sind neu *P. enneadactylus* und *lunula*. Die erste hat längst der am Leibe gebogenen Seitenlinie eine Reihe kleinerer Schuppen, die übrigen groß und gezähnel, fast alle Stacheln der Rücken- und Afterfloße lang, stark und platt gedrückt. Die einzige Art der Gattung *Pomadasy*, *argenteus* ist *Forskäls Sciaena argentea* mit 2 Rückenfloßen. *Pomacanthus* hat lange Stacheln am angezähnelten Kiemendeckel nebst einer Rückenfloße. Von den 7 Arten ist keine neu. Die Gattung *Holocentrus* hat ihre 13 Arten von den vorigen bloß durch die gezähnelten Kiemendeckel mit Stacheln unterschieden. Davon sind neu *H. la mar*, *geometricus* Pl. 13 f. 1 und *flavo niger* Pl. 13 f. 2. Die zweyte Art soll bey *Renard* 1 Pl. 5 f. 34 abgebildet seyn, und heist dort *Douwing formose*. Die Gattung *Enoplosus* (von *enoplose* aus *ενωπλος* gemacht) enthält allein *Chaetodon armatus* von *White* beschrieben. *Glyphisodon* von 2 Arten hat eingekerbt oder ausgechnittene Zähne. Dabin gehören *Chaetodon saxatilis* *Lin.* und *Blochs Ch. maculatus*. Die Gattung *Acanthurus* hat an den Seiten des Schwanzes einen oder mehrere Stacheln. Die Arten sind schon alle bekannt. Davon unterscheidet *Lac.* den Fisch, welchen er *Aspiurus solus* nennt, wegen des knöchernen Schildes an der Seite des Schwanzes. *Acanthopodus* (aus *acanthopode* statt *acanthopus* gemacht) hat 2 bereits bekannte Arten mit Stacheln statt der Bauchfloßen. Die Gattung *Selene* enthält 2 Arten, *argentea* nach *Plüvier* beschrieben, und *Sloanes Faber marinus fere quadratus* tab. 251 f. 4. Also bemerkte *Lac.* nicht, das er denselben Fisch schon einmal unter dem Namen *Chaetodon faber*, den ihm *Broussonet* gegeben, beschrieben hatte. *Zeus vomer* *Lin.* wird hier unter den Namen *Argyreiofusus vomer* beschrieben. Der wohlklingende Name ist aus *argyreiofusa*, und dies aus *ἀργυροειος* (statt *ἀργυροσ*) gemacht! *Zeus ciliaris*, *insidiator* und *faber* *Lin.* erscheinen hier unter ihrem alten Gattungsnamen; hingegen heist *Zeus gallus* hier *Gallus virescens* und französisch *le Gal verdâtre*! *Linnés Zeus luna* heist im Charakter *Chrysofusus*, in der Beschreibung aber *Chrysofusus luna*, auf Pl. 9 f. 3 abgebildet. Man wird aber über die Schwierigkeiten und Zweifel nicht belehrt, welche sich bey dieser Art zeigen, obgleich *Lac.* ein wohl erhaltenes Exemplar selbst untersucht haben will. Dagegen erfahren wir S. 588 den geistreichen Einfall eines französischen Beobachters, welcher diesen Fisch wegen seiner prächtigen Farbenzeichnung *un seigneur de la cour de Neptune en habit de gala* nannte. *Zeus aper* *Linn.* heist hier *Capros aper*. Nun folgen die Schollen, 29 Arten in 4 Abtheilungen, wo *Rec.* endlich eigene oder fremde neue Bemerkungen erwartete. Davon sind die 6 Arten ohne Brustfloßen getrennt, und unter dem Na-

men *Achirus* beschrieben. Die neue Art *Pl. chinensis* Pl. 14 f. 1 ist nach einem sinesischen Gemälde beschrieben und abgebildet. *Pl. pegusa* wird nach *Rondelet* hier aufgeführt, und durch *Noels* Zeugniß bestätigt. Die Grundfarbe ist schmutzig rothbraun, (*roux*) mit dunkel geränderten Flecken; die Floßen werden zwar im allgemeinen beschrieben, so wie die längliche Gestalt, aber zur Bestimmung der Art fehlen noch alle Kennzeichen. Eben dieses gilt von *Pl. argentea* nach *Petivers* Zeichnung aufgeführt. *Pl. calimanda* wird nach *Dühamel* und *Bonnaterre* beschrieben, aber die Bequemlichkeit hat dem Vf. nicht erlaubt, die Stelle aus *Dühamel* anzuführen. Die Beschreibung ist schlecht, und alle Merkmale fehlen. *Pl. Commerstoni* 3 B. Pl. 12 f. 2. Auch von diesem sind nur gemeine Umstände, wenige oder keine Merkmale angezeigt. *Achirus barbatus* wird nach *Gronov Zoophylax*. N. 255 beschrieben, aber auf die wichtigere Stelle *Musei* N. 53 hat *Lac.* gar keine Rücksicht genommen, und also auch die Beschaffenheit der Schuppen nicht angegeben. Im Texte sagt er nichts von ihm, als das man des Fisches Vaterland nicht kenne; und doch nennt *Gronov* Amboina. *A. marmoratus* 3 B. Pl. 12 f. 3 nach *Commerston* *A. pavonius* nach einem Exemplar der vormals holländischen Sammlung sehr unvollständig beschrieben. *A. ornatus* ebenfalls. Diese Mangelhaftigkeit der Beschreibung nebst dem Mangel der Abbildungen läßt keine genaue Vergleichung mit den von *Bloch* beschriebenen neuen Arten zu, unter welchen mehrere bärtige Kinnladen haben. Die Beschaffenheit der Zähne hat *Lac.* bey keiner Art bemerkt.

So hätte *Rec.* den Inhalt der Beschreibungen genau bezeichnet, insofern die Wissenschaft durch die Kenntniß neuer Arten bereichert worden zu seyn scheint. Die Methode der Eintheilung und die Art des Vortrags hat er ebenfalls mit des Vfs. eignen Worten kenntlich zu machen gesucht; mehrere Beyspiele hielt er nicht für nöthig, weil er glaubt in der Anzeige der vorigen Bände die Leser damit hinlänglich bekannt gemacht zu haben. Ueber die Grundsätze der Classification und die Art, wie er die von andern bestimmten vermehrt, vermindert, getheilt und verändert, wie er die von andern beschriebenen Arten unter andre Gattungen gebracht, ihre charakteristischen Merkmale aufgesucht, gestellt und bemerkt gemacht, und wie er überhaupt die Kenntniß der Fische als Wissenschaft behandelt habe, über alle diese Gegenstände will und kann *Rec.* sich hier nicht zum zweytenmale erklären, aufser das er im Allgemeinen versichert, *Lacepède* sey sich und seiner Manier auch hier treu geblieben. Nur enthält dieser Band gar keine Bemerkungen von *Commerston* über die Lebensart und Oekonomie der von ihm beobachteten und beschriebenen Arten. Ob dies Zufall, Mangel an Aufmerksamkeit oder Sorglosigkeit des Bewahrsers und Excerptors seiner Papiere sey, kann *Rec.* nicht entscheiden; aber fast möchte er aus der Art, wie *Lac.* die wichtigsten Bemerkungen von bekannten Schriftstellern verstümmelt oder ganz übergeht, mehr auf die Nachlässigkeit des Erben als auf die Unachtsamkeit des Verfassers der *Commerstonischen* Papiere schließen.

(Der Beschluß folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 21. December 1802.

## NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Plassan: *Histoire naturelle des Poissons*, par le Citoyen La Cépède. Tome quatrième. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von S. 665 bis 728 folgen Zusätze zu den vorigen Theilen. Zuerst zu der Gattung Neunauge. Zwey neue Arten (*Petromyxon septocul* (das französische Siebenauge) und *Petr. niger*) werden nach Noels Angabe höchst unvollständig beschrieben, so daß bloß die Größe der Mundöffnung, die Gestalt des Körpers und der Flossen, und die Farbe, nicht aber die Beschaffenheit und Zahl der Zähne angegeben werden. Die Abbildungen Pl. 15. lehren höchstens nur den Unterschied der beiden Arten im Aeußern! Hierauf 7 neue Arten von Rochen in 2 Unterabtheilungen nach den spitzigen oder stumpfen Zähnen. Zu jenen gehört 1 *Raja rostrata* S. 622. Sie gleicht der bekannten *R. oxyrinchus*, bleibt aber kleiner, ist grünlich, und hat 3 Reihen Stachel auf dem Schwanz. Das Weibchen unterscheidet sich durch kleine Stacheln unter der Schnauze und am Rande des Körpers. Die zweyte *R. cuculus* ist oben bläulich oder lichtbraun, hat große Nasenlöcher, welche erweitert werden können, im Maule jenseit der Zähne der obern Kinnlade einen gezähnelten Knorpel in die Quere liegend; der Kopf ist kurz und klein, der Obertheil der Schnauze und des Leibes glatt und ohne Stachel, dagegen stehn einer oder mehrere gezähnelte, lange, starke Stachel am schlanken Schwanz; der vordere Theil des Leibes ist erhoben. Zu diesen gehört 3 *R. nigra* Pl. 16 f. 1 hat einen rautenförmigen, oben schwarzen Leib; eine Reihe Stacheln geht vom Anfange des Rückens bis an das Ende des Schwanzes; 2 andre weniger dichte Reihen fassen die Seiten des Schwanzes ein; die Haut ist dick und chagrinirt; die Zähne platt gedrückt und zitzenförmig. Bey folgenden fand Laccépède die Form der Zähne nicht angegeben. 4 *R. mosaiica* Pl. 16 f. 2 hat eine Reihe Stacheln vom Nacken an bis an das Ende Schwanzes, 2 oder 3 Stacheln vor jedem Auge, 1 oder 2 hinter jedem Spritzloche, eine Reihe von 5 oder 6 Stacheln auf jeder Seite zu Anfange des Schwanzes. Die Farbe ist gelblich mit weissen runden Flecken; dazwischen stehn kleine weisse Punkte in doppelten gebogenen Reihen; 2 Schwanzflossen. 5, *R. undulata*, Pl. 14 f. 2. hat breite zugerundete Brustflossen, den Leib oben mit wellenförmigen Linien auf graulichem Grunde  
A. L. Z. 1802, Vierter Band.

geziert; eine Reihe Stacheln vom Kopfe an bis an das Ende des Schwanzes, 2 Stacheln vor und hinter jedem Auge, und 1 Stachel auf jeder Seite am Anfange der Rückenreihe; 2 Schwanzflossen. 6. *R. apteronota*, Pl. 14 f. 3 hat weder Rücken- noch Schwanzflosse; die Brustflosse schliesen nur zur Hälfte an den Leib an, und stehn hinten frey; der Schwanz ist kegelförmig; zwischen den Spritzlöchern zeigt sich eine Furche eben so wie vor den Augen, die Schnauze vorragend und spitzig. Sollte diese Art nicht die vom Osbeck beschriebene *R. hispanica* seyn, an welcher O. *pinnae pectorales alaeformes in uno tantum angulo adhaerentes* bemerkte? Alle diese 6 Arten hat Noel an den Küsten von Frankreich beobachtet. Die 7te ungeheure *R. fimbriata* ist nach einer Zeichnung, welche Noel unter den Papieren des Seecapitän M. de Montclair fand, Pl. 16 f. 3 abgebildet und beschrieben. Der Körper ist schwarzbraun und rautenförmig, jedoch so, daß die Spitzen der Brustflossen verlängert und beweglich sind; der Schwanz hat über  $\frac{2}{3}$  von der ganzen Länge; die Schnauze hat vorn 2 flossenartige Anhänge; die Seiten des Schwanzes und der Brustflossen hinter der vorstehenden Spitze sind mit Bartfafern besetzt; in der Zeichnung zeigt sich weiter keine Flosse. Sollte das nicht die von Desmarchais bemerkte Art seyn, welche in Blochs *Systema Ichthyologiae* p. 369 No. h unter den unbekanntenen Arten mit dem Namen *R. barbata* aufgeführt wird? Noch fehlt gar vieles zur vollständigen Beschreibung und Kenntniß des sonderbaren Fisches! — Unter dem Namen *Squalus amifodon* wird S. 680 Lathams *Pristis cirrhatus* beschrieben. Die übrigen von L. beschriebenen Arten sieht Laccépède für Abarten des gemeinen Sägefisches an. Es folgen *Balistes niger* und *undulatus* nach Mungo-Park beschrieben: *Cyclopterus musculus*, von der französischen Küste nach Noel S. 684 beschrieben und Pl. 15 f. 3 abgebildet. *Ophichthus fasciatus* S. 687 nach einem Exemplare der vormals Statthalterischen Sammlung beschrieben. Die neue Art von Schwertfisch strandete an der Küste von Frankreich; niemand kannte ihn; doch gab man ihm den Namen *Makaira*, welchen Laccépède beybehalten, und daraus den Gattungsnamen gemacht hat, mit dem Zusatze *nigricans* für die Art, ob er gleich den Grund davon nicht einfah. Offenbar ist es das griechische *Μακραιρα*, Schwert. Laccépède erhielt davon nur die Pl. 13 f. 3 gelieferte Zeichnung nebst der Ausmessung der Theile des Körpers. Das Schwert oder die verlängerte obere Kinnlade ist so lang, daß es  $\frac{2}{3}$  höchstens  $\frac{1}{3}$  der ganzen Länge hat; die untere Kinnlade ist nur halb so lang als die  
M m m m die

die obere. Das Schwert ist glatt, an den Rändern zugerundet, und ohne Furchen; das Maul ist ohne Zähne, der Gaumen aber sehr rau; die Brustflosse sehr schmal, aber fast so lang als das Schwert; die vordere Rückenflosse sehr groß, beide so wie die Afterflosse dreieckig; die Schwanzflosse halb zirkelförmig und so breit, daß der Abstand beider Enden 130 Centimetres beträgt: die Bauchflossen fehlen. An den Seiten des Schwanzes stehn 2 knöcherne, lanzettförmige Schilder über einander mit der Spitze nach dem Kopfe zugekehrt. Die ganze Länge des ungeheuern Fisches betrug 350 Centimetres. Warum *Lacépède* diesen Fisch von der Gattung *Xiphias* getrennt hat, davon sieht Rec. den Grund nicht ein. — Aus *Bloch* werden 3 Arten von *Stromateus* nachgeholt; von dieser Gattung aber trennt *Lacépède* die *Chrysostromes*, wovon die hier S. 698 beschriebene einzige Art *Rondelets Fiatola* ist, welche *Lac.* selbst nicht gesehen hat. Wegen der im Kupfer scheinbaren Bauchflossen hat er diesen Fisch abgefordert. — Der im 3ten Bande S. 138 nach einem Exemplare der Statthalterischen Sammlung beschriebene Fisch *Pagomias fasciatus* findet sich im Meere bey Carolina, wo ihn *Bosc* beobachtet, und *Chaetodon percatus*, *spinis dorsalibus 9, analibus 2, corpore elongato fasciato, mento barbato* genannt hatte. Von dem 3 B. S. 293 beschriebenen *Scomberomore Plumier* soll nach *Lac.* Meynung der von *Bloch* tab. 333 abgebildete *Scomber regalis* eine Abart seyn. Wenn er nur den Text lesen wollte, so konnte er ja sehn, daß *Bloch* denselben Fisch aus der vollkommenen Handschrift des P. *Plumier* beschrieben und abgebildet hatte, den *Lac.* nur aus einer Copie der *Plumierischen* Zeichnung kannte und unvollständig beschrieben hat! Die beiden Arten von *Labrus* aus den süßen Wassern in Carolina von *Bosc* beschrieben, *salmoides* und *irideus* hielt *Bosc* für Parsche, so wie auch den *Labrus sparoides* 3 B. S. 449 und 518 den er in Carolina auch gefunden hat. — Unter die Gattung *Lutjanus* bringt *Lac.* den von *Bloch* beschriebenen *Gymnocephalus argentus* und *Chaetodon cyananus* *Lin.* Als eine wichtige Berichtigung zur Beschreibung von *Coryphaena Plumieri* III B. S. 201 muß Rec. die Abbildung Pl. 8 f. 1 ansehn, welche nach *Plumiers* Handzeichnung gemacht ist, da die *Blochische* tab. 175 ganz vom Zeichner verändert worden war, wie *Bloch* selbst im *Systema Ichthyologiae* S. 299 erinnert. Aber *Lac.* scheint den Unterschied der Zeichnungen gar nicht bemerkt zu haben; denn wie hätte er sonst nicht daran erinnern sollen, daß die ächte Abbildung durchaus die Kennzeichen einer *Coryphaena* nicht hat? Noch erfahren wir im *Avertissement*, daß der im 3 B. pl. 25 f. abgebildete *Chaetodon Zebre* eigentlich *Chaetodon Counga* vorstellen soll, den *Lacépède* hier unter den Zusätzen samt *Chaetodon tetracanthus* nach *Commerçon* beschrieben, und den letztern auch dort Pl. 25 f. 2. abgebildet hat.

Die Einleitung zu diesem Bande ist überschriebenen *Troisième vue de nature*, und bezieht sich auf

*Buffons* zwey Ansichten der Natur. Der Gegenstand ist die Vergleichung der Fische mit den Vögeln. Diese hebt mit dem Satze an: „In allen Classen von Thieren giebt es eine herrschende oder Haupteigenschaft, (*habitude*) welche auf alle übrigen Einfluß hat, sie hervorbringt, modificirt und leitet, so daß jede besondere Handlung der Art den Abdruck von diesem allgemeinen und herrschendem Attribute darstellt, welches die Classe unterscheidet. Gemeinlich ist die Art sich zu bewegen die herrschende Eigenschaft, mit welcher die übrigen zusammenhängen und ihr untergeordnet sind. Dies sieht man sehr deutlich in der Classe der Vögel und Fische, welche wir mit einander vergleichen wollen, um desto richtiger von ihren Eigenheiten (*propriétés*), zu urtheilen, und vorzüglich um die unterscheidenden Fähigkeiten (*facultés*), der Bewohner von Flüssen und Meeren besser kennen zu lernen.“ Man sieht, daß hier der Art sich zu bewegen als Ursache alles dasjenige zugeschrieben wird, was andre Naturforscher dem Aufenthalte oder dem Elemente, welches die Thiere bewohnen, zuschreiben. Kann man alle thierische Handlungen (einmal nennt der Vf. selbst *actes particuliers de l'espèce*) mit dem Worte *habitudes* und *attributs* bezeichnen? Gesetzt aber man könne dieses füglich thun: so setzt doch die herrschende Eigenschaft sich zu bewegen einen eignen und herrschenden Organismus voraus; und von diesem müßte man eher und richtiger sagen können, daß der Hauptcharakter des Organismus der zum Fluge oder zum Schwimmen bestimmten Thiere einen Einfluß auf den Bau aller einzelnen Glieder und Theile des ganzen Körpers habe und sie modificire, nicht aber daß er sie erzeuge (*produire*); viel weniger, daß alle einzelne Handlungen einer Art das Gepräge vom Hauptcharakter des Organismus der Classe deutlich zeigten. Von dem angegebenen Zwecke der Vergleichung selbst hat der Vf. nur höchstens den ersten Theil und dürftig genug ausgeführt; vom zweyten findet Rec. nirgends eine Spur, er mag *facultés* für Fähigkeiten und eigne Kräfte, oder, wie der Vf. scheint gethan zu haben, gleichbedeutend mit *habitudes*, *attributs* und *propriétés* nehmen. Zuerst vergleicht der Vf. die Werkzeuge des Flugs und Schwimmens, hält sich aber nur an das Allgemeine, ohne sich in das Detail des Baues einzulassen, oder die Flossen und ihre verschiedene Richtungen und Wirkungen zu unterscheiden. Die Haut gleicht der Flügelhaut, sie kann gefaltet werden, und wird von festen, harten Zylindern unterstützt. Anstatt aber diese Zylinder mit den Federn im Flügel zu vergleichen, welche doch beide die Entfaltung und Verärgerung der Oberfläche bewirken, nimmt der Vf. lieber die Schuppen, womit bey einigen Arten einige Flossen zum Theil bedeckt sind, zu Hülfe, und versichert, bereits in den vorigen Theilen gezeigt zu haben, daß ihre Substanz einerley mit den (*ganzen*?) Federn der Vögel sey. Wie mag er aber von allen Flossen z. B. des Rücken und After, behaupten: *elle frappe avec force*? Mit den Lungen, Lungenfäcken und

und hohlen Knochen der Vögel vergleicht er die Schwimmblase der Fische; aber wie konnte er sagen, daß die aufgeblähte Blase den Umfang (*volumen*) des Fisches vermehre und seine Masse vermindere? Oder soll Masse hier das eigenthümliche Gewicht bedeuten? Allenfalls könnte man vom Schwimmer, der sich seine mit Luft gefüllte Blase unterbindet, ein vermehrtes Volumen annehmen. Warum genügte dem Vf. nicht das um so vieles leichtere Gas, welches den Körper hebt? Die Ursachen der Bewegung giebt er höchst mangelhaft an. Die Rück- und Afterflossen vertreten, wie bey den Vögeln der Schwanz, die Stelle des Steuerruders, die Schläge der Schwanzflosse aber theilen dem ganzen Körper Bewegung und Schnelligkeit mit. Wo bleibt das Steigen und Sinken? und wodurch wird der zusammengedruckte, oben breitere und unten schmale Leib, des Fisches im Wasser aufrecht erhalten? Was ist die Ursache, daß so äußerst wenigen Arten die Brustflossen, vielen aber die Bauchflossen fehlen? — Nach einem starken Schlage erhebt der Vogel die Flügel nur allmählig und sanft, um sich von der untern Luftschicht empor heben zu lassen. Wie vergleicht der Vf. damit die Wirkung der Flossen? Mehrere Flossen der Fische, sagt er, verrichten ebenfalls sehr abwechselnd starke und schwache Schläge (*égaux et inégaux*), und wenn der Schwanz links und rechts mit gleicher Schnelligkeit schlägt: so geschieht es deswegen, weil der gleiche Widerstand der beiden Seitenschichten, gegen welche der Fisch in schiefer Richtung schlägt, ihn in einer diagonalen Richtung, die er eben dadurch zu bewirken sucht, fortstößt. Hier fragt Rec.: Welches sind die Flossen, welche abwechselnd starke und schwache Schläge thun und dadurch die Bewegung bewirken, da nach dem Vf. die Schwanzflosse allein dem ganzen Körper Bewegung und Schnelligkeit mittheilt? Hiermit ist nun die Vergleichung der organischen Aehnlichkeiten geschlossen; und der Vf. geht zu den übrigen ähnlichen Eigenschaften und Handlungen über. Mit den *Seglern* unter den Vögeln, welche allen Winden und Stürmen trotzen, vergleicht er diejenigen Fische, welche ihre breiten Flossen, ihr starker Schwanz und ihre kraftvollen Muskel in den Stand setzen, ihren kühnen Zug mitten durch hohe Wellen und Stürme fortzuferzen. Vermuthlich hatte der Vf. die Thunfische im Sinne, welche die stärkste Schwanzflosse, und meistens lange nicht ebene breite Brustflossen haben, und so große und weite Züge aus dem Ocean durch die mittelländischen Meere thun. Aber warum bestimmte er nicht die *breiten Flossen* genauer? Mit den Zügen der Vögel vergleicht er die jährlichen Wanderungen aller Fische im Frühjahr aus der hohen und tiefen See an die Ufer, wo sie allein die Fortpflanzung vollenden können. Gleich hinter her erzählt er die Züge der Seefische in die Flüsse, giebt aber davon keine Ursache an. Der vermaeynten Wanderungen der Häringe und der bekannten Züge der Thun-

fischarten erwähnt er hier gar nicht; aber bey Gelegenheit der zuerst angegebenen Wanderungen an die Ufer nimmt er an, was ihm nicht alle Naturforscher zugeben werden, daß die Gewässer des Oceans fast gleich dicht und in jeder Höhe gleich erwärmt seyen, wie S. XXXIII steht. Bedächtiger drückt er sich ein paar Seiten hernach aus, wo er sagt, daß die Abwechslung der Jahreszeiten in der Temperatur der verschiedenen Theile des Oceans keine so große Abwechslung hervorzubringen scheine, daß dadurch die Fische zur jährlichen Auswanderung gezwungen würden. Aus dem Satze, daß die Fische nur am Ufer die Fortpflanzung verrichten können, welchen Rec. in der hier angenommenen Allgemeinheit nicht zugeben kann, leitet der Vf. den zweyten ab, daß die Fische sich in größerer Anzahl in solchen Gewässern aufhalten, wo sie ausgebreitetere Ufer in der Nähe haben; ferner den dritten, daß die nördlichen Meere reicher an Fischen sind als die südlichen. Dieß giebt ihm Veranlassung, sich auf die verschiedenen Hypothesen von der Entstehung und allmähigen Bevölkerung unsers Erdballs einzulassen. Aus einer jeden derselben bemüht er sich zu erklären, wie die Anzahl der Fische ab- oder zunahm. Wenn z. B. ehemals die Gewässer des Oceans einen Theil des jetzigen festen Landes bedeckten und so in mehrere Inseln zertheilt, so mußte damals die Anzahl und Fruchtbarkeit der Fische daselbst größer seyn als jetzt. Noch ausführlicher erklärt er, was in dem Faute, wenn ehemals die Gewässer des Oceans unsre ganze Erdoberfläche bedeckten, und nur nach und nach sich zurückzogen, in der thierischen Schöpfung für Stufen und Abwechslungen statt gehabt haben mögen. Als noch alles ein Ocean war, gab es weder Vögel noch Fische; denn es waren keine Ufer zur Aufnahme ihrer Brut vorhanden. Sobald aber die Bergspitzen sich über die Wasserfläche erhoben, entstanden Ufer mit niedrigen Gründen, und dann erst erzeugten sich die Fische, aber alle Classen und Familien, Fluß- und Meerfische, Raubfische und friedsame Modersfische, lebten noch durcheinander gemischt beyammen. Als eine fürchterliche Katastrophe eine große Menge davon tödtete, kamen Meer- und Flußfische auf demselben Grunde des Oceans ohne Unterschied neben einander zu liegen. Auf diese Epoche der fast gänzlichen Ueberschwemmung unsers Erdballs will der Vf. die Entstehung der Erdschichten zurückführen, in welchen man noch jetzt Abdrücke oder Ueberbleibsel von Meer- und Flußfischen und von Bewohnern des südlichen und nördlichen Oceans vermischt durch einander findet; und aus der Beschaffenheit der wenigen trocknen Punkte der Erde will er erklären, wie die noch jetzt sich findenden Abdrücke oder Ueberbleibsel der Fische sich so unverändert (*modifiés*) in ihren wesentlichen Organen und so unverfehrt in jeder noch so zarten Gestalt erhalten haben. — Mit den Fischen theilten die Wallfische, Lamentins, Dügons und Wallrosse die Herrschaft über den Ocean.

Ocean. Sobald Mehr Land mit neuen Ufern und sandigen Bänken entblößt war, fanden sich die Meerkälber, Meer schildkröten und Krokodile (im Meere?) ein, und vermehrten sich sammt den sogenannten Seevögeln. Nach und nach erschienen nun auch die Ufervögel. Aus den verdickten Dünsten entstanden Regen, Waldströme und Flüsse; und nun erst begann die große Trennung der bisher vermischten Fische in die bekannten vier Hauptclassen, in die Meerfische, Uferfische, auswandernde Fische und Flußfische. Die Verbreitung der Meerbäre, Tapirs, Schweine, Flußpferde, Nasenhörner, Elephanten und anderer Säugethiere, welche die Feuchtigkeit, den Schlamm oder die Ufer lieben, gieng der Erscheinung der übrigen Säugethiere und Vögel, welche auf dem trocknen Lande allein leben und sich nähren, auch dabey die Wärme lieben, voran. Nach diesen Epochen sucht der Vf. noch einmal das verschiedene Alter der Erdschichten zu erklären, in welchen sich Abdrücke oder Reste von verschiedenen Thierclassen befinden. Freylich paßt dieses Raisonement nicht zu der hier zuletzt angeführten Hypothese, daß der Ocean nach und nach sich über die verschiedenen Theile unsers Erdballs verbreitet und von andern zurückgezogen habe. Aber nun bricht der Vf. plötzlich ab, mit der Versicherung, daß es eigentlich den Geologen zukomme, die Ursachen zu erforschen, von welchen die angeführten Resultate herrühren. Der Zoologe sammle aus der Betrachtung der thierischen Organe, und der daraus entspringenden Eigenschaften Data, welche er dem Geologen darreiche: er mache ihm die Folgerungen bemerklich, welche man aus diesen Formen, Sitten, Analogien, aus der Natur des verschiedenen Aufenthalts und der Lage der Trümmer, aus der Trennung oder Vermischung der Arten, aus der Veränderung oder Erhaltung ihrer Hauptcharaktere, aus der Beständigkeit oder Veränderlichkeit ihrer Lebensart, aus der Temperatur des Klima, welches sie jetzt vorzüglich bewohnen und lieben, und aus der Wärme des Wassers, in welchem man sie nicht nur zu sehen müsse: kurz, der Zoologe sammle gleichsam die zurückgebliebenen Inschriften und Münzen aus den verschiedenen Zeitaltern unsers Erdballs, welche die Geologie zur Geschichte seiner Veränderungen verarbeite. Dies ist der Inhalt der Einleitung, welche in dem gewöhnlichen geizierten Stile des Vfs. geschrieben, durch viele tautologische Kola zerhackt, und durch gesuchte Vergleichen und überhäufte Metaphern zu einer übermäßigen Länge ausgedehnt ist. Ueberall sieht man den Franzosen leicht und spielend wie eine Möve über die Oberfläche dahin gleiten, und hier und da eine Mücke, irgend ein Insect, oder einen emporsteigenden Fisch ergreifen, den er mit großem Geräusche aufhebt und dem Leser mit ei-

nem schön klingenden Raisonement zubereitet vorlegt. Im Detail der Beschreibungen selbst ist der Vf. sich ebenfalls ganz gleich geblieben; aber der Leser fängt nun an, da die Formen der so zahlreichen Gattungen sich immer mehr nähern und einander ähnlich werden, welches in den folgenden Theilen bey den Häringen, Lachsen und Karpfen noch mehr der Fall seyn wird, den Mangel einer genauern und bestimmtern Beschreibung aller äußern Theile stärker und mit größerm Widerwillen zu fühlen, und sieht sich wt, wie Rec., ganz außer Stande, eine Vergleichung mit den von andern beschriebenen Arten anzustellen, um zu urtheilen, ob wirklich die Fische das sind, wofür sie ausgegeben werden. Hiezu kommt noch die Kleinheit der Kupfer; der Mangel der natürlichen Farben, und die Willkür der Zeichner, denen der Vf. wahrscheinlich die Arbeit ohne Anweisung nach vorgängiger Untersuchung ganz überlassen hatte, wie dieses leider! so oft der Fall bey den größten und theuersten, naturhistorischen Kupferwerken ist. Die Verwirrung wird also durch dieses Werk in der Naturgeschichte der Fische nicht im mindesten gehoben oder vermindert, sondern durchaus vermehrt; und dem Kenner bleibt keine andere Aussicht zu deren Vernichtung übrig, als allein in der Hoffnung, daß dereinst Cuvier oder einer seiner Schüler alle die von Lasepède nach Exemplaren im National Museum oder nach handschriftlichen Sammlungen des Commerson und andern beschriebene und abgebildete Fische mustert, vergleicht und bestimmt. Rec. hat zwar hin und wieder große Aehnlichkeiten der für neu ausgegebenen Fische mit bereits bekannten bemerkt, aber nur in einzelnen Theilen und Formen, wozu die Kenntniß der übrigen und des Ganzen fehlt, welche ihn allein in den Stand setzen konnte, zu urtheilen, daß der Fisch derselbe oder verschieden sey. Fängt man also die Untersuchung nicht ganz von vorn und mit allen Gattungen und Arten an, so daß man die beschriebenen neuen Arten zur Vergleichung vor Augen hat: so ist man stets wiederkehrenden Zweifeln und Widersprüchen ausgesetzt, und verliert seine Zeit in fruchtlosen Vermuthungen oder Wortdeutungen. — Die Kupfertafeln sind wie in den vorigen Theilen höchst mangelhaft bezeichnet, und enthalten meistens Arten, die erst in folgenden Theilen beschrieben werden sollen. Gleichwohl sind unter dem Texte selbst bey der Anzeige der Arten die dazu gehörigen Kupfer nicht angedeutet, sondern in einem Avertissement ist voraus die allgemeine Nachweisung enthalten, aber doch nicht allemal angezeigt, ob die Zeichnung nach einem Original verfertigt oder irgend woher entlehnt worden sey. Rec. hat bey der Anzeige der neuen Arten sogleich die dazu gehörige Zeichnung bemerkt.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. December 1802.

## NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: A. F. G. C. Batsch — *Beyträge und Entwürfe zur pragmatischen Geschichte der drey Naturreiche. — Gewächsreich. Erster Theil, erste Lieferung. 1802. Bog. A—M. 4. (1 Rthlr.)*

Dieses Werk verdient die Aufmerksamkeit der Botaniker in einem hohen Grade, und wird, so viel sich jetzt urtheilen läßt, wenn es in dem Geiste seines zu früh verstorbenen Vfs. fortgesetzt wird, die ausführlichste und genaueste Abhandlung über die natürlichen Ordnungen der Pflanzen seyn. Der Vf. folgte zwar in vielen Stücken *Jussieu*, aber er vereinigte damit *Gärtners* Beobachtungen, und setzte vieles Eigene hinzu. In dieser Lieferung finden wir zuerst Bemerkungen über das Pflanzenreich überhaupt. Hier weicht der Vf. von seinen Vorgängern ganz ab. Er theilt die Pflanzen in deutlich blühende und undeutlich blühende. Die deutlich blühenden haben zusammengesetzte oder einfache Blumen; die letztern sind bloße Kelchblumen oder tragen Kronen: diese sind ein- oder vielblättrig; ohne Rücksicht auf beides bestimmt die drey- und sechs-fache Zahl in diesen Bedeckungen eine eigene Abtheilung der lilienartigen Gewächse; alle andern vielblättrigen Blumen sind ausgezeichnet unregelmäßig oder regulär; und bey den letztern bilden vier Blättchen eine Kreuzblume, oder fünf eine Rosenblume. So sehr es Rec. auch billigt, daß der Vf. in dieser Haupteintheilung auf die Samenlappen keine Rücksicht genommen hat: so hegt er doch manche Zweifel. Der Begriff von einer zusammengesetzten Blume ist sehr unbestimmt, und die Gränze zwischen ihr und dem kopfförmigen Blütenstande kaum anzugeben. Eben so beruht ein Haupt-Unterschied auf einer sehr unsichern Unterscheidung zwischen Kelch und Blume (Blumenkrone). Wenn ferner die drey- oder sechs-fache Zahl in den Bedeckungen die lilienartigen Gewächse auszeichnet, wohin soll man manche *Cannaceae* oder auch Palmen bringen? Doch dafür war wohl vom Vf. schon gesorgt. In dieser Lieferung handelt er die Steinfrüchte (*Drapaccae*) ab, oder die 7te Abtheilung von *Jussieu's* Ordnung *Rosaceae*, und zwar: 1) von der Familie überhaupt, 2) von den Gattungen derselben, 3) von den Arten, 4) von den Stämmen, Blättern, Ueberzügen und äußerem Ansehen in dieser Familie, 5) von den Blüten, Früchten und Samen, 6) von dem Wachstum, Wohnort, den Säften und Gefäßen, 7) von dem

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

Schaden und der Benutzung in dieser Familie. Durch diese Stellung der Materien und die Art des Vortrags ist die Abhandlung lesbar geworden, da sonst die meisten Werke dieser Art nur zum Nachschlagen geschrieben scheinen. Um sich eine Uebersicht der Pflanzen in einer Familie zu verschaffen, ist des Vfs. Methode sehr zu empfehlen; aber sie ist freylich etwas weitläufig, und möchte daher vielleicht etwas ermüdend, besonders in der Folge werden. Diesem Nachtheile ließe sich vielleicht abhelfen, wenn man sich mehr bemühte, die Mannichfaltigkeiten der Pflanzen auf einzelne Formeln (Gesetze kann man wohl nicht sagen) zu bringen. Dadurch würde der Naturbeschreibung ein großer Dienst erwiesen, denn die bloße Aufzählung der Verwandtschaften stellt gleichsam ein Netz von verwirrten Fäden vor, wo es vielleicht nicht der Mühe werth ist, jeden Faden zu verfolgen. Sollte nicht überdies jeder noch so kleine Theil, jede noch so unbedeutende Form, in eine Verwandtschafts Beziehung zu bringen seyn? Rec. legt diese Bemerkung den Bearbeitern der Botanik zur Beurtheilung vor, indem sie auf die Behandlung dieses Gegenstandes einen großen Einfluss hat. Am Ende dieser Lieferung beginnt die Abhandlung der Familie *Prochiae*, oder der sechsten Abtheilung von *Jussieu's* Ordnung *Rosaceae*.

- 1) WEIMAR, im Industrie-Comptoir: A. F. G. C. *Batsch Grundzüge der Naturgeschichte des Thier-Reichs. . . .*
- 2) Ebendaf.: *Derselben Grundzüge der Naturgeschichte des Gewächs Reichs. . .*
- 3) Ebendaf.: *Derselben Grundzüge der Naturgeschichte des Mineral Reichs. — Von allen des ersten Theils zweyte Abth. zweyte Liefer. Bog. G—M. (1 Rthlr. 3 gr.)*

Nr. 1. enthält die Familien der Säugethiere. Der Vf. theilt die Säugethiere in acht Ordnungen oder 20 Familien. Die Verwandtschaften sind mit einer großen Genauigkeit und Kenntniß der Arten erörtert. Doch bleibt bey der Bestimmung der Familien sehr viel Willkürliches, welches von dem Gesichtspuncte abhängt, woraus der Anordner das Ganze betrachtet. So würde Rec. die Gattungen *Equus*, *Sus*, *Hippopotamus* nicht zu einer Familie bringen, er würde *Capra* von *Antelope* nicht bloß nach dem Profil des Gesichts trennen, auch nicht die *Ursina* von den *Mustelinis*, er würde nicht *Hylxix* und *Castor* zusammenstellen. Hingegen scheint *Ornithorhynchus*

*rhynehus* sehr glücklich mit den *Bradypodis* vereinigt. Die Familien sind folgende: *Ovina*, *Cervina*, *Equina*, *Colossi*, *Cataphracta*, *Bradypoda*, *Pitheci*, *Felina*, *Canina*, *Ursina*, *Mustelina*, *Talpina*, *Pteropoda*, *Marsupiales*, *Murina*, *Leporina*, *Sciurina*, *Castorea*, *Pinnipeda*, *Cetacea*. Eine Verwandtschafts-Tafel der Familien, und zwey Tafeln mit Vorstellungen der Hirnschädel sind beygefügt.

Nr. 2. enthält ebenfalls die Familien der *Gewächse*. Mit diesem Gegenstande hat sich der Vf. schon lange beschäftigt, und was er hier liefert, verdient die Aufmerksamkeit der Botaniker. Eine Verwandtschafts-Tafel der Familien erleichtert die Uebersicht. Einzelne Bemerkungen schienen uns in der Recension von des Vfs. *Pragmatischen Geschichte der dreij Naturreiche* besser angebracht.

In Nr. 3. wird die Geschichte der kohlenfauren Kalkarten geschlossen und der schwefelsauren angefangen. Den Ursprung des jüngern Gypses erklärt der Vf. sinnreich durch die Erzeugung von Schwefelsäure aus den Schwefelkiesen in Vulkanen, welche die Kalkerde im Meerwasser niederschlug.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Dictionnaire minéralogique françois-allemand*, par J. H. L. Pansner. 1802. 254 S. 8. (21 gr)

Da die französische Nomenclatur von der deutschen in der Mineralogie sehr abweicht: so würde ein französisch-deutsches und umgekehrt ein deutsch-französisches Wörterbuch der Mineralogie beiden Nationen sehr willkommen seyn. Das hier gelieferte kann seinen Nutzen haben, nur ist es in sehr vielen Fällen zu kurz. Neben dem französischen Namen findet sich ein deutscher ohne weitem Zusatz, welches in den meisten Fällen nicht hinreicht. Der Name blättriger Zeolit oder Zeolithpat z. B. giebt den Eintheilungsgrund nicht an, warum Haüy den Stilbit vom Zeolit trennte. Eben dieses ist der Fall mit *Amphibole*, *Pyroxène* u. s. w. Dafür hätten die Wörter, welche beiden Sprachen gemein sind, oder wo eines eine bloße Uebersetzung des andern ist, füglich wegbleiben können. Uebrigens hat Rec. bey der Durchsicht die Namen fleißig gesammelt und richtig angegeben gefunden. Ein deutsches Register dient statt eines deutsch-französischen Wörterbuchs.

EISENACH, b. Wittekindt: *Die kleinen Freunde der Naturgeschichte*, von Adolf Friearich Höpfner, Rector in Greußen. 1802. 326 S. 8. (18 gr.)

Dies im Ganzen wohlgerathene Buch soll ein Gegenstück seyn von dem *kleinen Physiker*, den der Vf. im vorigen Jahre herausgab. Es enthält Unterredungen eines Vaters mit seinen Kindern über Thiere, die wegen irgend eines Umstandes, wegen ihrer Gestalt, Lebensart, oder wegen des ökonomischen Gebrauchs, den man in Künsten und Gewerben von ihnen macht, merkwürdig sind. Unter den vielen ähnlichen Schriften für Kinder ist diese hier eine der

bessern. Nur vergißt der Vf. zuweilen, daß er den Vater mit *Kindern* (wovon das älteste 12 Jahr alt ist), sprechen läßt. Gleich in der Einleitung, welche an die Kinder gerichtet ist, kommt folgende Stelle vor: „Denn es ist eine allgemein bekannte Wahrheit, daß derjenige Unterricht, welcher gleichsam von ungefähr zu kommen scheint, mehr fruchtet, als der, welchen Kinder in den zum Unterrichte ausdrücklich bestimmten Stunden erhalten.“ Diese Wahrheit gehört weder für Kinder, bey denen dadurch leicht eine Geringschätzung der selbsterzählten Lehrstunden veranlaßt wird; noch ist der Satz, so ohne Einschränkung abgefaßt, wie hier, ganz richtig. Auch verfällt der Vater oft in den eigentlichen Lehrton, der sich zwar für das Katheder, aber nicht für die Kinderstube schickt. Schwerlich möchten lebhaftere Kinder einen so langen Sermon, wie S. 48—50. über die Reproductions- und Lebenskraft einiger Thiere anhören, ohne den Docenten zu unterbrechen. Selbst das Lesen solcher Stellen ist Kindern langweilig; ein munterer Dialog hat dagegen viel mehr Reiz für sie. S. 115. steht: „Unter der Oberhaut quillt aus kleinen Drüsen eine schleimige Materie, welche der *malpighische* Schleim heißt.“ Entweder müßte der Grund dieser Benennung hinzugefügt seyn; oder (wie dies Rec. besser scheint) man verschöne die Kinder ganz mit gelehrten Namen.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnuphase: *Predigten über die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts* in Bremen gehalten von Joh. Jac. Stolz, d. Th. D. und Prediger an d. Martini Kirche daselbst. 1801—2. 5. 6. 7. 8tes Heft. oder zweyter Band. 276 S. 8. (Jedes Heft 8 gr.)

Rec. darf auch diese 34 wirklich gehaltene Predigten für nicht minder merkwürdig und lebenswerth erklären, als die 32 der vier ersten Lieferungen waren, von denen bereits eine neue Auflage angefangen worden ist. Im 5. Heft wird, weil das verfloßene Jahrhundert von manchen als das der Aufklärung charakterisirt wird, die Materie von der *Aufklärung* vielseitig und wirklich mit ächter Aufklärung beleuchtet. Eben so betreffen die übrigen im 5 und 6. Heft behandelten Materien eigentliche Merkwürdigkeiten des kürzlich geendigten Seculum. Eine von dem Geiste der Liebe begeisterte Pfingstpredigt am Ende des 5. Hefts, und die meisten Gegenstände des 7 und 8. sind, in sofern sie nicht bestimmt das 18te Jahrhundert betreffen, als Anhang zu betrachten. Ihr innerer Werth wird durch diesen Mangel einer nächsten Beziehung auf die Vergangenheit nicht im geringsten vermindert. Die erste Predigt im 7. Heft über den Himmel und seine Sterne betrifft schon eine Denkwürdigkeit des laufenden Säculum, die Erweiterung der Himmelskunde in unserm Planetensystem; welche zu Bremen um so eher zum Gegenstand einer religiösen Betrachtung gewählt werden konnte.



konnte, als bekanntlich ein dortiger „geübter und menschenfreundlicher Arzt“ Hr. Dr. Wilh. Olbers, sich auch in Hinsicht jener vieles Verdienst erworben hat. Nr. 50 — 59. liefern Betrachtungen der Leidensgeschichte Jesu, dieser so folgereichen, wahrhaft Epoche machenden Weltbegebenheit, welche, wenn sie auch nur an sich betrachtet wird, einem Menschenkenner, wie der Vf. ist, reiche Gelegenheit giebt, fast alle Gemüthsarten der Menschen in einem die religiöse Besserung befördernden Lichte zu zeigen. Wie treffend wird die spätere Sinnesänderung des Saulus aus den Rückerinnerungen entwickelt, welche dieser über Jesu Betragen von seiner Gefangennehmung an bis zum Hinscheiden in sich aufbewahrt und nach und nach im Contrast gegen die Eigennützigkeit der dabey wirkenden Priester und Gesetzgelehrten betrachtet haben mag. s. Philipp. 3, 7 — 11. Die vorzüglich bösen Menschen werden in den Priestern, die niederrüchrig schlechten in Judas, die schwachen in Petrus, die, welche keinen Charakter haben wollen, in Herodes, die, welche sich aus ihrem Charakter allzu leicht durch andere herausweisen lassen, in Pilatus, der Pöbel aller Zeiten im Pöbel zu Jerusalem geschildert. Am Ende strahlt der Mensch Gottes, wie er seyn soll, Jesus hervor, den alle von ihm sehr gefühlte Schreckenisse des frühen, harten Todes von seiner individuellen Ueberzeugung nicht zurückdrängen, und die heftigsten Schmerzen (der Annagelung der Hände) nicht einmal gegen seine unmittelbaren Peiniger bitter machen konnten. Das 8te Heft beginnt mit einer zweckmäßigen Secularpredigt. Eine Reihe von Reden über Freundschaft nach biblischen Mustern und Winke ist allgemein anziehend. Nr. 65. macht unter der Aufschrift „eine historische Bemerkung“ von dem Umstand, das bey Luc. 10. 36. 37. der von Jesu redend eingeführte Schriftgelehrte den barmherzigen Samariter nur unschreibungsweise nennt, weil dieser als Samariter ihm verächtlich schien, sehr praktische Anwendungen. (Allerdings ist dieser Umstand, da die Begebenheit wohl nicht wirklich geschehen ist, sondern von Jesus als Lehrgeschichte erzählt wird, zugleich ein Datum von Jesu seinem Gefühl, das charakteristische der handelnden Personen in seinen Schilderungen des menschlichen Lebens zu treffen und auszudrücken). Eine Neujahrspredigt auf 1802. schließt die Sammlung. Von der Freundschaft eines gelehrten und verdienstvollen Collegen, des Hn. Dompredigers, Nicolai, aber erhielt Hr. St. noch einen recht schätzbaren Nachtrag, zwey Predigten über Bremens kirchliche und weltliche Begebenheiten im verfloffenen Jahrhundert. Der Vf. hielt diese Reden an der Stelle, wo einst Alb. Hardenberg wegen seiner Entfernung von Luthers Lehrmeynung über das Abendmahl zu seiner Absetzung und Vertreibung aus der Stadt (1562) Anlaß gegeben hat. „Seit dieser Zeit blieben die Einwohner Bremens in ihren Meynungen über die Art, wie Jesu Leib und Blut im Abendmahl gegenwärtig sey, getheilt, doch mit dem sonderbaren Wech-

sel der Dinge, das bey den Stadtgemeinden, welche Luthers Vorstellung einst so heftig vertheidigt hatten, allmählig reformirte Prediger, am Dom aber bey seiner Wiedereröffnung im J. 1639 lutherische ange- setzt wurden.“ Eine treffende Bemerkung, um zu Betrachtung anderer Lehr- und Ritualstreitigkeiten des vorigen Jahrhunderts überzugehen, welche theils Bremen allein, theils die ganze protestantische Theologie betroffen haben. Einst veruneinigte man sich auch zu Bremen über die Unionsversuche zwischen Protestanten und Katholiken; einst verwünschte man sich über die Frage: ob der Segen auf der Kanzel bedingt oder unbedingt ausgesprochen werden solle! Kurz aber treffend, schildert hierauf Hr. N. die Hauptmomente, in denen das vorige Jahrhundert Berichtigungen theologischer, doch auch in den Volksglauben übergegangenener, Vorurtheile herbeigeführt und zu redlicher Fortsetzung den Zeitgenossen des rötten Jahrhunderts überliefert hat. Mit Klugheit berührt Hr. N. die Periode, wo die nach dem holländischen Geschmack sich bildende Schriftausleger zu Bremen sich vor dem Anhängen am Buchstaben, die lutherischen Prediger vor einschläfernder Einförmigkeit im Vortrag und vor der Gewohnheit hüten mußten, „das Unsichtbare wie das Sichtbare zu behandeln, „und die Lehren von Gott und Unsterblichkeit, wie „körperliche, nach Maas und Zahl bestimmte Dinge „beweisen zu wollen.“ (Zugleich eine Probe, wie sich der Vf. auch über das schwer verständliche vor seiner Gemeinde deutlich zu machen suche!). Vor mehr als 20 Jahren wollte die Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre Bremen zum Hauptsitze ihrer Meynungen machen. Andere neue, lavaterische, apokalyptische etc. Schwärmerereyen werden schonend, aber freynützig warnend, bezeichnet. Früher suchten die Zinzendorfschen Brüder Eingang. An ihnen „mistel das Bilderreiche und Spielende in ihren „Vorträgen und Liedern, die Versinnlichung geistiger „Dinge, die Errichtung einer Gütergemeinschaft oder „Heilandscaffen, und die willkürliche Anordnung bey „ihren Ehen. Die Brüdergemeinde — so urtheilt „der Vf. — macht außer der Hervorbringung schön- „ner Kunstarbeiten, sich vorzüglich durch ihre Be- „mühungen, das Christenthum unter die Heyden „auszubreiten, und die in den Negerklaven unter- „drückte Menschheit durch ihre Genugthuungslehre „aufzurichten, uns noch merkwürdig.“ Der Hang, andere zu Sklaven ihrer Meynungen und Sitten zu machen, wird sich hoffentlich in derselben ebermindern, als vermehren, damit nicht das Gebeime ihrer Verbindungen sich unvermeidlich eine grössere Aufmerksamkeit und Beleuchtung zuziehe. Zur besondern Ehre von Bremen führt der Vf. mit Recht an, das dort in neuester Zeit „eine freye und auf „richtigen Gründen beruhende Schrifterklärung in Schutz genommen und von allem Verdacht einer übeln Gesinnung freygesprochen wurde.“ — Auch die Begebenheiten der katholischen Kirche werden kurz berührt; näher aber die Verbesserung in Gefängbüchern, den Beichtanstalten etc. dagegen auch die

Klage über Abnahme im Besuchen der Kirchenversammlungen. Das gleich interessante der andern Predigt über weltliche Hauptbegebenheiten empfehlen wir, wie diese ganze Sammlung, Lesern, welche den rein andächtigen Christusinn haben, alles aus dem Gesichtspunkt der Religiosität zu betrachten, ohne doch in Andächteley und in den Traum zu verfallen, als ob der Mensch spezielle Absichten Gottes über ihn und andere wissen oder gar voraus berechnen könne.

### KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Erstes Bilder- und Lehrbuch zur zweckmäßigen Beschäftigung des Verstandes und zur angenehmen Unterhaltung.* Zunächst für Kinder, welche noch nicht lesen können, von F. A. C. Löhr. 1802. 105 S. 8. Mit 50 Kupf. (2 Rthlr. 12 gr.)

Den Zweck, Kinder auf eine angenehme Art durch Bilder zu unterrichten, hat dieß Buch mit den meisten Bilderbüchern, die für Kinder geschrieben sind, gemein. Der Vf. bestimmte es aber für Kinder, die noch nicht lesen können, und dadurch zeichnet es sich vor vielen andern aus. Es ist eine Art von Methodenbuch, ungefähr wie das bekannte Bafedow'sche Elementarwerk, nur mit dem Unterschiede, daß in letzterem der Text von den Kupfern getrennt ist, welches dem Rec. beym Gebrauche bequemer zu seyn scheint. Denn der Vf. will nicht — und das mit Recht — daß den Kindern das Buch zum flüchtigen Durchblättern in die Hände gegeben werde; dieß ist aber leichter zu verhindern, wenn man ihnen die Kupfer einzeln und vom Texte ganz abgesondert vorlegen kann, da ohnehin dieser — der Text — gar nicht für sie, sondern nur für den Leh-

rer bestimmt ist, dem er (nach des Vfs. eigenem Ausdruck) eine ungefähre und nur nothdürftige Anweisung zum Unterricht seyn soll.

Die Auswahl der Gegenstände ist zweckmäßig. Scenen aus dem menschlichen Leben wechseln mit Gegenständen der Natur und Kunst. Mit der Abbildung derselben kann man aber wohl nicht durchgängig zufrieden seyn. Selbst der Vf. klagt, daß Manches anders ausgefallen sey, als er es gewünscht und ursprünglich im Texte angegeben hatte. So ist z. B. auf der 6ten Tafel: der Knabe am Tische kein Knabe, sondern ein Mann, wenigstens ein vollkommener Jüngling; er krümmt sich auch nicht vor Schmerz zusammen, wie es im Texte heißt, sondern sitzt mit zurückgelehntem Leibe, fast wie ein Schlafender oder Betender. Einige Gegenstände sind der Natur nicht getreu und oft ganz unkenntlich. Dahin gehören: Taf. 8. der Sperling und die Bachstelze; Taf. 21. die Weiskohlköpfe; Taf. 22. die Elster und die Nachtigall. Die Giftpflanzen (Taf. 19.) sollten billig illuminirt seyn, zumal da der Text sie als illuminirt behandelt, z. B. „diese hier (mit den schmutzig blaugelben Blumen) heißt Tollkraut.“

Der Text, oder die Anweisung, wie Aeltern und Lehrer ihre Kinder über die abgebildeten Gegenstände lehrreich unterhalten können, ist ein neuer Beweis von des Vfs. schon bekanntem Talente in diesem Fache. Sehr selten entschlüpft ihm eine kleine Unrichtigkeit oder Unbestimmtheit im Ausdrucke, wie z. B. S. 57.: „Sie (die Löwen und Tiger) lauern andern Thieren auf, erhaschen sie mit einigen Sprängen, oder schlagen sie mit ihren gewaltigen Klauen, oder mit ihrem starken Schwanz nieder, und würgen sie.“ Des Schwanzes möchte sich wohl kein Löwe oder Tiger zu diesem Zweck und überhaupt nicht als Waffe bedienen.

### KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGEBÄHRTHEIT. Ohne Druckort: *Der Geist der Polemik ist nicht der Geist des Christenthums. Eine Abhandlung veranlaßt durch den neueren Unfug des Controverspredigens.* 1802. 24 S. 8. (2 gr.) Nicht, wie man vielleicht vermuthen könnte, vom Predigen über freitige Lehrsätze unter Protestanten, von dieser Unsitte, particuläre Ansichten über Gegenstände, deren Gründe ein gemischter Haufe nicht beurtheilen kann, durch Ueberredungskünste und persönliche Autorität geltend zu machen, ist in dieser Abhandlung die Rede. Sie bezieht sich auf ein temporäres und locales Uebel der Gegenden von Kölln und Aachen, wo die Muster aller Controversprediger, die Capucinermonche, aufs neue den Fanatismus des Pöbels gegen alle, die nicht an sie glauben, zu wecken versuchen. Die Abhandlung giebt Beyspiele hie-

von. Was sie selbst aber dagegen sagt, hat bey weitem weder Gründlichkeit noch Lebendigkeit genug, um wahrscheinlich auch nur eine einzige Controverspredigt zu hindern. Die indess erfolgte Aufhebung der dortigen Klöster wird wenigstens die meisten dieser Controversprediger zum Stillschweigen bringen. Wir wünschten aber, daß der Eifer und die Gewandtheit, womit sie der bösen Göttin Zwietracht dienten, auf alle Vertheidiger der Wahrheit und der Eintracht übergehen und die Schläfrigkeit verdrängen möchte, von welcher die gegenwärtige Abhandlung eine nur gar zu große Dese hat. Ihr einziger durchgreifender Satz ist das Motto: Das Jucken der Disputierfeuche erzeugt die Krätze der Sectenmeynungen! und selbst dieser ist nur, wenn man ihn geradezu umkehrt, richtig.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 22. December 1802.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, in Comm. b. Kummer: *Fünf und vierzig Jahre aus meinem Leben.* Von *Wilhelmine Eberhard*, geb. *Köhler*. Eine biographische Skizze für Mütter und Töchter. 1802. 349 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Verfasserin schickt, um die Geschichte ihrer eignen Schicksale einzuleiten, ein Gemälde der Begegnisse ihrer Mutter in Briefen derselben (denen die Tochter ihre eigne Form gegeben hat) voraus, für welche auch ein eigener Titel beygefügt ist:

*Briefe von Helene Wilhelmine K. . . . geb. S. . . .*  
Nicht vielmehr als Bruchstücke aus dem Leben eines edlen deutschen Weibes. 1802.

Man lernt in diesen Briefen einen vielleicht idealisirten Charakter einer durch Geist und Schicksale anziehenden Unglücklichen kennen. Sie war von adlicher Abkunft, hatte früh ihren Vater, einen Hessischen Officier, verloren, war durch ihre Verwandte um das Ihrige gekommen, und war in Dienste bey einer Gräfin in London getreten, von welcher sie sich aber trennte, als man sie auf die Gefahr aufmerksam machte, in welcher sich ihre Unschuld und ihre Sitten bey ihrer Gebieterin befanden. (Es wird nur in dunkeln Anspielungen davon gesprochen). Sie kehrte nach Hessen auf das Dörfchen zurück, wo einst ihres Vaters Gut war, und lebte dort still von ihrem erworbenen Capitälchen. Ein liebenswerther Officier ward ihr angetragen, und sie, die bisher noch keine Liebe gefühlt hatte, ward schnell von dieser Leidenschaft ergriffen, und gab ihr Jawort, ungeachtet die innre Stimme ihr sagte: sie werde nicht glücklich! Ihre Ehe wird durch eine Tochter, die eigentliche Heldin des Buches, beglückt; aber der Hang ihres Gatten zum Spiel und die Gefahr, sich bey ausbrechendem Kriege von ihm trennen zu müssen, entwickeln den in ihrer Brust liegenden Keim des Trübfinnes. Hier schliessen sich die Briefe. Die Tochter tritt ein und erzählt, ihre Mutter habe den geliebten Gatten in das Feld begleitet und mit ihm alles gelitten; da aber ein Befehl in der Folge die Weiber von dem Heerzuge entfernt, habe der Gram ihr Herz zerrissen; sie sey in tiefe Schwermuth gefallen, die in Wahnsinn mit abwechselnder Raserey übergegangen. Endlich sey sie in einem Kloster gestorben. Die Unglückliche war von melancholischem Temperament, erhöhter, unnatürlicher Reiz-

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

barkeit, und war, was damit verbunden zu seyn pflegt, religiöse Schwärmerin. Ehe man noch die Entwicklung ihrer Schicksale liest, ahndet man schon aus allerhand Symptomen, daß sie nicht glücklich seyn werde; denn sie trug den Keim des Unglücks in sich selber, der nur durch Umstände entfaltet und gepflegt wurde.

Nicht ohne bange Besorgnisse nähert sich der Leser der Geschichte der Tochter, die aus solchem Blute entsprossen, und in Verhältnissen mit einer solchen Mutter aufgewachsen war. Sie brachte nämlich ihre Kinderjahre Tag und Nacht neben ihrer Mutter zu, die auch bey ihrer Verstandesverwirrung mit außerordentlicher Zärtlichkeit an ihrem Kinde hing; sie war die Zeugin der herzerreißenden Auftritte von Melancholie, Wahnsinn und Tollheit, und von den körperlichen Mißhandlungen, welche die unglückliche Frau von ihrem Manne zu dulden hatte; befand sich oft selbst in Lebensgefahr, und rettete einst durch ihre Geistesgegenwart ihrem Vater, gegen welchen die Wahnsinnige einen Mordanschlag gefaßt hatte, das Leben. Einsam, trübe, freudenleer und kränkelnd verlebte sie ihre Kinderjahre. Da endlich ihre Mutter der Sicherheit wegen in ein Kloster gebracht wurde: so erhielt das verwaiste Mädchen eine verständige und liebevolle Erzieherin. Wenn diese gleich die angeborne und durch die Lage unterhaltne Stimmung nicht vertilgen konnte: so wußte sie doch ihre Art zu seyn auf den Ton der Mäßigung zu stimmen, und wirkte überhaupt vortreflich auf die Bildung ihres Herzens, so wie in der Folge ein älterer Freund auch ihren Verstand anbaute. Der Hang zur Einsamkeit, zum Ernst, zum Umgang mit ältern Personen blieb hervorstechend, und die Scenen ihrer frühen Jugend verwischten sich nie, wiewohl sie sich abwechselnd auch einer heitern Stimmung und der Lust hingab; das isolirte Leben auf dem Lande gab ihr Eigenthümlichkeit; sie fand Geschmack an den härtesten Arbeiten, selbst an solchen, die nur für Männer passen; sie zeichnete sich durch ungewöhnlichen Muth und Gewandheit aus, wozu die außerordentlichen Verhältnisse und Gefahren, in die sie früh gekommen war, beytragen mochten. Religiosität war ihrer Seele tief eingepreßt. Sinnliche Liebe ward ihr ein Gegenstand des Abscheues, und da sie sich die Männerliebe nur so dachte, entstand überhaupt Abneigung gegen die Liebe und Ehe bey ihr. (Schade, daß die Verfasserin ihre Denkart darüber auf eine solche Weise entwickelt, daß wir Bedenken tragen würden, jungen Mädchen diese Stelle lesen zu lassen). Ein

gewandter Weltmann von Adel, der es auf ihre Verführung angelegt hatte, stößte ihr zwar wirklich die leidenschaftlichste Liebe ein; aber seine Versuche auf ihre Tugend scheiterten, und, nach seiner Abreise, erreichte der Roman seine Endschafft. Ihren Vater aus Verlegenheiten zu reißen, in welche ihn seine Spielsucht gebracht hatte, nahm sie ihre Zuflucht zu einem Verwandten, bey welchem sie eine zeitlang lebte. Endlich ward sie auf Anrathen von Freunden gegen ihre Neigung verheirathet. Die Ehe ward nicht glücklich, weil ihre Gesinnungen und Grundsätze zu weit von den ihres Gatten abstanden, der keine Liebe als die des Instincts kannte, seine Gattin verkannte und vernachlässigte. Er verliebte sie zweymal. Seine Schwächen wurden durch fremde Verleitung zu Lasten; das Hauswesen gerieth in den tiefsten Verfall; die Gattin mußte sich mehrere Jahre allein und auf das kümmerlichste nähren, und litt an Geist und Körper. Endlich trennte sie sich, ohne sich scheiden zu lassen. Sie hatte schon eine zeitlang vorher mit einem jungen Arzt, einem Verwandten ihres Mannes, der sich durch Theilnahme und ärztliche Hülfe um sie verdient gemacht hatte, einen Bund vertrauter Seelenfreundschaft geschlossen. Die Bedingung war von ihrer Seite: „Das erste Symptom von Weiblichkeit oder Wollust, das er an ihr wahrnehme, folle er als ein Signal ansehen, sie wie die Gesunkenste ihres Geschlechts zu behandeln und zu verabscheuen.“ (Wer sieht hier nicht die Ueberspannung!) Diesen ebenfalls in den bedrängtesten Umständen lebenden Mann nahm sie als ihren Sohn an. Jetzt ist ihr Geschäft die Erziehung junger Frauenzimmer, und sie scheint vorzüglich mit in diesem Verhältniß die Aufforderung gefunden zu haben, öffentlich Rede und Antwort von ihrem Lebenswandel zu geben, um die Verleumdung zum Schweigen zu bringen und zu verhindern, daß ihre Pflegekinder (denn ihr einziges leibliches Kind, ein Knabe, von dem sie rührende Züge erzählt, starb früh), nicht an ihr irre werden. Ihre Geschichte hat uns an Frau von Genlis erinnert, die sich in allen ihren Schriften als Tugendheldin zeigt, und doch so viel zweydeutige Urtheile über ihre Aufführung und Verbindungen erfahren hat. Lebt der Gatte der Verfasserin noch: so dürfte ihr doch die Art, wie er in einer Druckschrift hier behandelt wird, von Manchen verdacht werden, wiewohl sie mit einer Schonung und Verschleierung diese Ehestandsscenen behandelt, welche dem Interesse des Buches nachtheilig sind, da man so viel über schreckliche, häusliche Leiden liest, ohne bestimmt zu erfahren, worin sie eigentlich bestanden haben. Der partheylose Leser, der weder die Verfasserin noch ihren Gatten kennt, wird, da er nur einseitige Acten vor sich hat, sein Urtheil billig zurückhalten: er wird sich allerdings nach den edeln und vortrefflichen Zügen und Aeusserungen, welche die Verfasserin an den Tag legt, für sie und für die Wahrheit ihrer Aussagen zu erklären geneigt finden; indess wird er sich doch vielleicht die Vermuthung erlauben, daß die Verfasserin durch ihre

kränkelnde Reizbarkeit sich vielleicht selbst manche Leiden geschaffen, oder doch die wirklich, vorhanden in ihrer Phantasie zu sehr ausgemalt habe. Das Buch ist eben sowohl psychologisch merkwürdig als wegen seiner praktischen Tendenz lehrreich und empfehlenswerth. Ueberall stellt die Verfasserin Grundsätze weiblicher Seelengröße und Reinheit und einer hohen Frömmigkeit aus; fast möchte man wünschen, daß sie dies etwas weniger mit Rücksicht auf sich gethan hätte, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als liesse sie sich noch zuweilen von einem Anflug der Eitelkeit beschleichen, die sie überwunden zu haben glaubt. Ueberhaupt vermißt man hier und da den richtigen Tact in der Auswahl dessen, was von der individuellen häuslichen Geschichte einer Frau etwa in eine öffentliche Schrift gehört. Das kleine Publicum seines Wohnorts oder seiner Familie ist man nur zu geneigt mit dem größern zu verwechseln.

ZÜRICH u. LEIPZIG, b. Schiegg: *Geographisch-naturhistorisches Bilderbuch mit ausführlichem Texte, enthaltend die Länder- und Völkerkunde. Ein Geschenk für die Jugend von einigen Jugendfreunden. Erstes Heft. Grönland und Spitzbergen. Mit einer Karte und zwey Kupfern (1 illum. und 1 schwarzen) 1801. XII. u. 40 S. 4. Zweytes Heft. Mit 2 illum. und 1 schw. Kupf. 1802. 41—80 S. 4. (Jedes Heft 16 gr.)*

Der Gedanke, die Naturgeschichte in Verbindung mit der Geographie mittelst getreuer Abbildungen naturhistorischer und geographischer Gegenstände zu lehren, war sehr glücklich. Indess wünschte Rec., daß es den Verfassern gefallen haben möchte, den ausführlichen Text zu diesem Bilderbuche für Lehrer besonders heraus zu geben, und den Kupfern nur eine kurze Erklärung für die Jugend zur Seite zu stellen, wie dies bey dem beliebten *Bertuchschen* Bilderbuche geschehen ist. Denn die gegenwärtige Einrichtung hat die Unbequemlichkeit, daß Manches in den Text aufgenommen wurde, was eben nicht für das Alter, dem das Werk bestimmt zu seyn scheint, gehört, wenigstens dem Vortrage nach weder fasslich noch interessant genug ist.

Das Werk soll enthalten: 1) Abbildungen der Nationen in ihren Costumen. 2) Abbildungen, welche die Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche etc. vernünftig darstellten. 3) Ansichten von Hauptstädten der Länder. 4) Ansichten andrer durch Menschenfleiß und Kunst aufgeführter merkwürdiger Werke. 5) Ansichten von gewissen merkwürdigen Verrichtungen der Menschen. 6) Prospecte von sehr merkwürdigen und vorzüglich interessanten Gegenden. 7) Naturwunder, z. B. feuerpeiende Berge, unterirdische Höhlen etc. 8) Die in jedem Lande *einheimischen* Thiere und Pflanzen.

Die Vf. fangen mit der Beschreibung des Nordpols an, und wollen von da nach und nach zum Aequator, und von diesem zum Südpole fortgehen.

Da ohne Kenntniß der allgemeinen Erdbeschreibung Vieles in der befondern unverständlich seyn würde: so steht im ersten Hefte eine Einleitung voran, welche die zum Verständniße des Werks nöthigen Vorbereitungskenntniße enthält.

Die Gesprächsform, in welche der Vortrag eingekleidet ist, hat zwar für Kinder viel Reiz, und gewährt auch dem Schriftsteller mancherley Vortheile; aber sie führt zugleich zu einer Weitfchweifigkeit, die bey einem Werke dieser Art, das die ganze Erde mit allen ihren Merkwürdigkeiten beschreiben wird, billig hätte vermieden werden sollen. Auch fehlt dem Dialog der Vff. das *Natürliche*, wodurch er eigentlich recht anziehend wird. Die Kinder declamiren zu viel, und sprechen oft zu altklug. Hier eine Probe aus der Einleitung.

Der Vater ist von einer Reise zurückgekehrt, und dieß veranlaßt seine drey Kinder zu dem Wunsche, auch einmal eine Reise zu machen.

„Der Vater: Was verspricht ihr euch denn so Schönes von dem Reisen?

*Julchen*. O, da giebt es alle Tage was Neues zu sehen, und es wäre doch arg, wenn unter dem Neuen nicht auch was Hübsches wäre.

*Friedrich*. Die vielen schönen Gegenden, auf die man trifft, die hohen Berge, die lieblichen Thäler, das große weite Meer mit seinen Inseln und Schiffen, die lustigen Dörfer und die prängenden Städte — o, ich kann mir alles so denken!

*Heinrich*. Und die immer andern Menschen, ihre mancherley Lebensarten und Sitten, alle ihre Einrichtungen und Anstalten, die tausend und tausend Gegenstände der Natur und Kunst, die man auf seinen Reisen findet, — wahrhaftig, wenn mir das so lebhaft in dem Kopfe herumgeht: so möchte ich mich gleich aufmachen und durch die weite Welt ziehen. Wie viel giebt es auf Reisen nicht zu sehen, zu hören und zu lernen! Ich habe ja immergehört, daß junge Leute, die recht gebildet werden sollten, auf Reisen gehen mußten.“

Ein geographisch-naturhistorisches Bilderbuch soll doch nur für *Anfänger* seyn, und der Ton, welcher in den vorliegenden Heften, im Ganzen genommen, herrscht, zeigt auch, daß die Vff. sich diesen Zweck bey ihrer Unternehmung dachten. Allein sie verlieren ihn nicht selten aus den Augen, und tragen Sachen vor, die den Anfänger noch gar nicht interessiren können, z. B. über den Ursprung und die Erfindung der Land- und Seekarten; über den Widerspruch, den Anfangs die Lehre von den Antipoden fand, wo es unter andern heist: „Bonifazius, Erzbischof von Mainz, schrieb im achten Jahrhundert an den Bischof von Salzburg Vergilius, welcher Gegenfüßler glaubte, er solle nicht die Reinigkeit der christlichen Religion durch dergleichen Träumereyen verfälschen, und der Papst Zacharias wollte den Salzburger Bischof darum abgesetzt wissen.“ S. 26. wird in einer Anmerkung das Wort Kabel (Kabeitau) aus den orientalischen Sprachen abgeleitet. Was sollen Kinder mit solchen gelehrten Sprachforschungen? Auch sind Fabeln und Stellen aus Dichtern mit in den Text verwebt. Kurz, wenn die Vff. fortfahren, alles so weitläufig zu behandeln, wie in diesen beiden ersten Heften: so möchten sie

wohl schwerlich den Aequator, geschweige den Südpol erreichen.

Gegen die Rechtschreibung und gegen die Regeln der Sprache finden sich einige Verstöße, die besonders in einem Buche für die Jugend nicht statt finden sollten. Die Vff. schreiben z. B. *irrdisch*; auf gleiche Weise; *Preis*; eine englische Ruthe enthält 18 *Fässe*; auf jeden derselben 12 Zolle gerechnet. Den Definitionen in der Einleitung fehlt es zuweilen an Bestimmtheit. Niedrige Bäume (S. 15.) heißen nicht Gesträuche. Es giebt hohe und niedrige Sträucher, wie hohe und niedrige Bäume, und letztere unterscheiden sich von erstern dadurch, daß nur *Ein* Stamm aus der Wurzel aufsteigt. — *Eidervogel* (Heft II. S. 7A.) ist eben so ungewöhnlich, wie *Gransvogel*, *Entvogel*, denn Eider (Edder) bedeutet im Isländischen einen Vogel aus dem Anas-Geschlechte.

Nach des Rec. Urtheil verdient also das Unternehmen der Vff. Beyfall, und wird ihn wahrscheinlich auch im Publicum finden, wenn sie sich der Kürze mehr befeisigen und den geraden Weg zu dem vorgesteckten Ziele gehen, zu dem Ziele: der Jugend den *ersten* Unterricht in der Geographie und Naturgeschichte zu erleichtern und angenehm zu machen; wenn sie zu dem Ende alles, was der Jugend nicht frommet, allen gelehrten Prunk u. dgl. vermeiden, statt der *wörtlich* abgeschriebenen langen Stellen aus Reisebeschreibungen lieber das *Wesentliche* des Inhalts mit *eigenen* Worten vortragen; wenn sie endlich auch sich bestreben, in Ansehung der Sprachrichtigkeit und Bestimmtheit der Begriffe *Mutter* zu seyn. Die Kupfer sind sauber gearbeitet.

HANNOVER, in d. Helwing. Hofbuchh.: *Erfahrungen über die Lagerstätte der Steinkohlen, Braunkohlen und des Torfes*, nebst Grundsätzen und Regeln für die Einrichtung der *verschiedenen Feuerungen* mit Anwendungen derselben auf die ökonomischen Gewerbe, nebst einem Anhang über das *Defillirgeschäfte*, vorzüglich mit Bezug auf das Brauntweinbrennen, von E. F. Retberg. 1801. 200 S. 8. m. K. (16 gr.)

In Eingange findet man einige allgemeine Erfahrungen über die verschiedenen Gebirge, und eine Beschreibung der Gebirge, vom Brocken ab nach Nordwest hin, so wie Lehmann sie nach Südost hin angezeigt hat. Der Vff. sucht den Benennungen, Ur- und Flözgebirge, auszuweichen, und nennt sie lieber ältere und jüngere. Die ältern, besonders der Harz, charakterisiren sich durch höhere und steilere Berge, die um einen höchsten Berg zusammengehäuft seyn sollen, wie die Crystalle einer Crystallgruppe um den Hauptcrystall (?), und durch enge steilabfließende Thäler. Sie bestehen auf beträchtliche Strecken und Tiefen aus ein und derselben Gebirgsart, und wo sie mit andern abwechseln, ist selten beider Gebirgsarten Schichtung der Scheidungsfläche parallel. Die jüngern Gebirge, wie die des Deisters, Süntels und des Osterwaldes, im Calenbergischen, sind von geringerer Höhe und Steile, haben keinen

einzelnen Berg, um welchen die benachbarten Berge wie die Neben-Crystalle um einen Hauptcrystall liegen, hängen nicht so zusammen, sondern werden durch stundenweite Thäler getrennt. Ihr Inneres zeigt, oft an ein und demselben Berge, ganz verschiedene, in Bänken auf einander gelagerte Steinarten u. s. w. Granit und Gneis hält der Vf. für die ältesten, Grauwacke, Thonschiefer u. a. für die jüngern, und endlich Mergel, Schieferthon, Sand und andere für die jüngsten Gebirgsarten, bey welcher Eintheilung aber die grössere Zahl derselben, besonders zwischen den jüngern und jüngsten vermist werden, denn das *und andere* ist bey weitem zu unbestimmt. Auch ist die Folge der Gebirgsarten vom Brocken ab, nur nach denen bestimmt, die auf der Oberfläche sichtbar werden, denn zwischen dem Thonschiefer und dem Gips, unweit Osteroda, liegt noch das Todliegende, bituminöser Mergelschiefer und Zechstein, und der angezeigte Sandstein dürfte vielmehr erst nach dem Gipse folgen. S. 26. bemerkt zwar der Vf., dafs das Rothe-todte-liegende hier fehlte, richtiger aber würde er gesagt haben, dafs es nicht zu Tage ausginge, denn vor zwanzig Jahren waren bey Herzberg, bey der Königshütte, und zwischen Osteroda noch Schächte offen, wo es, wie Rec. bey deren Befahrung bemerkte, allerdings vorhanden war. Die Steinkohlen der Gebirge am Deister, Sünteil und Osterwalde ruhen auf Schieferthon, und werden vom Sandstein bedeckt, welcher mehrmalen mit Schieferthon und Steinkohlen, und auf dem Gebirgsrücken auch mit thonartigen Eisenstein abwechselt. Eine nähere Charakteristik dieses Sandsteins würde hier am rechten Orte gestanden haben, indem die Geologen mehr als eine Sandsteinformation, mit Recht, unterscheiden. Der Vf. zählt überhaupt fünf Steinkohlenformationen auf; diese giebt Rec. zwar gern zu, kann aber den Wunsch nicht unterdrücken, dafs sie ausführlicher angezeigt worden wären. Er wirft das Braunkohlenlager des Meissners, in Hessen, mit unter die Steinkohlenformationen. Auch denkt er sich den von Einigen sogenannten Gryphiten-Kalk als den jüngsten, der über dem jüngsten Sandstein liegen soll, er liegt aber in der Gegend von Saalfeld, wo er zuerst bemerkt wurde, unter demselben. Die Braunkohlen werden auf der einzigen Seite 31. abgefertigt, und zu der jüngsten Flötzformation gerechnet, da sie doch von allen andern den noch jüngern aufgeschwemmten Gebirgsarten untergeordnet werden. Nur die wenigen Braunkohlenlager, die eine Bedeckung von Basalt haben, nimmt er davon aus. Der Torf wird ebenfalls nur berührt, obwohl der Leser durch den Titel berechtigt seyn dürfte, von ihm sowohl, als von den Braunkohlen, mehr zu erwarten. Von jenem, dem Torfe, erfährt man nur, dafs er aus vegetabilischen Fasern bestehen soll, die theils von Regengüssen, theils von Meeresfluthen aufgehäuft worden, worin Rec. dem Vf. keinesweges beypflichten kann.

Weit belehrender ist das, was S. 39. bis zu Ende, im Allgemeinen über die Gesetze des Brennens, die

Einrichtung der allen Feuerungen gemeinen Haupttheile, als des Roffes, des Feuerkastens etc., über Stubenofen, Camine, Blasen-Kessel- und Pfannenfeuerungen, Kochherde, Backöfen, Malzdarren, Kalköfen, Ziegelöfen, ferner über die Art des Brennens der verschiedenen Feuermateriale, und wie zweckmäßige Feuerungen, vorzüglich mit Steinkohlen, einzuführen sind, gesagt wird, und wo durchgehend die guten chemischen und physikalischen Kenntnisse des Vfs. sichtbar sind. Auch wird man diefs in dem Anhang über das Destillirgeschäft mit Bezug auf das Branntweinbrennen bemerken. S. 47. erklärt sich der Vf. gegen die fast allgemein beliebten Schornsteine, die sich nach oben erweitem, und behauptet das Gegentheil mit einleuchtenden Gründen. S. 69. werden die verticalen Züge den horizontalen, so wie S. 79. die Kachelöfen den eisernen vorgezogen, und die hierauf Bezug habenden Vorschläge Anderer gründlich beurtheilt.

Würzburg, b. Riemer: *Pflichten der Dorfschultheisen im Hochstift Würzburg*, in Betreff der das Jahr hindurch zu den Aemtern zu erstatten habenden Berichten in einen Kalender gebracht. Bearbeitet von *J. C. Neun*, Kellerey-Scribenten in Arnstein. 1801. XXIV. u. 94 S. 8. mit 3 Tabellen. (18 gr.)

In Form eines Kalenders liefert hier Hr. N. ein Verzeichniß der Berichte, welche jeden Monat von würzburgischen Schultheisen an ihre Aemter eingesandt werden müssen, und fügt von jedem Gegenstande dieser Berichte ein oder zwey Formularien bey, welche nicht übel gerathen und der Fassungskraft des Landmanns angemessen sind. Der Vf. hat dadurch den Dorfschultheisen das Erklatten der Berichte sehr erleichtert, da sie die Formularien nur abzuschreiben, und die Namen abzuändern brauchen. Diefs mag nun freylich für einen grossen Theil der Dorfschultheisen keinen Nutzen haben; aber für solche, die selbst denken und einen Bericht aufsetzen können, deren im Würzburgischen doch auch nicht wenige sind, ist die Arbeit des Vfs. überflüssig. Indessen soll einer neuern würzburgischen Verordnung zu Folge, jede Gemeinde auf dem Lande ein Exemplar des vorliegenden Werkchens kaufen. Es wäre zu wünschen, dafs diese nämliche Ehre der bekannten Schrift des Schultheisen Müller in Wipfeld über die Pflichten der Dorfschultheisen wiederfahren wäre; eine Schrift, welche diese Auszeichnung in einem höhern Grade, als das Neunche Werkchen verdient hätte.

Zugleich mit dieser Schrift wird ausgegeben:

*Resolvirungen über die im Hochstift Würzburg bey öffentlichen Rechnungswesen coursirenden Geldsorten*, als Anhang zu *J. C. Neuns* Schultheisenpflichten und Berichten-Kalender. 28 S. 8.

Diese Resolvirungen können sehr gut dazu gebraucht werden, das fränkische Geld in rheinisches zu verwandeln; jährliche Befoldungen, Liedlohn und Bestandgelder nach Monaten, Wochen und Tagen zu berechnen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 23. December 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Buiffon: *Voyage du Duc du Chatelet en Portugal*, revu, corrigé et augm. de notes par J. F. Bourgoing. Sec. Edit. 1801. T. I. 266 S. T. II. 260 S. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Der *Duc du Chatelet* befand sich zu einer Zeit in Portugal, welche für den jetzigen Zustand des Reichs sehr wichtig ist, zu der Zeit nämlich, als die jetzige Königin ihre Regierung antrat. Was damals von Pombals Neuerungen nicht abgeschafft wurde, ist bis auf einige Kleinigkeiten geblieben, was hingegen abgeschafft wurde, ist gewiss nicht wieder erneuert worden. In dieser Rücksicht gehört dieses Werk zu den wichtigen Schriften über Portugal. Die Nachricht von der Krönung der Königin im ersten Kapitel ist schon merkwürdig. Die fruchtlosen Bemühungen, welche der Adel anwandte, um das Volk gegen Pombal aufzuhetzen, zeugen von der Stimmung des Adels, des Volkes und der Vorsichtigkeit der Regierung. Uebrigens fehlte es dem Vf. an einer genauen Kenntniß des Reichs, und besonders an dem wichtigsten Hülfsmittel dazu, einer genauen Kenntniß der Landessprache. Die geographische Beschreibung ist mager, und zuweilen unrichtig; (der Vf. schreibt *Entre Duero y Minho, Tra los Montes*). Die Geschichte ist schlecht; Graf Henrique soll die Schlacht auf dem *Campo de Ourique* gegen die Mauren gewonnen haben u. f. w. Das Kapitel, Gesetze und Verfassung des Landes, enthält etwas von dem ältern, aber wenig von dem jetzigen Zustande, und falsch ist es, daß das römische Recht zu des Vfs. Zeiten noch in Portugal galt. Ueber die Religion sagt der Vf. viel Uebertriebenes; die Schilderung von den Sitten und Gebräuchen ist fast ganz Carricatur; nur die Weiber kennt der Vf. ziemlich gut. Manche Urtheile des Vfs. sind schief: die Stiergefächte sollen Unterricht zum Meuchelmorde geben; denn fast alle Ermordeten wären wie die Stiere getödtet. Aber man stößt ja den Stieren das Schwert in den Nacken. Desto richtiger ist das, was er von der königlichen Familie sagt; sein Rang und seine Sprache setzten ihn in Stand, darüber zu urtheilen. Von Pombal (welchen Bourgoing in einer Anmerkung sehr richtig schildert) redet der Vf. zu partheyisch, auch nicht ohne Unrichtigkeiten in der Erzählung seiner Lebensumstände; die Nachricht von des Vfs. Befuche bey diesem Minister nach seinem Falle ist interessant. Ueber die Colonien findet man hier bloß das Bekannte. Auf die Angabe von der Beyölke-

A. L. Z. 1802. Vierter Band.

rung kann man sich nicht verlassen; der Vf. giebt seine Quellen nicht an. Ueber Portugals Handel sind Bourgoing's Zusätze lehrreich. Von dem Ackerbaue der Portugiesen sagt der Vf. viel Falsches; in den drey nördlichen Provinzen sollen keine Orangen wachsen, da doch die Orangen von Barcelos, von Condeixa bey Coimbra, zu den besten im Lande gehören; die Provinz Traz os Montes soll ganz unfruchtbar seyn, da doch die Ebene von Chaves, das Campo de Villariça, die Gegend um Mirandella und viele andere sehr fruchtbar sind; der Minho soll von einem Ende zum andern ein angebauetes Feld seyn, da doch nur die einzelnen Thäler es seyn können. Man kennt in Traz os Montes keinen Pflug, sagt der Vf., man bearbeitet das Land mit Keilhacken u. dgl. Wie muß ein Portugiese bey solchen Reisebeschreibungen lächeln! (Ueber den Hackenpflug in dieser Provinz s. *Memor. econom. da Academ. Real d. Lisboa* T. I. p. 371. sq.) Der Artikel über das Militär enthält manches, was jetzt verändert ist, z. B. daß die Armee keinen Generalstab habe, u. dgl. m. aber auch manche treffende Bemerkungen z. B. daß für die Verpflegung der Armee im Kriege nicht gesorgt sey. Die Geschichte des Krieges von 1762 ist kurz und nicht genau erzählt; die Kriegszucht der Spanier wird als sehr schlecht geschildert; aber Rec. weiß aus dem Munde vieler alten Landleute jener Gegenden, daß die Disciplin der spanischen Truppen vortreflich in Vergleichung mit der Disciplin der Portugiesen war. Doch sind die Vorfälle, welche beweisen, daß zu der Zeit des Vf. die Officiere zuweilen an der Tafel aufwarteten, merkwürdig. Die Artikel *Marine, Impots et Finances, Sciences et belles Lettres, Arts et Metiers* sind sehr mager an Notizen, desto reicher an Klagen und Vorwürfen, und nur Bourgoings leider zu seltene Anmerkungen haben Werth. Der Artikel Politik, vorzüglich von Bourgoing, ist vorzüglich; ein Urtheil, welches Rec. von einem erfahrenen portugiesischen Geschäftsmanne hat; nur muß man bedenken, daß ein Franzose spricht. Angehängt sind die Grundgesetze des Reichs, und eine Nachricht von den Friedensschlüssen desselben mit andern Mächten. Die Karte ist sehr fehlerhaft; wenige Namen richtig; die kleinen Arme des Tagus gegen Lissabon über, sind Busen geworden; die Gegend von Lissabon bis Setuval ist gar nicht ähnlich. Das Titelkupfer ist aus den *Delices d'Espagne et de Portugal* von Colmenar genommen, nur vergrößert, denn jetzt sieht das Ufer hinter Belem ganz anders aus. Vermehrungen hat diese Ausgabe nicht erhalten.

Pppp

PARIS,



PARIS, b. Desenne, u. BORDEAUX, b. Audibert: *Lettres sur le Portugal, écrites à l'occasion de la guerre actuelle, par un François établi à Lisbonne, avec des observations sur le voyage du Duc de Chatelet, et des détails sur les Finances de ce royaume.* Publiées par H. Ranque, Docteur en médecine, membre de la Société médicale de Paris, et de la Société littéraire de Bordeaux. XXXVIII. und 125 S. 8. (2 Fr.)

Der Herausgeber sollte die französische Armee, welche bestimmt war, in Portugal einzudringen, als Arzt begleiten. Um das Land, wohin er sich begeben wollte, bey veränderten Umständen aber nicht begab, zum voraus genauer zu kennen, bat er einen seiner Freunde, der schon seit vielen Jahren in Lissabon wohnte, ihm hierüber die nöthigen Nachrichten mitzutheilen. Diese sind es, die R. hier bekannt macht, und die, ungeachtet sie nicht durchaus vollständig sind, und vielleicht selbst hier und da kleine Berichtigungen bedürfen, doch im Ganzen eine lehrreiche Lectüre gewähren.

Im ersten Brief giebt der Vf. eine allgemeine topographische Uebersicht von Portugal, und eine Anzeige dessen, wodurch sich das Klima jeder Provinz charakterisirt. Die Bevölkerung von ganz Portugal schlägt er auf etwa drey Millionen an, wovon der zehnte Theil in Lissabon wohnt. *Duchatelet* schätzt sie nur auf 2,250000. Diesem letztern zufolge baut Portugal höchstens für die Hälfte seiner Bewohner Getreide; unser Vf. glaubt versichern zu können, das wenigstens  $\frac{2}{3}$  des im Lande verbrauchten Getreides auch daselbst gebaut werden. Die Bereitung des Olivenöls ist sehr schlecht. Feigen, Orangen und Trauben sind das einzige gute Obst; die übrigen Obstsorten sind mittelmäßig. Vor einigen Jahren hat ein deutscher Ingenieur, *Heinrich Niemeyer*, zwey Stunden von Lissabon, auf dem linken Ufer des Tejo, an einem kleinen sandigen Orte, Coïna genannt, eine Quecksilbermine entdeckt, die von ihm gebaut wird, bis jetzt aber kaum die darauf verwandten Kosten zu vergüten verspricht. — Eisen ist zwar nicht selten in Portugal, es wird aber nichts gewonnen, und man zieht fast alles, was davon verbraucht wird, aus dem Auslande.

Im zweyten Brief findet man eine kurze Geschichte von Portugal, worin sich der Vf. vorzüglich bey der aus dem Kampfe der Politik und Religion entstandenen Krankheit der jetzigen Königin und dem regierenden Kronprinzen verweilt, über den er ein sehr günstiges Urtheil fällt. Besonders unpartheyisch zeigt sich der Vf. in der Entwicklung der Ursachen, welche die Portugiesische Regierung fast unwiderstehlich und gegen ihren Willen an England fesseln, und dieses Reich der Uebermacht seiner Feinde preisgaben. Die militärische Macht Portugals besteht unserm Vf. zufolge aus 29 Infanterie, 12 Kavallerie, 4 Artillerie-Regimentern, einer Legion leichter Truppen, einem Ingenieur Corps, welches mit Inbegriff der 43 Milizregimenter eine Armee von etwa 60 tausend Mann ausmacht. Mit den englischen Auxiliar-

Truppen schätzt er die sämmtliche Landmacht auf 70 tausend Mann, von denen nach Abzug der Garnison-Truppen, 40 tausend Mann im Feld agiren könnten.

Der dritte Brief handelt von den Seehäfen Portugals, der Ein- und Ausfuhr, den sehr vervielfältigten Vorichtsmaafsregeln des Mauthwesens, deren ungeachtet die Einfuhr verbotener Waaren, oder erlaubter Waaren ohne Erlegung des Zolles, hier etwas sehr gewöhnliches ist. Nach den Erkundigungen des Vfs. auf der Lissaboner Börse, belief sich die Anzahl der jährlich in den Tejo einlaufenden Kauffahrtsschiffe auf 1300. In dieser Anzahl sind die *Adviso-Schiffe*, die Kanonier-Schaluppen und andere Fahrzeuge, welche täglich, theils im Dienst der Marine, theils wegen der Verproviantung der Stadt, ein- und auslaufen, nicht mit begiffen. In *Porto* laufen jährlich mehr als 300 Fahrzeuge ein, wovon die Hälfte englische sind. *Sevval* liefert den vereinigten nordamerikanischen Staaten, und den nördlichen europäischen Ländern, ziemlich gute Weine und vortreffliches Salz. Die Anzahl der daselbst einlaufenden Schiffe, die ehemals jährlich 4 bis 500 betrug, hat sich, seit den Hindernissen, welche die Engländer der Schifffahrt der neutralen Mächte in den Weg legten, sehr vermindert. Die allgemeine Regel ist, das (einige Nebengebühren ungerchnet) alles was eingeführt wird, 27 p. C. und alles was ausgeführt wird, 5 p. C. von seinem Werth als Abgabe zahlt. Getreide und Wein bezahlen noch besondere Auflagen. — Die Seemacht Portugals, die unserm Vf. zufolge, bey weitem nicht so groß ist, als sie bey dem ausgedehnten Handel dieses Reichs seyn sollte, besteht aus 12 Linienschiffen, 12 Fregatten, einigen Corvetten und andern geringern Fahrzeugen. Die Allianz mit England machte zum Theil eine größere Seemacht unnöthig. Seitdem der Vf. in Lissabon wohnt, sah er nur ein Schiff neu bauen, und etliche Fregatten ausbessern. Die neuen Schiffe werden, um den Holztransport zu ersparen, in Brasilien, in Rio Janeiro, und in der Allerheiligen-Bay gebaut. — Das Corps der Königlichen Marine besteht, mit Inbegriff der Admiräle, Escader- und Divisions-Chefs, (nicht, wie *Duchatelet* behauptet aus 114, sondern) aus etwa 400 Officieren, unter denen mehrere Fremde, besonders Engländer und Franzosen sind. Diese letztern gehörten vor der Revolution alle zur Königl. Französischen Marine. Unter ihnen zeichnet sich besonders Hr. *von Puysegur* aus, dem man eine sehr gute Karte von St. Domingo verdankt. Fast alle in portugiesische Dienste getretene Französische Officiere haben einen höhern Grad, als sie in ihrem Vaterlande bekleideten; ein Beweis, das die Regierung eben nicht sehr günstig von den Talenten der eingebornen Officiere denkt. Indessen besteht seit 1779 eine Anstalt für diejenigen, welche sich dem Seedienst überhaupt widmen, seit 1782 eine Schule für die *Gardes de la marine*, und seit 1798 eine Gesellschaft für See- und Kriegswesen, und Erdkunde, so wie auch eine Königl. Sternwarte. Unter den Generalen ist der berühmteste der junge *Marquis*

quis de Niza, der Sohn des Premier-Ministers, Marquis de Ponte-de-Lima, der die portugiesische Escader commandirte, die nebst den Engländern Malta blockirte. — Da der portugiesische Seediensft sehr beschwerlich ist, so desertiren die Matrosen sehr häufig, so dafs die Regierung nur wenig von dem rückständigen Solde an die Matrosen zu bezahlen hat, weil die, welche weggehen, ehe man sie förmlich beurlaubt hat, es nie wagen, das ihnen Zustehende zu fodern. Die Gebühren, welche von der Ein- und Ausfuhr erhoben werden, machen hauptsächlich die Einkünfte der portugiesischen Regierung aus. Sobald also der Handel dieses Reichs gehemmt ist, so fallen auch diese Einkünfte größtentheils weg. Dieser Umstand ist die Ursache, dafs Portugal die Allianz mit England nicht fahren lassen kann; denn bräche es diese Allianz, so wäre sein Handel, und somit fast alle Kron-Einkünfte dahin.

Im vierten Brief und in den vorläufigen Erinnerungen gegen *Duchatelet*, giebt der Vf. nähere Nachrichten über das portugiesische Finanzwesen. Die Einkünfte überhaupt schlägt er auf 80,433,000 Livres an; und zwar auf 24,600,000 L. im Innern, und auf 55,833,000 aus dem Handel und den Colonien, nach den einzeln angeführten Datis. Unter jenen sind die Einkünfte der Länderen, welche den Königinnen von Portugal und den Häusern Braganza und Infantado gehören, nicht mit einbegriffen. Sie müssen sehr beträchtlich seyn, weil von den 190 im Königreich befindlichen niedern Gerichtshöfen diese Domänen 44 enthalten. Diese Summe fand die Regierung in neuern Jahren nicht hinreichend zur Bestreitung der verschiedenen Staatsausgaben; sie machte im J. 1796 Papiergeld, welches aber eben so nachtheilige Folgen für die Finanzen des Staats hatte, als in andern Ländern. Auch hier hatte der gezwungene Kurs des Papiergeldes den Einfluß, dafs alle Lebensmittel im Preise stiegen, und jetzt die Regierung ärmer ist als vorher. Der Vf. bestätigt die Nachrichten älterer Reisenden über die Langsamkeit der Gerechtigkeitspflege, und die Ungestraftheit der Diebe und Mörder; glaubt aber nicht, dafs die Richter, die alle sehr reiche und angesehene Personen sind, sich bestechen lassen, wohl aber, dafs hier, wie fast überall, Protectionen großen Einfluß haben; auch sind die Richter geneigt, alle mildernde Umstände gelten zu lassen. — So lange der Vf. in Lissabon wohnt, erinnert er sich nicht eines einzigen vollzogenen Todesurtheils; der Prinz begnadigte alle, welche von den Gerichtshöfen zum Tode verurtheilt worden, (deren Anzahl indessen geringe ist) und diese Begnadigten werden in den Africanischen oder Indischen Colonien zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. — Die Jurisdiction der drey Inquisitionengerichte zu Lissabon, Evora und Coimbra erstreckt sich höchstens noch über die Geistlichkeit. Die bürgerliche Gerechtigkeitspflege ist äußerst mangelhaft. Wer daher hier vor den Gerichtshöfen zu thun hat, kann seine Streitfache Jahre lang unentschieden sehn, da es ganz dem Belieben des Richters überlassen ist,

den Bericht über den Proceß und den Urtheilspruch, so oft er will, weiter hinaus zu verschieben. Es ist daher in Portugal zum Sprichwort geworden, dafs ein Schuldner es völlig in seiner Gewalt hat, ob er bezahlen will oder nicht, wenigstens kann er mit Hilfe der Chikane die Zahlung 10 bis 15 Jahre lang verzögern. Diefs hat auch auf den Credit im Handel und Wandel den sichtbarsten Einfluß. Der portugiesische Handelsmann hütet sich sehr, einem Eingebornen etwas auf Credit zu geben, ohne vorher alle möglichen Vorichtsmaafsregeln genommen zu haben, während er Fremden sehr leicht, für kleinere Summen besonders, ohne viele Vorichtsmaafsregeln Credit giebt, weil er weifs, dafs der Ausländer es für eine Schande halten würde, wegen solcher Schulden vor Gericht gefodert zu werden, während der Portugiese dieses Gefühls ganz unfähig ist. Selbst die fünf Assurance-Compagnien stehen in so schlechten Credit, dafs man lieber bey Auswärtigen assureirt.

(Der Beschluß folgt.)

### LITERATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault: *Annuaire de la Literature (françoise) par Guillaume Fleischer*. Première année. An 10. 1802. XXXIX. u. 766 S. 8.

Bekanntlich fehlte es bisher den Franzosen, so wie andern Nationen, (die Ungarn in den letzten Jahren ausgenommen) an Bücherverzeichnissen der Art, wie unsere Messcataloge sind, die aber freylich wegen der vielen unrichtigen, und bald zu früh, bald zu spät abgedruckten Titel, immer mehr ihren Werth verlieren, so dafs man sich jetzt beynahe nur noch auf einige Sortimentscatalogen solider Buchhandlungen verlassen kann. Diesem Mangel hätte, sollte man denken, längst ein Pariser Buchhändler abhelfen können; aber keiner that es. Diefs brachte Hn. Fleischer, einen in Paris sich aufhaltenden deutschen Buchhändler, auf den Entschluß, ein jährliches Verzeichniß dieser Art herauszugeben; aber sehr bald dachte er weiter, und liefert dafür ein systematisch-kritisches Verzeichniß mit alphabetischen Registern, ein ganz nach dem Muster der allgemeinen Repertorien der Literatur 1785—1790. und 1791—1795. ausgearbeitetes besonderes Repertorium der französischen Literatur (und Kunst) eines (des neunten republikanischen) Jahrs, mit Einschluss der im Gebiete der Republik gedruckten oder an Pariser Buchhändler in Commission gegebenen Schriften in andern Sprachen. Zuerst findet man einen Auszug der encyclopädischen Tabellen jener Repertorien, mit einer Lobrede auf die Verdienste der Deutschen um die Bibliographie begleitet, bey denen er allein das Muster fand, was er bey den Franzosen vergebens suchte, wie diese selbst öffentlich eingestanden haben. Diefem folgt dann der Haupttheil des Werks, das systematische Verzeichniß der Bücher, deren Titel vollständig, größtentheils mit Jahreszahlen, Format,

Seitenzahlen und Preisen, oft mit den Namen ungenannter Verfasser, und andern bibliographischen Notizen größtentheils aus eigener Ansicht angegeben werden, mit den Citaten von vorläufig vier französischen Journalen, (deren künftig mehrere gebraucht werden sollen) nämlich der *Bibliothèque française*, des *Magasin encyclopédique*, der *Décade philosophique*, und des *Mercure de France*, deren Urtheile mit denselben Zeichen, wie in den allgemeinen Repertorien der Literatur, angedeutet werden. Den Beschluß dieses systematischen Verzeichnisses macht folgende Recapitulation der in den verschiedenen Fächern erschienenen Schriften und Kunstwerke: *Littérature générale* 2. *Philologie* 107. *Théologie* 41. *Jurisprudence* 88. *Médecine* 121. *Philosophie* 46. *Pédagogie* 50. *Politique* 122. *Art militaire* 30. *Sciences naturelles* 101. *Economie, Technologie, Commerce etc.* 97. *Mathématiques* 72. *Géographie et Histoire* 316. *Beaux Arts* 841. *Histoire littéraire générale* 54. *Ouvrages mélangés* 65. *Suppl. de quelques articles imprimés en Egypte* 16. *Total* 2174. Angehängt sind drey alphabetische Verzeichnisse, 1) der Bücher, 2) der genannten Schriftsteller und Künstler; (die also auch ein Deutscher in Frankreich nicht zu verschmelzen wagte), und 3) der (zum Theil noch in einer besondern Liste nach ihren Geschäften u. s. w. charakterisirten) Verleger, mit Rückweisungen auf die Fächer und Nummern des systematischen Verzeichnisses. In Ganzen ist das Werk genau und zweckmäsig bearbeitet; doch läßt sich noch einiges für die größere Vervollkommnung wünschen. Dahin gehört vorzüglich, (abgerechnet, daß es dem Aeußern nach etwas sparbarer gedruckt, auch vielleicht hier und da durch Abbreviaturen der Titel der Bücher und des bürgerlichen Charakters ihrer Verfasser verkürzt werden könnte), daß der Vf. sich immer genau nur auf ein Jahr beschränken, und nicht, wie hier, für Bücher, die aus dem gegenwärtigen Jahre fehlen, und deren Nachweisung hier viel zu weit führen würde, Bücher aus frühern Jahren anzeigen möchte, ohne Rücksicht darauf, ob sie in den Journalen recensirt sind: so daß man jedesmal den Ertrag eines Jahres mit Sicherheit übersehen, und allenfalls die Angabe der Jahrzahl gänzlich entbehren könnte, da man hingegen jetzt bey Schriften, bey denen die Jahrzahl fehlt, diese nicht mit Gewißheit zu ergänzen im Stande ist. Auch wird der Vf. bey seinen Verzeichnissen des neuen Ertrags der französischen Literatur eines Jahrs noch öfterer seine Aufmerksamkeit darauf zu wenden haben: ob er wirklich ein neues oder ein altes Buch mit einem neuen Titel vor sich habe, wie z. B. S. 126. bey dem schon 1791 verstorbenen Jesuiten *Griffet's Méditations pour tous les jours*

de l'année, S. 241. *Kerguelen's Relation etc.* S. 298. *Jansen's Traité de la Culture du Tabac en Hollande* u. m. a. da der Kunstgriff, neue Titel zu alten Büchern zu geben, in Frankreich, wo man die Bücher zu brochiren pflegt, noch gewöhnlicher und leichter ist, als in Deutschland. Außerdem würde noch mehrere Sorgsamkeit in der Stellung der Bücher nöthig seyn. So hätte sich, um nur einige Beyspiele anzuführen, für die unverdiente fünfte Auflage von *Doussin Dubrenils* Schrift *des Glaives* (S. 164.) ein anderer Platz finden müssen; die S. 186. aufgeführten *Annales philosophiques, morales et littéraires* par *l'Abbé Boulouze*, wären wohl richtiger unter die allgemein vermischten Schriften gestellt worden; S. 386. ist *Martens's Cours diplomatique*, wie schon der Titel zeigt, und die beygefügte Recension noch näher lehrt, ganz irrig, als ein Lehrbuch der Diplomatie aufgeführt worden, ungeachtet der Vf. die übrigen Werke dieses Schriftstellers richtig unter die Rubrik des Völkerrechts gebracht hat. Eben so hätte S. 393. *Salaville's* Schrift in das Fach der Philosophie, S. 428. *Lazarillo de Tormes* unter die Romane gestellt werden sollen. — Die dankenswerthen Angaben der Verfasser vieler anonymen Schriften hätten leicht noch vermehrt werden können. So läßt sich dem S. 102. angeführten *Guide des Humanistes* der Name des in der vorhergehenden Numer genannten *Abbé Tuet*, S. 211. dem *Essai sur l'art de rendre les révolutions utiles* der Name *E. E. Bonnet*, S. 237. den beiden politischen Schriften über England *La Rochefoucauld Liancourt*, dem *Aide Mémoire à l'usage de l'Officier d'Artillerie* S. 241. *Gassendi*; dem *Voyage en Suisse et en Italie fait avec l'Armée de réserve* S. 350. *Musset*, der bekannten Schrift: *de l'état de la France à la fin de l'an VIII.* S. 411. *Hauterive*, und mehrern Romanen im XIV. Fach lassen sich Namen (unter andern Nr. 410. 433. 440. (478.) 464. 489. *Christophe, Rosny, Boullault, Delbarre, Sewrin*) beyfügen, u. s. w. — Schriften, die entweder völlig gleiche oder nur wenig abgeänderte Titel haben, oder unter dem Namen verschiedener Verfasser erschienen, und doch der Seitenzahl und dem Preise nach dieselben sind, wie S. 483. die von *Lablée*, S. 524. die von *Maurisset* und *Zelottini* oder S. 546—547. von *Damière* und *Damin*, hätten einer kurzen Anmerkung bedurft. In dem hier angeführten letzten Beispiele scheinen bloß durch einen Druckfehler zwey Bücher aus einem geworden zu seyn. Uebrigens haben wir im Verhältnisse zu der Menge von Namen nur wenig Druckfehler, wie diese, und überhaupt weniger bedeutende Mängel gefunden, als sonst gewöhnlich in dergleichen Schriften, besonders in Frankreich, vorkommen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 24. December 1802.

## ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Desenne, u. BORDEAUX, b. Audibert: *Lettres sur le Portugal, écrites à l'occasion de la guerre actuelle, par un François établi à Lisbonne, avec des observations sur le voyage du Duc du Chatelet, et des détails sur les Finances de ce royaume. Publiées par H. Ranque, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im fünften Brief theilt der Vf. einige Nachrichten über Lissabon mit. Noch jetzt hat sich diese Stadt nicht ganz aus dem Schutte erhoben. Gegen *Murphy* spricht der Vf. von der Unreinlichkeit der Stadt, u. s. w. übereinstimmend mit andern Reisenden; dagegen widerlegt er eben diesen Engländer, der keine öffentlichen Springbrunnen gesehen haben will, durch die Bemerkung, dass ohne die zahlreichen Brunnen und Röhren zu rechnen, wodurch das Wasser in die Privathäuser geleitet wird, wenigstens zwanzig Springbrunnen zu 4, 6, 10 und 12 Röhren in Lissabon sind, (die Königs-Fontaine hat deren sogar 14.) so dass man auch in der grössten Hitze, wo sehr viel Wasser verbraucht wird, doch nie Mangel daran leidet. Eben so unrichtig ist es, wenn *Murphy* sagt, die Feuersbrünste seyen etwas sehr feltnes in Lissabon. Der Vf. glaubt vielmehr, es seyen in keiner Stadt von Europa die Feuersbrünste so häufig, indem er es oft erlebt, dass ganze Wochen lang kein Tag ohne Feuerlärm verging. — Uebrigens zeugen mehrere Anstalten in Lissabon von einer rühmlichen Tendenz der portugiesischen Regierung nach nützlichen Verbesserungen. Seit 1796 existirt hier ein *port franc* (dessen Magazine die Stelle eines ehemaligen Fort, das zu einem Staatsgefängnisse diente, einnehmen) wo man, gegen Erliegung von 1 p. C., als Transit, alle Arten von Waaren bis zur weitem Fortschaffung einlegen kann; man hat Fortification- und Handelsschulen, so wie auch eine Ackerbaugesellschaft errichtet. Die öffentliche Bibliothek ist schon über 80 tausend Bände stark, und sieht dem Publicum dreymal in der Woche offen. Sie besteht grösstentheils aus *französischen Büchern*, zum Theil aus solchen, die man, bey den religiösen Vorurtheilen dieses Landes, hier nicht erwartet. Das theologische Fach ist natürlicherweise am besten besetzt, wird aber am wenigsten benutzt. Auch findet man ausser dieser Bibliothek, deren Ordnung und Verwaltung der Vf. lobt, mehrere Klosterbibliotheken. Merkwürdig ist es, dass in einer Stadt, wo sich so viele Engländer

A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

aufhalten, kein einziger englischer Buchhändler existirt; fast alle in Lissabon angefahrenen Buchhändler sind Franzosen. — Zu den königlichen Gebäuden von Belem gehört ein naturhistorisches Kabinet und ein botanischer Garten, welche aber nur einmal in der Woche geöffnet werden, und nicht in der besten Ordnung sind. Ueberhaupt bemerkt der Vf., dass die naturhistorischen Wissenschaften in Portugal sehr vernachlässigt werden; er selbst verdankt die naturhistorische Kenntniss von Portugal meistens Ausländern. Unter diesen nennt er an mehreren Orten mit gebührendem Lobe den Grafen von *Hofmannsegg*. — Seit einigen Jahren haben einige Franzosen ein *Collège* gestiftet, das sehr stark besucht wird. Der Vf. giebt die Anzahl der niedern Schulen in Portugal auf 800 an, überdies rechnet er 250 Schulen, wo lateinische Sprache gelehrt wird, 5 Lehrstühle für die griechische Sprache, 13 für Rhetorik, und 20 für Philosophie. — Die im J. 1798 in das Lissaboner Findel-Haus gebrachten Kinder beliefen sich, dem authentischen Verzeichniss zufolge, welches der Vf. vor Augen hatte, auf 795 Knaben und 800 Mädchen; mehr als die Hälfte derselben starben im nämlichen Jahre, nämlich 426 Knaben und 415 Mädchen. Indessen wird doch nach des Vfs. Versicherung diese Anstalt gut verwaltet. Die Knaben werden hier erzogen, bis sie als Schiffsjungen dienen können, wozu der grössere Theil bestimmt ist. Die Mädchen werden in allerley weiblichen groben Handarbeiten unterrichtet, und bleiben daselbst bis zu ihrer Verheyrathung, oder bis sie unter der Verantwortlichkeit der Anstalt, als Dienftboten in den Haushaltungen angestellt werden, wo man sie meistens lieber hat, als andere im allgemeinen sehr schlechte portugiesische Domestiken. Will die Herrschaft ein solches Mädchen nicht länger behalten, so muss sie es der Verwaltung wieder zurückgeben. Eine lobenswürdige Einrichtung in diesem Hause ist es, dass jährlich unter die zur Mannbarkeit gelangten Mädchen, welche sich durch ihre Aufführung und Geschicklichkeit am meisten auszeichneten, Preise vertheilt werden. — In den letzt verfloffenen Jahren belief sich die Anzahl der Kranken, welche jährlich in den St. Joseph's Spital (dem grössten von Lissabon, wo Krauke beiderley Geschlechts gut verpflegt werden) kamen, auf 15 tausend; nie war die Anzahl der daselbst befindlichen Kranken unter 1000. Die Anzahl der Verstorbenen betrug etwa den neunten Theil der Eingetretenen. — Die Katholiken werden noch in den Kirchen begraben, doch braucht man die Vorsicht, den Körper mit Kalk zu bedecken.

Q 999

Die

Die Protestanten, welche zu Lissabon sterben, werden auf dem englischen Kirchhof begraben, welcher neben dem für die Matrosen der englischen Handelsschiffe, von einem reichen aus der Schweiz gebürtigen Kaufmann der englischen Factorey, Gerard de Vismes, gestifteten Hospitale liegt. — In dem Arbeits- oder vielmehr Lehrlings-Hause des Schlosses, werden junge Leute beiderley Geschlechts aufgenommen, deren Aeltern zu arm sind, um ihre Lehrjahre bey den Meistern der verschiedenen Handwerker zu bezahlen. Sie werden hier in mehrern lebenden Sprachen, im Zeichnen, und andern Künsten unterrichtet, auch finden sie hier Lehrmeister in Handwerksarbeit. — Die Anzahl der auf Kosten der Regierung nach den mineralischen Wässern von *Caldas* geschafften, und daseibst unentgeltlich gepflegten und gut genährten dürftigen Kranken, beläuft sich jährlich auf 1200 und darüber.

Im sechsten Brief beschäftigt sich der Vf. mit den politischen Maafsregeln der portugiesischen Regierung, um den Flor des Reichs zu vermehren. Er beurtheilt besonders die von Pombal genommenen Maafsregeln sehr unpartheyisch. Ein Hauptfehler der portugiesischen Regierung ist es, daß man Ausländern, die Güter ankaufen wollen, dieß zu sehr erschwert, da man sich im Gegentheile beeifern sollte, sie anzuziehen. — Lissabon hat zwey Theater, und ein drittes existirt in Porto. Es werden meist nur aus dem Französischen überetzte und nachgeahmte Stücke und italiänische Opern aufgeführt. Das eine von den Lissaboner Theatern ist ein Nationaltheater; das andere, welches mit den besten in übrigen Europa wetteifern kann, ist für die italiänische Oper bestimmt. Vor etwa zwey Jahren noch durften keine Frauenzimmer auf der Lissaboner Bühne erscheinen. Ihre Rollen wurden von Männern, und zwar nicht von Castraten, gespielt. Die Erlaubniß, die weiblichen Rollen auch durch Weiber spielen zu lassen, wurde erst, seitdem der Kronprinz sich im J. 1800 zum Regenten erklärt hat, ertheilt. Jetzt sind demnach Schauspielerinnen auf den zwey Lissaboner Theatern; das zu Porto war dem Gesetz, welches sie von der Bühne ausschloß, nicht unterworfen gewesen. Das große italiänische Theater hat auch ein Ballet, auf welchem sich seit einiger Zeit mehrere sehr gute französische Tänzerinnen befinden. Die Schauspieler werden hier ganz außerordentlich gut bezahlt. Der *Signor Crescentini*, einer der ersten Sänger Italiens, erhält, seitdem er in Lissabon ist, jährlich wenigstens seine 6000 Livres. Der preussische General, den man kommen lies, um den Staat zu retten, ward nicht so gut bezahlt. — Der Vf. bemerkt, daß man in Portugal weniger Krüppel, Bucklichte, Hinkende u. dgl. als in Frankreich und andern Ländern antrifft. Gegen den Vorwurf der Faulheit rechtfertigt er die portugiesische Nation, und zeigt durch Thatfachen, daß um eben so arbeitsam als andere Nationen zu seyn, ihr nichts als Aufmunterung fehlt:

Im letzten Briefe spricht der Vf. von den Sitten, Gebräuchen und Vorurtheilen der portugiesischen Nation. Die *Fidalgos* (*sits de quelque chose*) oder die Edelleute der ersten Classe, befinden sich, trotz ihren großen Besitzungen, meistens in sehr schlechten Finanzumständen, weil sie einen zu beschädllichen Aufwand machen, zu zahlreiche Dienerschaft haben, und noch obendrein sehr dem Spiele ergeben sind. — Die Gattinnen der *Fidalgos* verlassen ihr Haus nur in einem Wagen, und von einer Menge Bedienten begleitet. Im Innern ihrer Häuser findet man sie auf Teppichen sitzend, und von ihren Kammerfrauen umgeben, mit denen sie schwatzen, spielen und arbeiten; oder von denen sie sich kämmen und kratzen lassen. — Gegen ihres gleichen, und die, welche sie in ihre Gesellschaft aufnehmen zu können glauben, sind die *Fidalgos* sehr höflich und liebenswürdig. Der Arme wendet sich selten an sie, ohne Beystand von ihnen zu erhalten; auch findet jeder, welcher sich einmal ihr Wohlwollen erworben hat, an ihnen unermüdete Beschützer. — Die Officiersstellen in der Armee werden meistens mit Edelleuten aus den niedrigen Classen besetzt. Diese sind im Durchschnitt sehr arm, und doch wird jede Art von Arbeit für sie als entehrend angesehen; dieß geht so weit, daß ein Adlicher eher durch Arbeit, als durch Diebstahl, die Achtung seines Standes verlieren würde. Unter der Besatzung von Lissabon ist ein Grundsatz durchaus angenommen, der völlig das gesagte bestätigt, daß es nämlich einem Cadetten erlaubt ist, täglich etwa 15 Sous zu stehlen, um die mäßige Löhnung, welche der Fürst giebt, zu erhöhen, und ihn in Stand zu setzen, sich ein besseres Kleid anzuschaffen, als der gemeine Soldat trägt. Man sagt sogar, daß mehrere Cadetten dieses vorgeblichen Rechts sich so gut bedienen, daß sie unter den nächtlichen zahlreichen Dieben, welche die Straßen Lissabons so unsicher machen, eine bedeutende Rolle spielen. — Von dem Mirakelglauben der Portugiesen, dem Indulgenzenwesen, dem Glauben an Gespenster, Hexen etc. theilt der Vf. mehrere Nachrichten mit. Nirgends werden Todte weniger betrauert als in Portugal, so sehr auch ihre Krankheit unter ihrer Familie Betrübniß verursacht hatte. Der Gedanke: *der Verstorbene ist im Himmel*, scheint hier ein mehr als in andern Ländern wirksamer und gefühlter Trostgedanke zu seyn. Die Verhältnisse der Mütter und der Töchter sind hier fast das Gegentheil von dem, was sie in andern Ländern sind. Hier sucht die Mutter ihrer Tochter alle beschwerliche Arbeit abzunehmen, und alles von ihr zu entfernen, was derselben nur im mindesten unangenehm seyn könnte; es ist etwas gewöhnliches, die Mutter ihrer Tochter das Schnupftuch, die Handschuhe, u. s. w. welche sie hat fallen lassen, aufheben, ihr die Arbeit, oder den eingekauften Putz nach Hause tragen zu sehen, u. s. w. — Nichts ist in Lissabon leichter, als eine Liebesintrigue anzuspinnen und zu unterhalten, da das weibliche Geschlecht hier auf den geringsten Anlaß von männlicher Seite sehr geneigt ist, seiner Seite

den zweyten Schritt zu thun. Seit einigen Jahren genießt das weibliche Geschlecht zu Lissabon grössere Freyheit als vorhin. Die Damen wohnen öfters den Gesellschaften bey; und der Luxus ihrer Kleidung, wenn sie in Gesellschaften, ins Schauspiel u. s. w. gehen, übertrifft vielleicht noch den der Weiber in den reichsten Städten Europa's. — Die natürlichen Kinder werden hier im allgemeinen weit besser behandelt, als im übrigen Europa, da das Vorurtheil gegen sie weniger streng ist. Eine Menge derselben werden von ihren Vätern mit aller möglichen Sorgfalt erzogen. Es ist sogar nichts seltenes, daß der Vater ein aufser der Ehe erzeugtes Kind in seinem Hause erziehen läßt, und daß sein Ehemann diesem Kind alle Liebe und Sorgfalt beweist. — Was *Duchatelet* über die schlechten Sitten der Klosterfrauen sagt, verneint der Vf. auf das förmlichste; von den Sitten der meisten Mönche aber macht er eine sehr nachtheilige Schilderung; mit Ausnahme des Klosters der französischen Kapuziner in Lissabon. — Die Versuche der portugiesischen Regierung, dem Bettelwesen zu steuern, sind bis jetzt immer fruchtlos geblieben, was besonders auch daher kommen mag, daß man überhaupt das Betteln hier zu wenig für Schande hält. Das portugiesische Landvolk ist schlecht gekleidet, unreinlich in seiner Haushaltung und in seiner Nahrung. Die Häuser der mittlern Bürger Classe scheinten unserm Vf. bequemer und reinlicher in Lissabon, als in Paris zu seyn; es ist daselbst die englische Sitte eingeführt, alle Sonnabende die Wohnungen auszuwaschen. — Von den portugiesischen Besitzungen in den übrigen Welttheilen sagt der Vf. nichts, da bis jetzt die Regierung noch immer sehr geheim mit allem thut, was auf dieselben Bezug hat. Dieß geht so weit, daß die Bemühungen des Grafen von *Hofmannsegg*, durch geborne Brasilianer oder solche Portugiesen, die von der Regierung nach Brasilien geschickt worden, sich naturhistorische Objecte oder auch bloß naturhistorische Nachrichten zu verschaffen, fast gänzlich fruchtlos waren.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) GRONINGEN, b. d. W. Vechner u. Lentz: *Fabricii Joannis Westra — Dissertatio chemico-medica de Antimonio. 1792. 93 S. 8.*
- 2) HADAMAR, in d. neu. Gelehrten-Buchh.: *Fabrici Joh. Westra's*, ausüb. Arztes zu Haarlem, *Abhandlung vom Spiesglatze*. Aus d. Latein. übersetzt, und mit Anmerk. begleitet von *Sebastian Johann Ludwig Döring*, d. A. K. ord. u. öff. Lehrer auf der Johann's Akad. z. Herborn. 1802. IV. u. 322 S. (m. dem Registr.) 8.

Nr. 1. Der Vf. dieser gut gearbeiteten Probeschrift hat seine Materie in drey Abschnitten abgehandelt. I. *Abschn. Mineralogie des Spiesglatzes*. Aufzählung der verschiedenen, in der Natur vorkommenden Spiesglatzerze, nebst ihren Kennzeichen und Fund-

örtern; zuletzt Beschreibung des Verfahrens bey dem Auschmelzen des Spiesglatzes aus seinen Vererzungen. II. *Abschn. Chemie des Spiesglatzes*. Bestandtheile des rohen Spiesglatzes; Scheidung des metallischen Theiles von dem Schwefel; Betrachtung des Halbmetalles; Verkalkung und Verglasung des rohen Spiesglatzes; Wirkung der Salpetersäure auf den rohen Spiesglatz; Wirkung der Laugen salze auf den rohen Spiesglatz; Spiesglatzauflösungen. III. *Abschn. Spiesglatzbereitungen und ihre Heilkräfte*. Die große Zahl der Spiesglatzbereitungen, der Reihe nach, abgehandelt, mit Uebergabe solcher, die keine Erwähnung verdienten. Zuweilen hat der Vf. eigene Erfahrungen, oder Erfahrungen seiner Groningischen Lehrer, *Verschuir* und *Driessen*, über die Wirkungen der Spiesglatzbereitungen in Krankheiten eingewebt. So wird bey *Regulus antimon. medic.* aufs Neue die Charlatanerie des *van den Bosch* (in der Schrift über die wahre Beschaffenheit der Kinderpocken) aufgedeckt.

Nr. 2. Der große Unterschied der Seitenzahlen läßt mit Recht vermuthen, daß die Zusätze des Hn. Dör. beträchtlich seyn müssen. Aber, von welcher Art sind diese Zusätze? Wir bleiben zunächst bey dem *mineralogischen* Theile der Schrift stehen. Man nehme *Emmerling's Lehrb. d. Mineral.* 1. Ausg. 2. Th. in die Hand, und man wird sehen, wie leicht sich der Commentator seine Arbeit zu machen wußte. Ein Beyspiel sey folgendes:

Döring S. 18.

*Aeusere Kennzeichen.*

Das dichte Graupiesglatzerz hat eine *sahle, bleigraue Farbe*, die zuweilen ins *Stahlgraue* übergeht. Es bricht *derb, eingesprengt*, und selten *angeflogen*. Inwendig ist es theils *glänzend*, theils *wenig glänzend*; von *metallischem Glanze*; es hat einen *unebenen Bruch*, von *kleinern* (sic!) und *seinem Korne*, welches letztere zuweilen ins *Ebene* übergeht. Es springt in *unbestimmteckige*, ziemlich *stumpfkantige Bruchstücke*. Gewöhnlich ist es *unabgesondert* (sic!), und zeigt nur selten hier und da *kleinkörnige, abgesonderte Stücke*. Es ist *weich*, das ans *Schweiße* gränzt, *mild*, *färbt etwas ab*, ist *leicht zersprengbar*, wird *durch den Strich glänzender*, und ist *ausserordentlich schwer*. (Das *ausserordentlich* hat vermuthlich *Widenmann*, aus seinem *Handb. der Mineral.*, hergegeben).

Emmerling S. 468.

*Aeusere Kennzeichen.*

Das dichte Grau - Spiesglatzerz ist von einer *faulen bleigrauen Farbe*, die sich zuweilen ins *Stahlgraue* verläuft. Es bricht *derb, eingesprengt*, seltener *angeflogen*, ist inwendig *wenigglänzend* und *glänzend*, von *metallischem Glanze*, hat einen *unebenen Bruch*, von *kleinem* und *seinem Korne*, welches letztere zuweilen ins *Ebene* übergeht; springt in *unbestimmteckige, stumpfkantige Bruchstücke*, ist gewöhnlich *unabgesondert*; nur selten bemerkt man hier und da *kleinkörnige* abgesonderte Stücke, *weich*, das ans *sehr weiche* gränzt, in einem *geringen Grade spröde*, *leicht zersprengbar*, *färbt etwas ab*, wird *durch den Strich glänzender*, und ist *schwer*.

So geht es durch den ganzen mineralogischen Theil fort. Auch die Literatur ist, mit sehr geringer Ausnahme, aus *Emmerling* genommen. S. 33. macht das, was bey *Em.* S. 481. die Anm. \*) ist, einen Theil

Theil des Textes aus. Auf eine andere Weise sind E's. Worte in den drey letzten Zeilen seiner 476ten Seite auf D's. 25te Seite, wo von dem Silbergehalte des Federerzes die Rede ist, verpflanzt. Was E. S. 481. durch die Worte ausdrückt: „Zerstoßen schmelzt es (das weisse Spiesglanzerz) ruhig und sehr leicht,“ lautet bey D. S. 33. also: „Zerrieben oder zerfloßen,“ schmelzt es ruhig und sehr leicht,“ wo wir zerfloßen, statt zerstoßen, für einen Druckfehler halten wollen, der aber nicht angemerkt ist. Das zerrieben ist wahrscheinlich aus *Widenmann* genommen, aus dessen *Handbuche* man zwischen den *Emmerling'schen* Stellen hier und da etwas eingeflochten findet. — So viel wir der Sache nachgehen können, sind die Zusätze zu dem *chemischen* Theile der Abhandlung besser gerathen. Hr. D. hat hier wenigstens die Schriftsteller ausdrücklich genannt, aus welchen er Stellen abschrieb. Ob er sich, in Ansehung der Literatur, bey diesem und dem folgenden Abschnitte etwas Aehnliches, wie bey dem ersten, hat zu Schulden kommen lassen, können wir nicht sagen, da wir verschiedene hierher gehörige Schriften, nicht bey der Hand haben. — Am besten sind vielleicht die Zusätze in dem dritten Abschnitte, der überschrieben ist: *Pharmaceutisch-medicinischer Theil*, ausgefallen. Der Vf. befolgt, bey der Angabe der Heilkräfte einer jeden Spiesglanzbereitung, die *Mönch'sche* Ordnung, so dafs er Wirkung, Benutzung, Gabe, Verbindung und Form auf einander folgen läßt, auch wohl zuweilen die Merkmale der Aechtheit namhaft macht. Außerdem wird zuerst von dem innerlichen und äusserlichen medicinischen Gebrauche, bey Menschen, oder bey Thieren, und dann von der ökonomischen und technischen Anwendung (wo sie statt findet) gehandelt. Nur glauben wir nicht, dafs der Vortrag der letztern in eine pharmaceutisch-medicinische Abhandlung gehöre; Bereitungsarten, deren *Wesstra* nicht erwähnte, sind eingeschaltet, und das später Entdeckte (wie die *Calc. antimon. sulph.*) nachgetragen. Es wäre zu wünschen, Hr. D. hätte sich nur auf solche nützliche Zusätze eingeschränkt. Das, um vieles kleiner gewordene, Werkchen hätte hierdurch an wahren Werthe gewonnen. Uebrigens wünschten wir die Schreibart reiner, und nicht Worte und Ausdrücke, wie folgende, zu lesen: *Schwefelliche Theile*; *das Spiesglanz* (st. *der*); *worin* (st. *worein*) man die Materie gießt; *alter Quark* (st. *veraltete*, unnütze Arzneymittel). Auf die gehörige *Consecutio temporum* ist auch nicht immer Rücksicht genommen.

HERBORN U. HADAMAR, in d. neu. Gelehrten-Buchh.: *Journal für die neueste holländische medicinische und naturhistorische Literatur*. Herausg. von Seb. Joh. Ludw. Döring, D. u. Prof. d. Med. z. Herborn, und Gottlieb Salomon, D. d. A. W. u. ausüb. Geburtshelf. z. Leyden. *Ersten Bandes, erstes Stück*. 1802. VIII. u. 138 S. 8. (15 gr.)

Mit Uebergangung der Gründe, durch welche die Herausg. ihr Unternehmen empfehlen, zeigen wir sogleich den Inhalt dieses neuesten Stücks an. I. Ab-

handlungen. 1) *Etwas über die Kuhpocken oder Vaccine*, von E. J. Thomassen & Thueßink. Der Vf. hat, aufser seinen eigenen, auch die Erfahrungen anderer holländischen Aerzte über die Kuhpocken mitgetheilt. 2) *Etwas zur Beantwortung der Frage: Ob die Blutgefäße des Gefäßes Chylus einsaugen, oder nicht?* Von Vrolik (nicht Vrolyk), Prof. zu Amsterd. Die Antwort ist verneinend, und gründet sich auf eine durch Einspritzung mit Quecksilber gemachte Beobachtung. 3) *Ueber die heilsame Wirkung der überfauern Salzsäure*, (*Acidum muriaticum oxygenatum*, oder *dephlogisticatum*) in der Krätze und andern Hautkrankheiten. Von J. R. (nicht K.) Deiman. Der Vf. heilte mit einem Liniment aus 60 Tropfen dieser Säure und einer Unze Oel die hartnäckigste Krätze. Als Mundpflumittel that ihm, bey der scorbutischen Beschaffenheit des Zahnfleisches, eine Mischung aus 10—15 Tropfen Säure, 6 Unzen Rosenwasser und 1 Unze Rosenhonig bessere Dienste, als alle sonst gewöhnliche Mittel. Zum Veruche nahm er selbst eine Mischung aus 6 Unzen Wasser und 6 Tropfen Säure zu sich, ohne die geringste unangenehme Wirkung davon zu spüren. 4) *Heilbron* (zu Amsterd.) *bestätigte Wirksamkeit des abwechselnden Gebrauches des vegetabilischen Lagensulzes und des Mohnsaftes*. Nach Stütz. 5) *Glückliche Heilung einer Urinverhaltung, welche durch eine Quetschung des Hodensackes, des Mittelstüches und der männlichen Ruthe verursacht wurde*. Von S. Popta, Wundarzte zu Harlingen. 6) *L. D. le Roy über die nützliche Anwendung der Bindung mit dem goldnen Drahte, in einem schwereren und uneinrichtbaren Beinbruche*. Dem Wesentlichen nach bekannt aus der Rec. der *Verhandlungen van het Antwerps Genootschap* in den *Ergänz. Bl.* zur A. L. Z. J. I. B. 2. Nr. 115. — Wo wir die Uebersetzung mit der Urschrift verglichen haben (und das ist fast durchgehends geschehen,) haben wir sie treu, nur, so wie die Schreibart in den Recensionen, hier und da schleppend und überhaupt nicht gefeilt, gefunden. Auch fehlt es nicht an Ausdrücken, wie: *Ervrichting einer Pharmacop.*; *Milchgang* (*ductus thorac.*); *Afvertheilung*; *unberechenbare Vortheile*; *abschilfernde Hautübel* (schuppen-schorfartige Hautkrankheiten); *verderbniswidrige Mittel*, u. dgl. Der Druckfehler sind, aufser den hinten angezeigten, besonders in den Citaten, viele stehen geblieben. — II. *Recensionen*. Größtentheils Werke, die man in der A. L. Z. angezeigt findet, wie die gedachten Antwerpischen *Verhandlungen*; *Luisius üb. d. Fäulnis*; die *Nieuwe Scheikund. Bibl.*; *Ïpey Mat. med.* Diese Bemerkung mag zugleich dazu dienen, die in der Vorrede aufgestellte Behauptung zu würdigen, dafs unsere A. L. Z. nur selten einen Platz für holländische medicinische Literatur habe. — III. *Vermischte Nachrichten*. Nachricht von dem Fortgange der Kuhpockenimpfung in der Bat. Rep. Nachricht von der gegenwärtigen medicinischen Einrichtung bey der Armee der B. R. (größtentheils aus dem Bericht von Brugmans, bekannt durch die *Ergänz. Bl.* zur A. L. Z.); Beförderungen; Todesfälle; Preisfragen; medicinische Verordnungen der Bat. Regierung, etc.



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. December 1802.

## ARZNEIGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Ritscherfch. Buchh.: *Eduard Jenners und Wilhelm Woodwille's fortgesetzte Beobachtungen über die Kuhpocken*, aus dem Englischen übersetzt, von D. G. F. Ballhorn. 1800. 112 S. 8. (10 gr.)

Der erste Theil ist eine gut gerathene Uebersetzung von *Jenner's further observations on the Variolae vaccinae* (London 1799. 8.) die bereits in der A. L. Z. (1801. N. 22) angezeigt sind. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind nicht von Belang.

Der zweyte ist ein übersetzter Auszug der *Reports of a Series of inoculations for the Variolae vaccinae or Cow-Pox*, by *William Woodwille*, (London 1799. 8.)

*W.* hat nebst dem Prof. *Coleman* viele Versuche gemacht, durch Impfung der Grease-Feuchtigkeiten auf Kühe und Menschen auch Kuhpocken hervorzubringen, aber allemal vergebens; er hält daher nicht mit *Jenner* die Kuhpocken für eine vom Pferde abzuleitende Krankheit. Die Wirkung der Kuhpocken auf den menschlichen Körper hat *W.* ganz so wie *J.* gefunden. Man findet hier auch die Bemerkung, daß die Kuhpocken-Materie, wie die Menschen-Blattern-Materie, nicht unmittelbar nach der Impfung eingefogen wird, sondern einige Zeit örtlich bleibt. Von den in der Original Schrift beschriebenen 200 Inoculations-Fällen hat der Uebers. hier nur 28 Fälle ausgezogen, und die im Original befindliche lange Tabelle zur Uebersicht der geimpften Subjecte ganz weggelassen. In den von *W.* beschriebenen Fällen folgte auf die Kuhpocken-Impfung häufig ein allgemeiner mit Pusteln verbundener Ausschlag. Daß, wie *J.* annimmt, die Stadtluft Ursache des allgemeinen Ausschlags sey, leugnet *W.* nach seiner Erfahrung. 28 Subjecte wurden von *W.* mit zu gleichen Theilen gemischter Kuhpocken- und Blattern-Materie geimpft; bey der einen Hälfte zeigte die Local-Infektion deutlich den Charakter der Kuhpocken, bey der andern hingegen den der wirklichen Blattern. Nach angestellter Vergleichung der Wirkungen der Kuhpocken- und Blattern-Materie zeigt *W.* die grössere Milde und Gefährlosigkeit der Kuhpocken aus 600 gehaltenen Fällen. Eine höchst merkwürdige Stelle darf Rec. hier nicht unbemerkt lassen, wo es heisst, daß dem Vf. nach der Tabelle ein Säugling an 11ten Tage der Kuhpocken-Impfung starb. Es war hier die Geschwulst an der Impfstelle sehr unbedeutlich, die Ausbrucherscheinungen

zeigten sich am 7ten Tage zugleich mit krampffhaften Zufällen, die nach kurzen Intermissionen mit doppelter Heftigkeit wiederkehrten, und woran er endlich starb, nachdem vorher wohl hundert Pusteln ausgebrochen waren. Der Uebers. führt hiebey in einer Note gerechte Klage, daß *W.* diesen Fall nicht umständlicher beschrieben hat. Wie vieles hätte *W.* hier noch anführen und näher bestimmen müssen, wenn aufer Zweifel gesetzt seyn sollte, ob der Fall bloß Folge der Impfung gewesen sey, oder nicht. Uebrigens beweiset *W.*, daß, wenn Impfmaterie von den Impfstellen aufgenommen wird, die Krankheit gelinder ist, als wenn sie von den Pusteln des allgemeinen Ausschlags genommen ist. — Hn. B. Auszug ist um so schätzbarer, da er sich viel besser lesen läßt, als *Frieße's* wörtliche Uebersetzung.

LONDON, b. Law: *A Continuation of facts and observations relative to the Variolae vaccinae or Cow-Pox*. By *Edward Jenner*. 42 S. 4.

Diese Schrift des berühmten Vfs. enthält neue Bestätigungen der bekannt gemachten Erfahrungen über die Kuhpocken-Impfung. Unter 6000 mit Kuhpocken-Materie geimpften Subjecten wurde kein einziges von den Menschenpocken angesteckt. Da *Woodwille*, welcher bald nach *J.* impfte, lehrte, daß nach der Kuhpocken-Impfung fast immer allgemeiner Ausschlag erfolge: so wandte *J.* alle Sorgfalt an, hierüber Beobachtungen anzustellen, fand aber nie auch nur eine Menschenpocken ähnliche Pustel entstehen. Er schließt daher, daß *W.* entweder keine reine von aller Einmischung von Menschenpocken-Materie ganz freye Kuhpocken-Materie angewandt habe, oder daß der beobachtete frühe Ausschlag Folge anderer körperlichen Ursachen gewesen sey. Nach der Zeit hat *W.* den allgemeinen Ausschlag seltener gefunden. *J.* machte bey seinen angestellten Beobachtungen die Erfahrung, daß die Kuhpocken-Materie von Kühen, welche in den Ställen gehalten werden, nicht verschieden sey von der, welche von solchen Kühen genommen werde, die auf fetten Wiesen weiden. Dieses bestätigen einige beygefügte Briefe von *Joh. H. Marshall*. In einem Briefe des Chir. *J. Fewster* wird ein einer älteren Jennerfchen Behauptung entgegen stehender Fall erwähnt, wo 8 Tage nach gechehener Kuhpocken-Impfung das Scharlachfieber ausbrach, ohne daß weder dieses den Verlauf der Kuhpocken, noch diese den Verlauf des Scharlachfiebers hinderten.

LONDON: *A Comparative Statement of Facts and Observations relative to the Cow-Pox published by Doctors Jenner and Woodwille.* 1800. 43 S. 4.

Eine Kritik der verschiedenen Beobachtungen Jenner's und Woodwille's. Der Vf. stellt erst die verschiedenen Behauptungen beider gegen einander, und sucht sie dann zu vereinigen. Besonders ausführlich setzt der Vf. den Streit beider über die Ursache des von W. nach der Kuhpocken - Impfung beobachteten allgemeinen Ausschlages auseinander, und giebt endlich der Meynung, dafs derselbe von der in dem Hospitale mit Menschenpockenstoff erfüllten Luft gekommen sey, den Vorzug. Dieser Abhandlung ist eine Kupfertafel beygefügt, auf welcher die Kuhpocken und Menschenpocken-Pustel vom 8. 10. 12. und 18ten Tage, neben einander recht gut abgebildet ist.

WIEN, b. Camolina: *Eduardi Jenneri M. D. Continuatio disquisitionis et observationum in variolas vaccinas* Ex anglico in latinum conversa ab *Alaïsio Careno*, M. et Ph. D. cum Fig. colorat. 1801. VI und 41 S. 4. (18 gr.)

Hr. C., von welchem wir in unserer Zeitung J. 1801. B. 1. S. 169 schon eine lateinische Uebersetzung der ersten beiden Jenner'schen Schriften angezeigt haben, hat hier nun die eben angezeigten zwey englischen Schriften zusammen übersetzt. Die Uebersetzung ist in recht gutem Latein geschrieben, und die Kupfertafel des letzteren Werkes ist ziemlich getreu kopirt.

1) **BRESLAW**, in d. Meyer. Buchh.: *Kurze Darstellung der wichtigsten die Kuhpocken betreffenden Thatfachen.* Von C. R. Aikin, Mitgliede des königl. Collegiums d. Wundärzte in London. Aus dem Englischen übersetzt, von F. G. Frieße, d. A. W. D. u. pr. A. in Breslau. 1801. XXXVI und 74 S. 8. (8 gr.)

2) **HANNOVER**, b. d. Gebr. Hahn: *C. R. Aikin's kurzgefaßte Uebersicht der wichtigsten Thatfachen, welche bisher über die Kuhpocken erschienen sind.* Aus dem Englischen übersetzt, von J. Kunne-mann. 1801. 79 S. 8. (8 gr.)

3) **BERLIN**, b. Himmberg: *Kurze Uebersicht der wichtigsten Erfahrungen über die Kuhpocken*, von C. R. Aikin, Mitgl. u. f. w. Aus dem Englischen. 1801. 74 S. 8. (8 gr.)

Das Original, von dem wir hier drey Uebersetzungen anzeigen, erschien unter dem Titel: *A concise View of all the most important Facts which have hitherto appeared concerning the Cow-Pox.* By C. R. Aikin, Member of the Royal College of Surgeons in London. London, 1801. Die Schrift enthält eine gute Uebersicht alles dessen, was vor Aikin in England über die Kuhpocken bekannt geworden ist. Das erste Kap. handelt von den natürlichen oder zufälli-

gen Kuhpocken. 1) Von denen, womit die Kühe befallen sind. Hier wird des von Jenner und Tanner behaupteten Ursprungs der Kuhpocken gedacht. 2) Von denen, welche die Menschen befallen. Hier sind die aus den geschehenen Versuchen und Beobachtungen sich ergebenden Resultate kurz zusammenge stellt. Das zweyte Kap.: Von den inoculirten Kuhpocken. Hier wird von der Auswahl der Materie, von den zur Inoculation tauglichen Subjecten und der schicklichsten Zeit, von der Methode der Inoculation, von dem Verlaufe der Krankheit, von der etwa nöthigen medicinischen Behandlung, und von der Verschiedenheit der Kinder- und Kuhpocken gehandelt. Das dritte Kap. enthält allgemeine, die Kuhpocken betreffende Beobachtungen, durch welche der Vf. besonders die Gefährlosigkeit der Kuhpocken darthut. — Von den drey vorliegenden Uebersetzungen läßt sich nach Rec. Urtheil No. 2 am besten lesen. — Das Kupfer aber zu No. 1 ist offenbar besser, als das den andern beiden Uebersetzungen beygefügte. — Aus No. 1 bemerkt Rec. noch, dafs der Uebersetzer eine Vorrede hinzugefügt hat, in welcher er von den Schicksalen der Kuhpockenimpfung einiges sagt. Er widerlegt hier nicht nur einen anonymen Aufsatz im Januarstück 1800 der schlesischen Provinzial Blätter, sondern gedenkt auch eines Briefes von D. Jenner an D. de Carro in Wien, in welchem die merkwürdige Nachricht mitgetheilt ist, dafs die Kuhpocken sich auf den Hund fortpflanzen lassen, aber nicht wieder Kuhpocken, sondern eine ganz verschiedene auch bey uns bekannte Hundekrankheit, die *Staupe (distemper)* hervorbringen.

**MARBURG**, in d. n. akad. Buchh.: *Historische und medicinische Untersuchungen über die Kuhpockenkrankheit*, von H. M. Hufson, Arzte und Mitgliede der medic. Gesellschaft zu Paris. Aus dem Französischen übersetzt, von Seb. Joh. Ludw. Döring, D. und ord. Prof. der A. K. zu Herborn. 1801. 168 S. 8. (9 gr.)

Das bereits in einer zweyten Auflage erschienene Original dieser Abhandlung: *Recherches historiques et medicales sur la Vaccine par H. M. Hufson, Medecin, attaché à la Bibliothèque de l'École de Paris etc.* Paris, An IX. (1801) 108 S. 8. verdiente eine Uebersetzung und die hier gelieferte ist gut gerathen. Die Schrift zerfällt in drey Kapitel. Das erste betrifft die Geschichte der Entdeckung des Ursprungs der Kuhpocken, und die Bemühungen der Aerzte, die mit der Impfung beschäftigt sind. Der Vf. schildert den Wettstreit in Frankreich zur Verbreitung der Wohlthaten dieser Entdeckung durch die von Hn. La Rochefaucault Liancourt gestiftete Anstalt, und die Bemühungen der Gesellschaft der Wissenschaften im Louvre, auch zu Reims und in vielen andern Orten. Das zweyte enthält die Beschreibung der Kuhpocken. Der Vf. erkennt in der Kuhpocken Krankheit drey Perioden: 1) Die Perioden der Ruhe von der Impfung an bis zum dritten oder vierten Tag. 2) Periode der

der Entzündung, vom vierten bis elften Tag. Die Erscheinungen sind sehr richtig angegeben, wenn gleich die Tage nicht immer so bestimmt sind. 3) Periode des Abrocknens. Bis zum sieben und zwanzigsten Tage, und länger. Sehr richtig bemerkt der Vf., daß die Folge nicht so unveränderlich ist. Der medicinische Ausschufs zu Reims sah die Periode der Ruhe bis zum zwey und zwanzigsten Tag sich verlängern; bey anderen ging die zweyte Periode schon am Ende des zweyten Tages an. Von nächten Kuhpocken nimmt der Vf. zwey Gattungen an; die eine entwickelt sich bey einem Individuo, das die natürlichen Blattern überstanden hat, die andere ist ein bloßes Product der physischen Reizung an einem Individuo, das die natürlichen Blattern noch nicht gehabt, und dem man die Kuhpocken eingepflicht hat. S. 82 u. f. findet man nach dem Beispiele des D. Thornton im Moniteur die Wirkungen der geimpften Kuh- und Kinderblattern zur Vergleichung neben einander gestellt. Rec. will nur eines davon hier bemerken: der Vf. sagt von den Kuhpocken, daß man sie vortheilhafte Veränderungen in der Constitution einiger cacochymischen Individuen hat erzeugen, und kränkliche erbliche und constitutionelle Dispositionen zerstören sehen, und führt einige Belege dazu an; diese Behauptung erfordert aber noch mehrere Bestätigung. Bey der Impfung widerrath der Vf. die Blasenpflaster, und empfiehlt vielmehr den Gebrauch der Nadeln. Er läßt Nadeln machen, auf welchen ein kleiner Kanal angebracht ist, und verspricht sich bey der Impfung mehrere Sicherheit davon. Das dritte Kap. enthält die Widerlegung der Einwürfe, welche man gegen die Kuhpocken gemacht hat, und ist vorzüglich gegen *Vaume* und *Götz* gerichtet. Auch dieses Kap. ist nicht weniger, als die vorigen, lesenswerth.

FÜRTH, im Bureau f. Literatur: *Annalen der Kuhpocken-Impfung*, zur Verbannung der Blattern, herausgegeben von *Philipp Hunold*, d. M. u. Ch. D. u. Garnisonsmedicus zu Cassel. Erstes Heft. 1801. 96 S. 8. Zweytes Heft. 1802. bis S. 187. Drittes Heft. 1802. bis S. 280. (Jedes Heft 12 gr.)

Der Vf., welcher im Reichsanzeiger einen gedrängten Ueberblick der Geschichte der Kuhpocken Impfung hatte einrücken lassen, wollte erst eine vollständige historisch kritische Untersuchung alles dessen, was seit *Jenner's* Entdeckung der Kuhpocken Impfung für und wider diese Angelegenheit geschehen ist, ausarbeiten; da aber die Materialien dazu sich so sehr häuften, daß mehr Zeit zur Verarbeitung nöthig gewesen wäre, als dem Vf. verstatet war: so gab er diesen Vortatz auf, und will nun das zusammengetragene, um es nicht nutzlos liegen zu lassen, unter dem Titel: *Annalen*, nach und nach drucken lassen.

Im ersten Hefte findet man 1) den Anfang einer Geschichte der Kuhpocken Impfung. Was die Kuhpocken Impfung betreffend in England zuerst ge-

sah, und wie dieselbe zuerst nach Deutschland überging. Diesen Theil der Geschichte findet Rec. treu, und ziemlich vollständig, auch gut vorgetragen. 2) Sonnet auf die Kuhpocken-Impfung. Gehört hieher so wenig, als die in den folgenden Heften mitgetheilten Gedichte. 3) Das königl. preussische Circulare an alle Collegia medica et Sanitatis die Impfungsversuche mit Kuhpocken betreffend.

Das zweyte Heft enthält 4) die Fortsetzung der Geschichte der Kuhpocken-Impfung. Zuerst holt der Vf. noch etwas von dem in *London Medical Review* von *Hooper* mitgetheilten Fall, und dessen Beantwortung von *Fosbrooke*, wie auch von dem blatterähnlichen Ausschlag, den *Pearson* nach den Kuhpocken erfolgen sah, nach. Dann aber setzt er die Geschichte der Kuhpocken Impfung in Hannover, offenbar zu weitläufig, fort. In einem Nachtrage liefert er ein ihm von *Hofr. Faust* mitgetheiltes Actenstück, welches *Steinbeck* in der Monatschrift: der deutsche Patriot, 1802 Jan. S. 43—46 bekannt gemacht hat, nach welchem die Kuhpocken und ihre Schutzkraft wider die Menschenpocken in der Gegend um Göttingen schon 1769 bekannt gewesen sind. 5) Chronologische Uebersicht einer vollständigen Literatur über die Kuhpocken. Hin und wieder hat der Vf. etwas von dem Inhalte der angezeigten Schriften in ( ) beygefügt. 6) Programm des *Havlem'schen Instituts für die Kuhpocken-Impfung*, errichtet den 28. Febr. 1801. 7) Correspondenz-Nachrichten. Diese Auszüge aus Briefen hätten zum Theil mehr abgekürzt werden können! 8) Gedichte. — Zuletzt theilt der Vf. noch in einem Nachtrage das Schreiben des Königs von Preussen an ihn mit, weil er es, wie er sagt, für eine wichtige Urkunde in der Geschichte der Kuhpocken hält.

Drittes Heft. 1) Nachrichten über den Fortgang der Kuhpocken in Italien. Eigentlich Resultate aus den Erfahrungen über die Kuhpocken Impfung in der Cisalpinischen Republik, nebst einigen Bemerkungen des Vfs. 2) Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die Vaccination, aus dem Ital. übersetzt von *K. Sprengel*, nebst dessen Bemerkungen. 3) Bemerkungen des Herausgebers zu dem vorhergehenden Aufsätze. So gut und zweckmäsig die Bemerkungen sind, so unerheblich sind die Zweifel und Bedenklichkeiten selbst. 4) Merkwürdige Beyträge zu den Resultaten der Vaccination, mitgetheilt von den Hn. Doctoren *Bernigen*, *Schaufuss* und *Schneider*. Die drey mitgetheilten Beobachtungen des letzteren sind das merkwürdigste dieser Beyträge. 5) Rhapsodie über Pocken und Kuhpocken, nach den Grundsätzen der Erregungstheorie. 6) Correspondenz-Nachrichten. 7) Gedichte.

GIESSEN, b. *Heyer*: *Archiv für die Kuh- oder Schutzpocken Impfung*. Herausg. von Dr. C. G. L. Müller, Dr. F. F. Hefert und F. Pilger. Erstes bis drittes Stück. 1801. 186 S. 8. (1 Rthl.)

Das erste Stück enthält folgende Aufsätze: 1) Die Pflicht der Aerzte, die Kuhpocken als eine neue und wich.

wichtige Erfindung unseres Zeitalters zu prüfen und zu würdigen. Von dem Redacteur. (Püger). Der Vf. übernimmt hier die Beantwortung zweyer Fragen: 1) Was sollte eigentlich jeder Arzt bey dieser wichtigen Erfindung thun? 2) Was soll jeder rechtschaffene Arzt, der diese Erfindung noch nicht gehörig kennt, eigentlich unterlassen? Rec. wünscht, daß dieses Bruchstück, obgleich es wohl etwas vollständiger hätte seyn können, gelesen und beherzigt werden möge! — 2) *Beobachtungen über die Kuhpocken und die Impfung derselben.* Von dem Hn. D. Pilgram zu Butzbach. Der Vf. impfte 72 Kinder, und nur bey einem haftete das Gift nicht. Den glücklichen Erfolg seiner Impfungen schreibt er allein dem geschahenen tiefen Impfen zu, weil er alleinal die Entzündung der Impfstelle früher und heftiger, und die Pusteln vollkommener fand, als bey flachen Impfungen. 3) *Resultate unserer Erfahrungen über die Kuhpocken.* Von D. Heffert. Trockene Materie soll nicht durch Wasserdämpfe, sondern mit dem aus den kleinen Wunden dringenden Blute erweicht werden. In der Wahl der Kuhpocken Materie soll man schwierig seyn. Die Materie soll aus einer wahren gefüllten Pustel aufgenommen werden, ehe die peripherische Röthe sich zeigt, weil dann die Krankheit gelinder werde. Sobald die Röthe zu schwinden anfängt, taugt das Gift nicht mehr. Ein allgemeiner Ausschlag zeigt sich nach des Vfs. Erfahrung fast immer: 1) wenn Impflinge, ehe sie die Kuhpocken ganz überstanden haben, mit gewöhnlichen Blatterkranken sehr nahe zusammen liegen; 2) wenn die Kinder schwächlich und zu Hautausschlägen geneigt sind; 3) wenn die zum Impfen angewandte Materie etwas später abgenommen wird; 4) wenn ein gewisser Einfluß der Luft statt hat (?). Als Ursachen der unvollkommenen Impfungen giebt der Vf. unter andern besonders Mangel an Empfänglichkeit für das Gift, und das Abkratzen der Impfpusteln an. Dieser Aufsatz ist unstreitig der vorzüglichste in diesem Stück: Rec. wünscht, daß der Vf. seine Wahrnehmungen ferner bekannt machen möge. 4) *Ein Beytrag zur Kuhpocken-Impfung, aus einem Schreiben des K. Kurbraunsch. Ministre resident v. Schwarzkopf, d. d. Frankfurt a. M. d. 31. Jan. 1801.* 5) *Gegner der Kuhpocken-Impfung, ihre Schriften. Widerlegung derselben.* Vom Redacteur. Der Vf. nimmt drey Gattungen von Gegnern an: 1) solche, die sich wirklich durch Erfahrung überzeugt zu haben glauben, daß die Kuhpocken nicht gegen die gewöhnlichen Blattern schützen; 2) metaphysische Speculanten; 3) medicinischen Pöbel. Von den Schriften der Gegner ist hier nur *J. V. Müllers* Schrift gegen die Kuhpocken recensirt, die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke. Zum Schlusse ist ein Verzeichniß von Schriften über die Kuhpocken angefangen.

Zweytes und drittes Stück: 1) *Bemerkungen über die Kuhpocken und deren Impfung* (von dem Hofr. und

Landphysikus Golze zu Grünberg). Von den von dem Vf. Geimpften hatten 348 Kinder ächte Kuhpocken bekommen, 16 hatten schon vor der Impfung natürliches Blatterngift eingefogen, 13 hatten die natürlichen Blattern schon gehabt. Der Vf. beschreibet in diesem vorzüglichen Aufsatze, was er gesehen hat, und liefert Resultate aus eigenen Versuchen. Impfungen mit trockener Lymphe sind dem Vf. nur dann geglückt, wenn diese nicht über 3 Tage alt war. Rec. ist mit dem Vf. überzeugt, daß man immer am besten thut, die Materie so frisch zu nehmen, als man sie nur immer erhalten kann: obgleich Rec. auch mit schon 18 Tage alter wohl verwahrter Lymphe ächre Kuhpocken hervorgebracht hat. Die Beschreibung der zwey Gattungen unächter Kuhpocken, die der Vf. gesehen hat, findet Rec. nach seiner eigenen Beobachtung vollkommen richtig. Ueberhaupt bemerkt Rec. hier, daß die vorkommenden Unterschiede bey unächten Kuhpocken nicht genau genug beschrieben werden können, damit Irrungen in der Prognose des Erfolgs der Impfung so viel als möglich verhütet werden; und findet daher auch alle Cautelen, die der Vf. bey der Impfung angiebt, bewerkenswerth. 2) *Noch einige Worte über unvollkommene Impfungen von Dr. Heffert.* Der Vf. führt, um seine Anmerkungen hinzuzufügen, die Osslanderschen Beobachtungen sehr ausführlich an, giebt dann noch eine eigene Beschreibung einer unvollkommenen Impfung, wobey er einiges wahre über *Sybel's* Schrift sagt, an, und läßt endlich einige schon im Reichsanzeiger abgedruckte Thatfachen wörtlich folgen, durch welche die Schädlichkeit der Impfung mit Blasenpflaster gezeigt wird. Zuletzt führt der Vf. noch einige von ihm selbst angestellte Versuche über die Natur des Kuhpockengiftes an; Rec. wünscht, daß der Vf. diesem Gegenstande seine fernere Aufmerksamkeit schenke. Die Vorschrift des Vfs., die getränkten Fäden bey der Impfung ja nicht mit warmen Wasser anzufeuchten, leidet wohl Einschränkungen. Rec. feuchtet die Fäden beständig also an, und impft doch mit glücklichem Erfolg: es muß aber nur mit der gehörigen Schnelligkeit und Behutsamkeit geschehen. 3) *Bemerkungen über die Kuhpocken-Impfung meiner Tochter.* Von Hn. Amtmann *Thuis*. Sehr unerheblich und überflüssig. 4) *Verlauf der Kuh- und natürlichen Blattern zugleich bey einem Individuo.* Von dem Hn. Oberchirurgus *Thurn*. Beobachtungen der Art bekannt zu machen, findet Rec. sehr zweckmäßig. Die hier vorkommenden sind ziemlich genau. 5) *Gegner der Kuhpocken.* Hier sind die Hn. *Blücher* und *Herz* kritizirt. Dann folgen unbedeutende Anekdoten und kurze Nachrichten; hierauf von S. 120 — 180 Anzeigen einiger Kuhpocken-Schriften, und endlich ein Abdruck einer Aufklärung, das Vorgeben des Hn. D. *Ehrmann* betreffend, aus den Frankfurter Nachrichten.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. December 1802.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

ERFURT, in d. Henning. Buchh.: *Die Pocken sind ausgerottet!* Ein Handbuch für Aerzte und Nicht-ärzte, die die Geschichte der Kuhpocken in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, und die Impfung der Schutzblättern, die größte Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts zweckmäfsig anwenden und befördern wollen. Von dem Hofr. u. Prof. Hecker zu Erfurt. 1802. 232 S. Zweyte Abtheilung 136 S. 8.

Auf dem farbigen Umschlage jeder Abtheilung heifst der Titel: *Die Pocken sind ausgerottet! An Deutschlands Fürsten und Regierungen, an Volkstlehrer, Aerzte, Erzieher, und an alle, die in der gegenwärtigen und künftigen Welt das Wohl der Völker und einzelner Familien durch die Impfung der Schutzblättern wahrhaft befördern wollen.* — Nach der eigenen Erklärung des Vfs. hat er bey Herausgabe dieser Schrift folgende 2 Zwecke: 1) giebt er eine möglichst vollständige Geschichte und Literatur der Kuhpocken, und will, was jetzt noch fehlen möchte und künftig herauskommt, nachtragen, damit diese Schrift ein vollständiges Repertorium der Geschichte und Literatur der Kuhpocken werde. Dabey macht der Vf. auf die Zweifel und Widersprüche aufmerksam, die sich bey verschiedenen Schriftstellern finden. 2) Zeigt er die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit der Kuhpocken-Impfung, vertheidigt sie gegen Einwendungen, und lehrt die Methode, sie zweckmäfsig zu verankalten. Unstreitig muß ein Repertorium, wie der Vf. hier zu liefern anfängt, dem künftigen Geschichtschreiber höchst wichtig, ja unentbehrlich seyn. Jetzt, da Schriften über die Kuhpocken wie die Pilze hervorgehen, da unter denselben so viele an sich elende Brofschüren sind, die bald nach ihrem Entstehen schon der Vergessenheit übergeben werden, in denen aber doch eine oder die andere Nachricht für den Geschichtschreiber brauchbar ist, jetzt gerade ist es Zeit, alles zu sammeln, und Rec. wünschte sogar, daß der Vf. Zeitungsnachrichten und kleine Aufsätze über dieselben in Wochen- und Intelligenzblättern, besonders in dem Reichsanzeiger nicht übersehen, und dasjenige auswählen möchte, was dem künftigen Geschichtschreiber brauchbar seyn kann; denn daß dergleichen Nachrichten, wie der Vf. S. 200. behauptet, für seinen Zweck nicht brauchbar wären, dürfte wohl eine zu allgemeine Behauptung seyn.

A. L. Z. 1802. Vierter Band

Das erste Heft ist in 2 Abschnitte getheilt. 1) *Die Literatur und Geschichte der Kuhpocken.* Der Vf. nennt zuerst alle englischen Schriften über die Kuhpocken und deren Uebersetzungen, liefert, in kurzen Auszügen das Wesentliche derselben, stellt dann alle englischen Beobachtungen und Versuche über die Kuhpocken bis um die Mitte des Jahres 1801 zusammen, und zieht aus denselben Folgerungen. (Der Vf. bezweifelt die Richtigkeit des Schlusses von den in England bestehenden Erzählungen über lebenslängliche Sicherung durch die Kuhpocken wider die Menschenpocken auf eine längere vollkommen dauerhafte Sicherheit; indeffen dürften die Gründe des Vf. schwerlich alle Leser überzeugen) Dann kommt der Vf. auf die Geschichte der Kuhpocken-Impfung in der französischen Republik, in welcher besonders *Aubert's* wichtige Schrift ausführlich angezeigt wird. Endlich folgt dann die Geschichte der Kuhpocken in Deutschland. Sehr gerecht findet Rec. die Klagen und Beschwerden, welche der Vf. darüber führt, daß die ganze Sache der Impfung und die Streitigkeiten darüber vor das große Publicum gebracht worden sind. Am Schlusse des ersten Abschnitts berührt der Vf. die Folgerungen, die sich aus den Verhandlungen deutscher Aerzte über die Kuhpocken ziehen lassen, und vergleicht sie mit dem, was englische Versuche und Beobachtungen gelehrt haben. 2) *Ausrrottung der Menschenpocken durch die Impfung der Schutzblättern.* Dazu hält der Vf. für nöthig, daß das Impfgeschäft nach folgenden Gesetzen betrieben werde: 1) nur der Sache genau kundige Personen dürfen impfen, 2) man suche zur Impfung immer eine ächte und in ihren Wirkungen gleiche Materie zu erhalten. (Sehr gut giebt der Vf. an, was dabey zu beobachten ist). 3) Man wähle diejenige Impfmethode, bey welcher die Impfpustel in ihrer vollkommensten Gestalt erscheint, und beobachtet werden kann. 4) Man beobachte die Veränderungen, welche die Impfpustel in verschiedenen Perioden durchläuft. 5) Die mit Schutzblättern Geimpften setze man auf alle mögliche Art der Gelegenheit aus, von Menschenpocken angesteckt zu werden. 6) Endlich mache man, ohne das bekannte zu wiederholen, jeden merkwürdigen, ungewöhnlichen oder ganz unerwarteten Erfolg bey und nach der Impfung freymüthig bekannt.

Im zweyten Heft setzt der Vf. die am Schlusse des vorigen angefangene Materie fort. Eine allgemeine Anerkennung der genannten Gesetze scheint man nicht eher hoffen zu dürfen, als bis sie ihre Sanction von der gesetzgebenden Gewalt im Staate erhalten habe.

S s s s

habe. Da nun der preussische Staat ihnen diese Sanction zuerst ertheilt: so führt der Vf. auch zuerst das königl. preussische Circulare an alle *Collegia medica et Sanitatis* die Impfungsverfuche mit Kuhpocken betreffend an; dabey bemerkt er aber auch, das in Pfalzbayern, Angsburg und andern Gegenden ähnliche Verordnungen erlassen sind. Ferner führt der Vf. *Hufelands* Auffoderung an Deutschlands Aerzte aus dem Journale desselben, auch *Hunold's* Erklärung und Versuche an. Da das *Suum Cuique* bey einem Geschichtschreiber unverletzt bleiben muß: so bemerkt Rec. hier, das die S. 16. beschriebenen Versuche und Bemerkungen über die Natur des Kuhpockengiftes nicht von *Hunold*, wie man nach des Vfs. Erzählung zu glauben veranlaßt wird, sondern von *Hessert* sind, wie man aus dessen Archiv 2 und 3. Stück S. 73. u. f. sehen kann. Von *Schäffers* Schrift giebt der Vf. eine ausführlichere kritische Nachricht, als von allen übrigen angeführten deutschen Schriften. Hierauf zeigt der Vf. die Fortschritte der Kuhpocken - Impfung in Frankreich. Bey Anzeige der Schrift von *Colon* bestätigt der Vf. die Behauptung desselben, das die Gesundheit kränklicher Kinder durch die Kuhpocken verbessert wird. Der Vf. impfte ein Kind, das seit einem halben Jahre an immer wiederkehrender Augenentzündung, an großen geschwollenen Drüsen am Halse, an einem eyterartigen Ausflusse aus dem Obre, und den übrigen Zufällen der Scropheln gelitten hatte. Die Impfpusteln wurden sehr vollkommen, das Fieber stark, und es erfolgte ein allgemeiner eyternder Ausschlag, wider welchen Mercurius gebraucht wurde. Der Ausschlag verging und mit ihm alle scrophulösen Zufälle. *Colon*, *Aubert* und *Moreau* halten die peripherische Röhre für keine wesentliche Erscheinung bey der ächten Impfpustel. Endlich zeigt der Vf., wie sich die Impfung nach Italien verbreitet habe, und was für Schriften daselbst über die Kuhpocken erschienen sind. Am Schluffe des zweyten Heftes führt der Vf. eine Bedenklichkeit an, welche bemerkt zu werden verdient: Wo werden wir künftig den Impfstoff hernehmen? Diese Frage muß allerdings wohl in Zeiten aufgeworfen werden, zumal da die Bestimmung der Kübe zur beständigen Erhaltung des Impfstoffs wohl nicht so gar leicht seyn möchte. Die Ausführung dieses Vorschlags in der Lombardey hat nur kurze Zeit statt gefunden, beweiset also noch nichts. Der Staat kann hier wohl allein aushelfen.

Rec. schließt diese Anzeige mit dem Wunsche, das der Vf. diese Schrift mit vermehrter Sorgfalt fortsetzen möge.

Ehe wir die vielen einzelnen in Deutschland erschienenen besonders populären Schriften über die Kuhpocken anzeigen, halten wir es, bey der noch immer wachsenden Anzahl derselben, für zweckmäßig, im Allgemeinen einige Erinnerungen über diese Art der Schriftstellerey hier voranzuschicken. So lebenswerth es an sich ist, das Aerzte jedes Landes

bey einer Angelegenheit, die so unmittelbar die ganze Menschheit angeht, als die Entdeckung der Kuhpocken und ihre Impfung zum Schutz wider die gewöhnlichen Blattern, bemüht sind, ihr Publicum über diese Angelegenheit zu belehren; so wenig können wir es doch für nöthig halten, das so viele einzelne Schriften über die Kuhpocken herausgegeben werden, als Aerzte ihrem Publicum diesen Unterricht ertheilen wollen. Die in den mehrsten Ländern eingeführten Wochen und Intelligenzblätter sind nach unserer Meynung der rechte Ort, wohin dergleichen, von Aerzten für ihr besonderes Publicum bestimmte Aufsätze gehören; wie man denn auch in dem Hännöv. und Braunschw. Magazin, in den Mecklenb. Strel. Intelligenzblättern und anderen Wochenchriften dergleichen Belehrungen über die Kuhpocken an das Publicum findet. Das deshalb aber eine eigene populäre Schrift, die dem wissbegierigen Laien die ganze Geschichte der Kuhpocken von ihrer ersten Entdeckung an erzählt, unnöthig und unzweckmäßig sey, wollen wir damit nicht gesagt haben. Nur das der Geschichten der Kuhpocken immer mehrere herausgegeben werden, das glauben wir mit Recht tadeln zu müssen. Es ist nicht anders möglich, als das alle dergleichen Schriften entweder im wesentlichen einerley enthalten, oder das Sachen mit vorgetragen werden müssen, die theils Laien nicht verstehen und beurtheilen können, theils für sie ganz überflüssig sind. Mehrere Geschichten der Kuhpocken bestätigen das Gesagte; in mancher Schrift sind sogar ganze Seiten aus anderen geschrieben. Auch das so viele Bemerkungen und Erfahrungen über die Kuhpocken herausgegeben werden, aus welchen der Arzt nichts Neues lernt, tadeln wir wohl nicht mit Unrecht. Wir wünschen deshalb, das nicht jeder Arzt, der eine Anzahl Kuhpocken - Impfungen verrichtet hat, sich berufen fühle, eine Beschreibung seiner Impfungen herauszugeben; und das solche Aerzte, die sich mit Recht von der Bekanntmachung ihrer Beobachtungen und Erfahrungen Nutzen versprechen können, doch nicht immer zugleich eine Geschichte der Kuhpocken mit liefern; das endlich Aerzte, die eine Geschichte der Kuhpocken für Laien schreiben wollen, ihnen nicht mehr geben, als für sie gehört.

Doch wir wenden uns zur Anzeige einiger Schriften selbst:

- 1) SCHWERIN, b. Bärensprung: *Ueber die Kuhpocken*. Ein Bericht an seine Mitbürger vom Hofmedicus Dr. *Bouchholtz*. 1801. XVIII. und 131 S. 8.
- 2) BERLIN, b. Braun: *Vollständige Abhandlung über die Kuhpocken, das wahre Schutzmittel gegen Blatternansteckung*. Ein Handbuch für Aerzte und Nichtärzte, von Fr. *Georg Aug. Bouchholtz*, Dr. Herzogl. Meckl. Schwer. wirkl. Hofmedicus. 1802. XXXV. und 307 S. 8.

In der letztern Abhandlung liefert der Vf. eine völlige Umarbeitung seiner Schrift über die Kuhpocken, die

die zu den besten über diese Materie gehört, und um so mehr den Wunsch erregt, daß sie nicht für Aerzte und Nichtärzte zugleich bestimmt worden wäre.

Der erste Abschnitt handelt von den Kuhpocken bey den Kühen. Ueber den S. 28. angegebenen Ursprung der Kuhpocken von der Mauke, die nach dem Vf. und anderen von den Engländern *the Grease*, von den Franzosen *Javard* genannt wird, bemerkt Rec., daß er irgendwo gelesen hat, daß Javard der Franzosen nicht dieselbe Krankheit sey, welche die Engländer durch *the Grease* bezeichnen. Uebrigens sind in diesem Abschnitte die verschiedenen Meynungen über den Ursprung der Kuhpocken viel vollständiger gesammelt, als in der ersten Schrift, auch hat der Vf. viel vollständiger angegeben, in welchen verschiedenen Gegenden Kuhpocken bey den Kühen beobachtet werden. Im zweyten Abschn. ist von den zufälligen Kuhpocken bey den Menschen gar viel mehr gesagt, als in der ersten Schrift. Z. B. von S. 84 — 112, wo die schützende Kraft der Kuhpocken durch angeführte Beobachtungen der englischen und deutschen Aerzte bewiesen ist. Im dritten Abschn. von den geimpften Kuhpocken bemerkt Rec. S. 127. eine Unrichtigkeit in den Worten: „Man benetzt die Spitze von platten silbernen Nadeln, die von reinem Golde verfertigt sind.“ Wo der Vf. von der peripherischen Röthe, den eyternden Impfstellen und ihrer Behandlung redet, giebt er S. 150. eine Idee des Hofmedicus *Mafius* in Gnoien, die Impfstellen mit ausgehöhltem Kork zu bedecken, und dieses mit Heftpflaster zu befestigen, als nachahmungswürdig an. Ueber den allgemeinen Ausschlag nach den Kuhpocken und dessen wahrscheinliche Quellen, über den Unterschied der Kuhpocken in ächte und unächte, die Zeichen und den Ursprung der letzteren, über die Fälle von Kinderblattern nach Kuhpocken, und über das Zusammentreffen beider hat der Vf. sehr fleißig gesammelt. Ueberhaupt findet Rec. hier nichts übergangen, was in diesen Abschnitt gehört. Weniger vollständig ist im vierten Abschn. die Geschichte der geschehenen Kuhpocken-Impfungen, welches aber, da der Vf. keine genaue Nachrichten aus allen Ländern einzuziehen vermochte, auch nicht anders seyn konnte. Rec. hält aber auch dieses für sehr überflüssig; zweckmäßiger scheint es ihm dagegen, auszuforschen, wie und zu welcher Zeit die Verbreitung der Kuhpocken von Land zu Land gegangen ist. Zur Geschichte der Gegenimpfungen sammelte der Vf., was er konnte. Der fünfte Abschn. von den Vortheilen der Kuhpocken-Impfung und ihren Vorzügen vor der Kinderblattern-Impfung, und der sechste von den Einwürfen gegen die Kuhpocken-Impfung, über die der Vf. sehr bescheiden spricht, haben des Rec. ganzen Beyfall; doch hätten die bereits bekannten Widerlegungen der gemachten Einwürfe in den Noten vollständiger angegeben werden können! Im siebenten und letzten Abschn. zeigt der Vf. 116 Schriften über die Kuhpocken an. — Die Einleitung ist unverändert geblieben.

BERLIN, a. K. d. Vfs. u. in Comm. b. Schöne: *Das Wissenswürdigste aus der Geschichte der Menschen- und Kuhpocken, und vom Einimpfen derselben; nebst Widerlegungen der zum Nachtheile der Vaccinæ gereichenden Beforgnisse des Hn. Hofr. und Prof. Markus Herz, in seinem Sendschreiben an den D. Dohmeyer, Leibarzt des Prinzen August von England. Für Aerzte und Nichtärzte. 1801. 143 S. 8. (12 gr.)*

Diese Schrift gehört zu den besseren über die Kuhpocken, wenn gleich eigentlich in derselben nichts Neues gelehrt wird. Voran geht eine kurze Geschichte der natürlichen Blattern und ihrer Impfung, in welcher unter andern auch angezeigt wird, daß die Impfung der natürlichen Blattern auch ihre Widerfacher gehabt habe, von welchen er nur die Hrn. *Selle*, *Metzger* (nicht Metziger) und *Plattner* nennt. In dieser Geschichte hat der Vf. mehrere Fälle gesammelt, in welcher Menschen die Blattern zweymal gehabt haben. S. 37. u. f. findet man einen Auszug aus *Fauß's* Schreiben an den Congress in Rastadt über die Ausrottung der Blattern, in welchem die Wirkung der Blattern beschrieben ist. Hierauf folgt die Geschichte der Kuhpocken recht gut zusammengefaßt; die Nachricht aber von den verschiedenen Ländern, wo geimpft wird, ist unvollkommen. Von S. 78. bis zu Ende beschäftigt sich der Vf. mit Widerlegung der Schrift des Hn. *M. Herz*, den er von Satz zu Satz verfolgt, ohne aus den Gränzen der Bescheidenheit zu treten.

GLOGAU, im Verl. d. n. Günther. Buchh.: *Das Wissenswürdigste über die Kuhpocken-Impfung, eine das ganze Menschengeschlecht beglückende Entdeckung. Gesammelt von G. S. Dietrich, d. A. und Ch. D. pr. A. zu Glogau. Ohne Jahrzahl. 40 S. 8. (3 gr.)*

Vorliegendem Schriftchen, bey dessen Herausgabe der Vf. laut seiner eigenen Angabe lediglich die Absicht hatte, durch eine kurze und deutliche Darstellung der wichtigen Entdeckung mehr Anhänger zu verschaffen, und mehr Sinn für die gute Sache zu verbreiten, kann Rec. mit Ueberzeugung das Zeugniß geben, daß die Ausführung der Absicht entspricht. Nicht nur findet der Laie alles Wissenswerthe über die Kuhpocken in einer ihm verständlichen Sprache vorgetragen beyammen, sondern es sind auch die bekannten Zweifel und Einwürfe kurz aus dem Wege geräumt. Am Schluß hat der Vf. eine Beschreibung der von ihm in Glogau verrichteten Kuhpocken Impfungen beygefügt.

KÖNIGSBERG, b. Degen: *Ueber Kuhpocken-Impfung. 1801. 16 S. 8. (1 gr.)*

Der Vf., welcher sich am Ende der Abhandlung *W. Matherby* M. D. unterschrieben hat, wolte durch diese Blätter seine Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit der Kuhpocken zur Ueberzeugung seines Publi.



blucums, und dadurch die Einführung der Kuhpocken-Impfung allgemeiner machen. Er zieht erst eine kurze Parallele zwischen den gewöhnlichen Blattern und den Kuhpocken, dann beschreibt er kurz den Verlauf und die Behandlung der inoculirten Kuhpocken, und beantwortet endlich die gegen die Inoculation derselben gemachten Einwürfe, kurz aber zweckmäfsig.

HAMBURG, b. Bohn: *Einige Worte ans (an das) Publicum über die Wichtigkeit der Kuhpocken-Impfung*, und deren durch so viele Erfahrungen als hinlänglich befandenen Eigenschaft, Menschen, welche die Kinderblattern noch nicht gehabt haben, davor zu bewahren; allen Aeltern, welchen das Leben und die von der Natur erhaltene Bildung ihrer Kinder wichtig ist, vorzüglich zur Beherzigung abgefalszt von *Meyer Abramson*, d. A. u. W. A. D. 1801. 84 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. fand in der außerordentlichen Wichtigkeit der neu entdeckten Impfung ein Motiv, diese etwas zu weitläufige Belehrung zu schreiben, in welcher gar häufig ganze Stellen aus anderen Schriften wörtlich angeführt sind. Bis S. 31., wo der Vf. von den zufälligen Pocken und deren Impfung redet, ist eigentlich Einleitung, dann erst fängt er von den Kuhpocken an. Der Geschichte der Verbreitung der Kuhpocken-Inoculation hätte man eine bessere chronologische Ordnung wünschen mögen.

BREMEN, b. Wilms: *Wiedemann, Himly und Roose über das Impfen der Kuhblattern*. Für besorgte Mütter aus dem braunschweigischen Magazin besonders abgedruckt und mit einem Anhang versehen. Herausgegeben von D. *Theodor Georg August Roose*, Prof. zu Braunschweig. 1801. 72 S. 8. (4 gr.)

Dieser ursprünglich nur für das braunschweigische Magazin bestimmte, nachher aber auch im Reichsanzeiger abgedruckte Aufsatz ist nach S. 49. auf den Vorschlag des Verlegers für das grössere Publicum aufs neue abgedruckt worden. In dem Aufsätze werden erst die Thatfachen, die über diese Angelegenheit bekannt sind, erzählt, die Vorzüge der Kuhpocken vor den gewöhnlichen Blattern geschildert, und die Einwürfe beleuchtet. Dann ist der Verlauf der Kuhpocken-Impfung aus dem hannoverschen Magazin etwas verkürzt abgedruckt, und hin und wieder sind einige kleine Bemerkungen hinzugefügt. Endlich haben die Vff. zu dem im braunschweigischen Magazin befindlichen Aufsätze noch einen Anhang gemacht, um über den Erfolg der in Frankreich durch die dazu bestimmte Commission angestellten Versuche über das Kuhpocken-Impfen und

über einige Einwürfe besonders des Arztes *Vaume* (im *Moniteur*) etwas hinzuzufügen. Dieser Anhang ist mehr für das grosse Publicum als die vorangehende Abhandlung.

FRANKFURT a. M., in d. Behren. Buchh.: *Allgemeine Uebersicht der Geschichte der Kuhpocken und deren Einimpfung* als das sicherste und heilsamste Mittel zur gänzlichen Ausrottung der Menschenblattern; allen gefühlvollen und zärtlichen Aeltern, denen das Leben und die Gesundheit ihrer Kinder lieb ist, nahe an's Herz gelegt von *H. J. Goldschmidt*, d. A. G. D. 1801. X. u. 139 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift liefert eine recht gute Uebersicht aller über die Kuhpocken bekannter Verhandlungen, und es trifft den Vf. der Vorwurf nicht, mehr gesammelt zu haben, als für Laien gehört. Dafs der Vf. aber aus anderen Schriften über die Kuhpocken ganze Seiten ausgeschrieben hat, z. B. S. 93. aus *Macdonalds* Schrift, S. 99. aus *Bouchholtz* Abhandlung, S. 102—104. aus *Hufeland's* Journale, kann Rec. unmöglich billigen. Im ersten Abschnitte, welcher die Geschichte der Kuhpocken bey dem Viehe enthält, findet man die Beschreibung der Krankheit bey den Kühen, die verschiedenen Meynungen über die Entstehung der Kuhpocken, den Unterschied der ächten und unächtigen und ihre Kennzeichen. Der zweyte Absch. enthält die Geschichte der Kuhpocken bey Menschen. Der dritte Absch. zeigt die Impfungsmethode, den Verlauf nach der Impfung durch den Lanzettstich (warum hat der Vf. nicht auch den Verlauf der Kuhpocken nach der Impfung mit Fäden angegeben? Die Erscheinungen an den Impfstellen sind dort wirklich in etwas verschieden), die ächten und unächtigen Kuhpocken bey Menschen, die besonderen Vorzüge dieser neuen Impfung vor der bisher gewöhnlichen, und endlich die Nichtigkeit einiger Zweifel. Die Bemerkung S. 69., dafs ein zu warmes Verhalten den allgemeinen Ausschlag sehr begünstige, und dafs man ihn deshalb bey Säuglingen mehr als bey erwachsenen Kindern finde, stimmt nicht mit des Rec. Erfahrung überein, der bey erwachsenen Kindern, und einem fast kalten Verhalten den allgemeinen Ausschlag häufig beobachtet hat. In dem Anhang bemerkt der Vf., dafs wir im Deutschen noch kein eigenes Wort für das Einimpfen der Kuhpocken haben, und schlägt zugleich zur Bezeichnung der Handlung des Einimpfens der Kuhpocken das Verbum *bekuhpocken* vor, mit der Bemerkung, dafs im Deutschen viele verba neutra oder intransitiva durch die Vorsybe *be* eine active Bedeutung erhalten. Dann folgt eine kurze Widerlegung einiger in *Müllers* Schrift *wider* die Kuhpocken enthaltenen Sätze; und endlich ein allgemeines Verzeichnifs der bis zur Ostermesse 1801 herausgekommenen engl. franz. und deutschen Schriften über die Kuhpocken.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 27. December 1802.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Prüfung der Schutz- oder Kuhblattern durch Gegenimpfung mit Kinderblattern* von Hofrath Sömmering und Doctor Lehr in Frankfurt am Mayn. 1801. 38 S. 8. (3 gr.)

Die Vf. halten den Namen *Schutzblattern* für schicklicher, und führen gleich anfangs in einer Note mehrere Gründe für denselben an: Rec. ist aber dennoch überzeugt, daß man den Namen *Kuhpocken* sehr mit Unrecht verwirft; am wenigsten kann der Anlaß, den derselbe zu albernen Einwendungen wider die Kuhpocken gegeben hat, und vielleicht noch geben kann, einen Grund dazu darbieten. Die Vf. wollten sowohl ihr dortiges Publicum als auch diejenigen Auswärtigen, die von ihnen Kuhpocken-Materie erhalten haben, überzeugen: daß die ächte Kuhpocken-Impfung einen äußerst regelmäßigen charakteristischen Gang halte, kaum eine leichte Krankheit zu nennen sey, nicht anstecke, nie etwas verdächtiges im Körper zurücklasse, manche vorhandene Krankheit vielmehr zu heben scheinte (was aber nach des Rec. Meynung noch gar nicht erwiesen ist); vornehmlich aber sie überzeugen, daß die Kuhpocken vor den gewöhnlichen Blattern schützen; deshalb veranstalteten sie, daß 14 Kinder, welche die Kuhpocken überstanden hatten, noch einmal mit frischem Kinder-Blatterngifte geimpft wurden; und um zugleich allem Mißtrauen und allen Zweifeln hierbey vorzubeugen, ließen sie nicht nur die Hn. D. *Behrens* und *Wenzel* die Impfung verrichten, und mehrere Aerzte und Wundärzte dabey zugegen seyn, sondern auch den ganzen Verlauf nach der Impfung durch sämtliche Aerzte und Wundärzte beobachten, und sich von ihnen schriftliche Zeugnisse darüber ertheilen, deren hier angefügte Abschriften beweisen, daß keines der 14 Kinder die mindesten Erscheinungen der eigentlichen Kinderblatternkrankheit zeigte.

MÜNSTER: *Ist jetzt schon die Kuhpocken-Impfung, ohne weitere Bedingung, als ein untrügliches Verwahrungsmittel gegen Menschenblattern zu empfehlen?* Von Theodor Lutterbeck, ausüb. Arzte zu Münster. 1801. 55 S. 8. (4 gr.)

Diese Schrift enthält zwey Aufsätze: der erste ist aus dem Münsterischen gemeinnützigen Wochenblatt abgedruckt, und enthält eine recht gute und  
A. L. Z. 1802. *Vierter Band.*

zweckmäßige kurze Belehrung des Publicums über die Sache der Kuhpocken, wodurch zugleich die Kuhpocken-Impfung als Sicherungsmittel für Blattern anempfohlen wird. — Der zweyte Aufsatz war auch für das genannte Wochenblatt bestimmt; da er aber in dasselbe nicht aufgenommen ist, so hat der Vf. ihn hier mit der Ueberschrift: *Auch ein Wort über die Kuhpocken*, besonders drucken lassen. Der Vf. wollte hier die Kuhpocken-Impfung von der zweifelhaften Seite vorstellen, und hat dazu alle bekannte, zum Theil abgeschmackte, Zweifel und Einwendungen gegen die Kuhpocken-Impfung aus öffentlichen Nachrichten, Wochenblättern, Journalen und besonderen Schriften gesammelt.

WIEN, b. Camelina: *Ueber die Kuhpocken*. Eine Volkschrift, von Dr. Careno. 1801. 30 S. 8. m. i. K. (4 gr.)

Ebend., b. Ebendernf.: *Sur la Vaccine*. Par le Docteur Careno. 1801. 39 S. 8. (4 gr.)

In dieser Volkschrift handelt der in der Geschichte der Kuhpocken bereits rühmlichst bekannte Wiener Arzt seinen Gegenstand kurz, faßlich und zweckmäßig ab. Nach einer kurzen Uebersicht der Geschichte der Kuhpocken und ihrer Einimpfung in der Vorerinnerung legt er die wichtigsten Fragen über die Kinderblattern, und die Kuhpocken und ihre Einimpfung, Verlauf und Behandlung vor, und fügt allemal die Beantwortung derselben hinzu.

WIEN, b. Schaumburg u. C.: *Ueber die Kuhpocken*, von D. J. G. Bremser, zu Wien. 1801. 68 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. erkennt in der Vorerinnerung, daß schon Schriften genug über die Kuhpocken da sind, meynt aber, daß die Sache von zu großer Wichtigkeit sey, als daß leicht zu viel über dieselbe gesagt werden könnte. Diese Meynung des Vfs. würde gewiß anders ausgefallen seyn, wenn er *multum* und *multa* wohl unterschieden hätte. Bekämpfung der Vorurtheile hält er für den sichersten Weg, die Menschen zur Zulassung der Impfung zu bewegen; er widerlegt deshalb in dieser Schrift erst die bekannten Einwürfe wider die Kuhpocken, und sucht denen, die etwa noch gemacht werden könnten, durch Vorstellung der Vortheile der Impfung zu begegnen. Rec. hebt aus dieser kleinen Schrift noch einige Nachrichten aus, die den Freunden der Kuhpocken nicht gleichgültig scheinen werden. In Wien sind kürzlich

lich von dem Hn. D. von Portenschlag Ledermayr in Gegenwart von etlichen und 20 Aerzten 21 Kinder, welche die Kuhpocken gehabt haben, mit den Kinderblättern nachgeimpft worden, ohne dafs bey einem einzigen die Blättern gefafst hätten. In Genf muß ein jeder Geistlicher nach der Taufhandlung den Aeltern und Pathen des Neugeborenen einen gedruckten Zettel überreichen, in welchem eine kurze Belehrung, ernstliche Ermahnung und Bitte, dem Kinde die Kuhpocken impfen zu lassen, enthalten ist, in welchem sich zugleich die unterschriebenen Aerzte und Wandärzte verpflichten, jedes Kind unentgeltlich zu impfen. Es ist auch in Genf wirklich so weit gekommen, dafs man keine andere mehr als Neugebörne zu impfen hat.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Ueber den Genius der Krankheiten*, von Karl Wolfart, Prof. zu Hanau. 1801. 343 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Titel verspricht mehr, als im Werke selbst gefunden wird. Es ist die erste Frucht eines jungen Mannes, welcher seine Inauguralschrift unter dieser erweiterten Form vor das Publicum bringt. Schon die Jugend des Vfs. liefs fürchten, dafs dies Sujet, wozu eine gereifte und vielumfassende Erfahrung, Beobachtung vieler, besonders epidemischer Krankheiten gehört, wenn es pragmatisch, eine reichhaltige Lectüre, wenn es blofs historisch und antiquarisch behandelt werden soll, zu schwer für den Vf. seyn dürfte. Unter Genius der Krankheiten versteht der Vf. die allgemeine Norm, nach welcher sich alle Krankheiten, sie mögen noch so verschieden seyn, in ihrem ganzen Wesen mehr oder weniger richten, und wodurch sie einen gewissen Anstrich bekommen, der ihnen allen gemeinschaftlich ist, die gemeinschaftliche Harmonie, die selbst das Wesen der Krankheiten durchdringt. Er unterscheidet diesen Genius vom Charakter der Krankheiten, welcher sich blofs auf die momentane Einwirkung irgend einer plötzlich entstehenden Ursache auf die Form und das Wesen der Krankheiten bezieht, da hingegen jener immer allgemein die Folge vieler seit geraumer Zeit existirender, nach einem Zwecke hinwirkender Ursachen ist. (Man sieht, dafs der Vf. unter Krankheitsgenius das versteht, was Stoll mit der Benennung *febris stationaria* bezeichnete. In der That wären Untersuchungen über diesen Genius alles Dankes werth; es gehört aber, wie wir oben schon erinnerten, eine große Wissenschaft dazu, genaue mit Sorgfalt und Scharfsinn angekeimte Beobachtungen der Witterung und ihres Einflusses, besonders in ihrem allgemeinen Charakter und in ihren Abwechslungen ausgezeichneter Jahre, wie z. B. des heurigen, mühsame Untersuchungen des selten aufgezeichneten Ganges derselben in den ältern Zeiten verglichen mit der jetzigen, ins Detail gehende Vergleichen der Krankheiten vor der allgemeinem Einführung der Kartoffeln und der warmen Getränke, als der auffallendsten Abweichungen unserer

Lebensart von der unserer Vorfahren u. s. w. Statt dieser Erfordernisse einer guten Abhandlung über den Krankheitsgenius finden wir hier blofs einen Commentar über die gewöhnlichen Punkte der Diätetik, die nichtnatürlichen Dinge, Klima, Temperament und Charakter, Geistescultur, Staatsform, Lebensart, Erziehung, in so ferne sie auf die Gesundheit Einflufs haben. Um diesen Commentar angenehm und nützlich für den Leser zu machen, fehlt es dem Vf. nicht sowohl an Kenntnissen, als an Vortrage, welcher nicht frey genug von den Fehlern jugendlicher Schriftsteller, zu weitläufig, überhäuft mit Bildern, und zu reich an leeren Tiraden und pretiösen Declamationen ist. So heifst es z. B. S. 202. von den Lungen, ihre Amtarbeit sey durch die des Mutterkuchens *suspendirt* und durch diesen *repräsentirt*. S. 218. Alle Materialien, aus denen der Blitz der Vernunft sich bildet, lagen eingehüllt. Die Zeit zieht die *dämpfende Hülle* hinweg, bis endlich der Geist, *eine helle Sonne, hochemporstrahlt*. Wenn ich den menschlichen Geist in seinem Streben und Wirken erblicke, wie er sich *loswindet von den Gewürmen* und mit dem *Adlerflug* die Gestirne erreicht, bald im *Wirbel* sich umhertreibt, bald den Erdkreis *überflügelt* und das Weltall umfaßt — *nein*, da vergesse ich u. s. w. Reizende herzerhebende Ausichten eröffnen sich und breiten sich aus vor meinen *hoffenden* Blicken, ich *schwelge in die Zukunft hinein*, mein Geist umfaßt künftige glückliche Generationen. — Vorher wird noch an einem C. e S. 293. von *überkochender* Reaction, an einem andern vom Blute gesprochen, das durch die Adern *hüpfe*. Von der Lebensart heifst es S. 294. sie sey der *wüthenste Scorpion*, der unsere Constitution verwunde. Die Schilderung der Schweiz S. 44. paßt in der That auch eher in einen Roman, als hierher. Unter den angegebenen Druckfehlern fehlen mehrere, aus denen wir nur *Detaille*, *Empyrie*, *Phtyfis*, *Sistem* auszeichnen wollen.

## LITERATURGESCHICHTE.

ERFURT, b. Hennings: *Allgemeines Jahrbuch der Universitäten, Gymnasien, Lyceen und anderer gelehrten Bildungsanstalten in und ausser Deutschland*. 1—6tes Stück oder erster Band. 1798 bis 1802. Zusammen 1 Alph. 14 Bogen. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Titel dieser seit vier Jahren in zwanglosen Hefen herausgekommenen Zeitschrift scheint uns nicht passend genug, indem wir ihn einer Seits für zu eng, anderer Seits für zu weit umfassend halten. Zu eng, weil, ausser dem sogenannten Jahrbuch, auch Abhandlungen oder Aufsätze über allerley, das Bildungs- oder Erziehungswesen betreffende Gegenstände darin geliefert werden: zu weit, weil sie sich auch über Länder ausser Deutschland erstrecken soll, dies aber nur sehr dürftig thut. Denn in diesen sechs Hefen finden sich, ausser einigen ärmlichen Nach-

Nachrichten von Gröningen, Kasan, Königsberg, Upsal, Utrecht und Bergen in Norwegen, lauter solche, die Deutschland betreffen. Es ist auch in der That rathamer, sich in Zukunft auf dieses Land einzuschränken, weil es theils an und für sich schon vielfachen und reichlichen Stoff zur Füllung mehrerer Hefte im Verlauf eines Jahres darbietet, theils weil in den bisher gedruckten, verhältnißmäßig nur von wenig deutschen Lehranstalten, Nachrichten und Beschreibungen mitgetheilt werden. Wir würden auch rathen, künftig keine Abhandlungen aufzunehmen, sondern den übrigen Theil des voranstehenden Planes, mit Hülfe vieler thätigen Mitarbeiter und Correspondenten, die in allen Gegenden des deutschen Reichs angestellt werden müßten, auszuführen; nämlich *Annalen deutscher Universitäten, Gymnasien und anderer gelehrten Bildungsanstalten* zu liefern, und selbst diesen schicklichern Titel künftig zu wählen. Es würden diesem nach, und zu Folge des von den Herausgebern selbst vorgezeichneten Planes, folgende Gegenstände zu bearbeiten seyn: *Fortschritte und Verbesserungen der Lehranstalten. Landesherrliche, zu diesem Behuf ergangene Verordnungen. Subsidien für gelehrte Bildung, Stipendien, Legate, Freytsche u. dgl. Universitätsgerichte. Bibliotheken. Gelehrte Gesellschaften. Allesley Anstalten zur gelehrten Ausbildung, als Conversatorien, Disputirübungen, Prämien, klinische Institute. Oekonomische Einrichtung der Universitäten, Gymnasien u. s. w. Verzeichnisse der Lehrer, Beförderungen, Befoldungen, Lehrart derselben. Züge ihres sittlichen Betragens. Lehrtypen. Todesfälle. Biographien. Anzahl und Aufführung der Lernenden. Erwähnung fleißiger und fähiger (vielleicht auch liebreichlicher) Subjects. Gesellschaftliche Verbindungen und Ton auf Universitäten. Vergnügen. Promotionen. Prüfungen u. dgl. Anzeigen der Progammen. Disputationen und Preisschriften von Universitäten, Gymnasien und andern gelehrten Bildungsanstalten. Anzeige anderer damit verwandter Schriften.* Allen Falls könnten auch *Vorschläge oder Pläne zu Verbesserungen der Lehranstalten* aufgenommen werden. Ein solches Journal, sollte man denken, müßte Liebhaber und Leser in solcher Menge erhalten, daß dessen Herausgeber und Verleger dadurch in den Stand gesetzt würden, dasselbe mit Eifer und zum Nutzen des ganzen höhern Erziehungswesens viele Jahre lang fortzusetzen.

Es liegt uns nun noch ob, den mannigfachen Inhalt der bisher gedruckten Stücke, wenigstens in der Kürze, anzugeben. Zuerst die Abhandlungen. H. 1. Nr. 1. *Bemerkungen über den Werth der Akademien* (richtiger: *Universitäten*.) Eigentlich Beantwortung der Frage: In wie ferne Universitäten überhaupt für die Menschheit und zu den Zwecken, die sie erreichen sollen, wohlthätig sind? Und noch eigentlicher: Wozu noch jetzt der mündliche Unterricht in den höhern Wissenschaften, da die Umstände (der höhern Lehranstalten) eine so große (von dem Vf. beschriebene) Veränderung erlitten haben?

In wie ferne ist denn noch jetzt, da man die Wissenschaften in gedruckten Schriften (vorgetragen und erklärt) findet, der mündliche Unterricht ein Bedürfnis? In wie ferne ist er der Belehrung aus Büchern, in wie ferne dieser jenem vorzuziehen? Der Vf. führt die Gründe für und gegen den mündlichen Unterricht bündig an, und neigt sich am Ende auf die Seite der letzten: doch wünscht er, daß, wenn er beyhalten würde, er anders eingerichtet werden möchte, nämlich Unterredungs- oder Gesprächsweise. Dieser Vorschlag hat allerdings viel für sich; und die sogenannten Examinatorien leisten schon etwas Aehnliches; sollten es wenigstens. Aber ist er auch überall ausführbar, zumal wenn die Zahl der Zuhörer groß ist? Das Haupthindernis aber dabey besteht darin, daß die wenigsten entweder aus Schüchternheit oder aus Stolz zum Sprechen oder Antworten zu bringen sind. Und so lang der größte Theil der Studirenden aus mittelmäßigen, bequemen und anhaltende Arbeit scheuenden Subjecten besteht — und dies wird ewig der Fall seyn — so lang werden sogenannte Vorlesungen nothwendig und nützlich bleiben. Freylich, je zweckmäßiger und deutlicher, desto besser! Nr. 2. *Ein Wort über die zunehmende Menge der Mediciner auf unsern Universitäten*, von D. J. H. G. Hausinger. Er nennt es, so wie andere vor ihm thaten, mit Recht ein Uebel, so wie die Studierfucht überhaupt. Erglaubt, die vollständige und Radicalcur habe schon wirklich angefangen, nämlich die immer mehr überhandnehmende Umänderung der Stadt- oder Landschulen in Bürger- oder Industrie- oder Real-Schulen. — H. 2. Nr. 1. *Ueber Schullehrerwitwencaffen* — von Schlichthorst. — Es wird an dem Beyspiel der im J. 1792 für die Wittwen der Lehrer an der lateinischen Domschule zu Bremen errichteten Caffe gezeigt, wie ein so nützlichcs Institut einzurichten sey. Nr. 2. *Die neueste Studiermethode auf Universitäten*. Alte, bekannte Klagen über die immer ärger werdende Eilfertigkeit und Oberflächlichkeit unserer meisten Studirenden. Sie werden auch fort dauern, so lang ihnen von oben herab nicht abgeholfen wird; wozu in der neuesten Zeit Vorschläge genug geschahen, aber wohl noch keiner realisirt ist. — H. 3. Nr. 1. und H. 5. Nr. 1. *Ueber Cornelius Nepos*; zugleich als Ankündigung einer historisch-kritischen Behandlung seiner Biographien, von D. Wilh. Mosche, Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt (am Mayn). Mit nicht gemeinem Scharfsinn widerlegt oder schwächt wenigstens der Vf. die Meynung derer, die vorgeben, wir besäßen diese Biographien nicht vollständig, wie Nepos sie ursprünglich schrieb, sondern nur Auszüge, etwa von Aemilius Probus. Er zeigt zu dem Ende, daß die darin herrschende Kürze von ihm selbst herrühre, und daß die auf der andern Seite ihm angeschuldigte unverhältnißmäßige Weitläufigkeit nur denenscheinbar sey, die nicht an den Plan desselben denken, oder wohl gar wännen, er habe planlos geschrieben; wenn er auch im Ganzen unkritisch gearbeitet zu haben scheine; so verdiene er nicht nur

Entschuldigung, besonders durch sein Zeitalter, sondern auch die Gründe seiner Abweichung von historischer Wahrheit seyen erst noch der Unterfuchung würdig. Weiterhin thut Hr. M. auch gegen neuere Behauptungen dar, das Nepos, unter gewissen Einschränkungen und bey einer geschicktern Behandlung, als die gewöhnliche ist, gar wohl als Schulbuch gelten könne; und diese Behandlung, wie Hr. M. sie hier schildert und seiner Versicherung nach ausübt, ist allerdings musterhaft. — H. 4. Nr. 1. *Versuch einer Beantwortung der Frage: Was können unsere Bildungsanstalten für die Beförderung der physischen Erziehung thun?* von G. Köpke, Collaborator am Berlinischen Gymnasium. Der Vf. ist mit Recht sehr dafür, das bey allen Bildungsanstalten, so weit als es nur immer möglich ist, auch Rücksicht auf die körperliche Erziehung genommen und sie ausgeübt werde. — H. 6. Nr. 1. *Ueber den Vortrag der Mathematik auf Gymnasien.* So weit die Competenz des Rec. hierin reicht, scheinen ihm die hier geäußerten, lichtvoll dargestellten Vorschläge der Beherzigung und Befolgung würdig.

Die, grösstentheils in Briefen abgefaßten Nachrichten von den Universitäten zu *Fenn* (H. 1. Nr. 3. H. 3. Nr. 3.), *Halle* (H. 1. Nr. 4.), *Erlangen* (H. 2. Nr. 3. H. 4. Nr. 2.), *Leipzig* (H. 2. Nr. 4.), und *Heidelberg* (H. 5. Nr. 2.), von den Gymnasien zu *Coburg* (H. 4. Nr. 3.), und *Idstein* (H. 6. Nr. 2.), wie auch von einigen gelehrten Schulen des Kurfürstenthums Sachsen (H. 3. Nr. 2. und H. 6. Nr. 3.), reizen, sehr begreiflich, die Neugierde am stärksten, sind auch grösstentheils anziehend, aber nicht immer unpartheyisch genug, hier und da auch oberflächlich, abgefaßt.

Die kürzern Annalen gymnastischer Bildungsanstalten betreffen hauptsächlich *Bremen*, *Celle* (gehört eigentlich nicht unter diese Rubrik; denn es ist nur von dem dortigen Erziehungsinstitut des Hn. Pastors *Wichmann* die Rede. Die vier dabey angestellten Lehrer erhalten nicht, wie es hier heisst, 80 bis 100, sondern jeder wenigstens 200 Thaler baar. Das die Landesregierung zu Hannover dieses Institut einmal mit 400 Thalern beschenkte, ist eigentlich kein Räthsel, wenn man bedenkt, das durch dasselbe jährlich wenigstens 8000 Thaler baares Geld aus dem Auslande nach *Celle* einwandern), *Eisenach*, *Erfurt* (der Nachfolger des verstorbenen Directors des katholischen Gymnasiums, *Merk* — nicht *Mark* — eines hinterlistigen Exjesuiten, heisst *Scheidlin*, ehemals Kaplan zu . . . . auf dem Eichsfeld. Der wahrhaft ehrwürdige Abt *Placidus Muth*, auf dem Petersberg legte die übernommene Direction bald wieder nieder), *Frankfurt am Mayn*, *Heidelberg*, *Magdeburg*, *Marburg* (Bürgerchule), *Schleusingen*, *Weimar*, *Würzburg*, *Coburg*, *Giefsen*, *Gotha*, *Hof*, *Neukolin* in Böhmen, *Stade*, *Idstein*, *Ludwigslust* (Schullehrerseminarium), *Mannheim*, *Papa* in Ungarn, *Arnstadt*, *Bayreuth*, *Bautzen*, *Culmbach*, *Freysingen*, *Gera*, *Oldenburg*, *Wernigerode*, *Darmstadt*, *Göttingen*, *Otterndorf* u. a. m. Gelegentlich werden viele, zum Theil interessante Einladungsschriften angezeigt, zum Theil auch beurtheilt, die sonst ohne ein solches Journal dem grössern gelehrten Publicum unbekannt bleiben würden. Aus dieser, und noch mehr aus andern, vorhin berührten Ursachen, wünschen wir die baldige und ununterbrochene Fortsetzung desselben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ARZNEYGEFAHRTHEIT.** 1) *Zürich*, b. Orell: Fälsly u. C.: *Abhandlung über die Milchblattern, oder die sogenannten Kuhpocken* einer leichten und gefahrlosen Krankheit, die auf eine zuverlässige Art vor den Pocken verwahren soll, von Dr. *J. H. Lavater*. Der phyl. Gesellschaft in Zürich d. 1. December 1800 vorgelesen. Zweyte vermehrte Auflage. 1801. 72 S. 8. (8 gr.)

2) *Mannheim*, b. Schwan u. Götz: *Kuhpocken- und Kuhpockenimpfung, als ein unfehlbares Mittel, die Kinderblattern zu verhüten.* Den Unkundigen zur Belehr- (Belehrung) und Aufklärung, von *Joh. Georg Zehner*, Kurfürstl. Rheinpfälz. wirkl. Med. Rath, Hofmedicus und Hofrath. Zweyte verbesserte Auflage. 1801. 54 S. 8. (4 gr.)

Diese neuen Auflagen von Schriften über die Kuhpocken, von denen man bey der ersten Auflage kaum das Daseyn kannte, zeugen, neben so vielen andern Belehrungen, von

dem Interesse, womit diese Entdeckung in verschiedenen Gegenden auf genommen wurde. — Hr. Z. liefert eine recht gute Zusammenstellung der dem Leser bereits aus andern Schriften bekannten Erfahrungen von den Kuhpocken und ihrer Impfung, und eine ruhige Prüfung einiger gegen die Kuhpocken-Impfung gemachten Einwürfe. Nur thut es uns leid, hier eine Empfehlung der Impfung mit ganz kleinen Blasenpflastern, als der vorzüglicheren Impfmethode zu finden, da Erfahrungen in Menge die Impfung mit Blasenpflastern vorzuziehen machen.

Hr. Z. hatte seine Schrift zuerst auf eigene Kosten drucken lassen, um sie unentgeltlich austheilen zu lassen; vorliegende zweyte Auflage wurde aber mit seiner Bewilligung veranfaßt. Die Schrift hat vor andern ihres Gleichen nichts vorzügliches, wenn sie gleich keinesweges zu den schlechten gehört.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 23. December 1802.

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Gedichte von Friederich Schiller. Erster Theil.* 1800. 335 S. 8.

Es giebt Dichter, die von der Natur, welche sie darstellen, so innig ergriffen werden, daß ihr Geist ganz in dieselbe übergeht, und daß sie in ihren Werken nichts von ihrer Individualität offenbaren. Es giebt andere, die da sie früher reflectiren als empfinden, die Natur, welche sie darstellen, nicht sowohl empfangen als erzeugen, so daß nicht ihr Geist die Form und Farbe des Gegenstandes annimmt, sondern dieser die Form und Farbe ihres Geistes, und daß sich in ihren Werken etwas Charakteristisches offenbart, welches den gemeinschaftlichen Ursprung derselben kenntlich macht.

Von den Werken der zuerst erwähnten Dichter bildet jedes ein für sich bestehendes Ganzes, und setzt in dem Hörer, um gefühlt und verstanden zu werden, nur Kunstsin voraus. Die Werke der andern stehen unter sich in einer gewissen Verbindung, und erfordern, um gefühlt und verstanden zu werden, aufser dem Kunstsinne eine positive Kenntniß von der Individualität des Dichters. Diese prägt sich nirgends bestimmter aus, als in denen lyrischen Poesien, in welchen der Dichter darstellt, was die durch Selbstbeschauung erregte Begeisterung ihm eingiebt. — Ohne hier über den Vorzug der einen Classe von Dichtern vor der andern etwas auszumachen, bemerken wir nur, daß Schiller unserer Meynung nach zu der zweyten gehört, und daß man sich daher das Studium seiner lyrischen Poesien vorzüglich muß angelegen seyn lassen.

Die in vorliegender Sammlung enthaltenen Gedichte, welche überschrieben sind: *Der Tanz. Das Glück. Der Genius. Die Worte des Glaubens. Der Spaziergang. Die Geschlechter. Die Antike an den Wanderer. Die Sänger der Vorwelt. Das Reich der Formen. Shakespears Schatten. Der Kampf. Resignation. Die Worte des Wahns. Votivtafeln* — diese Gedichte reichen den Schlüssel dar zu allen übrigen Werken des Dichters. Wir ersuchen unsere Leser, die genannten Poesien mit ernstem, stillem und gesammeltem Gemüthe zu betrachten, und dann zu bedenken, ob sie nachstehenden Bemerkungen über Schillers Genie ihren Beyfall geben können.

Indem Schiller in seiner berühmten Abhandlung über naive und sentimentale Dichter den Unterschied derselben so bestimmt, daß jene Natur, diese Ideen schildern, jene das Sinnliche, diese das Uebersinnliche zum Objecte der Einbildungskraft machen, jene durch unendliche Darstellung diese durch Darstellung des Unendlichen mächtig sind, weist er sich selber seine Stelle unter den sentimentalen an. Für die Leser, welchen die Resultate jener Abhandlung nicht gegenwärtig sind, setzen wir als Beyspiel einer sentimentalen Dichtung den Schluss der Elegie die der Tanz heist, her:

liche zum Objecte der Einbildungskraft machen, jene durch unendliche Darstellung diese durch Darstellung des Unendlichen mächtig sind, weist er sich selber seine Stelle unter den sentimentalen an. Für die Leser, welchen die Resultate jener Abhandlung nicht gegenwärtig sind, setzen wir als Beyspiel einer sentimentalen Dichtung den Schluss der Elegie die der Tanz heist, her:

Sprich wie geschichts, daß rastlos erneut die Bildungen  
schwanken

Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?  
Jeder ein Herrscher, frey, nur dem eigenen Herzen  
gehorchet,

Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?  
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige  
Gottheit,

Die zum gefelligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,  
Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem  
Zügel

Lenkt die brausende Luft, und die verwilderte zähmt,  
Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Welt-  
alls,

Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,  
Nicht der begeisterte Tact, den alle Wesen dir  
schlagen,

Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen  
Raum

Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen  
Bahnen?

Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln,  
das Maafs.

Was Schiller von andern sentimentalen Dichtern unterscheidet, ist, daß bey diesen die Ideen, welche sie darstellen, Eingebungen augenblicklicher Begeisterung sind, bey ihm Resultate tiefbioniger Nachforschung. Mit aller Anstrengung eines der Philosophie sein ganzes Leben ausschliessend wehenden Denkers hat unser Dichter gestrebt, sich die grossen Fragen der Metaphysik befriedigend zu beantworten. Die Lehren derselben über den Ursprung unserer Erkenntniß, über die Möglichkeit der Erriatung, über die Kräfte der Seele zum Anschauen, Denken und Handeln, über die Gesetze, nach welchem sie wirken, über die verschiedenen Quellen der Ueberzeugung, über die Kennzeichen des an sich Wahren und Guten, über das Wesen des Schönen und Erhabenen, über Freyheit und Nothwendigkeit, über Bestimmung und Schicksal, über Kunst und Sittlichkeit — liegen tief in seiner Seele als Wissenschaft. Unter Wissen-  
Uuuu  
sen-

fenschaft wird hier verstanden der Inbegriff dessen, was man als wahr annimmt mit innigem Bewusstseyn der Gründe *warum*, was in das Gemüth eingeht, als Resultat von Forschungen, die man mit möglichster Gewissenhaftigkeit angestellt, in Folge von Ueberzeugungen, die man sich errungen hat. Die Erscheinungen nun, die dieser tief sinnige Philosoph sieht, wenn in Stunden der Begeisterung seine Ideen sich in Bilder verwandeln, sind der Inhalt der angeführten Poesien. Diese wunderbare Vereinigung der Speculation mit dem Talente der Darstellung giebt Schillers Werken folgende Eigenthümlichkeiten. Die erste besteht darin, daß ihnen etwas Geheimnisvolles und Mythisches beywohnet. Die ästhetischen Ideen haben das Unterscheidende, daß sie zwar angeschaut, aber nicht begriffen werden, die Ideen der Vernunft, daß sie zwar begriffen, aber nicht angeschaut werden. Der naive Dichter, indem er die Natur, das Wirkliche, das in den Sinnen Gegenwärtige, zum Objecte der Einbildungskraft macht, *erhöht* durch die Darstellung den Gegenstand. Der sentimentale Dichter hingegen, wenn er die Natur nicht nur auf Ideen bezieht, sondern, wie Schiller oft thut, die Ideen selbst darstellt, muß seinen Gegenstand gewissermaßen *vernichten*: denn durch die Darstellung raubt er den Ideen der Vernunft ihre Begreiflichkeit und macht, daß sie für den Verstand an Deutlichkeit verlieren, was sie für die Empfindung an Fülle gewinnen. Durch den Inhalt *erweckt* er die Reflexion, durch die Form *erschwert* er sie. Daher jenes Mythische und Geheimnisvolle. Hier ein Beyspiel. In der Elegie: *das Glück*, heißt es:

Vor Unwürdigen kann dich der Wille der ernste be-  
wahren,  
Alles Höchste, es kommt frey von den Göttern herab.

Und der Schluß lautet so:

Auf dem geschäftigem Markt, da führe Themis die  
Wage  
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab,  
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche  
Wangen  
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter  
zu sehn.  
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und  
reifen  
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende  
Zeit  
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht  
werden;  
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.  
Jede irdische Venus erleht wie die erste des Himmels  
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer.  
Wie die erste Minerva, so tritt mit der Aegis ge-  
rüstet  
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des  
Lichts.

Man vergleiche hiemit folgende Bemerkungen des vortrefflichen Philosophen Hamsterhuys: „Erwägen wir, sagt dieser, Welch ein Ton in den „Handlungen des Sesostris, des Themistokles, selbst „des Macedoniers herrichtet, und vergleichen wir „ihn mit dem Tone in den Handlungen des Socras- „tes, Epaminondas und Timoleon, so finden wir bey „jenen in der That Größe, aber zugleich Anstren- „gung, Mühseligkeit, Arbeit, während bey diesen „alles Große Natur und Einfalt ist, ein sicherer Be- „weis von der steten Eintracht ihres Innern. Die „Glückseligkeit, die bey andern als Wirkung der „Umstände, der Schicksale und der Tugend des Ta- „ges erscheint, zeigt sich bey diesen Heroen als ein „Ausfluß ihres Wesens. Was die Menschen Uebel „nennen, hört auf, bey ihnen es zu seyn, und „nimmt die Gestalt des Guten an. Der Rückzug bey „Delium hat denselben Ton, den die Siege des The- „baners haben.“ — Zu diesen Bemerkungen kann man hinzufügen, daß nicht nur bey dem Handeln, son- dern auch im Gebiete der Kunst und Wissenschaft sich an gewissen Individuen Kräfte offenbaren, ganz verschieden von denen, die wir kennen, verschieden von den Kräften, die das Reich der Natur, verschieden von den Kräften, die das Reich der Freyheit constituiren, daß überall das Vollendete sich als etwas Uebermenschliches ankündigt, als eine unmittelbare Einwirkung göttlicher Gnade, daß wir daher solche Individuen ehren müssen als Dämonen, als Mittelwesen zwischen uns und der Gottheit.

Alle diese Ideen dämmern beym Anhören der angeführten Poesie in uns auf. Um ihnen aber den erforderlichen Grad der Klarheit zu geben, ist die Betrachtung nicht hinreichend, sondern Forschung nothwendig. Ein anderes Beyspiel: Offenbar ist der Mensch zweyer Arten von Ueberzeugung fähig, die eine geht aus vom Raisonnement, die andere vom Gefühl; jene ist das Werk richtiger Wahrnehmung durch die Sinne und eines die empfangenen Vorstellungen vergleichenden und verknüpfenden Verstandes; sie hat zu ihrem Objecte Gegenstände der Erfahrung. Die Stärke der andern steht im Verhältniß mit der Bestimmtheit und Innigkeit des Bewusstseyns unserer Menschheit; das Object derselben ist das Ueber sinnliche. Je mehr wir nun die Organe üben, wodurch das Irdische geschaut wird, desto mehr kumpfet sich das Organ ab, wodurch das Ueberirdische und Göttliche geschaut wird. Daher kommt, daß eine schuldlose, fröhliche, hoffnungsvolle, mit holden, ungeschwächerer Lebenskraft erfüllte Jugend der Wahrheit näher ist als das kluge und bedächtige, im Denken und Beobachten vielfach geübte Alter. Schön aber auch mythisch stellt der Dichter diese Ideen in derselben Elegie so dar:

Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden  
Jugend  
Lockichte Scheitel, es zieht Freude die Fröhli-  
chen an.  
Nicht



Nicht der *Schende* wird von ihrer Erscheinung befeigt,  
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der *Blinde* ge-  
sehaut.

Gern erwählen sie sich der Einfach kindliche Seele,  
In das betheidene Gefäß schliessen sie Göttli-  
ches ein.

Allerdings giebt es unter *Schillers* Gedichten  
mehrere, welche das Bedürfnis zu forschen in dem-  
selben Augenblicke befriedigen, in welchem sie das-  
selbe erwecken; dahin gehört folgende Stelle aus  
*Shakespears Schatten*:

„Glauben sie nicht der *Natur* und den alten Griechen,  
so heist du

„Eine Dramaturgie ihnen vergebens herauf.“

O die *Natur*, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder  
Splinternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

Was bedeutet hier *Natur*? In demselben Augen-  
blicke, wo man diese Frage aufwirft, beantwortet  
man sie sich. Der Schatten spricht von der *wahren*,  
der Fremdling aus der Oberwelt von der *wirklichen*  
*Natur*. Vorzüglich empfehlen wir in dieser Rück-  
sicht unsern Lesern das Studium des *Spaziergangs*,  
eines Werkes, welches wegen des tiefinnigen In-  
halts und der lieblichen Klarheit der Form *Schillers*  
Genie in seiner ganzen philosophischen Würde und  
dichtersischen Anmuth zeigt. Viel weniger befriedigen  
von Seiten der Klarheit ist das *Reich der For-  
men*. Wer nicht den Verfasser der Briefe über die  
ästhetische Erziehung Schritt für Schritt begleitet hat,  
in dem vielmach sich windenden Gauge der Specula-  
tionen, die ihn auf das Resultat führen, das Wesen  
des schönen sey *lebendige Gestalt*, wird Mühe haben,  
das Gedicht überhaupt, und insonderheit folgende  
Strophe zu verstehen:

Nur der Körper eignet jenen Mächten,  
Die das dunkle Schicksal flechten,  
Aber frey von jeder Zeitgewalt,  
Die Gespielin seliger Naturen  
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,  
Göttlich unter Göttern die *Gestalt*;  
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,  
Werft die Angst des Irdischen von euch  
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben  
In des Ideales Reich!

Im Allgemeinen aber glaube man ja nicht, daß  
*Schillers* Muse von ihren Verehrern Kenntniß eines  
bestimmten philosophischen Systems, Anhänglich-  
keit an die Lehren einer gewissen Schule verlange.  
Sie verachtelset ihr Heiligthum Niemanden, der ein-  
nen zur Philosophie und Poesie gebildeten Geist hat,  
verdanke er diese Bildung dem Homer und Plato,  
oder Kant und Göthe. Unter *Philosophie* wird hier  
verstanden eine Gesinnung, herrschende Liebe zur  
Wahrheit, die den Geist immer wach erhält, und un-  
abhängig warnt, nicht eher etwas für gewiß zu hal-  
ten, als bis das *Gewissen* Zeugniß giebt, daß man

hinreichende Gründe dazu habe, ernstes Streben, über  
die großen Fragen, was der Mensch wissen könne,  
was er thun solle, was er hoffen dürfe, durch meth-  
odisch angestellte Untersuchungen mit sich selber  
einig zu werden, stets reger Eifer, nach vollendeter  
Speculation die einzelnen Erscheinungen aus den ge-  
fundenen Principien zu erklären, oder nach densel-  
ben zu beurtheilen, eben das, was unser Dichter dar-  
unter versteht, wenn er sagt:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien?  
Ich weiß nicht.

Aber die Philosophie, hoff ich, soll ewig bestehn.

Außer dem *Mythischen* unterscheidet *Schillers*  
Dichtungen die in denselben durchgängig herrschen-  
de Erhabenheit. Erhaben nennt man die Werke der  
Kunst, welche das Gefühl von der Würde, die uns  
als vernünftigen, selbstthätigen und freyen Wesen  
zukommt, entweder darstellen oder durch die Dar-  
stellung erwecken. Daß ungeachtet der furchtbaren  
Gewalt, welche *Natur* und Schicksal über uns ausü-  
ben, wir Kräfte besitzen, die über beide uns unend-  
lich erheben, die Kraft zu denken und zu wollen,  
daß wir einer Weltordnung angehören, in welcher  
die unterste Stufe einzunehmen, unendlich ehrenvol-  
ler ist als in der sinnlichen die höchste — diese Ideen  
liegen tief in des Dichters Seele. In jedem Augen-  
blicke der Begeisterung werden sie in ihm lebendig,  
und heiligen die Darstellung jedes von ihnen noch  
so entfernt scheinenden Gegenstandes. Reich an höchst  
erhabenen Schilderungen ist die schon erwähnte Ele-  
gie: *der Spaziergang*. Eine von ihnen ist folgen-  
de; der Wanderer steht auf einer Brücke, und sagt:

Endlos unter mir seh ich den Aether, über mir endlos,  
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schau-  
dern hinab,

Aber zwischen der ewigen Höh, und der ewigen Tiefe  
Trägt ein geländerter Steg sicher den Wanderer  
dahin.

Das wunderbare Verhängniß, nach welchem der  
Mensch, hingeworfen in das Universum, eingeeengt  
zwischen den engen Grenzen der Geburt und des  
Todes, unwissend woher er kommt und wohin er  
geht, hinter sich, vor sich, um sich das Unendliche,  
schwebend zwischen Himmel und Erde, rings um-  
geben von übermächtigen Naturkräften, trotzdem  
auf die eigene Stärke, mit der stolzen Zäversicht  
eines Gottes durch das Leben waller, wie erhaben ist  
es dargestellt! Und die Würde der Wissenschaft stellt  
dasselbe Gedicht so dar:

Aber im stillen Gemack entwirft bedeutende Zirkel  
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den  
schaffenden Geist,  
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Massen und  
Lieben

Folgt

folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den  
Aether dem Stral,  
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls graufenden  
Wundern  
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen  
Flucht,

Der Forscher erscheint hier als ein Gott, der die unendliche Kraft der Natur unter die noch mächtigere Gewalt seines Geistes beuget. Selbst wenn er scherzt, ist der Dichter erhaben. Diese Eigenheit lernt man am besten kennen aus dem Gedichte: *Shakespears Schatten*. Durch den schnellen Wechsel auf einander folgender Vorstellungen, von denen die eine immer die Wichtigkeit der andern anschaulich macht, erhält dieses Gedicht seine komische Kraft und erregt Lachen; durch das Gemälde von der Würde der wahren tragischen Kunst, welches die eine, und durch das Gemälde von der Unwürdigkeit der wirklichen tragischen Kunst, welches die andere Reihe von Bildern aufstellt, erhält es seine satyrische Kraft, und macht ernst. Als erhabenes Spottgedicht kündigt sich diese Poesie durch die ersten Distichen an:

Auch erblickt' ich alida die hohe Kraft des Herakles,  
Seinen Schatten, er selbst leider war nicht mehr  
zu sehn.

Ringsum schrie wie Vogelgeschrey das Geschrey der  
Tragöden,  
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.  
Schauerlich stand das Ungehim da, gespannt war  
der Bogen  
Und der Pfeil auf der Senn traf noch beständig das  
Herz.

(Der Beschluß folgt.)

LEITZIG, im Industrie Comptoir, und WIEN b.  
Mollo u. Comp.: *Sammlung von Zeichnungen der neuesten englischen, französischen und deutschen Staats- oder Stadt-Wagen, leichter Coupés, Chaisens, Cabriolets etc. Erste Sammlung.* Mit 12 illuminirten Kupferstichen. *Zweyte Sammlung.* Mit 16 Kpf. *Dritte Sammlung.* Mit 8 Kpf. kl. Querfol. (13 Rthlr.)

Wessen Gewerbe oder Liebhaberey oder Bedürfnis es erheischt, dieses Werk durchzusehen, wird solches ohne Zweifel nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen; denn es enthält gar mancherley, was sich durch Zierlichkeit, Neuheit und auch zum Theil durch Zweckmäßigkeit empfiehlt. Die Wagen, deren Abbildungen die dritte Sammlung ausmachen, haben durchgehends weniger hübsche Formen, als die, welche man in der ersten und zweyten Sammlung findet.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Hadamov*, in d. neuen gelehrten Buchh.: *Beyträge zur Abwendung des Holzmangels*, nebst einem praktischen Unterrichte über die geometrische Aufnahme und Taxation der Waldungen in einem Anhang, von *H. B. Herget*, Fürstl. Oranien-Nassauischen Oberförster in Hadamar. Mit einer Vorrede, einigen Zusätzen und der nöthigen Literatur begleitet, von Pfarrer *Schmidt*. 1801. 64 S. 8. (4 gr.) Der Vf. giebt drey Hauptursachen des Holzmangels an: 1) Schlechte und forstwidrige Behandlung der Gemeindewaldungen (man kann allgemeiner sagen, der Waldungen überhaupt) und zweckwidriger Verbrauch des Holzes, 2) Unbeschränkte Viehweide, welche in manchen Gegenden in den Communwaldungen gestattet wird, und auch öfters (gewöhnlich) die herrschaftlichen Wälder betrifft. 3) Die in holzarmen Gegenden angelegten Hüttenwerke und Holz verzehrende Gewerbschaften.

Ob nun gleich nicht überall, vielleicht in den wenigsten Gegenden, die Gemeindewaldungen so gemißbraucht werden, wie hier beschrieben wird: so ist es doch sicher, daß fast in allen nicht eigentlich forstwirtschaftlich verfahren wird, und daß der Regel nach sich der Schultheiß oder Dorfrichter mehr Recht über die Bewirtschaftung der Waldungen ermasst, als der darüber bestellte Förster.

Als Vorflage zur Abhaltung des Holzmangels werden aufgezählt: Sorge für junges Holz durch Anbau und Scho-

nung, 2) für besondere Waldungen durch Holzersparungsanstalten, eine bessere Forstbewirtschaftung, Einführung eines Forstcatechismus für Bauernkinder etc. — Da diese Gegenstände schon vielmal abgehandelt worden sind: so ist fast nicht zu vermuthen, daß etwas neues gesagt werden könne. Man kann aber noch jetzt dieselben nicht oft genug wiederholen, da man von den schon oft gethanen Vorschlägen noch keine allgemeine Befolgung sieht. Weniger bekannt, obgleich auch nicht ganz unbekannt ist des Vf. Vorschlag die Kiefern künstlich zu erziehen. Die gereinigte Waiddäcke wird vor der Ausfaat im April bey nasser Witterung etlichemal gegegget, dann auf einen Morgen von 160 Quadratruthen 10 Pfund guter Samen gestreut, und der Ort noch einmal mit der Egge überzogen. Ist der Boden mit Moos oder andern Waldunkräutern besetzt, so soll man ihn abschärfen und dann besäen lassen; ist er aber zu ackern: so soll man ihn drey Jahre lang bestellen, das letzte Jahr im Herbst umackern, im Frühjahr Hafer mit austäen und diesen einlegen, alsdann den Kiefernsamen austreuen, und mit umgewandter Egge bloß einschleifen. — Beym Schlagholz redet der Vf. bloß von Samenbäumen, die auf einem Acker stehen bleiben sollen, und nicht von Hauptbäumen, angehenden Bäumen, Oberständen und Lofsreisern.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 29. December 1802.

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Gedichte von Friedrich Schiller* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eine dritte aus den bisher gemachten Bemerkungen leicht zu erklärende Eigenthümlichkeit in Schillers Gedichten besteht, wie uns scheint, darin, daß die Stimmung, worein sie versetzen, fast nie rein künstlerisch ist. Zwey Triebe regen sich unablässig in des Menschen Brust, der eine strebt nach Stoffe, nach Erweiterung des Daseyns, der andre nach Form und Gesetzmäßigkeit. Wird einer dieser Triebe auf Kosten des andern befriedigt: so befinden wir uns in einer zwangvollen und peinlichen Verfassung. Gäbe es einen Zustand, worin beide Triebe zu gleicher Zeit ihre höchste Befriedigung fänden: so könnte man von diesem sagen, daß er dem Menschen den Genuß des höchsten Gutes gewähre. Ein solcher Zustand ist der ästhetische, hervorgebracht durch die Betrachtung des rein Schönen: denn das eine Element des Schönen, die Ideenfülle, macht, daß die Sinnlichkeit unumschränkt herrscht; das andere, die Zweckmäßigkeit, macht, daß die Sinnlichkeit unumschränkt beherrscht wird, folglich gewährt uns die Betrachtung desselben eine gesetzmäßige Erweiterung des Daseyns, und das Eigenthümliche der rein künstlerischen Stimmung ist das Gefühl der befriedigten Sehnsucht nach dem höchsten Gute.

Durch das Mystische erregen Schillers Gedichte ein Interesse der praktischen Vernunft. Wo ein Interesse ist, da ist ein Bedürfnis, das Bedürfnis macht unruhig, die Unruhe stört den Genuß.

Was wir hier als etwas Unterscheidendes von Schillers Werken anführen, behauptet er selber in der angeführten Abhandlung von allen sentimentalen Dichtungen. „Anders als die durch naive Stimmung, sagt er, ist die, welche der sentimentale Dichter hervorbringt. Er erregt in dem Hörer einen lebendigen Trieb, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich, zu einem vollendeten Ausdrücke zu bringen. Daher ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühlen, da es dort ruhig aufgelöst, einig mit sich selbst, und vollkommen befriedigt ist.“ Dieser Bemerkung stimmen wir bey in Beziehung auf diejenigen sentimentalen

Dichter, welche Ideen darstellen, in Beziehung auf die aber, welche die Natur auf Ideen nur beziehen, wagen wir, anderer Meynung zu seyn, und berufen uns deswegen auf den Eindruck, den Göthens *Zueignung* in dem Hörer zurückläßt. Unter dem Schleier der Allegorie stellt diese Poesie die Reihe von Zuständen dar, welche die Seele des gebornen und geweihten Dichters durchirrt, von dem Augenblicke an, wo sie sich ahaet und suchet bis zu dem Augenblicke, wo sie sich findet und versteht, und wo vor dem entzückten Auge das Allerheiligste der Kunst sich öffnet. Ohne Zweifel ist dieses Gedicht sentimental; und doch, welche Stimmung bringt es hervor? himmlische Ruhe und seligen Frieden. — Eben so würde man irren, wenn man glaubte, daß das Erhabene die Seele nothwendig beunruhigen müsse. Bey Schiller thut es diese Wirkung freylich sehr oft, weil es in dem Grade, als es die Würde des Menschen fühlbar macht, uns den Unwerth der Menschen inne werden läßt. Um sich zu überzeugen, daß es erhabene Poesien gebe, welche der Seele zu dieser Reflexion nicht Zeit lassen, vergleiche man Mahomets Gesang von Göthe. Die Ursachen dieser Verschiedenheit anzugeben, ist hier der Ort nicht, weil es eine vollständigere Theorie des Erhabenen voraussetzt, als wir bis jetzt haben.

Alles bisher Gesagte wird nur angeführt, um zu zeigen, daß Schillers Gedichte zwar einen vielfachen, höchst edeln, in seiner Art einzigen Genuß gewähren, aber nicht einen rein künstlerischen, und daß die Ursache hiervon nicht in der Gattung liegt, worin er arbeitet, sondern in seinem Genie, darin, daß seine Einbildungskraft fast nie ganz frey wirket, sondern selbst in ihren kühnsten Schwüngen unter der Herrschaft nicht des Verstandes (denn das muß sie bey jedem Dichter immer und überall), sondern der Vernunft bleibt. Allerdings giebt es in vorliegender Sammlung mehrere Poesien, in denen des Dichters Einbildungskraft, dieser Fesseln entledigt, sich ganz frey bewegt. Dürfen wir aber freymüthig bekennen, was wir denken: so gestehen wir, daß Schiller uns hier nicht in seiner Sphäre zu seyn scheint. An die wahrhaft genialischen Dichtungen der Alten und einiger Neuern, von denen man, so paradox es auch klingt, mit Wahrheit sagen kann, daß sie je inhaltsloser desto schöner sind, reichen diejenigen von Schillers Gedichten nicht, welche des Interesse der Vernunft beraubt, durch die bloße Form gefallen sollen. Ogleich sie durch die Vortreflichkeit der Diction und andere Vorzüge des Hörers Gemüth einnehmen: so erfüllen sie doch dasselbe nicht,

nicht, und von ihnen möchte gelten, was der Dichter, mit großer Ungerechtigkeit gegen sich, von der ganzen vorliegenden Sammlung sagt, wenn er spricht:

Nicht länger wollen diese Lieder leben,  
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,  
Zur fernern Nachwelt wollen sie nicht schweben,  
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.  
Des Augenblickes Luft hat sie geboren,  
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Jetzt einige Bemerkungen, auf die uns die Vergleichung einiger Gedichte dieser Sammlung mit den frühern Ausgaben derselben geleitet hat.

Die, welche sich noch immer nicht entwöhnen können, zur Betrachtung und Beurtheilung eines Werkes der Kunst moralische Ansichten mitzubringen, sind unzufrieden, daß Schiller das Gedicht, welches überschrieben ist *Resignation*, in die neue Sammlung aufgenommen hat. Solchen zu gefallen, wollen wir versuchen, obgleich dieses ganz außerhalb der Grenzen eines Kuesturtheils liegt, für jene Poesie einen Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem betrachtet sie höchst religiös erscheint. Es heißt darin:

Ein Götterkind, das sie mir *Wahrheit* nannten,  
Die meisten flohen, wenige nur kannten,  
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

„Ich zahle dir in einem andern Leben  
Gib deine Jugend mir,

Nichts kann ich dir als diese Weisung geben.“  
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben  
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

Vertrauend auf jene Verheißung ruft der Getäufchte am Ende seines Lebens trotzig aus:

All meine Freuden hab ich dir geschlachtet,  
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron,  
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,  
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet  
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

Dem so gesinneten, der nur aus Begehrlichkeit enthalten, nur aus Eigennutz mäsig, nur aus Lohnsucht fromm war, der vieles hingab, um es mit Wucher wieder zu empfangen, ruft sein Genius zu:

Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,  
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.

Was lehrt diese Erscheinung? daß der Gedanke an die Unsterblichkeit Wahn sey? keinesweges, sondern nur, daß derjenige Glaube, der aus einer unreinen Quelle fließt, weder Stärke noch erquickt, und in dem Augenblicke verfliehet, wo der Geängstete nach einem Labetrünke daraus lechzet, daß eine Ueberzeugung, die sich auf das Irdische stützt, mit dem Irdischen dahin sinke,

*J'ai trop souffert dans cette vie, pour n'en pas attendre une autre*, sagt Rousseau, statt zu sagen: Ich habe in diesem Leben zu wenig erreicht, um nicht ein anderes zu hoffen. Während der in dem sinnlichen Bedürfnisse gegründete Glaube immer schwankt, gewinnt der in dem Bedürfnisse des Geistes gegründete bey jedem Fortschritte im Leben an Stärke und Festigkeit. Ein einziger Seufzer, den uns dann und wann die Sehnsucht auspreßt, nicht die gemeine, die nach dem Wohlfeyn, sondern die edle, die nach der Vollendung schmachtet, ist für den wohlgearteten ein mehr als geometrischer Beweis von der Fortdauer der Seele.

Drum, rufen wir mit unserm Dichter aus:

Drum edle Seele entreiß dich dem Wahn  
Und den himmlischen Glauben bewahre.

Aehnliche Betrachtungen lassen sich anstellen über das Gedicht überschrieben *der Kampf*. Merkwürdig ist, daß beide vom Jahre 86 sind, aus einer Zeit, wo, wie wir glauben, Schiller seine Speculation noch nicht durchgeführt hatte. Schon damals ahnete sein edler philosophischer Geist das Unhaltbare in den herrschenden Meynungen.

So wie die angeführten: so haben mehrere andere der ältern Gedichte bedeutende Verbesserungen erhalten. Das Gedicht überschrieben die *Götter Griechenlands* ist von 25 Strophen auf 16 herabgesetzt. Die sechste, siebente, achte, neunte und eilfte Strophe der ersten Ausgabe sind unterdrückt, ohne Zweifel, weil die zu sehr in's Einzelne gehende epische Ausmalung mythologischer Bilder die Empfindung schwächte. In der funfzehnten, siebenzehnten, drey- vier- und fünf und zwanzigsten liest der Dichter die Ideen der Vernunftreligion mit den Bildern der Phantasiereligion contrastiren, um das Unpoetische derselben darzustellen. Ohne Zweifel aber haben auch jene viel Poetisches, wenn auch nicht Schönes, doch Erhabenes, vielleicht ist das die Ursache, warum der Dichter jene Strophen unterdrückt hat. Von den beiden neu hinzugekommenen schließt die eine das Lied sehr lieblich also:

Ja sie kehrten heim und alles Schöne,  
Alles Hohe nahmen sie mit fort,  
Alle Farben alle Lebenstöne,  
Und uns blieb nur das entseelte Wort.  
Aus der Zeitfluth weggerissen schweben  
Sie gerettet auf des Pindus Höhen,  
Was unsterblich im Gesang soll leben,  
Muß im Leben untergehn.

Viele schöne Verbesserungen hat auch das Gedicht erhalten, überschrieben *die Ideale*.

Die eine Strophe lautete:

Wie einst mit stehendem Verlangen  
Den Stein Pygmalion umschloß,  
Bis in des Marmors kalte Wangen

Empfindung glühend sich ergoß.  
 So schlangen meiner Liebe Knoten  
 Sich um die Säule der Natur,  
 Bis durch das starre Herz der Todten  
 Der Strahl des Lebens zückend fuhr.

An den unlieblichen *Knoten der Liebe*, an der *Säule der Natur*, die hier nichts als Natur selbst bedeutet, an dem *Durchfahren* des Lebensstrahls mag mancher Leser Anstoß genommen haben. Wie viel schöner jetzt:

So schlang ich mich mit Liebesarmen  
 Um die Natur, mit Jugendluft,  
 Bis sie zu athmen zu erwärmen  
 Begann an meiner Dichterbrust.

Wo es sonst lautete:

Des Ruhmes Drußgestalt berührte  
 Die Weisheit, da verschwand der Trug;

itzt viel kräftiger und ansprechender:

Ich sah des Ruhmes heilige Kränze  
 Auf der gemeinen Stirn entweiht.

Die Elegie überschrieben der *Tanz*, besteht aus 16 Distichen. In diesen sind nur 8 Verse unverändert geblieben.

Der Anfang lautete:

Sieh, wie sie durch einander in kühnen Schlangen  
 sich winden,

Wie mit geflügeltem Schritt schweben auf schlüpfrigem Plan!

Seh' ich flüchtige Schatten von ihren Leibern geschieden?

Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt?

Den ersten dieser Verse entstellt der Uebelklang *Sieh wie sie*; und das ungeschickliche Bild *kühne Schlangen*. Auch dem zweyten Distichon fehlt genaue Angemessenheit des Ausdrucks, denn die geistige Schattengestalt gehört der Seele zu und nicht dem Leibe, von welchem sie nur als einer gröbern Hülle umschlossen wird. Der Ausdruck *Elysiums Hain* giebt der Phantasie ein zu reiches Gemälde, und zerstreut sie zu sehr, als daß sie nur bey den Tänzen der Abgeschiedenen verweilen sollte. Ohne Zweifel hat daher die neue Lesart große Vorzüge

Siehe wie schwebenden Schritts im Wellenschwung  
 sich die Paare

Drehen, den Boden berührt kaum der geflügelte  
 Fuß,

Seh ich flüchtige Schatten, befreyt von der Schwere  
 des Leibes?

Schlingen im Mondlicht dort Elfen den lustigen  
 Reihn?

Wir brechen hier ab, und schliessen diese Anzeige mit folgender Bemerkung. Wenn diejenigen unter unsern Lesern, die Freunde der Poesie und Philoso-

phie sind, dem was über Schiller hier gesagt ist, beystimmen; wenn sie bedenken, welchen köstlichen Schatz wir an den Werken dieses Mannes haben; wenn sie dann der andern großen Denker und Dichter sich erinnern, die zur rechten und zur linken neben diesem stehn, und der Vielen, die, wenn gleich weit umher zerstreut in dem Schooße des Vaterlandes, doch innig verbunden sind durch die Verehrung für solche Männer, und durch den Eifer, mit dem sie an ihren Werken sich bilden; wenn sie dann ihren Blick auf das Ausland werfen, jenseit des Canals, des Rheines und der Alpen, in wie tiefen Verfall daselbst jene edeln Künste und Wissenschaften gerathen, dann werden sie voll frohen Gefühls ihrer Deutlichkeit mit uns ausrufen:

Wir

Erköhren uns kein ander Land  
 Zum Vaterland, wär' uns auch frey  
 Die große Wahl!

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b Maurer: *Meine Reise nach Frankreich* in den Jahren 1800 und 1801. von Ludwig Selbiger. Zweyter Theil. 1802. 480 S. 8. m. 1 K. und 2 Vign.

Die Laune und Lebhaftigkeit, die den Vortrag im ersten Theile charakterisirten, und was wir sonst daran lobten (S. 1801. Nr. 239.), finden wir auch in diesem zweyten Theile wieder. Mit Interesse liest man die Darstellungen des Vfs., von welcher Art sie auch seyn mögen, und gern begleitet man ihn daher, bey seinen frohen und traurigen Abentheuern, auch jenseits des Rheins, an den Grenzen und im Innern von Frankreich. Wenn es übrigens aus dem Detail über manche Oerter und Gegenstände immer wahrscheinlicher wird, daß der Vf. wirklich eine Reise zu unsern westlichen Nachbarn gemacht habe: so deutet dagegen der Zusammenhang mehrerer Auftritte dies und jenseits des Rheins, z. B. die sehr unerwartete Entdeckung der Kinder eines Emigrirten, den der Vf. in Deutschland kennen lernte, und verschiedene noch unentwickelte Begebenheiten auf Dichtung hin. — Doch Wahrheit oder Dichtung — ist eine sehr gleichgültige Frage für Leser, die bloß Unterhaltung suchen, und diese finden sie hier in einem Grade, daß sie am Schlusse dieses Theils wahrscheinlich mit Vergnügen sehen werden, daß der Vf. sich noch bey Paris aufhält, und folglich die Erzählung einer abentheuervollen Rückreise und den Aufschluß mehrerer noch unerklärbaren Vorfälle erwarten läßt.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Modelle für Tischler*. Sechstes Heft. gr. 4. m. 13 Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Weil dieses Werk, dessen frühere Hefte schon oben Nr. 79. angezeigt sind, eine Sammlung der neuesten Londoner und Pariser Meubles enthält, und be-

besonders am erstern Ort gegenwärtig der ägyptische Geschmack nach der Mode ist, dabey aber nicht eben zum besten angewandt wird: so ist manches, was in dem vorliegenden Heft von dergleichen Art vorkömmt, ziemlich häßlich; das Geräthe auf der 12. Tafel nimmt sich auch nicht gut aus, ob schon es im antiken reinen Stil gezeichnet seyn soll. Ferner scheinen uns tadelhaft der Stuhl a. und Sopha d. Tab. 8., wie auch der Tisch Nr. 8. Tab. 9., empfehlenswerth hingegen mehrere Muster zu Fußboden Tab. 3. 6 und 9., nebst ein paar Tischen Tab. 1.

LEIPZIG, im Industrie-Comtoir u. WIEN, b. Mollo und Comp.: *Gebräuche und Kleidungen der Chinesen*, dargestellt in bunten Gemälden von dem Maler Pu — Qua in Canton. Als Supplement zu Macartneys und Van Braam Heuckgeests Reisen. Mit deutschem und französischem Text, nach dem Englischen, herausgegeben von Joh. Gottfr. Grohmann. Prof. 3 — 10tes Heft. gr. 4. jeder Heft hat 5 illum. Kupfertafeln und eben so viele Blätter Text. (28 Rthlr.)

Diese Hefte (vgl. A. L. Z. 1801. Nr. 323.) enthalten manche in ihrer Art noch interessantere Figuren, und man wird aus dem Ganzen einst eine sehr lebhaft anschauung des innern Zustands der chinesischen Nation, ihrer Sitten und Gewerbe erhalten. Die kurzen Erklärungen der Kupfer sind zweckmäßig abgefaßt, und man erfährt aus denselben noch ne-

benher allerley Wissenswerthes. Wer über Kunstgeschmack und Fertigkeit der Chinesen unterrichtet zu seyn verlangt, darf übrigens sich nicht an dieses Werk halten; obwohl der Name eines chinesischen Malers auf dem Titel steht. Denn alles ist stark mit englischem Gut versetzt worden.

LEIPZIG, im Industrie-Comtoir: *Sitten, Gebräuche und Kleidung der Russen in St. Petersburg*. 6. u. 7ter Heft, jeder mit 5 illum. Kupfertischen und Erklärung derselben in deutscher und französischer Sprache. gr. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werks wurde schon A. L. Z. 1802. Nr. 88. erwähnt. Gegen die frühern Hefte gehalten, haben die Kupfer der beiden vor uns liegenden ungefähr ebendieselben Verdienste gut aufgefaßter Darstellung und passender Charaktere; nur daß sie hier etwas flüchtiger behandelt scheinen. An der gezierten und geschraubten Manier der beygefügen Erklärungen, kann Rec. immer noch keinen Geschmack finden.

\* \* \*

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comtoir: *Benjamin Franklins kleine Schriften meist in der Manier des Zuschauers, nebst seinem Leben*. Aus dem Englischen von G. Schatz. 2te Aufl. 1. Th. mit Franklins Bildnisse. 1802. 138 S. 2. Th. 224 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 303.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. 1) Ohne Druckort: *Gedanken über die in der Person des Hn. Geheimenraths von Bötticher in Braunschweig vorgewesene (beobachtigte) Schatzraths-Wahl*. Von einem Freunde der Braunschweigischen Landesverfassung. 1800. 40 S. 8. (3 gr.)

2) *Wolfenbüttel*, b. Albrecht: *Darf ein braunschweiger Minister zu der Stelle eines Schatzraths aspiriren?* Eine Prüfung der Gedanken über die in der Person des Hn. Geh. Raths von Bötticher vorgewesene Schatzraths-Wahl u. s. w. Von Friedrich Carl von Strombeck, Fürstl. Abteyl. Gandersheimischen Hof- und Lehnsrathe, Herzogl. Braunsch. Hofgerichts- Assessor u. s. w. 1801. 16 S. 8. (2 gr.)

3) *Wolfenbüttel*, b. Albrecht: *Was ist der Schatzrath im Fürstenthum Braunschweig Wolfenbüttel?* Eine Untersuchung angewendet auf die neulich wegen der Schatzrathwahl aufgeworfene Frage. 1801. 29 S. 8. (3 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. sucht zu erweisen: daß die Qualität eines Fürstl. Ministers mit der eines Schatzraths ihrer Natur nach unverträglich sey, d. h. daß von einem Fürstl. Minister nicht zu erwarten sey, daß er einen guten Schatzrath mache (die Stelle eines Schatzraths wohl verwalte); vielmehr daß (daß vielmehr) durch die Vereinigung beider, so heterogenen Dignitäten nothwendig ein starkes Hinderniß in dem Haupt-

wirkungskreise des engeren Ausschusses entgegenesetzt) werde. — Hierauf wird Nr. 2. erwiedert, die Rechte eines jeden ritterschaftlichen Deputirten auf eine Schatzraths-Stelle zu aspiriren, wären eine Folge von den landschaftlichen Rechten eben dieses Individuums. Erst müßten diese Rechte aufgehoben werden, ehe das Recht zur Candidatur verloren gehen könne. Finde man Bedenklichkeiten bey der Wahl eines Ministers: so brauche man ihn nicht zu wählen, allein das Aspirationsrecht des Ministers müsse ungekränkt bleiben. Gröndlicher wird die Fähigkeit des Ministers zu dem Amte eines Schatzraths zu gelangen Nr. 3. vertheidigt. Hier nämlich wird aus der Geschichte gezeigt, daß der Braunschweig-Wolfenbüttelsche Schatzrath als solcher nicht mehr und nicht weniger als ein wahrer Steuerrath sey, keinesweges aber Repräsentant der nicht vereinigten Landschaft. Zwar könne man dem Schatzrath die Initiative oder Einleitung der eigentlich für die Landschaft gehörigen Verhandlungen nicht absprechen, da er wegen seiner Kenntniß landschaftlicher Angelegenheiten und Geschäfte vorzüglich dazu geeignet sey, allein selbst dann thue das Schatzcollegium nichts weiter, als was unter gleichen Umständen von jedem Dritten ebenfalls geschehen könnte. Es sey also nicht einzusehen, wie die Vereinigung einer Ministerstelle mit der eines Schatzraths, dem Lande und seiner ständischen Verfassung gefährlich werden könne.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 29. December 1802.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) BERLIN, b. Unger: *Historischer Kalender* auf das Gemein Jahr 1803. *Wallenstein* von *Woltmann*. Mit Kupfern von *Dan. Chodowiecki* und 7 Bildnissen. 132 S. Text und 11 Bogen chronologische und genealogische Tafeln, und Postcurs-Verzeichnisse.
- 2) Ebendaf.: *Berlinischer Damen-Kalender* auf das Jahr 1803. Mit 13 Kupfern. 124 S. Text und 8 Bogen Geneal. und Posttabellen.
- 3) Ebendaf.: *Militärischer Kalender* auf das Jahr 1803. Mit Kupfern. 13 Bog.
- 4) Ebendaf.: *Genealogischer- und Postkalender* auf das Jahr 1803. Mit Kupfern. 14 Bog.
- 5) Ebendaf.: *Taschenkalender* auf das Jahr 1803. Mit sechs Fabeln von *Lafontaine*, deutsch und französisch, und 12 dazu gehörigen Kupfern. 56 und 31 S.
- 6) Ebendaf.: *Taschenkalender* auf das Gemein-Jahr 1803. Mit Kupfern geziert. 66 S.

Hr. Prof. *Unger* fährt rühmlich fort. seine Kalender durch nützlichen Inhalt und schöne Verzierungen auszukatten.

Der historische Kalender enthält Hn. *Woltmanns* Biographie von *Wallenstein* in kraftvoller Darstellung und edelm Stil. „Es giebt Geister, hebt der Biograph an, die nur an sich glauben, und jede Einwirkung von andern auf ihre Eigenthümlichkeit mit Stolz von sich weisen. In frühester Jugend zeigte sich als einen solchen *Albrecht von Wallenstein*. Als Knabe lernte er wenig, weil er nach fremder Willkür unterrichtet werden sollte, und die Stimme seines Vaters galt nichts bey ihm, weil sie seiner Natur nicht entsprach. Er schuf sich eigene Ideen, und vollführte sie mit unerschütterlicher Kraft. Drohungen und Strafen, statt ihn zurück zu schrecken, festelten ihn inniger an seine Entwürfe. Ungebändigt im väterlichen Hause, fühlte er sich in einer öffentlichen Lehrsanstalt noch stärker; denn unter seinen Mitschülern war er bald Anführer der mächtigsten Partheyen. Er schuf sie unter den Knaben, und stellte sie gegeneinander, wie nachher die Mächte des dreißigjährigen Krieges. Gegen die Lehrer führte er sie an, wie später als Mann das kaiserliche Heer

A, L, Z, 1802. *Vierter Band.*

gegen den Kaiser. Gänzlich *festellos* stürmte er umher, als er auf die hohe Schule von *Altorf* geschickt war. Keine Wissenschaft hatte ihn *gefesselt*; er mußte seine Kraft in Ausschweifungen vergeuden; aber selbst in ihnen zeigte der Jüngling noch mehr Härte als Kühnheit.“ Wir fügen noch das Gemälde von *Wallenstein's* Lebensart nach seiner Verabschiedung hinzu: „*Wallenstein* ging nach *Böhmen*, und lebte auf seinen prachtvollen Gütern, und am häufigsten in seinem Palaste zu *Prag*, wo er nach *Rache* dürstend die Hauptzüge seines Gemüths bis an ihre letzte Gränze ausdehnte. Jetzt stieg sein Stolz am höchsten, da ihm das Glück weniger lächelte. Alle Vertraulichkeit schwand aus seinem Umgange. Schwer drang man durch seine Leibwache durch eine Schaar von Edelknaben und Bedienten zu ihm. Von den Kammerbarn, welche die Fremden bey ihm einführten, hatten einige den kaiserlichen Schlüssel getragen. Jedes Talent fand bey ihm königliche Belohnung. Indem er Plane zum Verderben in seiner Seele wälzte, wuchsen seine Uarube, sein Argwohn, seine Verschlossenheit und Neugierde auf die furchtharste Weise. Stets rollten seine Augen im Kopf, und suchten Geheimnisse; sein Gespräch ging fast einzig auf Fragen über die *Welthändel*. Nur leise Töne durften in seine Nähe kommen, weit um seine Wohnung standen Posten, welche den Nahenden stilles Vorübergehn geboten; kaum war er aus dem Getöse der Schlachten gekommen, und konnte jetzt nicht das Klirren eines Sporns hören. Die wunderbaren Geister in ihm sollten nicht verscheucht werden, er wollte sie ungestört belauschen. Alle bedeutende Briefe schrieb er selbst; kein anderer konnte ihm seine Gedanken versteckt genug ausdrücken. Selten zeigte er sich außerhalb seiner Zimmer; alle staunten ihn an und zitterten, wenn er, ein gefürchteter Zauberer, erschien, von welchem die Sage seltsame Dinge erzählt, der böse und gute Gaben mit unsichtbarer Hand reichlich von sich geworfen. Seine Gestalt war sehr hager geworden, wie wohl die Kraft der Muskeln noch hervorstrebte; sein schwarzes kurzgeschnittnes Haar, das sich nur hinter den Ohren in Locken kräufelte, begann schon zu verbleichen; er stützte sich auf ein spanisches Rohr, und ging langsam wegen gichtischer Schmerzen. Das goldne Vlies, seine Lieblingstracht, ein Geschenk *Philipps IV. von Spanien*, vermehrte den wunderbaren Eindruck seiner Gestalt.“ Da wir diese Biographie mit Recht als eine schöne historische Composition betrachten, so ist es der Mühe werth, den Vf. auf einige Anlässe zur Verbesserung der

Yyyy

Schreib:



Schreibart aufmerksam zu machen. Hier und da wäre ein gefälligerer Numerus, zumal in den Schlufs fallen der Perioden zu wünschen. Mehrere Stellen haben zu viele *incisa*. Zuweilen geht der historische Stil in den poetischen über, wie in der Stelle von den *wunderbaren Geißern*. Der Ausdruck *die Hauptzüge seines Gemüths bis an ihre letzte Gränze ausdehnen*, ist in der Allegorie verfehlt. „Jetzt itieg sein Stolz am höchsten, da ihm das Glück weniger lächelte,“ wäre besser gesagt: *da das Glück aufhörte ihn zu heben*. Der Ausdruck *fesseln* kommt in der ersten Stelle zu oft vor. — Ausser den noch vom sel. Chodowiecki gezeichneten Kupfern aus Wallensteins Leber, erhält man hier sehr gut gearbeitete Porträte von Wallenstein, Kaiser Ferdinand, Kurf. Max. v. Bayern, Axel Oxenstierna, Herzog Bernhard v. Weimar, Ottavio Piccolomini und Johann Oxenstierna.

Der *Damenkalender* (Nr. 2.) liefert zuerst in dem Aufsätze: *Hofkonzmeister Mercan*, dargestellt von *Iffland* einen sehr interessanten Beytrag zur Mimik. Mit Vergnügen sieht man, wie das Vorbild eines Eckhoffs, die freundliche Belehrung eines Gotter, und des über seine Kunst mit ungewöhnlicher Feinheit nachdenkenden Mercan dazu beyzugewen, Ifflands Talent zu der Höhe der Kunst zu bilden, die das Publicum an ihm bewundert. Es folgt eine angenehme Erzählung: *der Fremde*, deren Knoten gut geschürzt ist, und in seiner Auflösung gefällig überrascht. Auch die folgenden Stücke: *Eine Nacht bey den amerikanischen Wilden*, von *Crisostobrian*, ferner *Agnes Sorel* und *Mdelle de la Fayette*, jene Karls VII. und diese Ludwigs XIII. Geliebte, beide nach Hn. Bernh. Reich's Erzählung verdienen ihre Stelle. Die Monatskupfer stellen Scenen aus dem Romane: *Rosalie und Nettchen* vor.

Der *Militärische-Kalender* mit den schönen Bildnissen Ludwigs XII. K. v. Frankreich, Franz I. K. v. Fr., Ferdinands Herz. v. Alba, des Grafen v. Arcoberg, Joh. v. Ligne, des Ritters Georg und Kaspar v. Frundsberg, des Sancho d'Avila, des Marquis v. Spinola, und des Grafen Peter Ernst v. Mansfeld verziert, ferzt die Geschichte der Feldzüge der Franzosen in Italien fort, beschreibt die Belagerung von Ostende im J. 1601., giebt eine (künftig auszusetzende) Uebersicht der vornehmsten europäischen Armeen, unter denen hier die österreichische und russische nach ihrem Bestand, Stärke, Organisation, Cantonwesen u. s. w. beschrieben werden. Den Beschluß macht eine chronologische Uebersicht der merkwürdigsten Treffen und Gefechte seit dem dreißigjährigen Kriege und biographische Nachrichten von Grafen v. Frundsberg, Peter Grafen v. Mansfeld, Sancho d'Avila, und Marquis Spinola.

Der *Genealogische- und Postkalender* (mit den nämlichen Kupfern wie beym Damenkalender) ist durch den Fleiß des Herausgebers von neuem ver-

mehrt und berichtigt. Im genealogischen Verzeichniß ist nunmehr Bonaparte als lebenslänglicher erster Consul der Republik Frankreich aufgeführt. Ort und Zeit seiner Geburt ist hier noch *in blanco* gelassen. Er ist aber geboren zu Ajaccio in Corfica d. 15. August 1769.

In Ansehung des genealogischen Kalenders wäre zu wünschen, entweder dafs er erst jedesmal nach Neujahr gedruckt, oder dafs allemal in der Neujahrsmesse, die seit dem May des vorhergehenden Jahrs, wo bereits der Druck des genealogischen Verzeichnisses angefangen wird, vorgefallenen Veränderungen nachgetragen würden.

Den Inhalt der beiden kleinen Taschen- und Etukalender erklärt der Titel.

BREMEN, b. Wilmans: *Hanseatisches Magazin*. Herausgegeben von F. Smidt, Prof. der Philosophie in Bremen. I. Band. 1799. 336 S. II. Band. 1799. 332 S. III. Band. 1800. 354 S. IV. Band. 845 S. V. Band. 1801. 352 S. VI. Band. 1. Heft. 1802. 180 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

Mit Vergnügen zeigen wir ein Journal an, das theils für Geschichte und Statistik Deutschlands sehr wichtige Provinzialbeyträge liefert, theils über Handelsgegenstände im allgemeinen ein Licht verbreitet, das um desto vorzüglicher ist, je mehr diese Städte der Kanal des Handels mit dem Auslande geworden sind.

Der erste Aufsatz, die *Geschichte der Hanse* von Prof. Büsch verbreitet zugleich viel Licht über den ganzen Gang der Handlung in dem Zeitraum, wo diese blofs auf Handlungspolitik gegründete Verbindung von fast 85 deutschen, oder die deutsche Sprache führenden Städte, in voller Wirkksamkeit war, und zu dem Fortschritt der Cultur, insonderheit in Deutschland und dem nördlichen Europa nicht wenig beytrug. *Ueber den gegenwärtigen Zustand der bildenden Künste in Hamburg*, von Domh. Meyer. Hamburg, das in den Künsten lange zurück war, hat jetzt auch hierin erfreuliche Ausichten. Mir Recht schreibt der Vf. ihren Keim der 1765 gestifteten Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe zu. *Zur neuesten Cöthurgeschichte von Lübeck*, von dem Domfynäikus D. Overbek: Interessante Nachrichten von den wohlthätigen Bemühungen der literarischen Gesellschaft, welche im J. 1793 den Namen einer *Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit* annahm. *Anzeige einer neuen Karte von der Reichsstadt Bremen und ihrem Gebiete*. Sie ist das erste in einem gewissen Grade vollkommene Unternehmen der Art, und wird mit Benutzung aller bisherigen, hier recensirten Hülfsmittel, insonderheit des Grundrisses von Murfeld von 1706, sehr schön von Tischbein gestochen, aber wohl nur für die Subscribenten. Die Länge wird auf 26° 33' 6", die Breite auf 53° 4' 50" bestimmt. *Ueber das Geheim-*

halten der väterlichen Entscheidungsgründe, von D. Gildemeister. Der Vf. erklärt sich lebhaft dagegen, doch ohne die Frage zu erschöpfen.

Der zweyte Band hebt an mit den Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg, die auch in dem dritten und vierten Bande fortgesetzt werden, und nachher einzeln mit vieler Eleganz gedruckt sind. Diese Gemälde ist, wie man leicht sieht, von Meisterhand — treffend und lebhaft, nur hier und da etwas stark verschönert. Auch der Stil ist an mehreren Stellen zu gesucht — ein Fehler, auf den wir eben den Vf. wegen seines sonst vorzüglichen Talents aufmerksam machen müssen. Ueber die öffentlichen Schulanstalten der freyen Reichsstadt Bremen, von Prof. Rump; manche erfreuliche Nachricht, aber auch offenes Geständniß erheblicher Mängel, unter denen in unferen Zeiten die förmliche, verfassungsmäßige Trennung reformirter und lutherischer Schulen um so mehr aufpassen muß, da vermittelst derselben jene allein Sache der Stadt als eines deutschen Staats sind. Schluss der Geschichte der Hanse, von Prof. Büsch; enthält die überaus lehrreiche Entwicklung der Handelsconjuncturen, welche seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts den allmählichen Verfall dieser einst so mächtigen Verbindung verursachten. Armenanstalt in Hamburg; einfache Darstellung der segensreichen Wirkungen der verbesserten Armenpflege, von ihrem verdienten Vorsteher, dem Etatsrath Voght, der neben Prof. Büsch die ganze Sache vorzüglich betrieb und in das Werk setzte. Man sieht hier eine Vergleichung des Armenwesens in Hamburg im Jahre 1789 und im Jahre 1799, deren Resultate so überaus wichtig sind, daß man in der That Grund hat, allen Regierungen es als eine Forderung der Menschheit an das Herz zu legen, sich mit den Hamburgischen Einrichtungen genau bekannt zu machen, um sie nach Möglichkeit anzuwenden. Im Jahre 1789 war die Anzahl der Personen, die in Hamburg Armen Unterstützung bedurften 9757, im Jahre 1799 nur 6013; es sind also in diesem Zeitraum, bey einer beträchtlichen Zunahme der Bevölkerung, dennoch von dieser Classe 3744 Menschen für den Staat, und man kann wohl sagen für die Menschheit gewonnen worden. Nach der gänzlichen Störung der Betteley waren im Jahre 1799 nur 401 Kinder als ganz arm eingezeichnet; unter 2689 erwachsenen Armen, die alle gekleidet, genährt, versorgt, aber doch auch zu aller Arbeit, deren sie fähig sind, angehalten wurden, befanden sich 1592 zwischen 60 und 100 Jahren, 908 zwischen 40 und 60 Jahren, meistens mit chronischen Krankheiten beschwert, und 189 Krüppel oder sicche Menschen unter 40 Jahren: dagegen betrug im Jahre 1789 die Anzahl der eingzeichneten Kinder 2225, und die der erwachsenen 5116, zusammen 7391 also mehr als das doppelte. Aufser den eingzeichneten Armen waren im Jahre 1789 auf dem Krankenhofe 920, im Jahre 1799 aber 894; im Zucht- und Werkhause 446, im Jahre 1799 nur 147; im Waisenhause 1000, im Jahre 1799 nur 600; dagegen sind in der

Summe des letzteren Jahres noch eingerechnet 237 Personen, welche den erhaltenen Vorschuss nicht zurück bezahlten, und 1045 Kinder, deren Erziehung den noch nicht verarmten Aeltern erleichtert wird. {Darf bey milden Stiftungen von der Bestimmung des Testators abgegangen werden? von dem Domsyndicus Overbeck; die Frage wird mit Recht bejahet, wenn das vorhandene Legat zu höheren Bedürfnissen des Staats angewandt werden kann. Geschichte des Museum in Bremen, von D. Wienholt; eine wissenschaftliche Anstalt, welche man in neueren Zeiten möglichst zu vervollkommen gesucht hat. Beschreibung des Amts Ritzbüttel.

In dem dritten Bande hat ein Ungenannter einen Versuch einer Darstellung des Handlungskrisis in Hamburg im Herbst 1799 geliefert, der die Ursachen dieser in der Handlungsgeschichte von ganz Europa so merkwürdigen Begebenheit, wahr und unpartheyisch entwickelt. Versuch einer Geschichte der musikalischen Cultur in Bremen, von Mag. Müller; ein interessanter Beytrag zur Kunstgeschichte. Aus welcher Classe, vom Adel oder aus der Kaufmannschaft, waren diejenigen Bremer und Lübecker Bürger, welche im Jahre 1190 die Stiftung des deutschen Ordens veranlaßten? von Hofrath Bachem; sowohl adeliche als nicht adeliche Bürger von Bremen und Lübeck hatten Antheil an dem Spital vor Acre und der dadurch veranlaßten Stiftung des deutschen Ordens: Ueber den Gebrauch, dem Gesinde Trinkgeld zu geben, vom Senator Deneken; der Vf. erklärt sich sehr dagegen. Ein paar Worte über das Gesindewesen in Bremen, mit angehängten Nachrichten von den Hamburgischen und Oldenburgischen Ersparungscassen für das Gesinde, von Prof. Smidt, interessant besonders wegen der kurzen Nachricht von den Ersparungscassen, über welche, als Einrichtungen von allgemeiner Nützlichkeit, eine umständlichere Nachricht ohne Zweifel wünschenswerth wäre. Ueber die Ursachen der letzten Handlungskrise und ihren Einfluss auf Bremen, von Prof. Smidt; ein nützlicher Beytrag zu den ähnlichen Schriften, welche vorzüglich Hamburg betreffen. Die Staatsbillets oder Creditscheine gegen vollkommene in Waaren gegebene Sicherheit zeigten sich auch hier als das zweckmäßigste Mittel, dem gänzlich gesunkenen Credit wieder aufzuhelfen, und die Stockung aller Handelsgeschäfte zu verhindern. Es war nicht einmal nöthig, für eine volle Million Staatsbillets zu verfertigen, denn die sämmtlichen eingelegten Waaren wurden nur für 160000 Thaler taxirt, also nur für 200000 Thaler Staatsbillets ausgegeben, und für 600000 Thaler zur Sicherheit des Umschreibens in der Bank aufbewahrt.

Aus dem vierten Bande zeigen wir besonders an: Karl Rechlin's Leben; der edle Jüngling ward schon in seinem Alter von 27 Jahren (er starb den 17. December 1796) den Wissenschaften, und der ausübenden Pädagogik entrißen, für welche er viel versprach.

sprach. *Ueber die Entstehung der neuen Bürgerschule in Bremen und die erste öffentliche Prüfung der Schüler*; von Doctor Ewald und Häfeli. Die Schule, welche einem wahren Mangel in Bremen abhilft, verdankt ihre Entstehung dem D. Ewald im J. 1799. Diefs wird hier weitläufig genug erzählt; auch enthalten die beiden Reden bey der öffentlichen Prüfung nichts, was sie für ein größeres Publicum interessant machen könnte. *Ueber einige in Hamburg vorkommende Sünden wider die Vaterlandsliebe*, die Sucht sich ausländische Sachen zu kaufen, und durch Titel von Höfen sich den bürgerlichen Aemtern zu entziehen. *Beschreibung des Gebiets der Reichsstadt Bremen*; für jetzt die geographische und ökonomische Beschreibung des Gebiets, so wie es durch den Stader Vergleich mit Kurbraunschweig am 6. August 1741 bestimmt ist. *Ueber die in Lübeck eröffnete Leihcaffe für Professionisten*; eine nützliche Anstalt, die am 1sten April 1799 mit einem Fonds von 18000 Mark Lübsch eröffnet ward, auf Anlaß einer ähnlichen Einrichtung in Nürnberg, die schon am 17ten April 1793 zu Stande kam, und durch die Bemühung der Lübeckischen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, die dem Publicum im J. 1799 von ihren Absichten und deren Erfolg in einer eigenen kleinen Schrift Rechenschaft gab. *Kurze Uebersicht der Bremischen Gerichtsverfassung*, von Senator Deniken; aus der genauen Angabe der verschiedenen Gerichte und ihrer Competenz läßt sich leicht genug abnehmen, daß die Gerichtsverfassung hier, wie in den meisten Reichsstädten, keinesweges zu den Segnungen der Reichsstädtischen Verfassung gehört. Dennoch sind die Bremer so eifüchtig darauf, daß kein Bremischer Bürger seinen Mitbürger bey einem auswärtigen Gerichte belangen darf, auch dann nicht einmal, wenn die Güter in einem fremden Gebiete liegen, oder der Contract an einem andern Ort geschlossen ward; wagt er es, so wird er willkürlich gestraft, muß dem auswärtig angestellten Proceß entsagen, und seinen Gegner Schaden- und Kostenlos halten.

Der fünfte Band enthält zuvörderst Ehrendenkmale auf Büsch und Kirchhof (Senator, berühmt als Kenner und Schriftsteller in der Mathematik, Physik und Staatswirtschaft farb 1800.) von Dombherr Meyer, welcher gemeinschaftlich mit Prof. Brodhagen auch eine Beschreibung von Kirchhofs sehr reichem physischen Cabinet geliefert hat. *Ueber die öffentlichen Schulanstalten von Bremen*, von Prof. Pump; eine umständliche Nachricht, lehrreich auch durch eingestreute allgemeine praktische Bemerkungen. *Proben einer Bildergallerie Hamburgischer Män-*

*ner des achtzehnten Jahrhunderts*; eine kurze Charakteristik von 97 in dem abgewichenen Jahrhundert verstorbenen merkwürdigen Männern, unter denen mehrere sich um die Wissenschaften höchst verdient machten. *Ueber den Einfluss des Handels auf die Cultur derer, welche sich damit beschäftigen*; richtige Entwicklung der Mittel zur Cultur, welche der Handel darbietet. *Die Briefe eines Hanseaten* geben einige gute Nachrichten zur Kenntniß der Topographie und der Sitten der Hansestädte, aber in einem nicht glücklichen Vortrage, und vermischt mit manchen trivialen und schiefen Bemerkungen.

Des sechsten Bandes erstes Heft, liefert bloß einen einzigen Aufsatz über den wichtigen und allgemein nützlichen Einfluss der reichsfreyen Hansestädte in die Handlung aller Länder, mit einigen daraus hergeleiteten Folgen für alle Zeiten. Dieser Satz an sich wird auf eine so überzeugende Art ausgeführt, daß wohl kein unbefangener Sachkundiger ihn ferner in Zweifel ziehen kann, und sich daher auch für die vollkommenste Sicherstellung der Neutralität dieser Städte in Reichskriegen lebhaft interessieren muß. Aber der Verwickelungen und Schwierigkeiten, welche daraus entstehen, daß diese Städte auch außerhalb ihres Weichbildes unmittelbares Gebiet von Land und Leuten besitzen wollen, erwähnt der Vf. überall nicht, und diese sind so groß, daß, so viel wir einsehen, alle verständige Freunde der Freyheit der Hansestädte, und der noch übrigen freyen Reichsstädte überhaupt, alle Ursache hätten, zu wünschen, daß sie sich dieser wahren Bürde entladen möchten, um dadurch ihre Freyheit und ihre politische Existenz desto mehr zu sichern, und alle unangenehme Collisionen mit ihren Nachbarn völlig zu vermeiden.

Am Ende jedes zweyten Hefts, oder jedes Bandes, befinden sich noch verschiedene kürzere Aufsätze und Nachrichten aus verschiedenen Reichsstädten, unter denen manches interessante vorkommt. So steht in dem zweyten Heft des vierten Bandes eine mit vieler praktischen Kenntniß abgefaßte Darstellung der Folgen der großen Handelskrisis im Herbst 1799 für Lübeck, und die wahre, einfache Denkschrift Ebelings auf den verdienten Prof. Büsch, seinen vieljährigen Freund und Mitarbeiter bey der Handlungsakademie. In dem zweyten Heft des fünften Bandes findet man interessante Nachrichten von der Navigationschule in Bremen, und von den Verhandlungen der oben genannten Lübeckischen Gesellschaft von October 1799. bis zum 27ten Januar 1801.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. December 1802

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Feind: *John Ferriars, Doctors der Heilkunde und Arztes an dem Krankenhaufe und der Arzneyverforgungsanstalt zu Manchester, neue Bemerkungen über die Hundswuth, die häutige Bräune, den Keichhusten, die Luftseuche, eine zeither missverstandene Krankheit der Lymphgefäße, und andere Krankheiten, nebst Angabe der besten Heilarten.* Aus dem Englischen übersetzt von *Christian Friedrich Michaelis, Doctor der Arzneywissenschaft, und Arzt am Johannishospital zu Leipzig.* 1801. 9 B. gr. 8. (12 gr.)

Unter diesem Titel ist der dritte Theil von des Vfs. Bemerkungen enthalten, deren beide vorhergehende Sammlungen zu ihrer Zeit in der A. L. Z. (1792. B. IV. S. 312. u. 1800. B. I. S. 431. f.) angezeigt worden sind. Freylich sagt, wie doch billig gewesen wäre, der Titel davon Nichts, und es ist daher sehr auffallend, daß die sogenannte Norm den dritten Theil anzeigt, bis man im Vorberichte des Uebersetzers den Auffchluß findet. Der Inhalt betrifft folgende Gegenstände: I. *Von der Hundswuth.* Die Benennung: Wasserscheue ist sehr unpassend; manche neuere Aerzte sind dadurch verleitet worden, ein hinzukommendes Symptom irrig für eine specifische Krankheit zu nehmen. Der Fehler liegt in dem Mangel an Zergliederungen in dieser Krankheit. (Freylich wahr; aber wer will diese leicht wagen? Nach der königl. preussischen Taxordnung für die Medicinal-Personen vom 30. April 1802 sind (S. 9) „alle Instrumente, welche ein Wundarzt bey der Hydrophobie angewandt hat, zu allem ferneren Gebrauch untüchtig und müssen cassirt werden.“) Wenn künftige Zergliederungen erweislich machen sollten, daß bey den an der Hundswuth Gesterbenen sich gemeinlich eine Congestion in den Lungen erzeugt: so ist der Vf. geneigt, diese Krankheit von der Hemmung des Blutumlaufes in diesem Organe abzuleiten. Derjenige Grad der Entzündung des Magens oder der Speiseröhre, welcher den Genufs von Flüssigkeiten erschwert, entsteht nicht allein aus Mitleidenheit, sondern auch als Folge der Beschaffenheit der Lungen allein. Verstattet es die Periode der Krankheit: so sollte man Blasenpflaster auf den Kopf, die Brust, und den Rückgrath legen. Gegen wiederholte Aderlässe und Blutlassen aus der Halsader muß man sich nicht durch die Beschaffenheit des Pulses und die anscheinende Mattigkeit furchtsam machen lassen; dabey ist jedoch, während das Blut fließt, besonders

A. L. Z. 1802. *Vierter Band,*

nach der ersten Aderlässe, große Aufmerksamkeit auf den Zustand des Pulses zu richten, wie in der Lungenentzündung. Sollte inzwischen das häufige, allgemeine, Aderlassen bedenklich seyn: so müssen Blutigel an die Schläfe gesetzt werden. Dem Moschus ist wenig zuzutrauen. Calomel mit Opium, beides in reichlichen Gaben, ist mit dem äußerlichen Gebrauche des Quecksilbers zu verbinden; es ist äußerst wichtig, früh einen Speichellaus hervorzufragen. Während der Existenz der Symptome ist der Gebrauch des kalten Bades und der Rinde gänzlich zu untersagen. Diefs ist der Plan, nach welchem der Vf. sich vorgenommen hat, zu verfahren, wenn neue Fälle von dieser Krankheit ihm vorkommen sollten, ob er gleich völlig überzeugt ist, daß die Gründe, weshalb er dieser Heilmethode den Vorzug giebt, erst durch sorgfältige Zergliederungen und genaue Unterscheidung der Symptome; mehr auf's Reine gebracht werden müssen. II. *Nachricht über die Einrichtung der Fieberfälle zu Manchester.* Genauer und umständliche Beschreibung einer vortrefflichen Anstalt, die auf die Vorstellungen des Vfs., welche aus dem ersten und zweyten Theile dieses Werkes bekannt sind, errichtet wurde. Großes Lob des kalten Bades im Synochus und Typhus (S. 51 ff.); doch weicht der Vf. darin von Currie ab, daß er es nicht in den ersten Tagen des Fiebers anwenden läßt, sondern es in dem späteren Zustande der Krankheit unabänderlich heilsam und zuverlässig befunden hat, wo jener insgemein davon abräth; ein Widerspruch, der vielleicht, wie er glaubt, in der Verschiedenheit der Lage und Beschäftigungen von Liverpool und Manchester seinen Grund hat. III. *Ueber eine, zeither falsch erklärte, Krankheit der Lymphgefäße,* nämlich Entzündung derselben aus inneren Ursachen. Anwendung auf den mit Fieber verbundenen Rheumatismus, die Sackwassergeschwulst, den Skirrhus in den Gefäßdrüsen, die Schwindfucht, die Luftseuche, die Pest, die Geschwulst der Extremitäten bey Kindbetterinnen, von welcher letzteren bey dieser Gelegenheit umständlich gehandelt wird. IV. *Ueber die häutige Bräune, oder den Croup.* Beschreibung und Verlauf der Krankheit, die der Vf. selbst, wie er sagt, zu wiederholtenmalen in seiner Jugend erlitten und bey einem großen Theile der Seinigen gesehen hat. Diagnose des unächtigen Coups: im letzteren hat 1) der Husten nicht den gellenden, wimmernden Ton, welcher den eigentlichen Croup auszeichnet, sondern ist von rauherer Art und erfolgt in längern Zwischenräumen; 2) das Athemholen wird, selbst wenn der Husten sehr heftig werden sollte, nicht so sehr gestört,

Zzzz

stört, und die Verstopfung der Luftröhre führt nicht das dem Croup eigenthümliche Zischen bey sich, sondern gleicht mehr der gewöhnlichen Dyspnoe; 3) der unächte Croup wird nicht von der Unruhe, dem Zittern, dem Klopfen, der Schlagadern begleitet, welche den ächten auszeichnen. Doch lassen diese Unterscheidungszeichen sich nur durch angestrenzte Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Fälle der Krankheit erkennen. Der Vf. sah Kinder von fast jedem Alter, unter neun Jahren, diese Krankheit erleiden. Nie hatte er Grund, ihn für ansteckend zu halten, und es ist ihm sehr zweifelhaft, daß die Neigung dazu erblich sey. Wenn nicht in den ersten sechs Stunden sich die Symptome legen: so wird die Krankheit gemeinlich tödtlich. Die zur Verschaffung von Hülfе schickliche Zeit ist gegen 10 oder 11 Uhr Abends, wenn der Husten, der kurze Athem, und das Herzklopfen zunehmen. Es leidet keinen Zweifel, daß der wahre Croup eine Krankheit höchst inflammatorischer Art ist; die Haut ist wohl Nichts anders, als eine inflammatorische Exudation. Der Vf. sah den Croup sich, als accessorisches Uebel, zweymal zur böartigen Bräune gesellen, und einmal eine Lungenentzündung sich in den Croup verwandeln. Bey seinen Kranken war der Hauptzustand der Kur, daß sofort, und, wenn er früh genug gerufen wurde, bis nahe zur Ohnmacht; zur Ader gelassen wurde. Zu gleicher Zeit muß ein großes Blasenpflaster auf die Brust oder zwischen die Schultern gelegt werden. Alsdann ist zunächst ein Brechmittel erforderlich, wozu der Vf. sich gewöhnlich des Brechweinsteins bedient, in sehr gefährlichen Fällen aber den blauen Vitriol anwendet. Erfolgt auf die erste Aderlässe und das erste Brechmittel keine nachdrückliche Erleichterung: so muß das Aderlassen wiederholt und mit der Ausleerung solange fortgefahren werden, als die Kräfte es nur zulassen. Dazwischen kann man warme Bäder und Befästigungsmittel einschalten. Die Entleerung durch Blutigel ist ganz unangemessen. Die Oeffnung der Luftröhre ist völlig fruchtlos. V. *Vom Keichhusten.* Im Anfange der Krankheit kann, wenn sie von Symptomen des Fiebers und der Entzündung begleitet wird, zuweilen Blutlassen erforderlich seyn. Noch öfter sind Blasenpflaster nöthig, und tartarisirtes Spiesglas, als gelindes Brechmittel, ist sehr schicklich. Nach diesen vorläufigen Maafsregeln ist, dem Vf. zu folge, das einzige thätige Mittel zur Verkürzung der Krankheit die Auflösung des weissen Arseniks, wovon er bey Kindern täglich mit einem Tropfen, bey kleinen Kindern unter sieben Jahren mit zwey Tropfen anfängt, und diese Gaben nach Beschaffenheit der Symptome wiederholen läßt. Man muß jedoch der angehäuftsten Wirkung dieses Mittels vorbeugen, und zu dem Ende den Gebrauch desselben nach Gelegenheit einen oder mehrere Tage lang aussetzen und die Leibesöffnung durch etwas Calomel unterhalten. (Möchte doch Ferriars Name Niemanden zur Unvorsichtigkeit und zum Mißbrauche verleiten!) VI. *Ueber die Anwendung der Salpe-*

*tersäure in der Luftseuche und einigen andern Krankheiten.* Acht Krankengeschichten. Der Vf. bemerkte nicht, daß bey der Verbindung der Säure mit Quecksilber eine kleinere Quantität von dem letzteren zur Ausrottung der Krankheit hinreichend gewesen oder durch den Gebrauch der Säure die Wirkung des Quecksilbers auf die Speicheldrüsen befördert worden wäre. Er vernuthet, nach seinen Erfahrungen, daß die Säure die Reizbarkeit des Körpers vermindere und der zu großen Ausbreitung der venerischen Krankheit steure. Ihre eigenthümliche Kraft beschränkt sich auf gewisse Symptome in den späteren Perioden derselben. Sie scheint die Schmerzen der Knochen zu heben, und auf die öbern Geschwüre der dritten Periode zu wirken; allein der Vf. getrauet sich schwerlich, die Kur eines nur zu ausgemacht venerischen Uebels durch die bloße Säure zu versuchen. — Der Kochsalzsaure bediente sich der Vf. häufig, um die Kräfte der bewegenden Faser in Scrofeln, Lungenschwindsucht, Unverdaulichkeit oder allgemeiner Schwäche wieder her zu stellen: immer bewirkte sie Beschleunigung des Pulses, eine angenehme Wärme im Magen, ein Gefühl von vermehrter Lebhaftigkeit und Munterkeit, und eine Erhöhung der Farbe; und sie bewies sich in vielen Fällen als ein heilfames Substitut der Rinde, des Stahls und der bittern Mittel. — Die Salpetersäure bewies sich im chronischen Rheumatismus sehr heilsam, und leistete in allgemeiner Schwäche und grosser Reizung des Nervensystems so viel, als nur die kräftigsten Stärkungsmittel hätten leisten können. Sie kann bey vielen reizbaren, gallenreichen Constitutionen mit grossem Vortheile, statt der Rinde und der andern gewöhnlichen Mittel, angewandt werden. In anhaltenden, böartigen Fieber wird sie sich wahrscheinlich als ein vortreffliches Stärkungsmittel erweisen, zumal wenn der Magen reizbar ist, und die Kochsalzsaure Durchfall erzeugen oder unterhalten sollte: wo im Typhus starker Durchfall oder Neigung zur activen Entzündung und Blutflusses vorhanden ist, muß wenigstens die Dosis der Säure vermindert und Opium in *Substanz*, indem das Laudanum leicht eine Explosion zuwege bringt, damit verbunden werden. — Die Salpetersäure ist in manchen Perioden der venerischen Krankheit sehr dienlich, die Gröfse und Dauer ihrer Wirkung laßt sich aber zur Zeit noch nicht bestimmen. — Die übersaure Kochsalzsaure der Pottasche fand der Vf. in dem eigentlichen Scharbock wirksam. In der Luftseuche leistete sie nicht viel. In allgemeiner Schwäche schlug sie immer fehl. In einem leichten Falle wirkte sie als Harnmittel und hob die Krankheit; bey andern wasserfüchtigen Kranken half sie nicht. Er gab sie gewöhnlich zu 15 Granen alle vier Stunden. Ihre Anwendung ist vollkommen sicher. VII. *Ueber die Behandlung der Sterbenden.* Ein lebenswerther und befolgenswerther Aufsatz, aus dem man die menschenfreundliche Denkart des Vfs. schätzen lernt und dessen Hauptinhalt das Motto: „Störe ihn nicht! — Laß ihn in Frieden ziehn!“ anzeigt.

Anhang. I. Für die Armen. Enthält eine Anweisung, wie sie sich gegen ansteckende Fieber zu schützen haben, und war ursprünglich dazu bestimmt, vom Gesundheitsausschusse ausgeheilt zu werden, was jedoch nachher unterblieb. II. Beyträge von William Simmons zu Manchester. 1) Ueber den Gebrauch des reinen Pflanzenlaugensalzes (*kali purum*), als eines Aetzmittels in der Wasserseuche. Gegen vierzig Leute, die sich, als von tollen Hunden gebissen, bey dem Krankenhanse gemeldet hatten, entgingen alle der Krankheit durch folgende Behandlung. Man liefs auf den verwundeten Theil reines Pflanzenlaugensalz legen, und gab nebenher, *des se voir faire* wegen, das Ormskirische Mittel. Würde gleich das Uebel wohl an sich in vielen dieser Fälle nicht erschienen seyn; so ist es doch höchstwahrscheinlich, sagt der Vf., das es in manchen derselben sich gezeigt haben würde, da es sich kaum denken lafst, das das Gift in allen sollte unwirksam geblieben seyn. Man kann vorher das Ausschneiden anwenden, und dann die Oberfläche mit reinem Laugensalze berühren; nur mus man ein Geschwür entleeren lassen, das mit der Tiefe und Ausdehnung der Wunde in Verhältnifs steht. 2) Ueber den Gebrauch der Salpetersäure in der Luftseuche. Zwey Fälle, deren einer zeigt, das sie keinesweges im Stande ist, die secundären Symptome anhaltend zu heben, wie viele temporäre Linderung sie auch in Halsgeschwüren gewährt. Dennoch zeigt sie in Herstellung der Gesundheit und Kräfte im secundären Fallen einen schleunigen und beharrlichen Einflufs, und sie heimt unter Umständen, wo keine Quecksilberkur rathsam ist, z. B. im bösarigen, anhaltenden Fieber, den Fortgang der Luftseuche. Der Vf. sah davon vielen Nutzen bey nach einer Quecksilberkur zurückbleibenden, und durch ferneren Gebrauch des Mercurius sich verschlimmernden Geschwüren. Doch pflichtet er für jetzt dem Satze, das Salpetersäure und Quecksilber durch ihr Oxygen wirken, nicht bey.

Von der medicinischen Anwendung der Lufterten sagt Ferriar Nichts, weil er, nach wiederholten Versuchen, sich (Vorr. S. VI.) nicht davon zu überzeugen vermag, das sie sonderlichen Nutzen gewähren.

Der Uebersetzer ist lesenden Aerzten durch mehrere Arbeiten dieser Art bereits rühmlich bekannt. Gerade um so mehr halten wir uns daher verpflichtet, ihn auf einige kleine Nachlässigkeiten und Uebereilungen aufmerksam zu machen, die sich in der gegenwärtigen eingeschlichen haben. Folgende Stellen werden zum Beweise hinreichen; „aus Folge eines tollen Hundbisses, (S. 2) Kurzathmigkeit, (S. 9) wiederhohentlich, (S. 77) gichterischer Kraupf, (S. 78) viele Leben, im Pluralis, (S. 84) Herrn — sein Bedienter, (S. 130) die Gasse, st. die Gas-Arten, (S. VI. Vorr.) u. s. w. Bey den chemischen neuen Benennungen würde es für Ungeübte rathsam gewesen seyn, den Ausdruck im Originale in Klammern einzufassen, wie z. B. S. 100. 105. nicht geschehen ist.

LEIPZIG, b. Supprian: Bouvyer - Desmortiers Untersuchung über Taubstumme und die Mittel, ihnen das Gehör und die Sprache zu verschaffen, aus dem Franz., mit Anmerk. von Franz Heinr. Martens. 1801. 252 S. 8. m. 1 Kpf.

Der Vf. ist kein eigentlicher Arzt, aber ein wohlwollender und genauer Beobachter. Er ist in mehreren Hinsichten ein Gegner des berühmten Sicards zu Paris. Seine Abhandlung zerfällt in drey Abschnitte. Der erste enthält allgemeine Betrachtungen über Taubstumme, zumal in psychologischer Rücksicht; der zweyte beschäftigt sich mit der medicinischen Behandlung derselben, und im dritten sind Bemerkungen über die weitere Behandlung derselben, ein Briefwechsel mit einer Taubstummen und Nachrichten von dem bekannten Pariser Taubstummen *Massin* enthalten. Die Darstellung des Vfs. ist ein wenig weitläufig, mit Abschweifungen von dem eigentlichen Gegenstande, die doch manchmal interessant genug sind, z. B. die Bemerkung, das eine Frau immer abwechselnd ein schlecht- und ein guthörendes Kind gebar. Er geht auch mitunter sehr ins Detail, z. B. wo er die ganze Behandlung des taubstummen Mädchens, was er behandelte, tageweise aus seinem Journale auszieht, zeigt aber doch auch wirklich eine nicht alltägliche philosophische Cultur sowohl in seiner Meynung über die ursprünglichen Anlagen und Fähigkeiten dieser unglücklichen Menschen, als auch über die Sprache und Rede überhaupt. Das Mittel, welches er fast zu allgemein bey Taubstummen für heilsam hält, ist die *Electricität*. Mit Recht zweifelt der Uebers., welcher dieser Schrift manche gute Anmerkung beygefügt hat, ob es möglich sey, die organischen Fehler des Gehörganges damit verbessern zu können. Organische Fehler nennt der Uebers. diejenige Unvollkommenheit in Bildung und Mischung der Theile, wodurch die Ausübung der Function schlechterdings gestört wird; widernatürliche Bildung in *excessu et defectu*, widernatürliche Mischung, Verwachsung der Theile. Unter die entfernten Ursachen rechnet er Lähmung der zum Gehör nothwendigen Nerven und Muskeln, und Krankheiten der nahe gelegenen Theile. Die organischen Fehler sind meistens unheilbar, die entfernten Ursachen können gewöhnlich entfernt werden; im Fall der Kranke nicht ganz ohne Empfindung des Gehirns gewesen ist oder noch ist, sey unter günstigen Umständen immer noch Heilung möglich.

### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MÜNCHEN, b. Seidel: Predigten bey besondern Veranlassungen gehalten, von Ludwig Friedrich Schmidt, 1802. 264 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Diejenigen, welche Gelegenheit gehabt haben, den Vf., Kabinetsprediger der regierenden Frau Kurfürstin zu Palzbayern, predigen zu hören, rühmen ihn, als einen der vorzüglichsten Kanzelredner; insofern ge-

gedruckte Predigten von dem Talent und der Kunst dessen, der sie gehalten hat, Zeugniß ablegen können, bezeugen die vorliegenden dies zur Genüge. Es sind ihrer sechszehn. Die besondere, auf dem Titel berührten Veranlassungen sind großentheils von Lebensumständen der Frau Kurfürstin hergenommen, z. B. nach ihrer unglücklichen Entbindung, ferner beym Hervorgang der Kurfürstin aus dem Wochenbette, an ihrem Namensfeste u. s. w. Mit vieler Würde der Religion selbst sind diese Veranlassungen namhaft gemacht und diese Umstände behandelt. Wie besonnen und klug ausserdem der Vf. sich in die ihm, als dem ersten protestantischen Prediger in München, eigenthümliche Lage zu fügen weis, beweist unter andern die 5te Predigt dieser Sammlung: Von der Zufälligkeit und Vergänglichkeit irdischer Güter und Freuden über Matth. 6, 19—21, bey Gelegenheit der Jahrsfeyer (in der katholischen Kirche) des Todes Karl Theodors. Wie freymüthig zugleich und wie entfernt von einer oft wohl klugen, aber nicht eben auch christlichen Zurückhaltung und Schüchternheit er zu seyn vermag, davon zeugt folgende Stelle aus dieser Predigt: „Erinnert uns nicht die ewige Ebbe und Fluth im menschlichen Leben ununterbrochen und ernst an den Zuruf unsers Erlösers: Sammelt euch Schätze, die ewig sind im Himmel. Und ernst und feyerlich erinnert uns auch der heutige Tag daran. Es ist der Tag, an dem vor einem Jahre die Herrlichkeit eines Fürsten in den Staub sank, der während seiner langen Regierung den Unbestand des Glücks und die Flucht der Zeit vor manchen andern seiner gekrönten Brüder gefesselt zu haben schien. Es ist der Tag, an dem einft Bayern seinen Beherrscher

verlor, der während seiner mehr als 50jährigen Regentenlaufbahn doch auch den Wechsel der Dinge oft genug erfuhr, und bald Ruhe, bald Stürme, bald blühenden Wohlstand der Völker, bald ihren Jammer unter den Bedrängnissen verheerender Kriege erlebte, der hier Lob, dort Vorwürfe und Tadel, hier Dank, dort Unzufriedenheit ärndete. — Es ist der Tag, an dem einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands, so hüßlos und ohnmächtig dem Tode in die Arme sank, wie der geringste seiner Unterthanen, wo aller Glanz und alle Herrlichkeit erlosch, und wo ihm nichts hinüber folgte in die andre Welt, als seine Thaten, die dort gerichtet werden sollten.“ „Der Tag macht Könige den Knechten und Bettler den Monarchen gleich, und in den Hallen der Ewigkeit gilt keine Krone als Empfehlung und kein Fürstehut als Freybrief vor dem ernsten Urtheil der unbestechlichen Gerechtigkeit, — ihre Werke folgen ihnen nach, und sie bestimmen dem Könige sein Loos, wie dem Sklaven.“ Diese Stelle mag zugleich eine Probe von der beredten und edlen Sprache des Vfs. seyn. Ausserdem ist die Darstellung fast in allen diesen Predigten, wie in der angeführten Stelle lebhaft, erwärmend, oft hinreißend. Anordnung und Ausführung sind plan- und lichtvoll, die Gebete kurz und eindringend; kurz, das Gemüth fühlt sich durch sie erbauet, ohne durch ein Dociren und Analysiren in seiner Andacht gehemmt, und doch auch ohne durch Dunkelheit, oder trübes, mystisches Auffchauen gestört zu werden. Ausser dem besondern Interesse also, das diese kleine Sammlung durch die äussern Umstände hat, liegt in ihr selbst noch ein anderes, das sie jedem gebildeten Leser lieb und werth macht,

## KLEINE SCHRIFTEN.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Berlin, b. Mazdorf: *Werte eines Menschenfreundes über die jüdische Nation, in Hinsicht der zu bewerkstelligen möglichen so nothwendigen Verbesserung des Zustandes des ärmern Theils dieser Nation, insbesondere in den königl. preuss. Staaten. Eine Aufforderung an den reichen und begüterten Theil dieser Nation.* 32 S. 8. (4 gr.) Nachdem der Vf. die bekannten Hindernisse ihrer Verbesserung, das sie bloß auf den Erwerb durch Handel, der ihren moralischen Charakter durchaus verdirbt, eingeschränkt sind, das man ihre Existenz als Duldung, durch immer erhöhte Schutzgelder zur Finanzoperation macht, wobey immer aller Aufklärung ungeachtet, eine bürgerliche Trennung zwischen ihnen und den Christen fortdauert, angezeigt hat, schlägt er vor, das Juden zum wirklichen Feldbau zugelassen und gebraucht werden, das man ihnen dazu wü-

ste Gegenden in West- und Ostpreußen, Pommern u. s. w. einräume und ihnen dabey unter gehöriger Leitung friedliebend begegne (welches sonst oft, aber vergeblich, gesagt ist). 2) Das jeder reiche Jude nach seinem Vermögen dazu die nöthigen Kosten so weit beytrage, das ein gehöriger Fond dazu gebildet werden könne. 3) Eine Reformation ihrer alten Gesetze, in sofern sie auf Zeit und Ort nicht mehr passen. *Pia desideria!* Stünden nur nicht von allen Seiten ihrer Erfüllung Hindernisse entgegen! Werden die reichen Juden, die sich von den armen als eine so ganz unterschiedene Gattung von Menschen betrachten, die sich an die levitischen und talmudischen Gesetze so wenig als an die Synagoge kehren, dazu wohl Capitalien hergaben? — Wo bringen begüterte Christen ihren armen Glaubensgenossen oder Nationalverwandten solche Opfer?



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 31. December 1802.

## GESCHICHTE.

NÜRNBERG, in d. Bauer. u. Mann. Buchh.: *Taschenbuch für die neueste Geschichte*, herausgegeben von D. Ernst Ludwig Posselt. Mit Kuffnerischen Kupfern. Erster Jahrgang 1794. 141 S. Zweyter Jahrg. 1795. XVI. u. 380 S. Dritter Jahrg. 1796. XVI. u. 267 S. Vierter Jahrgang: Feldzug. 1795. 1798. XX. u. 375 S. Fünfter Jahrgang: Feldzug 1796. 1799. XVI. u. 413 S. Sechster Jahrgang: Feldzug 1797. 1800. XXIV. u. 201 S. Siebenter Jahrg.: Feldzug 1799. 1801. XVI. u. 344 S. Achter u. letzter Jahrgang: Feldzug 1800. 1802. XX. u. 427 S. 12. (Jeder Jahrg. 1 Rthlr. 8 gr.)

Diese jetzt vollendete Geschichte des merkwürdigsten aller Kriege wird immer auch unter den Werken der historischen Kunst eine vorzügliche Stelle behaupten. Je schwieriger das Unternehmen war, man mag nun auf den Umfang der Handlung oder auf die einander so oft völlig widersprechenden Quellen der Nachrichten sehen, desto größer ist das Verdienst der Bearbeitung. Zwar bleibt es ohne Zweifel noch lange eine unmögliche Forderung, diese Geschichte vollständig und, so weit das menschliche Auge reicht, mit aller Wahrheit zu schreiben. Denn die Begebenheiten sind so zahlreich, der Wechsel derselben ist so schnell, der Schauplatz so vielfach und so verschieden, die Ursachen der Ereignisse so mannichfaltig, die wahren und geheimen Triebfedern so verschiednen von denen, die scheinbar vor Augen liegen, das eine helle Einsicht nicht eher zu hoffen ist, als bis der Fortgang der Zeit, die Befänftigung der Leidenschaften, und die gänzliche Veränderung des Privatinteresses, die Beleuchtung der Gegenstände zulassen, über welche jetzt noch ein mehr oder weniger undurchdringliches Dunkel schwebt. Dann erst wird man begreifen, wie jener gänzliche Wechsel des Glücks möglich war, der an allen Entschneidungen in diesem ungeheuren Drama so außerordentlich und beyspielloos ist, das wir ihn für ungläublich halten würden, wenn wir nicht wüßten, das er wirklich wäre: dann erst wird man einsehen, das selbst der große Tag der Schlacht bey Marengo, die über Europens Schicksal entschied, nicht so ganz von dem Zufall abhing, wie man aus dem Umstand schliessen muß, der eigentlich den Ausgang der Schlacht bestimmte, sondern das das abermalige Unglück der österreichischen Waffen, denen der vortreffliche Erzherzog Carl einen solchen Glanz gegeben hatte, wieder seinen guten Grund in

A. L. Z. 1802. *Vierter Band,*

einer Kette von Ursachen hatte, die selbst während der glänzenden Siege zu wirken fortführen, und am Ende einen Definitiv-Frieden herbey führten, den noch im April 1800 der menschliche Verstand, nach der bekannten Lage der Dinge zu urtheilen, eben so wenig voraussehen konnte, als man die gedachte Lage bey dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten im März 1799 vermuthen durfte. Inzwischen bis dieser Zeitpunkt eintreten kann, wird beides für das Bedürfnis unserer Zeitgenossen gesorgt und der künftigen Geschichte sehr nützlich vorgearbeitet, wenn wir die Facta, so wie sie uns jetzt bekannt seyn können, an einander reihen, mit möglichster Sorgfalt vergleichen, von manchen Schlacken säubern, von manchen Zusätzen sondern, die wir schon jetzt nach einigen Jahren als falsch erkennen, und dadurch ein Ganzes bilden, das, ohne auf Vollendung Anspruch zu machen, uns doch viel weiter führt, als die Darstellung einzelner Theile, und insonderheit auch dem künftigen Geschichtsforscher größere Ausichten eröffnet. Dies Verdienst gebührt in hohem Grade dem Vf., dessen erster Versuch dieser Art in lateinischer Sprache schon das verdiente Lob erhielt. Die deutsche Umarbeitung der Kriegsgeschichte des Jahres 1792 (denn nur diese ist Nachbildung des lateinischen Originals) aber ist noch weit vollständiger, gedrängter und belebter; und in den folgenden Jahrgängen entwickelt sich das Talent des Vfs. zu immer größerer Vollkommenheit. Er leistet an der seinem Zweck angemessenen Vollständigkeit, an kritischer Benutzung der bekannten Materialien, an Sorgfalt der Darstellung alles, was der Leser billiger Weise erwarten darf. Die große Schwierigkeit, bey einer so weitumfassenden, verwickelten Geschichte die chronologische Ordnung im Ganzen zu befolgen, ohne doch den Verfolg der einzelnen großen Begebenheiten abzubrechen, hat er mit einer seltenen Geschicklichkeit überwunden. Sein Stil ist deutlich, lebhaft, voll Würde und Kraft; nur das auch in dieser Arbeit des Vfs., zumal in den früheren Jahrgängen, der Ausdruck hie und da mehr in das Gesuchte fällt, als die Einfachheit der schönen historischen Schreibart es gestattet. Und ein ganz besonderes Talent zeigt er bey einem Gegenstande, wo die meisten Geschichtsschreiber, selbst aus dem Militärstande, scheitern: nämlich bey der Beschreibung der Schlachten und kriegerischen Unternehmungen. Er weiß sie so klar, so lebhaft, so anschaulich vorzustellen, das nicht bloß der Laie sich mit ihm wie an Ort und Stelle versetzen kann, sondern das auch der Krieger selbst nach seiner Beschreibung

Aaaaa  
ein

ein kunstmäßiges Urtheil zu fällen im Stande ist. So sind z. B. die Beschreibung der Ueberwältigung der französischen Linien vor Mainz, des Rückzugs, der *Moreau's* Namen unsterblich machte, der Schlachten bey *Novi* (15. Aug. 1799), bey *Marengo* und bey *Hohenlinden*, wahre Meisterstücke der Darstellung. Auch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß der Vf. schon jetzt in der pragmatischen Bearbeitung dieser merkwürdigen Geschichte sehr viel geleistet hat, theils durch die Art der Darstellung selbst, theils durch eingestreute Bemerkungen über Beweggründe und Absichten der handelnden Personen. So hat er insbesondere von der inneren Geschichte Frankreichs immer so viel angeführt, als zu einer vollständigen Uebersicht der Kriegsbegebenheiten nothwendig war, und manche dieser Abschnitte, wie z. B. die Geschichte von *Robespierre's* Fall, gehören leicht zu den vorzüglichsten und interessantesten Stellen des Werks.

In wie fern der Vf. auch die zweyte große Eigenschaft des Geschichtschreibers, Unpartheylichkeit, immer an den Tag gelegt habe, ist bey einer solchen Geschichte sehr schwer zu bestimmen. Keiner seiner Leser, wie wenig sie auch selbst unbefangten seyn mögen, wird ihn beschuldigen, die Wahrheit absichtlich geschmälert zu haben; vielmehr ist in dem ganzen Verlauf des Werks ein so reges Gefühl für Verdienst jeder Art herrschend, daß der Vf. immer mit gleichem Interesse für beide Partheyen schreibt, wenn er es wirklich mit Helden zu thun hat. Eine andere Frage ist es, ob nicht im Ganzen eine gewisse, gleichsam unwillkürliche Vorliebe, für die Sache der Republikaner, die anfangs jedem Menschenfreunde sich in einem so schönen Lichte zeigte, den Vf. mit unwiderstehlicher Gewalt hingerissen habe, die Farben, da, wo die Beleuchtung unsicher war, zum Besten der Franzosen zu mischen, ob sie ihn nicht geneigter mache, verhältnißmäßig den Erzählungen dieser Parthey mehr Glauben beyzumessen, ihm nicht fast mehr Enthusiasmus noch für republikanische Tugend einflöße: und dennoch sollte billig der Geschichtschreiber eben die entgegengesetzte Tendenz zeigen, weil in allem, was zur Darstellung gehört, die französischen Berichte ohnehin einen entschiedenen Vorzug behaupten. Aber wer wird ihm aus dieser Vorliebe ein Verbrechen machen, auf einer Bahn, die, wir sagen es noch einmal, so schlüpfrig ist, daß fast mehr als menschliche Festigkeit dazu gehört, nie auszugleiten.

Neben der Hauptgeschichte eines Feldzugs enthält jeder Jahrgang noch einige interessante Beylagen, die sehr gut geschriebene Erklärung der Kupfer, und am Schluß eine chronologische Tafel. Im zweyten Jahrg., der *Brissots* und *Dumouriez's* Bildniß hat, befindet sich eine Notiz von *Dumouriez* und *Brissot*, beide, wie es scheint, nicht von dem Herausgeber; beide seiner nicht würdig. Der dritte Jahrg. mit *Barre's* Bildniß, enthält einen sehr guten Aufsatz über die Luftbälle und Telegraphen, mit Kupfern, und Schilderungen von *Robespierre* (dessen

Bildniß vor dem ersten Jahrgang fehlt) und *Barre*. In dem vierten Jahrgang mit *Pichegru's* Bildniß, stehen die französische Constitution vom 23. Sept. 1795, die ersten Friedensschlüsse der Republik und die historisch wichtigen Volkslieder, die im Anfang allerdings eine ersäunende Wirkung hervorbrachten. Der fünfte Jahrgang, mit *Bonaparte's* Bildniß, liefert alle späteren Friedensschlüsse bis Ausgang des Jahrs 1796 und eine historische Skizze von *Bonaparte*, den damals in Aegypten Freunde und Feinde ohne Rettung begraben glaubten. Der sechste Jahrgang mit des Erzherzogs *Karls* Bildniß, enthält zugleich die Friedensschlüsse des Jahres 1797, auch die geheimen Artikel von *Campo Formio* (jedoch ohne Erwähnung der aus anderen zuverlässigen Nachrichten bekannten Verbredungen zu Gunsten Oesterreichs). Bey dem siebenten Jahrgang mit *Maffena's* Bildniß, erhalten wir *Moreau's* Bildniß und einen sehr gut gerathenen Grundriß von *Zürich* und der umliegenden Gegend; unter den Beylagen eine Schilderung des 10. Novemb. 1799 und Notizen von *Scherer* und *Macedonold*. Am Schluß des achten Jahrgangs findet man als Beylagen die (jetzt schon wieder wesentlich umgeformte) fränkische Staatsverfassung vom 13. Dec. 1799, die Conventionen und Friedensschlüsse des J. 1800, nebst den Waffenstillstands-Conventionen vom 16. Jan. u. 26. Jun. 1801 und dem *Lüneviller Frieden*; ingleichen Gedichte auf *Desaix* und *Moreau*, und eine kurze Biographie von *la Tour d'Auvergne*, dem ersten Grenadier der französischen Armee.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem achtzehnten Jahrhunderte gestorben sind; oder kurzgefaßte biographische und historische Nachrichten von berühmten Kaisern, Königen, Fürsten, grossen Feldhern, Staatsmännern, Päpsten, Erz- und Bischöfen, Cardinälen, Gelehrten aller Wissenschaften, Malern, Bildhauern, Mechanikern, Künstlern und andern merkwürdigen Personen beiderley Geschlechts.* Herausgegeben von *Friedrich Karl Gottlob Hirsching*, Doctor und Prof. der Philosophie auf der Universität zu Erlangen, und verschiedner gelehrten Gesellschaften Mitglied. *Erster Band.* 1794. 1 Alph. 2 Bog. — *Zweyte Abth. Brookes — Deshays.* 1795. 1 Alph. 1 Bog. — *Zweyter Band, erste Abth. Desing — Genouvi.* 1795. 1 Alph. 2 Bog. — *Zweyte Abth. Genouvi — Hartsoeker.* 1796. 1 Alph. 3 Blät. — *Dritter Band, erste Abth. Hartzhaim — Hymmen.* 1797. 22 Bog. 2te Abth. *Jablonsky — Keitmayr.* 1797. 1 Alph. 1 Bog. — *Vierter Band, 1ste Abth. Kromer — Loen.* 1799. 1 Alph. — 2te Abth. *Löcher — Marperger.* 1799. 1 Alph. — *Fünfter Band, 1ste Abth. Marschall — Micheli.* 1800. 21 Bog. — 2te Abth. *Middleton — Mustapha* 1801. 14 Bogen. gr. 8. (10 Rthlr.)

Dieses, noch nicht vollendete Werk ist zwar schon seit länger als acht Jahren bekannt genug geworden;

den; da aber dessen noch nicht in unsern Blättern gedacht wurde: so wird eine kurze Nachricht von der Absicht und Beschaffenheit desselben nicht planwidrig seyn. Schon der weitläufige Titel lehrt überhaupt, was der inzwischen (am 1ten März 1800.) verstorbene Vf. damit beabsichtigte, nämlich Nachrichten von berühmten und denkwürdigen Menschen, die im 18ten Jahrhundert lebten und starben, in alphabetischer Ordnung zu ertheilen. Von Rechtswegen hätte er nun aber auch in der Vorrede bestimmen sollen, was für Menschen ihm *berühmt* und *denkwürdig* schienen; oder, was für einen Maasstab des Ruhmes und der Denkwürdigkeit er sich gewählt habe. Aber nach dieser Bestimmung sieht man sich eben so vergebens um, als nach der Bestimmung des Charakters seiner Arbeit. Zwar heisst es S. IV. „Dieses Handbuch soll möglichst charakterisirende Lebensbeschreibungen solcher Personen enthalten, welche in diesem (18ten) Jahrhunderte — verstorben sind, und die sich durch besondere Schicksale, durch nützliche Thätigkeit, durch viel umfassende (?) Kenntnisse, durch nützliche Schriften, oder sonst auf eine vorzügliche Art ausgezeichnet haben, in was für einem Stande, und durch welche Wirksamkeit, das immer geschehen seyn mag.“ Allein, er sagt uns nicht, was er unter *möglichst charakterisirenden Lebensbeschreibungen* versteht. Wollt' er von den vielen tausend Personen, die er aufzuführen hatte, Biographien ausarbeiten, die jede derselben so weit, als es nur immer möglich war, schildern oder anschaulich darstellen sollen — und anders kann man wohl seine Worte nicht interpretiren: — so würde diefs die Kräfte eines einzigen, noch so talent- und kenntnißreichen Mannes sehr weit übersteigen, folglich noch weit mehr die Kräfte eines solchen Compilatorn, als Hirschling bekanntlich war. Wenn er noch gesagt hätte: *Lebensnachrichten!* aber *Lebensbeschreibungen?* Diesen war er durchaus nicht gewachsen. Weiter hin S. VII. drückt er sich etwas deutlicher aus, widerspricht sich aber auch zugleich, vermuthlich, weil er nicht mehr an das, was er S. V. geschrieben hatte, dachte. „Meine Absicht ist, ganz kurz die Lebensumstände eines jeden wirklich grossen Mannes, nebst seinen mancherley Verdiensten und literarischen Bemühungen darzustellen.“ Also, *Lebensumstände* und ganz kurz. Diefs läßt sich hören. Aber, die *Lebensumstände eines jeden grossen Mannes?* Bedachte H. auch wohl, was er da schrieb? Was für einen Maasstab von Grösse erger im Sinn gehabt haben? Wahrscheinlich wollt' er schreiben: eines jeden *merkwürdigen* Mannes. „Ob mir gleich, setzt er hinzu, *zufehends* manche Zeichnung grösser gerathen ist, als ich mir es vorgenommen hatte.“ Ja wohl *zufehends!* Und — manche Zeichnung wär' ihm zu groß gerathen! Rec. wettet Tausend gegen Eins, daß ihm — Hirschling — keine einzige von allen in diesem Werk aufgestellten Zeichnungen angehört. Gleich dahinter her heisst es: „Des Guten kann man ja nicht zu viel thun!“ *Des Abschreibens* wollt' er sagen. Denn

beym Lichte besehen, that er nichts, als abschreiben. Und damit haben wir zugleich die Beschaffenheit des Werks charakterisirt. Es ist nämlich — die neueste Abtheilung gewissermassen ausgenommen — nichts anders, als Compilation, so wie alle Bücher dieses Auctors. Daher muß man sich das Mißverhältniß der Artikel und Notizen in diesem Handbuch erklären. Hatte der Vf. ausführliche Biographien oder nur Nachrichten von dieser oder jener Person vor sich: so schrieb er sie rasch und ohne Nachdenken, *von Wort zu Wort*, ab, statt daß er sie planmäßig hätte zusammendrängen sollen, wovon er in der Vorrede viel spricht, aber nichts geleistet hat. Zur Probe vergleiche man nur den Artikel *Genovesi*. Er läßt sich gut lesen; denn er ist — wahrscheinlich von Hn. Jagemann — aus *Galanti's* italienisch geschriebenen Lobschrift dieses Neapolitanischen Philosophen übersetzt. Wie behandelt nun aber H. diesen Aufsatz? Er schreibt ihn, etwa zwey Stellen ausgenommen, *von Wort zu Wort* ab! statt daß er Plan- und Pflichtmäßig ihn hätte zusammenziehen sollen; welches durch Tilgung der lobrednerischen und wortreichen Stellen hätte geschehen können. Aber diefs schien entweder über seine Kräfte zu gehen, oder er eilte mit Fleiß, um nur bald viele Bogen zu füllen. — In dem bald hernach folgenden Artikel *Georg II.* wird fast gar nichts, was zur Charakteristik dieses Königs von Großbritannien dienen könnte, beygebracht, wohl aber, was die Engländer, während seiner Regierung, unter Leitung der Minister, Merkwürdiges verrichteten, lahm und matt genug, aus dem Neuen historischen Handlexicon wiederholt. — Der Artikel *Johann Gottlob Mayer* nimmt fast einen ganzen Bogen ein. Nun mag dieser Bayreuthische geheime Regierungsrath und Confistorialpräsident ein ganz würdiger und verdienter Mann gewesen seyn: aber, welches Mißverhältniß zwischen ihm und dem König Georg von Großbritannien, dem nur 3 Seiten gewidmet sind! Freylich ging jener Mayer Hirschling'en näher an, als dieser König; denn er war, wie wir gegen das Ende dieser Art von Leichenpredigt sehen, sein Oheim und Taufpathe. Allein, was geht diefs das Publicum, für welches H. compilirte, an?

Mit allem dem wollen wir dieser biographisch-literarischen Sammlung keineswegs allen Werth absprechen. Vielmehr empfehlen wir sie, die gerügten Fehler abgerechnet, als wirklich brauchbar; und wir würden es bedauern, wenn ihre Vollendung unterbleiben sollte. Der Vf. schrieb doch, so weit wir ihn verglichen, treu und genau ab; und da die von ihm gesammelten Nachrichten in sehr vielen Büchern zerstreut liegen: so ist man ihm für das Zusammentragen desselben Dank schuldig. Wie weit brauchbarer aber die ganze Arbeit ausfallen könnte, erhellt aus der neuesten Abtheilung, die zwar auch Hirschling's Namen an der Stirne führt, worin auch noch mancher Artikel von ihm stehen mag, worin man aber auch verschiedene bemerkt, in denen ein

anderer Geist wehet; ihr Urheber sey übrigens, wer es wolle. Hätte dieser sich so viele Mühe gegeben, als z. B. mit den Artikeln *Mirabeau* (*Gabr. Honor. Riquetti*), *Möhsen*, *Montesquieu*, *J. J. Moser*, *Moses Mendelsohn* (wo uns besonders die Beantwortung der Frage: Was verdankt denn Deutschland vorzüglich unserm M.? dem Vf. eigenthümlich zu seyn scheint), *Mosheim*, *O. F. Müller*: so würden wir seine Arbeit unbedingt loben. Es mag seyn, daß er aus den von ihm angeführten Hilfsmitteln abgeschrieben hat; aber wenn auch: so geschah es doch mit Einsicht. Auch ist er ehrlich genug, zu bekennen, wenn er bloß abgeschrieben hat. So steht nach dem Artikel *Burhard Christoph von Münnich*: „Obige kurze Nachricht von Münnich ist wörtlich aus *Haid's* historischen Wörterbuch, ohne daß, leider! von den vorhergehenden“ (nämlich *Büsching* und *v. Halow*) „etwas benutzt worden wäre.“ Indessen ist dieß freylich nicht zu loben, und zeugt von einem gewissen Hang zur Gemächlichkeit; wohin auch die allzu schwache Bogenzahl dieser Abtheilung und die bisher unterbliebene Fortsetzung des Werks zu gehören scheinen; auch hätte ein solcher Fortsetzer unbedeutende Artikel, wie *Helena Sibylla* (nicht *Sybilla*) *Mollerin*, *Reinh. Abr. Möller* und *Markus Wilh. Müller*, nicht aufnehmen sollen. — S. 64. wird unter dem Artikel *G. P. Mörk* versprochen, das Leben seines Sohnes *Joh. Siegmund* solle gleich nachher folgen: man findet aber keine Spur davon. — S. 146. heißt es: *J. J. Moser's* berühmte Söhne, *Friedrich Karl* und *Wilhelm Gottfried*, werden in den folgenden Supplementbänden eine Stelle erhalten. Warum aber fanden sie dieselbe nicht gleich jetzt? Und wann werden diese Bände erscheinen, da das Hauptwerk so schneckenmäsig fortschleicht? Dort wird man hoffentlich auch manche, von *Hirsching* übergangene Person, wie *Griffet* und *Joh. David Michaelis*, antreffen. Den noch lebenden Tonkünstler *Gretry* hat der verstorbene Vf. als einen Todten behandelt.

### RÖMISCHE LITERATUR.

BRANDENBURG, in d. Leichschen Buchh.: *E. J. A. Seyferts auf Geschichte und Kritik gegründete lateinische Sprachlehre. Fünfter Theil oder vierter Curtus. 1802. VIII. u. 392 S. gr. 8. (r Rthlr.)*

Mit diesem Theile beschließt der gelehrte Vf. ein Werk, welches ihm Ehre macht, und welches man, auch ohne seine Betheuerung, für die Frucht mehrjähriger gründlicher Studien der Sprache und ihrer Lehrer anerkennen wird. Schade, daß dem Vf.

manche Hilfsmittel, vorzüglich neuerer Zeit, abgegangen zu seyn scheinen, durch welche seine Vorstellungen und Angaben theils Bestätigung, theils Berichtigung hätten erhalten können, und bey deren Kenntniß vielleicht auch manches Einseitige und Paradoxe weggeblieben wäre, wohin wir z. B. rechnen, was S. 3. von dem *Codex argenteus* in Upfala gesagt wird, den er ein „*altdänisches* (nicht gothisches) Buch“ nennt, „welches auf violetttem Pergament, nach heutiger Buchbinderart, mit silbernen Buchstaben gedruckt ist.“ Da nun Hieronymus schon alter purpurner Membranen mit goldnen und silbernen Buchstaben (*auro argenteoque descriptos*) gedenkt: so schließt der Vf.: „Waren nun dergleichen Bücher zur Zeit des Hieronymus schon uralt: so muß die eigentliche Erfindung der Buchdruckerkunst weit über 1000 Jahr älter seyn, als man bisher vorgab, die jedoch ihrer damaligen Beschwerlichkeit wegen, nicht allgemein werden konnte. Sie scheint sich indessen hier und da, besonders in sehr reichen Klöstern, fortgepflanzt zu haben, bis endlich unsre viel wohlfeilere und leichtere nach und nach daraus, nicht schon vor der Mitte des 15ten Jahrhundert (wie es uns der auf mehr als einer gelehrten Windnacherrey erpaptete *Trithemius* weiß machte), sondern erst eine geraume Zeit nach A. 1463 (wie dieß der vielgelesene *Erasmus* von Rotterdam versichert) entstanden ist.“ Man nehme dieß zugleich als Probe von dem Vortrag des Vfs. und von seiner Neigung zu literarischen Abschweifungen. Der letzte *Curtus* ist an Gelehrsamkeit und Subtilität den übrigen gleich, und er wird nicht so sehr dem Anfänger als dem im Lateinischen Vollkommeneren und insonderheit dem Sprachforscher nützlich seyn können. Die Aufstellung der Paradigmen veralteter Formen von *Nominibus* und *Verbis* hat uns sehr wohlgefallen. In der Prosodie ist die Lehre von den Versarten weit kürzer und unbefriedigender abgehandelt als in den gewöhnlichsten Sprachlehren. Die Entschuldigung: „Nachdem man die Uebungen in der eigenen Verfertigung der lateinischen Verse auf den Schulen abgeschafft hat: so habe ich hier nur dasjenige angebracht, was bey dem Lesen der Dichter zu wissen, unumgänglich nöthig ist,“ wird man schwerlich gelten lassen, da das Versmachen nicht allenthalben abgeschafft, ja selbst zum Lesen der Dichter viel mehr davon zu wissen nöthig ist, als hier vorkommt. Wenigstens hätten die Anfänger auf *Jani Ars poetica* und die Gebildeteren auf *Herrmann's* *Metrik* verwiesen werden sollen. Ausführliche Register sind dem ganzen Werke zur Begleitung gegeben.



